LIBRARY OF CONGRESS
1800

Die evangelische Mission

unter den

Eskimo's in Grönland und Labrador

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen und Klasing.
1857.

E99
.E7B89

327468
24

Sr. Hochwürden

dem

Herrn Superintendent Wilke

in Bitterfeld

in dankbarer Liebe und Ergebenheit

hochachtungsvoll zugeeignet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Ehe noch in der Jahres-Conferenz der Berliner Missions-Gesellschaft im Jahre 1855 über die zweckmäßigste Einrichtung allmonatlich zu haltender Missionsstunden verhandelt wurde, hatte der Unterzeichnete nach dem Vorbilde des trefflichen Mannes, durch dessen Missions-Vorträge er einst die erste Anregung zu lebendiger Betheiligung an dem gottgewollten Werke der Mission empfing, und dem daher auch in dankbarer Erinnerung dieses Werk gewidmet ist, bereits seit Jahren in seinen vierwöchentlichen Missionsstunden den dort (siehe Bericht S. 14) empfohlenen Gang inne gehalten und als zweckmäßig erprobt. Und gerade dabei ist es ihm recht klar geworden, daß, wenn diese Stunden mit der rechten Freiheit und Freudigkeit gehalten werden und den rechten Segen in der Gemeinde schaffen sollen, auch eine genaue und umfassende Kenntniß des zu durchwandernden Gebietes für den, welcher seine Zuhörer durch dasselbe führen will, unerläßlich erfordert wird. Dieselbe ist aber auch an und für sich, worauf bereits hie und da in Missionsschriften und Verhandlungen von Missions-Conferenzen mit gutem Grunde hingewiesen worden, in hohem Grade wünschenswerth, ja man darf wohl sagen nothwendig, wie insonderheit für jeden Diener des göttlichen Wortes, so für jedweden Christen, der die heilige Sache des Reiches Gottes auf betendem Herzen trägt, und giebt der Bitte: Dein Reich komme! erst den rechten lebendigen Hintergrund, wie denn mit der wachsenden Kenntniß des Missionswerkes auch die Theilnahme an demselben Hand in Hand zu gehen pflegt. Da indeß nicht jedem Geistlichen und Freunde der Mission die verschiedenen Bücher und Schriften, aus denen jene eingehende Kenntniß des Missionswesens geschöpft werden kann, zu Gebote stehen, manche auch nicht im Stande sind, das dahin gehörige reichhaltige Material sich anzuschaffen, oder aber weder Zeit noch Lust haben, das in vielen und verschiedenen größeren und kleineren Werken Zerstreute selbst zu sammeln und zu ordnen, so glaubte der Unterzeichnete, bei dem Mangel eines das ganze Gebiet der evangelischen Heidenmission in geordneter Folge nach

den in der oben erwähnten Conferenz gegebenen Andeutungen mit der nöthigen Ausführlichkeit umfassenden Werkes, mit der Abfassung eines solchen, wozu er nach Ansammlung eines reichen dahin gehörigen Materials und durch jahrelange sorgfältige und eingehende Studien sich wohl für befähigt halten darf, keine überflüssige Arbeit zu unternehmen.

Es soll demnach die kleine Missions-Bibliothek, deren erste Abtheilung hiermit allen Freunden der Mission dargeboten wird, von den Eskimo's in Grönland an bis zu den Papu's in Neuholland das ganze große Gebiet der evangelischen Heidenmission in Amerika, Afrika, Asien und Australien zur anschaulichen Darstellung bringen, und zwar so, daß von den zwölf an Umfang nach Maßgabe des zu bewältigenden Stoffes allerdings verschiedenen Abtheilungen, welche, so Gott will, in möglichst rascher Aufeinanderfolge erscheinen sollen, jede auch für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, wie denn die zweite Abtheilung mit den Indianern in Nord- und Südamerika, die dritte mit den Negern in Westindien und Südamerika sich beschäftigen wird. Dabei dürfte die fortlaufende Angabe der betreffenden Literatur jeden Leser in den Stand setzen, sich nach Umständen und Belieben auf den einzelnen Gebieten noch weiter umzuthun und Vieles, was im Zusammenhange nur angedeutet oder kurz berührt werden konnte, genauer und ausführlicher dargestellt zu finden. Auf absolute Vollständigkeit kann es hier ohnehin nicht abgesehen sein, da in diesem Falle schon der äußere Umfang des beabsichtigten Unternehmens die demselben vorläufig gesteckten Grenzen weit überschreiten würde; doch werden die folgenden, gleich dieser ersten bearbeiteten Abtheilungen allen billigen, an ein derartiges Werk zu stellenden Forderungen möglichst zu entsprechen bemüht und geeignet sein.

Und so gebe denn der große Herr der Missionen auch zu dieser geringen Arbeit, die in Seinem Namen und zu Seiner Ehre unternommen worden, Seinen gnadenreichen Segen, und helfe nach Seiner Barmherzigkeit, daß auch sie ihr Scherflein beitragen möge zur Förderung Seiner heiligen Sache und zur Ausbreitung Seines herrlichen Reiches.

Delitzsch, am Sonntage Quasimodogeniti, den 19. April 1857.

Dr. Burkhardt.

Inhalt.

Die Eskimo's in Grönland und Labrador.

A. Grönland. Seite

§. 1. Grönland und die Grönländer 1

§. 2. Hans Egede, der Apostel der Grönländer 19

§. 3. Die Brüder in Grönland 32

B. Labrador.

§. 1. Land und Leute 60

§. 2. Die Brüder in Labrador 63

I. Amerika.

1. Die Eskimos in Grönland und Labrador.

Hans Egede: Ausführliche und wahrhafte Nachricht von Anfang und Fortgang der grönländischen Mission. Hamburg 1740.
Paul Egede: Nachrichten aus Grönland. Kopenhagen 1790.
David Cranz: Historie von Grönland. 2. A. Barby 1770.
Zweiter Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft. Berlin 1826.
F. L. Kölbing: Geschichte der Mission in Grönland und Labrador. Gnadau 1831.
Brauer: Beiträge zur Geschichte der Heidenbekehrung. III. 2. Altona 1839.
Calwer Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden. 1841. p. 145 ff. und 1850. p. 161 ff. 1855. p. 161 ff.
Salfeld: Nachrichten aus der Heidenwelt. IV. Hamburg 1845.
Vormbaum: Missionsgeschichte in Biographieen. V. Düsseldorf 1850. Bd. III. Heft 2. 1856.
Rudelbach: Hans Egede, Grönlands Bischof. In den christlichen Biographien. Leipzig 1852.
Sonntags-Bibliothek, VI. 2. Bielefeld 1855.
Missionsfreund, herausgegeben von Lange. 1856. Nr. 4 ff.
Evang. luth. Missionsblatt, herausgegeben von Schneider. Leipzig 1850. S. 216 ff., 265 ff.

A. Grönland.

§. 1. Grönland und die Grönländer.

Grönland — wen friert nicht, wenn er dieß Land nennen hört, das, wenn es jemals ein „grün Land" gewesen, doch längst aufgehört hat, ein solches zu sein; wer denkt da nicht alsbald an wüste Flächen voll ewigen Schnee's, an schwimmende Eisberge und lange, von blutigem Nordlichtsschein bestrahlte Winternächte? Und doch auch dort im hohen Norden leben Menschen, auch dorthin hat durch brandende Wogen und treibende Eisschollen die Liebe Christi sich einen Weg gebahnt, auch über denen, die dort wohnen im finsteren Lande, ist das helle Licht des Evangeliums durch Gottes Gnade aufgegangen.

Eine mächtige Halbinsel, deren Inneres und deren Ausdehnung nach dem Nordpol hin noch nicht erforscht sind, erstreckt sich das Land bis zum 59. Grad nördlicher Breite herab, wo es in die Inseln und Vorgebirge Farewell und Staatenhuk ausläuft. Von der Europa zugewandten Ostküste, welche der Insel Island bis auf etwa 40 deutsche Meilen nahe kommt, ist wegen der gewaltigen, den Zugang wehrenden Eismassen erst eine verhältnißmäßig kurze Strecke erforscht; die Westküste wird durch die Davisstraße und weiter im Norden durch die Baffinsbai von den übrigen Theilen des nördlichen Amerikas geschieden. Hier erhebt sich das hohe, felsige Küstenland an den meisten Orten zunächst der See in schroffe Klip-

pen und zu hohen Bergen, deren Gipfel man wohl 20 Meilen weit vom Meer aus sehen kann. Auch landeinwärts erblickt man ähnliche Felsengebirge, deren Trümmer die Abhänge bedecken. Großentheils bestehen sie aus Gneis und enthalten in ihren vielen senkrechten Spalten Quarz, Kalkspath, Granaten, Turmaline und andre Steinarten. An mehrern Orten findet sich der zum Talkgeschlecht gehörige Weich- oder Topfstein, der zu Kesseln und Lampen verarbeitet wird. Amiant und Asbest kommen häufig vor, seltener Magneteisenstein und würflige Schwefelkiese. Torf giebt es auf dem niedrigen Land und auf den Inseln, Steinkohlen bricht man bei Umanak (71° N. Br.) und auf der Disko-Insel. In neuerer Zeit hat man auch reiche Kupferminen entdeckt.

Dunkelbraun ragen aus den mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Gebirgen steile, glatte Felsenspitzen hervor; Gletscher und Eisfelder lehnen sich an sie in großen Massen an, oft weit über den Rand des Ufers hinaus, bis das Eis durch seine eigene Schwere bricht und in mächtigen Stücken unter donnerndem Getöse in die Tiefe stürzt, so daß oft ganze Meeresstrecken davon überlagert und unzugänglich gemacht werden. In vielen schmalen Buchten oder Fiorden dringt die See tief in das Uferland hinein, dessen Rand mit unzählbaren kleinen und großen Inseln und Klippen besetzt ist. In den wenigen Sommermonaten führt die Meeresströmung das sogenannte Treibeis von der Ostseite um Staatenhuk herum nordwärts, in zahllosen Schollen und weit ausgedehnten Eisfeldern, zwischen denen Eisberge von wunderbarer Gestalt und Größe sich erheben. Das Eis aber ist theils hell und durchsichtig, wie das schönste Kristallglas, theils bleichgrün oder himmelblau. Kommt der Wind von Westen, so treibt er das Eis mit der Fluth in alle Buchten hinein; weht er aus Norden und Osten, so treibt er es mit der Ebbe wieder aus den Buchten heraus und mit der Meeresströmung gegen die Küste von Labrador hin. Wehe dem Schiffe, das zwischen die schwimmenden Eisfelder und Eisberge geräth, was bei den häufigen dichten Nebeln nur zu leicht geschehen kann, die auch die Reisenden, welche in kleineren Fahrzeugen längs der Küste sich halten, sammt dem Treibeis gar oft in Gefahr bringen. Mit dem Eise zugleich erscheint gewöhnlich das Treibholz, große, mit der Wurzel ausgerissene Baumstämme, meist Fichten, Lerchen und Cedern, die durch langes Herumtreiben, Anstoßen und Reiben am Eise Aeste und Rinde verloren haben. Dieses Holz, das vermuthlich von den großen Flüssen Sibiriens oder Amerika's in's Meer getrieben und durch dessen Strömungen an die Ufer der Inseln geschwemmt wird, ist für die Grönländer, deren Land nur niedriges Gesträuch hervorbringt, zum Bau ihrer Wohnungen und Boote und zur Verfertigung ihrer Jagdgeräthe unentbehrlich, und auch die Missionare sind darauf angewiesen, obschon sie zur Feuerung auch mit Steinkohlen aus Europa versehen werden.

Und deren bedürfen sie in jenem kalten Lande, wo der Winter bis zum Juni dauert und auch dann der Boden nur an der Oberfläche aufthaut; auch schneit es noch um diese Zeit und fängt im August schon wieder damit an. Im Januar und Februar tritt die größte Kälte ein, die zuweilen so heftig wird, daß die Steine zerspringen, Thüren und Wände in der geheizten Stube vom Frost wie übertüncht sind, die Betten, vom

Athem mit Reif überzogen, an die Bettstelle anfrieren, und das Wasser über dem Feuer erst gefriert, bis die Hitze die Oberhand bekommt. Die ganze Luft ist dann mit kleinen Eistheilchen angefüllt, die eine schneidende Kälte verbreiten; die See dampft vom Frostrauch, der auf der Haut Blasen zieht, und friert zwischen den Inseln und Buchten zu. Wenn dann die Grönländer vor Kälte und Eis ihrer Nahrung nicht nachfahren können, tritt zu solchen Zeiten oft große Hungersnoth bei ihnen ein.

Die langen Winternächte — in Disko unterm 70.° sieht man die Sonne vom 30. Nov. bis 12. Jan. gar nicht aufgehen, in Neuherrnhut bei Godhaab unterm 64.° am kürzesten Tag nur 3½ Stunde über dem Horizont stehen — werden durch den starken Schimmer des Mondes und der Sterne, durch den Wiederschein des Schnees und durch die häufigen Nordlichter mit ihren verschiedenfarbig flammenden Strahlen erhellt. Dagegen währt der längste Tag um Godhaab 20½ Stunde, und im Juni und Juli ist es so hell, daß man um Mitternacht die kleinste Schrift ohne Licht lesen kann. In Disko aber sieht man um diese Zeit die Sonne gar nicht untergehn, sondern am Rand des Himmels von Westen nach Norden und von da nach Osten wandern, wo sie dann mit Majestät und Pracht wieder emporsteigt. In den langen Sommertagen erreicht die Hitze in den vor dem Winde geschützten Fiorden und Thälern manchmal einen so hohen Grad, daß an den Schiffen das Pech schmilzt und das auf den Klippen zurückgebliebene Seewasser weißes Salz absetzt. Mückenschwärme erfüllen dann die Luft in solcher Menge, daß man vor ihren empfindlichen Stichen sich kaum zu bergen weiß; zuweilen steigen auch Gewitter auf. Doch wird die Wärme der Luft durch die Eisfelder beständig wieder abgekühlt, und am Seeufer die Sonnenstrahlen durch die häufigen dichten Nebel während der Sommermonate abgehalten. Die meisten Winde kommen vom Land und aus den Bergen; von Süden her aber wehen zuweilen so heftige Stürme, daß die Häuser zittern und krachen, Zelte und leichte Boote, ja selbst pfundschwere Steine mit fortgerissen werden, und das in die Luft geführte Seewasser wie ein dichter Regen herabfällt. Uebrigens ist die Luft in Grönland rein und gesund.

Bei der Dürre des felsigen Bodens und der Kürze des Sommers ist der Pflanzenwuchs sehr beschränkt. Birken, Weiden und Erlen kommen meist nur als niedriges Gesträuch zum Vorschein, wogegen verschiedene Moose und Flechten in üppiger Fülle wachsen und einige Beerenarten, besonders die Krähebeeren (Empetrum nigrum), eine beliebte Speise der Grönländer, mit ihrem Kraute hie und da den Boden weithin überwuchern. Auch das Löffelkraut, dieses bewährte Mittel gegen den Scharbock, wächst in großer Menge auf Klippen und unbewohnten, durch den Auswurf der Vögel gedüngten Inseln, besonders aber bei den Häusern und Zeltplätzen der Grönländer, wo der dürre Sand viele Jahre durch das Blut und Fett der Seehunde fruchtbar gemacht worden ist. In den Gärten zieht man während des kurzen Sommers Salat, Kohl, weiße Rüben, Rettige, Radießchen, die zwar alle nicht groß werden, doch von angenehmem Geschmack sind.

Von vierfüßigen Landthieren beherbergt Grönland Rennthiere, weiße Hasen, blaue und graue Füchse und weiße Seebären, aber keine Ratten

und Mäuse. Hunde von mittelmäßiger Größe und Wolfsgestalt, die nicht bellen, sondern nur muchsen und heulen, sind die einzigen zahmen Hausthiere der Grönländer, die im Norden des Landes deren vier bis zehn vor einen Schlitten spannen und damit Fahrten über das Eis machen. Die Missionare halten auch einige wenige Schafe und Ziegen, in Lichtenau, einer der mildesten Gegenden, selbst Kühe.

Außer etlichen Raubvögeln, Adler, Eulen, Falken, Raben, gibt es auch einige kleine Singvögel. Schneehühner kommen im Winter ihrer Nahrung wegen aus den Bergen nach dem Seestrand, wo viele in Schlingen gefangen werden. Wasservögel von verschiednen Arten und in ziemlicher Menge suchen ihre Nahrung in der See und werden theils um ihres wohlgefiederten Felles, theils um ihres Fleisches wegen von den Grönländern erlegt, auch ihre Eier auf den Klippen und Inseln, wo sie nisten, begierig aufgesucht. Mancherlei Fische werden im Meere gefangen, Dorsche, Heilbutten, Lachse, besonders Angmarset, eine Art Stint, die zur Laichzeit im Mai und Juni so zahlreich in die Fiorden einströmen, daß man in wenigen Stunden ganze Boote damit füllen kann. An der Luft getrocknet werden sie zum Winter aufbewahrt und dienen den Grönländern statt des Brodes als Zukost. Wallfische der größeren Art halten sich nur in der nördlichen Gegend auf; kleinere Wale, Kaschelot, Finnfisch u. a. werden auch weiter südlich angetroffen und dann und wann von den Grönländern gefangen. Kein Thier aber ist diesen nützlicher und unentbehrlicher, als der Seehund, der sich meist in der Nähe des Treibeises aufhält und mit demselben, also im Sommer, zu kommen pflegt. Das Fleisch des Seehundes giebt den Grönländern die liebste und beste Nahrung, der Speck wird theils roh gegessen, theils zum Erleuchten und Erwärmen der Häuser, sowie zum Kochen der Speisen, theils zum Handel mit den Europäern gebraucht; aus den Sehnen machen sie Zwirn, aus den Därmen Fenster und Zeltvorhänge, aus dem Magen Thranschläuche; das Blut wird mit andern Zuthaten als Suppe gegessen, und die Knochen dienen zu Werkzeugen. Aus den Fellen machen sie ihre Kleider, decken damit ihre Zelte, überziehen damit ihre Boote, und so macht der Seehundsfang den Haupterwerb des Grönländers aus, und sein Bestehen hängt von dem Ertrag desselben ab. Darum kann es kaum Wunder nehmen, wenn P. Egede „Nachrichten aus Grönland p. 162" berichtet: „Alle Reden der Grönländer gehn auf die Seehunde und dem, was dazu gehört, hinaus; daher fragen sie oft, nachdem man ihnen auf die beste Weise die Glückseligkeit des Himmels vorgestellt hat: Sind viele Seehunde da?"

Die Grönländer, deren Zahl an der Westküste, so weit die dänischen Niederlassungen reichen, auf 6000 geschätzt wird, gehören zu dem Volksstamm der Eskimo's, welche den äußersten Nordosten von Amerika bewohnen, und sind wahrscheinlich von dorther eingewandert, indem sie die Küsten der großen Halbinsel Grönland besetzten. Sie selbst nennen sich Innuit (sing Innuk), d. i. Menschen, Einwohner, während sie alle übrigen verächtlich mit dem Namen Kablunät, Ausländer, Barbaren, bezeichnen. Selten erreichen sie die Länge von fünf Fuß. Hände und Füße sind klein und zart, die Schultern breit, besonders bei den Weibern, die von Jugend auf große Lasten tragen müssen; der Kopf ist

groß, das Gesicht breit und platt, mit wenig erhabener Nase, dicker Unterlippe, runden und hervorstehenden Backen und kleinen, schwarzen, ausdruckslosen Augen. Dunkelgrau am Körper ist die Hautfarbe im Gesicht braun mit durchscheinender Röthe. Das Haupthaar ist schwarz, strack und lang; die wenigen Barthaare rupfen die Männer aus. Der fleischige, fett- und blutreiche Körper läßt sie die Kälte sehr wohl ausstehen, wie sie denn auch in ihren Wohnungen gewöhnlich bis auf die Beinkleider nackend sitzen, und dennoch durch ihre Ausdünstung eine für Europäer sehr beschwerliche Hitze verbreiten. Bei den gottesdienstlichen Versammlungen aber dünsten und athmen sie so viel Wärme aus, daß man gar bald in Schweiß kommt und mit Mühe Athem holt. Gewandt und kräftig in ihren gewohnten Arbeiten bringen dennoch besonders die Männer ihr Alter nicht leicht über 50 Jahr. Der schnelle Wechsel von Kälte und Hitze, von Hunger und Ueberfüllung, und die Beschwerlichkeiten des Erwerbs verkürzen ihnen das Leben. Seitenstechen, verschiedene Arten von Ausschlag, und schmerzliche Augenleiden, wozu sie von den Europäern noch die Blattern bekommen haben, sind ihre gewöhnlichsten Krankheiten. Ihre Kleidung verfertigen sie aus Seehunds-, Rennthier- und Vogelfellen. Das Oberkleid, welches gleich dem Unterkleid über Kopf und Schultern wie ein Hemd angezogen wird, ist in der Regel von Seehundspelz gemacht, die rauhe Seite nach außen gekehrt, Saum und Naht mit zarten Streifen von rothem Leder und weißen Hundsfellen zierlich besetzt. Eine daran befindliche Kappe wird bei rauher Witterung über den Kopf gezogen. Vermögendere Männer tragen jetzt auch Oberkleider von wollenem Tuch, blaugestreifter Leinwand oder Kattun nach grönländischem Zuschnitt. Die Unterkleider bestehen aus Vogel- und Rennthierpelzen, Federn und Haare nach innen gekehrt. Außerdem tragen sie Beinkleider, Strümpfe, Stiefeln oder Schuhe von ähnlichem Stoff. Die Kleidung der Weiber unterscheidet sich von der männlichen nur durch größere Zierlichkeit, auch werden die Säume gern mit Glasperlen besetzt. Mütter und Kinderwärterinnen tragen einen Pelz, der durch einen Gurt um den Leib befestigt und so weit ist, daß sie das Kind, welches übrigens von Wiege und Windeln nichts weiß, gemeiniglich ganz nackt darin bergen und mit sich herumtragen können. Die Männer schneiden ihr kurzes, von dem Scheitel nach allen Seiten herabhängendes Haar vorn ab; die Weiber binden es über dem Kopf mit einem hübschen Bande zweimal zusammen. Letzteres ist nicht selten mit Glasperlen verziert, dergleichen sie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme tragen.

Aus großen Steinen, zwischen denen Erde und Rasen gelegt ist, bauen sich die Grönländer an erhabenen Stellen und nicht weit von der Küste ihre Häuser, die im Lichten 6 bis 8 Ellen breit und tief, und je nachdem wenige oder viele Familien darin wohnen, 12 bis 40 Ellen lang, aber nur so hoch sind, daß man eben aufrecht darin stehen kann. Auf den Seitenmauern ruht nach der Länge des Hauses ein von Pfosten unterstützter Balken, über welchen Querbalken und dazwischen kleines Holz gelegt werden. Darauf kommt eine Lage Rasen, der mit feiner Erde überschüttet wird, und das Ganze wird endlich mit alten Boot- oder Zeltfellen bedeckt. In das Innere gelangt man nur durch einen recht-

winklig an die lange Seite des Hauses angebauten, 6 bis 8 Ellen langen Gang, der so niedrig ist, daß man fast auf Händen und Füßen durchkriechen muß, aber eben deßhalb Wind und Kälte trefflich abhält. Etliche Fenster, von Seehundsdärmen oder Helleflyndermägen sauber zusammengenäht, lassen das Tageslicht durchscheinen, das die inwendig mit Fellen überzogenen Wände matt beleuchtet. Drinnen, dem Eingang und den Fenstern gegenüber ist längs der Mauer, etwa eine halbe Elle über dem Fußboden, eine mit Fellen überzogene Pritsche von Brettern angebracht, welche mehrere Abtheilungen hat. Jede Familie, deren wohl zwei bis zehn in einem Hause wohnen, nimmt eine solche Abtheilung der Pritsche ein, die den Hausbewohnern bei Tage zum Tisch und Sitz, des Nachts aber zur Schlafstelle dient. Unter den Fenstern steht eine schmale Bank für die Fremden, und an jedem Pfosten ist eine Feuerstelle. Da steht auf einem hölzernen, mit flachen Steinen belegten Klotz ein niedriger Schemel, und auf diesem eine Lampe von Weichstein, mit Seehundsspeck oder frischem Thran gefüllt. Anstatt des Dochtes brennt darin ein wenig Moos, und zwar so hell, daß von diesen Lampen das Haus hinreichend erleuchtet, ja sogar erwärmt wird. Ueber der Lampe hängt ein gleichfalls aus Weichstein gefertigter Kessel zum Kochen der Speisen, und über diesem ist noch ein Rost von hölzernen Stäben zum Trocknen der Kleider angebracht. Der Geruch so vieler Thranlampen, über denen noch dazu oft halb verfaultes Fleisch gekocht wird, und sonderlich von den im Hause stehenden Uringefäßen, worin Häute zum Gerben eingeweicht werden, ist freilich für einen Europäer kaum auszuhalten. Neben den Wohnhäusern haben die Grönländer kleine von Steinen erbaute Vorrathshäuser, worin sie Fleisch, Speck, gedörrte Fische u. dgl. aufheben, während das, was sie im Winter fangen, unter dem Schnee aufbewahrt wird. In der Nähe der Wohnungen werden auch die Boote umgestürzt auf Pfähle gelegt, und darunter das Jagdgeräth und Fellwerk aufgehängt. Sobald aber der Schnee schmilzt und die Dächer durchzuweichen droht, verlassen die Grönländer jubelnd ihre im September bezogenen Häuser, um den Sommer in Zelten von Seehundsfellen zu verbringen. Denn sie lieben ein unstätes Leben und ziehen den Sommer über gewöhnlich im Lande umher. Wo nun ein Hause vom Winter übereilt wird, oder wo es ihnen einfällt, den Winter über zu wohnen, da bauen sie sich Häuser, wenn sie deren keine vorfinden.

Die gewöhnliche Nahrung der Grönländer ist das Fleisch der Seehunde, Rennthiere, Fische und Seevögel, welches sie theils gekocht, theils an der Luft getrocknet genießen. Das im Winter unter dem Schnee aufbewahrte, durchfrorne und halb verfaulte Seehundsfleisch, Mikkiak genannt, verzehren sie mit großem Wohlgefallen. Frische, faule und halb ausgebrütete Eier, Krackebeeren und das Mark der Angelikawurzel heben sie mit Thran vermengt in einem Sack von Fellen zur Erfrischung für den Winter auf. Ihr Trank ist klares Wasser, das sie in einem Gefäß im Hause stehen haben und durch hineingeworfenes Eis abkühlen. Sie essen, so oft sie hungert, nnd sorgen nicht für den andern Morgen. Haben sie vollauf, so stellen sie Gastereien an und des Schmausens ist kein Ende. Ein Missionar war eines Abends bei einem vierten Schmause an demselben Tage zugegen und wunderte sich über die Eßlust, welche sie auch dabei

noch bewiesen. „Aber", sagte er, „wie könnt ihr denn so viel auf einmal essen? und ihr eßt ja, als wäret ihr noch hungrig?" Die Antwort war: „Wir können viel essen, und wir können hungern, wie sichs trifft." — „Da fühle, Priester," sagte ein Mann, und streckte seinen Bauch vor, „jetzt ist er, wie ein gespanntes Trommelfell, aber er kann vielleicht bald wieder schlaff werden, wie eine zusammengelegte Blase." Zur Zeit des Mangels können sie dagegen auch etliche Tage hungern, und sind oft genöthigt, mit Muscheln und Seegras, ja mit alten Zeltfellen und Schuhsohlen ihr Leben zu fristen. Brot, Erbsen, Grütze essen sie gern, wenn sie dergleichen von den Europäern bekommen.

Alle häuslichen Arbeiten sind den Weibern überlassen; sie schlachten, kochen, bereiten die Felle, verfertigen daraus die Kleider, überziehen damit die Fahrzeuge, bauen die Häuser und Zelte oder bessern sie aus u. dgl. Die Männer, welche die meiste Zeit auf dem Seehund- und Fischfang und auf der Jagd der Rennthiere zubringen, befassen sich außerdem nur mit der Verfertigung des Jagdgeräthes, der Harpune, der Lanzen und Wurfpfeile, sowie des Holzwerks zu Häusern und Zelten, und der Gerippe ihrer Fahrzeuge. Letzterer haben sie zweierlei, davon das größere, Umiak, das Weiberboot, 6—8 Klafter lang, etwa 2 Ellen breit und 1½ Ellen tief ist. In diesem Fahrzeuge, das mit einem von Därmen verfertigten Segel versehen ist und von Weibern gerudert und gesteuert wird, fahren die Grönländer mit ihren Zelten und Hausgeräthen und ihrer ganzen Habe 100—200 Meilen weit nach Norden und nach Süden, wobei sie in einem Tage 6 Meilen zurückzulegen pflegen. Jeden Abend laden sie aus, schlagen ihr Zelt auf, ziehen das Boot an's Land und sichern es durch schwere Steine gegen den Wind. Auch die Europäer benutzen dort solche Boote häufig zu ihren Küstenfahrten. Das kleinere Fahrzeug, Kajak, das Männerboot, ist bloß 3 Klafter lang, vorn und hinten spitz, in der Mitte 1½ Fuß breit und nur 1 Fuß hoch. Auf allen Seiten, oben und unten mit Seehundsfell überzogen hat es nur in der Mitte eine runde Oeffnung, durch welche der Grönländer hineinschlupft, sich auf die mit weichen Fellen bedeckten Latten setzt und den untern Saum seines Wasserpelzes, der an Gesicht und Händen fest angeschnürt ist, über einen zwei Finger breit um die Oeffnung hervorstehenden hölzernen Rand so fest anzieht, daß kein Wasser eindringen kann. Um sich herum hat er sein Jagdgeräthe, und indem er nun sein an beiden Enden drei Finger breites Ruder oder Pautik in der Mitte ergreift und damit zu beiden Seiten taktmäßig in's Wasser schlägt, kann er auf diese Weise in einem Tage 10—12 Meilen zurücklegen. Sie werden deßhalb auch zum Versenden der Briefe von einer europäischen Niederlassung zu der andern gebraucht. Vom Knabenalter an üben sich die Grönländer, im Kajak zu fahren, mit dessen Hülfe sie ja ihre meiste Nahrung sich verschaffen müssen, und erlangen eine solche Fertigkeit, daß sie nicht nur im Sturm und beim Toben der Wellen sich aufrecht zu erhalten, sondern auch, wenn sie kantern oder umschlagen, mit dem Ruder wieder aufzurichten verstehen. Trotzdem büßen manche beim Seehundsfang auf dem Meere ihr Leben ein, und kein Jahr vergeht ohne solche Unglücksfälle, wodurch oft ganze Familien ihren Erwerber verlieren.

Was sie über den eignen Bedarf erwerben an Fuchs- und Seehundsfellen, und besonders Seehundsspeck, bringen sie den dänischen Kaufleuten zum Tauschhandel nach schon festgesetzten Preisen, und bekommen dafür Pfeileisen, Messer, Stichsägen, Bohrer, Meißel und Nähnadeln, ferner gestreifte Leinwand, Kattun, wollenes Tuch, wollene Strümpfe und Mützen, Kisten, hölzerne Schüsseln, Blechteller, kupferne Kessel, Spiegel, Kämme, Band und Spielzeug. Am liebsten kaufen sie Tabak und Flinten, nebst Pulver und Blei. Der Tabak, den sie übrigens nur zum Schnupfen brauchen, ist bei ihnen wie Scheidemünze, und für jeden Dienst erwarten sie ein Stückchen Tabak, den sie so leidenschaftlich lieben, wie andere Völker den für die Grönländer glücklicher Weise zu theuern Branntwein, und wofür mancher schlechte Wirth die Kleider vom Leibe verkauft. Auch dem Kaffee haben sie in neurer Zeit zum Schaden ihrer Wirthschaften Geschmack abgewonnen.

Ohne Obrigkeit und Gesetze, welche letztere durch mancherlei von den Vorfahren ererbte Bräuche und Gewohnheiten vertreten werden, regiert jeder grönländische Hausvater seine Familie so gut er kann, hat Niemandem außer ihr etwas zu befehlen und nimmt von Niemandem einige Vorschrift an. Wohnen mehrere Familien unter einem Dach beisammen oder stellen sie große Züge an, so richten sie sich gern nach dem erfahrensten und verständigsten Mann, ohne ihm jedoch untergeben zu sein. Die Grönländer heirathen, wenn sie über zwanzig Jahr alt sind, und gemeiniglich nur eine Frau, die sie besonders im Fall der Kinderlosigkeit auch wohl wieder verstoßen. Wie bei allen Heiden ist aber auch bei den heidnischen Grönländern das Loos der Weiber ein trauriges. Nach Landessitte wird die Braut mit Gewalt entführt, wobei sie einen oder zwei Tage mit aufgelöstem Haar ihre Jungfrauschaft beweint, auch ein paar Mal wegläuft, doch gemeiniglich so, daß sie leicht wiederzufinden ist. Heirathet ein Mädchen sehr jung, so nennt man sie manntoll. Die Verheiratheten müssen gehorsam und fromm sein und Kinder schaffen, sonst bekommen sie Schläge von den harten Männern, die ihnen mit geballten Fäusten die Augen blau schlagen. Man sieht es nicht für übel gethan an, seine Frau zu schlagen, wenn sie boshaft und ungehorsam ist; dahingegen hält man es für äußerst ungerecht, wenn ein Mann seine Dienstmagd schlägt. „Denn", sagen sie, „die Frau gehört mir, aber die Magd sich selbst". Werden die Frauen Wittwen, so müssen sie Dienstmägde von andern sein, und wenn sie endlich ein hohes Alter erreichen, so nennt man sie Hexen, worauf sie gesteinigt und umgebracht und nach dem Tode noch im Himmel von Raben geplagt werden, die ihnen um den Kopf fliegen. Vielweiberei ist nicht selten, und ein Grönländer rühmte sogar gegen P. Egede seine Frau ihres guten Gemüths wegen; sie würde niemals böse, wenn er andere Weiber lieb hätte; sie hätte ihn selbst gebeten, er möchte so viele nehmen, als er haben wollte. Derselbe meinte zu Egede: „Es ist kein Ruhm für eure Frauenzimmer, daß sie ihre Männer allein haben und über sie herrschen wollen; bei uns tadelt man die, welche so denken". Daß einer um irgend eines häuslichen Zwistes willen eine Frau sammt ihren Kindern verstößt, ist nichts Seltenes. Ehebruch kommt öfters vor. Nachdem einst P. Egede einen betrübten

Mann lange über die Ursache seines Kummers ausgeforscht, antwortete er, seine Frau hätte sich von einem verheiratheten Manne für ein Paar Strümpfe verführen lassen; er hätte deßhalb sie sowohl als ihre Kinder verstoßen. In demselben Augenblicke trat der Mann herein, von dem er redete, und indem er sich über die Bereitwilligkeit seiner Frau gegen denselben beschwerte, sagte er zu ihm: „Nun magst du sie behalten!“ — „Bist du deßhalb böse?“ entgegnete dieser; „meine Frau steht dir wieder zu Diensten!“ — Wie wenig das weibliche Geschlecht überhaupt geachtet wird, erhellt auch daraus, daß die Grönländer aus Mißmuth weinen, wenn eine Frau von einem piungitsok, d. i. etwas Unbedeutendes, ein Mädchen, entbunden wird. Stirbt einem Säugling die Mutter, und es ist keine andere säugende Frau in der Nähe, so wird er gewöhnlich mit der verstorbenen Mutter lebendig begraben, wobei sie sich damit entschuldigen, daß ja das arme Kind sonst auch hätte verhungern oder sich zu Tode schreien müssen. Sonst aber lieben die Grönländer ihre Kinder mit großer Zärtlichkeit, lassen ihnen auch allen Willen und meinen, man müsse sie nur schmeichelnd behandeln, daher denn die Kinder, die übrigens in Schmutz und Unreinlichkeit aufwachsen, auch gar nicht geneigt sind, sich eine strenge Behandlung gefallen zu lassen. Gleichwohl machen sie den Eltern im ganzen wenig Mühe und Verdruß. Die Knaben werden frühzeitig zum Fahren im Kajak und zum Seehundfang, die Mädchen zu den weiblichen Arbeiten angeführt. Die Söhne bleiben bei den Eltern wohnen, so lange diese leben, und sorgen im Alter für deren Unterhalt. Auch wenn sie verheirathet sind, führen die Mütter die Haushaltung, so lange sie können und wollen.

In ihrem äußeren Benehmen zeigen sich die Grönländer als ein sanftes, stilles und sittsames Volk, und wissen ihre Leidenschaften meisterhaft zu verbergen. Man hört bei ihnen keinen Zank und Streit, kein Schelten und Schimpfen, wofür ihrer Sprache sogar die Worte fehlen. Beleidigungen rächen sie meist durch feine Spöttereien, zu denen der Kläger den Beklagten in dem sogenannten Singestreit herausfordert. Dabei bringen sie alle Fehler des Gegners an den Tag und suchen ihn lächerlich zu machen, und wer endlich das letzte Wort behält und die Lacher auf seiner Seite hat, ist der Sieger. Mordthaten fallen selten vor, doch halten dann die Verwandten des Ermordeten sich verbunden, den Mörder aufzusuchen und — wäre es auch nach vielen Jahren noch — sein Blut zu vergießen. Wenn die Leidenschaften, welche sie lange zu verbergen wissen, bei den Grönländern einmal ausbrechen, so wüthen sie auch desto unsinniger. Was sie wollen, das muß durchgesetzt sein, und was ihnen nicht ansteht, dazu lassen sie durch keine Vorstellungen sich bewegen. Einander selbst zu bestehlen, halten sie für tadelnswerth und schämen sich dessen. Doch pflegten sie sich, wie P. Egede erzählt, kein Gewissen daraus zu machen, auf den holländischen Wallfischfahrern mitzunehmen, wessen sie habhaft werden konnten. „Wir bestehlen“, sagten sie, „nur die reichen Kablunacke (Fremdlinge); ihre Waaren sind so hübsch, daß unsre Hände dahin geführt werden und sie durchaus anfassen wollen“. — Bei ihrem Hang zur Wollust vermeiden die Grönländer sorgfältig alles, was für unanständig gelten könnte, und bilden sich auf diese ihre äußerliche Sittsamkeit nicht

wenig ein. „Er ist beinahe so sittsam, als wir", oder: „er fängt an, ein Mensch, d. i. ein Grönländer, zu werden" sagen sie, wenn sie einen stillen, eingezognen Europäer sehen, und eine junge Grönländerin, die nebst andern mit P. Egede 1740 nach Dänemark gefahren war, äußerte in einem Hause, wo sie eine sehr gute Aufnahme fanden, ganz naiv: „Wären doch unsere Leute hier, so würden sie sehen, daß es auch hier ordentliche und gute Menschen giebt, obschon sie nicht in Grönland geboren sind". Bei den offenbaren Lastern der europäischen Matrosen aber urtheilen die Grönländer: „Die Leute haben den Verstand verloren, das Tollwasser (d. i. der Branntwein) hat sie rasend gemacht". — Große Freunde der geselligen Unterhaltung, die sie mit großer Lebendigkeit in Worten und Geberden zu führen verstehen, vergnügen sich die Grönländer außer mit Ballspiel, Ringen und Faustkampf besonders an Tänzen und Gesängen, welche sie mit der Trommel begleiten und wobei sie theils ihre Geschicklichkeit im Fange und die außerordentlichen Dinge, welche sie verrichtet, theils andere ihnen merkwürdige Ereignisse in ihrer Weise besingen. So hatten sie auch auf Hans Egede, der dann und wann einige Knaben gegen den Willen ihrer Verwandten zu sich genommen, um die Sprache von ihnen zu lernen, ein Lied gemacht, dessen Inhalt war: „Es ist ein fremder Mann über das große Meer von Westen gekommen, der Knaben stiehlt und ihnen dicke Suppe mit einem Fell darauf (Mehlbrei) zu essen giebt und trockne Erde aus seinem eignen Lande (Schiffszwieback)". — Gastfreundschaft üben alle Grönländer gegen einander aus, und mit Tanz und Gesang, mit Schmaus und Gastereien feiern sie zur Zeit der Wintersonnenwende die Rückkehr der Sonne.

Die Sprache der Grönländer ist regelmäßig und künstlich und zeichnet sich durch ihre eigenthümliche Weise in Bildung, Beugung und Zusammensetzung der Worte aus, weshalb sie für einen Fremden sehr schwer zu verstehen und zu erlernen ist. Die meiste Schwierigkeit bildet die Zusammensetzung vieler einzelnen Wörter, um eine ganze Meinung auszudrücken, z. B:

Sennar	lug	iartor	asug	isfingi	lausinga
Arbeiten	schlecht	hingehn	denken	nicht sollt	Ihr ich

d. h.: Ihr müßt nicht denken, daß ich hingehn und schlecht arbeiten werde. In Ansehung der Dinge, die zum täglichen Leben und gewöhnlichen Verkehr der Grönländer gehören, und worüber sie von Alters her zu denken gewohnt sind, ist die Sprache sehr wortreich. So giebt es z. B. für Eis sechs verschiedene Bezeichnungen, illo, das Eis an den Fenstern, sermack, das, was auf den Bergen liegt oder an den Böten und Schlitten festgefroren ist, sikko, das flache Eis, das auf dem Wasser liegt, kaungak, das Eis, das durch Ebbe und Fluth von der Küste an sich über das Wasser legt, illuliak, ein schwimmender Eisberg, semersoak, das große feste Eis, das auf dem ganzen Hochlande liegt. Todtsein oder sterben heißt tokovok, vor Kälte sterben kejukpok, vor Hunger sterben perlerpok, vor Durst sterben kellakpok, von Geschwätz sterben oder sein Gehör verlieren kokerpok, vor Lust und Begierde nach Essen, Trinken, oder andern Dingen sterben kelerpok. Dagegen fehlen fast alle Ausdrücke für geistige und religiöse Begriffe, und erst nachdem die Grönländer

christlich denken und fühlen gelernt hatten, fanden sie auch Worte, ihre Gedanken und Gefühle auszudrücken. Illagecksukattivut taimalo opekattivut annaursisirput kudsauviginiarlugulo serniginikarkulluto taursoma arksernit d. h.: Die mit uns in Gemeinschaft und im Glauben stehen, mögen mit uns vereint dem Heiland danken, und Er bewahre uns durch Seine Hände.

Was die sonstigen Kenntnisse der heidnischen Grönländer betrifft, so stehen sie beinahe noch auf der tiefsten Stufe der Kindheit. Von der Erde glauben sie, daß sie auf Stützen ruhe, und da diese schon sehr alt und morsch sind und öfters krachen, so würde jene längst eingestürzt sein, wenn nicht ihre Angekok's oder Zauberer die Stützen beständig ausbesserten. Sie sagen, alles ist von sich selbst entstanden, und der erste Mann wuchs aus der Erde. Sonne und Mond sind, wie sie meinen, von ihrem Volk. Der Mond ist ein Mann, und heißt Aningat oder Auningasima, und die Sonne ist seine Schwester und heißt Matina oder Ajut. Die haben vorher in der Diskobucht am Isefiord gewohnt, da spielten sie zusammen in einem Hause von Schnee mit Fellen gedeckt, welches das Spielhaus der Kinder im Winter ist; der Mond aber, der in seine Schwester als die schönste aller Jungfrauen verliebt war, hatte die Gewohnheit, jeden Abend das Licht auszulöschen, um sie zu umarmen. Die Sonne, die das nicht leiden mochte, schwärzte einmal ihre Hände mit Ruß, womit sie ihn im Gesicht und auf den Kleidern beschmierte, als er im Dunkeln sie anfaßte, damit sie erfahren möchte, wer es sei. Davon sind die Flecken, die im Monde gesehen werden, und die um so kenntlicher wurden, da sie auf seinen schönen weißen Rennthierpelz kamen. Matina ging darauf hinaus, um in einem Stücke Moos Feuer anzumachen. Der Bruder that dasselbe, sein Licht ging aber gleich wieder aus; deßwegen sieht er wie eine glühende Kohle aus und kann nicht so schön als die Sonne scheinen. Der Mond lief nun der Sonne nach um das Haus herum, sie zu haschen, und wie er nicht ablassen wollte, sie zu verfolgen, schnitt Matina ihre eine Brust ab und warf sie ihm mit den Worten zu: merriuk kissima! mamarinerparma, d. h.: Friß das! du findest vielleicht allein Geschmack an mir. Dennoch ließ er nicht ab, sie zu verfolgen, bis beide in die Luft aufgenommen wurden und auch da noch in der Verfolgung fortfuhren. Doch kam die Sonne höher, als der Mond, und deßhalb muß der Mond noch seinen Unterhalt auf der Erde und im Meere suchen, wobei er oft den Weibern gefährlich wird, Seehunde fangen und sie auf seinem Schlitten nach Hause fahren, weil das seine gewohnte Speise war. Dieß geschieht zu den Zeiten, da er nicht am Himmel gesehn wird. Der Mond wohnt in einem kleinen Hause mit einem Fenster und hat zwei Lampen, die vor seinem Bette brennen; seine Kleider, die von seiner Kindheit her aufgehoben sind, hängen in seinem Fenster zugleich mit seinem Schlitten, zu welchem er vier große schwarzköpfige Hunde hat. Die Bänke im Hause sind mit den Fellen von jungen weißen Bären bedeckt, auf welchen die Seelen der Todten ausruhen, wenn sie gen Himmel fahren. Die Sonne hat, so sagen Einige, an der einen Seite des Hauses eine Kammer für sich allein. Auch die Sterne sollen von ihren Landsleuten sein, denn sie glauben nun einmal, daß alles, was sie

am Himmel und auf Erden sehen, seinen Ursprung aus ihrem Lande habe. Die roth scheinen, essen Leber; die bleich sind, Nieren. **Siektut**, d. i. zerstreute, der Gürtel des Orion, sind drei Grönländer, die in den Himmel aufgenommen sind, da sie den Weg nach ihrem eigenen Lande nicht finden konnten; **kamarsut**, der Schwan, sind drei Kajak's, die auf den Seehundsfang ausgewesen sind. Die Sternschnuppen nennen sie **anarpok**, d. h. sie werfen ihre Unreinlichkeit von sich, und **nyartotum**, das Vorübergehen eines Planeten an dem andern, ist ihnen eine Ehefrau und ein Kebsweib, die einander bei den Haaren haben. Uebrigens sind nach ihrer Meinung die Sterne gewöhnlich nicht größer, als ein Seehundsfell, und der Himmel mit allen seinen Sternen dreht sich rund um einen hohen spitzen Berg in Norden herum. Oben im Himmel ist ein großes Gewässer mit einem Damme, und wenn das Wasser zuweilen überläuft, so giebt es Regen; reißt der Damm entzwei, so fällt der ganze Himmel herunter. Die Lufterscheinung des feurigen Drachen halten sie für einen Geist und nennen ihn „Herr des Strandes", der sich sehen lasse, wenn ein Unglück bevorstehe. Der Donner kommt von einem steifen Pergamentfell her, um das zwei alte Weiber sich zanken, deren jede einen Zipfel desselben hält, und wenn es reißt, so blitzt es. Dieses Fell, sagt man, stahlen sie vor Alters, und als man sie deßhalb schalt, wurden sie zornig und verließen die Erde. Andere fügen hinzu, daß, wenn sie um das Fell streiten, ihre angezündeten Lampen umfielen; hiervon rührt der Blitz her, und wenn sie ihn sehen, so stellen sie sich vor, daß der Streit unter diesen beiden verwandelten Weibern noch fortdauert. So kindisch sind die Anschauungen und Begriffe der Grönländer, weßhalb sie auch glaubten, daß die Fremden, die zu ihnen kamen, auf dem Meere gegen Westen wohnten, woher sie die Schiffe anfahren sahen. Sie meinten auch, daß eine Menge Treibholz auf dem Meere gefunden würde, wo es wüchse, und Schiffe daraus gebaut würden. Ist's nun zu verwundern, wenn sie Egede, der sie zum Gebet ermunterte, fragten, ob Gott auch ihre grönländischen Gebete verstehen werde; wenn sie, da von demselben öfter das Wort „Kapitel" beim Predigen genannt wurde, dieß mit **kapitek** verwechselten und meinten, es handle sich um ihre Seepelze? Der erste Grönländer aber, Poeck, der nach Dänemark gekommen, machte nach seiner Rückkunft von Kopenhagen 1725 ein Lied, darin er von seiner Reise berichtete. Einen runden Thurm, den er dort gesehen, nannte er einen gemachten Berg mit einem Schneckengange bis zu oberst, und die christlichen Kirchen beschrieb er als große Häuser, die wie Berge hoch und inwendig mit kostbaren Sachen geziert seien. „Daselbst singen sie", sagte er, „zu großen Pfeifen (die Orgel), die so lang sind als Zeltstangen, und Stimmen wie alte und junge Menschen haben, welches sehr angenehm zu hören ist. Darnach steigt ein Priester auf einen sehr hohen Ort und redet zu dem ganzen Volke, das mit Andacht zuhört".

Von einem allmächtigen Gott, der Himmel und Erde geschaffen, wissen die heidnischen Grönländer freilich nichts. Ihre ganze Religion besteht in mancherlei zusammenhangslosen Ueberlieferungen und Meinungen, die sich auf die Geisterwelt, den Zustand der Seele nach dem Tode, den Anfang und das Ende der Welt u. dgl. m. beziehen. Sie glauben an zwei

große und viele kleinere Geister, welche letztere die Elemente beherrschen. Von den zwei großen Geistern gilt der eine, Torngarsuk, (der große Geist), für gut und menschenfreundlich, der andere, für den sie keinen Namen haben und der weiblichen Geschlechts sein soll, für böse und mißgünstig. Von Torngarsuk aber machen sie sich die widersprechendsten Vorstellungen. Einige sagen, er sei sehr klein, andere, er sei außerordentlich groß; einige sagen, er sei unsterblich, andere, er könne von einem Winde getödtet werden, der wie ein Pfeil gestaltet ist und eine schwarze und eine weiße Feder hat, die ihn lenkt. Andere glauben, daß er stirbt, wenn er einen Hund anrührt; andere sagen, er gleicht einem Menschen, hat aber nur einen Arm, der sehr groß ist und scheußlich aussieht; wieder andere, daß er einem Bären gleicht, aber keinen Schaden thut; er weiß die Ursache ihrer Krankheiten, und was für Mittel sie dagegen brauchen sollen. Als Eingang zu seiner Wohnung wurde eine Höhle, 10 bis 12 Schritt vom Seeufer gezeigt, durch welche die Angekok's, welche allein mit Torngarsuk verkehren, ihn zu besuchen vorgaben. — Von Torngarsuk's Eltermutter — man fühlt sich dabei versucht, an des Teufels Großmutter in unsern Volksmärchen zu denken — erzählte ein Angekok dem P. Egede folgendes: Zu allerunterst in der Erde wohnt ein großes, schlimmes Weib, die Torngarsuk's Eltermutter heißt, in einem sehr großen Hause, worüber man nicht mit dem Bogen hinschießen kann. Das Weib hat über alle Seethiere zu gebieten, denn sie sind alle ihre Hausgenossen, Wallfische, Einhörner, Seehunde, Weißfische ꝛc. In dem Thrangefäß, das unter ihrer Lampe steht, schwimmen alle Arten von Seevögeln im Ueberfluß herum. Vor ihrer Thür sieht man ganze Heerden von Seehunden, die auf den Hinterfüßen stehen und diejenigen beißen, welche sich ihr nähern wollen, was keinem andern, als einem Angekok erlaubt wird, der aber seinen Tornak oder Schutzgeist bei sich haben muß. Wenn sie diese Reise machen, so müssen sie erst die Seelen der Todten passiren, die aussehen, als ob sie noch hier im Leben wären; wenn sie vor diesen vorüber sind, so erscheint ihnen ein breiter und langer Schlund, der tief in die Erde hineingeht. Ueber diesen Schlund müssen sie, allein es führt kein anderer Weg darüber, als ein großes Rad, glatt wie Eis, und das beständig schnell herumgetrieben wird. Auf diesem Rade muß der Tornak den Angekok leiten. Hierauf kommen sie zu einem großen Kessel, in welchem lebendige Seehunde gekocht werden. Endlich gelangen sie zur Residenz der Eltermutter des Teufels. Hier ergreift der Tornak die Hand seines Angekoks und führt ihn durch die starke Seehundswache. Der Eingang ist breit, aber nachher geht der Weg über einen Abgrund, wo er nicht breiter ist, als eine Schnur, und wo man nichts hat, daran man sich halten kann. Innerhalb desselben sitzt das scheußliche Weib, das vielerlei Geberden macht und Verzuckungen hat, vor Wuth schwitzt und sich über die angekommenen Gäste das Haar ausrauft. Sie ergreift gleich den Flügel eines Vogels, zündet ihn an und hält ihn den Ankömmlingen unter die Nase, worauf sie von dem Geruch ohnmächtig und ihre Gefangene werden. Aber der Angekok, den sein Tornak unterrichtet hat, kommt ihr zuvor, ergreift sie gleich bei den Haaren und tummelt sich so lange mit ihr herum, bis sie ganz kraftlos wird. Auch hiebei ist ihm sein Tornak

behülflich. Um ihr Gesicht hangen Aglerrulit, wie die Schlangen um das Haupt der Medusa. Diese Unthiere reißen sie ihr vom Kopfe, weil dieselben Schuld daran sind, daß die Bewohner des Meeres das Land verlassen und zu ihr hingehen. So wie dies geschieht, fahren Wallfische und Seehunde mit Geräusch ins Wasser hinab und bergen sich wieder an die Küsten, wo die Grönländer sie fangen können. Nach dieser Verrichtung begiebt sich der Angekok, — der, wie man sieht, gut lügen kann, — mit seinem Tornak wieder auf den Heimweg und findet den Weg, der vorher so gefährlich war, gut und eben. — Torngarsuk selbst aber bekümmert sich nicht um die Welt, denn sie meinen, er sei zu hoch und erhaben, als daß er sich so erniedrigen sollte, an das Menschengeschlecht zu denken. Er hat das Regiment den vielen niederen Geistern überlassen, von denen nächst dem schon erwähnten bösen Geist die Angiak's oder Gespenster besonders gefürchtet werden. Solche Geister sind z. B. Ignersoit oder die Feuergeister, Nerrum Innua, der Herr der Speise, und Sillab Nalega, der Herr der Luft. Der zweitgenannte trägt einen Rock, ähnlich dem, in welchem die Weiber ihre Kinder auf dem Rücken tragen, und sucht immer die Weiber, welche kleine Kinder oder Trauer haben, zu überreden, daß sie essen oder sonst Dinge vornehmen sollen, die nach ihren alten Sitten und Gebräuchen nicht erlaubt sind. Der Herr der Luft aber wird auch Erloarsortok, d. i. Räuber der Eingeweide genannt, weil er den Todten die Eingeweide wegnimmt und sie verzehrt; er sieht aus wie ein Holländer mit weiten Hosen und hat eine Schale in der Hand, in der ein Ullo, d. i. ein Krummesser, beständig herumläuft. Sein Sprichwort ist poor poor peja, was nach Egede in der Sprache der Grönländer keine Bedeutung hat. — Weder Torngarsuk noch den andern Geistern erweisen die Grönländer irgend einen Dienst oder eine Verehrung, so daß die Angekok's bei ihnen in weit höherem Ansehn stehen.

Diese Angekok's sind ihre Zauberer und Wahrsager, deren ganze Kunst und Weisheit vornehmlich darin besteht, die Unwissenden zu betrügen, indem sie vorgeben, daß sie Krankheiten über die Leute bringen und von ihnen vertreiben, Pfeile verzaubern, Gespenster verjagen, in den Himmel und in die Hölle reisen können, um mit Torngarsuk über die Heilung ihrer Kranken, gutes Wetter, glücklichen Fang u. dgl. zu berathen, oder seine Eltermutter, wie schon erwähnt, zu zwingen, die gefangenen Seethiere zu entlassen. Doch kann ein Angekok auch zum Illiseetsok werden, d. i. ein Hexenmeister, der nur Unglück anrichtet, Leute mit tödtlichen Worten umbringt und mit seiner Hexerei Vögel, Fische und Thiere vom Lande und aus dem Meere verjagt. Deßhalb machen sie sich kein Bedenken, solche schädliche Leute zu erschlagen, zu zerhauen und in das Meer zu werfen. Ihren Rath und ihre Vorschriften ertheilen die Angekok's, deren einige nicht ohne Kenntniß der Natur sind, gewöhnlich unter vielen Gaukeleien, durch welche sie sich bei ihren Landsleuten in Ansehn zu setzen suchen. Wenn ein Angekok zaubern will, so läßt er sich, nachdem er gegessen hat, Hände und Füße, mit dem Kopf zwischen den Beinen, binden und eine Trommel mit dem Trommelstock neben sich legen. Darauf werden alle Lampen ausgelöscht, außer einer kleinen, die unter die Bank

gesetzt und mit einem Fell bedeckt wird. Alsbald hat der Gebundene sich losgemacht, schlägt auf seine Trommel, singt, tanzt umher und unterredet sich mit dem Torngarsuk, der mit einer groben und zitternden Stimme, natürlich durch den Mund des Zauberers, antwortet. Das dauert oft die halbe Nacht hindurch, bis der Angekok von seinen Anstrengungen ganz erschöpft ist. Einmal fand man einen solchen Zauberer beinahe erfroren vor seinem Hause, denn da er seinen Leuten einbilden wollte, er fahre gen Himmel, und sie nicht glauben sollten, dieß ließe sich so geschwind thun, war er genöthigt gewesen, sich länger draußen aufzuhalten, als er vertragen konnte. Es giebt viele Angekok's, aber nur wenige Angekut Poglit, d. i. Angekoks, welche Säcke tragen, und die dieß werden wollen, müssen erst gemeine Angekok's sein, thun, was vorhin erzählt worden, und die Lichter auslöschen, daß es ganz dunkel wird, doch dürfen sie nicht gebunden sein. Alsdann kommt ein weißer Bär durch den Eingang, beißt einen solchen Hexenmeister in die Zehe, schleppt ihn an's Ufer und wirft ihn in's Meer hinaus. Da ist denn gleich ein Wallroß bereit, das ihn ergreift und sammt dem weißen Bären auffrißt. Kurze Zeit darnach werden seine Gebeine ein's nach dem andern auf den Boden hereingeworfen, wo er gezaubert hat, und wenn sie alle da sind, steigt sein Geist aus der Erde herauf und vereinigt sich wieder mit den Knochen, so wird er lebendig. Man sieht schon hieraus, was diese Angekok's für Betrüger sind, und wie sie die ungereimtesten Dinge vorgeben. So erzählten zwei Angekut, daß sie vor einigen Jahren einander in der Erde begegnet wären, obschon sie oben auf derselben 50 Meilen weit von einander wohnten. Im folgenden Jahre kamen sie in der Diskobucht zusammen, sahen sich lange an, kannten einander endlich wieder und erzählten in Gegenwart der Uebrigen die merkwürdigen Dinge, die sie im Lande der Todten gesehen hatten. Ein andrer Zaubrer rühmte sich, daß er einen Kranken aufgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen, sie gereinigt, wieder hineingestopft und die Oeffnung zugeblasen; daß er ein gewisses Stück von seinem eignen Leibe abgeschnitten und es aufgefressen habe, und doch gleich wieder in vollkommenem Stande gewesen wäre. Was für treffliche Aerzte die Angekok's sind, mag man z. B. daraus ersehen, daß ein Angekok einem Mann, der über Bauchgrimmen klagte, einbildete, daß er mit einem Seehund schwanger ginge. Ein kranker Grönländer, der an der Ruhr litt, beklagte sich gegen P. Egede, daß die Zauberer ihn fast zu Grunde gerichtet hätten, und daß es dennoch ärger geworden als zuvor. Vor drei Tagen habe er einem Angekok einen großen messingenen Kessel, ein Hemd, ein Einhorn und ein Messer gegeben, um eine neue Seele zu bekommen, die ihm nach dessen Aussage fehlte. Um sie ihm zu verschaffen, habe derselbe eine Schuhsohle genommen und über seinem Kopfe geschüttelt, ihn dreimal angeblasen und über's Kreuz gestrichen, aber natürlich ohne Erfolg. Von den Angekok's erhalten die Grönländer auch Amulete oder Zaubergehenke gegen allerhand Uebel, Fuchskiefern, Rabenköpfe, Falkenklauen u. dgl., die sie dann am Halse tragen. So kam zu Egede einst ein Vater mit seinem Knaben, welcher letztere ein Stück verfaultes Holz am Halse hatte, das ihm Glück bringen sollte; eine alte Frau trug als Mittel gegen den Tod einen Knochen vom Kinnbacken eines Fuchses und einen Rabenfuß am Halse. Und da Egede

ihnen einmal gesagt, daß er seinen Koffer von seinem Vater geerbt habe, so dachten die Grönländer, wenn der Koffer so alt geworden, müßte auch der alt werden, der ein Stück davon am Halse trüge. Sie bröckelten daher des Nachts, da er schlief, so viel kleine Stücke von dem Boden des Koffers ab, daß jeder von ihnen etwas zum Amulet oder Arnoak bekam. Zum Glück, sagt P. Egede, waren nur drei Familien im Hause, sonst wäre der Boden darauf gegangen. Auch sonst sind die Grönländer über die Maßen abergläubisch, und sobald sich etwas Ungewöhnliches zuträgt, sind die Angekok's gleich mit ihrem Bedenken fertig, um sich wichtig zu machen, und etwas dadurch zu verdienen. Sie ersinnen deßhalb verschiedene Dinge, die sie angeben, und dabei geht es meistens über die armen Weiber her. Bringt eine ein todtes Kind zur Welt, das irgend einen Fehler oder Gebrechen hat, so machen die Angekok's es gleich zu einer Mißgeburt und sagen, daß es wieder lebendig werden und ihre Seehunde verjagen wird. Wird ein Mädchen alt, so schreiben sie ihr ein angiek, d. i. eine unzeitige Geburt zu, welche ein Gespenst wird, das alle Thiere fliehen. Soll es vertrieben werden, so kann es nur durch einen Angekok geschehen, und dieser wird dafür belohnt. Frauen kommen, wie schon erwähnt, häufig in den Verdacht der Hexerei, und man erschlägt, steinigt und stürzt sie dann in's Meer. Die Angekok's allein aber können darüber entscheiden, weil nur sie im Dunkeln sehen; die Kennzeichen der Hexen sind, daß sie schwarz von dem Ellenbogen bis zu den Fingern sind und Hörner haben.

Ueber die Seele und die Fortdauer derselben haben die Grönländer auch nur unzusammenhängende Meinungen und fast sonderbare Ansichten. So behauptete ein Angekok gegen Missionar Stach, der Mensch habe fünf Seelen, und wenn eine oder mehrere los würden, so verursache dieß Krankheiten, die er durch seine Kunst kurire, indem er die Seele wieder an ihren Wohnsitz befestige Zwei andre Angekut, welche einen ihre Genossen wieder gesund zaubern sollten, da sie bemerkten, daß er dem Tode nicht entgehen könne, sagten, seine Seele sei schon aus dem Leibe und in einen Seehund gefahren. Allgemein ist der Glaube an eine Fortdauer der Seele, und sillam aipane heißt bei ihnen der Aufenthalt nach dem Tode. Einer, den man fragte, was sie von den Todten bisher gedacht hätten, antwortete, sie hielten dafür, daß sie am dritten Tage wieder lebendig würden; aber da man die Leiber länger als drei Tage sähe, so sei dieß von der Seele zu verstehen. Die Seelen fahren nach ihrer Meinung entweder aufwärts in den Himmel, oder abwärts unter die Erde. Die ersteren aber haben es schlimm; sie wohnen neben einem großen mit Schnee bedeckten Berge oder um ein großes Gewässer herum, in offnen Zelten, müssen auch schwarzes, schleimiges Wasser, mit Würmern darin, trinken, und alte Weiber würden da sehr von Raben geplagt, die ihnen beständig um die Haare hängen und die sie nur mit Mühe von sich abhalten können. Ueberdieß haben die Seelen der Abgeschiedenen dort keine Ruhe, sondern irren von einem Orte zum andern herum, und die Strahlen des Nordlichts sind eine Menge abgeschiedener Seelen, die mit dem Kopfe eines Wallrosses Ball spielen. Die Seelen selber sind nach ihrer Meinung bleich und fahl; wenn man sie anfühlen will, haben sie weder Fleisch,

noch Knochen oder Sehnen, sondern sind so fein, daß sie fast wie nichts sind. Die Ursache ihres schwächlichen Aussehens aber sei die starke Umwälzung und heftige Bewegung des Himmels, welche sie so abmatte, daß sie nicht fett werden könnten. Daher wünschen die Grönländer gewöhnlich ihren verstorbenen Freunden, daß sie lieber hinunter, als hinauf kommen mögen, und pflegen die Kranken, welche in den letzten Zügen liegen, vorsichtig aus dem Bett zu heben und auf dem Fußboden zum Begräbniß einzuwickeln, damit sie nicht aufwärts, sondern abwärts fahren. Weil nämlich die Grönländer ihre meiste und beste Nahrung aus der Tiefe des Meeres bekommen, so suchen sie den Ort der Seligen unter dem Meer oder Erdboden, und denken, daß die tiefen Löcher in den Felsen die Eingänge dazu sind; daselbst wohne Torngarsuk, der gute Geist; da sei ein beständiger Sommer und keine Nacht, da sei gutes Wasser und ein Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren, die man ohne alle Mühe fangen kann. In dieses schöne Land kommen vorzugsweise die Weiber, die im Wochenbett sterben, und die Männer, welche auf der See ertrinken, sowie auch die Wallfischfänger, zur Belohnung für das Ungemach, das sie vor andern hier auf der Welt erlitten haben. Doch geht der Weg dahin über einen rauhen Felsen, an welchem die armen Seelen fünf Tage lang hinabfahren müssen, so daß er ganz blutig ist von ihren zerrissenen Gliedern. Wer die Reise im Winter oder bei stürmischem Wetter machen muß, kann leicht zu Schaden kommen, und dieß ist dann der zweite Tod, nach welchem nichts übrig bleibt. Kinder aber sind nach ihrer Meinung zu einfältig und unverständig, um den Weg in das Land der Seelen zu finden, deßhalb wird ihnen ein Hundskopf auf das Grab gelegt, denn die Seele des Hundes weiß überall den Weg nach der Heimath.

Ihre Todten begraben die Grönländer an einem abgelegenen Ort unter großen breiten Steinen. Neben das Grab legen sie das von dem Verstorbenen täglich gebrauchte Werkzeug, damit sie sich nicht dadurch verunreinigen oder durch dessen öfteres Anschauen zur Betrübniß gereizt werden; denn dieß bekommt der abgeschiedenen Seele nicht allzuwohl. Wer einen Todten anrührt oder zu Grabe trägt, ist etliche Tage unrein und muß sich gewisser Arbeiten und Speisen enthalten, wozu auch die übrigen Verwandten und Hausgenossen, wenn schon in geringerem Grade, verpflichtet sind. Nach dem Begräbniß hält gewöhnlich der nächste Verwandte mit lauter und heulender Stimme eine Klage-Rede zu Ehren des Verstorbenen, von Zeit zu Zeit durch das Weinen und Heulen der Anwesenden, besonders der Weiber, unterbrochen. Solche Wehklagen werden während der Trauerzeit einige Wochen lang alle Tage fortgesetzt.

„Wenn aber", sagte einer ihrer Weisen zu P. Egede, „alle Menschen gestorben sind, dann wird eine große Fluth die Erde überschwemmen und das Blut der Todten reinigen, und wenn Berge, Erde und Steine aufgelöst und geschieden und abgewaschen sind, dann wird ein Wind wehen und darauf alles eine herrliche Gestalt annehmen. Die höchsten Felsen und Berge werden ebenes und flaches Land, mit Rennthieren bedeckt. Die Kinder der Seehunde leben wieder auf, und der dort oben (auf den Himmel zeigend) wird die todten Menschen anblasen, die Männer einmal und die Weiber zweimal, und sie werden alle wieder lebendig werden."

Jedenfalls eine merkwürdige Aeußerung aus dem Munde eines heidnischen Grönländers. Bemerkenswerth ist es auch, daß sie einem Weibe das Uebel zuschreiben, das man auf der Welt leiden muß, und den Tod der Menschen. Dieß ist geschehen auf folgende Worte des Weibes: **Tok orsallulik okko pilit. Sillarsoak tettulis soät**, d. i. Laß diese nach und nach sterben, sonst haben sie nicht Raum auf der Welt. Von Anbeginn her, sagen sie, sollen die Menschen eigentlich beständig gelebt haben. Nach einer andern Sage zankten sich zween der ersten Menschen; der eine sagte: **Kausarthune unnutlurtlarne Innuit tokorsartlutik**, d. i. Es soll Tag werden, es soll Nacht werden, und die Menschen einer nach dem andern sterben. Der andere sagte: **Unnuinartlune Kausunane Innuit tokyssinnatik**, d. i. Es soll lauter Nacht sein, ohne Tag zu werden, und die Menschen nicht sterben. Nach langem Streit blieb es doch bei den Worten des ersten; wer entschied, wissen sie nicht. Sie erzählen auch, daß das Wasser einmal so hoch gewesen in der Welt, daß es die höchsten Berge bedeckte, was ihnen durch die vielen Muschelschalen und durch die Wallfischknochen, die man drei und mehr Meilen tief im Lande findet, bestätigt wird.

Uebrigens hat es auch unter den Grönländern einzelne gegeben, die, obschon blinde Heiden, doch über die natürliche Gedankenlosigkeit und Trägheit ihres Volkes sich erhoben und durch ein reiferes Nachdenken über die Werke der Schöpfung den unsichtbaren Schöpfer Himmels und der Erde, ehe sie noch etwas von ihm vernommen, in seiner ewigen Kraft und Gottheit ahnten. Davon zum Schlusse nur ein Beispiel: Es wunderte sich einmal Jemand in einer Gesellschaft von getauften Grönländern, wie sie doch ehedem so unverständig und ohne Nachdenken hätten dahin leben können. Hierauf versetzte einer von diesen: „Es ist wahr, wir sind unwissende Heiden gewesen, und haben nichts von Gott und von einem Heiland gewußt. Wer hätte es uns auch sagen sollen, ehe ihr gekommen seid? Du mußt aber nicht glauben, daß kein Grönländer darüber nachdenkt. Ich habe oft gedacht: ein Kajak mit den dazu gehörigen Pfeilen entsteht nicht von selbst, sondern muß mit Mühe und Geschicklichkeit von Menschenhänden gemacht werden; und wer es nicht versteht, verdirbt leicht etwas daran. Nun ist der geringste Vogel viel künstlicher, als der beste Kajak, und Niemand kann einen machen. Der Mensch ist noch weit künstlicher und geschickter als alle Thiere. Wer hat ihn gemacht? Er kommt von seinen Eltern her, und diese wieder von ihren Eltern. Aber wo kommen denn die ersten Menschen her? Sie sollen aus der Erde gewachsen sein. Aber warum wachsen denn nun nicht mehr Menschen aus der Erde? und woher ist denn die Erde, das Meer, Sonne, Mond und Sterne entstanden? Nothwendig muß Jemand sein, der das alles gemacht hat, der immer gewesen ist und nicht aufhören kann. Derselbe muß unendlich viel mächtiger, geschickter und weiser sein, als der klügste Mensch; er muß auch sehr gut sein, weil alles, was er gemacht hat, so gut und uns so nützlich und nöthig ist. Ja, wenn ich den kennte, den wollte ich recht lieben und in Ehren halten. Aber wer hat ihn gesehen und gesprochen? Niemand von uns Menschen. Es kann aber doch Menschen geben, die etwas von ihm wissen; die möchte ich gern

sprechen. Sobald ich also von euch zum ersten Mal von dem großen Wesen gehört habe, so habe ich es gleich und gern geglaubt, weil ich so lange darnach verlangt hatte". — Dieß Zeugniß wurde von den Andern mit mehr oder weniger Umständen bestätigt. Sie fügten z. B. hinzu: „Ein Mensch ist doch ganz anders als die Thiere gemacht. Diese dienen einander und endlich alle den Menschen zur Speise und haben keinen Verstand. Der Mensch aber hat eine verständige Seele, ist Niemandem in der Welt unterworfen, und fürchtet sich doch vor dem Künftigen. Vor wem fürchtet er sich denn? Das muß ein großer Geist sein, der ihm zu gebieten hat; wenn man den doch kennte und zum Freunde hätte!"

§. 2. Hans Egede, der Apostel der Grönländer.

Und sie sollten ihn kennen und lieben lernen, den unbekannten Gott. Schon gegen Ende des zehnten Jahrhunderts hatte Gunbiörn, einer der norwegischen Kolonisten in Island, im Westen dieser Insel einige fischreiche Klippen und weiter hin eine zusammenhängende Küste entdeckt. Hier hatte Erik Rauda (Rothkopf), der Sohn eines nach Island verbannten Norwegers, als er selbst wegen eines Mordes aus dem noch heidnischen Island verwiesen wurde, im Jahre 982 einen Zufluchtsort gesucht und nachdem er das Land drei Jahre lang erkundet, durch eine verlockende Schilderung desselben auch andre seiner Landsleute bewogen, sich im Süden von Grönland niederzulassen. Andere Ansiedler aus Island und Norwegen folgten nach und bauten sich im Osten und Westen des Landes an. Leif, Erik's Sohn, ließ sich während eines Besuches in Norwegen, 999, durch den kürzlich erst selbst bekehrten und um die Ausbreitung des Christenthumes eifernden König Olaf Trygwäson zur Annahme der Taufe bewegen, nahm einen Priester mit und führte das Christenthum unter seinen Landsleuten ein. Im Jahr 1122 wurde dann ein eignes Bisthum hier errichtet, welches seinen Sitz auf der Ostküste bei Gardar hatte, und isländische und dänische Geschichtsschreiber führen bis zum Jahre 1408 siebenzehn grönländische Bischöfe namentlich auf. An der Ost- und Westseite zählte man von dem südlichen Vorgebirge 5 bis 6 Breitengrade gegen Norden hin zusammen 16 Kirchspiele mit etwa 300 Meierhöfen. Das Land wurde von einem norwegischen Statthalter regiert und stand bis zum Jahre 1387 in lebhaftem Verkehr mit Europa, der von da an, sei es durch den schwarzen Tod, jene pestartige Seuche, die von 1348 an ganz Europa verheerte und vermuthlich auch hieher drang und den um die Mitte des 14. Jahrhunderts von Norden her kommenden Wilden die Vernichtung der angesiedelten Normannen erleichterte, sei es durch plötzliche Anhäufung von gewaltigen Eismassen, welche die fernere Verbindung der Kolonie mit dem Mutterland unmöglich machte, gänzlich aufhörte. Alle späteren Versuche, zur Wiederauffindung der alten normannischen Ansiedelungen in Grönland, für deren einstiges Bestehen die Ruinen von Kirchen und andern Gebäuden auf der jetzt allein zugänglichen Westküste noch Zeugniß geben, bis auf den letzten im Jahre 1674 von Bergen aus unternommenen, waren vergeblich.

Ein frommer Prediger aber zu Voge in Norwegen, Hans Egede, wurde durch das, was er in der nordischen Geschichte von seinen Landsleuten in Grönland gelesen, bewogen, sich bei Wallfischfängern und Grönlandsfahrern nach denselben zu erkundigen, aber Niemand wußte ihm Bescheid zu geben, bis er im Jahre 1709 von einem Verwandten in Bergen erfuhr, wie jenes Land jetzt an der Ostseite durch unübersehbare Eismassen für alle Schiffe unzugänglich, im Westen aber an der Davisstraße von wilden Heiden bewohnt sei. Da ward Egede vom herzlichsten Mitleid mit seinen vermeintlichen, wieder in's Heidenthum zurückgesunkenen Landsleuten ergriffen, und in seiner Seele erwachte ein brennendes Verlangen, dessen er nicht Meister werden konnte, den armen Leuten wieder zur Erkenntniß Christi und seines Heils zu verhelfen, und sein höchster Wunsch war fortan, den Grönländern das Evangelium zu predigen. Aber er hatte Weib und Kind, er hatte eine ihm anvertraute Gemeinde. Da gab's wohl einen harten Kampf in seinem Herzen. „Die große Lust und Begierde", sagt er selber, „Gottes Ehre und dieser armen Menschen Seligkeit zu fördern, hielt mich fest auf der einen Seite; auf der andern faßte mich die Furcht vor der Gefahr und Beschwerlichkeit, der ich mich zu unterziehen hatte. Darum seufzte ich unablässig zu Gott, er wolle mich aus dieser Versuchung erlösen, daß ich nicht durch vorgreifliche und vermessene Vorschläge und Vornehmen mich und die Meinigen in Unglück und Verderben stürzte". Um seine quälenden Gedanken los zu werden, wandte sich Egede 1710 an den Bischof von Bergen, von wo aus die Grönlandsfahrt besonders betrieben ward, und an den Bischof zu Drontheim, dessen Sprengel die Gemeinde Vogen angehörte, legte ihnen sein Vorhaben dar und bat, sich bei dem Könige Friedrich IV. dafür zu verwenden. In Bergen aber, dessen greiser Bischof Randulff Egede's Vorschläge mit Freuden zu fördern versprach, hörten Verwandte von Egede's Frau mit Entsetzen von seinen kühnen und abenteuerlichen Plänen, theilten seiner Frau und Familie, die bis dahin noch nichts wußte, schleunigst alles mit, und das Bitten und Weinen der bestürzten Gattin und die Vorstellungen wohlmeinender Freunde vermochten Egede, von seinem Vorhaben abzustehen und in seinem Amte zu verbleiben. Dennoch fand er keine Ruhe. Bald kamen ihm die Worte des Herrn (Matth. 10, 37) in den Sinn: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth". Das brannte ihm auf seinem Herzen und erfüllte ihn mit neuer Angst und Kümmerniß; dazu plagte ihn seine Frau mit Klagen und Vorwürfen, also, daß er lieber hätte sterben mögen. Da half der Herr und wußte der Frau durch allerlei Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten, welche sie in dieser Zeit erfuhr, das Herz zu lenken, daß sie nicht bloß alles Widerstreben aufgab, sondern selbst bald vor Begierde brannte, je eher, je lieber nach Grönland zu kommen. Da ward Egede froh, und in seinem Herzen des göttlichen Rufes nach Grönland gewiß, schrieb er abermals an die Bischöfe, kündigte sein Amt zu Vogen auf und hielt daselbst im Juli 1718 getrost seine Abschiedspredigt. Darnach machte er mit seiner Frau, die von nun an oft seine Stütze ward, und vier Kindern, deren jüngstes erst ein Jahr alt war, nach Bergen sich

auf, wo manche ihm Beifall gaben, andere ihn für verrückt hielten, Gott aber zu ihm und seiner Sache sich bekannte.

Freilich versuchte Egede zunächst vergeblich, in Bergen Kaufleute zu bewegen, daß sie eine Handelsgesellschaft bilden und mit Grönland, wo die Holländer damals vorzugsweise verkehrten, in Verbindung treten möchten. Sie wollten, besonders auch wegen des Krieges mit Karl XII. von Schweden, nichts davon hören. Kaum aber hatte der Tod dieses Königs dem Kriege ein Ende gemacht, als Egede im Jahre 1718 nach Kopenhagen eilte und dem frommen König Friedrich IV. die grönländische Sache an's Herz legte. Dieser war alsbald bereit, zu helfen, und forderte unterm 17. November 1719 die Bergischen Kaufleute zum Handel nach Grönland unter Begünstigung und mit Unterstützung des Königs auf. Aber sie wollten noch nichts davon hören, und von neuem gerieth Egede in die größte Bekümmerniß. Doch ließ er nicht ab mit Gebet und Flehen, und der Herr stärkte ihn und gab endlich Gnade, daß eine Anzahl Kaufleute, denen Egede die Sache nochmals an's Herz legte, da sie seinen großen, heiligen, brennenden Eifer sahen, davon überwunden wurden und Hülfe versprachen. So wurde nach vielem Bemühen eine Handelsgesellschaft zusammengebracht, und ein Schiff, „die Hoffnung", gekauft, das Egede und einige andre Norweger nach Grönland überfahren und dort überwintern sollte. Außerdem wurden noch zwei Schiffe, eines für den Wallfischfang, das andere, um Nachricht von dem Fortgange des Unternehmens heimzubringen, ausgerüstet, worauf binnen Kurzem auch die königliche Bestätigung des Unternehmens und die Ernennung Egede's als Heidenpredigers mit einem Jahresgehalt von 300 Thalern einlief.

So sah sich endlich Egede, von der Gesellschaft zum Haupt des Unternehmens bestellt, am Ziele seiner Wünsche, und trat in Jesu Namen am 3. Mai 1721 mit Weib und Kindern seine Reise an. Vom 12. Mai an, bis wohin wegen widriger Winde die offene See nicht hatte gewonnen werden können, ging die Fahrt rasch vor sich, und schon am 4. Juni war die Südspitze Grönlands erreicht. Aber von einem grünen Land war nichts zu sehen, und acht Stunden weit erstreckte sich das Eis, theils fest zusammenhangend, theils in mächtigen Stücken umhertreibend, von der Küste in's Meer hinaus und machte eine Landung unmöglich. Darum segelten die Schiffe längs der Westküste am Eise dahin gegen Norden, um eine offne Stelle zur Anfahrt zu finden, und nach mehreren Wochen vergeblichen Hin- und Herfahrens wurden die Schiffer schon ganz verzagt und wollten nach Norwegen zurückkehren. Egede aber, dessen Herz an dem Lande festgeankert war, ließ sich in keiner Weise darauf ein. Da geriethen die Schiffe am 24. Juni zwischen mächtige Eisschollen hinein, und das, auf welchem sich Egede mit den Seinen befand, bekam sogar ein Leck, so daß alles in Angst und Schrecken gerieth. Und Egede? „Ich gedachte", erzählt er selbst: „Ach! wie hat doch Gott die Sünde meiner Jugend aufbehalten, daß er sie auf solche Weise strafet! Wie kann es aber seiner göttlichen Barmherzigkeit gemäß sein, daß er die unschuldigen Meinen meine Sünde mit entgelten läßt? — Ich ging darauf in mich und dachte den Wegen nach, die Gott mich bisher geführt hatte. Mein Gewissen gab mir das Zeugniß, daß meine Absicht bei diesem Vorhaben vor Gott

rein und aufrichtig gewesen; und daß Gott mir auf besondere Weise darin fortgeholfen, konnte ich augenscheinlich sehen: wie sollte es denn nun geschehen können, daß er mich in dieser Noth verließe? Ich ermahnte also den Herrn, er solle seine Ehre retten und meinen Glauben stärken, daß ich bei Rettung aus dieser Gefahr, sammt den Uebrigen, Anleitung bekäme, seine wunderbare Vorsehung, Gütigkeit und Allmacht zu rühmen und zu preisen. Unter Anderm fiel mir hier zu meinem Troste ein, was sich mit des heil. Apostels Pauli Schifffahrt zugetragen, als er nach Italien fuhr Apost. 27. Davon machte ich eine Anwendung auf mich, hoffend, es werde auch Gott mir und den Meinigen dieselbe Hülfe und Rettung widerfahren lassen". — Und Gott half auch aus dieser Noth fast wunderbar heraus, und eine Woche hernach gelang es nach noch manchem vergeblichen Versuch, den Strand zu erreichen und das Land zu betreten. Dieß geschah am 3. Juli 1721, auf der Westküste, im sogenannten Bals-Revier.

Zwei Böte mit Grönländern kamen ihnen entgegen, und an ihrem Aussehen und ihrer Sprache konnte Egede bald merken, daß er es hier mit einem wildfremden heidnischen Volke zu thun habe, bat aber Gott nur desto inniger, ihn zu einem tüchtigen Werkzeug des Evangeliums unter diesen armen Leuten zu machen, für die er alsbald einige Hoffnung faßte, da er sah, mit welcher Aufmerksamkeit und Freude sie seine Kinder betrachteten. Auf einer der nächstgelegenen Inseln, weil am Lande kein bequemer Platz zur Niederlassung und kein sichrer Winterhafen für die Schiffe sich fand, begann man denn im Namen des Herrn am 9. Juli eine Wohnung aus Rasen und Steinen aufzurichten und inwendig mit Brettern auszusetzen. Den Platz selbst aber nannte man: „Hoffnungsinsel". Während des Baues stellten sich bisweilen Grönländer ein, um der Arbeit zuzusehen, legten auch anfangs wohl selbst freundlich Hand mit an; als sie aber merkten, daß die neuen Ankömmlinge auch den Winter über da bleiben würden, machten sie bedenkliche Gesichter, kamen immer seltener und waren endlich ganz aus der Gegend verschwunden. — Nach Vollendung und Einweihung des Hauses am 31. August mußte man darauf bedacht sein, die Umgebung näher kennen zu lernen, durch Jagd und Fischfang Lebensmittel zu gewinnen und mit den Einwohnern in Handelsverkehr zu treten. Aber es wollte alles nicht gelingen; Wild und Fische gab es wenig, Grönländer ließen selten und auch dann nur auf ganz kurze Zeit sich sehen. Das war abermals eine Zeit recht schwerer Prüfung für unsern Egede. Denn nicht bloß schmerzte ihn die Flucht der Grönländer, deren Seligkeit er doch suchte, im tiefsten Herzen; auch der mitgekommene Kaufmann murrte, daß hier an Gewinn und Erwerb nicht zu denken sei; das Schiffsvolk aber wurde mißvergnügt, weil der mitgebrachte Mundvorrath zu Ende ging und neuer nicht hinlänglich zu bekommen war. Dazu war das eine von den drei Schiffen verunglückt, das zweite aber nach Norwegen zurückgekehrt, um Nachricht zu bringen und Zufuhr zu holen, die indeß vor dem nächsten Sommer nicht zu erwarten war. Doch blieb Egede standhaft, denn der Herr gab ihm einen starken Glauben und durch den Glauben Geduld und durch Geduld Hoffnung, und diese ließ ihn nicht zu Schanden werden.

Es war gegen Weihnachten des Jahres 1721, als einige Leute von der Hoffnungsinsel auf das feste Land geschickt wurden, um da zu jagen; aber wie erstaunten sie, als sie in den während des Sommers verlassenen Wohnungen der Eingebornen plötzlich mehr als hundert Grönländer antrafen, die anfangs sehr verdrießlich schienen, daß sie entdeckt waren, endlich aber doch den erfrornen Fremden ein kleines Haus gutmüthig einräumten, dessen Bewohner so lange in eins der größeren hinüberzogen. Hier hielten sich nun Egede's Leute wegen übler Witterung drei Tage auf, und von nun an entspann sich zwischen den Grönländern und Egede ein allerdings noch sehr mangelhafter Verkehr, da die mitgebrachten Waaren den Grönländern nicht behagen wollten, und für ihre Seelen zu sorgen wegen mangelnder Kenntniß ihrer Sprache noch nicht möglich war. Doch wurde die erste Furcht der Grönländer durch freundliche Behandlung und kleine Geschenke bald überwunden; sie wurden zutraulicher und faßten bald eine große Hochachtung vor Egede. Und da die Kunst ihrer Angekok's, die über ihn und seine Leute hatten hexen müssen, damit sie wieder fortziehen möchten, nichts ausgerichtet hatte, so gaben jene vor, der Priester sei selbst ein großer, aber guter Angekok, der ihnen keinen Schaden zufügen würde. Egede selbst trachtete vor allem danach, sich mit der Sprache des Volks bekannt zu machen, fragte die Grönländer bei jedem Dinge: Kina? (was ist das?) und suchte dann die sonderbaren Worte aufzufassen und in Buchstaben nachzubilden; aber weil das ihm natürlich nicht genügte, versuchte er selbst einmal, in ihren Hütten zu wohnen. Das konnte er freilich kaum einen Tag aushalten, ließ aber einen von den Leuten, welche schon drei Tage bei den Grönländern gewesen waren, Namens Aaron, längere Zeit unter ihnen, der, im Anfange vielfach geneckt und gedrangsalt, sich zuletzt doch bei seinen unfreiwilligen Wirthen in Ansehen zu setzen wußte und mancherlei bei ihnen sah und hörte, was er dann Egede mittheilte. Dieser versuchte auch, einzelne Grönländer zu bewegen, bei ihm auf der Hoffnungsinsel zu bleiben, um nur erst die Sprache von ihnen zu lernen; aber die Leute hatten keine Ausdauer und liefen immer gleich wieder fort.

Ende März aber zogen alle Grönländer wieder aus der Gegend weg, und bald kamen noch andere Züge von Süden her an der Ansiedelung vorbei, die alle weiter hinauf nach Norden fuhren, um dort Fische und Seehunde zu fangen. Manche derselben landeten auf der Hoffnungsinsel, wo sie des Abends nach Gewohnheit ihre Zelte aufschlugen. Egede aber brannte vor Liebe und Eifer, ihnen das Evangelium zu verkündigen, und war doch noch so wenig ihrer Sprache mächtig. Da ließ er von seinem ältesten Sohne, der etwas zeichnen konnte, einige biblische Geschichten bildlich darstellen, den Sündenfall, die Wunderwerke und das Leiden Christi. Diese Bilder zeigte er dann der Grönländern, die zu ihm kamen, und erklärte ihnen die Bedeutung derselben, so gut er's vermochte. Das gefiel den Leuten, besonders wie Christus mit einem Wort die Kranken geheilt und die Todten erwecket, und sie baten dann Egede als Priester und Gesandten eines so mächtigen und wohlthätigen Gottes, ihre Kranken auch zu heilen, und ruheten nicht, bis er sie wenigstens anhauchte. Ihr Vertrauen zu ihm wurde noch vermehrt, als

einige Kranke, über die er gebetet hatte, gesund geworden waren, und so durfte Egede wohl Muth und Hoffnung fassen, daß er in Zukunft, wenn er erst mit der Sprache vertraut geworden, auch ihren Herzen nahe kommen werde mit dem Wort des Lebens.

Zuvor aber galt es eine neue schwere Prüfung zu bestehen. Schon war's mitten im Sommer, holländische und andere Schiffe sah man genug von weitem vorüberfahren, aber kein norwegisches, das den Ansiedlern neue Zufuhr gebracht hätte, ließ sich sehen. Egede's Leute wurden ungeduldig und unruhig, daß der Mundvorrath zu Ende ging, und begehrten heim. Auch der Kaufmann und der Buchhalter waren dieser Ansicht, Egede aber fand in seiner großen Unruhe und Bekümmerniß nur Trost in gläubigem Gebet und dem ermunternden Zuspruch seines standhaften Weibes, die eine herzliche Zuneigung zu den armen Grönländern gefaßt hatte. Endlich ward dennoch die Rückkehr beschlossen, Egede's Gattin aber war durch nichts zu bewegen, sich zur Abreise zu rüsten, verwies vielmehr den Andern ihren Unglauben und hoffte getrost auf den Herrn. Und ihr Glaube sollte nicht zu Schanden werden. Schon war der Tag der Abreise nahe, das Schiff lag segelfertig; da, am 27. Juni, als Egede eben mit den Seinigen sich zur Ruhe gelegt hatte und zu seiner Frau, die ihn nach bestem Vermögen zu trösten suchte, von seiner tiefen Bekümmerniß redete, kam Jemand gelaufen. Es pochte heftig an die Thür und einer der Leute rief: „Es kommt ein Schiff, man hört die Leute norwegisch reden!" Da hatte plötzlich alle Noth ein Ende, denn statt eines Schiffes kamen sogar zwei, welche nicht bloß reichliche Vorräthe, sondern auch die erfreuliche Nachricht brachten, daß die Handelsgesellschaft ernstlich gesonnen sei, ihr Unternehmen eifrig fortzuführen; dazu schickte der Missions-Rath ein Aufmunterungsschreiben mit der Versicherung, daß König Friedrich IV. sich die Bekehrung der Grönländer sehr am Herzen liegen lasse.

Nun mochte das Schiff vom vorigen Jahre sammt seiner ganzen Mannschaft ruhig heimfahren; mit den beiden neuangekommenen untersuchte Egede das gegenüberliegende Festland, und da die Grönländer immer mehr Vertrauen zu ihm faßten und Kranke aller Art zu ihm brachten, ließ er nicht ab, so weit es bei seiner mangelhaften Kenntniß ihrer Sprache und durch Zeichen und Bilder geschehen konnte, sie zum wahren, allmächtigen Gott hinzuweisen, als dessen Diener er unter ihnen lebe, um von seinen Werken und seinem Herzen ihnen zu erzählen. Um in der Sprache weiter zu kommen, hielt er sich auch im Winter 1722 mit seinen Söhnen eine Zeit lang unter den Grönländern selbst auf, und nahm, da er es in ihren Wohnungen nicht lange aushalten konnte, zwei grönländische Knaben und eine ganze Familie von sechs Personen in sein Haus auf. Doch vermochte er nicht, sie vom Herumschweifen abzuhalten und die jungen Leute an ein stetiges Lernen zu gewöhnen. Im Anfang freilich gingen sie lustig daran, weil sie für jeden Buchstaben, den sie kennen lernten, einen Fischhaken oder sonst etwas geschenkt bekamen. Bald aber wurden sie des Lernens überdrüssig und sagten, sie wüßten nicht, wozu es nütze, den Tag über zu sitzen, auf ein Stück Papier zu sehen und zu rufen: a, b, c ꝛc., er und der Kaufmann wären Leute, die zu nichts taugten, weil sie den ganzen Tag nichts thäten, als in ein Buch

sehen und mit der Feder malen; da wären die Grönländer doch ganz andere Leute, die könnten Seehunde jagen, Vögel schießen u. dgl., wovon sie Nutzen und Vergnügen hätten. — Egede aber machte vom 1. März 1723 an wieder mehrere Reisen in die Meerbusen und die Westküste entlang, wobei es ihm zwar noch nicht gelang, einen passenderen Platz für seine Niederlassung zu finden, doch häufige Gelegenheit sich darbot, mit Grönländern in Berührung zu kommen und ihr Seelenheil zu fördern. Vielfach fand er auch Verlangen nach Belehrung über göttliche Dinge und bemerkte, daß seine Worte nicht ganz ohne Frucht blieben. So legten mehrere Grönländer auf seine Mahnungen ihre Amulete ab, und als ein junger Mann auf der Seehundsjagd durch Umschlagen des Kajak sein Leben verloren hatte, kam ein anderer Grönländer, der oft zugehört hatte, wenn Egede lehrte, zu den betrübten Eltern und sprach ihnen zu, daß sie sich doch nicht grämen, sondern trösten möchten, denn an jenem Tage werde der Schöpfer Himmels und der Erde alle Todten auferwecken. Dabei zeigte er ihnen, auf Händen und Füßen kriechend, daß diejenigen, welche hier alt und schwach wären und nicht gehen könnten, im Himmel wieder frisch und jung werden würden. — Solche Erfahrungen halfen Egede trösten, als sämmtliche in seinem Hause befindliche Grönländer zu Anfang des Sommers unter allerlei Vorwänden sich wieder davon machten.

Im Jahre 1723 brachte das erst am 19. Juni mit neuer Zufuhr eintreffende bergische Schiff unserm Egede einen Gehülfen, Albert Top, mit welchem zusammen er so fleißig die grönländische Sprache lernte, daß sie bald die Sonntags-Evangelien übersetzen konnten. Nach einer abermaligen Reise Egede's an der Westküste verbrachten beide die Winterzeit mit Unterweisung einzelner Grönländer, die sich bewegen ließen, eine Zeit lang bei ihnen zu bleiben, zogen dann auch hierhin und dorthin, erforschten das Land und verkündigten das Evangelium. Manches hatten die Grönländer nun wohl schon vom Cyristenthum gelernt, aber von einer Bekehrung und Umwandlung des Herzens zeigte sich noch keine Spur. Ueberhaupt war mit dem Volke nichts rechtes aufzustellen: sie beachteten wenig, was Egede lehrte, selbst wenn er welche von seinen Leuten an beide Enden des Hauses stellte, um sie zum Anhören anzuhalten. Bald wurde ihnen die Predigt zu lang, und dann gingen sie wohl hin zu Egede, und fragten, ob er nicht bald aufhören werde. Er mußte dann am Arme abmessen, wie groß das Stück sei, das noch übrig wäre; darnach gingen sie hin und setzten sich, schoben die Hand jeden Augenblick, und wenn der Prediger am Ende eines Satzes inne hielt, schoben sie geschwind die Hand bis auf die Finger hinaus, wenn er aber wieder anfing, riefen sie ama, d. i. noch mehr! und schoben die Hand an dem halben Arm hinauf. Dem Paul Egede aber, von ihnen Pavia genannt, welcher den Gesang leitete, hielten sie oft den Mund mit einem nassen Handschuh aus Seehundsfell zu, wenn er ein neues Lied anfing oder ihnen zu lange sang. War vollends ein Angekok unter ihnen, so war an keine Andacht zu denken. Sie verlachten und verspotteten die Missionare, ja, straften sie gar Lügen, indem sie meinten, ihre Angekok's kennten Himmel und Hölle besser; den erstern hätten sie noch nicht so baufällig

angetroffen, daß sein Einsturz zu besorgen wäre, und wäre die letztere so heiß, wie sie beschrieben würde, so hätte die See Wasser genug, sie zu löschen und ihnen erträglich zu machen, da könnten sie sich für die Kälte entschädigen, die sie auf der Erde ausgestanden. Sollten sie dem Priester Glauben schenken, so müßte er mit seinem Gebet gutes Wetter und einen Ueberfluß an Fischen, Vögeln und Seehunden bewirken, und ihre Kranken gesund machen. Vorzüglich waren es die Angekok's, welche bald erkannten, wie durch das Evangelium ihr Ansehen untergraben werden mußte, und es darum an Widerspruch und Schmähungen nicht fehlen ließen. „Ich habe gehört", sagte einer im Jahre 1725, als Paul Egede seinen Vater schon im Predigen unterstützte, „daß die Vorbeifahrenden erzählen, es sei in eurem Lande eine Jungfrau gewesen, die einen Sohn hatte, der ein großer Angekok war und wunderbare Dinge thun, allerlei Krankheiten heilen, auch Todte lebendig machen konnte, und daß eure Väter diesen großen Angekok todtgeschlagen haben, und er nachher lebendig geworden und gen Himmel gefahren sei. Wäre er zu uns gekommen, wir würden ihn geliebt haben und ihm gehorsam gewesen sein. Solche thörichte Leute sind nicht unter uns. Welche tolle Menschen! denjenigen tödten, der lebendig machen konnte! Warum tödtete er nicht diese abscheulichen Leute und kam herüber zu uns, wir würden es besser zu erkennen gewußt haben." Auf Egede's Entgegnung, daß jene Mörder von einer andern Nation gewesen, erwiderte er: „Ihr seid Kablunacke alle mit einander. Es ist nicht glaublich, was Du sagst. Würde ein solcher ruhmwürdiger Angekok unter unsern Leuten geboren, so würde er befinden, daß wir besser gesinnt seien, als die Kablunacke", und entzog sich allen weiteren Erörterungen mit den Worten: „Ich bin kein Frauenzimmer; die glauben alles, was sie hören, ich muß überdem hinaus, um mit dem theuren Kaufmann zu handeln." In ähnlicher Weise machten auch andere Angekok's sich ein Vergnügen daraus, den Missionaren zu widersprechen und ihre Reden und Vorträge lächerlich zu machen. Und da viele Grönländer Hans Egede selbst für einen guten Angekok hielten, so gaben jene vor, sie hätten seine Spuren nicht im Himmel gesehen; und wenn irgend Unglück oder Mangel bei den Grönländern eintrat, hieß es gleich: „Die Rede des Priesters ist die Ursache, die Luft leidet sie nicht." Dabei aber blieb es nicht; ein Angekok zettelte selbst eine Art Verschwörung gegen das Leben der Missionare an, deren Ausführung nur durch Egede's schnelles und entschiedenes Zuvorkommen vereitelt wurde. Das waren freilich gar trübe und schmerzliche Erfahrungen; dennoch konnten in demselben Jahre zwei grönländische Knaben, welche Egede bei sich behalten und unterrichtet hatte, getauft werden.

Das Jahr 1726 brachte durch das lange Ausbleiben des bergischen Schiffes im Aeußerlichen wieder große Noth, daß man bei holländischen Wallfischfängern Hülfe suchen mußte, die freilich nicht zureichte. Was Egede selbst betraf, so hatte er, wie Paulus, gelernt zufrieden zu sein, er mochte satt oder hungrig sein; seine Frau und Kinder aber lagen ihm am meisten am Herzen, und das Murren und die Ungeduld der Leute machten es ihm noch bitterer. Endlich im Juli, da die Noth am höchsten war, kam das sehnlich erwartete Schiff aus der Heimath. Egede und

Top setzten ihre Arbeit an den Seelen der Grönländer trotz aller äußern Schwierigkeiten und Gefahren und trotz aller Herzenshärtigkeit der Heiden in alter Weise unverdrossen fort, und hatten die Freude, doch hie und da von Frucht etwas zu spüren. So unterhielt Egede sich einmal im December 1727 mit einer Familie über die Kraft des Gebets, als zwei Grönländer hervortraten und seine Worte bestätigten. Der Eine erzählte: „Im verwichenen Sommer fuhr ich in meinem Kajak auf eine Insel ganz allein; als ich die Küste betreten, zog ich mein Boot an's Land; während ich mich aber weiter von der Küste entfernte, stieg das Wasser und nahm mein Boot hinweg. Mir ward sehr bange, weil die Insel unbewohnt war, und ich nun nicht zu entkommen wußte. Da dachte ich an Egede's Lehre, daß man im Glauben beten solle, und man werde erlangen, was man bedürfe. Ich betete daher zum allmächtigen Gott, er möge mir mein Boot wieder zuführen, daß ich nicht Hungers stürbe. Und siehe da, es währte nicht lange, so war das Boot wieder in meinem Bereiche." — Der Andere sprach: „Ich war einmal in großer Lebensgefahr: ein Seehund, auf den ich jagte, dem ich meine Harpune schon in den Rücken geworfen, wollte zur Seite entweichen. Die Harpunenleine kam quer vor dem Kajak zu liegen und warf mich um, und so geschickt ich sonst auch bin, mich wieder aufzurudern, in damaliger Lage vermochte ich es nicht. Ich gedachte an den Allmächtigen und seinen Sohn, und bat, er möge mir doch helfen. Und da ward mir geholfen, denn die Harpune ging wieder aus dem Seehund los; so entkam er, aber auch ich konnte mich wieder in die Höhe arbeiten." — Alle Anwesenden verwunderten sich der Geschichten und gelobten, den Herrn in der Noth auch anzurufen. Weiter aber, zu einer gründlichen Bekehrung, kam es im Allgemeinen noch nicht. Nur Einen, der früher einmal mit in Dänemark gewesen und von dem Egede überzeugt war, daß es ihm Ernst sei um sein Christenthum, konnte er nebst seiner gleichgesinnten Frau am 18. Januar 1728 getrost taufen, und hießen die beiden fortan Christian und Christiana.

In demselben Jahre wurden von Seiten der Dänischen Regierung große Anstalten, sowohl zur Vermehrung der Kolonie, als zur Unterstützung der Mission gemacht. Fünf Schiffe kamen aus dem Vaterlande an und brachten Egede nicht blos zwei neue Gehülfen, Lange und Miltzoug, da Albert Top, der die Landeswitterung nicht ertragen konnte, nach vierjährigem Aufenthalt in die Heimath zurückgekehrt war, sondern auch verheirathete Handwerker, einen Statthalter und Soldaten mit. Auf dem heimkehrenden Schiffe aber wurde das neue christliche Ehepaar nebst drei andern kürzlich getauften jungen Leuten mit nach Kopenhagen genommen, um Friedrich IV. vorgestellt zu werden; ebenso Paul Egede, um seine Studien im Vaterlande fortzusetzen. Hier war es, wo der fromme König, als bei der Vorstellung einer der Anwesenden sich verlauten ließ, es seien große Kosten, die der König jährlich auf Grönland wende, der Gewinn aber gering und beinahe keiner, die schöne Antwort gab: „Wenn eine Seele gewonnen werden kann, ist nicht zu viel darauf gewandt." — Mit der neuen Niederlassung auf dem Festland aber, wohin auch Egede im September 1728 übergesiedelt war, und

welche den Namen Goodhaab, gute Hoffnung, erhalten hatte, wurde der erwünschte Zweck nicht erreicht. Die meisten der neuen Kolonisten starben im ersten Jahre weg, eine Meuterei unter den Soldaten und das sittenlose Leben der vielen Ankömmlinge, die zum Theil aus dem Zuchthause genommen waren, verbitterten Egede das Leben und erschwerten seine Arbeit unter den Heiden. Diese aber gewann insofern eine etwas andere Gestalt, als die Missionare beschlossen, fortan mit den alten Grönländern, die doch meist den todten Klötzen glichen, sich nicht nutzlos zu bemühen, sondern alle die Kinder, deren Eltern sich dazu willig erklärten, zu taufen und sodann die Getauften in besondere Obhut und Unterricht zu nehmen. Dies geschah denn auch im Februar 1729 mit 16 Kindern, aber die Hoffnung, diese Kinder zu unterrichten, schlug fehl, weil die Eltern sie ihnen nicht überließen oder in die Ferne zogen. Der von Top unterwiesene und getaufte Knabe Friedrich Christian wurde dagegen als der erste Nationalgehülfe ausgesandt und verkündigte besonders unter seinen Altersgenossen das Evangelium nicht ohne Segen. Hundert und fünfzig Kinder waren indeß nach und nach getauft, als das am 19. Juni 1731 aus der Heimath ankommende Schiff nicht blos die betrübende Nachricht von dem Tode des Königs Friedrich IV., sondern auch den traurigen Befehl seines Nachfolgers, Christian VI., überbrachte, die grönländische Niederlassung aufzugeben. Egede und wer von seinen Leuten wolle, könne in Grönland bleiben; die Mission habe jedoch außer dem Mundvorrath, der diesmal noch auf ein Jahr amkam, keine Unterstützung mehr zu erwarten. Das war ein harter Schlag! Egede aber befahl sich der Barmherzigkeit Gottes und beschloß, wenigstens noch ein Jahr zu bleiben, da die Grönländer selbst ihn darum baten. Ihrer zehn etwa entschlossen sich, bei ihm zu bleiben, während die andern Ansiedler alle nach Dänemark zurückfuhren. Die Grönländer aber freuten sich, daß er blieb, denn nun sähen sie erst recht, wie lieb er sie hätte, und als er ihnen bedeutete, daß er über's Jahr doch wohl fort müßte, weil dann sein Vorrath zu Ende wäre, meinten sie: „O, dann giebt es ja hier Rennthiere und Seehunde, Vögel und Fische genug, Dich und die Deinen auch noch mit zu sättigen."

Das Jahr verging unter Hoffen und Harren, und siehe, das Schiff, auf welchem Egede fürchtete, zurückkehren zu müssen, brachte im Jahre 1732 die Freudenbotschaft, daß Gott das Herz des Königs Christian VI. gelenkt habe, bis auf Weiteres Egede noch ferner in Grönland zu erhalten, und im folgenden Jahre kam mit dem Schiffe aus der Heimath ein eigenhändiges Schreiben des Königs, in welchem er nicht bloß erklärte, den Handel in Grönland wiederum mit größerem Nachdruck aufzunehmen, sondern auch jährlich zur Förderung der Heidenbekehrung 2000 Thaler zu schenken. Da ward Egede froh, pries seinen Gott und begann mit neuem Eifer sein Werk unter den Heiden; begann auch wieder Kinder zu taufen, was er in den letzten beiden Jahren unterlassen hatte. Aber schon wieder war eine neue schwere Prüfung ihm bereit. Durch einen von Dänemark heimkehrenden Grönländerknaben wurde zuerst Friedrich Christian von den Kinderblattern angesteckt und dahingerafft, aber bald griff die Seuche so furchtbar um sich, daß vom September 1733

bis Juni 1734 von 300 Familien in Egede's Umgebung kaum noch 30 in einigen Gliedern übrig blieben. Da gab es Arbeit für unsern Egede, der sich auf alle Weise mühte, zu rathen, zu helfen, zu trösten und zu unterweisen, zum Tode zu bereiten und selbst zu begraben. Denn an den meisten Orten fand er ja nur leere, ausgestorbene Häuser; die Leichen lagen drinnen oder unbegraben auf dem Schnee. Auf einer Insel fand er ein blatternkrankes Mädchen nebst ihren drei kleinen Brüdern ganz allein noch übrig. Der Vater hatte alle übrigen Bewohner der Insel beerdigt und sich endlich selbst mit dem kleinsten kranken Kinde in ein von Steinen gemachtes Grab gelegt und dem Mädchen befohlen, ihn mit Fellen und Steinen wohl zuzudecken. Egede nahm die Verlassenen zu sich, und nicht allein diese, sondern alle, die er fand. Durch diese aufopfernde Liebe empfing doch mancher Grönländer vor dem Ende noch einen Eindruck auf sein Herz, wie denn unter Andern Einer, der vorher Egede's und seiner Lehre vielfach gespottet hatte, bekennen mußte: „Du hast an uns gethan, was unsere eigenen Landsleute nicht gethan haben; Du hast uns mit Essen unterhalten, hast auch die Todten begraben, damit sie nicht vor Füchsen, Hunden und Raben liegen müssen; zumal aber hast Du uns in Gottes Wort unterwiesen, wie wir dadurch sollen selig werden, daß wir mit Freuden sterben und drüben ein besseres Leben erwarten können." Und mit dem Bekenntniß legte er seine Füße zusammen und starb. — Unter dieser Plage zeigte sich auch Frucht der Arbeit an den Kindern, deren viele geduldig ihre Auflösung erwarteten und sich mit der Hoffnung der Auferstehung und eines seligen Lebens im Himmel trösteten. Es starben aber an dieser Seuche, die fast das ganze Volk befiel, beinahe 3000 Menschen in Grönland.

Von jetzt an kamen in Egede's Herz Gedanken, wie nie zuvor; von fast 15jähriger kummervoller Arbeit an Leib und Gemüthe schwach und krank, gedachte er, Grönland zu verlassen, obschon 1734 von Dänemark drei neue Gehülfen, unter ihnen sein Sohn Paul, der in Kopenhagen seine Studien vollendet hatte, gesandt wurden. Er bat zunächst um einen Urlaub, den er im Mai 1735 erhielt, aber wegen Krankheit seiner Frau nicht gleich benutzen konnte. Auch das schwerste Opfer sollte der vielgeprüfte Mann noch bringen: am 21. December 1735 entschlief ihm zu Goodhaab seine treue, gottesfürchtige Ehegattin, die als eine christliche Heldin ihr Volk und Vaterland verlassen, alle Widerwärtigkeiten in dem rauhen und heidnischen Grönland mit ihrem Manne heldenmüthig getheilt und ihn im Kleinmuth allezeit getröstet und aufgemuntert hatte. Nun brach seine Kraft vollends zusammen, im Anfang des Jahres 1736 erkrankte er selbst und auch am Gemüth hatte er eine harte Anfechtung zu bestehen. „Am 11. März," so schreibt er, „fühlte ich erstlich solchen Haß gegen Gott in meinem Herzen und solchen Abscheu, sein Wort zu hören, daß ich mich den ganzen Tag davon ferne hielt und ihn sehr betrübt für mich verbrachte, ohne meinen Zustand zu offenbaren. Und da ich selbigen Abend in solcher Unruhe und Verwirrung zu Bette gehen wollte, kam es vor meinen Ohren als ein sausender Wind, der mir auf's Herz und in alle Glieder fuhr, mit einer solchen Pein, daß ich solches nicht aussprechen noch erzählen kann. Mein Leib fing an zu zittern und

zu beben; ich war auch nicht mächtig, meine Zunge zu rühren und meine Kinder zu rufen, die nebenan in einer Stube waren. Unterdessen war es mir nicht anders, als wenn meine Seele mit Höllenangst umgeben wäre und mit Todesbanden gefesselt. Da ich aber wieder ein wenig zu mir selber kam und meine Zunge rühren konnte, brachen die halb verzweifelnden Worte heraus mit Ach und Wehe, daß mich Gott verlassen habe. Das verursachte, daß sich meine Mitbrüder und lieben Kinder zu mir begaben und sich bemüheten, mich aus Gottes Wort zu trösten. Ich armer Mensch war aber nicht im Stande, einigen Trost anzunehmen, denn mein Gewissen verdammte mich, daß ich gedachte, ich hätte keine Hülfe mehr bei Gott. Alle mein Geblüt und Odem war aufrührerisch, mein Leib und alle Glieder bebeten; kurz zu sagen: ich wußte vor innerlicher und äußerlicher Angst und Schmerzen nicht wohin. In diesem elenden Zustande brachte ich etwa zwei Stunden zu. Der gütige Gott aber, welcher nicht ewig verwirft, ob er schon betrübet, sondern nach seiner großen Barmherzigkeit sich wieder erbarmt und den Menschen nicht von Herzen plagt, erbarmte sich über mich und hörte die Stimme meiner Vermahnung, als ich ihn anrief; er führte mich wieder aus der Hölle und gab mir das Leben."

Am 29. Juli 1736 hielt Egede seine Abschiedspredigt über Jes. 49, 4: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist", taufte noch ein grönländisches Kind, das zum Andenken an ihn den Namen Hans bekam, und begab sich dann am 9. August mit einem Sohne, zwei Töchtern und der Leiche seiner entschlafenen Frau zu Schiffe. Am 24. September langte er glücklich in Kopenhagen an, bestattete hier zuerst seine Gattin und berichtete dann dem König über den Stand der grönländischen Mission. Zum Superintendenten der grönländischen Mission ernannt, bekam er den Auftrag, eine Bildungsanstalt zu errichten für Studenten und Waisenknaben, in welcher unter seiner Leitung Lehrer für Grönland gebildet und besonders in der Sprache des Landes unterrichtet werden sollten. So verschaffte er noch in der Ferne dem Lande seiner ersten Liebe reichen Segen, da er auch täglich seine Grönländer auf betendem Herzen trug, bis er im Jahre 1758 den 5. November zu Falster bei seiner Tochter, da er die letzten Jahre in Ruhe verlebte, im 73sten Jahre seines Lebens, im Herrn entschlief.

Das in Grönland begonnene Werk ward zunächst besonders von Paul Egede fortgesetzt, der in demselben manche liebliche Erfahrung machen durfte. So sagten ihm die Grönländer im Jahre 1740, sie könnten nicht anders, als seinen alten Vater lieben, der sein gutes Land verlassen und in ihr unfruchtbares Land, wo er, wie sie alle wüßten, so viel Uebel ausgestanden, gekommen wäre, nur allein, um sie Gott kennen zu lehren, damit sie nach dem Tode bei ihm glücklich werden möchten. Und als er in demselben Jahre mit zwei bekehrten jungen Grönländern in sein Vaterland zurückkam, hörte er diese beten: „Dank sei dir, guter Gott, der du uns über das große gefährliche Meer in das Land geführt hast, woher wir die Kenntniß von dir haben. Dank sei dir, daß du den Einwohnern desselben es in den Sinn gegeben, uns zu ihren Mitgläubigen zu machen ꝛc."

Und als Arnarsak, das Mädchen von den beiden, tödtlich erkrankte, fragte sie, ob sie nicht, ohne Gott zu mißfallen, so beten könnte, wie sie dächte: „Lieber Gott! es stehet bei dir, ob ich in diesem Lande leben oder sterben soll. Ich habe nicht Lust, hier zu sterben, denn so werde ich meinen Landsleuten nicht nützlich. Ich will lieber leben und wieder in mein Land kommen, um meinen Leuten dich und deinen Sohn Jesum Christum kennen zu lehren, auf daß viele mit mir selig werden. Du hast mich ja doch sicher, und es eilt ja nicht, du kannst mich ein ander Mal zu dir nehmen, wenn ich Geringe erst deinen Willen bei meinen Nebenmenschen ausgerichtet habe". — Aus einem langen und charakteristischen Brief, den P. Egede im Jahre 1756 von einem seiner grönländischen Correspondenten erhielt, sei hier nur eine Stelle angezogen, um zu zeigen, wie auch in Grönland durch Christen, wie leider an so vielen Orten in der Heidenwelt, dem Werke der Bekehrung Eintrag geschah. „Ich habe mich oft über die Christen gewundert", schreibt Paul Grönländer, „und selbst nicht gewußt, was ich von ihnen denken sollte. Sie verlassen ihr eignes schönes Land und leiden viel Ungemach in diesem für sie harten und fürchterlichen Lande, nur um uns zu ordentlichen Leuten zu machen: aber hast du so viel Böses von unserer Nation gesehen, hast du wohl je ein so sonderbares und beinahe unsinniges Gewäsche von jemandem unter uns gehört? Ihre Lehrer unterrichten uns, wie wir dem Teufel entgehen können, den wir nie gekannt haben, und ihre ausgelassenen Matrosen bitten mit der größten Ernsthaftigkeit, daß der Teufel sie holen und zerreißen möge. Du erinnerst Dich wohl selbst, daß ich in meiner Jugend dergleichen Reden von ihnen lernte, um sie zu belustigen, ohne zu wissen, was sie bedeuteten, bis Du mir es verbotest, sie zu gebrauchen; nachdem ich sie selbst verstehen gelernt, habe ich mehr gehört, als ich hören wollte. Insonderheit habe ich dieß Jahr so viel von den Christen reden hören, daß, wenn ich nicht durch den langen Umgang viele gute und ordentliche hätte kennen lernen und Hans Pungiok und Arnarsak, die in eurem Lande gewesen sind, mir nicht erzählt hätten, daß es dort viele tugendhafte und fromme Menschen gäbe, ich gewünscht haben würde, daß wir sie nie gesehen hätten, damit sie unser Volk nicht verderben möchten. — Du entsinnst Dich wohl des Einfalls von dem lustigen Okakok, Angekoke in Euer Land zu senden, um Euch ordentliche Menschen werden zu lehren, so wie Euer König Priester hieher gesandt hat, um uns zu lehren, daß ein Gott sei, was wir vorher nicht wußten; aber ich weiß, daß es ihnen nicht an Unterweisung fehlt, daher taugt der Vorschlag nichts. Es ist sonderbar genug, mein lieber Pavia! Euer Volk weiß, es ist ein Gott, der der Schöpfer und Erhalter von allen; sie wissen, daß sie nach diesem Leben entweder glückselig oder unglückselig werden sollen, je nachdem sie sich aufgeführt haben, und doch leben sie, als ob sie Befehl hätten, böse zu sein, und als ob ihr Vortheil und Ehre es von ihnen forderte, böse zu sein. — — — Meine Landsleute könnten darüber auf ähnliche Gedanken gerathen, wie Kava, der, aus Furcht, er möchte den unordentlichen Matrosen gleich werden, es nicht wagte, ein Christ zu werden". — Immer mehr Kolonien wurden im Laufe der Zeit in Grönland angelegt, und im Jahre 1782 unter ein nördliches und südliches Inspek-

torat vertheilt; das Werk des Evangeliums nahm seinen Fortgang. So erbaten sich die Grönländer in der Kolonie Holsteinsburg im Jahre 1771 von Dänemark eine hölzerne Kirche, zu der sie eine Kollekte von 30 Fässern Speck gesammelt hatten, wozu ein Nationalkatechet folgenden Brief schrieb: „Hochverordnete Herren! Dieweil der Haufe der Gläubigen bei uns sehr zunimmt, so wollten wir gerne ein kleines Andachtshaus für Gott, den größten Herrn haben; denn da er uns diesen Winter mit vier Wallfischen beglückt hat, so haben wir dießmal große Sehnsucht nach einem solchen Andachtshause. Wir haben dreimal zwanzig Tonnen Speck mit Euren Schiffen gesandt, um im künftigen Jahre dieß kostbare Verlangte zu erhalten. Sollte die genannte Bezahlung nicht hinlänglich sein, so bitten wir Euch, uns zu Hülfe zu kommen; thut Ihr dieß, so wird es Gott angenehm sein, und Er wird Euch dieser guten That wegen glückselig machen, und falls wir im künftigen Jahre Wallfische fangen, so werden viele unter uns noch mehr zulegen. Eure Beihülfe wird sowohl von uns, als den Menschen, die hier wohnen sollen, gepriesen werden, und unsre andern Nebenmenschen werden vermuthlich dasselbe thun. Wir alle, die bei Amentlock wohnen, werden Euch lieben, so lange wir leben, und mit ernstlicher Ehrerbietung sein unsrer hochverordneten Herren gehorsamste Diener." — Doch genug — noch heute besteht die Dänische Mission in Grönland, deren wichtigste Colonie- und Missionsplätze Frederikshaab, Goodhaab, Christianshaab, von wo die Mission 1752 nach Claushavn verlegt ward, und Jakobshavn sind, und erst noch unterm 27. December 1844 hat das Grönländische Missions- und Schulwesen auf Grund eines Vorschlages des Missions-Collegiums durch Königl. Verordnung eine neue Organisation erhalten. Und der Bahnbrecher für das alles und für Grönlands Bekehrung überhaupt ist Hans Egede gewesen. Und als das geschehen, als die Bahn gebrochen war, ging sein Beruf zu Ende, und es zeigten sich die Füße derer, die der Herr zu den eigentlichen Ausführern seiner Liebesabsicht mit Grönland nach seiner Gnade ausersehen.

§. 3. Die Brüder in Grönland.

Schon im Jahre 1727 hatte der fromme und für die Ausbreitung des Reiches Gottes unermüdlich thätige Graf von Zinzendorf die Hülfe seiner Brüder in Herrnhut bei der Mission in Grönland angeboten, aber ohne Erfolg. Als er nun im Jahre 1731 bei der Krönung Christian VI., der ihm viel Ehre und Freundschaft erwies, in Kopenhagen anwesend war, sah er nebst den Brüdern, die ihn begleiteten, daselbst auch den Paul Egede mit zwei getauften Grönländern, vernahm aber zugleich mit Betrübniß, daß die grönländische Mission aufgehoben werden sollte. Das bestärkte ihn auf's Neue in seinem Entschluß, dem treuen Egede in seiner schweren Arbeit unter den Grönländern von Herrnhut die Hand zu bieten. Er stellte die Sache seiner Gemeinde vor und bald erklärten sich zwei Brüder, Matthäus Stach und Friedrich Böhnisch, an dessen Stelle hernach Christian Stach trat, bereit, nach Grönland zu gehen, und ein dritter, Christian David, fand

sich willig, sie zu begleiten. „Unsere Ausrüstung," berichtet M. Stach, „brauchte nicht viel Zeit und Kosten. Die Gemeine (zu Herrnhut) bestand mehrentheils aus armen Exulanten, die uns nicht viel mitgeben konnten, und wir selbst hatten außer unserer gewöhnlichen nöthigsten Kleidung gar nichts. Wir waren gewohnt, uns mit Wenigem zu behelfen, und sorgten nicht, wie wir nach Grönland kommen oder da bestehen würden. Den Tag vor unsrer Abreise lief von einem Freunde in Venedig ein Geschenk an Geld ein; davon wurde uns etwas zur Reise nach Kopenhagen gegeben; damit hielten wir uns für so reichlich versorgt, daß wir unterwegs von Niemandem weiter etwas annahmen und einfältig glaubten, der uns zu dieser Reise zu rechter Zeit das Nöthige gegeben, der werde auch für die Ausführung unsers Vorhabens sorgen, sobald wir etwas brauchen würden. Viel Unterricht konnte man uns auch nicht geben, denn die Gemeine hatte noch keine Erfahrung von Missionen; man überließ uns also, in allen Umständen so zu handeln, wie uns der Herr und sein Geist leiten würde. Nur wurde uns empfohlen, uns einander brüderlich zu lieben, den treuen Knecht des Herrn, Christian David, als einen Vater zu ehren, und dem durch viele Uebungen bewährten Apostel der Grönländer, Herrn Egede, wenn er uns brauchen wollte, als seine Gehülfen beizustehen; wollte er uns nicht brauchen, so sollten wir ihn im Geringsten nicht stören, übrigens aber für uns allein wohnen und unser Hauswesen so einrichten, wie es zu einem gottseligen Leben und Wandel gehört." Unter Handauflegung und Gebet von dem Aeltesten der Gemeine gesegnet, begaben sich die Brüder am 19. Januar 1733 auf die Reise nach Kopenhagen, wo sie von einigen Freunden zwar freundlich aufgenommen, ihnen aber wenig Hoffnung gemacht wurde, bis der Oberkammerherr Graf von Pleß, nachdem er sich von ihrem Glaubensgrund und der redlichen Absicht ihres Vorhabens hinlänglich überzeugt, ihr Begehren, mit dem nächsten Schiffe nach Grönland gesandt zu werden, beim Könige anbrachte und kräftig unterstützte. Als man ihm bei Hofe die Erinnerung machte, da des gelehrten und eifrigen Egede zehnjährige Bemühungen fruchtlos gewesen, so würden diese jungen Laien noch viel weniger ausrichten, antwortete er: Gott habe allezeit zur Ausführung der größten Absichten in seinem Reiche sich der geringsten und vor der Welt unansehnlichsten Werkzeuge bedient, um zu zeigen, daß Ihm allein die Ehre gebühre, und die Menschen zu gewöhnen, nicht auf ihre Einsichten und Vermögen, sondern auf Seine Segenshände zu sehen. Der König aber ließ die drei Brüder selbst vor sich kommen, und ihr einfältiger, herzlicher und lebendiger Glaube und der Eifer ihrer Liebe ging ihm so zu Herzen, daß er beschloß, die Mission fortzusetzen, den dreien gestattete, als Missionare nach Grönland zu gehen und ihnen ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an Egede mitgab. „Ja," sagte er, „wenn die ganze Brüdergemeine nach Grönland ziehen wollte, so wollte ich sie hinübersetzen lassen und mit allem Nöthigen versehen", und mit großer Freude konnte Christian David nach Herrnhut schreiben: „Niemals hätte ich geglaubt, daß es solch einen König und solch eine königliche Familie gebe, wo man Gott sucht von ganzer Seele." Von verschiedenen Standespersonen wurden ihnen Bei-

träge zur Reise und zum Anbau in Grönland verehrt; als sie aber einst bei dem frommen Grafen von Pleß zur Tafel geladen waren, fragte sie dieser über Tische, wie sie in Grönland sich zu nähren gedächten? Chr. David antwortete: „Von unsrer Hände Arbeit und Gottes Segen; wir wollen uns auf den Ackerbau legen und ein Haus für uns bauen, damit wir Niemand beschwerlich fallen." Auf den Einwurf des Kammerherrn, es sei kein Holz da, wovon sie denn bauen wollten, war Chr. David's Antwort: sie wollten sich in die Erde graben. „Nein," erwiderte jener, „das sollt ihr nicht thun; nehmt Holz mit euch und baut euch ein Haus, hier habt ihr 50 Thaler dazu." Durch solche Gnadenerweisungen der göttlichen Fürsorge mächtig gestärkt, segelten sie am 10. April 1733 von Kopenhagen ab mit der Tageslosung: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet. — Moses hielt sich an den, den er nicht sahe, als sähe er ihn. Ebr. 11, 1. 27. Ihn, den kein Auge sehen kann, blickt mit des Glaubens Augen an."

Und sie bedurften eines festen Glaubens, denn bald sollten sie erfahren, welch einer schweren Aufgabe sie sich unterzogen. Glücklich stiegen sie am 20. Mai 1733 zu Goodhaab an's Land und begaben sich alsbald zu Egede, der sie freundlich aufnahm und ihnen mit Rath und That an die Hand ging. Dann erbauten sie sich ein grönländisches Haus an dem nächsten wohnbaren Seestrande, das sie schon am 6. Juni unter Dank und Lobgesang bezogen. Welche Gesinnung sie beseelte, erkennen wir am besten aus einem Schreiben, das M. Stach unterm 13. d. M. an die Gemeine in Herrnhut erließ. Darin heißt es u. A.: „Hier ist der Weg noch gar verschlossen. — Wir werden aber durch Gottes Gnade nicht verzagen, sondern der Hut des Herrn warten. — Ist der Heiden Zeit kommen, so muß die Finsterniß in Grönland Licht und die Kälte selbst zur Hitze werden, und die eiskalten Herzen der Menschen erwärmen und zerschmelzen. Weil wir unsern Weg kennen, daß er aufrichtig ist vor dem Herrn, so haben wir große Freudigkeit und unsere Herzen sind nicht verzagt. Wir sind offenbar vor den Augen des Herrn. Alle Menschen halten uns zwar für Thoren, sonderlich diejenigen, welche schon lange in diesem Lande gewesen sind und dieses Volk kennen, aber wir freuen uns darüber und denken, wo der Durchbrecher ist, da muß Luft und Weg werden, wenn es auch noch so verkehrt aussieht. In diesem Sinne gedenken wir allezeit zu bleiben; und wenn wir auch nichts in Grönland ausrichten sollten, so werden wir doch Jesum preisen und seinem Namen die Ehre geben, wenn es auch weiter nichts wäre, als daß wir gedemüthigt und recht klein in unsern Augen würden. Jesus aber, dessen Herz voll Treue und Liebe gegen uns und gegen die armen Heiden ist, weiß alle unsre Wege, und hat sie gewußt, ehe wir noch da waren. Zu dessen Ehre sei unser Leben, Gut und Blut hingegeben." Hierauf begannen die Brüder sich von dem aus Kopenhagen mitgebrachten Holze ein ordentliches Wohnhaus zu bauen, und nannten die neue Niederlassung Neuherrnhut. Leider aber geriethen sie mit Egede, dem man sie verdächtig gemacht hatte, nicht ohne Schuld Chr. David's in Mißhelligkeiten über ihre Lehre, deren Folge war, daß eine gemein-

same Arbeit der Brüder mit Egede vereitelt wurde. Doch schrieb Egede an sie: „Allerletzt zu berühren von Eurem Erbieten und guten Intention, die Grönländer mit mir zu lehren und in Gottes und Christi Erkenntniß zu unterrichten, da finde ich in solchem Eurem guten Willen und Vorsatz nicht allein nichts zu tadeln, sondern vielmehr zu rühmen, und obschon Ihr nicht studirt habt, so könnt Ihr doch nichts desto weniger geschickt und tüchtig werden, Christi Geheimniß den wahnwitzigen Grönländern zu offenbaren, wenn Ihr erst die Sprache werdet gelernt haben, wozu Euch Gott Leichtigkeit gebe! Ich nach meiner Erkenntniß und Vermögen will Euch dazu von Herzen gern alle Anleitung geben u. s. w." Das geschah denn auch, und sie begannen alsbald mit Egede's Hülfe die für sie freilich sehr schwere Sprache mit allem Eifer zu lernen. Sie hielten auch gute Nachbarschaft, so lange Egede im Lande blieb, und er und seine Frau hörten nicht auf, mit großer Willfährigkeit den Brüdern zu dienen und in der Noth auszuhelfen. Und es gab wohl Noth genug, zuerst in der schlimmen Blatternseuche, da die Brüder Egede's Beispiel folgten und die armen Leute, so gut sie konnten, unterstützten. Darauf wurden sie selbst Einer nach dem Andern krank, wobei sie abermals Egede's und seiner Frau theilnehmende Freundschaft erfuhren. „Wir sind itzt," schrieben sie damals, „in einer Glaubensschule, indem wir noch gar nichts vor uns sehen. Unter den Heiden spüren wir nicht das geringste Gute, nicht einmal einen Seufzer: und dazu finden sie den Tod, wo sie das Leben bekommen sollten. Uns mögen wir ansehen, wo wir wollen, so finden wir nichts als Elend von außen und von innen. Von außen finden wir nicht einmal die leibliche Tüchtigkeit, in diesem Lande dauern zu können: die muß Gott uns erst geben. — Von innen ist uns alles, was vom guten Willen herrühren kann, sogar auch der Muth im Lernen der Sprache, weggefallen; nur allein, was die Gnade gewirkt hat, ist uns geblieben. Dem Herrn ist's bekannt, warum Er die allerschwächsten und ungeübtesten, die zum Theil erst angefangen haben, unter Euch zu gedeihen, auf diesen Posten gestellt hat. Wir wollen aber in dieser Schule, da wir um die Wette glauben müssen und nichts als Unmöglichkeiten vor uns sehen, verbleiben, bis uns Jesus als Elenden durchhilft, und wollen für nichts sorgen, als wie wir Ihm gefallen mögen." — Im August des folgenden Jahres kamen ihnen zwei Brüder, der schon genannte Friedrich Böhnisch und Johann Beck, zu Hülfe, und von nun an begannen sie, die Grönländer fleißig zu besuchen, wußten auch durch ihr stilles, eingezogenes Wesen die Achtung und das Zutrauen der Heiden sich zu erwerben. Bald aber geriethen sie in drückenden Mangel an Nahrung, und da Christian David, der die Brüder bloß nach Grönland hatte geleiten sollen, nach Europa zurückkehrte, setzte ihnen Jedermann zu, ihm nachzufolgen, da sie doch keine Aussicht zum Durchkommen hätten. Selbst die Grönländer spotteten ihrer und sagten: „Eure Landsleute taugen nichts, weil sie euch nichts geschickt haben; und wenn ihr nicht zurückgeht, so seid ihr nicht klug." Sie aber antworteten: „Der Herr unser Gott kann uns wohl erhalten, und wo Er es nicht thun will, so fallen wir in Seine Hände."

Und ihr Vertrauen wurde nicht getäuscht, der Herr half gnädig

durch, und am 7. Juli 1736 kamen nicht bloß neue Vorräthe aus der Heimath, sondern auch als Gehülfinnen die verwittwete Mutter des Matth. Stach und ihre zwei Töchter. Mit Egede reiste dann Christian Stach nach Europa, und brachte bei seiner Rückkehr 1737 einen neuen, vom Bischof David Nitschmann ordinirten Gehülfen, Christian Markgraf, mit. Zugleich erhielten sie hinreichenden Vorrath an Lebensmitteln. Bei ihrer fortgesetzten Arbeit unter den Heiden mußten sie aber sehr niederschlagende Erfahrungen machen. Für ihr Predigen und Lehren fanden sie meist taube Ohren. Denn entweder hatten die Grönländer bald wegen ihrer Arbeit, bald wegen ihrer Tanzgelage keine Zeit und Lust zum Hören; bald verlangten sie nur nach Neuigkeiten, oder rühmten sich wohl gar, sie wüßten schon genug von geistlichen Dingen. Blieben aber die Brüder länger als eine Nacht bei ihnen, so suchten die Heiden sie auf alle Weise zu ihren schlechten Sitten zu verführen, oder spotteten und lachten über ihr Lesen, Beten und Singen; warfen ihnen ihre Armuth vor, und erwiesen sich überhaupt ganz unempfänglich. Selbst wenn sie einmal zuhörten, waren sie doch schwer in der Aufmerksamkeit zu erhalten, und kamen immer wieder mit allerhand Einwänden und Widersprüchen. „Weiset uns den Gott," sagten sie wohl, „den ihr uns beschreibt, so wollen wir an ihn glauben und ihm dienen. Ihr beschreibt ihn zu hoch und zu unbegreiflich, wie sollen wir zu ihm kommen? Er wird sich nicht um uns bekümmern. Wir haben ihn angerufen, wenn wir nichts zu essen gehabt und krank gewesen, aber es ist, als ob er uns nicht hören wollte. Es ist wohl nicht wahr, was ihr uns von ihm sagt; oder seid ihr besser mit ihm bekannt, so schafft uns mit eurem Gebet von ihm Speise, einen gesunden Leib und ein trocknes Haus; denn weiter bedürfen wir nichts. Unsere Seele ist ja gesund, und es fehlt ihr nichts, wenn wir nicht am Leibe krank sind, und dabei genug zu essen haben. Ihr seid ein anderes Volk, als wir; in eurem Lande mögen die Leute kranke Seelen haben, wir sehen es auch an so Vielen, die daher kommen, daß sie nichts taugen; denen wird ein Heiland, ein Arzt der Seele nöthig sein. Für euch kann der Himmel und eine geistliche Freude und Seligkeit gut genug sein, aber uns würde das zu langweilig fallen, wir müssen Seehunde, Fische und Vögel haben, ohne dieselben kann unsere Seele so wenig als der Leib bestehen. Die finden wir nicht im Himmel; den wollen wir euch nebst den untauglichen Grönländern überlassen. Wir wollen zum Torngarsuk hinunter, da finden wir Alles im Ueberfluß und ohne Mühe." — Endlich fingen die Grönländer gar an, sich an den Personen der Brüder zu vergreifen, warfen mit Steinen nach ihnen, kletterten ihnen auf die Schultern, nahmen und zerschlugen ihre Habseligkeiten, und suchten ihr Fahrzeug zu verderben oder in die See zu treiben. Ja ein heidnischer Haufen umringte sogar des Nachts einmal ihr Zelt, um sie zu ermorden, und wurde nur durch Drohen mit dem Gewehr vertrieben. Doch wurden die Brüder unter allen Gefahren gnädig bewahrt und im Glauben gestärkt, daß sie den Muth nicht verloren, vielmehr um so inniger den Herrn anriefen im Gebet, und um so treuer sich bemühten, den armen, verkommenen Heidenherzen zur Erkenntniß des Heils zu verhelfen. Und bald sollten sie

erkennen, daß auch ihre nun fast fünfjährige Arbeit an diesem Volke keine vergebliche bleiben werde.

Es war am 2. Juni 1738, als viele Grönländer aus dem Süden bei Neuherrnhut vorbeizogen und die Brüder besuchten. Johann Beck schrieb eben etwas aus der Uebersetzung der Evangelien ins Reine, und die Heiden wollten gerne wissen, was in dem Buch enthalten wäre. Er as ihnen etwas vor, und ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, wobei er von dem heiligen Geist angeregt ward, ihnen das Leiden und Sterben Christi recht nachdrücklich vorzustellen; auch las er ihnen aus dem Neuen Testamente die Geschichte von Christi Leiden am Oelberg vor. Da that der Herr Einem, Namens Kajarnak, das Herz auf; der trat zum Tische, und sagte mit einer lauten, bewegten Stimme: „Wie war das? Sage mir das noch einmal, denn ich möchte auch gern selig werden." Diese Worte, die er noch niemals von einem Grönländer gehört hatte, drangen dem Bruder, wie er selbst sagt, durch Mark und Bein, und setzten ihn in solche Bewegung, daß er dem Grönländer mit Thränen in den Augen die ganze Leidensgeschichte Jesu und den Rath Gottes von unsrer Seligkeit darlegte. Auf Viele der Anwesenden machte die Rede einen tiefen Eindruck, besonders aber auf Kajarnak, der immer wieder kam, um mehr zu hören, und endlich ganz zu den Brüdern zog. Durch ihn wurde zuerst seine Familie für den Glauben gewonnen, und ehe der Monat zu Ende ging, kamen noch drei große Familien Südländer, und schlugen ihre Zelte bei den Brüdern auf. Diesen verkündeten sie die fröhliche Botschaft von ihrem Erlöser; und wenn sie keine Worte mehr finden konnten, sich deutlich genug auszudrücken, half ihnen Kajarnak aus der Fülle seines Herzens, so daß Alle sehr bewegt wurden. Freilich zogen die Andern bald wieder von dannen, Kajarnak aber ließ sich weder durch die Zureden, noch durch den Spott seiner Freunde bewegen, den Ort zu verlassen, indem er sagte: „Ich will dennoch bei meinen Lehrern bleiben und Gottes Wort hören, das mir einmal so wohl geschmeckt hat." Wenn sie anhören wollten, so redete er, spotteten sie, so schwieg er, nachdem er ihnen mit wenigen ernstlichen Worten die Wahrheit bezeugt hatte. Endlich gewann er bei seinen nächsten Freunden so viel, daß sie sich entschlossen, zu den Brüdern zu ziehen, und bald folgten noch einige Familien, so daß zu Anfang Oktobers über 20 Personen in zwei Häusern bei den Brüdern wohnten. Mit diesen wurde täglich des Morgens und des Abends Betstunde gehalten; Sonntags wurde ihnen ein Stück aus der Bibel vorgelesen und erklärt, fünf Personen wurden für die Taufe in besondere Unterweisung genommen, die Kinder aber im Lesen unterrichtet, was im Anfang freilich sehr schwer hielt, da die grönländischen Kinder der Zucht gänzlich ungewohnt sind. Wenn ihre Grönländer krank wurden, so pflegten die Brüder sie treulich an Leib und Seele, und hatten dabei die Freude, an ihnen zu bemerken, daß Vertrauen auf Gottes Hülfe und Ergebung in seinen Willen an die Stelle der sonst bei den Heiden gewöhnlichen Todesfurcht trat. Sie folgten ihnen auch auf ihre Erwerbsplätze, und da im Frühjahr 1739 eine große Kälte und Hungersnoth die Grönländer heimsuchte, kamen ihrer Viele zu den Brüdern, welche ihnen nach Ver-

mögen beistanden, und nicht bloß bei dieser Gelegenheit den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen bemüht waren, sondern auch fortfuhren, die Heiden umher fleißig zu besuchen. Bei Vielen fand auch die Wahrheit Eingang, insbesondere aber an Kajarnak und den übrigen Katechumenen zeigte es sich auf erfreuliche Weise, daß die Gnade tiefe Wurzel in ihren Herzen gefaßt hatte. Denn sie führten einen ganz neuen Wandel, entsagten ihren heidnischen Sitten, und erduldeten freudig Schmach und Verachtung von Seiten der Wilden. Besonders war Kajarnak während des Unterrichtes oft sehr gerührt, ermahnte am Schlusse desselben manchmal die Seinen, oder schloß mit einem kurzen kräftigen Gebet, Dabei verrieth er ein aufgeklärtes Gemüth, half seinen Lehrern zu Worten, die sie suchten, und verbesserte ihre Ausdrücke, oder ließ sich von ihnen Antwort und Erklärung geben, wenn er etwas nicht verstand. So wuchs denn das Werk der Gnade in diesen Erstlingen aus den Heiden, und am zweiten Ostertage, den 30. März 1739 wurde Kajarnak nebst seiner Frau, einem Sohne von 5 und einer Tochter von fast 1 Jahr durch Matth. Stach unter großer und herzlicher Bewegung aller Anwesenden getauft. Er selbst bekam den Namen Samuel, seine Frau ward Anna, sein Sohn Matthäus und seine Tochter Arna genannt.

Leider wurde die Freude der Brüder über diese Getauften bald wieder getrübt. Kaum vier Wochen waren seit der Taufe verstrichen, als etliche Heiden aus dem Norden einen Schwager Kajarnak's unter dem Vorgeben, daß er ehemals den Sohn ihres Anführers todt gehext habe, auf eine hinterlistige und grausame Weise ermordeten, und den Kajarnak selbst und seinen andern Schwager auch umzubringen drohten. Da geriethen die Südländer in große Furcht, und gedachten Alle zu fliehen; und obschon die Brüder Alles versuchten, sie zu halten, mußten sie die Besorgten doch endlich nach dem Süden ziehen lassen. In einigen Wochen war die ganze Gegend, bis auf zwei Zelte, von Grönländern entblößt, und dazu mußten die Brüder sich noch vorwerfen lassen, daß sie zwar Heiden taufen, aber nicht zu wahren Christen machen, noch sie der herumziehenden Lebensart entwöhnen und bei sich behalten könnten. Bald aber wurden sie getröstet, indem vorbeiziehende Südländer ihnen erzählten, sie hätten von den Geflüchteten unterwegs viele wunderbare Dinge von Gott gehört, wovon sie gern weiter unterrichtet sein wollten. Nach einiger Zeit kam auch Simek, ein Verwandter Kajarnak's, aus dem Süden wieder mit den Seinigen zurück, und nach und nach fanden sich immer mehrere wieder ein, so daß im Winter 1739—1740 neun Familien bei den Brüdern wohnten, denen es freilich im Anfange nicht leicht ward, ihre alte heidnische Weise aufzugeben, die aber doch willig waren, dem Evangelium Gehorsam zu leisten, und darum auch die Kraft desselben an ihren Herzen erfuhren. Denn die Brüder hatten ja nun durch Gottes Gnade gelernt, wie sie den Herzen nahe kommen konnten. Bis zum Jahre 1738 hatten sie noch geglaubt, ihre Verkündigung des Evangeliums an die Heiden mit der Unterweisung einleiten zu müssen, daß Jemand sei, der Himmel und Erde, das Meer und alle Kreaturen geschaffen habe und sie auch erhalte; daß dieser große Herr nicht ein Mensch, sondern ein Geist sei, welcher allenthalben gegenwärtig sei und

der Menschen Gedanken wohl wisse; wie dieser im Anfang die Menschen gut geschaffen habe, wie dieselben aber durch Betrug des Teufels verderbt worden, und daher der Sünde und dem Tode unterworfen seien, wie Gott, um sie zu erretten, seinen Sohn habe Mensch werden lassen, wie dieser habe leiden und sterben müssen, wie er auferstanden, gen Himmel gefahren sei und einst wieder kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten. Auch Kajarnak hatte, als er sich das erste Mal bei den Brüdern einfand, einen ähnlichen Vortrag mit angehört. Erst dann aber fühlte er sich getroffen, als die in dem Leiden und Sterben des Sohnes Gottes sich offenbarende Liebe ihm lebendig vor die Seele trat; nur diese hatte seinen harten Sinn erweicht, sein finsteres Gemüth erleuchtet und sein todtes Herz erweckt. Wiederholte ähnliche Erfahrungen bewogen die Brüder, in ihren Predigten an die Heiden von nun an ohne Umschweif Jesum Christum, den Gekreuzigten, als den Versöhner unserer Sünde zu verkündigen. Dadurch wurde ihr Herz ergriffen und ihr Gewissen aufgeweckt; die Freude über die dargebotene Erlösung brachte sie zum Gefühl ihrer Sündigkeit; der auch für sie gekreuzigte Heiland ward ihnen der kräftigste Antrieb zur Heiligung und der sicherste Grund einer seligen Ewigkeit. Die Lehren des ersten Artikels aber wurden ihnen durch den zweiten erst recht aufgeschlossen. In dieser Predigtweise, von der sie auch für ihre Herzen reichen Gewinn hatten, wurden die Brüder durch den Besuch des von Zinzendorf gesandten Andreas Grasmann noch bestärkt, und „von da an," schreibt Friedrich Böhnisch, „ging eine ganz neue Erweckung und Gnadenarbeit unter den Grönländern an, und man kann nicht genau sagen, wie viel Seelen durch das Zeugniß vom Lamm und seinen Wunden sind angefaßt und überzeugt worden, indem wir nicht mehr nur vor Zelten und Häusern den gekreuzigten Gott, unser Lamm, sein Blut und seine Wunden verkündigten, sondern ganzen Schaaren von hundert und mehreren. Der Heiland schenkte uns auch einen solchen Zufluß in der Sprache, daß wir selbst darüber erstaunten, und wenn das Herz vom Blut und von den Wunden angefaßt und gerührt war, so quollen auch die nöthigen Ausdrücke heraus. Der Schall dieser neuen Lehre ist schon auf die 170 Meilen weit von uns erschollen, und hat sich durch die beständige Auf- und Niederfahrt der Grönländer allenthalben herum verbreitet. Wenn man jetzt mit einem Haufen Grönländer redet, und denkt, man hat lauter unbekannte und wilde Menschen vor sich, so kommt hier und da Eins hervor und sagt: „das hab' ich auch schon da und da gehört, und ist mir auch schon so in meinem Herzen gewesen, aber der Feind hat mich wieder davon abgebracht; ich will mich nun bekehren."

Am 4. Juli 1740 verheirathete sich Friedrich Böhnisch mit Anna Stach, und als die ganze Gesellschaft beim Hochzeitsmahl zusammen saß, siehe, da trat auf einmal Samuel Kajarnak herein und brachte auch seinen Bruder und dessen Frau mit sich. Freudig begrüßt von den Versammelten, erzählte er, er habe den Heiden im Süden Alles, was er von den Brüdern gehört hätte, wieder verkündigt. Anfangs hätten sie es gern und mit Vergnügen gehört, als sie aber dessen überdrüssig geworden, und nur Spott und Leichtsinn damit getrieben hätten,

habe er sich in die Stille begeben und mit seiner Familie allein Betstunden gehalten. Zuletzt aber habe es ihn sehr verlangt, wieder bei den Brüdern zu sein, und er könne sie nun unmöglich wieder verlassen, weil er auch abwesend ihre Liebe empfunden. Er blieb auch fortan bei ihnen, und leistete ihnen treulich Hülfe, indem er seinen heidnischen Landsleuten bezeugte, was die Gnade des Herrn an ihm gethan habe. Eine ähnliche Hülfe erlangten die Brüder bald darauf an einer Jungfrau, Namens Pussimek. Der war das Wort des Lebens ins Herz gedrungen, und man bemerkte einmal in der Versammlung, daß sie ihre Hände vor's Gesicht hielt, um ihre Thränen zu verbergen, und heimlich seufzte: „O Herr, laß dein Licht durch die sehr dicke Finsterniß dringen!" Ein ander Mal fand man sie an einem einsamen Ort auf den Knieen liegen, und hörte nur die Worte: „Ach Gott, du weißt, daß ich von meinen Eltern her sehr verdorben bin; erbarme dich über mich!" Als man sie fragte, was sie da mache, antwortete sie: „Weil ich nun anfange zu glauben, so bete ich alle Tage in der Stille zu Gott, daß er mir wolle gnädig sein." Sie wurde darauf besonders unterrichtet, und als sie einst zur Beständigkeit im Gebet ermahnt ward, fing sie selbst mit Thränen an zu beten: „Ach Jesu, mein Herz ist sehr böse, mache mich doch recht betrübt darüber, weil du es so haben willst; nimm die bösen Gedanken von mir hinweg und richte mein Herz zu, daß es dir gefällig werde. Und weil ich dein Wort noch nicht weiß, so gieb mir deinen Geist, der mich unterrichte." — Ihre Verwandten, die nicht ihres Sinnes waren, hielten sie sehr hart, weßhalb sie die Brüder inständig bat, sie in ihre Dienste zu nehmen. Auch ließ sie sich weder durch gute, noch böse Worte von den Ihrigen bereden, ihre Lehrer wieder zu verlassen. So wurde sie denn nach gehörigem Unterricht am 30. October 1740 getauft, unter großer Rührung vieler anwesenden Grönländer, und erhielt den Namen Sarah. Von ihr haben wir noch einen Brief an den Grafen von Zinzendorf, der also lautet: „Ich will Dir von meinem Herzen schreiben. Ich fühle mein Elend, und bitte den Heiland, daß er mir seine Gnade zu fühlen gebe, denn ich habe sonst keinen Heiland, als Jesum, das Lamm Gottes, der kann mir helfen. Wenn ich zuweilen allein bin, so fühle ich, daß mir Gott im Geiste nahe ist, und dann danke ich ihm. Aber manchmal fühle ich nichts Gutes in mir, sondern lauter Verderben. Da in diesem Winter so Viele getauft worden, habe ich mich sehr gefreut. Ich erfahre nun, daß bei Gott alle Dinge möglich sind, daß auch wir Grönländer in einer herzlichen Liebe beisammen sein können. Ob ich gleich sehr elend bin, so haben mich meine Lehrer doch lieb und verachten mich nicht um meines Elendes willen. Ach, wenn Dir der Geist Gottes ins Herz giebt, daß Du uns noch mehr Lehrer senden sollst, so schicke sie uns doch. Denn Jesus hat uns geliebet und ist für uns gestorben, da wir und Du sonst hätten verloren gehen müssen. Er hat uns aber erlöset. Jesus segne Dich, und das sage Du allen Deinen Brüdern, daß ich sie sehr lieb habe."

Im Februar 1741 wurde Samuel (Kajarnak) von einem heftigen Seitenstechen befallen, welches sein Ende herbeiführte. In den größten Schmerzen bewies er gläubige Geduld und Ergebung, und wenn die

Seinen ihm etwas von irdischen Dingen vorreden wollten, sagte er, sie sollten ihm sein Herz damit nicht schwer machen, er hätte den Heiland immer in seinem Herzen und Sinne. Ein ander Mal äußerte er, er wisse wohl, daß seine Schmerzen nichts wären gegen das, was der Heiland für ihn ausgestanden; er sei auch überzeugt, daß er mit seinem bösen Leben nicht nur viel größere Leibesschmerzen, sondern selbst die ewige Verdammniß verdient habe, aber er glaube gewiß, daß der Sohn Gottes darum ein Mensch worden und Sein Blut vergossen, damit Er ihn von allen Sünden erlösen und ihm das ewige Leben schenken möchte. Als die Seinigen um sein Sterbebette weinten, sprach er: „Betrübet euch doch nicht um mich, ihr habt es ja oft gehört, daß die Gläubigen, wenn sie sterben, zum Heiland in die ewige Freude kommen. Ihr wisset, daß ich von euch der Erste gewesen bin, der sich zu Ihm bekehrt hat; und nun ist es Sein Wille, daß ich der Erste sein soll, der zu ihm kommt. Wenn ihr Ihm treu seid bis an's Ende, so werden wir uns bei Ihm wieder sehen und uns über der Gnade, die Er an uns gethan hat, ewiglich freuen. Indessen wird Er euch, und sonderlich meine Frau, schon zu ernähren wissen." Am 27. Februar entschlief er ganz sanft unter dem Gebet der Brüder, die seine Seele dem Herrn empfahlen. Seine Angehörigen waren, ganz gegen die Sitte der Grönländer, ruhig und ergeben bei seinem Abscheiden, und baten die Brüder, ihn nach christlicher Weise zu beerdigen. So wurde er denn unter feierlicher Begleitung mit Gesang und Gebet zur Erde bestattet, und damit zugleich der neue Gottesacker eingeweiht. Die ganze Feier machte auf die Grönländer einen tiefen Eindruck, den Brüdern aber ging sein Tod sehr nahe, denn sie verloren an ihm einen erweckten, begabten und gesegneten Zeugen des Evangeliums unter seinen Landsleuten und einen brauchbaren Gehülfen für ihre Uebersetzungsarbeiten.

Bald hernach traten die Brüder in genaue Verbindung mit dem dänischen Missionar Drachart in Goodhaab, der später selbst zur Brüdergemeine überging, und Matthäus Stach wurde in Europa zum Priester geweiht. In Grönland aber gingen die Wirkungen des verkündigten Wortes im Segen fort und verbreiteten sich immer weiter. Jährlich wurden Mehrere durch die Taufe zur Gemeine hinzugethan, und jeden Winter hatten die Brüder eine größere Anzahl von Erweckten und Gläubigen um sich herum wohnen, unter denen sie die zur Erbauung nöthigen Einrichtungen trafen. Sie theilten sie in kleine Gesellschaften, in denen vier bis fünf Personen desselben Geschlechts unter Aufsicht eines Lehrers sich über ihren Herzenszustand frei unterreden und einander in Liebe erinnern konnten. Auch wurden die in der Brüdergemeine üblichen Chorversammlungen unter ihnen eingeführt. Die Kinder wurden im Lesen und die erwachsenen Grönländerinnen im Singen unterrichtet; die Männer aber lernten die ins Grönländische übersetzten Lieder sammt den Melodieen von den Andern während der Arbeit in ihren Häusern. Sarah (Pussimek) wurde am 3. Februar 1743 mit Simon Arbalik, der zu gleicher Brauchbarkeit unter seiner Nation Hoffnung gab, zur Ehe verbunden. Sie waren das erste Ehepaar, das aus den Grönländern nach christlicher Ordnung, mit dem Segen des Herrn und der Gemeine zusammengegeben ward.

Bei dem Eingang aber, welchen das Evangelium je länger je mehr unter den Grönländern fand, fürchteten die Angekok's, ihr Ansehen und den Gewinn ihrer betrüglichen Kunst endlich ganz zu verlieren. Sie suchten daher auf alle Weise, die noch unschlüssigen Heiden durch allerlei Erdichtungen von ihrer Bekehrung abzuhalten. So gab Einer von ihnen vor, er habe eine Reise in den Himmel angestellt, um zu erfahren, wie es mit den Seelen der Grönländer stehe; da habe er denn alle Getauften in einem elenden Zustande, ohne Nahrung und Kleidung, die Ungetauften dagegen in lauter Wohlleben angetroffen. Ein Anderer verbreitete die Nachricht, daß auf einer der dänischen Kolonieen ein getaufter Grönländer gestorben, bald nachher aber ganz nackend wieder gekommen sei, und erzählt habe, er sei in ein finsteres Loch gejagt worden, darin er große Noth leide. Solche Lügen wurden von denen geglaubt, welche gern eine Entschuldigung haben wollten; im Allgemeinen aber richteten jene Betrüger nichts aus. Die Grönländer vergaßen ihre Erdichtungen bald, und fanden sich wieder bei den Brüdern ein zum Besuch und Anhören des göttlichen Wortes, besonders wenn sie wußten, daß eine Taufe sein sollte, und bei Manchen wurde dadurch der Wunsch rege, derselben Gnade theilhaftig zu werden. Doch befanden sich unter den Besuchenden auch solche, die der Wahrheit noch widerstrebten, und unter diesen auch Manche, die die Gläubigen verfolgten, und ihnen auch wohl nach dem Leben trachteten; selbst das Leben der Brüder war mehrmals bedroht. Eines Tages, als Matthäus Stach sich gerade allein befand, sämmtliche Männer auf Erwerb ausgefahren und die andern Brüder nach ihrer Gewohnheit bei ihnen waren, trat ein Haufe wilder Grönländer in die Wohnung, und noch mehrere waren draußen. Stach kannte ihre Drohung, aber er fürchtete sich nicht und fuhr in seiner Uebersetzungsarbeit ruhig fort. Als die Grönländer eine Weile gesessen hatten, sagte ihr Anführer trotzig: „Wir sind gekommen, etwas Gutes zu hören.“ Stach entgegnete: „Das ist mir eine Freude, laßt nur erst die übrigen Leute herein kommen.“ Das geschah, und nachdem der Missionar ein Lied gesungen, auch gebetet, daß der Herr ihre Herzen aufthun wolle, damit sie sein Wort vernehmen möchten, redete er zuerst mit Wenigem über ein Stück aus seiner Uebersetzung, Apostg. 17, und sagte darnach: „Doch ich will euch nicht viel sagen von dem Schöpfer aller Dinge, denn daß einer ist, wißt ihr.“ Alle sagten: „Ja.“ — „Und daß ihr böse Leute seid, wißt ihr auch?“ — „Ja.“ — „Ich will euch also kurz das Nothwendigste sagen.“ Darauf erzählte er ihnen von dem Heilande, der in die Welt gekommen, wie er am Kreuze gestorben, wieder auferstanden und gen Himmel gefahren sei, von dannen er kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten, und einem Jeglichen zu geben nach seinen Werken. Sodann wandte er sich zu dem Anführer und sagte: „Aber du armer Mensch, wie willst du da bestehen, wenn alle die Seelen, die du um's Leben gebracht hast, hervortreten und zu dem, der auf dem Richterstuhle sitzt, sagen werden: Siehe, dieser Bösewicht hat uns umgebracht, gerade, als du deine Boten zu uns sandtest, und er hat uns verhindert, den Rath von unserer Seligkeit zu hören. Was willst du da antworten?“ — Er schwieg still und schlug die Augen nieder; Stach aber

fuhr fort: „Höre mich an, ich will dir einen Rath geben, wie du dem schrecklichen Gerichte entgehen kannst, aber du mußt es bald thun, denn du bist alt und wirst bald sterben müssen. Falle du dem Herrn Jesu zu Füßen, sage Ihm, du habest gehört, daß Er die Menschen so lieb habe, und keinen Sünder von sich stoße, der zu ihm um Gnade ruft; bitte Ihn, Er solle sich auch über dich Elenden erbarmen und dir deine Sünden vergeben." — Er versprach mit bewegtem Herzen, solches zu thun. Darnach begann Anna, die Wittwe des Samuel, welche zugegen war, die Kraft und Gnade des Herrn zu preisen, die sich an ihr und den Ihrigen so selig erwiesen, und ermahnte sie, der Wahrheit nicht länger zu widerstehen; und da diese fertig war, kam die Sarah auch dazu, und hielt ihnen eine lange Rede. Sie hörten Alles mit großer Aufmerksamkeit an und gingen hernach mit gefalteten Händen im Hofe herum, fuhren aber noch vor Abend wieder weg.

Unterdeß wuchs die kleine Gemeine der Gläubigen an Zahl und Gnade, und da es endlich im Hause der Brüder an Platz zu den Versammlungen fehlte, ließen die Brüder in Europa, welche von diesem Mangel hörten, in Holland unter Anweisung des dort gegenwärtigen Missionars Johann Beck ein großes hölzernes Haus zimmern, und der ehrwürdige Christian David kam mit demselben am 12. Juni 1747 glücklich in Neuherrnhut an. Schon am 16. October konnte die neue Kirche feierlich eingeweiht werden, wobei 3 Personen getauft und hernach ein Liebesmahl gehalten, des Abends aber das Innere des Gebäudes festlich erleuchtet wurde. Bald hernach wurden auch einige der Getauften, die Gehülfen Jonathan und Jonas, und des letzteren Frau, Salome, zum Genusse des heil. Abendmahls zugelassen. Mit Handauflegung wurden sie feierlich eingesegnet und in ihrem Taufbund bestätigt; und als sie dann zwei Tage hernach mit ihren Lehrern zum Tisch des Herrn sich nahten, waren sie tief ergriffen, und ihre Zähren rollten reichlich von den Wangen. Sie sagten nachher: Ihr Leib hätte mögen in den Staub sinken und ihr Geist aufwärts fliegen, und sie hätten nichts denken können, als: „Ei, wie ist's möglich, daß der Heiland die armen Menschen so lieb haben kann?"

So bestand denn am Schlusse des Jahres 1747 die Gemeine zu Neuherrnhut aus 134 Getauften. Mit dem holländischen Schiff aber, welches die neue Kirche gebracht hatte, war Matthäus Stach mit 5 Grönländern, dem Ehepaar Simon und Sarah, einer Jungfrau, Judith Issek, und zwei Knaben nach Europa gereist, davon der letzte dort 1748 getauft, die übrigen zum ersten Abendmahlsgenuß gelassen wurden. In Herrnhut, wohin sie mit Stach reisten, entschliefen in demselben Jahre Sarah und Simon; mit den Andern fuhr Stach über London zu den Brüdergemeinen in Pennsylvanien, wohin Christian David sie wieder begleitete. Im Sommer 1749 trafen sie glücklich wieder in Neuherrnhut ein, wo Judith, die schon früher Helferin gewesen, nach dem Vorbild der Gemeine in Herrnhut das erste ledige Schwesternhaus in Grönland einrichtete und dabei von den Familien treulich unterstützt ward. Von da aus schrieb sie später: „Ich fühle meine Untüchtigkeit, aber ich sehe auch, daß mich der Heiland lieb hat und

mein Herz zu Seinem Willen zubereitet, und also will ich bei meiner Dürftigkeit beständig an Ihm hangen. Wenn Er mich nicht gesucht und auserwählt hätte, so wäre ich noch in der Finsterniß. Wenn ich das bedenke, so fließen meine Augen mit Thränen. Mein lieber Heiland! ich habe keine andere Freude, als allein an Dir und Deinem Blute, dieses macht mein Herz warm. — Ich bin diesen Winter mit meinen Schwestern sehr vergnügt. Ich erzähle ihnen manchmal, wie die Schwestern in der Gemeine drüben über dem Wasser nichts Anderes suchen, als dem Heiland zu gefallen und Ihm zu leben. Da wünschen wir: Ach, wenn wir Ihn auch so lieb hätten!" Zwei Tage vor ihrem im October 1758 erfolgenden Ende schrieb sie noch an eine liebe Freundin in Europa: „Nun schicke ich Dir den letzten Kuß aus meinem Herzen zu. Meine Hütte ist von der Krankheit gar sehr geschwächt, aber ich denke dabei immer an meines Heilands Leiden, und freue mich gar sehr auf das selige Stündlein, wenn Er mich rufen wird, und daß ich mit meinen Augen werde Seine Wunden sehen, weil ich auch eine mit Seinem theuren Blute Erlöste bin." — Reichen Segen brachte der jungen Gemeine in Neuherrnhut die vom 13. Juni bis 5. August 1752 stattfindende Visitation des von dem Synodus der Brüder in Europa damit beauftragten Bischofs Johannes von Watteville, der sich auch die Liebe der Grönländer in hohem Grade erwarb. Gleich hernach und im Jahre 1754 noch einmal wurden sie aber durch eine Krankheit mit heftigem Kopfschmerz, Brust- und Seitenstechen heimgesucht, an der auch zusammen gegen 100 Getaufte starben. Bei allem Schmerz über diesen Verlust fanden die Brüder doch Trost in der seligen Herzensstellung der Sterbenden, wie in der thätigen Liebe der Ueberlebenden. Der Besuch von Heiden zu Neuherrnhut dauerte indessen fort, und immer Mehrere der gläubigen Grönländer konnten als Helfer die Brüder in ihrer Arbeit unterstützen, indem sie theils die Kinder in der Schule unterrichteten, theils Ansprachen an die Erwachsenen hielten, oder in den Häusern sich mit ihnen unterredeten.

So war die Gemeine in Neuherrnhut bis zum Jahre 1758 auf 400 Personen gewachsen. Im Norden konnten die Heiden von mehreren dänischen Missionaren die Predigt des Evangeliums hören; aus dem Süden aber kamen öfters Grönländer, welche die Brüder einluden, in ihr Land zu kommen, weil sie sich zwar bekehren wollten, in Neuherrnhut aber nicht bestehen könnten. Deßhalb waren die Brüder schon seit einiger Zeit darauf bedacht gewesen, 18 Meilen südlicher, am Fischer-Fiorde, einen neuen Missionsplatz anzulegen. Matthäus Stach kam dazu von Herrnhut, wo er eine Zeit lang in der Stille gelebt hatte, mit zwei Gehülfen, Jens und Peter Haven, nach Neuherrnhut, und begab sich von da am 19. Juli 1758 mit 4 grönländischen Familien, die den Stamm der neuen Gemeinde bilden sollten, nach dem genannten Platze, wo sie auf einer großen Insel die neue Niederlassung, mit Beziehung auf Jes. 60, 1 Lichtenfels genannt, anlegten. Bald fanden sich auch Grönländer aus der Nachbarschaft zum Besuch ein, die einen weiten Weg über rauhe Felsen und Thäler nicht scheuten, und anfangs großen Hunger nach dem Wort zeigten, sich aber noch nicht

entschließen konnten, ihre Wohnung bei den Brüdern aufzuschlagen. Es ließen sich zwar zwei Familien bei ihnen nieder, deren Männer in Neuherrnhut schon das Evangelium oft gehört hatten, und gern neue Menschen werden wollten; ihre Weiber aber waren nicht gleichen Sinnes mit ihnen, und weil sie in Lichtenfels nicht Alles vollauf haben, und sich nicht auf ihre heidnische Weise lustig machen konnten, beredeten sie ihre Männer und zogen im folgenden Jahre wieder fort. Von den benachbarten Grönländern, welche die Missionare und Nationalhelfer fleißig besuchten, und auch großentheils begierige Zuhörer an ihnen fanden, kamen zwar Viele zur Gemeine und wurden getauft, doch traf bei den meisten das Sprüchwort ein: „Je näher der Kirche, je später darein"; indem ganz fremde Heiden ihnen die Gnade, gegen welche sie, da sie dieselbe alle Tage haben konnten, gleichgültig waren, gleichsam vorwegnahmen. „Man kann die noch ganz unwissenden Heiden gar wohl mit einem wilden Acker vergleichen, auf dem gar nichts wächst, weil noch nichts daran gewendet worden; der aber, sobald er gebrochen und besäet worden, in weniger Zeit viel Frucht hervorbringt; dagegen diejenigen, welche viele Jahre mit Europäern umgegangen sind, von denen sie oft viel Schlechtes sehen und hören, jenem Acker zu vergleichen sind, der schon voll Dornen und Disteln steht, die das Gute ersticken und nicht so leicht auszutilgen sind." — „Ich weiß nicht, wie es ist", sagte einmal eine Heidin, „wir wollen uns immer bekehren, und es wird doch nichts daraus, denn wir wollen, und wollen doch nicht recht, und haben andere Sachen lieber, als den Heiland." — Endlich im zweiten Jahre kam eine Familie von Vater, Mutter, Sohn und Tochter 4 Meilen aus dem Süden her, die sich bei den Brüdern niederließ und am 6. Januar 1760 getauft werden konnte. Bald kamen mehrere, und am Ende des Jahres war die kleine Gemeine zu Lichtenfels auf 14 Familien mit zusammen 74 Personen angewachsen. Diese alle wohnten in einem großen Familienhause nicht bloß ohne Zank und Streit, sondern auch in herzlicher, brüderlicher Eintracht und Liebe beisammen, und wen das Wunder nehmen sollte, der lese nur 1 Cor. 13, und sehe, was die Liebe thut, wenn sie durch den heil. Geist ins Herz ausgegossen ist.

Im Juli 1761, nachdem sich die Gemeine noch vermehrt hatte, bekam Lichtenfels auch von Kopenhagen aus ein schönes neues Versammlungshaus geschenkt, an dessen Einweihung 137 Grönländer sich erfreuten. Auch wurde man bald inne, daß der Herr Lust hatte, an diesem Orte zu wohnen, obschon es ohne Versuchung nicht abging. Denn im Jahre 1762 blieben viele heidnische Südländer auf ihrem Heimzug von Norden in der Nähe der jungen Gemeine zurück, welche die noch nicht Getauften, die zum Theil schon angefangen hatten, wenigstens äußerlich ehrbar zu leben, bald wieder in ihr heidnisches Wesen verführten, so daß sie oft mehrere Nächte hinter einander mit Fressen, Tanzen, Hexen und andern Leichtfertigkeiten sich belustigen konnten. Die Getauften aber blieben fest und dankten Gott um so inniger für ihre Errettung von der heidnischen Finsterniß, und selbst die Kinder, die sonst gleich zappelten, wenn eine jauchzende Tanzgesellschaft vorüberfuhr, fürchteten sich nun so vor dem Geschrei, als ob Feinde vorbeiführen. Ueberhaupt ließ das

Walten der Gnade sich in Lichtenfels deutlich spüren. Als z. B. einmal ein Bruder früh Morgens die Schafe ausließ, hörte er in einem Zelte gar lieblich singen, und fand, daß der Hausvater mit den Seinen das Morgengebet verrichtete. Da winkte er den andern Brüdern, und mit inniger Herzensfreude hörten sie dem schönen Gesange zu, und dachten bei sich: „Was doch das Wunden-Blut an den Sündern thut! Diese waren vor zwei Jahren noch wilde Heiden, und nun singen sie dem Lamme, das geschlachtet ist, so lieblich, daß es Einem durch Mark und Bein geht."

In Neuherrnhut wurde unterdeß die Verkündigung des Evangeliums mit Geist und Gnade fortgesetzt, und es blieb fortwährend die Predigt von dem Gekreuzigten, welche die Herzen auch der zum Besuch kommenden Heiden ergriff. Dazu halfen besonders die gläubigen Grönländer selbst. „Rede du zu uns," sagte im Jahre 1759 ein Südländer zu einem dabeistehenden Nationalhelfer, „unsere Ohren taugen nicht, die Europäer zu verstehen." Der aber zeugte mit Freuden von dem, der um unserer Sünde willen sich in den Tod gegeben, und sagte unter Andern: „So todt und dumm, wie ihr noch seid, war ich auch ehemals; aber da ich durch diese meine Lehrer hörte, daß ein Heiland ist, der den armen elenden Menschen die Seligkeit erworben hat, so freute ich mich darüber und bat Ihn, und er gab mir ein offenes Herz und Ohren, zu hören und zu verstehen. Nun könnt ihr wohl sehen, daß ich vergnügt bin, und ich wünschte nichts mehr, als daß ihr euch auch selig machen ließet." Solche Anreden blieben nicht ohne Frucht, und es kam nicht selten vor, daß Einzelne selbst gegen den Willen ihrer Verwandten bei den Brüdern blieben; die Meisten aber, welche sich entschlossen, da zu wohnen, waren schon so gut, als gewonnen zum Glauben. — Im Dezember 1762 erlitt die Mission einen schmerzlichen Verlust durch den Heimruf des eben erwähnten Nationalgehülfen Daniel. In Goodhaab bekehrt war er mit Drachart's Genehmigung 1748 nach Neuherrnhut gezogen, und seit 1752 im Helferamte. Er versäumte keine Gelegenheit, den Heiden Jesum anzupreisen, und zeigte dabei eine besondere Klugheit und Umsicht in der Behandlung der verschiedenartigen Leute, welche er vor sich hatte. Sein Zeugniß an die Heiden war munter, bündig und unerschrocken, und die öffentlichen Reden an seine Brüder einfältig, herzlich nnd durchdringend. Dabei redete er mehrentheils durch Gleichnisse, die er treffend für's Herz zu deuten wußte. „Nun ist es mir ausgemacht", sagte er am Tage vor seinem Tode, „daß ich zum Heiland gehen werde, und es wird nicht mehr lange währen, denn mein Kleid ist fertig. Ach wie ist mir doch so wohl, und wie wird es mir erst da sein, wenn ich, wie Thomas, meine Hand in Seine Seite legen und sagen werde: mein Herr und mein Gott! O wie will ich Ihm danken, daß Er mich aus den Heiden erwählet, mit Seinem Blute gewaschen, mit Seinem Leib und Blut gespeiset und getränket und in Seiner Gemeinschaft erhalten hat!" — Dreißig Jahre hatten nun die Brüder in Grönland bei rauher Witterung, schwerer Arbeit, oft kümmerlicher und schlechter Nahrung, bei so vielen gefährlichen Reisen in stürmenden Wellen, zwischen Inseln und Klippen ihres Berufes treulich gewartet, als

am 29. Juli 1763 der erste von ihnen, Friedrich Böhnisch, in seines Herrn Freude heimgerufen wurde. Seine hinterlassene Wittwe, die sich der Seelenpflege des weiblichen Geschlechtes treulich annahm, heirathete 1764 den Missionsgehülfen Zacharias, einen Wittwer.

Die Gemeinen in Neuherrnhut und Lichtenfels hatten mehrere Jahre wenig Zuwachs aus den Heiden gehabt, als um's Jahr 1768 auf Anlaß der Bekehrung eines alten Angekok, Namens Immenek, der hernach mit 20 Personen selbst in Neuherrnhut einzog, eine Begierde nach dem Worte Gottes auf's Neue unter den benachbarten Heiden sich regte. Immenek selbst war zuerst durch einen wunderbaren Traum zum Nachdenken gebracht worden, von dem er den Brüdern mittheilte: Es sei ihm unter dem Hexen der Vers, den er oft singen gehört, eingefallen: „Wenn aber der Umsturz der Welt Deinen Zug zum Gericht vermeld't, Wenn dein Zeichen in Wolken scheint, Und die Welt um die Felskluft weint ꝛc." Darauf habe er im Traume das jüngste Gericht und die ewige Verdammniß gesehen. Hierüber sei er in solchen Schrecken gerathen, daß er viele Tage, ohne ein Wort zu reden, hingegangen und immer geklagt und geweint habe. Niemand habe von ihm erfahren können, was ihm begegnet sei. Einige Zeit hernach sei ihm ein Mann erschienen, der zu ihm gesagt: „Er habe lange genug der Wahrheit widerstanden, nun sei es Zeit, vom Schlafe aufzustehen; wenn er zu den Gläubigen ziehen und sich ganz bekehren wollte, so könnte er von dem bösen Geiste, der ihn bisher regiert, befreit und von der ewigen Verdammniß errettet werden". Dieß habe er dem Manne, der ihm erschienen, versprochen und seitdem angefangen, seinen Hausleuten und allen, die dort wohnen, täglich Morgens und Abends Versammlungen zu halten und ihnen darin zu bezeugen, daß sie von ihren Eitelkeiten ablassen und sich bekehren müßten, wenn sie nicht ewig verloren gehen wollten. Er selbst aber sei theils durch jenes Gesicht, theils durch die Reden des Heilands, von der Strafe derer, die hier nicht an Ihn glauben, in große Unruhe versetzt und dadurch zu dem Entschlusse gebracht worden, zu den Gläubigen zu ziehen, um mehr vom Heiland zu hören. Bald nach dem Einzug dieses Angekoks und seiner Leute säete aber der böse Feind wieder Unkraut unter den Weizen, indem ein Mann, Namens Zacharias, anfing, Erscheinungen vorzugeben und den Grönländern, die sich des Erwerbs wegen im Sunde aufhielten, zu predigen. Er gab vor, er habe Gott, den Vater, gesehen, doch nicht ganz, sondern nur den Saum seines Kleides; er könne durch sein Gebet Leute tödten, Todte auferwecken u. dgl., wodurch er manche neugierige und unbefestigte Gemüther an sich zog. Der Missionar, welcher ihm sein Geschwätz nicht verbieten konnte, ermahnte die Helfer, ein wachsames Auge auf ihn zu haben, und da er endlich keine Zuhörer mehr fand, hörte er von selbst auf, Erscheinungen zu predigen. Ueberall aber, wo die Brüder und die grönländischen Helfer zu den Heiden kamen, fanden sie offne Ohren und ein reges Verlangen, das Wort von der Versöhnung anzuhören, und die Gemeinen nahmen in erfreulicher Weise zu.

Um etwa eingeschlichenen Mißbräuchen abzuhelfen und entstandene Mißhelligkeiten auszugleichen, hielt der Prediger der böhmischen Brüder-

gemeinde zu Berlin, M. G. Sternberg, im Auftrag der Unitäts-Aeltesten-Konferenz 1770 eine gesegnete Visitation der Mission in Grönland. Mit ihm kamen die seit 1745 in Europa erzogenen beiden ältesten Söhne des Missionars Beck, beide gleichfalls für den Missionsdienst bestimmt, zurück, und mit Freudenthränen begrüßte sie der greise Vater. „Ach", rief er aus, „nun will ich mit Freuden sterben, da mein Gebet erhört ist, und ich zwei meiner Kinder auf meinem Posten hier angestellt sehe. Herr Jesu, so wie ich Dir alle meine Kinder von Mutterleibe an zum Eigenthum übergeben habe, so sollst Du sie fernerhin behalten. Ach bereite sie völlig zu Deinem Dienste!" Den grönländischen Gemeinen konnte Sternberg damals das Zeugniß geben: „Ich habe in Neuherrnhut und Lichtenfels zwei aus den wilden Heiden vom heiligen Geist durch das Evangelium berufene und gesammelte Gemeinen gefunden, die an Christum gläubig geworden und auf ihn gegründet sind, sich in Seinen theuer erworbenen Heilsgütern seliglich weiden, die Gnadenmittel dankbar und fleißig zu ihrer täglichen Nahrung gebrauchen, und also wachsen und zunehmen in allerlei Erkenntniß und Erfahrung". Nach einem 14monatlichen Aufenthalt verließ Sternberg am 30. September 1771 Grönland, und mit ihm begab sich Matthäus Stach zum sechsten und letzten Mal nach Europa zurück, von wo er sich später nach Bethabara in Nord-Carolina begab und hier nach einem stillen Lebensabend im Dezember 1787 in einem Alter von 76 Jahren entschlief. Eine Folge jener Visitation war aber die Anstellung eines Helfers in's Ganze, der fortan die Oberaufsicht über die Mission in Grönland führte, und ward als solcher zuerst Christoph Michael Königseer 1773 dahin gesandt, dem nach seinem 1786 in Lichtenfels erfolgten Heimgange Jesper Brodersen bis 1794 nachfolgte. Beide machten sich besonders auch durch ihre Uebersetzungsarbeiten um die grönländische Mission verdient.

Schon seit mehreren Jahren hatte indessen das Bedürfniß eines dritten Missionsplatzes sich geltend gemacht, und im Sommer 1773 kamen viele Südländer nach Lichtenfels und wiederholten ihre Einladung, daß Brüder zu ihnen ziehen möchten. „Kommt nur nach Süden", sagte einer von ihnen, „da sind noch weit mehrere, die sich bekehren wollen, und nur ihr Vaterland nicht verlassen können". Schon im folgenden Jahre ging dieser Wunsch in Erfüllung. Missionar Johannes Sörrensen und seine Frau und der Gehülfe Gottfried Grillich, denen sich die Nationalhelfer David und Ludwig und etliche 30 andere gläubige Grönländer aus Neuherrnhut und Lichtenfels anschlossen, legten im Monat Juli weiter nach Süden den Ort Lichtenau an, wo sich den Winter über mit Einschluß von einem dänischen Missionar und 25 Getauften, welche gleichfalls im Süden eine neue Kolonie gründen wollten, an 150 Zuhörer, die Heiden mitgerechnet, zu der täglichen Verkündigung des Evangeliums einfanden. Die benachbarten Heiden, deren etwa 800 in der Umgegend wohnten, wurden fleißig besucht, und nicht ohne Erfolg. So landete Sörrensen am 2. Dezember mit dem Helfer Ludwig auf einer großen nördlich gelegenen Insel. Die Leute warteten schon am Strande, sie zu empfangen, und nahmen sie mit Freuden auf, verlangten auch alsbald von Sörrensen, daß er ihnen etwas erzählen sollte. Da pries er ihnen

mit warmem Herzen die Liebe des Heilandes an, und alles hörte ganz still und aufmerksam zu. Eine Frau aber sagte: „Ich habe mich schon lange bekehren wollen, doch mein Vater, Mann und Bruder (die dabei saßen) sind mir immer hinderlich". Darauf erzählte ihnen Sörrensen das Gleichniß des Herrn von dem Baume, der das Land hindert, und wandte sich dann an den alten Mann mit den Worten: „Du bist nun schon so alt geworden, und dein Schöpfer hat dich so lieb, willst du nicht einmal darüber nachdenken und es zu Herzen nehmen"? Er sagte bewegt: „Ich habe heute das erste Mal etwas davon verstanden", und war hernach sehr still und nachdenkend. Nachdem dann der Helfer Ludwig auch zu den Grönländern gesprochen, führte der alte Mann die Brüder noch in ein anderes Haus und bat sie, den Einwohnern die angenehmen Worte zu wiederholen, beim Abschied aber sagte er und Viele mit ihm: „Ach großen Dank, großen Dank, daß wir so etwas gehört haben". Seine Tochter mit ihrem Mann folgte den Brüdern nach Lichtenau, wo von nun an das Haus der Brüder fast immer voll war von besuchenden Grönländern, die freilich nicht alle um des Wortes willen kamen. Am 19. März 1775 wurden hier die drei Erstlinge, ein Mann und zwei Weiber, getauft; bald hernach starb der treue Nationalgehülfe David, still und ergeben in seines Herrn Willen. Oft hatte man ihn sagen hören, alle Beschwerlichkeiten wären ihm reichlich vergütet, wenn auch nur Eine Seele für Jesum gewonnen würde. Ueberhaupt trugen diese grönländischen Helfer zur Vermehrung der Gemeine durch die große Freudigkeit, mit welcher sie ihren Landsleuten das Heil verkündigten, das sie selbst an ihren Herzen erfahren hatten, nicht wenig bei. Einer von ihnen, Nathanael, hielt einmal folgende kurze aber treffliche Ansprache: „Es höre mir Jeder zu! Lieben Brüder und Schwestern! So oft ich aufgefordert werde, zu euch zu reden, fühle ich mich, wie ein armes Kind, das nicht weiß, was es sagen soll. Deßwegen schäme ich mich und zittere vor euch und dem Herrn; denn ich bin ein Heide gewesen und habe lange Zeit in Unwissenheit und Sünde gelebt; aber hört mich! Ich will euch nur wenige Worte sagen und euch erzählen, daß der Schöpfer Himmels und der Erde vom Himmel kam und sein Blut vergoß und für uns starb. Und warum that er das? Er erzählt es uns selbst in seinem heiligen Worte, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse sei; darum vergoß er sein köstliches Blut, uns zu waschen und zu reinigen von der Sünde. Euretwegen, euretwegen hing er am Kreuz, durchbohrt an Händen und Füßen, und mit Wunden vom Haupte bis zur Fußsohle bedeckt. Hohn und Faustschläge erduldete er für uns. Wenn wir ihn immer in dieser Gestalt vor uns hätten, würden wir die Sünde hassen. Er heilte unser Herz von der unheilbaren Krankheit und kleidete uns in seine mit Blut erworbene Gerechtigkeit. Darum, meine Freunde, schauet auf ihn, der so viel für euch gelitten hat, und übergebt euch ihm jeden Tag eures Lebens; dann werdet ihr nicht zu Schanden werden am Tage seiner Zukunft."

Zu Anfang des Jahres 1782 zählten die Gemeinen in Lichtenau 336, in Lichtenfels 374, und in Neuherrnhut 512 Seelen. Da brach eine Seuche aus, welche in Jahresfrist nicht weniger als die Hälfte der

drei Gemeinen hinwegraffte, so daß die Brüder im folgenden Jahre nur mit wehmüthiger Freude das funfzigjährige Jubelfest der grönländischen Mission feiern konnten. Doch mehrten sich die Gemeinen wieder theils durch die in ihnen heranwachsende christliche Jugend, theils durch Neubekehrte aus den Heiden, letzteres vorzugsweise in Lichtenau. Neue Heimsuchungen durch Krankheiten in den Jahren 1795, 1800 und 1801 wurden abermals zu Gnadenzeiten in den drei Gemeinen, und den Brüdern konnte es nur zum Trost und zur Freude gereichen, daß alle, die von der Seuche hinweggerafft wurden, ihrem Ende ruhig und ergeben, in getrostem Glauben an ihren Heiland entgegengingen, und die Zurückbleibenden bei allem Schmerz der Trennung sich des Evangeliums reichlich getrösteten. Eine Wittwe, die ihren kleinen, zärtlich geliebten Enkel verloren hatte, sagte einmal: „Ich bin betrübt über diesen Verlust, und er hat mich anfangs viele Thränen gekostet; aber ich dachte an die unaussprechliche Seligkeit, die das Kind nun bei dem Heilande genießt, und darüber habe ich alle meine Traurigkeit vergessen". Zu den Eltern des Knaben, die anfangs untröstlich waren, sagte sie: „Ihr sollt nicht so sehr um das Kind weinen; denn es ist nicht verloren, sondern beim Heiland im Himmel; über euch selbst aber und eure Sünden müßt ihr Leid tragen und euch zu Jesu wenden und ihn um Vergebung alles dessen bitten, womit ihr ihn so oft betrübt". — Nachtheilig wurde den Gemeinen in mehrfacher Beziehung die 1776 von dänischer Seite ergangne Verordnung, daß die Grönländer den Winter über nicht in so großer Zahl zusammenwohnen, sondern des bessern Erwerbs wegen auch während des Winters an mehreren Fangplätzen sich vertheilen sollten, was denn auch im Winter 1777 zum ersten Mal geschah. Noch weit schwerer aber wurden sie im Jahre 1802, besonders zu Lichtenfels, durch eine große Hungersnoth geplagt, da die Grönländer wegen ungünstiger Witterung keinen Erwerb hatten, und die Zufuhr für die Brüder von Europa ausblieb, so daß Viele, um nur den Magen zu füllen, außer Muscheln und Seegras auch sogar die alten Seehundsfelle, mit denen ihre Hütten bedeckt waren, verzehrten. Doch erklärten die Meisten: „Obgleich unsere Leiber schon lange Zeit Hunger empfinden müssen, so ist es doch nicht so empfindlich, als wenn unsre Seele darben müßte, und für sie keine Nahrung zu finden wäre. Aber dafür ist Gott Lob gesorgt, da wir das gute Wort Gottes und das heilige Abendmahl haben, welches unsere Seele sättigen und stärken kann". Und welche innige Freude sie an solcher himmlischen Speise hatten, sehen wir an den Worten einer alten Kommunikantin: „Es ist mir, als wenn ich schon im Himmel wäre, in meinem Innern wird es mir unbeschreiblich wohl, wenn ich die jungen Leute in meinem Hause singen höre. Wenn ich nicht so alt wäre, wollte ich noch mit der Jugend in die Schule gehen. Oft preise ich die jungen Leute in meinem Hause glücklich, daß sie so köstliche Worte und so schöne Gesänge lernen können". Auch an den Kindern erlebten die Missionare viele Freude, da sie nicht bloß in der Schule fleißig lernten, sondern auch manchmal schöne Beweise davon gaben, daß Gottes Wort in ihrem Herzen nicht ohne Frucht blieb. So sagte einmal ein frühzeitig verwaister Knabe: „Ich komme mir vor wie ein Vögelchen, das auf der Welt nichts hat,

als sein Nest und dasjenige, was ihm der himmlische Vater zum täglichen Unterhalt beschert. Dabei lebe ich froh und zufrieden. Wenn ich allein bin, unterhalte ich mich mit meinem Heilande, und bitte ihn, mir die Herzen Anderer liebevoll zuzuwenden. Das thut er, darum habe ich ihn lieb, und wünsche ihm allein zur Freude zu leben". — Während des Krieges in Europa blieb den Brüdern in Grönland noch öfters die Zufuhr aus, doch half Gott immer gnädig durch, und eine Folge des Krieges war die nähere Verbindung mit England und der auf Kosten der Londoner Bibel-Gesellschaft 1823 vollendete Druck des grönländischen Neuen Testamentes, während die aus Deutschland 1819 und 1823 den Gemeinen in Grönland zugesandten Gesangbücher und Liturgieen den Kirchengesang auf's neue belebten. Ueberhaupt singen die Grönländer gern, und mehrere von ihnen haben auch nach dem Gehör verschiedene Instrumente spielen gelernt.

Im November 1816 hatten die Brüder in Neuherrnhut nach 16 Jahren einmal wieder die Freude einen erwachsenen Heiden zu taufen; dasselbe geschah zu Lichtenfels 1820 nach 17 Jahren mit einer erwachsenen Heidin. Beide Niederlassungen kann man fortan als zwei christliche Gemeinen ansehen, deren Kinder bald nach der Geburt getauft und von den frühesten Jahren an in den Heilswahrheiten unterrichtet werden, bis sie späterhin zur Aufnahme in die Gemeine und zum Genuß des heiligen Abendmahls gelangen können. Wenige der jungen Leute verlassen die Gemeinschaft der Gläubigen gänzlich, und den treuen und liebevollen Bemühungen der Missionare gelingt es durch Gottes Gnade bei den meisten, sie vom Wege des Verderbens früher oder später herumzuholen. Besonders während des Herumziehens im Sommer, dazu sie des Erwerbs wegen genöthigt sind, werden sie oft zur Sünde verführt, und durch das Zusammentreffen mit solchen Grönländern, die sich bei den dänischen Faktoreien niedergelassen haben und einem üppigen Leben ergeben sind, wird die Versuchung noch vermehrt, so daß nicht selten, besonders die jüngeren Gemeindeglieder, bei ihrer Rückkehr zu den Winterwohnungen reuige Bekenntnisse begangener Sünden abzulegen haben. Die Anwendung der Kirchenzucht aber, welche im Ausschließen vom Friedenskuß, vom heil. Abendmahl und von der Gemeine besteht, pflegt bei den Gefallenen eine heilsame Reue zu bewirken, da sie dann mit Thränen um die Absolution bitten.

Am 3. Juli 1821 wurden es hundert Jahr, daß der erste Apostel der Grönländer, Hans Egede, in diesem Lande ankam, und wurde die Erinnerung daran nicht bloß in allen dänischen Niederlassungen, sondern auch von den drei Gemeinen der Brüder in Grönland festlich begangen. In demselben Jahre wurden auch von Lichtenau aus die ersten Schritte zur Anlegung eines vierten Missionplatzes im Süden des Landes gethan. Am 3. Juli begab sich Bruder Kleinschmidt von Lichtenau mit drei Nationalgehülfen, deren zwei ihre Familien bei sich hatten, in einem Umiak auf die Reise und kamen nach nicht ungefährlicher Fahrt erst am vierten Tage zu Statenhuk an. Wo sie unterwegs landeten, versammelten sich die daselbst befindlichen Heiden in großer Anzahl, und Alt und Jung riefen wiederholt: „Es ist gewiß unser ganzer Ernst, wir wollen uns alle be-

kehren"! Andächtig und aufmerksam hörten sie der Predigt des Missionars zu, und die Nationalgehülfen bestätigten alles mit großem Nachdruck. So sagte einer von ihnen: „Wir können bezeugen, daß alles, was ihr so eben vom Heiland und Seinem Tod und Leiden gehört habt, keine Erdichtung, sondern gewisse Wahrheit ist, weil wir davon in unserem Herzen Erfahrung haben. So glücklich sind wir geworden, weil wir von euch ausgegangen sind; und da ihr hier wie verirrte Schafe seid, die keinen Hirten haben, so kommen wir zu euch, um euch zum Heiland einzuladen, damit auch ihr so glücklich werdet, wie wir sind" 2c. — Am 8. Juli kamen sie glücklich in Narksamio, dem südlichsten Theile des Festlandes, an, und mit der größten Freude empfing sie das gutmüthige Volk. Als sie hörten, daß eine Niederlassung unter ihnen angelegt werden sollte, waren sie fast außer sich vor Freuden und fragten einmal über das andere, ob es denn wirklich wahr und keine Lüge sei, daß Lehrer unter ihnen wohnen würden. „O laßt die Lehrer doch recht eilen", sprachen sie zu den Gehülfen, „damit sie zu uns kommen, ehe wir sterben; o wir werden es vor Verlangen nicht erwarten können".

Da nun Kleinschmidt die Gegend zu einer Niederlassung geeignet fand, kehrte er nach einer Reise zu den Brüdern in Europa mit seiner Gattin, den Brüdern de Fries und Baus und den Gehülfen Sem und Nathanael im Jahre 1824 nach Narksamio zurück. Hier landeten sie mit herzlicher Freude am 27. Juli und nannten den Platz König Friedrich VI. zu Ehren Friedrichsthal. Bei ihrer Ankunft fanden sie keinen einzigen Grönländer vor, da alle auf Erwerb ausgefahren waren. Nach drei Tagen erst sahen sie einen Kajak auf sich zukommen. Es war ein schon früher getaufter Grönländer, der von ihrer Ankunft gehört hatte. Voller Freude fuhr er sogleich weiter, um den Seinigen und andern Grönländern die erwünschte Botschaft zu bringen. Am andern Tage kamen denn auch drei Boote mit Grönländern herbeigeeilt, die ihnen freudig zuriefen: „So seid ihr also wirklich hier angekommen. O wie dankbar müssen wir sein für diesen Beweis eurer Liebe zu uns! Als wir gestern von eurer Ankunft hörten, kam uns vor übergroßer Freude kein Schlaf in die Augen, und kaum konnten wir den Anbruch des Tages erwarten, vor Sehnsucht, zu euch zu kommen". Sie schlugen auch sogleich ihre Zelte bei den Brüdern auf und halfen ihnen beim Bau ihres Hauses. Nach und nach zogen gegen 80 Personen, die bisher zu Lichtenau gehört hatten, nach Friedrichsthal, und fast kein Tag verging, an welchem nicht Boote mit Heiden bei den Brüdern eintrafen und ihre Zelte daselbst aufschlugen mit den Worten: „Auch wir gehören zu denen, die hierher kommen, sich zu bekehren". Dabei wetteiferten sie förmlich, ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, und brachten nicht selten Fische, Holz und andre Dinge herbei, indem sie zu den Missionaren sagten: „Das ist zum Gebrauch für euch!" Und wenn sie sahen, wie unbequem diese in ihrem Zelte sich behelfen mußten, riefen sie wohl öfters mitleidig: „O die armen Geplagten!" oder fragten theilnehmend: „Ihr habt es gewiß recht schwer?"

Schon am 1. September desselben Jahres hatten die Brüder die Freude, den ersten Heiden an diesem neuen Missionsplatze zu taufen. Er hieß

Irenak und war erst vor kurzer Zeit von der Ostseite Grönlands krank nach Friedrichsthal gekommen. Er erzählte, er habe vor drei Jahren, als Kleinschmidt diese Gegend besucht hatte, zuerst etwas von Jesu Christo gehört, und was er von Seiner großen Liebe zu den armen Sündern vernommen, habe ihn in Verwunderung gesetzt und sehr erfreut und bewegt, so daß er beständig großes Verlangen gehabt habe, mehr zu hören und auch selig zu werden. Da nun seine Krankheit schlimmer wurde, bat er dringend um die Taufe und erklärte, er glaube von ganzem Herzen an den Heiland, und er wolle gern zu Ihm in den Himmel kommen und nichts mehr mit dem heidnischen Wesen zu thun haben. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er mit solcher Freudigkeit und Herzensinnigkeit, und schien dabei seine Krankheit so völlig vergessen zu haben, daß alle Anwesenden sehr dadurch erbaut wurden. Nach der Taufe, darin er den Namen Samuel empfing, konnte er nicht Worte genug finden, um seine Freude und Dankbarkeit für die ihm widerfahrene Gnade an den Tag zu legen. Schon am nächsten Tage entschlief er sanft und ruhig, und ward als der erste Getaufte auf dem neuen Gottesacker, der bei dieser Gelegenheit eingeweiht wurde, begraben. Da nun bereits im ersten Winter etwa 250 Heiden in Friedrichsthal sich niederließen, die mit Freuden das Wort vernahmen und deren viele herzlich verlangten getauft zu werden, so wählten die Brüder zunächst 12 der heilsbegierigsten Personen aus, um sie zur Taufe vorzubereiten. Das erregte große Freude. „O wie unaussprechlich glücklich sind wir doch jetzt!" riefen sie aus, „früher lebten wir sorglos und unbekümmert in den Tag hinein, wie die unvernünftigen Thiere; jetzt erst fühlen wir, was wahre Freude und Vergnügen ist". Und als die Brüder die Grönländer dann in ihren Hütten besuchten, wurden sie auf's freundlichste empfangen und vernahmen oft die Worte: „Wir sind es gar nicht werth, daß ihr Guten zu uns kommt", und zu den Helfern hatten Viele nachher gesagt: „Dies war der froheste und vergnügteste Tag unsres ganzen bisherigen Lebens, und wir wissen nicht, wie wir danken sollen für alles Gute, das wir genossen haben".

Nachdem schon am 2. November der neue Versammlungssaal eingeweiht worden, ging das Werk des innern und äußern Aufbaues von Friedrichsthal unter Gottes Segen in erfreulicher Weise fort, und im Jahre 1828, an dessen Schluß die Gemeine aus 314 Personen, von denen 68 noch ungetauft waren, bestand, konnte der unverdrossene Baumeister von Friedrichsthal, Bruder de Fries, schon auf dem mit großer Mühe dazu geebneten Platze den Grundstein zu einem neuen, größeren, in Kopenhagen gezimmerten Kirchensaal legen. „Als ich", schreibt er, „am 4. Mai, da die Losung hieß: Mein Haus soll ein Bethaus heißen allen Völkern, den Anfang damit machte, war mir besonders wohl in meinem Innern bei dieser ersten Arbeit an dem Tempel des Herrn; so auch, als am 7. der Grundstein zur Grundmauer gelegt wurde, mit der ich am 15. Juli zu Stande kam. Meine Dankgefühle nach Vollendung dieser schweren Arbeit vermag ich nicht in Worte zu bringen. Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was Er zusagt, das hält Er gewiß. Er wird mir auch ferner helfen bei der Bauarbeit, die noch bevorsteht; Er weiß ja, daß ich allein und schwach bin. Ich verlasse mich nur auf Ihn, und bin darum

gutes Muthes. Es kommt mir vor, als sei ich zu aller dieser Arbeit geboren und erzogen worden, und ich bin dem Heiland von Herzen dankbar, daß ich diese Seine Befehle darf helfen ausrichten. Es ist mir eine Fürstenlust. Herr, stärke mir den Glauben! Fünf Jahre sind es, seit wir in Neuherrnhut zu Lande gekommen. Die Zeit dünkt mir, als wären es etliche Tage gewesen; sie war köstlich, voller Mühe und Arbeit". — Viele Heiden kamen nach Friedrichsthal, wurden gläubig und ließen sich taufen. So ein berühmter Hexenmeister Imernek, der gleichfalls durch einen Traum zuerst angefaßt worden war. „Ich war", sagte er selbst zu den Brüdern, „ein Heide, lebte in Blindheit und Unwissenheit und dachte weder an Jesus noch an euch; als aber von Oben her ein solches Verlangen in mir rege gemacht wurde, war ich dem mir ertheilten Winke gehorsam, und entschloß mich, unverzüglich hierher zu ziehen". Er ward am 9. März 1828 zugleich mit seinem Bruder, seiner Frau und deren Schwester getauft. — Im Juni desselben Jahres kamen einige zwanzig Heiden zum Besuch, von denen eine Wittwe mit vier Kindern bei den Brüdern blieb. Es habe ihr, sagte sie, im Winter einmal geträumt, daß Europäer von dem Ansehen der Brüder zu ihr gekommen, und zu ihr gesagt hätten: sie solle zu den Gläubigen ziehen und sich bekehren, damit sie selig werde. Seitdem habe sie keine Ruhe mehr in ihrem Herzen. Und als ihr darauf vom Heiland erzählt wurde, erwiderte sie: „Ich fange nun an, etwas Wissen zu bekommen von dem da oben im Himmel, darum ist es mein ganzer Sinn, mich zu bekehren". — Während der Winterzeit waren die Missionare fleißig mit dem Unterricht der Jugend beschäftigt, und die Arbeit des Geistes Gottes zeigte sich unverkennbar auch an den jungen Herzen.

Indeß nun so der neue Missionsplatz im äußersten Süden Grönlands erfreulich aufblühte und selbst den fernen Osten mit dem Schall des Evangeliums erfüllte, fuhren die drei älteren Gemeinen fort, des Segens ihrer christlichen Gemeinschaft, Zucht und Ordnung ungestört zu genießen. Lichtenau erlitt durch die Anlegung von Friedrichsthal keine Abnahme an der Zahl, indem fast in jedem Jahre Heiden aus der Nachbarschaft zuzogen und sich bekehrten, die letzten in jener Gegend ansässigen im Jahre 1828. Am Schlusse dieses Jahres zählte Lichtenau 676 Personen, davon 31 noch ungetauft, Lichtenfels 371 und Neuherrnhut 377 Mitglieder, von denen 19 ausgeschlossen waren. Ueber allen vier Gemeinen aber waltete der Herr mit seiner Gnade und seinem reichen Segen, und das Wort Gottes bewies immer mehr seine umwandelnde Kraft an den Herzen der Grönländer. Davon nur ein Beispiel: Ein heidnischer Grönländer hatte einst einen andern erschlagen und war in eine entfernte Gegend geflohen. Der Erschlagene hinterließ einen 13jährigen Sohn, Namens Kunnuk. Zwanzig Jahre waren seitdem verflossen; der Knabe war ein Mann geworden, und Niemand dachte mehr an den Mord. Da erwacht plötzlich der Rachedurst in Kunnuk's Herzen, und er macht sich mit mehreren Verwandten seines Vaters auf den Weg, um den Mörder aufzusuchen und mit seiner ganzen Familie umzubringen. Auf dem Wege hält er Rast bei einer Missionsstation, und was er da im Gottesdienste der Gläubigen hört, geht ihm durch's Herz; er möchte auch

gern selig werden und geht zu einem Missionar mit dem Wunsch, getauft zu werden. Dieser, der von seinem blutigen Vorhaben Kunde bekommen, erwiedert, das Erste, was er von einem Täufling erwarte, wäre, nicht zu morden, sondern dem Feinde zu vergeben. „Dein Wort ist hart", entgegnete Kunnuk, „und was du forderst ist schwer, doch will ich's mit meinen Verwandten überlegen". — Einige Tage nachher kam er wieder; sein Gesicht trug das Gepräge eines heftigen Kampfes in seinem Innern. „Du bist nicht ruhig", redete der Missionar ihn an, „sage mir, was geht in dir vor?" — „Ich will, und ich will nicht", antwortete er, „ich höre, und höre nicht; dergleichen habe ich noch nie erlebt. Ich wollte wohl meinem Feinde vergeben, und dann will ich's wieder nicht; wenn mich meine Freunde zur Rache anspornen, will ich es nicht hören, und höre es dann doch". — Der Missionar sagte ihm: „Wenn du nicht vergeben willst, so redet dein unbekehrtes Herz in dir; sobald du aber vergeben willst, siehe, dann redet Gott zu dir. Was willst du nun thun?" — „Ach", sagte er, „ich bin ganz unruhig; wenn du zu mir redest, siehe, dann möchte mein Herz dir gern gehorchen". — Der Missionar nahm seine Bibel und las ihm vor, wie der Herr Jesus mitten in seinen Leiden für seine Feinde betete und ihnen vergab. „Das ist erstaunlich!" rief er aus, und eine Thräne perlte in seinem Auge, „aber Jesus war auch viel besser, als wir sind". — „Freilich", sagte der Missionar, „war er das, aber er will auch, daß wir ihm ähnlich werden, und will uns selbst dazu helfen. Willst du aber einmal sehen, wie einMensch, wie du und ich, für seine Feinde betete, die ihn darum tödteten ,weil er ihnen den Willen Gottes kund that, so höre!" Er las ihm nun den Tod des Stephanus (Apost. 7) vor. Kunnuk wischte sich die Augen und sprach: „Ach, der ist jetzt gewiß selig, der ist jetzt bei Gott im Himmel". — „Ja wohl", antwortete der Missionar, „da ist er jetzt, und du und alle, die ihm nachfolgen, werden auch dahin kommen". Jetzt meinte Kunnuk, er sei zu heftig bewegt, er müsse Zeit haben, sein böses Herz zum Schweigen zu bringen, dann wolle er wieder kommen. — Nach einiger Zeit kam er zurück, sein Angesicht strahlte vor Freude. „Jetzt bin ich glücklich", rief er, „es ist kein Haß mehr in meinem Herzen, ich habe vergeben!" Auf die Frage des Missionars, was denn in seinem Herzen diese schnelle Veränderung hervorgebracht, antwortete er: „Das waren die gewaltigen Worte Jesu! Hast du es nicht bemerkt, wie bewegt ich wurde, als du mir von dem gekreuzigten Jesus vorlasest, wie er für seine Mörder bat? Da gelobte ich es in meinem Herzen, ich wollte, so unwürdig ich auch sei, es machen wie Er, und nun habe ich vergeben". — Vierzehn Tage nachher legte Kunnuk vor der ganzen Versammlung ein christliches Bekenntniß seines Glaubens ab; er antwortete mit tiefer Bewegung auf die ihm vorgelegten Fragen; Thränen rollten über seine Wangen, als er nun niederkniete und die heilige Taufe empfing. Dann reichte er dem Missionar die Hand und sagte: „Dir sei Dank, ich bin nun glücklich!" und zu der Versammlung sprach er: „Nehmet mich als einen Gläubigen an, und laßt uns herzlich untereinander lieben, Einer den Andern!" „Ja! ja!" rief die ganze Versammlung. Kunnuk aber sandte einige Tage hernach seinem Feinde diese Botschaft: „Ich bin nun ein

Gläubiger geworden, du hast nichts mehr von mir zu fürchten!" und beide söhnten sich vollkommen aus. — Und daß sie das Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, wohl zu Herzen genommen, bewiesen die christlichen Grönländer unter andern im Jahre 1755, als sie von der Zerstörung der Indianergemeine Gnadenhütten in Pennsylvanien hörten*). Da fingen sie herzlich an zu weinen und erboten sich, von ihrer Armuth auch etwas zur Bekleidung und Speisung der nackten und hungrigen Glieder Christi dort beizutragen, der eine ein Rennthierfell, der andere ein paar Rennthierstiefeln, der dritte einen Seehund u. s. f., was durch die Missionare in Geld verwandelt und den dürftigen Indianerbrüdern zugesandt wurde.

Im Jahre 1833, als die Mission der Brüdergemeine in Grönland hundert Jahr bestanden hatte, feierten die Brüder ein fröhliches Jubelfest; denn sie konnten mit Freude und Dank vor dem Herrn, ihrem Heiland, sagen: „Vor hundert Jahren sah man hier nichts als finstern Aberglauben und alle Gräuel eines wilden Heidenthumes, und jetzt sehen wir nur wenig eigentliche Heiden, und selbst unter diesen wenigen ist einem großen Theil das Wort vom Kreuz keine unbekannte Lehre, und hoffnungsvoll sehen wir dem frohen Zeitpunkt entgegen, da sich dieses Wort auch an ihnen als ein Hammer beweisen werde, der Felsen zerschmettert. Was aber noch mehr sagen will: Vom hohen Norden bis zur Südspitze des Landes erblicken wir Schaaren von Grönländern, die dem Heidenthum gänzlich entsagt haben und zu christlichen Gemeinden vereinigt worden sind, unter diesen auch vier blühende Gemeinen, die sich der Herr durch den geringen Dienst der Brüder gesammelt und an denen er bis dahin seine Kraft und Gnade reichlich bezeugt hat". — Es sind aber diese vier**), um sie noch einmal zusammenzustellen: Neuherrnhut, 64° 10′ N. Br. und 34° 7′ W. L. v. F., eine Viertelmeile von Goodhaab, angelegt 1733; Lichtenfels, 63° 30′ N. Br. und 33° W. L., 18 Meilen südlich von Neuherrnhut, gegründet 1758; Lichtenau, an der Fiorde Agduitsok, 60° 30′ N. Br. und 28° W. L., 8 Meilen südlich von Julianeshaab, angelegt 1774; Friedrichsthal, am Königsbach bei Narksamio, unfern Staatenhuk, 60° 0′ 47″ N. Br. und 28° W. L., gegründet 1824.

Wenige Jahre nach dem eben erwähnten Jubelfeste mußten jedoch die Brüder in Grönland mit Wehmuth bemerken***), daß die Grönländer von ihrer ehemaligen Einfalt und Genügsamkeit, von ihrer Emsigkeit und Unverdrossenheit im Erwerb zur See, von der Abhärtung ihres Körpers, von der sonst so großen Abneigung vor dem Stehlen und so manchem andern Lobenswerthen, was früher ihren Charakter vortheilhaft auszeichnete, gar sehr abgewichen und vom Guten zum Schlechten sich hingewandt hatten. Selbst die Versammlungen wurden theilweise sehr nachlässig besucht, so daß Einer der Grönländer äußerte: „Es ist mir oft schwer ums Herz, wenn ich sehe, daß so wenige Zuhörer auf dem Saale sich einfinden; es ist ein Zeichen, daß es am rechten Hunger nach Seelennahrung fehlt.

---

*) Wullschlägel, Lebensbilder aus der Geschichte der Brüdermission, II. p. 54.
**) cf. Brauer, das Missionswesen der evangelischen Kirche, I. p. 129.
***) cf. Steger, die protestantischen Missionen ꝛc. II. p. 96 ff.

Es ist wahr, daß es jetzt Vielen an Nahrung und an Speck zur Erwärmung ihrer Häuser mangelt; wenn wir aber aus Verdruß darüber das Heil unserer Seele versäumen, so wird ja unsere Noth nicht gehoben, sondern vergrößert. Wir sollen uns durch die äußere Noth nicht vom Heilande weg, sondern vielmehr zu Ihm hintreiben lassen. Seine Hülfe kommt gewiß, wenn wir gläubig harren". — Während der Versammlungen tritt in Grönland manchmal ein solches Stöberwetter ein, daß die Kirchgänger wohl gegen eine Stunde im Saal bleiben müssen, ehe sie es möglich finden, in ihre Häuser zu gelangen, obwohl diese nicht über 200 Schritt entfernt liegen. Am 19. Februar 1836 trat ein so fürchterlicher, bisher noch nicht erhörter Sturm mit Schneegestöber ein, daß während mehrerer Stunden sich Niemand in's Freie wagen durfte, ohne durch die Pressung des Windes und Schnee's sogleich erstickt zu werden. Nach demselben waren die Missionsgebäude von allen Seiten so mit Schneemassen umgeben, daß 20 Leute den ganzen Vormittag zu arbeiten hatten, ehe sie von außen her die Wege zu den Haus- und Saalthüren von Schnee frei bekamen.

In den folgenden Jahren, 1837 und 1838, war das Walten der Gnade Gottes in allen grönländischen Gemeinen wieder recht offenbar. Manche verirrte Seele wachte aus dem Sündenschlafe auf; es zeigte sich Hunger und Durst nach Gottes Wort; die Versammlungen, zu denen die Leute besonders an Festtagen oft Stunden weit herkamen, waren zahlreich besucht; selbst auf den Außenplätzen zeigte sich mehr reges Leben, als früher. Beim Heimzug vom Weihnachtsfest 1838 bedauerten die Entfernteren, daß sie nun wieder an ihren öden Orte zurück müßten, wo sie für ihre Seelen so viel Mangel leiden. Besonders lagen ihnen ihre Kinder sehr am Herzen, weil sie nichts lernen und des Unterrichts und der Anfassung gänzlich entbehren müssen. — In den Jahren 1839 und 1840 wurden die Gemeinen durch einen von Europa herüber gebrachten Keuchhusten sehr heimgesucht, an welchem besondes viele Kinder starben. Die Missionare fanden bei der Krankheit und der daraus folgenden Noth nicht bloß Trost in der Ueberzeugung, „daß von vielen treuen Liebhabern und Freunden des Herrn und seiner Sache auch ihrer in theilnehmender Fürsorge vor dem Throne der Gnade gedacht werde", sondern auch in der Hoffnung, daß gerade die schwere Heimsuchung den davon Betroffenen zur Glaubensstärkung gereichen werde. Und das war in der That der Fall, denn die Versammlungen wurden bei aller Noth sehr zahlreich besucht, und so oft nur die Glocke läutete, kamen alle gelaufen, um, wie sie sagten, Trost für ihre bedürftige Seele aus dem Worte Gottes zu holen. Die sonst so fröhliche Weihnachtszeit glich mehr einer stillen Passionszeit, aber sie war, so wie auch der Jahresschluß, sehr gesegnet an den Herzen der Hörer. Und so konnte denn die evangelische Brüder-Unität über den Stand der Mission in Grönland am Schlusse des Jahres 1841 sich dahin aussprechen: „In unsern vier grönländischen Stationen konnten die Missionare im Ganzen ihr Werk mit Freuden betreiben. Zwar setzt die unstete Lebensart der Grönländer ihrer Arbeit manche Hindernisse entgegen. In den Sommermonaten sind sie genöthigt, sich zu zerstreuen, um ihren Unterhalt durch den Seehundsfang und die

Rennthierjagd zu suchen, und diese Zeit, in der sie des Unterrichts und der geistlichen Pflege entbehren, ist für sie mit vielen Versuchungen verbunden. Dazu kommt noch, daß Viele auch den Winter über genöthigt sind, außerhalb unsrer Missionsplätze wohnen zu müssen, und nur durch gegenseitige Besuche angefaßt werden können. Gleichwohl sind die Segnungen der Verkündigung des Evangeliums weit überwiegend. Auch über den Fleiß der Kinder in den Schulen konnten sich unsere Missionare freuen. Im Aeußeren durften die Grönländer keinen Mangel leiden, doch kamen mehrere Familienväter beim Seehundsfang in ihren Kajaken um. Mit Dank erkannten in solchen Fällen unsre Brüder, daß sie sich durch die von vielen Wohlthätern in Europa ihnen zugesendeten Gaben in den Stand gesetzt sahen, die hinterlassenen Wittwen der Verunglückten zu unterstützen". Das Jahr 1843 war besonders für die Gemeine Neuherrnhut förderlich, namentlich auch dadurch, daß der Erwerb auf der Jagd nur mittelmäßig war, wie es für die Mission am nützlichsten ist; denn bei Ueberfluß wird dieß arme Volk übermüthig, bei Mangel muthlos, träge und verdrossen gegen Gottes Wort. Zu Lichtenau zählte die Gemeine in diesem Jahre 640 Seelen, davon die Mehrzahl einen christlichen Wandel führte. So einfältig und kindlich ihre Seelen sind, so schwach ihre Erkenntniß ist, so haben sie doch eine so entschiedene Hochachtung vor dem Worte Gottes, daß Verachtung desselben auch dem Gleichgültigsten als eine schwere Sünde erscheint, und man vernimmt, wenn die Rede darauf kommt, sogleich die Aeußerung: „Ach, daß es doch bei uns niemals dahin kommen möchte, daß wir Gottes heiliges Wort gering achteten".

Im Jahre 1844 zählte Neuherrnhut 7 Missionsarbeiter, 402 Gemeineglieder, davon 190 Abendmahlsgenossen und 144 Schüler zwischen 3 bis 18 Jahren; Lichtenfels mit 5 Missionsarbeitern 385 Gemeineglieder, darunter 149 Kommunikanten; Lichtenau mit 6 Arbeitern 648 Gemeineglieder, wovon 243 Kommunikanten; Friedrichsthal mit 5 Arbeitern 419 Gemeineglieder, darunter 167 Kommunikanten; im Jahre 1853 aber, in welchem wieder eine große Hungersnoth war, standen auf allen vier Stationen in der Pflege von 24 Missionsgeschwistern 2101 Grönländer.

So geht das christliche Leben der Grönländer seinen stillen gewohnten Gang fort seit mehr denn hundert Jahren. Der Wandel dieser armen Leute ist allerdings sehr schwankend und besteht in einem fortwährenden Fallen und Aufstehn. Aber ist es denn mit uns etwa anders? Nur daß wir das mehr zu verstecken wissen und es dann nicht so vor Augen tritt, während die Einfalt der Grönländer daraus gar kein Hehl macht. Es scheint aber, als blicke der Herr mit besonderem Wohlgefallen auf ihre, im Geistlichen wie im Leiblichen, kinderartige Denk- und Handlungsweise, die ihnen zwar manche Noth und Verlegenheit zuzieht, auch wohl nicht selten die Veranlassung wird zu Versündigung und grobem Ungehorsam; aber den Kindern gleich erkennen sie auch leicht ihre Vergehungen, wenden sich, zutrauensvoll Vergebung suchend, zum Herrn, und ergreifen die Vergebung, die Er ihnen ertheilt, mit kindlichem Glauben, ohne sich durch ängstliche Zweifel oder klügelnde Vernünfteleien den wieder erlangten

Frieden des Herzens rauben zu lassen. Daß es nicht immer leicht ist, die zu Nationalgehülfen passenden Männer zu finden, daß auch diese manchmal schwach und verzagt sich erweisen, wenn sie auch übrigens durch aufrichtige Liebe zum Herrn und musterhaftes Betragen sich auszeichnen, wer möchte darüber Gericht halten? Zu ihrer Aufmunterung werden denselben zuweilen kleine Geschenke gegeben, den Männern baumwollenes Zeug zu Ueberzügen der Pelze, den Frauen Kopftücher und Bänder, alles zu diesem Zweck von europäischen Freunden gespendet. — Bei einem Völkchen, wo es keine Polizei noch weltliche Obrigkeit giebt, und das allein durch die Kraft des Evangeliums vor Sünden und Verbrechen bewahrt und in gutem Gange erhalten werden muß, giebt es allerdings noch viel zu erinnern, zu ermahnen und zurechtzuweisen: da müssen selbst oft Zuchtmittel angewendet und diejenigen ausgeschlossen werden, die sich nach groben Vergehungen der Bußpredigt nicht fügen wollen. Aber wiewohl bei solchen Ausgeschlossenen sich hernach bisweilen Lüge und Heuchelei findet, auch wohl dann und wann eine schon gerettete Seele sich wieder unter die Heiden verliert, so zeigen sie doch auch oft wieder ein rechtschaffenes Verlangen nach der Wiederaufnahme. — Hervorleuchtende Punkte im kirchlichen Leben sind in diesem hohen Norden, wie bei uns, die hohen Feste. Am Weihnachtsfeste wird den Kindern beschert, was die christliche Liebe in Europa lange zuvor versehen hat. So erhielten an Weihnachten 1846 die Knaben in Lichtenau Taschenmesser von Kindern im Würtembergischen, die Mädchen Halstücher (die aber nach grönländischer Sitte um die Stirn getragen werden) von den Schulkindern in Wernigerode. Vornehmlich ist aber zu nennen die Passionszeit und das heilige Osterfest (an welchem letzteren nach der Weise der Brüder die aufgehende Sonne an den Gräbern der Entschlafenen die Gemeine versammelt findet), zu welchem aus der Nähe und Ferne die Gäste auf ihren kleinen und größern Booten sich einfinden und weite und gefährliche Reisen nicht scheuen. Nicht selten kommen auch noch Heiden mit, hungrig und durstig nach dem lebendigen Gott, lassen sich unterrichten und taufen und zeigen durch ihren ganzen Wandel, daß es ihnen mit ihrer Bekehrung Ernst ist.

Möge denn die Sonne des Evangeliums an diesem Ende der Erde immer heller leuchten und immer wärmer scheinen, mögen der Grönländer immer mehr werden, an denen sich erfüllt, was einer von ihnen dem Joh. von Watteville*) schrieb:

Annaursirsimale ujarniarpanga nennivlungalo
Okautsiminik kakoanga kennerlerdlungalo
Nellursunnilo paersipauga
Opertunnut Illaegeksunnullo pissilunga.

d. h.: Der Heiland aber hat mich gesucht und gefunden und durch Sein Blut gerufen und auserwählt und mich von den Heiden losgemacht und zu der Gemeine der Gläubigen gebracht!

*) Bullschlägel, Lebensbilder II. p. 81.

B. Labrador.

§. 1. Land und Leute.

Wenn man etwa 120 deutsche Meilen von Grönland südwestlich durch den atlantischen Ocean gefahren ist, so kommt man nach Labrador oder Neubrittanien, jener großen Halbinsel des nordöstlichen Amerika, die sich vom 50. bis 61°. N. Br. in einer Ausdehnung von 20,000 Quadratmeilen, etwa 56 Mal so groß als Würtemberg, erstreckt. Im N. von der Hudsonsstraße, in O. vom Nordmeer, in S. von dem St. Lorenzbusen und Canada, im W. von der James- und Hudsonsbai begrenzt, wird es durch die etwa 100 Meilen breite Davisstraße von Grönland getrennt, dessen südlichste Spitze Cap Farewell mit dem Cap Chudleigh im äußersten N. O. von Labrador unter gleicher Breite (60° 17') liegt. Es ist aber hauptsächlich die unter dem englischen Statthalter von Newfoundland stehende Ostküste, welche diesen Namen trägt, felsig und ausgewaschen, mit vielen kleinen Buchten eingeschnitten und von unzähligen Felseneilanden umgeben. Im Innern ist nur öde, unbewohnte und gebirgige Wildniß, mit großen Waldungen, Sümpfen und Seen angefüllt. Daher mag es mit kommen, daß die Kälte während des langen Winters hier noch heftiger ist, als in Grönland; die Sommerwärme steigt dagegen auch öfter bis 25 Grad. Bäume, Sträucher und Pflanzen gedeihen darum besser, und man findet selbst Waldungen von ziemlich großen Tannen, Fichten und Lärchenbäumen, auch Weiden, Birken, Espen, Erlen und vielerlei Arten von Beeren. Die Thierwelt ist dieselbe, wie in Grönland, und der Seehund, der 6 bis 8 Wochen später erscheint, wird in derselben Weise von den Einwohnern des Landes benutzt.

Diese, die Eskimo's, halten sich nur in der Nähe der Küste auf und sind gleiches Namens mit den Grönländern, nennen sich auch, wie diese, Innuit oder Karalit, und die Ausländer Kablunät. Auch in Gestalt, Gesichtsbildung und Farbe, Kleidung und Lebensweise unterscheiden sie sich wenig, nur daß die Weiber an ihrem Seehundspelz hinten eine bis auf den Boden reichende Schleppe haben, und die weiten Stiefeln ihnen bis über die Hüften gehen. Ihre Wohnungen sind den grönländischen ähnlich, ebenso ihr Haus- und Jagdgeräthe, sowie ihre Fahrzeuge, letztere nur noch etwas besser und netter gearbeitet. Des Sommers wohnen die Eskimos unter Zelten von Fellen, ihre Winterhäuser aber graben sie tiefer in die Erde, so daß die Mauern nur drei Fuß hoch sind, über die sich in der Mitte das Dach erhebt, an dessen Südseite die Fenster sich befinden. In dem niedrigen Eingang ist an der einen Seite eine Kochstelle, auf der andern ein Platz für die Hunde. „Vier Klafter lang", schreibt ein Missionar*), „mußten wir durch den niedrigen Eingang auf Händen und Füßen hinein kriechen, und dabei froh sein, wenn wir von den Hunden ungebissen davon kamen, denn bei rauher Witterung nehmen die Thiere ihre Zuflucht da hinein, und man muß oft über sie weg, wo man denn im Finstern auf sie tritt oder von ihnen im

*) Wullschlägel, Lebensbilder II. p. 163.

Gesicht beleckt wird, oder sich die Hände mit Unrath beschmiert". Darum rief denn auch ein Eskimo*) nach dem eindringlichen Vortrag eines Missionars: „Ach, ich armer Mensch! Hier haben wir nichts als Kälte und Hunger, unsere Häuser und Zelte sind voller Unrath, und des Nachts werden wir mit Gestank und Ungeziefer geplagt. Ich dächte, wenn wir es nur erst so gut hätten, wie ihr Europäer, so wollte ich sehr froh sein; aber wenn noch etwas besseres zu erwarten ist, so ist's gewiß der Mühe werth, daß wir uns mit dem Erlöser bekannt machen". — Sind die Eskimo's im Winter unterwegs, so bauen sie sich Schneehäuser, indem sie auf einem Haufen von dichtem und festem Schnee einen länglich runden Platz abzeichnen und dann mit ihren langen Messern viereckige Stücke Schnee, 3 Fuß lang, 2 Fuß breit und 1 Fuß dick ausstechen, die sie dann bis zu einer Höhe von 8 Fuß backofenförmig über einander wölben. Eine mit Fellen bedeckte Erhöhung von 20 Zoll dient ihnen zur Bank und Schlafstelle, das Fenster bildet ein Stück Eis, der Eingang wird des Abends mit einem großen Stück Schnee verschlossen. — Ihre Winterreisen machen die Eskimo's in Schlitten, von wolfsähnlichen Hunden gezogen, die je einzeln mit Riemen von verschiedener Länge vorgespannt und von einem alten, gut abgerichteten Hund, dem Vorderhund, angeführt werden. Dieser läuft immer mehrere Schritte voraus und wird mit einer oft 24 Fuß langen Peitsche, die nur ein geübter Eskimo regieren kann, gelenkt. Die andern folgen ihm, wie eine Heerde Schafe; bekommt einer einen Hieb, so beißt er seinen Nachbar u. s. f. Uebrigens müssen diese Zughunde mit großer Schonung behandelt werden, da man ihnen für geringes Futter viele Arbeit zumuthet. Alte Häute, Eingeweide, verfaulte Wallfischsinnen u. dgl. Abfall wird ihnen als Nahrung zugeworfen; fehlt's einmal daran, so müssen sie sich selber Fische oder Muscheln am Seestrand suchen; wenn sie aber der Hunger quält, so verzehren sie was sie finden, selbst die Zugriemen, die man deßhalb des Nachts vor ihnen wohl verwahren muß. Auf Reisen, wenn die Hunde Abends abgespannt und gefüttert sind, läßt man sie nach Belieben in den Schnee sich eingraben.

Die Sprache des Eskimo's in Labrador unterscheidet sich von der ihrer Stammverwandten in Grönland nur als verschiedene Mundart, und beide weichen noch weniger von einander ab, wie etwa das Hochdeutsche vom Niederdeutschen; nur daß sie für die von den Europäern ihnen erst zugeführten Gegenstände beiderseits verschiedene Namen erfunden, und die Eskimo's im Verkehr mit den hier handelnden Franzosen etliche französische Worte angenommen haben. Sonst ist die Sprache der Letzteren für höhere geistige Begriffe eben so dürftig, da sie keine abstrakten Ideen sich bilden und nicht über zehn, die Zahl ihrer Finger, zählen können. So wurde denn auch ein Eskimo auf einem englischen Schiffe durch einen Spiegel, in welchem er sein eigenes Antlitz erblickte, in das größte Erstaunen versetzt und wäre fast in heftigen Zorn gerathen, als das Bild ihm nicht antwortete, bis er zuletzt durch Betasten und Fühlen die Täuschung merkte, und dann unter großem Lärm und Geschrei nicht aufhören konnte, seine Verwunderung zu erkennen zu geben, da er glaubte, daß die

*) Wullschlägel, Lebensbilder III. p. 10.

Fremden nach ihrem Belieben Menschen todt und lebedig machen könnten. Und noch unlängst schreibt ein Missionar*) von den heidnischen Eskimo's: „Sie sind in der That wie Kinder; alles ist ihnen neu und fremd, daher besuchen sie uns auch gern in unsrem Hause. Unsere Wanduhr ist oft ein Gegenstand ihrer Verwunderung; unlängst fragte einer sogar, ob sie reden könnte".

Ganz ähnliche religiöse Meinungen und abergläubische Gebräuche, wie bei den Grönländern, finden sich auch bei den Eskimo's in Labrador; ebenso spielen die Angekok's oder Zauberer eine große Rolle, und auf die Wirksamkeit der Amulete wird dasselbe Vertrauen gesetzt. Im Innern des Landes, glaubt man, wohne eine alte Frau, Suppergukſoak, welche über die Rennthiere herrsche und sie heraus schicke, wenn die Innuit deren bedürfen. Sind daher keine zu sehen, so rufen sie der alten Frau zu: Kait, Kait, d. h. komm, komm, wir sind hungrig. Auf dem Wasser aber wohne ihr Mann, Torngarſok, und beherrsche die Wallfische und Seehunde. Wenn sie daher Mangel an Seehunden haben und beim Wallfischfang rufen sie den Torngarſok um Hülfe an; entgeht ihnen aber ein Wallfisch, so sagt der Harpunier: „Der Torngak war nicht da, oder er hat nicht gehört, er war in Geschäften". Bei Supperguksoak sammeln sich auch die Seelen der Verstorbenen, um mit ihr Rennthiere zu jagen.

Gleich den Grönländern leben die Eskimo's ohne Obrigkeiten und Gesetze und halten sich, obschon Mordthaten und Weibertausch nicht selten bei ihnen vorfallen, allein für gesittete und gute Menschen. Sorglosigkeit und Trägheit haben sie mit jenen gemein, aber Stolz und Eigenwille ist im Herzen des Eskimo tiefer eingewurzelt. Auch der Aermste unter ihnen ist eingebildet auf seine leider so oft gemißbrauchte Freiheit, und die meisten dünken sich weiser und geschickter, als die Europäer, weil sie im Kajak fahren und Seehunde fangen können, obgleich sie eingestehen müssen, daß die Europäer in den meisten andern Stücken ihnen überlegen sind. Sobald ein junger Mensch einige Schneehühner geschossen hat, ist er in ihren Augen ein großer Mann, und wirft seine Worte nur so hin, als ob alles um ihn her Staub wäre. Dem äußern Anschein nach haben die Eskimo's etwas Treuherziges und Stilles an sich; doch sind sie wie stille Wasser. Tief, lange, oft 10 bis 20 Jahr lang kann die Rache im Herzen eines Eskimo schlummern. Dann erwacht sie plötzlich, und er kann sich nicht lassen, bis er sie im Blute seines Feindes gekühlt hat. Tief unter Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit liegt bei ihnen oft das Mitleid und der Sinn für das Recht verschüttet. Ueberhaupt findet man die kindliche Einfalt der Grönländer bei den Eskimo's nicht. Kindermord, wenn die Neugebornen irgend mißgestaltet sind, auch Selbstmord und räuberischer Diebstahl kommt bei ihnen vor. Wie fühllos sie gegen die Kinder in ihrem zartesten Alter sind, geht schon daraus hervor, daß dieselben bei der strengsten Kälte völlig unbekleidet von den Müttern in ihren Kappen herumgetragen werden. Wird der Kleine in seinem unbehaglichen Behälter ungeduldig, so wird er aus demselben hervorgenommen und völlig

*) Calwer Missionsblatt, 1848 p. 114.

nackend auf den Schnee, gesetzt. Selbst in einer christlichen Gemeine aber kam vor etwa zehn Jahren noch ein Fall des Kindermordes*) vor, indem die Eltern ihr etwas mißgestaltetes Kind durch ein herbei gerufenes heidnisches Weib umbringen ließen. Und bei all diesen Sünden eine Selbstgerechtigkeit, die von der pharisäischen Art des Menschenherzens auch in Labrador, wie überall auf Erden, Zeugniß giebt. „Wir sind gute Menschen und bedürfen keines Erlösers", so hieß es, als einmal eine ganze Schlittengesellschaft von Eskimo's nach Hebron gekommen war, wo das Evangelium verkündigt ward; „von eurem Jesus haben wir schon früher einmal etwas gehört; es giebt zwar unter uns auch einige Böse, die Lehrer brauchen könnten, um sie zum Guten anzuhalten; aber bei uns ist das nicht der Fall".

Und dieselben Eskimo's leben in tief eingewurzelter Nationalfeindschaft mit den sogenannten rothen Indianern, welche südwärts der Hudsonsbai wohnen, aber auch bis in's Innere des Landes, ja selbst bis gegen die Ostküste vordringen und ihrerseits die Eskimo's nicht weniger hassen; dieselben Eskimo's haben sich kein Gewissen daraus gemacht, die an ihrer Küste verkehrenden Fremden, Franzosen, Engländer und Amerikaner, in ihren Augen arme und habgierige und zugleich dumme und unverständige Leute, auf alle Weise zu betrügen und zu bestehlen; es waren förmliche Räuberbanden, welche die Europäer an der Küste überfielen, in die Flucht jagten oder mit ihren langen Messern ermordeten und dann ihres Eigenthums sich bemächtigten.

Aber auch in diese finstern Herzen sollte noch die Gnadensonne scheinen, auch die Eskimo's in Labrador sollten die Botschaft des Heils vernehmen und sich bekehren von ihren bösen Wegen.

§. 2. Die Brüder in Labrador.

Der erste Gedanke an die Bekehrung der Eskimo's stieg in dem Herzen eines holländischen Steuermanns, Bruder Joh. Christian Erhardt, auf, der schon etliche Mal in die Davisstraße auf den Wallfischfang mitgefahren, 1749 auch Neuherrnhut in Grönland besucht und von den Brüdern dort die Vermuthung gehört hatte, daß jenseit der Davisstraße den Grönländern ähnliche Völkerschaften sein müßten. Durch die Beschreibung der von Henry Ellis 1746 und 1747 nach der Hudsonsbai zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt gemachten Reise, welche Erhardt 1750 zu Herrenhaag las, ward jene Vermuthung bestätigt und sein Plan zur Reife gebracht. Noch in demselben Jahre schrieb er deßhalb an den Bischof Johannes von Watteville, und erbot sich selbst zu dem Unternehmen. „Wer unsre Sache in Grönland gesehen", heißt es in diesem Briefe, „was der Heiland an den armen Heiden gethan, dem gehen gewiß Herz und Augen vor Freudenthränen über, wenn man anders ein Herz hat. Sie sind gewiß ein funkelnder Rubin in des lieben Heilands güldenem Gürtel (Offenb. 1, 13), und ich glaube, daß der Heiland sich in diesen nördlichen Gewässern noch manches solche Steinchen

*) Missionsfreund, 1847, p. 105.

zu Seiner Ehre und Zierde sammeln und einsetzen will. Um dieser Sache willen sind mir die vorgemeldeten Länder und Gegenden (zwischen New-Foundland und der Hudsonsstraße) besonders auf's Herz gefallen". — „Nun lieber Johannes", schließt er dann, „du weißt schon, daß ich ein alter Grönlandsfahrer bin; ich habe auch die nördlichen Länder, wie auch die Indianer oder Wilden erstaunlich lieb. Ich machte mir eine Herzensfreude daraus, wenn der Heiland mich zu dem Gebrauch fähig erkennte und wählte. Es ist wohl kein gemächlicher Plan, aber es ist mir doch von Herzen so; ich denke vor dem Heiland, ist das Werk von Dir, so hilf zu Glück, wo nicht, so ist es ein gutes Projekt, dabei Niemand etwas verliert". Drei Brüder in London rüsteten darauf ein Schiff aus, um an der Küste von Labrador, die nicht zum Gebiet der Hudsonsbai-Compagnie gehörte, — denn diese verweigerte 1751 die von M. Stach erbetene Erlaubniß, den Wilden bei ihren Faktoreien das Evangelium zu predigen — Handel zu treiben, und Erhardt ging in Begleitung von vier Brüdern mit, die mit allem Erforderlichen zu einer Niederlassung von der Londoner Brüder-Missionsgesellschaft versehen wurden. Sie errichteten am 31. Juli 1752 eine Wohnung in Nisbets-Hafen, die sie Hoffenthal nannten; Erhardt aber, der zur Fortsetzung des Handels weiter nordwärts fuhr, wurde nebst dem Kapitain und mehreren Matrosen am Lande von den räuberischen Eskimo's ermordet, worauf die vier andern Brüder ihr Haus verlassen mußten, um die Schiffsmannschaft zur Rückkehr nach Europa zu verstärken.

Indessen gaben die Brüder die Hoffnung nicht auf, auch in Labrador das Evangelium zu verkünden, und besonders Jens Haven, der Zimmermann, ward durch die Nachricht von Erhardt's Tod in seinem Herzen dazu angeregt. Doch ging er 1758 erst nach Grönland, wo er Lichtenfels anlegen half. Als er aber 1762 nach Deutschland zurückkehrte, erlangte er von der Brüder-Unität die Erlaubniß, eine Kundschaftsreise nach Labrador zu unternehmen und reiste im Frühjahr 1764 mit dem Segen der Gemeine von Herrnhut nach England ab. Vom Commodore des jährlich von England nach New-Foundland segelnden Geschwaders, Hugh Palliser, unterstützt, knüpfte er von New-Foundland aus die erste Bekanntschaft mit den Eskimo's an. Zu Quirpont, Hafen und Insel an der äußersten Nordostspitze von New-Foundland, wo sich die Eskimo's vom festen Lande Handels oder Stehlens wegen öfters einfanden, bekam er am 4. Sept. 1764 den ersten von ihnen zu sehen. Er redete ihn zuerst auf Grönländisch an, und als der Eskimo in gebrochenem Französisch antwortete, bat er ihn, in seiner eigenen Sprache zu reden, die er (Haven) verstände, und seine Landsleute herzubringen. Da ging der Eskimo fort und rief mit lautem Geschrei: „Unser Freund ist gekommen!" und kaum hatte J. Haven seine grönländische Kleidung angelegt, als fünf Eskimo's in ihren eignen Booten herankamen und auf seine freundschaftliche Anrede erwiederten: „Du bist wirklich unser Landsmann". Die Freude war beiderseitig groß, und er mußte mit ihnen auf die Insel kommen, wo ihre Weiber und Kinder waren. Da betete er in seinem Herzen zum Herrn und sprach: „Ich will mit ihnen gehn in Deinem Namen; tödten sie mich, so ist mein Werk auf Erden gethan und ich werde bei Dir leben;

schonen sie meines Lebens, so will ich fest glauben, es sei Dein Wille, daß sie das Evangelium hören und annehmen". Und sie nahmen ihn freundlich auf und hörten ihm aufmerksam zu, versprachen auch, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Tags darauf kamen 18 Eskimo's in ihren Booten, denen J. Haven den Inhalt des vom Commodore Palliser ihm gegebenen Schutzbriefes mittheilte, sie aber nicht bewegen konnte, diese Schrift selbst anzunehmen, indem sie sich davor fürchteten und meinten, es sei etwas Lebendiges, weil er ihnen Worte daraus vorsprechen konnte. Abends kamen wieder andere Eskimo's, die sehr erschraken, als J. Haven vom Tod des Heilands redete, vermuthlich weil sie glaubten, daß man ihnen eine begangene Mordthat vorrücken wolle. Da er Ihn aber als einen großen Freund der Menschen pries, beruhigten sie sich, erzeigten auch dem Bruder viele Liebe und ließen ihre Händel mit den Schiffsleuten von ihm schlichten, „denn du bist unser Freund" sagten sie. Und alle, auch die des andern Tages kamen und von ihm auf ihrer Insel besucht wurden, baten J. Haven, sein Versprechen zu halten und nächstes Jahr wiederzukommen; sie wollten ihm gewiß nichts zu Leide thun. Als er Abschied nehmen wollte, führte ihn der Angekok Seguliak, der Angesehenste unter den Eskimo's, in sein Zelt, umarmte und küßte ihn vielmal und sagte: „Hier sind wir furchtsam, aber wenn du zu uns kommst, wollen wir ohne Furcht mit einander umgehen". Einer kam mit seiner Trommel und fing an zu singen, wobei er die Worte: „Unser Freund ist gekommen, das freut uns sehr" oft wiederholte. Dann forderte er J. Haven auf, ihm zu antworten, und dieser sang mit bewegtem Herzen auf Grönländisch den Vers: „Herr Zebaoth, du wahrer Gott der Kreatur, Gott Schöpfer der Natur, Gott, der die ganze Welt erhält, und was verdarb mit Blut erwarb und heil'gen muß, wir fallen Dir zu Fuß". Darauf sagten die Eskimo's: „Wir sind ohne Worte", d. i. wir geben dir den Preis. Am 7. September aber zogen sie sämmtlich wieder ab, und sobald sie aus dem Hafen waren, fingen sie auf's Neue an zu stehlen. J. Haven ward durch Palliser, der über seinen Bericht sehr erfreut ward, wieder nach Europa zurück befördert.

Da nun das britische Handelscollegium bald eine Brüdermission in Labrador errichtet zu sehen wünschte, so wurde mit Genehmigung der Unitäts-Direktion von Jens Haven und Chr. Laurent. Drachart, früher dänischem Missionar in Grönland, im Jahre 1765 eine zweite Kundschaftsreise nach dieser Küste unternommen, wo sie in den New-Foundland gegenüber liegenden Häfen vom 18. Aug. bis 21. Sept. mit einigen hundert Eskimo's verkehrten und dieselben mit ihrem Schöpfer und Erlöser bekannt zu machen suchten. Die ersten Eskimo's, welche sie sahen, riefen ihnen entgegen: Tous camarades, oui hu! worauf das Schiffsvolk ebenso antwortete. Nach dem ersten Lärm nahm Drachart einen bei der Hand und sagte auf Grönländisch: Ikinguligaugut, wir sind Freunde! Er verstand es und erwiederte: Ikinguligenpogut, wir sind auch deine Freunde! Hernach mußte Drachart mit ihnen an's Land gehen, wo sie ihn nochmals ihrer Freundschaft versicherten und sich um ihn herum setzten, seine Worte zu hören. „Ich komme", sagte er, „über das große Meer von den Karalit in Osten (den Grönländern),

von denen ihr wohl nichts gehört habt, denn es ist sehr lange, daß sie hier weggezogen sind. Sie aber haben von euch gehört, und darum hat euch Jensingoak (so nannten die Eskimo's Jens Haven) voriges Jahr besucht, um zu sehen, ob ihr auch Karalit seid. Ich sehe nun selbst, daß ihr es seid, und da bin ich geschickt, euch zu sagen, daß die Karalit in Osten eure Freunde sind, daß sie den Schöpfer aller Dinge, der unser Heiland ist, kennen, und daß sie wünschen, daß ihr Ihn auch kennen möchtet". Er mußte ihnen dieß etliche Mal sagen, und sie fragten untereinander: „Saog? was sagt er?" Ein alter Mann antwortete: „Er meint Silla (Luft, Verstand, Welt, Weltseele im Grönländischen)", schlug dabei mit der Hand um den Kopf herum und blies mit dem Munde. Drachart sagte darauf: „Ja, Silla und der große Weltschöpfer ist unser Heiland". Ein junger Mann sagte: „Ich verstehe nicht Heiland, was ist das?" Ein anderer fragte: „Wo ist Er?" Drachart schlug mit der Hand um den Kopf herum, wie vorhin der alte Mann, und sagte: „Er ist überall in der Silla, aber Er ist ein Mensch geworden, wie wir sind ꝛc." Einer fragte: „Bist du ein Lehrer?" worauf er sagte: „Ja, in Osten bin ich einer gewesen". Ein Anderer fragte: „Bist du ein Angekok?" Die Antwort war: „Es kann sein". — Als Drachart ein anderes Mal vom Verderben aller Menschen zu ihnen redete, so ließen sie dieß von den Kablunät wohl gelten; sie selbst aber, meinten sie, wären gute Karalit. „Habt ihr denn", fragte er, „keine bösen Gedanken?" -- Nein! — „Wenn ihr aber denkt, wir wollen die Kablunät todt schlagen und ihre Boote und Sachen nehmen, sind das nicht böse Gedanken?" — Ja! — „Wollt ihr denn nicht von euren bösen Gedanken, Worten und Werken erlöst werden?" — Wir wissen es nicht. — Daher wunderten sie sich, daß die Grönländer durch das Blut Jesu sich von Sünden hätten waschen lassen, und meinten, die müßten sehr böse Menschen gewesen sein. Und wenn Drachart von der Verdammniß redete, meinten sie, die Kablunät kämen in die Hölle, weil sie Böses thäten, sie aber nicht, denn sie wären gute Karalit. — Als er einmal von Gott redete, sagten sie: „Du redest von dem Torngarsuk." Er fragte sie: „Denkt ihr denn, daß Torngarsuk alle Dinge erschaffen hat?" Sie antworteten: „Das wissen wir nicht". Ein Angekok sagte: „**Torngarsuk ajungilak**, der große Geist ist gut und heilig", ein zweiter fügte hinzu: „**ajuakangilak**, es ist ihm nichts unmöglich", und ein dritter: „**saimavot**, er ist gnädig und barmherzig". — Unter dem Heiland konnten sie sich Anfangs nichts Anderes vorstellen, als einen großen Herrn, der sie von den Kablunät erlösen und ihnen gegen die bösen Karalit im Norden beistehen würde. — Den ersten Unterricht hörten sie meist sehr begierig an, bald aber bekamen sie es überdrüssig und sagten wie die Grönländer: „Wir wissen nun schon alles" oder „wir glauben es" oder „wir verstehen das nicht, unsre Ohren taugen nicht dazu". Gegen die Brüder benahmen sie sich stets sehr freundlich, was sie indeß nicht abhielt, dieselben gelegentlich zu bestehlen, und freuten sich insonderheit, daß Jens Haven Wort gehalten und wieder zu ihnen gekommen. Als sie aber hörten, daß die Brüder im Sinne hätten, über's Jahr wieder zu kommen und unter ihnen zu wohnen, sagten sie: „Kommt nur und baut bei uns; aber bringt keine

Kablunät mit, sondern nur Innuit wie wir sind und ihr seid, so wollen wir euch bauen helfen, und Jensingoak soll uns Boote bauen und ausbessern helfen. Drachart aber soll uns lesen und schreiben lehren, und so wollen wir als Freunde unter einander leben und unsre Flinten und Harpune nicht gegen einander brauchen, sondern gegen die Rennthiere und Seehunde". — Einmal übernachteten die Brüder sogar bei dem Angekok Seguliak, der während der Nacht, wie die Brüder es bezeichnen, in eine Entzückung gerieth. Zuerst sang er mit seinen Weibern; dann murmelte er etwas daher, machte wunderliche Geberden, blies und schäumte, daß ihm der Geifer den Bart herunter lief, zog seinen Leib und seine Glieder krampfhaft zusammen, drehte die Hand rund um den Kopf, Arme und Füße herum, als ob er einen Strick herum wände. Zuweilen schrie er fürchterlich, hielt seine Hand gegen Drachart's Gesicht, neben dem er saß, tummelte sich auf der Erde herum und verdrehte die Augen. Man konnte von Allem nur die Worte verstehen: „Nun ist mein Torngak da". Hierauf küßte er Drachart, dann lag er eine Weile, wie todt, fing darauf wieder an zu winseln, richtete sich endlich auf und verlangte, daß sie ihn küssen sollten, weil ihm das Linderung verschaffte. Darnach setzte er sich wieder nieder und fing an zu singen; die Brüder aber stimmten einige fromme grönländische Verse an, wobei die Eskimo's sehr andächtig waren und jedes Wort wiederholten, obschon sie sagten: „Wir verstehen nur ein klein wenig von dem, was ihr singt". Am andern Morgen, als die Brüder schieden, sprach Seguliak: „Nun könnt ihr unsern Landsleuten im Osten sagen, daß ihr bei mir geschlafen habt. Ihr seid die ersten Kablunät, die bei mir über Nacht geblieben sind; doch ihr seid nicht Kablunät, sondern Innuit, unsre Freunde, bei denen alle Furcht ein Ende hat, denn wir kennen uns". — Nachdem die Brüder sich zugleich bemüht, den Handel der Europäer mit den Eskimo's so einzurichten, daß künftig allen Gewaltthätigkeiten vorgebeugt würde, machte Haven, da Drachart unpäßlich war, am 21. September einen Abschied mit ihnen und schloß mit den Worten: „Nun sehe ich euch dieses Jahr nicht mehr; gedenket aber an euren Schöpfer und Erlöser, und wenn wir über's Jahr wieder zu euch kommen, wollen wir vergnügt bei einander sein. Der Heiland segne euch und sei euch gnädig. Amen".

Die weiteren Verhandlungen wegen Anlegung einer Missionsstation verzogen sich indeß noch bis 1769. Während dieser Zeit wurden in einem Handgemenge mehrere Eskimo's von den Engländern gefangen, und eine Frau, Mikak, und ein funfzehnjähriger Knabe, Karpik, nach England geschickt. Erstere durfte bald in ihr Vaterland zurückkehren, wo sie sich den Missionaren hernach sehr nützlich bewies; letzterer wurde in Fulnek erzogen und daselbst als der Erstling unter den Heiden von Drachart getauft, starb aber Tags darauf an den Blattern. Im Jahre 1769 wurden den Brüdern 100,000 Acker in der Gegend von Eskimobay auf der Küste von Labrador zugesichert, und im folgenden Jahre begaben sich Jens Haven, Drachart und Stephan Jensen mit mehreren anderen auf einem von der Londoner Brüdersocietät ausgerüsteten Schiffe dahin, wo die Eskimo's sie freundlich begrüßten und als alte Bekannte empfingen. Dabei wiederholten sie öfter: „Wir wollen nicht

mehr stehlen, nicht mehr todtschlagen; wir und ihr sind Brüder". Und als Drachart und Jensen am 2. August sich an's Land begaben, konnte ersterer vor einer Versammlung von 700 Eskimo's von ihrem Schöpfer und Erlöser zu ihnen reden. Als er aber ausgeredet, fingen die Mikak und ihr Mann an zu zeugen von dem Herrn im Himmel, der Mensch geworden und für unsere Sünden gestorben sei. Das machte ihre Landsleute ganz stutzig; sie brachen in die Worte aus: „Ach, das ist wahr, wir sind Sünder und alte Mörder! Aber wir wollen nicht mehr verborgene Messer tragen, weder unter unsern Armen, noch unter unsern Pelzen; wir wollen auch nicht verborgene Pfeile und Bogen in unsern Kajaken führen. Denn weil der Herr im Himmel gesagt hat: Wer Menschenblut vergießt, dem soll es nicht besser ergehen, so wollen wir solches nicht mehr thun. — Wir glauben deinen Worten, Mikak! Wir wollen auch die großen und gewaltigen Herren, die du in London gesehen hast, und ihre Leute lieb haben und ehrlich mit ihnen handeln". Drachart aber betheuerten sie mit Hand und Mund: „Wir und ihr sind gute Freunde; wir haben euch lieb; wir sind eure Brüder!" — Das im 56° N. Br. zu einer Niederlassung ausgewählte Land wurde sodann von den Eskimo's feierlich abgetreten und nach getroffener Verabredung von den Brüdern am 6. August abgegränzt und im Namen des Königs von England für die Brüderunität in Besitz genommen, worauf sie nach England zurückkehrten.

Nun beschloß dieselbe Gesellschaft, welche das Schiff im Jahre 1770 dahin hatte abgehen lassen, alljährlich ein Schiff nach Labrador zu senden, um die Ueberfahrt der Personen, Lebensmittel und anderer Bedürfnisse zu besorgen, durch Handel mit den Eskimo's aber und Fischfang bei New-Foundland eine Rückfracht zu erlangen. Allen sonstigen Aufwand für die neue Ansiedlung bestritt größtentheils die Londoner Brüdersocietät zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden. So gingen demnach 1771 drei Ehepaare, Christoph Brasens, Johann Schneiders und Jens Havens nebst Drachart und 7 unverheiratheten Brüdern nach Labrador, und erreichten am 9. August den Ort ihrer Bestimmung, fällten alsbald Holz zur Umzäunung des Platzes und konnten schon am 22. September ihr mitgebrachtes gezimmertes Haus beziehen. Die neue Missions-Niederlassung erhielt den Namen Nain. Die Eingebornen aber beharrten in ihrer Freundschaft gegen die Brüder und erwiesen ihnen bald so viel Achtung und Vertrauen, daß sie dieselben zu Schiedsrichtern in ihren Streitigkeiten machten. Dagegen suchten ihnen die Brüder auf verschiedene Weise zu dienen, indem sie ihnen Boote bauten oder ausbesserten und allerlei andere Geräthschaften für sie verfertigten, wofür sie zur Erleichterung der Kosten der Mission von ihnen Fischbein und Seehundsspeck empfingen. In den Sommermonaten stand immer eine Anzahl von mehr als hundert Eskimo's in ihren Zelten um Nain herum, denen Drachart, Schneider und Haven täglich das Evangelium verkündigten. „Meine Methode dabei ist", schreibt Drachart, „daß ich erst eine kurze Rede an sie halte und dann kurze Fragen an sie thue, wobei sie nichts weiter, als Ja oder Nein zu antworten haben. Diese Antworten sind nun verschieden; einige gute Gemüther sagten, wenn

ich sie fragte, ob sie als arme Sünder an den Heiland denken wollten? Ja, wir können nicht leugnen, daß wir arme Sünder sind, und wir fangen an, daran zu denken und davon mit einander zu reden, was wir von dir gehört haben. Andere sagen rein heraus: Nein, wir wollen nicht daran denken. Und wieder Andere: Ich verstehe nicht, was du willst, hast du ein Messer zu verkaufen? ich habe zwei Wallbarten ꝛc. — Dabei bete ich zum Heiland: Segne meine schwachen Reden, Du hast in Grönland dumme Gemüther verständig und kalte Herzen warm gemacht, thue auch hier so, damit ich nicht zu Schanden werde, denn es ist ja Deine Sache". Den Winter über wohnten die Eskimo's auf andern Plätzen, die nächsten doch etliche Meilen von Nain entfernt; mehrere aber kamen zuweilen zum Besuch, unter ihnen die Mikak, ihr Mann Tuglavina und sein Bruder Seguliak, und die Brüder ließen weder durch Schnee und Kälte, noch durch den Schmutz und die Unbequemlichkeit der Eskimohäuser sich abhalten, diese Besuche möglichst zu erwiedern, wobei sie in der Regel eine freundliche Aufnahme und große Willigkeit zum Anhören des Wortes fanden. Freilich waren der Aberglaube und die heidnischen Laster tief eingewurzelt bei diesem Volke, doch durften die Brüder auch erfreuliche Erfahrungen machen. — So erzählte bei einem solchen Besuch eine Wittwe, ihr Mann Anauke habe in seiner letzten Krankheit zu ihr gesagt: „Sei nicht so betrübt, ich will zu Jesus in den Himmel gehen, der die Leute so lieb hat". Seine Landsleute aber nannten diesen Verstorbenen, „den, welchen der Heiland zu sich genommen hat". — Einmal mußten etliche Brüder auf einer Reise, die sie nach einem todten Wallfisch unternahmen, wegen widriger Witterung mehrere Tage in einem Eskimohause bleiben, auf einer kleinen Insel, sieben Meilen südlich von Nain, wo sie unsägliche Beschwerden zu ertragen hatten. „Man kann sich kaum vorstellen, was wir ausgestanden", heißt es in ihrem Tagebuch; „wir hatten weder Tag noch Nacht Ruhe; wenn die Kälte in der Nacht etwas nachließ, so plagten uns die Läuse; wenn wir unser Essen kochten, welches im Gang unter den Hunden geschehen mußte, so war der Rauch und die Kälte fast unausstehlich". Hungrig und durchfroren kehrten sie endlich nach Nain zurück.

Im Jahre 1773 kam Paul Eugenius Layritz aus der Mitte der Aeltesten-Konferenz der Unität in Begleitung des zum Missionar für die Eskimo's bestimmten Johann Ludwig Beck zu einer Visitation der dortigen Mission nach Labrador und verweilte vom 25. Juli bis 29. September in Nain. Auf die kurze, von Drachart verdolmetschte Anrede, welche er noch am Abend seiner Ankunft an die versammelten Eskimo's hielt, antwortete einer von diesen im Namen Aller Folgendes: „Heute früh, da wir das kleine Schiff hier hereinkommen sahen, haben wir und unsere Weiber und Kinder uns erstaunlich darüber gefreut. Wir danken den Brüdern, daß sie zu uns herkommen, und so viel gute Worte bringen, die wir zuvor nie gehört haben. Wir lieben alle Brüder und wollen ihre guten Freunde bleiben; wir wollen euch fleißig besuchen, um die guten Worte von Jesu Leiden zu hören. Wir denken an den Heiland, haben Ihn lieb, wollen Ihm unsere Herzen hingeben und unsern alten heidnischen Gewohnheiten absagen; wir sind eins mit den vielen

gläubigen Innuit, die uns gegenüber in Osten wohnen; wir und unsere Weiber und Kinder reden in unsern Häusern und Zelten von des Heilandes Menschwerdung, Leiden und Sterben; wir können nicht leugnen, daß wir Sünder sind, aber wir denken, der Heiland werde uns gnädig sein." — Während Layritzen's Anwesenheit wurde zu einem geräumigen Versammlungssaale das Holz gefällt, auch besuchte Lieutenant Curtis, den der Commodore Shuldam mit einem Kriegsschoner von New-Foundland abgeschickt hatte, um nach den armen Leuten in Labrador zu sehen, bald nach Layritzen's Ankunft die Brüder, freute sich herzlich über die zu Nain vorgegangene Veränderung und stattete darüber einen sehr günstigen Bericht ab. Mit demselben Fahrzeug aber, welches Layritz nach Nain gebracht hatte, machten Jens Haven und James Rhodes vom 7. August bis 17. September eine Untersuchungsreise an der Küste nordwärts bis Nachwack, 59° 30', gingen hie und da ans Land und Jens Haven bezeugte den Eskimo's, welche mit Freudengeschrei ihn begrüßten, die große Liebe des Heilandes und lud sie ein, nach Nain zu kommen. Auf ihre Frage: „Warum hat denn der Heiland, der Alles machen kann, nicht früher Jemand zu uns gesandt und diese große Sache unsern Vätern erzählen lassen, die alle dahin sind, wo man nichts hören kann?" antwortete er ihnen, Gott habe die Zeit der Unwissenheit übersehen, und nun, da Er ihnen die Gnade erzeige und sie das Evangelium hören lasse, möchten sie ja die Zeit ihrer Heimsuchung wahrnehmen. Die Eskimo's aber sagten zu ihm: „Du bist zwar nicht groß, aber deine Gedanken sind stark, und dein Geist ist unüberwindlich."

Mit Schmerz bemerkten indeß die Brüder in Nain, welche unermüdlich fortfuhren, den Eskimo's das Heil in Christo zu verkünden, wie der tief eingewurzelte heidnische Aberglaube und die im Schwange gehenden heidnischen Laster, Weiberraub und Mordthaten, dem Worte Gottes den Eingang in ihre Herzen versperrten, und wie die guten Eindrücke, welche einzelne von ihnen empfangen hatten, bei dem beständigen Umherziehen derselben bald wieder verloren gingen. Und da es unmöglich war, die Wilden, welche im Winter zu Nain die Predigt von Christo hörten, auch im Sommer festzuhalten, beschloß man, sobald als möglich noch zwei Missionsplätze nordwärts und südwärts von Nain zu errichten. Vier Brüder, Brasen, der Vorsteher von Nain, Lister, Lehmann und Jens Haven, begaben sich daher im Jahre 1774 auf eine Kundschaftsreise nach Norden, hatten aber das Unglück, auf der Rückkehr 3 Meilen von Nain zu scheitern, wobei Brasen und Lehmann in den Wellen ihr Leben verloren. Dieß hielt jedoch die Brüder nicht ab, schon im folgenden Jahre neue Kundschaftsreisen nord- und südwärts zu unternehmen, in welchem Jahre auch der neuernannte Vorsteher der Labrador-Mission, Samuel Liebisch, mit neuen Missionsgehülfen von Europa eintraf.

Am 19. Februar 1776 wurde bei der feierlichen Einweihung des Versammlungssaales zu Nain auch der Angekok Kingminguse als der Erstling seiner Nation mit dem Namen Petrus getauft. Tags zuvor hatte er sich gegen die Brüder dahin erklärt: „Er sei wohl ein Angekok gewesen und hätte das, was seine Vorfahren gesagt hätten, ge-

glaubt; nun aber glaube er es nicht mehr. Er wolle alle die schlechten Gewohnheiten fahren lassen und nur allein dem Herrn Jesu folgen, wenn er auch darüber von seinen Landsleuten verfolgt würde. Er sei ein Unwissender gewesen, da aber die Brüder hierhergekommen und ihm von dem Herrn, der Himmel und Erde geschaffen, und der aus Liebe zu uns ein Mensch geworden und Sein Blut vergossen habe, erzählt hätten, so habe er sich darüber gefreut und das Wort in's Herz gefaßt, und wolle alles Andere fahren lassen. Er wisse wohl nur noch wenig vom Heilande Jesus, wolle Ihn aber gern kennen lernen und setze auch sein Vertrauen allein auf Ihn, weil er wahrhaftig glaube, daß es bei Ihm allein gut sei, und daß die Seele, wenn der Leib stürbe, an dem Ort der Ruhe sei, wo sie immerfort vergnügt sein könne." Seine Taufe erweckte bei vielen Eskimo's das Verlangen, auch getauft zu werden; er selbst aber bezeugte seinen Landsleuten seine Freude, nun zu den Gläubigen zu gehören, und diese hörten seinen Reden vom Heilande aufmerksam zu, da er etwa folgendermaßen sich vernehmen ließ: „Ihr müßt euch ganz zum Heiland wenden und eure Zuversicht auf Ihn setzen, so wird Er eure Herzen reinigen und mit Seinem unschätzbaren Blute erfüllen. Ihr wißt, daß ich getauft bin; dafür bin ich sehr dankbar; es wird auch gut für euch sein, daß ihr Jesus in Zeiten kennen lernt, denn wir haben keinen andern Heiland in dieser Welt und in der zukünftigen Zeit. Wenn wir mit Seinem Blute gewaschen sind, brauchen wir uns nicht mehr vor dem Tode und der Finsterniß zu fürchten, und wir kommen alsdann dahin, wo es immer lichte ist, wo wir beständig den Heiland sehen werden. Wenn wir krank sind oder Schmerzen haben, so müssen wir uns zu Ihm allein wenden, denn Er hat alle unsere Krankheit getragen. Er ruft uns noch heute zu, daß wir kommen sollen. Dieses Rufen konnten wir vorher nicht verstehen, darum hat Er uns die Brüder gesandt, welche mit Ihm bekannt sind und nun auch unsern Seelen den Weg zu Ihm zeigen. Ihr wißt, daß sie hier ein Haus gebaut haben und nichts suchen, als unsere Herzen mit dem Heiland bekannt zu machen. Wir können Ihm nicht genug danken, daß Er sie zu uns geschickt hat, denn es ist von großer Wichtigkeit für uns; und welche nicht in unsrer Sprache reden können, die bitten für uns, daß wir Sein Blut in unsern Herzen fühlen möchten. Ich habe zwar das Hexen gelernt und habe oftmals gehext, aber das ist der Weg zu der großen Finsterniß und kann uns keinen Frieden in's Herz geben; aber auf den Heiland und Seine Wunden hinzublicken, das macht unsre Herzen vergnügt und licht, und das ist die einige Sache, welche sehr groß für uns in dieser Welt ist." — Ueber 200 Eskimo's in 37 Zelten waren im Sommer 1776 bei Nain, welche die Versammlungen sehr fleißig besuchten und gern zuhörten.

In demselben Jahre wurde 30 Meilen von Nain nordwärts ein zweiter Missionsplatz, Okak, an einer sehr günstigen Stelle angelegt. Die Eskimo's, deren beständig über 300 dort wohnten, nahmen die Brüder mit Freuden auf, und schon am 29. August 1778 konnten die ersten sechs Erwachsenen getauft werden, denen bald mehrere nachfolgten, welche großentheils bei dem Missionshause auch im Winter blieben. Auch bei Nain blieben endlich nach und nach 70—80 Eskimo's im Winter woh-

nen, und konnte nun an ihnen die Missionsarbeit regelmäßig betrieben werden. In täglichen Versammlungen wurde das Evangelium sowohl den da wohnenden als den besuchenden Eskimo's verkündigt. Sämmtlichen Kindern wurde täglich eine Schule gehalten. Den Getauften und Tauf-Candidaten gab man wöchentlich zweimal schriftmäßigen Unterricht und hielt außerdem einmal in der Woche eine Lehrrede an sie. Den ersteren wurde noch besonders die Bedeutung des heiligen Abendmahls erklärt. Ein zweimaliger Versuch Will. Turner's, von Nain aus die Eskimo's auf ihren Jagdzügen in's Innere des Landes mit der Predigt des Evangeliums zu begleiten, war nicht bloß mit vielen Beschwerden verknüpft, sondern hatte auch nur einen sehr unvollkommenen Erfolg.

Um nun auch die Errichtung eines dritten Missionsplatzes südwärts von Nain ins Werk zu setzen, begaben sich Johann Schneider, Lister und Stephan Jansen 1777 nach Arvertok, kauften den Eskimo's ein Stück Land ab und bezeichneten es mit Grenzsteinen; der wirkliche Anbau erfolgte aber erst auf wiederholtes Verlangen der Eskimo's im Jahre 1782, und wurde die neue, 30 Meilen südlich von Nain liegende Niederlassung Hoffenthal genannt. Das jährlich von England kommende Schiff, welches alle drei Plätze zu besuchen und mit Vorrath zu versehen pflegte, wurde auch zum wechselseitigen Verkehr derselben benutzt. Aber auch in der Zwischenzeit unterhielten die Brüder die Gemeinschaft unter einander so viel als thunlich, indem sie des Sommers auf Eskimobooten zu Wasser, des Winters auf Schlitten zu Lande einander besuchten. Was Sam. Liebisch und Will. Turner auf einer solchen Reise von Nain nach Okak begegnete, giebt uns einen Begriff von den Gefahren und Mühseligkeiten, mit denen dabei oft zu kämpfen war. Als sie über die mit Eis bedeckte offene See in Gesellschaft noch eines Eskimoschlittens noch nicht völlig den halben Weg nach Okak zurückgelegt hatten, überfiel sie plötzlich ein heftiger Sturm, der durch die erregten Meereswellen das Eis in eine schwingende Bewegung setzte, so daß die Schlitten im Fahren auf und nieder sich bewegten. Ringsum hörte man das Eis bersten mit donnerndem Getöse. Die Eskimo's suchten nun in aller Eile den Strand zu erreichen; die Bewegung des Eises war aber hier am Ufer schon so heftig, daß die Hunde mit schärfster Gewalt ans Ufer getrieben werden mußten. Wenige Minuten, nachdem sie das Land glücklich erreicht hatten, brach das Wasser an eben der Stelle, wo sie herüber gekommen waren, durch das Eis und ergoß sich über dasselbe, so daß sie in kurzem die offene See vor sich hatten, soweit sie bei Anbruch der Nacht sehen konnten. Es war schrecklich, das Wüthen des Meeres, den heulenden Sturm und das Getöse der berstenden und sich stoßenden Eisschollen zu hören. Dreißig Schritt vom Strande bauten die Eskimo's ein Schneehaus, in das sämmtliche Reisende, sechs Erwachsene und ein Kind, um 9 Uhr Abends hineinkrochen, dankbar für diesen Zufluchtsort, der sie gegen den heftigen und schneidenden Wind schützte. Sie sangen auf Eskimoisch ein Abendlied und legten sich gegen 10 Uhr dicht zusammengedrängt nieder. Die Eskimo's schliefen bald ein; Liebisch konnte aber bei dem Getöse der See nicht schlafen. In der dritten Stunde kam eine fliegende Welle über das Haus, daß es durch-

tropfte, und bald folgte eine zweite, welche das Schneestück vor dem Eingang hineinstieß. Nun weckte er schnell seine Gefährten, und die Eskimo's öffneten sofort mit einem Messer einen Ausgang aus dem Hause und trugen das Gepäck nach einem höheren Orte des Strandes. Kaum waren sie hier angelangt, so wurde das Schneehaus von einer Welle hinweg gespült, und sie hatten nun den Ueberrest der Nacht in der angreifenden Kälte und dem Schneegestöber viel auszustehen, bis am Morgen die Eskimo's mit einem neuen Schneehaus fertig wurden, in welchem sie sich so gut einrichteten, als sie konnten. Sie konnten aber dasselbe während mehrerer Tage, in denen sie von Kälte, Nässe und Hunger, welches alles die Eskimo's größtentheils verschliefen, noch viel zu leiden hatten, wegen ungestümer Witterung nicht verlassen, bis sie endlich die Rückkehr nach Nain ermöglichten, zur Freude der um sie besorgten Brüder und mit Dank gegen Gott für die erfahrene Rettung.

In's eilfte Jahr hatten die Brüder unter viel Beschwerden und Gefahren ihr Bekehrungswerk getrieben, als ihre Hoffnungen, wie es schien, gänzlich vereitelt werden sollten. Im Jahre 1782 fingen nämlich die Eskimo's wieder an, die südlichen Niederlassungen der Engländer an der Küste zu besuchen. Die nach Nain Zurückkehrenden rühmten die gute Aufnahme, die sie dort gefunden, die Geschenke an Flinten und Schießbedarf und andere Annehmlichkeiten. Die Begierde, nach Süden zu reisen, wurde nun allgemein, und die Folge davon war Trotz und Widersetzlichkeit gegen die Missionare, welche davon abriethen. Selbst mit der Unterstützung in einer Hungersnoth während des folgenden Jahres verdienten dieselben bei den Eskimo's wenig Dank. Das Evangelium fand keinen Eingang mehr, christliches Leben ward mit heidnischem Wesen vermengt und in einer 1786 bei Hoffenthal gehaltenen sogenannten Rathsversammlung der Eskimo's sogar ein scharfes Verbot gegeben, keine begangene Sünde mehr zu bekennen; es wäre einerlei, wie die Eskimo's lebten, wenn nur die Brüder nichts davon merkten. So verstockten sie sich immer mehr, und als im Jahre 1789 ein herzliches Ermahnungsschreiben des Bischofs Spangenberg an die Getauften erging, machte es auf Einige wohl Eindruck, die Meisten aber verharrten in ihren Sünden und selbst Petrus gerieth wieder tief in das heidnische Wesen hinein. Bei Gelegenheit einer ansteckenden Krankheit mit Husten und Seitenstichen, die im Winter 1796—97 in Okak und Nain heftig um sich griff, nahmen selbst einige Getaufte, trotz der treuesten und aufopferndsten Fürsorge der Missionare, zu den alten heidnischen Gaukeleien wieder ihre Zuflucht, doch gingen auch einige Wenige im Glauben an den Heiland selig aus der Zeit. So der Abendmahlsgenosse Daniel, welcher in seiner letzten Krankheit bezeugte: „Alle die Dinge, auf welche ich ehedem mein Vertrauen gesetzt habe, sind in der Tiefe des Meeres; meine einzige Zuversicht ist der Heiland, auf den sind meine Gedanken gerichtet", und die 1789 zu Okak getaufte vielgeprüfte Wittwe Esther, die erste Bekehrte unter den Eskimo's, welche bis an ihr Ende treu geblieben ist, ohne sich auf etwas Sündliches einzulassen. Oft sagte sie vom Herrn: „Er ist ja mein Vater; wo ich gehe und stehe, ist Er bei mir, und ich kann Ihm alles sagen", und drei Tage vor ihrem Tode

sprach sie noch: „Lebe ich, so bin ich des Heilandes, ich mag leben oder sterben, so bin ich Sein; Er hat mich ja mit Seinem Blute erkauft, Er wird mich auch bei sich behalten.“ Im Jahre 1798 entschlief auch der sechszigjährige Tuglavina, der nach einem Leben voller Sünden sich endlich mit Ernst zum Heiland bekehrt hatte, 1793 in die Gemeine aufgenommen worden und seitdem ein treuer Zeuge des Evangeliums unter seinen Landsleuten gewesen war. Seit 1790 kamen auch dann und wann Indianer zum Besuch und wurden freundlich aufgenommen. Eine Menge Feuerkugeln, die in der Nacht vom 11.—12. November 1799 am Himmel sich zeigten, machten einen gewaltigen Eindruck auf die Eskimo's. „Laßt uns doch“, rief einer von ihnen aus, „von ganzem Herzen uns zu Jesu bekehren!“ Und seitdem fingen sie an, die Versammlungen wieder zu besuchen, ihre Kinder zur Schule zu schicken und überhaupt Zeugnisse einer aufrichtigen Sinnesänderung zu geben, so daß im Jahre 1800, an dessen Ende sich 228 Eskimo's, unter ihnen 110 Getaufte, auf den 3 Missionsplätzen der Brüder befanden, Christian Friedr. Burckhardt, seit 1794 erster Vorsteher der dortigen Mission, berichten konnte: „Hier in Nain haben wir mit unserm Eskimo-Gemeinlein einen recht vergnügten Winter gehabt. In den Versammlungen waltete Gnade und ein bisher noch nie so bemerkter Gemeingeist, wie in den Europäischen Gemeinen. Oefters haben wir bei unsern Zuhörern die Thränen über die Wangen rollen sehen. Es läßt sich doch immer mehr und mehr an, daß ein lebendiges Gemeinlein Jesu Christi aus der Eskimo-Nation durch die Pflege des heiligen Geistes gesammelt werden wird. Auch verschiedene Heiden, sowohl hier als in der Gegend von Hoffenthal, sind von der Nothwendigkeit ihrer Bekehrung überzeugt, und darüber freuen wir uns und denken: es kommt schon noch dem Wartenden das Ende.“

Eine nachhaltige Wirkung zeigte sich besonders seit dem Jahre 1804, mit welchem ein neuer segensreicher Zeitabschnitt der Mission unter den Eskimo's in Labrador beginnt. Die erste Person, welche sich zu Hoffenthal in diesem Jahre wahrhaft bekehrte, war eine grobe Sünderin, die selbst von den Heiden verabscheut wurde. Sie hört einen Vortrag über die Worte: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist“, und wird davon so betroffen, daß sie sich fragt: „Sollte das wirklich wahr sein, daß der Heiland auch für solche Schlechte, wie du bist, gekommen ist? Hier ist keiner so schlecht, als du.“ Sie bleibt in Gedanken in dem Versammlungssaal sitzen, nachdem alle Andern ihn schon verlassen haben, läuft, als sie erinnert wird, in das Gebirge, fällt dort auf ihre Kniee und schreit: „O Jesu, ich habe gehört, daß Du auch für die Schlechten gekommen bist; ist das Wahrheit, so gieb es auch mir zu wissen; siehe, ich bin die Allerschlechteste; laß mich denn auch gerettet und selig werden; o vergieb mir alle meine Sünde!“ So inbrünstig flehend erfährt sie denn auch gleich einen nie empfundenen Frieden in ihrem Herzen. Sie kehrt zurück, und ihr ganzes Wesen ist so verändert, daß es Jedem auffällt. Ihr Mund fließt über vom Lobe und Preise dessen, was der Heiland an ihrer Seele gethan hat. Zunächst machte dieß einen tiefen Eindruck auf eine sittsame und verständige, aber selbstgerechte Heidin, die ihre bisherige Gerechtigkeit wegwerfen und die

Gnade des Heilandes suchen lernte; zwei andere Frauen schlossen sich bald hernach den beiden an, und dadurch wurden viele Eskimo's veranlaßt, ernstlicher, als bisher, nach dem Herrn zu fragen. Selbst unter den Kindern entstand eine allgemeine Erweckung, und bereueten Große und Kleine ihr bisheriges Sündenleben und aller Herzen wurden aufgethan; alles war entzündet von der Liebe Jesu und verlangte immer mehr von Ihm zu hören. Am 6. Januar 1805 wurden zwei Ehepaare in den Tod Jesu getauft, unter großer Rührung aller Anwesenden, und liebliche Aeußerungen erweckter Seelen waren bei dieser Gelegenheit zu vernehmen. So sagte eine Tauf-Candidatin: „Wie sah es doch voriges Jahr um diese Zeit bei mir aus! Damals war es mir lächerlich, wenn ich von Jesu und von dem Wohlsein hörte, das bei Ihm zu finden ist. Aber Dank sei Ihm, daß Er auch mir das Herz geöffnet hat, denn nun glaube ich's nicht nur, sondern ich fühle es auch, daß es Wahrheit ist, was ihr uns lehrt." Ein Getaufter aber bemerkte: „Ich bin überzeugt, daß es mir bisher noch an dem wahren Hunger und Durst nach der Gnade des Heilandes gefehlt hat. Seit meiner Taufe habe ich wie an der Wegscheide gestanden und bin eher rückwärts als vorwärts gekommen." Und eine Abendmahls-Candidatin erklärte: „Erst in diesen Tagen bin ich darauf geführt worden, daß ich, so lange ich auf der Welt bin, wie auf einem glatten Eisfelde herumgehe, und daß ich daher immer auf meiner Hut sein muß, damit ich nicht falle. Um so angelegentlicher bete ich zum Heiland, daß Er mich an Seiner Hand leiten und mich aufrecht erhalten wolle." — In Nain bekannten viele ihre Sünden, und Ausgeschlossene kamen und baten um Wiederannahme. „Wir hassen uns selbst", sagten sie, „wegen unserer begangenen Sünden: aber wir möchten gern durch Jesum von dem Bösen befreit werden". Aehnliches geschah auch in Okak, und selbst die neuen Leute kamen einer nach dem andern, und leerten aus Drang und Unruhe ihres Herzens den ganzen Brast ihrer Sünden aus. „Es ist erschrecklich", riefen sie oft selbst, „wie wir gelebt, aber wir waren blind und ganz in Satans Stricken gebunden! Wir wollen aber von nun an ihm nicht mehr dienen, sondern Jesu angehören!" Und der Erfolg dieser so gnadenreichen Erweckung bewies, daß sie nicht durch augenblickliche, bald wieder vorübergehende Eindrücke erzeugt war, denn das ganze Betragen bei Kindern und Erwachsenen zeigte sich völlig verändert. So wuchsen denn die Gemeinden während der zunächst folgenden Zeit im Innern wie im Aeußern. Das Zeugniß von Jesu Leiden und Tod und von Seiner erbarmenden Liebe wirkte so mächtig auf die Herzen der Eskimo's, daß sie in den Versammlungen und besonders bei festlichen Gelegenheiten von Andacht und dankbarer Liebe öfters ganz hingenommen, ja wie außer sich selbst waren. Binnen zehn Jahren hatte sich die Zahl der Einwohner auf den drei Missionsplätzen verdoppelt und stieg bis Ende 1810 auf 457, von denen über die Hälfte Christen waren, und ohnerachtet dieser vermehrten Einwohnerzahl durfte doch, selbst in Zeiten des geringen Erwerbs, niemand Mangel leiden; ja sie konnten in einer Hungersnoth selbst ihren heidnischen Nachbarn mittheilen, und auch das Labradorschiff hatte meist erwünschte Rückladungen. Die Brüder aber konnten dankbar rühmen: „In den Erd- und Schneehütten der Es-

kimo's im kalten Norden wird nunmehr Jesus der Herr, hochgelobet in Ewigkeit, gepriesen, und Sein Leiden, Wunden, Blut und Tod als die einige Ursach unserer Seligkeit besungen, bedacht und beweint. Den Leidetragenden armen Sündern vergiebt er ihre Missethat, Uebertretung und Sünde, und thut sich nahe zu denen, die Ihn anrufen. O Gott! wer sind wir, daß Du uns würdigst, diese Erweckung unter den Eskimo's mit anzusehen und mit zu genießen! O daß Dir zu Ehren alle unsere Blutstropfen geheiligt wären!"

Häufige Besuche der Eskimo's von Norden her und ihr Verlangen nach Lehrern veranlaßte im Jahre 1811 eine Untersuchungsreise in diese noch unbekannten Gegenden. Die Missionare Kohlmeister*) und Kmoch übernahmen diese beschwerliche und gefahrvolle Reise, wozu der Eskimo Jonathan von Hoffenthal sein zweimastiges Boot hergab und auch selbst die Brüder nebst vier andern Eskimofamilien begleitete. Denen, die ihm die Gefahren einer solchen Reise vorstellten, erwiderte er: „Nun, wir wollen es versuchen, und werden die Gefahren besser erkennen, wenn wir erst dort sind. Jesus starb aus Liebe zu uns, was ist es Großes, wenn wir in Seinem Dienst und nach Seinem Willen sterben?" An der Bai von Nachvak wurden sie von den heidnischen Eskimo's mit Jubel begrüßt; auf die Anreden, welche die Missionare wie auch Jonathan und sein Sohn Jonas hielten, rief einer der Anführer, Namens Onalik, vor Allen mit großem Nachdruck aus: „Ich will mich gewiß zu Jesu bekehren!" Weiter schifften sie nach Opernavik, kamen in die Hudsonsstraße und fuhren längs der Küste fort bis in die Ungawabai und die Mündung des Koksoakflusses, wo sie umkehrten und die Eskimo's ihnen nachriefen: „Kommt doch bald wieder zu uns, wir werden gar sehr nach euch verlangen!" Doch fand die beabsichtigte Anlage eines vierten Missionsplatzes in dieser Gegend und dessen Versorgung durch das Handelsschiff der Brüder, welches die Londoner Brüdermissionsgesellschaft vom Jahre 1797 an selbst übernommen hatte, zuerst an den Vorrechten der Hudsonsbai-Compagie ein unübersteigliches Hinderniß, und erst im Jahre 1822 ward den Brüdern die Erlaubniß dazu ertheilt.

Als am 9. August 1820 das Labradorschiff, die Harmony, in der Bai von Nain vor Anker ging, wurde dasselbe von der Mission unter Aufziehung einer weißen Flagge, auf welcher, mit einem grünen Rautenkranz umgeben, die Zahl 50 roth gestickt war, begrüßt. Zugleich ertönte aus Blasinstrumenten die Melodie: „Nun danket alle Gott ꝛc." War's doch seit der Anlegung von Nain 1771 das funfzigste Mal, daß unter mancherlei Gefahren das Labradorschiff seine regelmäßige Fahrt von London durch Eis und Klippen nach dieser rauhen Küste glücklich vollendet hatte, und der jedes Jahr beim Erblicken des sehnlich erwarteten Schiffes von den Höhen bei Okak, Nain und Hoffenthal wiederholte Ruf: „Umiakseit, das Schiff ist da!" hallte dießmal mit besonders lebhaftem Dankgefühl wieder, in Erinnerung der wundervollen Bewahrung desselben während eines so langen Zeitraumes. Der 9. August 1821 wurde als der Jubelgedenktag des Anfanges der Mission in Labrador vor 50 Jahren auf allen drei Plätzen gefeiert. Am Schlusse dieses Zeitraumes, inner-

*) Basler Missionsmagazin 1818, I., 135 ff., II., 294 ff.

halb dessen 392 Erwachsene und 388 Kinder getauft worden, wohnten auf den drei Missionsplätzen 471 Getaufte, 45 Tauf-Candidaten und 68 neue Leute, zusammen 584.

Seit dem Jahre 1822, in welchem die Brüder die gewünschte Erlaubniß zur Anlegung eines vierten Missionsplatzes erhielten, richteten sie bei dem zu großen Anwachs von Okak ihr Augenmerk auf die 20 Meilen nordwärts gelegene Bucht Kangerdlukfoak, und die Brüder Stürmann und Kmoch errichteten daselbst im Mai 1828 ein kleines in Okak gezimmertes Blockhaus, zur großen Freude der hier auf Erwerb stehenden Eskimo's. Mit vieler Willigkeit schafften dann im Jahre 1830 die zu Okak wohnenden Eskimo's auf ihren Hundeschlitten Bauholz und Schindeln zu einem größeren Wohnhaus herbei. Zwei Jahre nach einander ward in London ein eigenes Transportschiff mit Baumaterialien zu dem Missions- und Versammlungshause befrachtet, um die Errichtung dieser neuen Anlage, welche den Namen Hebron erhielt, zu beschleunigen. Zu den Familien aus Okak fanden sich hier einige heidnische Nordländer ein, und am ersten Ostertage 1832 konnten die ersten vier Erwachsenen getauft werden. Die Eskimo's alle bezeigten sich aber sehr dankbar, nun Lehrer bei sich zu haben, und versprachen von nun an dem Heiland zu leben.

Ein besonderes Anliegen war den Missionaren das Gedeihen der in ihren Gemeinen selbst nun heranwachsenden Jugend, und ihre Mühe beim Schulunterricht blieb nicht unbelohnt, wie die am Ende jedes Winters angestellten Schulprüfungen ergaben. Schon die ersten Missionare hatten angefangen, einzelne Stücke der heiligen Schrift zu übersetzen, und ihre Nachfolger hatten diese Arbeit fortgesetzt. Auf Kosten der englischen Brüdersocietät zur Förderung des Evangelii unter den Heiden wurde zuerst die Leidensgeschichte, dann eine Evangelien-Harmonie, ein kleines Schulbuch (die Lehre Jesu und seiner Apostel), ein Gesangbuch u. a. in der Eskimosprache gedruckt. Die Londoner Bibelgesellschaft aber beförderte von 1810 bis 1827 nach und nach die einzelnen Theile des Neuen Testaments zum Druck, welches Geschenk die drei Eskimogemeinen mit gerührtem Dank empfingen, und dafür im Jahre 1821 und öfter ein Faß Seehundsthran als Beitrag an die genannte Gesellschaft sandten. 1830 erhielten sie von London die Psalmen, 1841 die fünf Bücher Mose in ihrer Sprache. Das ihnen 1825 übersandte neue und vermehrte Gesangbuch machte, wie später die neuen Liturgiebücher, den Geist des Gesanges unter ihnen rege; mehrere Eskimo's lernten die Violine spielen; selbst Arien und Chorgesänge hörte man sie anstimmen. Eine kleine Orgel, welche von Herrnhut der Gemeine in Nain geschenkt wurde, erweckte, als sie am 7. Nov. 1828 zum ersten Mal gespielt wurde, allgemeine Freude.

Und diese Freude war den Brüdern und ihren Eskimo's wohl zu gönnen, nachdem das Jahr vorher eine heftige Masernepidemie besonders in Hoffenthal und Nain trotz der treuesten Bemühungen und Hülfsleistungen der Brüder viele Opfer gefordert hatte. Doch blieb auch diese Krankheit für viele nicht ohne Segen, wie denn z. B. ein zehnjähriges Mädchen beim Wiederanfang der Winterschule sagte: „Als ich so krank war, fürchtete ich mich sehr vor dem Sterben, weil ich dem Heiland noch nicht mein ganzes Herz hingegeben hatte. Da war mir, als ob Jemand

zu mir sagte: Fürchte dich nicht, du wirst jetzt nicht sterben, denn dazu bist du noch nicht gehörig vorbereitet, aber gieb dich Jesu ganz zum Eigenthum hin. Dieß will ich nun aus Dankbarkeit thun". Den Sterbenden aber wurde der Tod erleichtert durch ihr Vertrauen auf den Heiland, und den Hinterbliebenen der Schmerz des Abschiedes ihrer Lieben durch den himmlischen Trost versüßt, daß diese daheim sind bei dem Herrn. — Vom Jahre 1828 wurde im Allgemeinen Erfreuliches über Labrador*) berichtet, Ende 1829 aber zählte Hoffenthal 195, Nain 236 und Okak 388 Einwohner. Von dem innern Gange dieser Gemeinen heißt es 1830: „Das Gnadenwalten des Heilandes ist nicht zu verkennen, ungeachtet noch so manches Betrübende vorkommt. Die meisten Abendmahlsgenossen suchen sich bei mancherlei Schwächen und Unarten, die an ihnen zum Vorschein kommen, doch gläubig an den Heiland zu halten, und freuen sich des ihnen durch sein Leiden und Sterben erworbenen Heils, so daß man bei allen Gelegenheiten doch ein Herz bei ihnen gewahr wird, das seinen Erlöser nicht vorsätzlich betrüben will. In Hoffenthal macht die nahe Nachbarschaft von Europäern, die mit unsern Eskimo's zu handeln suchen, manche Störung, was auf den innern Gang nicht ohne nachtheiligen Einfluß blieb. — Die heranwachsende Jugend macht unsern Missionaren öfters vielen Kummer durch Leichtsinn, Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit gegen den Heiland. — Die Kinder zeigen in ihren Schulen viele Lernbegierde und sammeln sich durch Auswendiglernen einen schönen Schatz biblischer Sprüche und Liederverse. In Nain war bei vielen eine kindliche Anhänglichkeit an den Heiland zu bemerken".

Noch immer kommen auch bei den Eskimo's in Labrador, wie in Grönland, Zeiten der Prüfung und Bewährung, wo Kälte und Lauheit eintritt, und so Manche sich Untreue zu Schulden kommen lassen. In solcher Läuterungszeit schrieb 1836 von Hebron aus der dortige Missionar: „Wir kennen Manche, die wohl mit einer gewissen Aufmerksamkeit zuhören, wenn wir zu ihnen von der Nothwendigkeit der Bekehrung reden, aber darnach (o trauriges Darnach!) finden sie tausend Entschuldigungen, es dennoch nicht zu thun, wie jene Leute im Evangelium Matthäi 22. Es giebt selbst Viele, die lieber ganz und gar nichts vom Evangelium hören möchten, und die, so oft man anknüpfen will, das Gespräch auf etwas Anderes lenken". Und von denen zu Hoffenthal heißt es: „Sie besuchen, das ist wahr, unsere Versammlungen fleißig, aber im Herzen sind und bleiben sie todt. Besonders die jungen Leute, denen fehlt es namentlich an Ernst und innerm Leben, und das macht unser Herz oft sehr trübe. Ihr Umgang mit den südlichern Eskimo's, unter denen sie nichts Gutes sehen und hören, verleitet sie noch mehr". Vom Juli 1837 schrieben die Brüder aus Labrador: „Auf allen vier Missionsplätzen waren Hunger, Krankheit und Mäuse Landplagen. Der Verkehr mit den Südländern brachte die traurigsten Folgen, indem die Eskimo's schwach genug sind, ihnen zu glauben, wenn sie die Missionare als Betrüger schildern, wodurch Mißtrauen gegen dieselben entsteht. Dazu

*) Steger, die protestantische Mission, I., 711.

kommt noch, daß sie die Ermahnungen zum Fleiß immer weniger befolgen, so daß sie dann beinahe verhungern. Am 25. Januar wurde auf allen vier Plätzen ein sehr stark gerötheter Himmel gesehen, als wenn der ganze Horizont in Flammen stände. Früher im November wurde ein starkes Getöse in der Luft gehört, begleitet von einer heftigen Erdbewegung. Diese zwei Begebenheiten erinnerten die Eskimo's an den Tag der Wiederkunft des Herrn, und mancher fragte sich: „„Bin ich fertig und bereit, vor Jesu zu erscheinen?““ Die Hungersnoth hatte einen so hohen Grad erreicht, daß die Eskimo's Seegras, altes Seehundsleder von Booten, Kajaken, Stiefeln u. dergl. essen mußten“.

Von Okak wird im Juli 1838 gemeldet, daß der verflossene Winter in Ansehung der Kälte für das dortige Klima wohl nicht außerordentlich, aber sehr anhaltend war. Im Mai lag noch eine solche Menge Schnee, als Missionar Stürmann in den 36 Jahren seines Dortseins nicht gesehen hatte. Für die Eskimo's war dieser Winter zwar sehr knapp, aber doch besser, als die beiden vorhergehenden. Es war wenigstes Niemand genöthigt, der Lebensmittel wegen vor der Zeit wegzuziehen, sondern, wer nur wollte, konnte für sich die Predigt zu seiner Erbauung benützen. Auch war die Arbeit daselbst nicht umsonst, da aus manchen Erklärungen hervorleuchtete, wie das Wort Gottes bei den Eskimo's in großer Achtung steht. Im October desselben Jahres schreibt Missionar Meisner in Hoffenthal: „Für unsere armen Eskimo's hier war der vergangene Winter kein leichter. Der Seehundfang schlug gänzlich fehl, und da es schon seit drei Jahren keine Beeren mehr gegeben hatte, von denen sie sonst einen großen Vorrath für den Winter einsammeln, und die eine gesunde, blutverdünnende Nahrung gewähren, so gab es viele Kranke unter ihnen“. In Hebron wurde das Missionshaus fertig und die neue Kirche am 11. October 1838 eingeweiht, bei welcher Gelegenheit ein Erwachsener getauft wurde. Außerdem wurden im folgenden Winter sechs Erwachsene in den Tod Jesu getauft. — Vom 12. August 1839 berichtet Missionar Barfoe in Hoffenthal: „Man hat große Ursache, sich über die Leselust der Kinder in ihren Schulen zu freuen, und es ist mir oft sehr rührend, wenn bei schlechtem Wetter die Mütter ihre Kinder in ihren Kappen auf dem Rücken zur Schule bringen; denn es gehen mehrere in die kleine Schule, die noch nicht ganz 4 Jahr alt sind. — Im Aeußeren haben unsere Eskimo's im vergangenen Jahr keinen Mangel gehabt, und auch im Innern hat der Heiland sie gesegnet, indem er in Alten und Jungen einen Hunger nach dem Brod des Lebens erweckte. Viele, die seit Jahren in einem todten und gleichgültigen Zustande dahin gingen, kamen und bezeugten wahre Reue über ihr Vergehen, und wünschten sehnlich, in den Gemeingnaden befördert zu werden. Möchten sie nur nicht in den Sommermonaten, da sie des Erwerbs wegen herumziehen und nur mitunter auf einige Tage zu uns kommen, ihre guten Vorsätze wieder vergessen! Was mir besonders gut an den Leuten gefällt und uns sehr ermuntert, ist das, daß sie sich die Texte aus unserm Losungsbüchlein aufschreiben und in ihren Häusern ihre Morgen- und Abendandachten halten. Im April oder Mai, wenn ehst der Schnee recht häuft, und die Erdhütten mehrere Fuß hoch mit

Schnee bedeckt sind, ist es mir oft rührend gewesen, ihre Lobgesänge anzuhören".

Die Londoner Gesellschaft der Brüder zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden, welche die Sorge für den äußern Unterhalt der Labrador-Mission übernommen hat, feierte im Jahre 1841 mit dankbarem Herzen für die Hülfe des Herrn das Jubelfest ihrer Stiftung vor 100 Jahren. Das Schiff, die Harmony, welches sie jährlich nach Labrador sendet, wurde in diesem Jahre durch widrige Stürme mehr als gewöhnlich aufgehalten und kam erst Ende October wieder nach England zurück. In Labrador war das vergangene Jahr dem Erwerb weniger günstig, als in Grönland, und der Mangel an Lebensmitteln wurde hie und da drückend. Doch half der himmlische Vater durch diese und andere Verlegenheiten gnädig hindurch. In Okak wurde die ohnehin nicht zahlreiche Missionsfamilie durch Krankheiten stark heimgesucht. In Nain herrschte eine Zeit lang unter den Missionaren und Eskimo's die Grippe, auch wirkte die Nachbarschaft und der Besuch fremder Handelsleute schädlich auf den innern Gang dieser Gemeinde ein. Hebron hatte in den letzten Jahren nur wenig Zuwachs aus den nordwärts wohnenden Heiden erhalten, die Brüder waren aber bemüht, sie durch Besuche mit dem Evangelium bekannt zu machen und zu sich einzuladen. Auf allen Stationen wurden die neuen Testamente und andere Theile der heiligen Schrift dankbar angenommen und benutzt. — Gegen Ende des Jahres 1841 befanden sich auf den vier Stationen in Labrador 26 Brüder und Schwestern, und wenn diese Arbeiter auch viel zu kämpfen hatten mit den Unbilden des Klima's sowohl als mit der Wankelmüthigkeit der Eskimo's, so gedieh das Werk des Herrn doch im Stillen und bot im Einzelnen manche liebliche Erscheinung dar. So sagte eine verheirathete Frau: „Ich bin zwar sehr schlecht, da mich der Heiland aber wieder einen Winter erleben läßt, so ist es mein ganzer Sinn, mich Ihm aufs Neue zum Eigenthum hinzugeben. Bei meiner Taufe habe ich mich Ihm feierlich zugesagt, allein durch mancherlei Störung bin ich wieder zum Stillstehen veranlaßt; jetzt aber sehne ich mich darnach, ein lebendiger Zweig an Ihm zu bleiben und mich durch nichts von Ihm trennen zu lassen". — „Wie glücklich sind wir", sagte eine andere, „daß wir nicht mehr genöthigt sind, unter unsern heidnischen Landsleuten zu leben, bei denen die furchtbarsten Sünden im Schwange gehen. So habe ich erst kürzlich vernommen, daß meines Vaters Bruder von ihnen ermordet worden ist, mein Bruder dort in der Ferne Hungers gestorben, und meine Schwester in dieser Zeit des bittern Mangels von den unmenschlichen Heiden geschlachtet und aufgezehrt ist. Aus Dankbarkeit dafür, daß mich Jesus zu den Gläubigen gebracht, will ich fortan nur darnach trachten, für Ihn in dieser Welt zu leben". Dazu fügen wir gleich einen Brief, den ein Eskimo, Joseph, in Hoffenthal am 10. Juli 1843 an einen Freund in Europa schrieb:*) „— — Ich danke sehr, daß ich das erste Mal durch einen Brief aus der Ferne von Eurem Lande erfreut worden bin. Darum wäre Dank und Gebet sehr wünschenswerth, damit wir durch

*) Calwer Missionsblatt 1843, p. 95; cf. 1844, p. 85.

Jesus möchten Gedanken bekommen. Wenn das nicht geschieht, wenn wir Jesum nicht achten, dann können wir nicht erlöst werden. Seine Pflege ist in Wahrheit sehr dankenswerth. Es ist sehr dankenswerth, daß es in diesem Jahre auch auf unserm Lande nichts Schweres gehabt hat, so wie auch, daß wir nicht sehr Hunger litten. — Ach daß ich doch, so lange ich lebe, mich immer erinnern möchte der großen Schmerzen Seines Todes! Möchte ich sie immer fühlen und verstehen in meinem ganzen Leben alle Tage. Ich habe ein verdorbenes Herz, das nicht nach Seinem Wohlgefallen ist. Es ist sehr verlangend, daß wir alle und meine Kinder möchten Theil bekommen mit den selig vollendeten vor Jesu, wenn unser Leben zu Ende ist. Ich bin sehr unwürdig, denn ich habe nicht nach Seinem Wohlgefallen gelebt. Nur dieses fühle ich, Seine Liebe ist sehr dankenswerth, daß Er wegen der Sünder gekommen ist, daß Er gelebt hat auf Erden. Darum für Sein Leben auf Erden, für Sein Sterben meinetwegen, für diese beiden bin ich am dankbarsten. Denn ich bin immer krank, wenn ich keinen Jesus habe. — Auch danke ich, daß wir von Euch Sachen bekommen haben, und auch Obst und Erbsen. Wir sind auch dadurch sehr vergnügt gemacht worden. Da habe ich gedacht, möchtet Ihr durch Jesum immer unveränderlich gemacht werden. Daß alle, die da leben, im Glauben an Ihn nicht verloren gehen, ist dankenswerth. — Die Menschen hier, die Hoffenthaler, grüßen Dich sehr groß. Jesus Christus, durch Seine eigene Gnade, sei mit Dir! Bruder genannt zu werden, betrachte ich als dankenswerth, denn ich bin unwürdig. Jesus kennt mich. Ich bin dankbar, daß mir und meinen Kindern jetzt nichts fehlt. Jesus, durch seine eigene Gnade, möge Er auch mit uns sein! Ich grüße Dich, Bruder, aus Dankbarkeit sehr. — Ich bin Joseph".

Aus demselben Jahr 1843 lauten die Berichte von allen Stationen im Ganzen erfreulich; Hebron wurde in diesem Jahre wieder von drei Heiden aus dem Norden besucht, die aber wenig Lust zu Gottes Wort bezeugten. Als man ihnen Futter versprach für ihre Zughunde, wenn sie den Versammlungen beiwohnten, ließen sie sich zwar hierzu bewegen, zogen aber gleich die Kappen über die Ohren, um nichts zu hören. Die Zahl der Nordländer nimmt übrigens sehr ab; in einem Bezirke, der vor 30 Jahren 800 umfaßte, wohnen kaum 200 Menschen. Davon ist ein Drittheil nach Hebron gezogen, die andern sind in ihrer Verachtung des Wortes Gottes geblieben. — Das Frühjahr 1844 war für Nain eine Zeit großen Mangels. Kälte und Sturm, welche im Mai auf Thauwetter gefolgt waren, hatte die Leute gehindert, ihrem Erwerb nachzugehen, und sie waren genöthigt, ihren Hunger mit gekochtem Seegras und mühsam unter Schnee und Eis hervorgesuchten Strandmuscheln zu stillen. Auch für die Eskimo's in Hoffenthal war das vergangene Jahr kein sehr erwerbreiches. Der Erwerb zu Kajak schlug ganz fehl, hingegen hatten sie auf dem dünnen Eise, als die Buchten zufroren, etwas mehr Glück. „Am Sonnabend, den 2. December, hatten sie einen kleinen Theil erworben", schrieben die Missionare,*) „und wir hätten es ihnen nicht

*) Calwer Missionsblatt, 1844, p. 85.

untersagen können, wenn sie am Sonntag, als dem ersten Advent, wieder ausgegangen wären, indem jetzt Alles darauf ankommt, was sie einsammeln, um den langen Winter hindurch, wo sie selten Gelegenheit haben, etwas zu erwerben, nicht Mangel leiden zu dürfen. Zu unsrer Freude aber sahen wir, daß sie sämmtlich dageblieben waren. Abends zuvor hatten sich alle Hausväter versammelt, um sich mit einander zu besprechen, ob sie den Sonntag feiern wollten oder nicht. Sie wurden dann alle einig, hier zu bleiben, und den Tag so zu begehen, wie es sich für eine christliche Gemeine ziemt; der liebe Gott könne ihnen ja dafür den Montag desto reichlicher segnen. — Gott aber beschämte das Vertrauen seiner Kinder nicht, und schenkte ihnen am Montag einen recht glücklichen Erwerbstag, so daß sie an diesem Tage miteinander mehr als 100 Stück Seehunde erbeuteten". — Okak hatte in diesem Jahr 395 Einwohner, und die 130 Schulkinder erfreuten die Brüder durch Fleiß und Lernbegierde. Von Hebron heißt es unterm 6. August 1844: „Unsere Eskimo's hatten dem Aeußern nach wieder ein sehr gutes Jahr. — Aber leider dienen noch Manche der Sünde, — halten sich dabei aber doch für wahre Gläubige, denn nach ihrer Meinung würde sie der Herr sonst, wenn Er's genau nähme mit der Sünde, nicht so gesegnet haben. Da muß man denn wirklich oft recht Geduld lernen, und wenn nicht hin und wieder ein lieblicher Vorfall dazwischen käme, so würde einem der Muth gar entfallen wollen. — Es wechseln eben Freuden und Kummer mit einander, und in der That bedürfen wir und unsere Eskimo's der Fürbitte, daß der Herr Seinen Geist von oben senden, und die Todtengebeine bewegen und beleben wolle". Aus Norden kamen in diesem Jahr wenig Besucher, dagegen machte einer der Brüder im März einen Besuch in dem 15 bis 16 Stunden von Hebron entfernten Säglek, wo er gleich aufgefordert ward, über einem kranken Manne, der schon seit 20 Jahren sich immer hatte bekehren wollen, zu beten. Einige von den übrigen Eskimo's hörten seiner Anrede ziemlich aufmerksam zu; andere gingen davon, um nichts weiter zu hören, und noch andere widersprachen, besonders ihr Angekok, der seinen Landsleuten alles Gute verhieß, wenn sie sich nicht bekehren, sondern bei den Gewohnheiten ihrer Vorfahren bleiben würden.

So waren denn die Stationen der Brüder in Labrador Ende 1844 folgende: Nain, unter 56° 36′ N. Br. und 44° W. L., gegründet 1771, mit 7 Missionsarbeitern und 320 Gemeineglieder, darunter 88 Kommunikanten; Okak, 58° 20′ N. Br. und 45° W. L., 30 Meilen nördlich von Nain, auf der Insel Kivalek, gegründet 1776, mit 7 Missionsarbeitern und 395 Gemeinegliedern, darunter 179 Kommunikanten und 155 Kinder unter 12 Jahren; Hoffenthal, 55° 40′ N. Br. und 42° W. L., 30 Meilen südlich von Nain, gegründet 1782, mit 7 Missionsarbeitern und 222 Gemeinegliedern, darunter 63 Kommunikanten; Hebron, 58° 20′ N. Br., etwa 20 Stunden westwärts von Okak, gegründet 1828, mit 7 Missionsarbeitern (hier, wie auf den andern 3 Stationen, 3 Ehepaare und ein Unverheiratheter) und 233 Gemeinegliedern, darunter 63 Kommunikanten. — Die Verbindung mit Europa wird noch immer durch

das öfter erwähnte Missionsschiff unterhalten, das im Juli oder August dort ankommt und bis jetzt immer glücklich durch jene stürmischen, oft mit Eisbergen angefüllten Meere hin und her geleitet worden ist. Reichliche Liebesgaben, besonders auch Backobst, Hülsenfrüchte, Kleidungsstücke, Schulbücher, Schiefertafeln 2c. von den Freunden aus Würtemberg, kommen mit demselben. Mit Sehnsucht wird es erwartet, mit Freuden von ferne gesehen, mit geistlichen Liedern und Lobgesängen begrüßt und empfangen. Was von den Missionaren in Labrador selbst erbaut werden kann, ersehen wir beispielsweise aus einem Berichte von der letzten Woche des September 1847, da es heißt: „Mehrere Nachtfröste mahnten uns jetzt an das Einärnten unserer Gartengewächse, die in diesem Jahre vorzüglich gut gerathen waren. Weiße Rüben hatten wir zu unserm Bedarf für mehrere Monate erzielt, und können noch einen großen Theil derselben für Ripper und Hasen an unsere Eskimo's ablassen, die außerdem auch allen Abfall an Wirsing, Kraut und Kohl gern gegen Seevögel eintauschen. Für gewöhnlich geben sie sich nicht erst die Mühe, diese Gemüse zu kochen, sondern verzehren sie sogleich roh. Ganz augenscheinlich ruht ein besonderer Segen Gottes auf unserm Gartenbau hier im Norden, wenn man bedenkt, daß die Kartoffeln erst Ende Mai gesteckt und die andern Gartengewächse gegen Johannis gepflanzt werden können, und schon Ende September, spätestens Anfang October eingeärntet werden müssen. Dazu kommt denn noch, daß die das ganze Jahr hindurch in der See herumschwimmenden Eisberge nicht selten eine rauhe Lufttemperatur verursachen".

Abwechselung in den äußern Gang der Mission kommt hier, wie in Grönland, nur durch den mehr oder minder glücklichen Erwerb, oder durch ansteckende Krankheiten. Jahre des Mangels kommen nicht selten vor, und zwar meist durch eigene Verschuldung, da die Eskimo's kaum dahin zu bringen sind, auf Vorräthe zu halten. Wenn die Kälte nicht allzustreng ist, kann der Eskimo 5 bis 6 Tage bloß von Schnee leben; dann aber wird auch alles genossen, was nur einigermaßen genießbar ist. Bei Seegras, Muscheln und den Wurzeln der fetten Henne oder Hauswurz befindet er sich noch wohl; aber bei dem Koth der Schneehühner und Rennthiere kann er sein Leben nicht lange mehr fristen. Die langwierigsten Krankheiten haben sich schon Manche dadurch zugezogen, daß sie eine Zeitlang im Wasser waten mußen, was die Eskimo's durchaus nicht vertragen können. Dieß ist auch die Ursache, weßhalb sie nicht im Stande sind, sich zu baden; noch viel weniger aber können sie das Schwimmen erlernen. Für ihren Körper würde es übrigens gewiß gut sein, wenn sie im Sommer sich durchs Waschen gründlich reinigen könnten, besonders der vielen Hautkrankheiten wegen, an denen diese Nation zu leiden hat. — Was die Gemeine anlangt, so ist klar, daß auch die Eskimo's, wie die Grönländer, bei der Natur ihres Landes und ihres Erwerbes in einem Zustande sich befinden, der die berathende Pflege europäischer Missionare noch lange nöthig machen wird. — Von Jahr zu Jahr nimmt übrigens die Zahl der neuerbauten Winterhäuser zu, so daß in Okak die meisten Familien nun ein eigenes Haus haben, während

sonst 30 und mehr Menschen zusammen wohnen mußten. So können sie sich nun in ihren Häusern besser einrichten, den Vorrath besser eintheilen und die Gastfreiheit besser ausüben; denn jedem Eskimo, der es vermag, macht es Vergnügen, Besuchende oder Reisende mehrere Tage lang unentgeltlich bei sich zu bewirthen. — Hebron ist der Ort auf Labrador, wo die nordwärts wohnenden Heiden häufig des Handels wegen sich einfinden. Sie kommen in Schlittengesellschaften oft von 50 und mehr Personen an, pflegen jedoch nach abgemachten Handelsgeschäften sich meist so schnell als möglich wieder zu entfernen, damit nicht, bei längerem Verweilen, Einer oder der Andere den Entschluß fasse, bei den Christen zu bleiben. Dennoch wird auch aus diesen Heiden mancher für das Evangelium gewonnen.

Schon lange Zeit hatte man von Hebron aus sein Hauptaugenmerk auf die eine halbe Tagereise nordwärts in Säglek wohnenden Heiden gerichtet. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, dem Evangelium bei ihnen Eingang zu verschaffen, wünschten die Missionare Borson und Schött bei der gelinden Witterung im Februar 1848 wieder einmal, wie in früheren Jahren, diese ihre nächsten heidnischen Nachbarn zu besuchen. „Bei einer nur mäßigen Kälte von 9 Grad begaben wir uns in der sechsten Morgenstunde auf den Weg. Unser Schlitten war mit 25 muntern Zughunden bespannt, weßhalb die Reise ungemein rasch von Statten ging. Nach etwa einstündiger Fahrt lenkten wir von dem Meere ab, und nun ging es landeinwärts über gefrorene Teiche und über Felsengebirge, bis an die Sägleker Bucht. Noch waren wir nicht weit vorwärts gekommen, als wir drei und weiterhin noch mehrere verlassene Schneehütten erblickten, welche von den Nordländern, die vor kurzem uns besucht hatten, angelegt worden waren. Als Fenster war im Dache ein kleines Stück Eis eingefügt. Bis Säglek waren jene Leute nicht weniger als 10 Tage unterwegs gewesen. Weil sie überall zu Hause sind, so lange es ihnen nicht an Lebensmitteln mangelt, so haben sie auf ihren Reisen keine Eile. Gegen Mittag begegneten wir drei Männern zu Schlitten, welche des Handels wegen nach Hebron zu fahren im Begriff waren. Einer von ihnen war der uns wohl bekannte Hexenmeister Nemokolluk (d. h. der kleine weiße Bär). Als einer unsrer Begleiter ihm den Zweck unsrer Reise angeben wollte, fiel er ihm ins Wort und sagte: „„Ich weiß wohl, wer diese Männer sind; es sind Lehrer von denen dort drüben, welche uns auffordern, uns zu Jesu zu bekehren.““ In den ersten Nachmittagsstunden erreichten wir endlich Säglek, trafen aber leider die meisten nicht zu Hause, da sie an die Lachsforellenteiche gegangen waren. Indessen baten wir die anwesenden Männer, uns ein Schneehaus zu bauen, um darin zu übernachten, was auch alsbald geschah, und unterhielten uns indessen mit den Weibern und Kindern. Nachdem unsere eisige Nachtherberge fertig geworden war, wurde ein helloderndes Feuer angezündet und ein erquickender Kaffee bereitet. Gegen Abend füllte sich unsere Schneehütte mit Männern, mit denen wir uns bis um die neunte Stunde unterredeten. Unter ihnen war auch der Befehlshaber von Säglek, den wir besonders aufforderten, seinen Untergebenen mit einem guten Beispiel

voranzugehen, dem heidnischen Wesen zu entsagen, und zu den Christen nach Hebron zu ziehen. Er erwiderte mit abstoßender Kälte: „„Ich brauche mich nicht zu bekehren; vor dem Tode fürchte ich mich nicht; denn wenn ich sterbe, werde ich sein wie ein Schlafender,"" wobei er sich gleichgültig auf den Boden der Hütte hinstreckte. Müde und abgemattet entließen wir die Versammlung, und nach einer kurzen Abendandacht bargen wir uns in unsere Pelzsäcke, die uns auf dem hartgefrornen Schnee statt der Betten dienen mußten. Als endlich der langersehnte Morgen anbrach, beeilten wir uns, unsere Rückreise anzutreten, und kamen in der zweiten Nachmittagsstunde fröhlich und wohlbehalten in Hebron an". — Nach so niederschlagenden Erfahrungen war es um so überraschender, als noch in demselben Monat spät Abends ein Mann aus Säglek ankam mit der Nachricht, daß mehrere dortige Familien entschlossen seien, sich hierher zu begeben, und baldigst abgeholt zu werden wünschten. Das ist denn auch alsbald geschehen; den ersten folgten bald bis auf eine Familie alle andern, zusammen 81 Personen, darunter selbst der Befehlshaber. Alle versprachen, da ihre Namen aufgeschrieben wurden, ihren heidnischen Gewohnheiten zu entsagen und ihren Lehrern willig Folge zu leisten. — Der alte böse Feind sieht das gar nicht gern, und läßt kein Mittel unversucht, Seelen wieder zu verderben. Ein Knabe war von frühester Kindheit an von seinen in Säglek wohnenden Eltern einer Pflegemutter in Hebron übergeben worden. Da der Vater desselben es nicht verschmerzen konnte, ihn bei den Christen zu wissen, so ließ er ihm sagen: da er vor kurzem so glücklich gewesen sei, ein Wallroß zu erlegen, so wünsche er nur noch einmal mit ihm dieses ihr Lieblingsgericht theilen zu können. Dieser Einladung konnte der arme Knabe nicht widerstehen. In der gewissen Hoffnung einer baldigen Wiederkehr ließ er seine sämmtlichen Habseligkeiten in Hebron zurück; aber er kam nicht wieder.

Aus Okak wird vom 22. August 1849 berichtet: „Daß die Eskimo's der weit größern Anzahl nach vom Geiste Gottes sich wollen regieren lassen, glauben wir behaupten zu können; wie tief sie aber auf dem ewigen Fels gegründet sind, das würde sich erst bei Störungen und Versuchungen von außen zeigen. Fassen wir Alles zusammen, so finden wir mehr Ursachen zum Loben und Danken, als zum Klagen". Und aus Nain heißt es vom 6. August 1850: „Unter unsern Eskimo's herrschte auch viel Krankheit, und es sind viele, Kinder und Erwachsene, aus der Zeit gegangen. An manchen der Letzteren sahen wir recht erfreuliche Beweise, was das Wort vom Kreuz an den Herzen der armen Sünder zu wirken vermag. Eine Eskimofrau, die an einer sehr schmerzlichen Krankheit ihr Leben endigte, versicherte gar oft, daß sie über der Seligkeit, die sie im Umgang mit Jesu genieße, aller ihrer Leiden vergessen könne, und ohne über dieselben zu klagen oder ungeduldig zu sein, freute sie sich sehr auf die Stunde, wo es ihr vergönnt werden würde, ihren Heiland von Angesicht zu sehen. Noch am letzten Abend schickte sie ihren Mann und ließ uns für alle ihr erwiesene Liebe danken, besonders aber dafür, daß wir das Wort Gottes verkündigt und sie mit Jesu, ihrem Heiland, be-

kannt gemacht hätten. — Ein junger verheiratheter Mann, der von einer schnellen Auszehrung ergriffen worden, und etwa vier bis fünf Wochen vor seinem Ende zum Sprechen bei mir war, wo ich ihm wenig oder gar keine Hoffnung machen konnte, weinte ganz bitterlich, daß er nun an den Pforten der Ewigkeit stehe, und daß er die ihm zum Schaffen seiner Seligkeit geschenkte Zeit so schlecht angewendet habe, auch daß er noch immer nicht recht beten könnte. Er ersuchte mich daher, ich möchte doch mit ihm beten, was ich allerdings gern that, und wobei eine Thräne nach der andern über seine Wangen rollte. Von der Zeit an mußte er auch bald ganz darnieder liegen, und klammerte sich dem Ansehen nach fest an den Heiland an. Seine Frau, die schon seit einigen Jahren einen bessern Gang ging, als er, meinte später, er sei von jenem Sprechen an ganz wie umgekehrt gewesen. So ließen uns die Meisten der Heimgegangenen das Gefühl und die Hoffnung zurück, daß der treue Seelenhirte auch diese Schäflein aus Gnaden werde auf- und angenommen haben. Auch unter den lebenden Gliedern unsrer Gemeinde war eigentlich ein reges Suchen und Trachten nach dem, was Frieden in die Seele bringt, zu verspüren, besonders unter den jüngern Leuten. Es war mir rührend zu hören, was mir ein junger Mann am Ende des Vorbereitungsunterrichts zum heiligen Abendmahl sagte, als ich ihn nach der Stimmung seines Herzens frug:

Tarnik tamaita allarkit,	O siehe dich, mein Herz und Geist,
Jesus perkungi tangit;	Nach Anders nichts mehr um,
Nungusuitok kissiot,	Als dem, was unverwelklich heißt,
Pinniaruk illa!	Nach jenes Lebens Ruhm".

In demselben Jahre 1850 fuhr Bruder Miertsching*) von Labrador auf dem englischen Schiffe Investigator mit aus, um den verschollenen Nordpolfahrer Franklin zu suchen, über welche Reise er später sein Tagebuch herausgegeben hat, und hat vielfach auf gut Eskimoisch zu den Anwohnern der nördlichsten Küste Amerika's geredet, die ihm zutraulich nahe kamen, wenn er in seinem Labrador-Pelz unter sie trat. Im Jahr 1854 hatten auf den vier Stationen in Labrador 29 Geschwister 1330 Eskimo's in ihrer Pflege. Wer nun aber aus den letzten Jahren von den Leutlein in Labrador noch mehr wissen will, der mag es in den neuesten Missionsblättern**) nachlesen. Wir schließen mit den Worten, welche der Nationalgehülfe Benjamin zu Okak außer Anderem am Ostermontage 1847 sprach, als die Gemeine für den Sommer entlassen und verabschiedet wurde: „Wir bitten, alle unsre Geschwister und Freunde über dem großen Wasser zu grüßen und ihnen zu versichern, daß wir für sie bitten, daß der Herr es ihnen an keinem Gut wolle fehlen lassen für Seele und Leib. Was das Letztere betrifft, so wird es ihnen auch bisweilen an dem Nöthigen mangeln; denn wir haben gehört, daß die Früchte ihrer Felder und Gärten nicht alle Jahre einerlei gut wachsen,

*) Calwer Missionsblatt 1855 71.
**) Calwer Missionsbl. 1850, 161 ff. Calwer Missionsbl. 1851, 105. 1852, 10. 1853, 6. 102. 1854, 10. 1855, 9 ff. 1856, 6. 97 ff.

ja wohl gar manchmal verderben. Darum wünschen wir, daß der Herr ihrer Hände Arbeit segnen, ihre Felder und Gärten gedeihen lassen und ihnen das Nöthige bescheren wolle, damit sie nicht allzugroßen Hunger leiden dürfen, wie solches bei uns öfters der Fall ist. Auch unsre schwarzen Brüder und Schwestern im heißen Lande, desgleichen die Grönländer lassen wir grüßen und ihnen sagen, daß wir von Herzen wünschen, mit ihnen dermaleinst vor dem Angesicht unsers Heilandes versammelt Ihm Loblieder anstimmen zu können für das, was Er hier an uns und an ihnen gethan hat".

Druck von Velhagen und Klasing in Bielefeld.

Die evangelische Mission

unter den

Indianern in Nord- und Südamerika

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen und Klasing.
1857.

E99
.E7B89

Vorwort.

Mit herzlicher Freude über die günstige Aufnahme, welche die erste Abtheilung der „Kleinen Missions-Bibliothek" bei den Freunden der Mission bisher gefunden, übergebe denselben hiemit die zweite Abtheilung dieses Werkes, die evangelische Mission unter den Indianern in Nord- und Südamerika umfassend. Den freundlichen Recensenten in der Neuen Halleschen Zeitung 1857, Nr. 175, Volksblatt für Stadt und Land Nr. 64, Evang. luth. Monatsblatt Nr. 19, und Neue Preußische Zeitung Nr. 193 herzlichen Dank; letzterem mit dem Bemerken, daß der auf dem Umschlag der ersten Abtheilung gegebene Prospekt nur ein vorläufiger, später mit Rücksicht auf die Oekonomie des Ganzen leicht zu modifizirender ist, worüber eine weitere Angabe beim Erscheinen des zweiten Bandes mir vorbehalte.

Möge nun auch diese zweite Abtheilung der kleinen Missions-Bibliothek einer ebenso günstigen Aufnahme sich erfreuen, und der treue Herr der Missionen zu dem in Seinem Namen und zu Seiner Ehre unternommenen Werke auch ferner Seinen Beistand und Segen in Gnaden verleihen!

Delitzsch, im Oktober 1857.

Dr. Burkhardt.

Inhalt.

Amerika.

2. Die Indianer in Nord- und Südamerika.

A. Die Indianer in Nordamerika. Seite

§. 1. Land und Leute 3
§. 2. John Eliot, der Apostel der Indianer 50
§. 3. Die Familie Mayhew 71
§. 4. David Brainerd 75
§. 5. Die Anfänge der Brüdermission 96
§. 6. David Zeisberger 104
§. 7. Neuere Missionen: Die Mission im Gebiet der Vereinigten Staaten 137
a) unter den Cherokesen 138
b) „ Creek's und Seminolen 143
c) „ Choktaw's und Chikasaw's 145
d) „ Osagen 153
e) „ Pawnee's, Shawnee's, Iowa's, Sack's, Otoe's und Omahau's 156
f) „ Sioux und Chippewa's 158
g) „ Ottawa's 160
h) die fränkische (deutsch-lutherische) Mission in Michigan . . 161
i) die Mission unter den Wyandots 166
k) unter den Stockbridge-Indianern und Oneida's 169
l) unter den Seneka's, Tuskarora's und Abenaki's 172
m) die Mission im Oregon-Distrikt 181
n) kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Indianer . 184
§. 8. Die Mission im Britischen Nordamerika 192
§. 9. Die Mission in Hudsonia 197
Anhang: Die Mission auf der Moskitoküste 217

B. Die Indianer in Südamerika.

§. 1. Land und Leute in Guiana 219
§. 2. Die Brüdermission unter den Arawakken 225
§. 3. Neuere Missionen 245
Anhang: Die Patagonische Mission 261

I. Amerika.

2. Die Indianer in Nord- und Südamerika.

A. Die Indianer Nordamerika's.

Wiggers, Geschichte der evangelischen Mission. Hamburg und Gotha, 1846. II. 2, p. 353 ff.
Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika. Barby, 1789.
Basler Missions-Magazin, 1834 H. 4; 1855 H. 3. cf. 1825 H. 4. u. a.
Sondermann, die Mission der kirchlichen Missions-Gesellschaft in England unter den heidnischen Indianern des nordwestlichen Amerika. Nürnberg, 1847.
Catlin, die Indianer Nordamerika's u. s. w., deutsch von H. Berghaus. Brüssel und Leipzig, 1848.
Calwer Monatsblätter, 1839, p. 148; 1846, p. 161; 1854, p. 147 ff. u. a.
Evangelisch lutherisches Missionsblatt, herausgegeben von Graul. Leipzig, 1848, p. 1 ff.; 1851, p. 209 ff.
Steger, die protestantischen Missionen u. s. w., Hof und Wunsiedel. 1848. I. p. 105 ff. II. 103 ff. III. 1. p. 81 ff.; 2. p. 114 ff.
Hoffmann, Missionsstunden I., 2. Auflage. Stuttgart, 1848. p. 175 ff.
Missionsfreund, herausgegeben von Ahlfeld. 1848. Nr. 1 ff.

§. 1. Land und Leute.

Wo jetzt das Sternenbanner der Union sich stolz entfaltet und blühende, volkreiche Städte sich erheben, wo auf ehernen Schienen die Lokomotive das Land durchbraust und unzählige Dampfboote die Wogen der mächtigen Ströme und Seen zertheilen, wo die Axt des Ansiedlers noch fortwährend den Urwald lichtet und Farm auf Farm als Vorposten der immer weiter dringenden Civilisation ersteht, da sah es vor zwei bis dreihundert Jahren noch ganz anders aus. Im dichten Schatten undurchdringlicher Wälder streiften da noch auf den von den Vätern ererbten Jagdgründen die zahlreichen und mächtigen Stämme der heidnischen Ureinwohner des Landes, die kriegerischen Indianer, umher, deren Land und Leben, deren Heidenthum und Bekehrung, deren Unterdrückung und Errettung wir im Folgenden näher ins Auge fassen wollen.

Nordamerika, wo wir die Wohnsitze der Indianer zu suchen haben, ist nach drei Seiten vom Meere umflossen, östlich vom atlantischen, westlich vom stillen, nördlich vom Eis-Meere; im Süden grenzt es an den mexikanischen Staat. Zwei Gebirgszüge laufen in ziemlich gleicher Entfernung neben einander her und durchschneiden das Land; im Osten das 4000 Fuß hohe Alleghani-Gebirge oder die Apalachen, im Westen das an 13000 Fuß sich erhebende Felsengebirge oder die **Rocky Mountains.** Zwischen beiden Gebirgen, von dem mexikanischen Meerbusen bis an's nördliche Eismeer, dehnen sich die ungeheuren Ebenen des Missisippi

und von Kanada aus, so groß wie ganz Europa. Den mächtigen Gebirgszügen entsprechen gleich gewaltige Ströme, unter denen der Missisippi und der Lorenzstrom die bedeutendsten sind. Beide entspringen ganz nahe bei einander, jener aber strömt südlich in den Busen von Mexiko, dieser wendet sich nach Osten dem atlantischen Meere zu. Der Missisippi (d. h. Mutter der Ströme) nimmt aus Westen den vom Felsengebirge kommenden, ihn selbst an Größe übertreffenden, 730 geographische Meilen langen Missouri auf. Der St. Lorenzstrom ist der Ausfluß der fünf großen, auf der Grenze der Freistaaten und des britischen Nordamerika gelegenen sogenannten Kanadischen Seen, des Obern-, Michigan-, Huron-, Erie- und Ontario-Sees. Unter dem Namen St. Louis fließt er zuerst in den Obern-See, dann, immer wieder unter verschiedenen Namen, auch in alle übrigen. Als Ausfluß des Erie- in den Ontario-See heißt er Niagara, und bildet den berühmten Wasserfall gleiches Namens. Die Ziegeninsel theilt denselben in zwei Theile; der Arm auf der amerikanischen Seite ist 800, der auf der kanadischen 1500 Fuß breit, der ganze Fall, die Insel mit eingeschlossen, 4700 Fuß. Aus einer Höhe von 164 Fuß stürzen da in jeder Minute 672000 Tonnen Wasser ganz senkrecht herunter und meilenweit vernimmt man das furchtbare Getöse.

„Wer je an dieser Stelle war, und ein Gefühl hat für das Große und Feierliche der Natur, wodurch Gott mit dem Menschen spricht, der kann die Eindrücke nimmermehr vergessen, welche dieses Schauspiel in seiner Seele zurückläßt. Die Berge haben ihre majestätische Form, aber ihre Sprache, wie sehr sie auch zum Herzen dringt, ist lautlos, so lange nicht ein Sturm über ihre Gipfel hintobt und an ihren Seitenwänden die Wälder in Aufruhr bringt. Die Wüste hat ihre romantischen Einöden und ihre endlosen Steppen, indeß auf ihren Sandfeldern der heiße Gluthwind nicht selten dem Wanderer den Tod bereitet; aber in ihr kann das Auge keinen Ruhepunkt finden und das Gemüth durch anziehende Gestalten erheitern. Der sturmbewegte Ocean hat seine festlichen Erhabenheiten, wenn die Riesengebirge der Wellen dem kleinen Kahne des Schiffers sich wild und drohend entgegenstürzen; aber dieses erhabene Schauspiel hat seine Gefahren, und wo Gefahr ist, da ist Schmerz. Mit den brausenden Wasserfällen des Niagara verhält es sich anders; denn an ihnen kann die Seele frei von jeder bangen Besorgniß ausruhen. Der Zuschauer setzt sich am Fuße des ungeheuren Kataraktes nieder, und sieht und hört, und wird des Schauspiels nimmer müde. Er kann an den Ufern dieses majestätischen Stromes hinwandeln von dem Punkte an, wo die schwarzen Gewässer des Tschippewaslandes in ihn hineintreten, und Schritt für Schritt seinem raschen Laufe folgen, und mit den Augen sehen, wie die Fluth jeden Augenblick mehr und mehr ihren raschen Lauf beflügelt. Die wachsende Schnelligkeit des Stromes fängt allmälig an, die wellenlose Oberfläche des Wassers aufzuwirbeln; der Wasserstrudel wird mit jedem Moment wilder, bis sich der mächtige Strom schäumend und brüllend in die ungeheure Tiefe hinabstürzt. Welch ein Wunder der Natur, das immer neue Gegenstände des Erstaunens darstellt, von welcher Seite her man dasselbe betrachtet. Es ist seit Jahrtausenden immer dasselbe erhabene Werk Gottes voll Leben und Bewegung. Seine Quellen trocknen niemals aus und seine brausende Wasserfülle wird nie vermindert. An seiner Pracht und Größe kann sich die Seele des Wanderers nie erfättigen und immer kühner wird die Begierde, die Wundergröße dieses Naturspiels in ihren tausendfachen Gestaltungen anzuschauen." —

Der Niagarastrom ist etwa 12 Stunden lang; die Wasserfälle sind 4 Stunden von der südlichen Spitze des Ontario-Sees und 8 Stunden von dem Fuße des Erie-Sees entfernt. Bei den Höhen von Lewiston beginnt der mächtige Wassersturz, von wo aus der Strom beinahe zwei Stunden Weges fortwährend in die Tiefe hinabsprudelt, bis seine wildbewegten Gewässer in der Tiefe der Ebene ein Ruheplätzchen zum Athmen wieder finden, um von hier aus sanft und geräuschlos in den Ontario-See hineinzuschleichen. Oberhalb der Fälle bei Queenston

befindet sich ein mächtiger Wasserwirbel, welcher nicht minder merkwürdig ist, als die Fälle selbst. Hier macht der in seinen Ufern eng zusammengepreßte tiefe und reißende Strom in einem spitzen Winkel eine scharfe Beugung, die ein mächtiges Wasserbecken bildet, in welchem die wilden Gewässer sich zuvor kreisförmig umherwälzen, ehe sie den Ausgang nach unten zu finden vermögen. In diesem Becken bildet der Strom verschiedenartige, übereinanderliegende Wasserschichten, die sich nach unveränderlichen Gesetzen bis zu dem Punkte auf- und abrollen, wo die mächtige Wasserpyramide ihren Ausgang gefunden hat. Nicht selten werden entwurzelte Bäume, welche der Strom aus der heulenden Wildniß herausgetragen hat, Tage und bisweilen Wochen lang im Wirbel des Wasserbeckens kreisförmig umhergeworfen, bis sie der heulenden Wasserspitze sich nähern und von derselben in eine unbekannte Tiefe hinabgezogen werden, nach einiger Zeit in einer andern Ecke des Beckens wieder auf der Oberfläche erscheinen und nun auf's Neue in die strömenden Umkreise des Wassers hineingezogen werden. —

Der größte und schönste der fünf Seen ist der Obere, dessen Länge von Osten nach Westen auf 280, und seine größte Breite vielleicht auf 120 Stunden sich beläuft. Die wilde und romantische Einsamkeit seiner Ufer, so wie der dichten Wälder und der unangebauten Fluren, die ihn umschließen, sind bis jetzt noch wenig besucht worden, und nur der rothe Mann (wie die Indianer ihrer röthlichen Hautfarbe wegen genannt werden), der zur Sättigung seines Hungers das Gewild verfolgt, oder der rachsüchtige Krieger, der nach Blut dürstet, findet einen Pfad durch die Wildnisse dieser Gegend, die im Verhältniß zu den untern Seen und den bewohnten Gebieten von Kanada und den Vereinigten Staaten als ein weit entferntes Land im Nordwesten bezeichnet wird. Der Huron-See, dessen Gewässer einen ungeheuren Seeweg für die größten Schiffslasten in das Innere des nördlichen Amerika's hinein bildet, ist besonders merkwürdig durch eine ganze Welt größerer und kleinerer Inseln, deren man bereits 32000 in ihm gezählt hat, meist mit hohen Eichen- und Tannenwäldern dicht bedeckt.

Daß in einem so weit von Süden nach Norden herauf sich erstreckenden Lande, wie Nordamerika, der Unterschied des Klima's und der Erzeugnisse sehr groß ist, versteht sich von selbst. In dem warmen Süden wird Zucker und Baumwolle gebaut; hier giebt es Kolibri's und man findet Papageien selbst während des Winters; doch trifft man auch giftige Schlangen, wie die Klapperschlange, 6 Fuß lang und 9 Zoll im Umfange. — In den großen Ebenen des Missisippi und von Kanada wird besonders Getreide, Weizen, Roggen, Mais gebaut. Hier wechseln noch undurchdringliche Urwälder, die Aufenthaltsplätze von Hirschen, Büffeln, Elenthieren, Bären, Wölfen, mit weiten Prärien ab, wiewohl sich durch die schnell wachsende Einwanderung das Dunkel schon überall lichtet. Dasselbe gilt auch vom Oregongebiet, jenseit des Felsengebirges. Oberhalb Kanada in den Hudsonsbai-Ländern und an der Nordwestküste giebt es wohl anfangs noch fruchtbaren Boden und herrliche Waldungen; nach und nach aber nimmt der Pflanzenwuchs ab, und an dessen Stelle tritt ein Schnee, der den größern Theil des Jahres Alles bedeckt. Man trifft keine Gärten und Blumen, keine Wälder, keine Städte und Häuser mehr an. Zwar kommt man auf ausgebreitete Ebenen, aber kaum sind sie mit etwas Moos bekleidet und die Berge erscheinen ohne Gras im Sommer wie im Winter. Die zahlreichen, mächtigen Ströme sind meist zugefroren, und nur wenige Monate lang kann man die Fahrzeuge zu den entlegenen Eilanden lenken. Pelzthiere, als schwarze und braune Bären, schwarze,

blaue und graue Füchse, Luchse, Marder, Biber und Fischottern bilden in diesen Gegenden den Hauptreichthum.

Während nun vor noch nicht dritthalb hundert Jahren das ganze weite Ländergebiet von Nordamerika im ungestörten Besitz der Indianer war, ist es jetzt fast dahin gekommen, daß man die Länder suchen muß, in welchen man sie noch findet. Seit zuerst europäische Ansiedler das Land betraten, war das unglückselige Loos der Ureinwohner, immer weiter und weiter verdrängt und zum großen Theil vernichtet zu werden, entschieden.*) Zu Haufen sind sie dahingeschmolzen und schmelzen noch hinweg, ein sterbendes Völkergeschlecht. Grausame Kriege haben sie aufgezehrt, zu denen sie durch die Missethaten der Weißen aufgereizt wurden, und der kleine Ueberrest zahlreicher Völkerstämme, ein niedergedrücktes, ein schutzloses, ein zerbrochenes, ein in seinen eigenen Augen geschändetes Geschlecht, sie sind in Muthlosigkeit hinabgesunken, und der Tod ist ihnen lieber geworden, denn das Leben. Von Anfang an kauften die Europäer den des Werthes völlig Unkundigen ihr Land um einen Spottpreis ab, oft nur um allerlei Werkzeuge und Waaren, oder gar um den ihnen so verderblichen Branntwein, und weiter und immer weiter mußten sie zurück weichen in die dichten Urwälder. So besonders in den Vereinigten Staaten, dem schönsten Theil von Nordamerika, wo mit reißender Schnelligkeit der Strom der Einwanderer anwuchs und noch bis auf diesen Tag nicht versiegt ist, aber auch überall vor sich her die armen Indianer ausgerissen und fortgeschwemmt hat. Denn die Weißen gewöhnten sich immer mehr, in den Indianern Wesen von weit geringerer Gattung als sie selbst, ohne irgend einen Rechtsanspruch und der völligen Ausrottung geweiht, zu erblicken, und so häufte man selbst von Staatswegen die schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen dieses Geschlecht. So wurden im Jahre 1820 die im Staate New-York noch lebenden, größtentheils zum Christenthum bekehrten Indianerstämme, schon bis dahin vielfach von den Weißen bedrängt, endlich genöthigt, in das nordwestliche Gebiet, jenseits des Michigan-Sees, an den Ufern des Fuchs-Flusses, auszuwandern. Dort, in einem für Indianer ganz vortrefflichen Lande, sollten sie für alle Zeiten vor dem Andrange der Weißen sicher sein, der große Vater in Washington aber, der Präsident der Vereinigten Staaten, sollte sie schützen und vertheidigen und ihnen stets im Besitz ihrer Rechte behülflich sein. Ein feierlicher Vertrag wurde, nachdem die im Nordwesten wohnenden wilden Indianerstämme sich zur Aufnahme ihrer Brüder bereit erklärt, mit der Regierung abgeschlossen, von beiden Theilen unterzeichnet und im Staatsarchive zu Washington niedergelegt. In diesem Vertrage war zugleich bestimmt, daß die Regierung den weißen Leuten nie gestatten werde, sich in diesem neuen Indianergebiet des Westens niederzulassen. Außerdem machte sich der Präsident anheischig, alle etwa entstehenden Streitigkeiten unter den Indianerstämmen selbst zu schlichten, ihnen Werkzeuge des Ackerbaues und Förderungsmittel nützlicher Gewerbe, sowie Lehrer für ihre Kinder und Diener der Religion zuzusenden, um ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen. So schien denn eine schöne

*) cf. Ev.-luth. Missionsbl. 1853, p. 329 ff. Miss.-Mag. 1834, IV, 539 ff

neue Zeit über den armen Indianern aufzugehen. Schon hatten sie angefangen, neue Dörfer zu bauen, und mit den wilden Stämmen in ihrer neuen Heimath, die von ihnen willig Gesittung und Christenthum annahmen, freundliche Bündnisse geschlossen; Missionare wirkten unter ihnen in reichem Segen, und der alte Häuptling, der an ihrer Spitze ausgewandert war, durfte mit den Worten sterben: „Jetzt ist meine Seele zufrieden!" Der Vater sprach zu seinen Kindern: „Nun haben wir wieder eine Heimath, aus der wir nicht mehr vertrieben werden dürfen"; und die Mutter lächelte freundlicher ihrem Säugling entgegen, für den sie eine Ruhestätte gefunden hatte.

Da zog abermals eine verheerende Gewitterwolke über den Häuptern der unglücklichen Indianer auf und zerstörte die hoffnungsreichen Saaten, die durch ihren Fleiß in der neuen Heimath bereits emporkeimten. Kaum zehn Jahre waren dahingeflossen, so wuchs die Menge der Einwandrer in den östlichen Staaten so sehr, daß sie neuen Raum verlangten und mit Begierde ihre Augen auf jene fruchtbaren Gebiete im Westen richteten. Schlaue Unterhändler wußten die wilden Indianer gegen ihre von New-York gekommenen Brüder aufzuhetzen, und redeten ihnen ein, diese hätten sich in den Besitz ihres Landes eingedrängt; sie möchten dasselbe zurückfordern und es ihnen, den Weißen, um einen weit höhern Preis verkaufen. Mittlerweile kam bei der nordamerikanischen Regierung der Plan zur Sprache, sämmtliche Indianer diesseits des Mississippi über diesen Strom hinüberzudrängen, und die entstandenen Streitigkeiten sollten als Mittel dienen, seiner Ausführung nahe zu kommen. Es wurde deßhalb im Jahre 1830 eine Regierungs-Commission nach Greenbay, einer Niederlassung am Ausflusse des Fuchsflusses in den Michigan-See, gesendet, scheinbar, um die streitenden Parteien zu versöhnen, in Wahrheit aber, um die erforderlichen Schritte zu jenem Ziele einzuleiten. Eine große Rathsversammlung wurde angesagt, und so erschienen denn im August desselben J. bei Greenbay die Abgeordneten der wilden Menomenies, Winnebagos und Tschippewas, so wie der christlichen Stockbridges, Oneidas und Brothertons, etwa 30 Häuptlinge, begleitet von fast 3000 Indianern, welche am Fuchsflusse ihre Lager aufschlugen. Nach den nöthigen Zurüstungen zogen am bestimmten Tage, den 24. August, die Regierungs-Abgeordneten in feierlichem Zuge nach der Stelle, wo die große Rathsversammlung öffentlich gehalten werden sollte, und auf welcher ein Schanty (bedeckter Platz) aufgerichtet worden war, der durch ein leichtes Dach bei offenen Wänden die Versammlung gegen den Platzregen sicherte. Nachdem sie nebst ihrem Gefolge ihre Sitze eingenommen hatten, drängte sich der Haufe von Zuschauern dicht um sie herum. Viele standen, Andere setzten sich auf den Boden oder legten sich gestreckt auf denselben hin, und Jeder hatte seine Pfeife im Munde, um sich die Zeit gemüthlich zu verrauchen. Schon hatten sich auch alle Häuptlinge unter großen Feierlichkeiten auf dem Platze eingefunden, nur die Menomenies fehlten noch und kamen auch, als ein Bote zu ihnen entsendet worden, nur langsam und feierlich herbei und nahmen mit großer Gravität und unbeweglichen Gesichtszügen, die Pfeifen im Munde, ihre Plätze ein. Unter großen Feierlichkeiten ging jetzt die Friedenspfeife an einem vier Fuß

langen Rohre von Mund zu Mund, und mit einem Ernste, als ob das ganze Geschäft mit Tabaksdampf abgemacht werden müsse, zog ein Jeder, vom Präsidenten an bis zum letzten Häuptling, seine Rauchwolke aus der Pfeife heraus.

Die Scene war im hohen Grade malerisch, und kaum dürfte je eine ähnliche Volksversammlung auf der weiten Welt zu finden sein. Von dem reinen Weiß der europäischen Hautfarbe bis zum dunkeln indianischen Blutroth hinab waren in wunderbarer Abstufung alle Schatten von Farbenmischung der Haut in derselben anzutreffen. Alle wilden Indianer stellten sich ganz nackt, nur mit einem kleinen Gürtel um die Lenden, auf dem Platze ein. Viele derselben hatten das Aussehen, als ob sie vom Tage ihrer Geburt an nie gewaschen und gekämmt worden wären. Nicht Wenige derselben hatten sich mit einem Gemisch von Farben übertüncht, Einige waren schimmernd roth und Andere so schwarz, wie die Schatten der Unterwelt; Einige waren nur auf der einen Seite roth und auf der andern schwarz, und wohl hätte der geschickte Pinsel eines Malers hier das treffendste Bild einer Versammlung des Todtenreichs finden dürfen. Ein Jeglicher hatte neben seiner Pfeife Pfeil und Bogen mit einem Wurfspieße, und dieser letztere ist nicht selten zu einer Tabakspfeife eingerichtet. Allein es hatte sich in einer andern Abtheilung der Versammlung auch noch ein anderer Haufe von Indianern stille niedergesetzt, deren Kleidung, Gesichtszüge und ganzes Benehmen den würdigsten Anstand des civilisirten Lebens verriethen. Sie sahen sämmtlich als Menschen aus, die sich selbst achteten, und auch die Achtung Anderer zu gewinnen wußten. Ihr ganzes Benehmen würde in jeder Parlamentssitzung für würdig gehalten worden sein. Es waren die christlichen Indianer, von der nämlichen Hautfarbe, wie jene, und sichtbar Sprößlinge desselben Volksstammes. Aber durch solche Merkmale körperlicher und geistiger Ueberlegenheit zeichneten sie vor den Uebrigen sich aus, daß der Unterschied zwischen ihnen und ihren wilden Waldbrüdern ungleich stärker hervortrat, als wenn in allen Ländern Europa's der Geringste im Volke neben den Höchsten hingestellt würde. Während der ganzen Rathssitzung, die acht Tage nach einander fortgesetzt wurde, trat die Achtungswürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit dieser christlichen Indianer durch ihr sittlich-reines, verständiges und wahrhaft edles Betragen mit jeder Stunde herrlicher hervor. Wenn irgendwo, so lag im Bilde dieser Versammlung der glänzendste Triumph des Christenthums. — Um so schmachvoller, daß die weißen Christen durch ihr Benehmen gegen die Indianer dasselbe schändeten.

Von beiden Seiten traten in dieser Versammlung viele Sprecher auf und hielten bald längere, bald kürzere Ansprachen, welche durch die vielfache Verdolmetschung, deren sie, weil jeder in seiner Sprache redete, bedurften, freilich viel verlieren mußten. Das Merkwürdigste waren unstreitig die von den Indianer-Häuptlingen aus dem Stegreif gehaltenen Reden, in welchen sich die christlichen Indianer vornemlich auf ihr klares Recht und die früher abgeschlossenen feierlichen Verträge berufen durften. Der ehrwürdige Häuptling der Stockbridge-Indianer, John Metoxen, ein kräftiger Mann von 60 Jahren, eröffnete mit edler und würdevoller Haltung das Anliegen der christlichen Indianer vor der Ver-

sammlung mit folgender Rede, nachdem er zuvor ein geschriebenes Dokument auf den Rathstisch niedergelegt hatte:

„Brüder, höret, was ich zu sagen habe. Dank dem großen Geist, der uns in Gesundheit und Frieden zusammengebracht hat. Wir ehren unsern großen Vater, den Präsidenten, in unsern Herzen. Wir freuen uns, Euch, seine Kinder und unsere Brüder, bei der Hand zu fassen. Möge die Kette der Freundschaft, welche uns so viele Jahre zusammengebunden hat, uns so lange zusammenketten, als die Sonne über der großen See auf- und in unsern Wäldern untergeht. — Brüder, Ihr wisset, wie wir immer Freunde unsers großen Vaters gewesen sind, der uns versprach, unsere Feinde von uns abzuhalten, wenn wir ihm helfen wollten, seine Feinde von ihm abzuhalten. Wir lebten zuerst unter seinem Schatten im Ostlande mit unsern Brüdern im Staate New-York, und da unser großer Vater sagte, es wäre besser für uns, hieher zu kommen, so gehorchten wir seiner Stimme und kamen. Dabei versprach er uns, er werde es nicht mehr gestatten, daß der weiße Mann uns länger beunruhigen dürfe. Er wünschte, wir sollten Land kaufen von unsern Brüdern, den Menomenies und Winebagos, uns unter denselben niederlassen und sie die guten Wege des weißen Mannes lehren; wie sie Korn pflanzen, Häuser bauen, ihre Kleider machen und andere gute Dinge treiben sollen. Unser Vater sagte: dieses Land, das wir gekauft haben, solle uns und unsern Kindern für immer gehören, er werde seine weißen Kinder nie unter uns kommen lassen, um unsern Nachbarn starkes Wasser (Branntwein) zu verkaufen und sie zu verführen, daß sie ihnen ihr Land geben; die großen Seen sollen immer eine Mauer sein zwischen uns und ihnen; er wolle fromme Männer zu uns senden, die uns lehren, was wir brauchen; er wolle uns Pflüge geben und Werkzeuge, um Korn zu pflanzen. Wenn einer der Stämme sich gegen uns erheben und Zank anfangen wolle, so werde unser großer Vater seinen langen Arm ausstrecken und mit seinem Munde zu ihnen reden und ihnen sagen: Seid stille! Und so sollen wir hier Alle unter seinem Schatten in Frieden leben, mit einander aufwachsen und eine große Nation werden, wie die weißen Leute, und am Ende unsern eignen großen Vater haben, der mit ihm, dem Präsidenten, in Frieden leben werde. — Brüder! Da wir unsern großen Vater für einen wahrhaftigen und ehrenwerthen Mann hielten, der sein Wort nie brechen werde, sondern einen starken Arm habe, das Wort wahr zu machen, so glaubten wir Allem, was er uns gesagt hat. Wir ließen seine weißen Kinder unser schönes Land und unsere Wohnungen im Staate New-York wegnehmen, und wir selbst nahmen unsere Weiber und unsere Kinder in unsere Arme, und kamen über die großen Seen hieher, um am Fuchsflusse zu leben. Wir zündeten das Rathsfeuer an und machten Friede mit unsern Brüdern, den Winnebagos und Menomenies. Wir gaben ihnen Geld für ihr Land. Sie sagten, sie seien froh, uns zu sehen, und daß wir gekommen seien, unter ihnen zu leben und daß wir Alle nur Ein Volk sein wollen. Sie versprachen, die Jagd und Fischerei fahren zu lassen, und gleich uns Korn zu bauen, und daß ihre Weiber spinnen sollen, wie unsere Weiber thun, und daß wir mit einander so gut und so groß werden wollen, wie die weißen Leute. Wir waren Alle einverstanden, und unser Aller Herz war voll Freude. — Brüder! Wir dachten nicht, unser großer Vater, der Präsident Monroe, werde so bald sterben, oder daß ein Anderer an seine Stelle kommen werde, der vergessen würde, was er versprochen hatte. Wir dachten nicht, daß unser jetziger großer Vater so viele Papiere auf seinem Schreibpult liegen habe, daß er das Papier nicht mehr finden konnte, auf welchem sein Vertrag mit uns geschrieben steht. — Ihr sehet, Brüder, der weiße Mann ist hier; er hat starkes Wasser gebracht, um es unserem Volke, den Menomenies, den Winnebagos und den Tschippewas zu verkaufen, damit sie toll werden und mit einander Händel anfangen. Der Indianer kann zu Allem verführt werden, wenn er starkes Wasser sieht. Es macht ihn wahnsinnig, er wird nicht mehr arbeiten, er wird sein Weib und Kind schlagen, er wird selbst morden, wenn er auch am andern Tag vor Gram darüber vergehen sollte. Es ist kein Friede, so lange der Indianer starkes Wasser bekommen kann, und Alles geht schlecht. Hat uns doch unser großer Vater versprochen: der weiße Mann soll nicht mehr hieher kommen, um starkes Wasser zu verkaufen. Aber Ihr sehet, Brüder, schon ist eine große Anzahl der weißen Leute in unser Land gekommen, um hier zu leben. Sie sagen uns, sie werden bleiben, es sollen deren noch mehr

kommen, sie wollen unser Land haben und wir müssen an den Missisippi auswandern. Alles dieses macht uns sehr betrübt. — Wir lebten in Frieden mit den Winnebagos und den Menomenies und allen Stämmen des Nordwestens, unser Rathsfeuer brannte gut und ist niemals ausgegangen. Aber als wir friedlich um dasselbe herum saßen und die Freundschaftspfeife mit unsern Brüdern rauchten, kam der weiße Mann herein und warf einen großen Stein in das Feuer, und streute die brennenden Späne unter unsern Füßen und in unsern Kleidern umher, und rief aus: Es ist kein Friede! Es ist Krieg! — Wir eilten unsern Hütten zu und weinten vor Traurigkeit, und seitdem ist kein Friede mehr. Der weiße Mann will uns nicht mit unsern Brüdern vom Frieden reden lassen. Er sagt unsern Brüdern, wir seien ihre Feinde und bloß darum hieher gekommen, um ihnen ihr Land zu nehmen und sie fortzujagen. Sie sollen, sagt er, das Land wieder zurücknehmen, das sie an uns verkauft haben; sie können es jetzt an die Weißen wieder verkaufen, und es sich zum zweiten Mal bezahlen lassen, auch werden ihnen die Weißen viel mehr Geld dafür geben, als wir gegeben haben. Vor drei Jahren (1827) haben sie einen großen Sack voll Geld aus der Stadt Washington empfangen, um gerade das Land am Fuchsflusse wieder zu verkaufen, welches sie einst an uns verkauft haben. Wir wissen nicht, aus welchen guten Gründen ihnen dieses Geld gegeben worden ist, und wir sind deßhalb in großer Besorgniß. — Brüder! ich habe nichts mehr zu sagen. Wir haben schriftlich aufgesetzt, was wir denken. Es ist Euch so eben vorgelesen worden, und es liegt jetzt in Eurer Hand. Wir wünschen, Ihr möchtet über das nachdenken, was auf diesem Papiere geschrieben steht, daß Ihr es unserm großen Vater überbringen und ihn in unserm Namen bitten mögt, darüber nachzudenken. Wir wünschen, daß es gelesen werde von den Häuptlingen der großen Nation, welche in der Stadt Washington um das Rathsfeuer herumstehen, und daß auch sie darüber denken mögen. Wir verlangen nichts, als die Vollziehung ihres eignen Vertrages, und warten mit Verl ngen, die Antwort unsers großen Vaters und der Häuptlinge zu Washington zu vernehmen."

Der oberste Häuptling der Winnebagos, Vierbein genannt, weil er an jedes Knie einen Fuchsschwanz angehängt hatte, der immer um seine Füße herumspielte, stand in der Versammlung auf, und sprach, die Hauptsache zwar umgehend, aber doch den Frieden aufrichtig wünschend, folgendermaßen:

„Brüder! höret meine Worte. Dank sei dem großen Geiste, der uns bis jetzt bewahret hat. Wir freuen uns, die Hände mit Euch zu schütteln; mögen wir lange die Freundschaftspfeife rauchen! Ehe unsere Häuptlinge unsern großen Vater gesehen haben an der Stelle, wo er das große Rathhaus gebaut hat, kannten wir die große Nation nicht. Wir zogen einst unsere kurzen Messer gegen ihre langen Dolche, griffen nach dem Tomahawk und sagten: Wir wollen ihnen Allen die Haut vom Kopfe ziehen. Aber es waren ihrer zu viele für uns. Und als unsere Häuptlinge zurückkamen und uns erzählten, was sie gesehen hatten, so sagten wir: Wir werden es nicht mehr wagen, unsere kleinen Messer gegen die langen Dolche wieder zu ziehen, und so wünschen wir im Frieden zu leben! Brüder! ich habe die Bäume der Wälder gezählt, welche um den Heerd meiner Väter rings herumstehen. Als die Sonne in den Wäldern sich zum Schlafe niederließ, schaute ich zur Thür meiner Hütte hinaus und zählte die Sterne. Aber als unsere Hauptleute zurückkehrten, sagten sie uns: Die weißen Leute könnet ihr nicht zählen! Brüder, mit dem weißen Manne wollen wir nicht fechten; wir wünschen Frieden. Unsere Hauptleute erzählten uns von Euren dicken Hütten, alle in einem großen Haufen auf einander geworfen, so groß, daß einer eine große Reise machen muß, um herum zu kommen. Sie erzählten uns von Euren dicken Kanoes (Schiffe) mit großen Flügeln, und wie sie Rauch auslassen und Donner von allen Seiten. Dieses Wort setzte uns in Schrecken; und wir wünschen Frieden. Unsere Hauptleute erzählten uns von Euren Kriegern, wie viele ihrer sind, und wie sie eben gerade vorwärts treiben und nicht springen und gleich dem Indianer hinter einem Baume brüten. Sie sagten uns von Flinten so dick, daß ein Indianer sie nicht mit seinem Arm umfassen kann, und daß vier Pferde sie auf Rädern ziehen müssen, und daß, wenn es feuert, es einen Lärm macht, wie der Donner, daß der Boden zittert und die Wolken auch. Brüder, wir wünschen Frieden! Ich habe nichts mehr zu sagen."

Der Häuptling der Menomenies, der Tapfere genannt, antwortete auf Metoxens Rede in der Versammlung also:

„Brüder! höret mich! Wir reichen Euch diese Hand, um Euch zu sagen, daß wir froh sind, Euch zu sehen. Ihr seid vom Aufgang der Sonne hieher gekommen. Wir danken dem großen Geist, der Euch glücklich über die dicken Wasser geführt und Euch in unser Land gebracht hat, diesen Mittelpunkt der Welt. Diese Hand ist unser Willkomm, Friede sei mit uns! — Brüder! Sagt unserm großen Vater, daß wir ihn lieb haben und daß wir alle Zeit thun werden, was er uns sagt. Lebt er in einem dicken Hause? Wir sind froh, hinzugehen und ihn zu sehen. Sagt ihm, wenn er uns Geld senden will und uns verlangt, so wollen wir kommen. Auch wünschten wir, daß er uns Tabak schicken möchte. Sagt ihm, wir schütteln die Hände mit ihm in unsern Herzen. — Brüder! Wir sind froh, daß Ihr gekommen seid, unsern Streit zu schlichten. Wir, die Menomenies und Winnebagos, wir haben keine Gelehrsamkeit wie unsere Brüder hier vom Aufgang der Sonne (die christlichen Indianer). Wir können nicht wie sie unsere Gedanken auf's Papier setzen. Wir verlangen, daß Ihr uns einen gelehrten Mann gebet, der uns lieb hat, und uns sage, was das Papier meint, und uns rathe, was wir thun sollen. Denn unsere Brüder von Sonnenaufgang wissen mehr als wir, und sie haben uns betrogen. Sie haben mehr Land bekommen, als wir an sie verkauft haben. Wir wünschen, daß Ihr ihnen sagt, wie viel sie haben sollen. Sagt ihnen, sie sollen es uns zurückgeben, und wir wollen es an unsern großen Vater und an unsere weißen Brüder hier verkaufen, die unsere Freunde sind und uns einen schönen Preis an Kleidern und Tabak dafür geben wollen. Wir lieben unsere weißen Brüder hier und wünschen, daß sie bei uns bleiben. Sie verkaufen an uns, was wir brauchen, und nehmen dagegen unsere Häute. — Brüder, möge der große Geist Euch bewahren. Dieß ist Alles."

Der gewünschte Rechtsbeistand wurde ihnen in der Person des bereits im Lande wohnenden obersten Friedensrichters der Regierung gewährt. Nun trat ein junger christlicher Häuptling der Oneidas, Namens David Bread, vor die Schranken und redete die amerikanischen Abgeordneten mit diesen Worten an:

„Brüder! Ich habe nicht viel zu sagen. Es freut mich, daß Euer Volk und mein Volk nur Eine Religion haben. Wir verehren denselben großen Geist, wir lieben denselben Herrn Jesum Christum, den Heiland der Sünder. Der weiße Mann hat uns diese Erkenntniß des wahren Gottes gebracht und uns gezeigt, wie wir selig werden können; und dafür sind wir von Herzen dankbar. Wir preisen den großen Geist, der uns jetzt zusammengeführt hat. Möge Er uns auf dem rechten Weg bewahren, daß wir einander lieben und nichts beschließen, was ihm mißfällig ist. — Brüder! Was unser Bruder, der Stockbridge-Häuptling, gesprochen hat, das ist wahr. Ich habe mit Freuden gehört, was er gesagt hat. Ueberdieß haben wir Euch unsere Gedanken auf diesem Papier ausgesprochen. Wir wünschen, Ihr möget überlegen, was wir geschrieben haben, und es mit Euch nehmen zu unserm großen Vater und zu den Hauptleuten seiner Nation, damit sie es betrachten und uns unser Recht zurückgeben mögen. — Brüder! Ich wollte nicht sprechen, aber es wurde verlangt, daß einer aus meinem Stamme auch ein Wort rede. Wir sind alle traurig gemacht; wir sind in großer Unruhe, wir wissen nicht, was wir thun sollen. Der weiße Mann ist über uns gekommen und nimmt uns unser Land hinweg. Wir zogen hieher, um vom weißen Mann los zu sein, aber er folgt uns nach, wohin wir gehen. Wir sind muthlos geworden. Der weiße Mann hat den Frieden zwischen uns und unsern Brüdern hier im Nordwesten zerbrochen und will nicht haben, daß wir wieder zusammenkommen sollen. Wir können nicht thun, was wir so gern thun möchten, denn der weiße Mann will nicht haben, daß wir einen Einfluß haben sollen auf die Brüder unsers Volkes. Er füllt unserm großen Vater das Ohr mit lauter bösen Geschichten und schon hat er uns bedroht, uns ganz fortzujagen. — Brüder! Es war uns ehemals ganz wohl im Staate New-York, als wir von den Weißen umgeben waren. Dort hatten wir gutes Land, wir pflanzten Korn, wir lernten die guten Wege unserer wei-

ßen Nachbarn, wir hatten Wohnungen für unsere Familien und ein Haus Gottes. Dort genossen wir den Schutz der Gesetze. Wenn der weiße Mann uns Böses zufügte, so sagten wir es unserm großen Vater (der Obrigkeit); dieser war alsobald bei der Hand und schaffte uns Recht. Aber hier kann der weiße Mann uns alles Böse zufügen und es ist keine Hülfe für uns. Wir kamen hieher, weil wir wünschten, für uns selbst zu sein und ein besonderes Volk der Indianer zu bilden. Unser Vater, der Präsident Monroe, versprach uns, daß seine weißen Kinder nie uns nachkommen sollten. Er sagte, er möchte uns gern in Frieden und Wohlsein allein leben sehen, es sei besser für uns, hieher zu ziehen, als im Staate New-York zu leben, er wolle immerdar an uns denken und uns beschützen mit seinem starken Arm. Aber Brüder, wir erinnern uns, was in Eurer Bibel geschrieben steht, die auch unsre Bibel ist: „„Da kam ein andrer König auf im Lande, welcher Joseph nicht kannte."" Auch denken wir daran, daß einst der König Ahab Naboths Weinberg verlangte. Und Naboth sprach: „„Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich dir meiner Väter Erbe geben sollte."" Aber wir haben um des lieben Friedens willen das Erbe unserer Väter hingegeben, weil unser großer Vater sagte, er brauche es für seine weißen Kinder. Ahab sprach zu Naboth: Ich will dir einen bessern Weinberg dafür geben. So sprach auch unser Vater, der Präsident, zu uns, und er versicherte uns, daß er ihn für uns und für unsere Kinder zu jeglicher Zeit vertheidigen wolle. Nun, wir klagen nicht über den Weinberg, er ist gut genug. Allein Ahab braucht ihn auch, und wir sind jetzt den Grausamkeiten und Plünderungen seines Volkes mehr als je zuvor preisgegeben. — Brüder! Wir können uns nicht mehr bewegen. Saget unserm großen Vater, daß unsre Herzen bluten über das Betragen seiner weißen Kinder und daß wir keinen Frieden haben. Dieß ist auch Alles, was ich zu sagen habe."

Acht Tage lang wurde die Sache hin und hergezogen, aber zuletzt kam man doch zu keinem andern Schlusse, als zu dem, daß die Indianer nach Washington gehen und ihrem großen Vater, dem Präsidenten, selbst die Sache zur Entscheidung vorlegen sollten. Dort war freilich schon längst entschieden, daß die Indianer ihre Wohnsitze verlassen und in der Wildniß jenseits des Missisippi ein neues Unterkommen suchen sollten. Am Schlusse der Berathungen zu Greenbay hielt der ehrwürdige John Metoxen vor dem Auseinandergehen der Versammlung noch folgende merkwürdige und ergreifende Rede:

„Brüder! Ich spreche jetzt zum letzten Mal zu meinen weißen und rothen Brüdern und zu Allen, welche hier sind. Ich bin ein alter Mann und mein Geist wird bald bei den Geistern meiner Väter sich befinden. Viele Jahre lang stand ich an der Spitze meines Volkes. Ihre Noth lag mir auf dem Herzen. Als ich vor ihnen her von New-York nach Greenbay zog und ihnen sagte, sie sollen jetzt ihre Hütten am Grande Kawkawlin aufschlagen, so dachte ich, sie würden Frieden haben, und ich werde nun in Frieden zu meinen Vätern hinfahren. Aber ich sehe nun, daß ich ohne diesen Trost in das Grab hinabsteigen muß. Es ist kein Friede. Alle Verhandlungen dieser Rathsversammlung zeigen, daß es für mein Volk keine Ruhe gibt, da sie doch um des Friedens willen hierher gezogen sind. — Ich wünsche noch ein Wort zu den Winnebagos und Menomenies zu sprechen. Brüder! Es ist nicht gut, daß der weiße Mann zwischen uns getreten ist und uns auseinander hält. Ehemals rauchten wir in Frieden mit einander. Wir kamen vom Aufgang der Sonne her und ersuchten Euch, uns eine Heimath zu geben. Wir sagten Euch, es sei keine Heimath mehr für uns an den Gräbern unserer Väter zu finden, denn der weiße Mann sei dorthin gekommen. Ihr nahmet uns bei der Hand und sprachet: Wir sind froh, Euch zu sehen. Hier ist unser Land, kommt und lebt unter uns. Wir sagten zu Euch: Gebt uns ein Land, welches wir das unsrige nennen können, und wir wollen Euch dafür bezahlen. Ihr thatet also und wir machten einen Bund. Wir sprachen: Der weiße Mann soll nicht mehr hierher kommen, und unser großer Vater, der Präsident, sprach: Meine weißen Kinder sollen Euch nie beunruhigen. Wir lebten im Frieden mit einander, bis der weiße Mann kam. Er, Brüder, er hat Euch

Sachen glauben gemacht, die nicht wahr sind. Er will Euer Land und nicht wir. Wir waren übereingekommen, ihn von uns abzuhalten; aber er spaltete uns, und jetzt ist kein Friede mehr. Er wird unser Land nehmen und das Eurige dazu, und was sollen dann unsere Kinder thun? Brüder, kommt doch zu uns zurück. Lasset uns wieder die Pfeife rauchen. Wir sagten Euch von den Wegen des weißen Mannes, daß er eine Schlange ist im Grase; daß er beißt und zerstört, wenn wir es nicht sehen. Er hat große Macht und wird die Indianer wegjagen und ihr Land unter seine Kinder austheilen. Das sagten wir Euch, und ihr sehet jetzt, daß unser Wort wirklich eingetroffen ist. Der weiße Mann ist gekommen und hat seine Hütte am Fuchsflusse aufgeschlagen, und jedes Jahr reißt er unsers Landes mehr an sich. Zuerst sprach er gar süße Worte, nun spricht er wilde Drohworte, weil er die Macht bekommen hat. Brüder, kommt zu uns zurück. Wir wollen Ein Volk sein, wir wollen uns vereinigen gegen den weißen Mann und unsern großen Vater bitten, daß er ihn wegnehme. Dann werden wir Frieden haben und keine Störung mehr. Ich versichere Euch der Liebe und der Treue unsrer Stämme, sie ist wahrlich nicht verrostet, sie ist noch gut. — Ich spreche noch einmal zu meinen weißen Brüdern. Ihr werdet es mir nicht übel aufnehmen, daß ich die Wahrheit geredet habe. Ihr habt ja selbst gesehen, Brüder, seitdem Ihr hier nach Greenbay gekommen seid, daß das Wahrheit ist, was ich so eben zu den Menomenies und Winnebagos gesprochen habe. Wir haben euch gezeigt, welche Zusage uns Euer und unser großer Vater gemacht hat. Wir machen Euch zu Zeugen an diesem Tage. Ihr sollt unserm großen Vater und seinen Hauptleuten, Ihr sollt Gott bezeugen, daß Alles Wahrheit ist, was wir gesagt haben. Es thut mir leid, Brüder, daß es nicht in Eurer Gewalt stand, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir danken Euch für Eure guten Absichten. Ihr saget, Eure Instruktionen gestatten Euch nicht, die vorliegenden Verträge zur Regel der Entscheidung zu machen. Wir haben unsere Ländereien im Ostlande verlassen und sind im Vertrauen auf diese Verträge hieher gezogen; wir haben in denselben eine volle Gewährschaft für unsere Schritte zu finden geglaubt. Wenn man auf sie sich nicht verlassen darf, so wissen wir nicht, auf was wir uns in unserm Vaterlande sollen verlassen können. Ihr bietet uns an, im Namen unsers großen Vaters einen neuen Vertrag mit uns abzuschließen. Aber machet doch zuerst den alten Vertrag gut, Brüder, und wenn wir alsdann etwas weiter brauchen, so werden wir Gründe haben, einem neuen unser Zutrauen zu schenken. Bis dieß geschehen ist, können wir nicht wünschen, einen andern Vertrag zu machen. Besser ist es, Brüder, gar keinen zu haben, als wenn beide Parteien denselben nicht halten wollen. Wir sind betrogen worden, und das ist nicht gut. Wir wünschen nicht noch einmal betrogen zu werden. — Brüder! Etwas Gutes haben wir von dem weißen Mann gelernt; es besteht darin, daß wir jetzt auf den Gott des weißen Mannes vertrauen dürfen. Wir glauben, daß Er der allein wahre Gott ist und der Gott aller Menschenstämme. Wir fühlen, daß wir es jetzt mehr als je nöthig haben, auf Ihn allein unser Vertrauen zu setzen. Man hat uns Unrecht gethan, und ich weiß nicht, welche neue Ungerechtigkeiten das Schicksal meines Volkes erwartet. Ich werde mit dem Gedanken an die Worte jenes Sohnes des Königs David zu Grabe gehen, welche ich in dem Buche gelesen habe, das dem Vater meines Vaters von Eures Vaters Vater weit jenseits des großen Salzmeeres zum Geschenk gemacht worden ist: Und ich wandte mich, spricht Salomo, und sah an Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne, und siehe, da waren Thränen der Unterdrückten, und sie hatten keinen Tröster; und von der Hand ihrer Unterdrücker Gewaltthätigkeit, und sie hatten keinen Tröster. Da pries ich die Todten, die längst gestorben, glücklicher als die Lebendigen, die noch das Leben hatten (Pred. 4, 1. 2.). Gott ist Zeuge unserer alten Bündnisse, Gott ist Zeuge, wie sie gehalten worden sind, und Gott wird uns vergelten nach unsern Werken. — Brüder! Ich bin fertig."

Schon im Frühjahr zuvor hatte der Präsident der Vereinigten Staaten beim Congreß auf Bewilligung einer halben Million Thaler angetragen, um mit diesem Gelde die Räumung sämmtlicher Indianer-Stämme aus dem Gebiet der Freistaaten zu bewerkstelligen. Obschon dieser Antrag

im Congresse zunächst einen heftigen Kampf veranlaßte, obschon aus allen Theilen des Landes Petitionen gegen denselben einliefen, ging er doch mit geringer Mehrheit im Congresse durch und das Schicksal der armen Indianer war bereits für immer entschieden, als ihre Abgesandten im Herbst 1830 nach Washington kamen. Ja, der Staat Georgien hatte schon die in seinem Gebiet wohnenden Cherokesen ihrer Ländereien für verlustig erklärt und sie mit Gewalt zu vertreiben begonnen, zwei ihrer christlichen Missionare aber, welche dagegen protestirten, in's Gefängniß gelegt. Darum kamen zu den Abgeordneten der schon zu Greenbay versammelt gewesenen Stämme auch noch andere von Westen und Süden, von den Cherokesen, Creeks, Tschoctaws, Quawpaws und andere, die größtentheils auch schon christlich waren, im Winter 1830—31 in derselben Angelegenheit nach Washington. Besonders die zuletzt Genannten stellten höchst beweglich vor, wie sie durch Ueberschwemmungen des Rothen Flusses (Redriver), an den sie aus dem Arkansas-Gebiet versetzt waren, ihre ganze Ernte eingebüßt und fast den Hungertod vor sich hätten, und wie noch dazu die alten Eigenthümer ihnen die neu angewiesenen Wohnsitze streitig machten und sie mit dem Untergange bedrohten. Aber das Erbgut ihrer Väter war bereits von der Regierung um schweres Geld an die weißen Kolonisten verkauft, und weder sie, noch einer der andern Stämme vermochten in Washington etwas auszurichten, obschon sie an dem edlen Everett von Massachusetts, einem Mitgliede des Hauses, einen eifrigen und beredten Fürsprecher und Vertheidiger fanden. Mit dem Schluß des Congresses war auch der letzte Funke der Hoffnung für die unglücklichen Indianer verschwunden. Ehe sie nun aber zurückkehrten, um ihren Stammesgenossen die Trauerbotschaft zu überbringen, vereinigten sich die Christen unter ihnen zu einem Tag der Buße, des Fastens und des Gebets, an welchem sie ihre auf Erden rettungslos verlorene Sache vor dem Throne der ewigen Barmherzigkeit niederlegen wollten. Mitglieder der verschiedensten Indianerstämme aus dem Süden, Westen und Norden des Landes kamen an diesem Tage — es war der 5. März 1831 — in feierlicher Andacht zusammen, um dem Gottesdienste beizuwohnen und gemeinschaftlich vor dem Ewigen ihre Kniee zu beugen. Ein Geistlicher vom Oneida-Stamme, Namens Williams, hielt die Predigt, und mehrere andere Indianer verrichteten, ein Jeglicher in der Sprache seines Volkes, ein demüthiges und inbrünstiges Gebet. Eine erschütternde, heilige Wehmuth waltete in der Versammlung, und die Gegenwart des Ewigen, welcher die Schicksale der Nationen lenkt, ward von jedem Anwesenden tief empfunden. „Wir Indianer," so äußerte sich am folgenden Tage ein frommer Häuptling, „haben uns bisher zu viel auf Menschen verlassen; wir fühlen nun, daß wir uns allein auf Gott verlassen müssen."

Die weitere Ausführung des von dem Congreß gefaßten Beschlusses ließ nicht lange auf sich warten, und erwies sich als eine fortgesetzte Kette von Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten und Betrügereien. Nicht bloß wurde den Indianern das Land um einen Spottpreis, der Morgen etwa für einen halben Kreuzer, abgekauft; es soll auch vorgekommen sein, daß Regierungs-Commissäre für Land anstatt 5000 Dollars 5000 Fünf-

frankenstücke gegeben; daß sie, statt mit Metallmünze und Schatzkammerscheinen, mit schlechten Banknoten fremder Staaten auszahlten, und wenn die Indianer solche Zahlung nicht annehmen wollten, bemerkten, die Regierung zahle auf keine andere Weise; wollten sie sich aber einen Abzug von 15 Prozent gefallen lassen, so sollten sie baare Münze haben. Das den Indianern so abgenommene Land ward dann von der Regierung um guten Preis an die weißen Einwanderer verkauft, und so hat der Staat innerhalb weniger Jahre nach einem ungefähren Ueberschlag 215 Millionen Morgen urbaren Bodens an sich gezogen und dafür den Verkaufspreis von etwa 645 Millionen Gulden gewonnen. Alle die mächtigen Indianerstämme aber, welche im Anfang des 17. Jahrhunderts die östlichen Staaten bewohnten, sind theils gänzlich vertilgt, theils zu unbedeutenden Ueberresten herabgeschwunden, von denen keiner mehr nach Tausenden gezählt werden kann. Die ganze Anzahl der Indianer östlich vom Missisippi wurde im Jahre 1821 in dem amtlichen Bericht des Dr. Morse an den Kongreß zu 120,346 und im Westen (jenseits) des Missisippi auf 350,780 Seelen angeschlagen, so daß demnach die ganze Indianerbevölkerung, welche von den Ufern des atlantischen Meeres bis zu den Ufern des stillen Meeres im Gebiete der Vereinigten Staaten sich befindet, etwa auf eine halbe Million Seelen angeschlagen werden kann. Die gleiche Anzahl darf mit Grund auch in dem Britischen Gebiet von Nordamerika angenommen werden, und so finden wir demnach nur noch eine Million der sonst bei weitem zahlreicheren amerikanischen Ureinwohner, als ehrwürdige und meist beklagenswerthe Ueberbleibsel jener alten und mächtigen Völkerstämme über die Gebiete der weißen Einwohner weithin zerstreut; ein unglückliches Geschlecht, dessen Stolz gedemüthigt, dessen Muth gelähmt ist, das von den Grabstätten seiner Voreltern mit Gewalt weggejagt und genöthigt wird, ohne bleibende Wohnstätte heimathlos umherzupilgern, indeß die weiße Bevölkerung umher sich täglich anhäuft und sie in die Wildnisse zurückdrängt, bis sie in die Gewässer des stillen Oceans hineingejagt oder für immer von dem Erdboden vertilgt sind. Von den beiläufig 260 Stämmen, in welche nach Dr. Morse die Indianer sich theilen, und von denen viele gänzlich, viele bis auf wenige Personen ausgestorben sind, finden sich in den eigentlichen in den Bund der Vereinigten Staaten aufgenommenen Provinzen nur noch geringe Spuren, so in Michigan und Ohio noch einige Ueberreste heidnischer Indianer, in New-York etwa noch 5000, welche sich 1820 ihren Länderbesitz gesichert hatten, jetzt aber bisweilen freiwillig auswandern. In Florida haben besonders viele vom Stamm der Seminolen sich noch nicht zur Auswanderung zwingen lassen; in Jowa, zwischen Missisippi und Missouri, nachen die Sioux den volkreichsten Stamm aus; in Wisconsin sind noch gegen 10000 von den heidnischen Menomenies, Tschippewas und Winnebagos zurückgeblieben, auch ein kleines Häuflein christlicher Stockbridge, welche sogar durch eine besondere Congreß-Acte 1843 als Bürger der Vereinigten Staaten anerkannt sind. In den weiter nach Norden gelegenen Distrikten, drei bis zum Felsengebirge, Ozark, Osage und Mandan, jenseit desselben bis zum stillen Meere der Oregon-Distrikt, finden wir

jenseits des Missouri, westlich von Jowa, im Mandan-Distrikt wilde Stämme, wie die Pawnee's, im Osage- und Ozark-Distrikt außer verschiedenen wilden Stämmen die meisten der aus den östlichen Provinzen ausgewanderten, Oneida's, Tuskarora's, Seneka's, Cherokesen, Creek's, Choktaw's; in Oregon sind am zahlreichsten die Plattkopf-Indianer.

Außerdem wohnen Indianer im Britischen Nordamerika, in den Hudsonsbai-Ländern und auch auf der Nordwestküste am stillen Ocean. Im erstern Lande, namentlich in Kanada, müssen ebenfalls schon die rothen Männer vor den immer weiter sich ausbreitenden Weißen zurückweichen, wo sie nicht gar völlig untergehen. Doch trifft man noch besonders in Kanada die aus sechs verbündeten Stämmen (Mohawk's, Oneida's, Onondaga's, Tuskarora's, Kajuga's und Seneka's) gebildeten Irokesen, ferner Algonkinen, Lenappe's oder Delawaren (der Stamm, den alle Indianer „Großvater" nennen), Osagen und Mimak's. In den Hudsonsbai-Ländern wohnen unter andern die Kupfer- und Biber-Indianer, und im hohen Norden der Nordwestküste stößt man außer Indianern auch schon auf Eskimo's.

Obwohl nun die Indianer*) sich etwa 1875 geographische Meilen weit von Norden nach Süden ausbreiten, sehen sie sich doch alle einander sehr ähnlich. Ihre Farbe ist bräunlich und kupferfarbig, das Haar glatt und herabfallend, der Bart unbedeutend, der Körper untersetzt, das Auge in die Länge gezogen und die Winkel nach oben, nach den Schläfen gekehrt, die Backenknochen hervorspringend, die Lippen breit; der Mund hat einen Ausdruck von Sanftheit, der gegen den tiefen, ernsten Blick absticht. So beschreibt A. v. Humboldt die Ureinwohner, ohne Unterschied, ob sie im nördlichen oder südlichen Amerika wohnen. Wahrscheinlich hat von Asien aus, über die schmale Meerenge der Behringsstraße, die erste Einwanderung in Amerika stattgefunden. In Ansehung ihrer Leibesbeschaffenheit sind die Männer meistens schlank, von mittlerer Statur und angenehmer Gesichtsbildung; die Frauen sind weniger schön, da bei ihnen die Backenknochen gewöhnlich mehr hervorstehen. Die Männer insbesondere sind sehr behend auf den Beinen und zeichnen sich durch Schnellfüßigkeit im Laufen aus. Ungemein scharf sind ihre Sinne, namentlich der Geruch, das Gesicht und das Gehör. Ein Feuer können sie schon aus weiter Ferne riechen; ihr Gesicht verlieren sie in der Regel nur im höchsten Alter und wissen nicht das Geringste von Augenkrankheiten und Fehlern an den Augen; ihrem Ohr entgeht auch nicht das leiseste Geräusch. Ihre wunderbare Ausdauer aber im Ertragen von allerlei Beschwerden und Martern werden wir im Folgenden noch näher kennen lernen.

Zur Kleidung dient den Indianern ein Fell oder auch ein Stück Tuch über die Schultern geworfen, bei Wohlhabenden noch ein anderes Stück

---

*) cf. Basler Missions-Magazin 1825, II., 229 ff. Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1852, p. 244 ff. 259 ff. 1853, p. 164 ff. 329 ff. 348 ff. 1854, p. 11. 23. 39. 56. 71.

Tuch um die Mitte des Leibes genommen, eine Wampomschnur um den Hals, Arm oder Lenden, ein Kopfschmuck aus Federn; außerdem bemalen sie gewöhnlich den Körper mit wunderlichen Figuren in allerlei Farben. Tomahawk (Streitaxt), Lanzen und Wurfspieß tragen sie gewöhnlich in der einen, die große Tabakspfeife, für sie das unentbehrlichste Geräth, in der andern Hand. Die Weiber tragen kurze Röcke, die von den Hüften bis zu den Knieen reichen. Bisweilen durchbohren die Indianer den Nasenknorpel zwischen den Nasenlöchern, und tragen darin eine große Perle, ein Stück Silber oder Gold und dergleichen; die Ohrläppchen dehnen sie oft so lang und breit als möglich aus, und tragen darin ebenfalls allerlei Zierrath. Häufig bestreichen sie den ganzen Leib mit Fett von Bären oder andern Thieren, das sie bisweilen auch mit Farbe vermengen, um sich dadurch gegen das Steifwerden der Glieder und die Stiche der Mücken und anderer Insecten zu schützen. Ihre Haupthaare lassen sie lang wachsen und flechten sie in Zöpfe, oder binden sie mit Bändern u. s. w. zusammen. Wohlhabende wissen sich überdem durch bunte Bänder, Gürtel, silberne Spangen und dergleichen zu schmücken, während andere mit Federn, Fuchsschwänzen 2c. sich zieren. Etwas anders wird die Kleidung der nordwestlichen Stämme beschrieben. Diese haben ein Oberkleid aus zwei Häuten von Hirsch oder Bergschafen, mit Locken von der Kopfhaut erschlagener Feinde, Glasperlen und Hermelin besetzt. Sie tragen auch Beinkleider von Hirschhaut, eng anschließend und mit Stacheln von Stachelschweinen, sowie mit Skalplocken verziert. Ihre Fußbekleidungen sind von Bocksleder, zierlich mit Stachelschweinstacheln besetzt. Ueber der einen Schulter und unter dem andern Arm hindurch tragen sie einen Mantel aus der Haut eines jungen Büffels, der nach außen ebenfalls mit Skalplocken besetzt, nach innen mit Darstellungen ehrenvoller Kämpfe und Ereignisse aus dem Leben des Besitzers geschmückt ist. Auf den Kopfputz wird bei diesen Stämmen besonders gehalten, und sie verfertigen denselben aus den Federn des Kriegsadlers oder des Raben und aus Hermelin. Der Schwanz eines Kriegsadlers, der 6—8 ausgezeichnet schöne, zum Kopfputz sich eignende Federn enthält, wird gewöhnlich mit einem ziemlich guten Pferde bezahlt. Der Maler Catlin, welcher Jahrelang unter diesen Stämmen lebte, hatte einst von einem Häuptlinge, den er in seinem vollen Putz gemalt hatte, alle Stücke seines Anzugs gekauft; nur den Kopfputz wollte derselbe zuerst durchaus nicht verkaufen, weil er nie Adlerfedern und Hermelin von solcher Schönheit wiederbekommen würde; zuletzt aber verstand er sich doch dazu, auch diesen kostbaren Gegenstand für zwei Pferde hinzugeben.

Die Wohnungen der Indianer, Wigwam's genannt, sind sehr einfach. Pfähle werden in die Erde gerammt und von außen mit Baumrinde belegt; ebenso wird auch das schräg in die Höhe gehende Dach mit Baumrinden bedeckt. In demselben wird eine Oeffnung gelassen für den Abzug des Rauches; eine andere Oeffnung zum Ein- und Ausgehen ist in der Wand. Die Stelle der Hausthür vertritt ein Stück Baumrinde ohne Schloß und Riegel, und ein von außen gegen diese Thür gestemmter Stock zeigt an, daß Niemand zu Hause ist. Oeffnungen, welche durch Schieber verschlossen werden können, lassen das Tageslicht

in's Innere fallen. Eine etwas andere Art, die Wigwam's zu bauen, fand Catlin bei den Mandanern. Von diesen wird erst für das Fundament die Erde 2 Fuß tief ausgegraben und der Fußboden geebnet. Innerhalb dieser kreisförmigen Ausgrabung werden dann Pfähle ganz dicht aneinander in die Erde getrieben und an der Außenseite eine starke Erdwand dagegen aufgeschüttet. Auf diesen Pfählen werden darnach andere von 20 bis 25 Fuß Länge befestigt, welche das Dach bilden und sich gegen eine in der Mitte befindliche Oeffnung von drei bis vier Fuß Durchmesser neigen, welche Rauchfang und Fenster zugleich sein muß. Ueber diese Pfähle, welche die Grundlage des Daches hergeben, werden sodann Weidenzweige etwa einen halben Fuß hoch gelegt, über diese Erde, zwei bis drei Fuß dick, und darüber endlich noch ein zäher Thon, der das Wasser nicht durchläßt und so hart wird, daß das Dach bei schönem Wetter der Familie zum Versammlungsplatz dient. Die Geräumigkeit dieser Wohnungen richtet sich nach dem Range der Bewohner. Sie sind stets kreisförmig und halten gewöhnlich 40 bis 60 Fuß Durchmesser. Der Fußboden ist von Erde, aber durch die Länge der Zeit wird er so fest und rein, daß er wie polirt erscheint. In der Mitte, gerade unter der Oeffnung im Dache, befindet sich, wie in allen Wigwam's, der Feuerplatz, ein kreisförmiges, etwa fußtiefes Loch von vier bis fünf Fuß Durchmesser, rings herum mit Steinen ausgelegt. Darüber hängt an schräg gestellten Stangen der Topf oder Kessel mit Büffelfleisch, und rings umher lagert sich die Familie auf Büffelhäuten oder zierlich geflochtenen Matten. Tische, Stühle und andere Mobilien finden sich nicht in den Indianerhütten, wohl aber Bänke oder Betten. Letztere sind — nach Catlin — aus runden, mit Stricken zusammengebundenen Pfählen gemacht, über welche eine Büffelhaut, mit den Haaren nach oben, ausgespannt ist. Eine zweite Büffelhaut dient als Kopfkissen, eine dritte als Decke. Außerdem gehört zu diesen Betten noch ein oft zierlich mit Franzen und Stachelschweinstacheln verzierter und mit allerlei Figuren bemalter Vorhang aus Büffel- oder Elennhaut, der vorn so viel Raum läßt, als nöthig ist, um in das Bett zu gelangen. Wegen der großen Zahl der Bewohner befinden sich in jeder Hütte viele solcher Betten, bisweilen 10 bis 12, welche stets 4 bis 5 Fuß von einander entfernt sind. In den Zwischenräumen steht ein 6 bis 7 Fuß hoher Pfahl mit großen, hölzernen Pflöcken, woran die Waffen und Rüstungen der Krieger aufgehängt werden, und auf dessen Spitze ein vollständiger Büffelkopf mit Hörnern prangt. Wenig und sehr einfach ist das sonstige Hausgeräth, das die Indianer meist selber mit ziemlich schlechten Werkzeugen machen. Eiserne Kessel zum Kochen und Messer haben jetzt fast alle Stämme durch Händler erhalten. Aus einer rothen Thonart machen die Weiber bei einigen Stämmen ihre Krüge und andere Geschirre.

Eine Anzahl von Wigwam's bildet ein Dorf. In solchen Dörfern sind die Hütten gewöhnlich so dicht an einander gebaut, daß man zwischen denselben nur gehen oder reiten kann. Dabei wird durchaus kein Plan beobachtet; Jeder baut seine Hütte dahin, wo es ihm am bequemsten dünkt. Nur in der Mitte bleibt ein freier Platz, etwa 150 Fuß im Durchmesser, der zu öffentlichen Spielen und Festen und zur Verrichtung

der religiösen Gebräuche benutzt wird. Das ganze Dorf ist meistens mit dicht aneinander gesetzten Pfählen umgeben, innerhalb welcher dann auch wohl noch ein tiefer Graben läuft. In demselben verbergen sich die Krieger, um vor den Pfeilen der herandringenden Feinde sicher zu sein, während sie auf diese durch die Pfähle hindurchschießen.

Die Nahrung der Indianer besteht hauptsächlich in Mais und getrocknetem Fleische. Im Westen ist Büffelfleisch die allgemeinste Speise, und nach Catlin's Behauptung leben in den westlichen Gegenden wenigstens 250,000 Indianer das ganze Jahr hindurch ausschließlich von Büffelfleisch. Im Sommer und Herbst wird dasselbe frisch gegessen; aus den Ribben und Schenkelknochen mit dem Marke wird eine wohlschmeckende Suppe bereitet. Für den Winter wird das Büffelfleisch in den heißesten Monaten in dünne Streifen geschnitten, auf Querstangen gehängt und so, ohne Salz und Rauch, bloß an der Sonne in einigen Tagen völlig gedörrt. Bemerkenswerth ist, daß die wilden Indianer, obschon ihr Land reich an Salz ist, sich desselben doch gänzlich enthalten. Der Kessel mit Büffelfleisch hängt stets kochend über dem Feuer; Jeder, er mag zum Hause gehören oder nicht, hat das Recht, in jede Hütte, selbst die des Häuptlings, einzutreten, den Kessel abnehmen zu lassen und zu essen, so viel ihm beliebt, falls ihn die Noth dazu treibt. Wenn jedoch Einer dieß thäte, der selbst auf die Jagd gehen kann, so würde er sein Mahl theuer bezahlen müssen und den entehrenden Beinamen „Bettler" erhalten. Die Indianer essen gewöhnlich zweimal, bisweilen auch nur einmal des Tages, und ihre Mahlzeiten sind meist so leicht und einfach, daß ein Europäer fürchten könnte, bei denselben zu verhungern. Wie die Indianer aber überhaupt in hohem Grade abgehärtet und an Ertragung aller Beschwerden geübt sind, so vermögen sie auch recht wohl mehrere Tage zu fasten, worauf sie denn freilich auch eine tüchtige Mahlzeit einnehmen. Tritt Mangel an Wild ein, so leiden ganze Stämme oft die größte Hungersnoth und nähren sich von Wurzeln, die sie aus der Erde graben.

Jagd und Krieg sind die vornehmsten Beschäftigungen der Indianer, im Norden auch Fischfang. In diesen nördlichen Gegenden jagen die wilden Indianer besonders Pelzthiere, deren Felle die englische Hudsonsbay-Gesellschaft von ihnen kauft oder austauscht. Nur diejenigen Stämme, deren Gebiet zu beschränkt ist, um von der Jagd leben zu können, haben feste Wohnsitze und treiben Viehzucht und Ackerbau. Alle Arbeit in Feld und Garten, gleich den sonstigen häuslichen Verrichtungen, ist allein Sache der Weiber. — Bei den Mandanern fand Catlin, daß Weiber sowohl als Männer in der Frühe des Morgens, beide Theile an einem für jeden besonders bestimmten Platze, durch ein Flußbad zu ihrem Tagewerk sich stärkten. Auch die Frauen stürzten sich furchtlos in den brausenden Strom und trieben darin ihre Spiele und Scherze. Die Männer ließen dann zugleich die Knaben im Schwimmen sich üben. Alle Indianer Nordamerika's, bemerkt Catlin, können schwimmen, und es giebt vielleicht kein Volk der Erde, welches diese Kunst besser zu seinem Vortheile zu gebrauchen weiß; selbst die Weiber sind im Stande, mit einem Kinde auf dem Rücken jeden Fluß, der ihnen in den Weg kommt, zu durchschwimmen.

Allerlei Volksluftbarkeiten und Spiele finden sich auch bei den Indianern, vor allem aber lieben sie den Tanz. In allen Verhältnissen seines Lebens und bei den verschiedenartigsten Anlässen tanzt der Indianer,*) und da giebt es denn einen Kriegstanz, einen Pfeifentanz, einen Bettlerstanz, einen Büffel-, Bären-, Stroh-, Schneeschuh- und andere Tänze, die oft wunderbar genug sind, um einen Europäer in Staunen zu setzen und an dem sonst so ernsten und gesetzten Wesen dieses Volkes irre werden zu lassen. Pfeifen, Schilfflöten, Klappern und Trommeln, letztere aus abgehauenen Stücken eines jungen hohlen Baumstammes bestehend und meist nur an einem Ende mit Fell überzogen, geben die Musik zu den verschiedenen Tänzen, die allerdings viel Aehnlichkeit mit einander haben. Der Büffeltanz wird vorzugsweise bei den Mandanern zur Zeit der Noth getanzt, wenn die Büffel die Gegend verlassen haben. In solchem Falle läßt der Häuptling eine Aufforderung ergehen, und die jungen Leute, jeder in seiner Maske, einer Büffelhaut mit den Hörnern, seinen Lieblingsbogen oder Wurfspieß, womit er die Büffel zu tödten pflegt, in der Hand, beginnen auf dem freien Platze des Dorfes den Tanz, der Tag und Nacht, ja bisweilen Wochen lang fortgesetzt wird, bis endlich wieder Büffel kommen. Dabei erschallt unaufhörlich der Lärm von Trommeln und Rasseln, das entsetzliche Singen und Heulen der kriechenden und springenden, den Schweif ihrer Büffelhaut auf der Erde schleppenden Tänzer, die nicht eher aufhören, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr können. Dann kauern sie sich nieder auf den Boden, werden mit stumpfen Pfeilen geschossen und fortgeschleppt, und ihre Stelle von Andern, die mit Masken und Waffen schon bereit standen, eingenommen. Aehnlich ist der Bärentanz; eine Art Erntefest ist der grüne Maistanz; von Knaben wird besonders bei den Sioux getanzt der Strohtanz, der den Zweck hat, diese gegen Schmerz und Leiden abzuhärten und tapfere Krieger aus ihnen zu machen. Loses Stroh wird nämlich an ihren nackten Körpern befestigt und angezündet, und ohne Schmerz zu verrathen, müssen sie dabei zum Schall der Trommel und Pfeife im Kreis umhertanzen. — Bei dem Pfeilspiel kommt es darauf an, wer am schnellsten hinter einander Pfeile abschießen kann, so daß von ihm zu gleicher Zeit die meisten in der Luft sind; auch Pferderennen sind den Indianern bekannt.

Das Familienleben der Indianer zeigt allerdings einzelne liebenswürdige Züge, ist aber doch nichts weniger als rein, und vor Allem sind es auch hier die Frauen, deren Loos in der That ein beklagenswerthes ist. Sie werden allgemein gekauft und verkauft; in den meisten Fällen wird auf die Neigung des Mädchens keine Rücksicht genommen, vielmehr der Handel mit dem Vater allein abgeschlossen, der die Sache nur als ein Geldgeschäft behandelt und einen möglichst hohen Preis zu erlangen sucht. Doch kommen auch Fälle vor, wo gegenseitige Neigung die Wahl entscheidet. Dabei ist Vielweiberei durchaus herrschend, und nicht selten hat ein Häuptling 6 bis 10, ja selbst 12 und 14 Frauen in seinem Wigwam, denn die Frauen vertreten zugleich die Stelle der Dienstmägde, und weil es im Hause eines Häuptlings viel Arbeit giebt, so muß er

*) Ausland 1846 p. 226.

auch viele Frauen haben, und wer die meisten hat, gilt deßhalb für den reichsten. Den ärmern Indianern steht es auch frei, mehrere Frauen zu haben, aber weil sie für dieselben nicht Arbeit genug haben, auch gewöhnlich nicht im Stande sind, den Kaufpreis zu bezahlen, so haben sie in der Regel nur eine. Das Weib aber ist meist nur des Mannes Magd, und was nur an Arbeit in einem indianischen Wigwam vorkommt, fällt einzig und allein der „Squaw" oder Frau zur Last. Sie muß das getödtete Wild zerlegen und trocknen, die Felle gerben, den Wigwam bauen und unterhalten, das Jagdhemd, Leggin's (lederne Gamaschen) und Mocassin's (Halbstiefeln) für sich und den Gebieter nähen, Holz herbei schaffen und die Mahlzeiten kochen, dabei der Kinder warten und sie pflegen, und auf dem Marsch die Fortschaffung des Gepäckes größtentheils besorgen. Betrachten wir einmal z. B. die tägliche Arbeit eines Pawnee-Weibes: eine Stunde vor Sonnenaufgang steht sie auf, packt das gedörrte Fleisch, Welschkorn und die übrigen Vorräthe zusammen, schlägt das Zelt ab, beladet und sattelt alle Pferde und Maulthiere, und mit Tagesanbruch beginnt der Marsch. Der Zug geht gewöhnlich fünf bis sechs Stunden lang fort, ehe man zum Mittagessen Halt macht: der Mann reitet, das Weib geht zu Fuß und trägt auf ihrem Rücken ein Kind oder irgend einen großen Pack; in einer Hand hat sie ein Bündel oder einen Wasserkrug, mit der andern führt sie eins oder zwei von den Lastthieren. Kommt man auf den Lagerplatz, so muß sie die Thiere abpacken und dann das Zelt aufschlagen. Zu diesem Ende treibt sie acht bis zehn starke, zugespitzte Pfähle in den Boden, der durch die Sonnenhitze fast so hart gebrannt ist, wie ein Backstein. Sobald sie damit fertig ist, geht sie aus, um Holz und Wasser zu suchen, und muß manchmal stundenweit gehen, ehe sie findet, was sie braucht. Die Holzlasten, welche sie zurückbringt, sind schwer. Ihre nächste Arbeit ist, daß sie das Feuer anzündet, das Fleisch zurecht schneidet und das Welschkorn zerstößt. Sobald die Mahlzeit geendigt ist, packt sie das Zelt wieder zusammen, beladet die Pferde, und muß noch einmal drei bis vier Stunden zurücklegen. Dann geht ihre Arbeit aufs Neue an, daß sie Wasser und Brennholz aufsucht und das Mahl für die Männer zurecht macht. Dieß sind ihre Arbeiten an einem Reisetage. An einem gewöhnlichen Tage sind sie anderer Art, aber nicht minder schwer. Das Leben des indianischen Weibes ist die härteste Sclaverei, während ihr Gatte mit der Jagd sich belustigt oder seine Zeit mit Rauchen und Nichtsthun zubringt. Das Weib ist sogar in manchen Stämmen so verachtet, daß viele weibliche Kinder gleich nach der Geburt getödtet werden, oft von der eignen Mutter. „Unter den armen Heiden", sagt Peter Jakobs, ein bekehrter Tschippewas-Indianer, auf einem der Londoner Jahresfeste, „sind die Frauen in der That Sclavinnen, und es ist kein Wunder, wenn ein armes Weib ihr neugebornes Töchterlein mit dem größten Bedauern ansieht. Wenn ein Weib einen Knaben gebiert, so ist das ein Freudentag für den ganzen Stamm, denn man denkt, er werde einst ein tapfrer Krieger werden. Wird dagegen ein Mädchen geboren, so ist Jedermann unzufrieden und sagt: „Ein nichtsnutziges Mädchen ist geboren worden". Die arme Mutter, welche weiß, daß die Botschaft keine Freude macht,

küßt das arme Kind mit den Worten: „Dein Vater hat dich nicht lieb, aber ich"; dann nimmt sie es bei den Beinen, schlägt es an die Wände, bis das Gehirn herausspritzt und ruft: „Wollte Gott, meine Mutter hätte mir's auch so gemacht, als ich geboren wurde; dann wäre ich keine solche Sclavin geworden!" — Männer und Frauen essen nie zusammen. Die Mädchen heirathen meist in dem Alter von 12 bis 14 Jahren, ja zuweilen schon, wenn sie erst 11 Jahre alt sind. Bei den nördlichen Stämmen kämpfen oft mehrere Liebhaber vor öffentlicher Versammlung um ein Weib, und der Sieger trägt sie als Beute davon, ohne daß sie um ihre Einwilligung gefragt wird. Daß Ehen wieder aufgelöst werden, ist gar nicht selten. Wenn einem Manne sein Weib nicht mehr gefällt, oder wenn eine Frau von ihrem Manne nicht mehr so viel Geschenke wie vorher erhält, so ist das schon ein Grund zum Auseinandergehen. Doch finden sich auch Beispiele von wahrer ehelicher Zärtlichkeit und daß Männer wohl 50 Jahre mit ihren Frauen leben. Oft vertragen sich die Eheleute recht gut zusammen; bricht aber einmal ein häuslicher Zwist aus, so geschieht es wohl, daß der Mann Bogen und Köcher nimmt, in den Wald hinausgeht und einige Tage auf der Jagd zubringt. Kehrt er dann nach zwei oder drei Tagen zurück, so haben meistens beide Theile ihren Aerger vergessen. — Für ihre Kinder haben die Indianer wohl eine natürliche Zuneigung, die sogar sehr innig sein kann, und der Tod derselben erfüllt sie oft mit dem tiefsten Schmerze; aber von eigentlicher Erziehung kann bei ihnen keine Rede sein. Die Mütter tragen ihre neugebornen Kinder, die mit Bändern auf ein breites Brett gebunden werden, mittelst eines breiten über die Stirn gehenden Tragriemens auf dem Rücken, oder stellen sie aufrecht an die Thür der Wohnung. Das Brett hat nemlich zwei schmale, vorstehende Seitenwände, die mit Schnüren zusammengebunden werden. Dahinein wird das Kind gelegt, nachdem man es in Moos gewickelt, das man getrocknet und auf eine Leinwand gebreitet hat, und bleibt darin Monate lang. Seine Hände sind darin frei und es scheint ihm ganz wohl zu gefallen. Aber statt „von der Wiege bis zum Grabe" würden die Indianer sagen müssen: „vom Moossack bis zum Grabe" und die am Rothen Flusse wohnenden Europäer sprechen auch immer so; sie haben Einen „vom Moossack an" gekannt. Uebrigens bekommen die Kinder in allen Stücken ihren Willen. Wenn die Mädchen heranwachsen, werden sie von der Mutter zu allerlei häuslichen Arbeiten angeleitet; die Knaben üben sich im Schießen, und der erste Hirsch, den ein Knabe schießt, giebt immer Anlaß zu einer Festlichkeit. — Unter den Indianern an der Nordwestküste ist der Kindesmord an der Tagesordnung. Bisweilen treibt auch andere die Noth dazu. Ein Hudsonsbay-Indianer erzählte nach einer großen Hungersnoth (1851) dem Missionar Horden:*) „Im letzten Herbst hatte ich ein Weib und sechs Kinder, alle wohlauf und gesund, jetzt bin ich kinderlos. Zwei von ihnen sind Hungers gestorben, glaube ich; bestimmt kann ich's nicht sagen. Ich war zu einem Gerippe abgemagert. Mein Weib erschoß unser jüngstes Kind, anderthalb Jahre alt. Wir kochten es und aßen es. Dar-

*) Missionsfreund 1855 p. 19.

nach kam ein andres dran. Meine älteste Tochter erschlug ihre jüngere Schwester, schleppte sie in ein anderes Zelt und aß sie dort auf. Dann kam sie in unser Zelt, wo ich und mein Weib waren, und wollte uns auch umbringen. Mit Mühe gelang es mir, sie zu erschießen. Sie fiel zur Erde, war aber noch nicht ganz todt. Da nahm ihre Mutter eine Axt und hieb ihr den Kopf ab; dann aßen wir sie. So sind meine Kinder umgekommen." — Noch häufiger aber ist die Grausamkeit der Kinder gegen ihre alten Eltern. Unter den Indianerstämmen, welche in den Prärien umherziehen, ist es herrschender Gebrauch, die Alten, welche nicht mehr gehen oder reiten können, und darum auf ihren beschwerlichen Wanderungen nicht fortzubringen sind, auszusetzen und zu verlassen. Ja, die Alten fordern selbst ihre Kinder dazu auf und sagen ihnen, daß sie es mit ihren Vätern ebenso gemacht. Als Catlin das Dorf der Punkah's verließ und sahe, daß die Einwohner ihre Wigwam's abbrachen und ihre Habseligkeiten einpackten, um fortzuziehen, bemerkte er einen alten abgezehrten Mann, der eben ausgesetzt werden sollte. Er saß bei einem kleinen Feuer, neben ihm befanden sich einige halb abgenagte Knochen und ein Gefäß mit Wasser, und zu seinem Schutze hatte man eine Büffelhaut über ein paar Stangen gebreitet. „Meine Kinder," sagte er, „unser Volk ist arm, und es ist nothwendig, daß ihr in das Land geht, wo ihr euch Fleisch verschaffen könnt. Meine Augen sind dunkel und meine Kräfte sind verschwunden; meine Tage sind gezählt, und ich wünsche zu sterben; macht eure Herzen stark und denkt nicht mehr an mich; ich tauge zu nichts mehr." — Als Alle von ihm Abschied genommen, trat auch Catlin zu ihm, dem er herzlich die Hand drückte; es schien ihm wohlzuthun, daß ein weißer Mann ihm Mitgefühl bezeigte; ein Lächeln flog über seine starren Züge. Nach einigen Monaten kam Catlin wieder an der Stelle vorbei; die Stangen und die Büffelhaut fand er noch ebenso, aber wenige Schritte von der Stelle, wo das Feuer gewesen war, lag der Schädel und einige Knochen des alten Mannes, von denen die Wölfe das Fleisch abgenagt hatten.

In Krankheiten nehmen die Indianer nicht sowohl zu Arzeneien, als vielmehr zu allerlei Zaubermitteln ihre Zuflucht. Bevor sie aber an ihre Zauberer oder Medizinmänner, von denen wir später noch mehr hören werden, sich wenden, versuchen sie gewöhnlich erst durch Schwitzen, was als ein Universalmittel gilt, sich selbst zu helfen. Deßhalb findet man auch vor den Dörfern in der Regel einen von den Wohnungen etwas abgelegenen Schwitzofen. In denselben kriechen die, welche schwitzen wollen, nackend hinein und lassen einige heißgemachte Steine hineinlegen. Nachdem dann das Thürchen dieses Ofens fest zugemacht worden, kommen sie bald so in Schweiß, daß er ihnen tropfenweis vom Leibe fließt. Wird es ihnen endlich zu heiß, so kriechen sie heraus und springen in das nahe fließende Wasser, von wo es dann wieder in den Schwitzofen geht. Dieß Verfahren wird drei bis viermal wiederholt und thut häufig sehr gute Wirkung.

Ihre Todten pflegen die Indianer zu begraben, doch ist die Art der Beerdigung bei den verschiedenen Stämmen verschieden. Manche legen die Leichname, gleich den Weißen, in Särge; sie binden aber den Deckel

nur fest, bis der Verstorbene in die Gruft gesenkt ist, und lösen dann die Bande wieder, damit die Seele freien Zutritt habe und aus und ein könne, indem besonders diese Stämme glauben, es wohnten in jedem Körper zwei Seelen. Andere setzen zuerst den Sarg in die Erde, dann wird der Todte mit großem Gefolge hinausgetragen und in den Sarg gelegt, worauf die Weiber ein entsetzliches Geheul erheben. Bei dem Kopfe der Leiche, der immer nach Osten zu liegen kömmt, wird ein langer Pfosten aufgerichtet, an welchem zu sehen ist, wer da begraben liegt. War es ein Anführer im Kriege, so wird der Pfosten roth angestrichen und der Kopf des Verstorbenen nebst seinen Thaten darauf gemalt. Nachher geht des Verstorbenen Mutter, Großmutter oder sonst seine nächste Blutsverwandtin Abends und Morgens zum Grabe und weint, was eine Zeitlang alle Tage wiederholt wird. Sie setzen auch wohl mehrere Nächte nach dem Tode des Hingeschiedenen Speise und Trank neben das Grab, was gewöhnlich in der Nacht von den umherwandernden kleinen Raubthieren verzehrt wird, was sie um so mehr zu dem Glauben veranlaßt, die Verstorbenen hätten selbst ihre Spenden abgeholt. Später werden die erwähnten Gänge seltener unternommen, zuletzt ganz eingestellt. Bei Wittwen währt die Trauer ein ganzes Jahr, während dessen sie allem Schmuck entsagen müssen und sich nur selten waschen dürfen. Von einer ganz besondern Art der Todtenbestattung bei den Mandanern berichtet Catlin folgendes: Sobald in dem Dorfe Jemand stirbt, und die Ehren- und Beileidsbezeugungen bei den Hinterbliebenen vorüber sind, wird der Verstorbene mit seinem besten Anzuge bekleidet, bemalt und mit Oel bestrichen. Man giebt ihm Bogen, Köcher, Schild, Pfeife nebst Taback, Messer, Feuerstein und Stahl mit, und so viel Lebensmittel, als er für die einige Tage dauernde Reise, die er ihrer Meinung nach zu machen hat, bedarf. Sodann wird die Leiche in eine frisch abgezogene Büffelhaut gehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen mit Riemen von roher Büffelhaut fast ganz umwickelt und dann nochmals in mehrere in Wasser erweichte Häute geschlagen und so fest mit Riemen zusammengeschnürt, daß die Luft durchaus nicht hinzutreten kann. Nun wird die Leiche mit dem Rücken auf ein leichtes, hohes Gerüst hinter dem Dorfe gelegt, die Füße nach Sonnenaufgang gekehrt. Täglich sieht man Väter, Mütter, Frauen, Kinder der Verstorbenen unter diesen Gerüsten mit dem Gesicht auf der Erde liegen, das Unglück der Ihrigen beklagend; sie raufen sich das Haar, zerfleischen sich mit Messern, und unterwerfen sich andern Qualen, um die Geister der Abgeschiedenen zu versöhnen, deren Tod sie wähnen verschuldet zu haben. Wenn die Gerüste zerfallen, werden die Gebeine von den nächsten Verwandten beerdigt, die Schädel aber sorgfältig gereinigt und auf der Prärie in Kreisen von 20—30 Fuß Durchmesser zu mehrern Hunderten, 8 bis 9 Zoll von einander entfernt, mit dem Gesicht nach der Mitte des Kreises und jeder auf einem Büschel von wildem Salbei liegend, aufgestellt. Hier werden sie als Gegenstand religiöser Verehrung auf das Sorgfältigste unterhalten. Jede solche Schädelstätte aber, deren es mehrere giebt, hat in der Mitte eine Erhöhung von etwa 3 Fuß, auf welcher zwei Büffelschädel liegen und eine 20 Fuß hohe „Medizinstange" steht, an der mehrere sonderbare, geheimniß-

volle Gegenstände aufgehängt sind. Auch diese Stätten werden von den Hinterbliebenen besucht, doch nicht mehr unter Thränen und Klagen. Die Frau kennt den Schädel ihres Gatten oder Kindes, und selten vergeht ein Tag, an dem sie nicht Abends eine Schüssel mit den besten Speisen, die ihr Wigwam aufzuweisen hat, vor demselben hinstellt, die sie dann Morgens wieder abholt. Auch kommen die Frauen in der Absicht, mit den Todten zu plaudern und ihnen Gesellschaft zu leisten. Nicht selten erscheinen sie mit ihrer Arbeit und verbringen den größten Theil des Tages neben dem Schädel ihres Kindes, mit welchem sie unaufhörlich Gespräche führen. — Manche Stämme verbrennen ihre Todten, manche andere schaffen sie auf Bäume hinauf; die Wallawalla's in Oregon legen sie in besonders dazu gebauten Hütten übereinander; die Skyuse und Nezperse's hängen sie an bestimmten Plätzen in Canoes zwischen die Baumäste, durchlöchern jedoch diese Fahrzeuge erst, um sowohl dem Regen freien Abzug zu gestatten, als auch andere Menschen, besonders Weiße, zu verhindern, diese Boote zu stehlen und wieder zu benutzen. — Sind die Indianer übrigens auf dem Marsch oder auf einem Kriegszug begriffen, so machen sie weniger Umstände mit ihren Todten, hüllen sie nur einfach in ihre Decken ein, legen sie unter einen Baum, vielleicht auch in einen hohlen Stamm, wenn sie einen solchen in der Nähe finden, und bedecken sie mit schweren Aesten und Zweigen, um Wölfe und Aasgeier davon abzuhalten.

Was nun die geistige Befähigung der Indianer betrifft, so ist dieselbe zwar nicht bei allen Stämmen dieselbe, doch zeichnen die meisten durch ein gutes Gedächtniß und lebendige Einbildungskraft sich aus. Einen Ort, durch den sie einmal gegangen sind, ein Gesicht, das sie nur wenige Sekunden aufmerksam betrachtet haben, pflegen sie in ihrem Leben nicht wieder zu vergessen. Nach vielen Jahren wiederholen sie noch jeden Spruch aus den verschiedenen Reden, die bei öffentlichen Versammlungen gehalten worden sind, und ist in einer solchen Rathsversammlung einmal eine vorzüglich merkwürdige Ansprache vorgekommen, so überliefert sie ein Geschlecht dem andern mündlich mit der größten Genauigkeit. Durch scharfe Aufmerksamkeit auf Alles, was sie umgiebt, ist den Indianern ein solcher Ortssinn eigen, daß sie, ohne sich zu verirren, durch einen unwegsamen Wald von mehren hundert Meilen gehen und unfehlbar den Ort ihrer Bestimmung erreichen, oder in ihren Booten die größten Seen befahren und, wenn sie schon Tage lang die Ufer aus dem Gesicht verloren hatten, doch immer gerade da landen, wo sie es beabsichtigen. So sind sie auch mit der Geographie ihres Landes in der Regel sehr wohl bekannt. Fragt man sie über die Lage eines einzelnen Ortes, so zeichnen sie gleich, wenn es sich thun läßt, mit einem Stöckchen eine Karte von demselben, sowie von der umliegenden Gegend und dem Laufe der Flüsse; dabei zeigen sie auf die Sonne und bezeichnen damit die Lage der Oerter nach den Himmelsgegenden. Ueberhaupt sind sie sehr gelehrig, und Alles, was zu ihrer Lebensart gehört, oder wovon sie sich einen Vortheil versprechen, eignen sie sich sehr schnell an. Ein wilder Indianer ändert übrigens seine Gewohnheiten nicht, wenn man ihn auf den Schauplatz der civilisirten Welt versetzt. Die Abgesandten der heidnischen Stämme,

welche 1831 nach Washington kamen und dort in einen Gasthof einquartirt wurden, setzten dort, wie auf dem heimathlichen Boden ihrer Waldhütten, ihr wildes Wesen fort. Ein Bett gebrauchten sie nie zum Nachtlager, sondern legten sich, in ein Tuch eingehüllt, auf den Boden nieder. Es war unterhaltend zu sehen, welchen Eindruck ein großer Spiegel in ihrem Zimmer auf sie machte. Anfänglich wandten sie sich bestürzt von seinem Anblick hinweg, gleich als fürchteten sie ihre eigne Gestalt; nach und nach faßten sie Muth, blickten hinein, wurden wild und eilten erschreckt aufs Neue davon. Allmälig wurden sie zutraulicher mit ihm; sie fingen an zu glauben, es sei ihr eignes Bild, was aus dem Spiegel ihnen entgegenblickte, und konnten es nicht begreifen, auf welche Weise sie selbst, ihre Brüder und die Gegenstände um sie her so wundervoll verdoppelt werden könnten. Mit dem lauten Ausrufe „Umpf" machten sie jetzt einen Sprung in den Winkel des Zimmers, und belustigten sich über die sonderbaren Figuren, die ihnen aus dem Spiegel entgegenblickten. Am Ende lernten sie sich behaglich vor demselben niedersetzen und ihre Gesichter mit Farbe zu beschmieren, da ihnen hierzu der Spiegel des Wassers gebrach. —

Von der Zeiteintheilung haben die Indianer nicht viel Kenntniß, und ein Weib vom Rothen Flusse wußte über das Alter ihres Kindes nichts weiter zu sagen, als: „das Kind sei geboren, als die (wilden) Gänse kamen", was gewöhnlich im April zu geschehen pflegt; sonst rechnen sie bei der Angabe der Zeit nach Nächten, die sie geschlafen haben, und nach den verlebten Wintern. Merkwürdig ist auch, daß sie allenthalben das Sternbild des großen Bären unter demselben Namen kennen.

Von Künsten im Sinne der Europäer zeigen sich bei den wilden Indianern nur wenig Spuren. In Anfertigung ihrer Kleider, Waffen und Geräthschaften beweisen sie freilich nicht geringe Geschicklichkeit; sonst aber ist ihnen mühsame und anhaltende Arbeit zuwider. Doch besitzen sie viel Anlage, allerlei Handwerke und Künste zu erlernen, wie denn z. B. schon seit langer Zeit mehrere, die lange unter weißen Leuten gewesen waren, angefangen haben zu schmieden und Beile, Aexte und dgl. recht gut zu verfertigen. Des Lesens und Schreibens sind die Indianer nicht kundig, doch giebt es einen oder zwei Felsen in ihrem Lande, worauf sich nicht zu entziffernde Charaktere eingegraben finden. Die Schrift wird einigermaßen ersetzt durch allerlei bedeutsame Figuren, welche sie bisweilen in Steine einhauen, häufiger jedoch an Bäume malen. Um z. B. das Andenken eines berühmten Kriegsmannes zu erhalten, nehmen sie einem Baum auf der einen Seite die Rinde, schaben das Holz hübsch weiß, und malen darauf mit Rothstein den Helden in seiner Waffenrüstung und zu seinen Füßen so viel Menschen ohne Kopf und Arme, als er erlegt hat. Eine solche Malerei kann wohl 50 und mehr Jahre kenntlich bleiben. Ebenso malen indianische Krieger auch wohl selbst ihre Thaten. Wo aber ein Indianer auf der Jagd gelegen hat, da zeichnen sie an die Bäume, wie viel Nächte sie in der Gegend gewesen sind, wie viel Hirsche, Bären u. s. w. sie geschossen haben. In manchen Fällen, da wir uns der Schrift bedienen, gebrauchen die Indianer ihre Wampom's, künstlich bereitete Gürtel oder Schnüre aus Muschelschalen, oft mehrere Reihen

neben einander. Soll ein Vertrag bestätigt werden, so übergeben beide Parteien sich gegenseitig eine solche Muschelschnur. Auch sonst bei jeder wichtigen Rede überreichen die Indianer einen derartigen Gürtel, dessen Farbe nebst den auf ihm angebrachten Figuren nach dem Inhalt des Gesagten oder zu Sagenden sich richten muß. Ist der Inhalt der Rede bedenklich, so muß die Farbe des Gürtels schwarz, ist er dagegen erfreulich, so muß sie weiß sein. Soll Krieg angekündigt werden, so muß der Gürtel auch schwarz sein, aber mit rother Farbe bestrichen und in der Mitte das Zeichen eines Beils aus weißen Muscheln enthaltend. Da diese Gürtel auch zur Erinnerung an die bei ihrer Auswechselung geschlossenen Verträge dienen, so werden sie von den Indianern aufs Sorgfältigste bewahrt. Bisweilen setzen dieselben sich auch um die Kiste herum, in der die Wampom's liegen, nehmen sie einzeln heraus und erinnern sich dabei an Alles, was bei der Uebergabe eines jeden derselben gesprochen worden ist. Ein Mann in Philadelphia hatte einst einem Indianer eine solche Muschelschnur gegeben und dabei gesagt: „Ich bin dein Freund und will dir dienen, wo ich kann". Nach 40 Jahren brachte der Indianer die Schnur wieder, erinnerte den Geber derselben an sein Wort, und forderte ihn auf, jetzt, da er alt und schwach wäre, sein Versprechen zu erfüllen, und es war nicht vergeblich. — Von der natürlichen Beredtsamkeit der Indianer haben wir schon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben kennen zu lernen. Doch darf man das vielgerühmte Rednertalent derselben auch nicht überschätzen. Denn wenn sich auch der Indianer wirklich oft kurz und bündig faßt und in bilderreicher Sprache seine Meinung gleichnißartig kund giebt, da ihm Worte fehlen, die Rede auszudehnen, so wiederholt er sich doch im Allgemeinen sehr oft und verweilt sich vorzüglich gern bei kleinen, unbedeutenden Nebenumständen. Dabei verstehen sich die wilden Indianer ziemlich gut darauf, das Wenige, was ihnen bei der Rede zu Gebote steht, mit viel Kraft zu handhaben, und zeigen ein großes Geschick, aus der unbedeutendsten Kleinigkeit viel Lärmens zu machen. Sie sind gewohnt, mit einem Tone und mit Geberden, die alle Sinnen in Bewegung setzen, sich als Redner mit dem einzigen Wort „Yerensotavakarangetawa" in der Versammlung einzuführen. Verdolmetscht heißt dieß „die möglich größte Fidel" und bezieht sich auf eine Kirchenorgel, die einer einmal in einer Rathsversammlung gesehen hat. Die Häuptlinge der Menomenie's pflegten ihre Reden und jeden einzelnen Satz derselben mit einem langgedehnten einsilbigen Wort anzufangen, welches das ganze Kehlvermögen des Redners in Bewegung setzte und den Sinn hatte: „Ich bin da, höret zu!" Jetzt wurde jedes einzelne Wort unter dem heftigsten Geberdenspiel und mit einer betäubenden Stentorstimme langsam und feierlich herausgetönt, gleich als ob das Schicksal der ganzen Welt von diesem Wort abhinge. Fand der Ausdruck den Beifall ihres Volkes, so folgte ihm ein lautes und tiefes Grunzen, das aus der untersten Kehlhöhle hervorkam, alsobald nach, und dieses Zeichen des Beifalls machte den Redner immer lebhafter, und er ließ sich dadurch zu einer dem trunknen Wahnsinn ähnlichen Begeistrung hinauf steigern. Der Gedanke aber, der den Beifall des Volkes entlockte, bestand oft in einer unbedeutenden Kleinigkeit; denn die Indianer

finden, wie die Kinder, meist an Kleinigkeiten ihr Vergnügen und werden schon durch das Wirbeln eines Würfels ergötzt; indeß stehen sie doch bisweilen auf, um sich als Männer von der ersten Größe zu zeigen. So drängt sich auch oft der ganze kühne Geist des rothen Mannes in kurzen, treffenden Sätzen zusammen und giebt seiner Rede dabei, neben der blumenreichen Sprache, einen unendlichen Reiz.

Jeder Indianerstamm aber, und bestände er auch nur aus ganz wenigen Mitgliedern, hat seine eigne Sprache, und so werden in ganz Amerika neben 2000 Mundarten gegen 4 bis 500 Hauptsprachen angenommen, welche von einander ganz verschieden sind und nur in ihrem Grunde noch alle eine gewisse Aehnlichkeit haben. Alle diese Sprachen*) sind nun sehr reich an Wörtern, Formen und Verbindungen der verschiedensten Art, und zeigen in ihrer ganzen Bildung so viel Kunst, daß man sie eher für das Werk von Gelehrten, als von Wilden halten sollte. Deßhalb sind dieselben sehr schwierig zu erlernen, woran Niemand zweifeln wird, wenn er liest, daß in einer dieser Indianersprachen **Nummatscheckodtantamuhngannunonasch** heißt: „unsre Liebe", **Nuhromantanmuhngannunonasch** „unsre Freundschaften", und **Rummogokdonattuhttamonoktitnaongannunonasch** „unsre Fragen". So heißt **Nimachiishiwebiziwiainanin** „unsre Sünden", so aber, daß der Angeredete von der Mitschuld freigehalten und ausgeschlossen wird, daher diese Form in Gebeten zu gebrauchen ist; dagegen **Kimachiishiwebiziwiainanin** „unsre Sünden", mit Einschluß des oder der Angeredeten, daher diese Form in der Rede an die Gemeinde gebraucht werden muß. Um das einfache Zeitwort „lieben" im Indianischen nach allen Beziehungen hin vollständig durchzuconjugiren, braucht man wenigsten zwanzig gut eingetheilte und ziemlich eng geschriebene Quartseiten, und kommen dabei Formen vor, wie **Azhiningionjiishisagiitizomingibon**, „wir hatten uns selbst um deßwillen so geliebt", im Conjunctiv: **Azhikionjiishisagiitizoiongibon**, und im Modus Potentialis: **Nindagiwionjiishisagiitizominabon**, „wir möchten uns um deßwillen so geliebt haben". Für **tshang**, gehen, hat man eine andere Form, wenn das Ziel, wohin man geht, ein Mensch, ein Thier, und eine andere, wenn es ein Ort oder eine Sache ist. **Nisagiwe** heißt ganz allgemein „ich liebe"; ist aber der Gegenstand meiner Liebe ein beseeltes Wesen, so muß ich sagen **Nisagia**, ist er unbeseelt, **Nisagiton**. „Ich liebe mich" heißt **Nisagiitiz**, „ich liebe dich" **Kisagiin**, „ich liebe euch" **Kisagiinim**, „ich liebe sie" **Nisagiawag** ꝛc. Zur Bezeichnung eines Bären giebt es im Indianischen fünf verschiedene Ausdrücke, für das Reisen hat man wohl zehn, für das Jagen fünfzehn, für das Fischen aber zweiundzwanzig verschiedene Bezeichnungen. So ist diese Sprache für das Leben, die Verhältnisse und Bedürfnisse der Indianer allerdings unendlich reich, allein so wie man christliche Wahrheiten in ihr ausdrücken will, wird sie eben so arm und dürftig. Des Indianers Sinn ist auf die Erde, auf das Sichtbare gerichtet. Die endlosen Wälder und unübersehbaren Prärien mit ihren Flüssen und Seen sind sein Element. Alles, was da seinem Auge und Ohr begegnet, was

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1852 p. 196 ff.

er da treibt, weiß er auf die mannigfaltigste Art auszudrücken. Aber etwas Anderes, Höheres findet in seiner Seele keinen Raum; das Uebersinnliche, Jenseitige ist für ihn nicht vorhanden. Dafür hat auch seine Sprache keine Zeichen. Für Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniß, Erlösung, Versöhnung, Gerechtigkeit, Unschuld, Heiligkeit, Treue und Aehnliches sucht man in der Menge seiner Wörter vergebens einen Ausdruck. Und daß es deßhalb außerordentlich schwer ist, ihm das Evangelium zu verkündigen, leuchtet gewiß von selber ein. Doch sind die von dieser Seite entgegenstehenden Hindernisse Gott Lob zum Theil bereits überwunden und werden es immer mehr. Ueber die eigenthümliche Weise der Indianersprache aber spricht sich der Amerikaner Colton jedenfalls zu günstig aus, wenn er sagt: „Da die Ureinwohner Amerikas für ihr zeitliches Wohlergehn ganz und gar von einander abhangen, und da sie mit einem tief religiösen Gefühle die Leitung ihrer Wege, so wie die Befriedigung ihrer Bedürfnisse dem großen Geiste im Himmel anvertrauen, — denn sie selbst sind immer sorgenlos, und darum nicht selten in Mangel — so hat diese Empfindung ihrer Ausdrucksweise eine unbeschreibliche Zartheit und Milde aufgedrückt. Ihre Unterhaltung mit einander klingt gleich einer süßen Melodie. Da sie nie in abstrakten Begriffen denken, und ihre Ausdrucksweise nicht in die Verkettung der Schlüsse einschnüren, und da ihr Herz immer der wohlwollenden Gefühle bedarf, so ist auch ihre Unterhaltung der lebendigste Ausdruck der Freundlichkeit. Ihre kinderartigen Ergebenheitsgefühle haben in dem Bau, sowie im Gebrauch ihrer Sprache eine physische Wirkung hervorgebracht, wie sie sich bei keiner andern Sprache findet. Der ganze Charakter der Indianerstämme ist in ihren wechselseitigen Unterhaltungen der Laut zarten Wohlwollens, und erweckt dieses Gefühl im Herzen, wenn man auch kein Wort von ihrer Sprache versteht. Dabei ist besonders auffallend, daß der Indianer, wenn er eine europäische Sprache redet, eine Stimme hat, die von der Stimme seiner Muttersprache durchaus verschieden ist, was sie nicht einmal an sich selbst bemerken."

Das Temperament der Indianer betreffend, so scheinen sie mehr nach innen als nach außen gekehrt; ein Zug von Schwermuth, gewiß noch vermehrt durch das traurige Geschick ihres Volkes und die ihnen widerfahrnen Ungerechtigkeiten, ist bei ihnen unverkennbar.

Niemand kann behaupten, den Charakter der Indianer kennen gelernt zu haben, der sie bloß unter dem beflekenden Einfluß des Verkehrs mit Europäern gesehen hat. Denn wird der Indianer durch die Berührungen der Kultur nicht gebessert, was allein unter dem Einfluß des Evangeliums geschehen kann, so wird er unendlich schlechter, als er zuvor war und nimmt zu den Sünden seiner Natur noch die Laster der Weißen an, die ihn vollends herabwürdigen und verderben. Ganz anders der wilde Indianer, dessen väterliche Lebensweise durch das europäische Geschlecht noch nicht vergiftet worden ist. Stolz auf seine Unabhängigkeit streift er in seinen Wäldern umher und ist gewohnt, sich selbst als den Mittelpunkt der bloß für ihn geschaffenen Welt und als den Herrn und Gebieter alles dessen, was er um sich sieht, zu betrachten. Im Allgemeinen ist der Indianer, wenn er nicht zum Zorn gereizt wird, ein

menschenfreundliches, nicht selten heroisch-großmüthiges Geschöpf, bei aller kriegerischen Wildheit der edelsten Hingebung fähig. So hatte ein Choctaw-Indianer gesagt, als die Franzosen in New-Orleans an den Mündungen des Mississippi herrschten, die Colapissen-Indianer seien deren Sclaven. Ein Colapisse erschoß ihn für dieses Wort. Die Choctaw-Nation bewaffnete sich auf der Stelle und schickte Gesandte nach New-Orleans, den Kopf des Mörders zu fordern. Die Franzosen, unter deren Schutz er stand, boten Geld an, aber umsonst; sie erboten sich sogar, das Dorf der Colapissen zu zerstören, aber auch das genügte dem Rachedurst nicht. Um Krieg zu verhindern, mußte der unglückliche Indianer ausgeliefert werden. Es geschah; begleitet von seinen Verwandten kam er zu den Feinden. Da stand er in der Mitte der Versammlung und sprach: „Ich bin ein Mann und fürchte den Tod nicht. Aber ich beklage ein Weib und vier Kinder, die ich noch sehr jung hinterlasse; ich beklage Vater und Mutter, die sehr alt sind und die ich durch Jagd unterhielt." Kaum war das letzte Wort seiner kurzen Rede verhallt, als sein Vater sich erhob und sagte: „Mein Sohn stirbt muthig, aber er ist jung und voll Kraft, er kann besser für seine Mutter, sein Weib und seine vier Kinder sorgen. Er muß deßhalb dableiben, um sie zu ernähren. Ich bin dem Ende meines Laufes nahe, ich bin zu nichts mehr nütze, ich kann nicht gehen, wie der Rehbock, dessen Lauf man nicht sieht, wie der Flug des Windes; ich kann nicht mehr schlafen, wie der Hase, dessen Augen sich nicht schließen. Ich habe gelebt als ein Mann und will sterben als ein Mann, darum trete ich an seine Statt." Alles weinte um den Alten her; zum letzten Mal umarmte er Weib, Sohn, Schwiegertochter und Enkel. Er legte sich auf den Baumstamm, und ein Hieb der Streitaxt trennte sein Haupt vom Rumpfe. — Friedliebend und wohlwollend in ihrem häuslichen Leben, sind die Indianer mit Recht durch ihre Gastfreiheit berühmt, welche sich auch auf Fremde erstreckt, die zu ihnen ihre Zuflucht nehmen. Wer als Gast ihnen naht, er habe weiße oder rothe Farbe, der ist ihnen willkommen, der Indianer räumt ihm die beste Stelle in seiner Hütte ein, theilt die beste Nahrung mit ihm, und ißt lieber selbst nichts, wenn er sonst dem Fremden nicht reichlich genug geben kann. Verweigerung der Gastfreundschaft setzt allgemeiner Verachtung und Schande aus, und wird als Beleidigung aufgenommen. Dabei gedenken wir einer Indianergeschichte,*) deren Mittheilung wir uns nicht versagen können:

„Vor der Thüre seines Hauses stand an einem milden Juniabend ein Ansiedler, William Sullivan, beschäftigt, seine Sensen für die Heuernte zu dengeln, als ein verirrter Indianer zu ihm trat und um Speise und ein Nachtlager bat. Als seine wiederholte Bitte von dem Mann zurückgewiesen, ja nicht einmal ein Trunk Wassers ihm bewilligt ward, wandte der Indianer mit stolzer, aber trauernder Miene sich ab, und wankte langsam fort. Aber Mary, das Weib des Ansiedlers, sah ihn nicht weit vom Hause erschöpft zusammensinken, eilte ihm nach mit Speise und Trank und bot es ihm freundlich dar. Als der Verschmachtete sich erquickt hatte, sagte er mit dankstrahlenden Augen: „„Karkutschi schützt die weiße Taube vor den Klauen des Adlers; um ihrentwillen soll das unflügge Junge sicher sein in seinem

*) Calwer Missionsbl. f. K. 1852 p. 123 ff.

Nest, und ihr rother Bruder wird keine Rache suchen.““ Dann zog er einen Büschel Reiherfedern aus dem Busen, nahm die längste heraus, gab sie der Frau und sagte: „„Wenn der Genosse der weißen Taube über die Jagdgründe des Indianers fliegt, soll er dieß auf dem Kopfe tragen.““ Damit wandte er sich weg und war bald im Walde verschwunden. Als nun mit dem Herbste die Jagdzeit gekommen und Sullivan bange war vor der Rache des beleidigten Indianers, der er beim Umherstreifen im Walde so leicht anheimfallen konnte, erzählte ihm Mary, was sie an dem erschöpften Indianer gethan, und nähte die Reiherfeder auf seine Jagdmütze. Und nicht umsonst! Denn auf der Jagd verlor sich Sullivan von seinen Gefährten, verirrte sich, verwundete einen Büffel, der ihm entgegenkam, und war in Gefahr, von dem wüthenden Thiere zerstampft zu werden, als plötzlich ein scharfer Schuß fiel und der Büffel zu Boden stürzte, theilweise auf den hingestreckten Jäger. Eine dunkle Gestalt in indianischem Aufzug glitt schnell vorbei und stieß dem Thier ein Jagdmesser tief in den Hals. Hierauf wandte sich der Indianer zu Sullivan, der, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, weil er nicht wußte, ob sein Lebensretter zu einem feindlichen Stamme gehörte, um Auskunft über den rechten Weg ihn bat, mit den Worten: „„Wenn der müde Jäger warten will, bis morgen, so wird der Adler ihm den Weg zum Neste seiner weißen Taube zeigen.““ Damit nahm er ihn bei der Hand und führte ihn durch die schnell hereinbrechende Nacht zu einem kleinen Indianerlager in der Nähe des Flusses. Dort gab er in seinem Wigwam dem Jäger ein reichliches Mahl von Maiskuchen und Wildbrät, breitete dann Thierhäute für ihn aus und wies ihn zur Nachtruhe. Am nächsten Morgen geleitete er ihn durch den dichten, dunkeln Wald, und ehe es Abend ward, erblickte Sullivan seine Wohnung vor sich und sprach seinem Führer den herzlichsten Dank aus für den geleisteten Liebesdienst. Da schaute ihn Karkutschi, denn er war's und jetzt erst erkannte Sullivan ihn wieder, mit einem Ausdruck stolzen und doch milden Vorwurfs an und sprach zu ihm: „„Vor fünf Monaten, als ich ermattet und verschmachtet war, nanntest du mich einen indianischen Hund und triebst mich von deiner Thür. In der letzten Nacht hätte ich mich rächen können; aber die weiße Taube hat mir zu essen gegeben, und um ihretwillen schonte ich ihren Genossen. Karkutschi heißt dich jetzt nach Hause gehen; und wenn du künftighin einmal einen rothen Mann in Noth siehst, so thue ihm, wie ich dir gethan habe! Lebe wohl!“

Im Ganzen ist das Leben der Indianer keusch und züchtig, obschon sie, wie wir bereits gesehen, der Vielweiberei ergeben sind; doch kommen auch bei ihnen, wie bei allen Heiden, insgeheim unnatürliche Sünden vor. In ihrem ganzen Verhalten sind sie besonnen und reden wenig, aber auf ihr Wort kann man sich verlassen, und sie sind ebenso treu und aufopfernd als Freunde, wie furchtbar als Feinde. Darum vertragen sie nichts weniger, als wenn man ihnen Mißtrauen bezeigt. Ihre Ehrlichkeit aber findet selbst unter Christen selten ihres Gleichen. So erzählt Catlin: „Ein Indianer am Biberfluß, der einen kleinen Kornhandel hatte, wollte mit seinem Weibe nach Pittsburg gehen. Vor seine Thür legte er einen Klotz und stellte noch etliche Holzscheite dagegen, daß sie zubleiben mußte. Als ich ihm bei der Beschäftigung aufmerksam zusah, sagte er zu mir: „Sieh, mein Freund, das ist ein indianisches Schloß, das ich da vor meine Thür lege.“ Ich antwortete: „„Das ist gut genug. Aber ich sehe, du lässest viele Waaren in deinem Hause zurück: fürchtest du dich nicht, daß sie in deiner Abwesenheit gestohlen werden?““ — „Gestohlen? von wem?“ — „„Von wem? Natürlich von Indianern.““ — „Nein, nein,“ antwortete jener, „kein Indianer würde so etwas thun. Wenn nicht zufällig weiße Leute da vorbei kommen, so werde ich bei meiner Rückkunft Alles unversehrt antreffen.“ Und damit ging er fort. — Ihre Heimath geht den Indianern über Alles; sie besitzen ein sehr leb-

haftes Nationalgefühl und eine große Anhänglichkeit an ihren besondern Stamm, wobei sie jedoch auch alle übrigen als zu einem Volke gehörig anzusehen pflegen. Den Europäern gestehen sie gern in allerlei Künsten und Wissenschaften den Vorrang zu; aber sie verachten sie dennoch, weil ihnen, wie sie meinen, die Freiheit fehlt. Zu nichts weniger sind sie geneigt, als ihre Lebensweise mit der europäischen zu vertauschen. Man verpflanze einen Indianer in die sogenannte gebildete Welt: er fühlt sich wie in einer Einöde, und unbefriedigt wandert sein Auge umher. Man behandle ihn mit der größten Freundlichkeit, man suche ihn durch die reizendsten Geschenke zu locken: er wendet seinen Blick davon hinweg und spricht: „Laßt mich nach Hause gehen. So wenig für den Fisch die Lebensart des Vogels paßt, so wenig würde es sich schicken, wenn die Indianer europäisch leben wollten." — Ueberhaupt empfinden sie gegen die Weißen einen natürlichen Widerwillen, und das sicher nicht ohne Grund. „Unser Land," sagen sie, „haben die Weißen uns großentheils genommen, unsere Jagden werden durch ihr Vieh eingeschränkt, viel anderes Unheil, sonderlich durch die Einführung des Rums, haben sie unter uns gestiftet; wahrscheinlich suchen sie unser Land vollends in Besitz zu nehmen und uns gar zu vertilgen." — Dem Indianer stehen aber im Kampfe so wenig Mittel der Vertheidigung zu Gebote, daß Ueberraschung des Angriffs ihn immer in's Verderben stürzt. Haben daher die Indianer von Seiten eines andern Stammes Feindseligkeiten zu besorgen, so wissen sie wohl, daß nur in der gänzlichen Zernichtung ihrer Widersacher eigne Sicherheit zu finden ist, und darum sind sie fast genöthigt, Wachsamkeit und Rache zu ihrem Losungswort zu machen. Hier aber, wenn er in den Krieg geht, wird uns klar, was in dem natürlichen Herzen des Indianers verborgen ist. Von seinem Lager steht der sorgenlose Wilde auf; ein Kriegsrath wird zusammengerufen, das feierliche Rathsfeuer angezündet, der Kriegszug öffentlich verkündigt, und der Kriegestanz als Zeichen der Theilnahme am Verheerungszuge angeordnet. Mit der eigenthümlichen Gewalt der Indianerrede werden die Gründe zum Feldzug dem versammelten Stamme kund gemacht, und dabei durch jegliches Mittel das Gefühl des Wilden aufgereizt. Feierlich und öffentlich werden nun die Feinde dem Tode geweiht. Der Stolz ihrer Nation, ihre Weiber und Kinder, ihre Hütten, ihr Jagd- und Fischergebiet, die Gräber ihrer Väter, ihr eignes Leben, Alles, was dem Herzen theuer ist, die ganze Schauerlichkeit ihrer Religionsweise wird in die Wagschale ihrer wilden gewaltsamen Dichtkunst gelegt, um die trägen Fesseln des Friedens abzuschütteln und alle Leidenschaften des Krieges zu entflammen. Die sanften Gefühle des Herzens werden erdrückt, und alle zarten Bande zerrissen, welche sie an das Leben fesseln. Der Wurfspieß oder ein rothbemalter Pfahl wird in die Erde gesteckt, der wilde Ton der Kriegstrommel erschallt, und der Tanz, der wilde, erregende, aufreizende Kriegstanz beginnt. Das Tanzen selbst aber ist etwas, was sich schwer oder gar nicht beschreiben läßt; es ist mehr ein Springen des ganzen Körpers, bei dem die Füße jedoch nur wenig, und dann immer zu gleicher Zeit den Boden verlassen; die ganze Gestalt biegt sich nieder und schnellt plötzlich wieder in die Höhe, das ganze Gewicht des Körpers wirft sich

dabei zu gleicher Zeit in den Sprung, und die Erde bebt, wenn eine große Anzahl von Kriegern versammelt ist und zu gleicher Zeit den rothbemalten Pfahl umtobt. Dann schwingen sie in wilder, tobender Wuth ihre scharfen Waffen, während sie sich im rasendsten Tempo rücksichtslos zwischen einander durchdrängen, daß eine Verwundung Einzelner fast unvermeidbar erscheint; und dann wieder schallt der wilde, schmetternde Schlachtschrei so gellend, so scharf von unzähligen Lippen, daß der Zuschauer entsetzt zusammenfährt und das Geheul von Teufeln statt menschlicher Wesen zu hören glaubt. Plötzlich fallen sie wieder in ihr monotones Hüpfen zurück, füllen im nächsten Augenblick vielleicht auf's Neue mit dem ohrzerreißenden „Whoop" die Luft, und bewegen sich gleich darauf stumm und lautlos in geisterhaftem Schweigen. So immer mehr und mehr aufgereizt zu kühnen Thaten, werden auch ihre Bewegungen wilder und lebhafter, und sie schwingen nun ihre Kriegskeulen und schlagen sie gegen den rothbemalten Pfahl, der in ihrer Mitte prangt; dabei ahmen sie das Hinanschleichen an ihre Feinde, den Hinterhalt, den nächtlichen Ueberfall nach; thun, als ob sie handgemein mit den Gegnern im tödtlichen Gefechte wären, heben drohend die Waffen und scalpiren endlich den eingebildet Ueberwundenen mit fürchterlich geschickter Hand. So tanzt und springt alles um das Feuer herum, nackt und nach dem Geschmack jedes Einzelnen am Körper bemalt, die Waffen in der Hand und mit fürchterlichen Geberden, gleich schwarzen Geistern der Nacht. — Unbeschreiblich aber ist der Einfluß, den diese Feierlichkeiten auf die Leidenschaft des Indianers ausüben. Seine frühere Gemüths- und Lebensruhe ist gänzlich gewichen und er ist in einen Rasenden umgewandelt. Von jetzt an bietet er Allem den Rücken, was seinem Herzen theuer ist. Er fastet, er zerfleischt seinen Körper und gewöhnt sich an das geduldige Ertragen auch des fürchterlichsten Schmerzes. Also zum Kriege vorbereitet, vermag selbst die grausamste Todesqual nicht, auch nur eine Muskel im Gesicht des Indianers in Bewegung zu setzen. Von nun an hat er kein Gefühl mehr für Mitleiden; er wird ein blutdürstiges Thier, bis er seinen Feinden in die Hände fällt oder siegreich zu der Heimath zurückkehrt. Er hat aufgehört ein Mensch zu sein und lebt in einem fortgesetzten Rausche rachsüchtiger Verrückung dahin. Wehe dem Manne, dem Weibe, dem Kinde, das jetzt in seine Hände fällt. Er hat einen feierlichen Eid geschworen, der ihn von jedem zarten Gefühl entbindet und Schonung des Feindes zum Verbrechen macht. Kriegslist und Grausamkeit, das sind die entsetzlichen Waffen, mit denen der barbarische Indianer kämpft. Denn ohne feig zu sein mag er sein Leben nicht nutzlos im offnen Kampfe der Gefahr aussetzen, wenn er dasselbe Resultat mit List und Schlauheit erreichen kann. Darum suchen sie heimlich den Feind zu beschleichen und durch plötzlichen Ueberfall zu erschrecken; gegen die Ueberwundenen aber giebt es kein Erbarmen. Die fallenden Feinde werden mit wilder Lust skalpirt. Dem zu Boden Geworfenen setzt der Sieger seinen Fuß auf den Hals, ergreift ihn mit der linken Hand bei den Haaren, spannt dadurch die Haut des Kopfes an, durchschneidet sie mit einem scharfen Messer rings um den Scheitel herum und reißt sie dann mit einem schnellen und gewandten Ruck vom Kopfe ab. Dazu

braucht ein geschickter Indianer kaum eine Minute Zeit. Die Skalpe aber oder Kopfhäute der erschlagenen Feinde gelten für die schönsten Siegstrophäen und werden sorgsam bewahrt; wer aber die meisten aufweisen kann, der hat den größten Ruhm. Viele Indianer behalten bloß, in kecker Verachtung des Schrecklichsten, was ihnen geschehen kann, eine einzige lange Locke, die sogenannte Skalplocke, auf ihrem Haupte, die sie theils färben, theils mit Adlerfedern und Perlen schmücken, um dem Feinde, wenn sie wirklich besiegt sind, das Abstreifen ihres Skalpes zu erleichtern. Nach glücklich beendetem Kriegszuge wird daheim der Skalptanz getanzt, wobei die Frauen in der Mitte des Kreises stehen und die erbeuteten Skalpe in der Luft herumschwingen, während die Krieger die Gruppe heulend umtanzen. Die Gefangenen läßt man freilich bisweilen am Leben, aber nur um den Glanz der zurückkehrenden Sieger zu erhöhen, von deren Angehörigen sie alle möglichen Quälereien und Verspottungen zu erdulden haben. Manche werden später förmlich zum Tode verurtheilt. Dazu versammeln sich die Indianer oft von fernen Orten her, wie zu einem Feste, um ihre Rachgier recht zu sättigen. Der Verurtheilte wird — nach Loskiel's Berichte — nackend, bisweilen schwarz bemalt, mit Rabenfedern auf dem Kopfe, vor einem brennenden Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden. Dann schreien seine Peiniger: „Die Gebeine unserer Brüder liegen unbegraben! Ihre Geister rufen uns laut zu: Rächet unser Blut! Rächet unser Blut! Nun laßt uns ihn martern und mit den Zähnen zerreißen!" Das Schlachtopfer fängt dagegen an, der Peiniger zu spotten: „Als tapferer Mann will ich fallen. Auf's Peinigen versteht ihr euch gut, aber ihr seid feige Memmen im Kriege. Ich gehe hinüber zu jenen Heldenmännern, die euch wie Spreu vor sich hergetrieben haben!" Und nun geht das Martern und Quälen los, entsetzlich, schauderhaft. Da reißt ihm Einer die Nägel von den Fingern, ein Anderer beißt ihm einen Finger ab und steckt ihn in seine Pfeife, die er wohl gar dem Verurtheilten zum Rauchen anbietet. Andere quetschen seine Finger oder Zehen zwischen Steinen, oder versengen ihn mit glühenden Eisen oder Feuerbränden; noch Andere zerfleischen ihn mit Messern, schneiden Riemen aus seinem Leibe und reiben Salz in die rohen Stellen. Um die Marter des Unglücklichen zu verlängern, wird sie öfters unterbrochen, so daß sie mitunter 2—3 Tage währt. Bisweilen wird der Gequälte, wiewohl schon halb zerfleischt und verbrannt, genöthigt, an einem kurzen Stricke um den Pfahl herumzulaufen. Giebt er durch Schreien seinen Schmerz zu erkennen, so wird er von seinen grausamen Peinigern verspottet, wogegen sie ihn freilich, wenn er standhaft bleibt, als einen braven Mann rühmen. Sehen sie endlich, daß er nicht viel Gefühl mehr hat, so schlagen sie ihn völlig todt und verbrennen den zerfetzten Körper. — Nicht minder wie von Grausamkeit und Rachedurst sind die Indianer, nachdem sie einmal durch die Europäer mit dem berauschenden Getränke bekannt geworden sind, auch von der Trunksucht beherrscht. Sie erkennen und beklagen selbst, wie verderblich die Einführung des Feuerwassers, des Branntweins, den sie mit Recht einen Vernunftzerstörer nennen, für sie geworden ist und fortwährend sich erweist; aber dessenungeachtet, wenn er ihnen geboten wird, folgen sie

willenlos der Verführung, und die Häuptlinge, welche Verbote gegen das berauschende Getränk erlassen, sind die ersten, dieselben zu übertreten. So hatte einst ein Rumhändler mit einem Fäßchen Rum, in welches er einen Strohhalm gesteckt hatte, sich auf einen Platz gestellt, wo viele Indianer sich befanden. Jedermann, rief er aus, solle die Freiheit haben, unentgeltlich durch den Strohhalm zu kosten. Ein Indianer kam langsamen Schrittes mit nachdenklicher Miene auf das Fäßchen zugegangen; plötzlich aber wandte er sich um und lief eilends zurück. Nach einer Weile kam er wieder und der vorige Auftritt wiederholte sich. Als er aber zum dritten Male wiederkam, ließ er sich von dem Verkäufer bereden und zog schüchtern durch den Strohhalm etwas von dem Rum. Kaum hatte er ihn gekostet, so kaufte er für die Wampom's, die er bei sich hatte, zuerst ein kleines Glas voll, hörte dann aber nicht eher auf, bis er die wollene Decke, die er auf dem Leibe trug, seine Büchse und alles, was er sonst noch besaß, hingegeben hatte. In der Trunkenheit hört aber auch der Indianer auf, ein Mensch zu sein; und daß die Zahl der Indianer so zusammengeschmolzen ist, muß vorzugsweise dem unmäßigen Branntweingenuß zugeschrieben werden. Ergreifend ist darum die Klage der Indianer am Rice-Lake (Reissee) über den Branntwein:

„Die fünf Dörfer Alewik, Rice Lake, Mud Lake, Scogog und Credit, das ist alles, was von den Missisaga-Indianern übrig geblieben ist. Rettet uns, ihr unsere weißen Brüder! rettet uns! Vor langer Zeit kamet ihr zu uns und batet uns um einen Platz, euer Wigwam darauf zu bauen. Wir gaben euch Land. Sagt selbst, war's nicht ein dankenswerthes Geschenk? Wir bitten euch nun: befreit uns von einem Feinde, den wir selber nicht bezwingen können! Wie alles, was vom weißen Manne kommt, ist er zu stark für uns. Wir lieben unsere Heimath und kämpfen wider den Fremdling, der sie uns rauben will. Aber unsere Reihen werden immer dünner und unser Todfeind dringt als Sieger verheerend, zerstörend, erdrückend immer weiter gegen Westen vor. Meine weißen Brüder! könnten die Seelen der todten Tschippewa's und Mohawk's, die vom Feuerwasser getödtet wurden, aus dem Lande der Schatten kommen und sich vor den Thüren der Branntweinshändler lagern von der Felsenstadt an bis zu den Quellen des großen See's: Städte und Städtchen würden voll der blassen Auswürflinge, die nicht mehr roth, die versengt sind von der blauen Flamme. Sie sind keine Krieger mehr. Die Totem's ihrer Väter sind verloren hoffnungslos. Auf den Wassern sieht man nirgends mehr den Wellenstrich eines Kanoe's, noch in den Wolken des Adlers Flug. So stirbt der arme betrunkene Indianer dahin. Sein Kanoe schießt den Strom hinab, zerfallen von dem Gift, das der weiße Mann gebracht hat. Sein Geist schwebt empor in eine finstre Wolke. Er ist dahin! Wer kümmert sich darum? Nach wenig Wintern wird unser ganzes Geschlecht verschwinden, zerstreut, schwach, stumpf, verzweifelt! Wer kümmert sich darum? Gebt uns unsere Wälder und unser Wild zurück! Gebt uns unsere Wigwam's zurück und die Tapferkeit unserer Väter! Rettet uns, ihr weißen Brüder! rettet uns! Es sieht euch an ein sterbendes Geschlecht. Löschet die blaue Flamme aus, die uns verzehrt! Ihr könnt!"

Die Religion*) der Indianer, über welche sich Colton jedenfalls zu günstig ausspricht, wenn er sagt: „Ihre Begriffe von Gott sind in hohem Grade rein, mit tiefer Ehrfurcht aufgefaßt und so beschaffen, daß ein Christ sich wohl mit ihnen verständigen kann", ist trotz aller scheinbaren Vorzüge und trotz des ehrenden Zeugnisses, welches Catlin ih-

*) cf. Basler Missions-Magazin 1816, III, 375. 1822, II, 275. 1825, II, 227.

nen giebt, „daß es kein Volk irgend einer Farbe gebe, dem seine Religion so theuer sei, das einen so großen Theil seines Lebens auf demüthige Anbetung seines Gottes verwende," doch von derjenigen anderer Heidenvölker wesentlich nicht unterschieden. Denn obwohl die Indianer fast durchgängig an das Dasein eines höchsten unsichtbaren Wesens, welches Himmel und Erde und Alles geschaffen habe, glauben und diesen großen Geist im Himmel als einen allmächtigen und gütigen verehren, dessen Gegenwart sie durchschauert bei den mächtigen Wasserstürzen ihrer Ströme, an dem gewaltigen Wellenschlag ihrer Seen, in dem Rollen des Donners über ihre ungeheuren Grasflächen hin oder in den riesigen Felsklüften ihrer Berge, bei dem Flammen des Blitzes durch die schaurige Nacht ihrer Urwälder, sind doch auch sie des Heidenthumes dunklen Mächten unterthan. Sie glauben nämlich, daß ein jedes bedeutendere Geschöpf einen eignen Gott*) in oder um sich hat, und so giebt es, wie sie meinen, einen Sonnen-, einen Mondgott und ähnliche Götter, und auch das Feuer erscheint ihnen als ein göttliches Wesen. So bekannte der schon erwähnte Hudsonsbai-Indianer Peter Jakobs: „Vor etwa zwanzig Jahren war ich, wie meine Landsleute, ein Anbeter der Sonne und des Mondes. Als eure Missionare zu uns kamen und uns den gekreuzigten Christus predigten, wurde ich dadurch angeleitet, zu dem lebendigen Gott in Christo zu kommen und zu beten. Vorher betete ich ungefähr so: O Gott du Mond! o Gott du Sonne! leite meine Schritte durch die Wälder in der Richtung, wo der Hirsch weidet, damit ich ihn erlege und etwas zu essen bekomme! Das war alles, was wir beten konnten, und wir waren alle sehr schlimme Leute." Stellen die Indianer ihren großen Geist auch nicht in einer scheuslichen Götzengestalt dar, auf deren blutigen Altären sie grausame Opfer bringen, so meinen doch Viele, er wohne in einem Büffel, oder in einem Bären, oder in irgend einem andern Thiere der Wildniß, dem sie deßhalb eine Art göttlicher Verehrung erweisen. So verschieden aber die Sprachen der Indianer, so verschieden sind auch die Namen des großen Geistes. Bei den Sioux z. B. heißt er Wokonschecha, bei den Tuskarora's Yewunniyoh, bei den Mandanern Mahhopeneta, bei den Ricara's Kakewaroohteh u. a. Wenn ihnen irgend etwas Gutes oder Schlimmes widerfährt, so schreiben sie dies der Huld oder dem Zorne eines Gottes zu, feiern auch wohl ein Fest zu Ehren desselben, das sie nicht selten auf ausschweifende Weise mit lächerlichen Gebräuchen begehen. Obschon von den Meisten der große Geist als Schöpfer der Welt und der Menschen angesehen wird, so finden sich doch auch Ausnahmen. Nach einer Sage der Hudsonsbai-Indianer war die Erde einst ein weites Meer und nur ein einziger mächtiger Vogel war am Leben. Seine Augen waren Feuer, sein Gesicht Blitze, die Bewegung seiner Flügel der Donner. Einst flog er zum Meere nieder, berührte dasselbe und machte, daß die Erde in die Höhe sprang. Seitdem wurden die Menschen geboren, aber die Indianer gingen aus einem Hunde hervor, und jener Vogel, den sie beleidigten, verschwand auf immer. Die Indianer an der Nordwestküste, welche Mis-

*) cf. Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1849, p. 23 ff. 35 ff.

sionar Green 1829 besuchte, schienen von einem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde gar keine Ahnung zu haben, und wie oft er sie auch fragte, wer das Meer, das Land, die Menschen geschaffen habe, sie antworteten immer: „Wir wissen es nicht." Die Verständigsten aber unter ihnen sagten: „Die alten Leute auf der Küste haben die Sage, daß die Krähe der Schöpfer der Welt sei,", welchen Vogel sie auch abergläubisch verehren. Die Erschaffung der ersten Menschen schreiben Einige ihrem vornehmsten Gotte, Kichlan oder Kaulantowit, zu, der sie aus einem Baume gebildet. Eine andere Sage berichtet: Ehe es Menschen gab, waren drei große gute Geister. Unter diesen ist der eine über die beiden andern erhaben, und er heißt besonders der große, gute Geist. Dieser gab einst dem einen von den beiden andern den Befehl, einen Menschen zu machen. Da nahm derselbe Kreide, knetete einen Teig, formte ihn, hauchte ihm Lebensodem ein und brachte ihn dann zu dem großen Geiste. Dieser besah ihn und erklärte: Der ist zu weiß. Darauf befahl er dem andern Geist, eine Probe zu machen, und dieser nahm nun eine Kohle und behandelte sie in derselben Weise. Der große Geist aber erklärte, der sei zu schwarz. Zuletzt nahm der große Geist selbst rothe Erde, bildete eine Menschengestalt und hauchte ihr Odem ein. Als er fertig war, betrachtete er sie und sprach: „Der ist gerade recht." Das war der erste Indianer*). Ausführlicher läßt folgende von Missionar Baierlein mitgetheilte indianische Erzählung die Gedanken der Indianer über die Schöpfung der Welt und über den Ursprung des bösen Geistes uns erkennen:

Kichimanito, der große gute Geist, ist der Ursprung und Herr alles Lebens. Einst nun wurde er auch der Ursprung eines Geistes, der seit seiner Entstehung ihm, dem Schöpfer selber, wie auch allen seinen Geschöpfen, eine Quelle vieler Mühe und Noth geworden ist. Seine Entstehung ist eigentlich ein Werk des Zufalls. Es ging aber damit in folgender Weise zu: Metówac, oder wie die weißen Leute es nennen, Long Island, war ursprünglich eine ungeheure weit ausgedehnte Ebene, so eben und so völlig alles Wachsthums bar, daß es aussah, wie wenn ein Theil des Meeres plötzlich verschwunden und der sandige Grund somit sichtbar geworden wäre. Hier war es, wo Kichimanito niederzusitzen pflegte, wenn er im Sinne hatte, eine neue Schöpfung in's Dasein zu rufen, denn da der Ort geräumig und auf allen Seiten von Wasser umgeben war, so hatte er nicht nur den nöthigen Platz, sondern war auch ganz ungestört. Es ist bekannt genug, daß einige Proben der ersten Schöpfung von so ungeheurer Größe und Stärke waren, daß sie nicht nur an dem Orte ihrer Entstehung nicht leben konnten, sondern es dem Kichimanito auch schwer wurde, sie zu controliren. Denn wenn er ihnen gewisse Naturkräfte verliehen hatte, so hatten sie damit auch zugleich die Gesetze über diese Kräfte in ihrer Gewalt, bis es sein Wille war, dieselben wieder für sich zurückzufordern. Demnach pflegte Kichimanito seine neuen Schöpfungen auf die Probe zu stellen; mißbrauchten sie ihre Kräfte, so nahm er das Leben von ihnen, ehe sie noch Metówac verlassen konnten. Daher findet man dort noch heute Spuren früherer Vorgänge, und die Weise, in welcher dort das Erdreich oft verschwindet, zeigt deutlich, daß die ganze Insel nichts weiter ist, als ein großer Erdkuchen, oder auch eine Art Schüssel, zur Bequemlichkeit Kichimanito's auf das Meer gesetzt. Wenn der Herr des Lebens einen Elephanten oder Mammuth schaffen wollte, so legte er vier Thonkuchen in geeigneter Entfernung auf die Erde, um daraus die Füße des Thieres zu formen. Zuweilen jedoch wurden diese nicht vollendet, und darum sind bis heute die grünen Oasen zu sehen, welche anzeigen, wo die Thonkuchen lagen. So oft Kichimanito zu Werke ging, kamen die Neebanaw-

*) cf. Evang. luth. Missionsblatt, 1849, p. 229. ib. 1852, p. 226 ff.

baiys oder Wassergeister, die Pukwudjinies oder Feen, und alle andere Arten Manito's (Geister), um verwundert zuzuschauen. War ein Thier ganz fertig und lange genug in der Sonne gedörrt, so öffnete Kichimanito einen Ort in der Seite, ging in das Thier hinein und wohnte mehrere Tage darinnen. Wenn er dann wieder herauskam, so fing das Geschöpf an so zu schauern und sich zu winden, daß die ganze Insel wankte. Gefiel dem Herrn des Lebens diese Bewegung, so erlaubte er ihm, sich zu entfernen, und es geschah gewöhnlich, daß das Thier sich nördlich von der Insel in's Meer stürzte und in den großen Wäldern der entgegengesetzten Seite verschwand. Nun traf es sich einmal, daß Kichimanito sehr lange Zeit an einem Geschöpfe von so außerordentlicher Größe baute, daß es anzusehen war als ein Berg in der Mitte der Insel. Daher kamen alle Manito's herbei, um zu schauen, was daraus werden sollte. Die Pukwudjinies namentlich machten sich sehr lustig; sie krochen dem großen unvollendeten Thiere hinter die Ohren, in den Mund und zu den Augenhöhlen ein und aus, in der Meinung, Kichimanito, der an einem andern Theile des Thieres beschäftigt war, werde es nicht gewahr werden. Aber er kann durch ein jedes Geschöpf gerade hindurch schauen. So sah er die kleinen Götter wohl und freute sich, daß sie so lebhaft waren. Indem er aber ihre Bewegungen beobachtete, sann er auf neue Gebilde. Als der Herr des Lebens das große Geschöpf vollendet hatte, fürchtete er sich, ihm das Leben zu geben, und so blieb es leblos auf der Insel oder Werktafel Kichimanito's stehen, bis es in Folge seiner Schwere in den Boden sank. Durch Kopf und Schweif wurde es noch am gänzlichen Versinken verhindert. — Kichimanito öffnete nun einen Theil seines Rückens, und fand so eine sehr passende Höhle, um die Geschöpfe aufzubewahren, welche die Probe nicht bestanden hatten. Zuweilen gefiel es ihm, sehr kleine Wesen zu schaffen, und wenn er diese von geringem Nutzen für die Welt befand, so nahm er das Leben wieder von ihnen und behielt es in sich selbst; die mißrathenen Gebilde aber warf er in jene Höhle. Auf diese Weise kam eine große Menge der kuriosesten Gestalten in dem Bauche des Thieres zusammen. — Einst nahm Kichimanito zwei große Stücke Thon und formte daraus zwei große Füße, wie Pantherfüße; — nicht vier, sondern zwei machte er. — Nun trat er selbst mit seinen Füßen hinein und fand sie so leicht und bequem, daß man damit sehr schnell und doch ohne Geräusch gehen konnte. Hierauf machte er zwei sehr große Beine in Gestalt seiner eigenen, und machte sie dann eine Weile herumlaufen (die Kichimanitobeine mit den Pantherfüßen). Dieß gefiel ihm. Nun folgte ein runder Leib mit langen Schuppen, der ganz das Ansehn eines Alligators hatte. Als das Thier emporstrebte, heftete er ihm eine lange schwarze Schlange, die herbeigeschlichen kam, auf den Rücken. Dadurch wurde es aufrecht erhalten und bekam einen hübschen Schweif. Die Schultern wurden breit und stark gemacht, gleich denen eines Büffelochsen, und mit Haaren bedeckt. Das Genick formte er kurz und dick. So weit hatte Kichimanito ohne großes Nachdenken gearbeitet. Als er nun zum Haupte kam, besann er sich eine lange Weile. Er nahm ein rundes Stück Thon und bearbeitete es mit großer Sorgfalt; denn es fielen ihm die Pantherfüße und der Büffelhals ein. Er blickte auf die Pukwudjinies, die in den Augenhöhlen spielten, und gedachte die Augen wie bei einem Seekrebs zu setzen, damit das Geschöpf nach allen Richtungen hin sehen könnte. Das Haupt machte er breit und voll, denn hier sollte die Weisheit der gablichten Zunge, die wie eine Schlange in seinem Munde wäre, ihren Sitz haben. Es sollte alle Dinge sehen und alle Dinge wissen. Plötzlich hielt Kichimanito inne; denn er gedachte, daß er nie vorher ein Geschöpf geschaffen, das nur zwei Füße haben, aufrecht stehen und nach allen Richtungen hin sehen sollte. — Die Kiefern machte er stark und versah sie auf jeder Seite mit elfenbeinernen Zähnen und häutigen Lappen, welche auf- und zuklappten, jenachdem der Athem aus- oder einging. Die Nase war gleich dem Schnabel eines Geiers. Ein Büschel Stacheln von einem Stachelschwein bildete die Hauptlocke. Kichimanito nahm nun den Kopf in seine Hand, und als er ihn heftig hin und her schüttelte, sah er, daß die Hauptlappen auf- und zuklappten, die Seekrebsaugen kollerten und die Geiernase spitzig und scharf war. Kichimanito wurde sehr böse; doch setzte er den Kopf auf den Rumpf. Es war die erste aufrechte Figur, die er gemacht hatte, — — — und die erste Idee eines Menschen. Die Nacht war nun hereingebrochen; die Fledermäuse flogen durch die Lüfte und das Geheul der

wilden Thiere ließ sich vernehmen. Ein Sturmwind entstieg dem Meere, strich über die Insel Metówac und warf den leichten Sand hin und her. Eine schwere Wolke schwebte am Horizonte und den Zenith umhüllte schwarze Finsterniß, die der Mond nur für einen Augenblick durchbrechen konnte. Ein Panther kam herbei, stand eine Weile mit aufgehobener und einwärts gebogener Tatze, schaute das Gebilde an und beroch die Füße, die den seinigen glichen. Ein Geier schwebte hernieder und versuchte einen Angriff auf die seinem Schnabel so ähnliche Nase des Gebildes; aber Kichimanito scheuchte ihn davon. Dann kam das Stachelschwein, die Eidechse und die Schlange, ein Jegliches durch seine eigne Art an dem Gebilde angezogen. Kichimanito verhüllte sein Angesicht für mehrere Stunden. Der Sturmwind brauste einher, und er wehrte ihm nicht. Er sah, daß ein jedes Geschöpf der Erde seines Gleichen suche und durch seines Gleichen angezogen wird. Der Herr des Lebens sann und sann; da tauchte der Gedanke in seinem Innern auf, einst ein Geschöpf zu erschaffen, das nicht nach dem Bilde der Erdbewohner, sondern nach seinem eignen Bilde wäre. Dieses sollte diese Welt mit der Welt der Geister verbinden; denn indem es nach dem Bilde des großen Geistes geschaffen wäre, sollte es auch in sein Bild hineingezogen werden. Viele Tage und Nächte, ganze Jahreszeiten vergingen, während Kichimanito darüber nachdachte. Als endlich der Herr des Lebens sein Haupt emporhob, blickten die Sterne hernieder auf das Gebilde, und eine Fledermaus hatte sich auf's Haupt desselben niedergelassen. Kichimanito ergriff die Fledermaus, breitete ihre Flügel aus und bedeckte damit das Haupt des Gebildes; dann nahm er ihr Leben hinweg, löste den Körper auf und machte daraus die Ohren des Thieres und eine Decke an die Stirn desselben. Kichimanito machte Kinn und Lippen fest und rund, um die gablichte Zunge und die elfenbeinernen Zähne einzuschließen. Auch wußte er, daß das Geschöpf damit lachen würde, wenn ihm erst das Leben gegeben wäre. Das Gebilde war nun ganz vollendet bis auf die Arme. Und Kichimanito sah, daß, wenn es Arme habe, es auch Hände haben müsse. Er wurde nun sehr besorgt. Kichimanito hatte noch niemals einem Geschöpf Hände gegeben. Indeß formte er die Arme und Hände sehr schön nach dem Muster seiner eigenen. Aber Kichimanito hatte keine Freude an diesem Geschöpf. Es war nicht gut in seinen Augen. Er wünschte, ihm keinen Arm gegeben zu haben, denn sollte es mit Leben begabt werden, würde es dann nicht anfangen, auch selbst zu schaffen? Würde es nicht den Plänen des Herrn des Lebens entgegenarbeiten? Kichimanito warf Feuer in das Gebilde; aber Feuer ist kein Leben. Er warf Feuer hinein und eine rothe Gluth durchging es. Das Feuer brannte den Thon, aus welchem es gebildet war und gab ihm ein außerordentlich glühendes Ansehen. Es leuchtete durch die Schuppen auf der Brust, es leuchtete durch die Hauptlappen, es leuchtete durch die Fledermausflügel-Ohren und machte die Seekrebsaugen glühen, wie lebendige Kohlen. Kichimanito öffnete die Seite des Gebildes. Er ging aber nicht hinein. Es konnte lächeln, gleichwie die Götter selbst. Er machte es laufen ringsum die Insel Metówac, um es zu prüfen. Dieß that er durch die Kraft seines Willens. Nun verlieh er ihm ein wenig Leben; aber er nahm das Feuer nicht heraus. Kichimanito sah, daß der Anblick des Thieres sehr schrecklich, und daß es gleichwohl in solcher Weise zu lachen im Stande wäre, daß es aufhörte, häßlich zu sein. Er sann viel über diesen Gegenstand. Endlich dachte er, es sei nicht gut, ein solch Geschöpf leben zu lassen, das fast nur aus andern Geschöpfen zusammengesetzt, aber begabt war mit Händen der Kraft, mit einem Kinn, das Haupt emporzuheben, und mit Lippen, alle Dinge in sich selbst zu verschließen. Während er so dachte, ergriff er das Gebilde mit seinen Händen und warf es in die Höhle. Aber Kichimanito vergaß, das Leben zurückzunehmen. Das Geschöpf lag lange bewußtlos in der Höhle, denn sein Fall war sehr schwer. Es lag inmitten der übrigen Thiere, die ohne Leben in die Höhle geworfen worden waren. — Nachdem nun eine lange Zeit vergangen war, hörte Kichimanito einen großen Lärm in der Höhle; er sah hinein und erblickte das Ungeheuer sitzend und die als unnütz hineingeworfenen Dinge sammelnd. Kichimanito nahm große Haufen Steine und Sand, und verstopfte damit das Loch der Höhle. Es vergingen viele Tage und der Lärm in der Höhle wurde lauter. Die Erde dröhnte und heißer Qualm entstieg dem Boden. Die Manito's sammelten sich auf Metowac, um zu sehen, was da vorgehe. Ki-

chimanito kam auch herbei, denn er erinnerte sich, daß, als er das Gebild in die Höhle warf, er das Leben zurückzunehmen vergessen hatte. Plötzlich entstiegen dem Boden große Massen von Steinen und Sand; der Himmel hüllte sich in Nacht, Sturm brauste einher; Feuer schlug aus der Erde und Wasser wurde hoch in die Luft getrieben. Alle Manito's flohen vor Furcht; denn das Ungeheuer, schrecklich anzusehen, kam hervor mit großem Toben. Sein Leben hatte Kräfte gewonnen; denn das Feuer hatte es entzündet und sehr feurig gemacht. Alles, was Leben hatte, floh vor ihm und schrie: Machimanito, Machimanito! — d. h. böser Gott!

Und an diesen bösen Gott, den die Mandaner Ochkich-Häddäh nennen, und seine Genossen, die niederen bösen Geister, glauben die Indianer auch und rufen sie bei jeder wichtigen Unternehmung gemeinsam an. Außerdem aber haben sie nach dem Zeugniß des Peter Jakobs*) viele kleine Götter; Götter aus Thierfellen und einer Menge anderer Stoffe verfertigt. Einen derselben, den „Kriegsgott", ein etwa 8 Zoll langes hölzernes Götzenbild mit einer rothen Quaste auf dem Kopfe zeigte Peter Jakobs selbst der Versammlung in London vor. „Nun seht," sagte er, „das ist der Kriegsgott bei den Indianern. Sie behaupten, er habe Wohlgefallen am Blutvergießen und verleihe jedem, der sich unter seine Fahne einreihet, den Sieg. Vor der Schlacht rufen sie ihn an und bringen ihm Opfer, manchmal Hunde, manchmal auch Menschen, wenn sie Gefangene haben. Diese Anbetung gewährt ihnen frischen Muth, und sie glauben, ihr kleiner Gott helfe ihnen; wenn es aber fehl schlägt, so denken sie, sie haben ihn auf die eine oder die andere Weise erzürnt. Sie haben auch noch viele andere Götzenbilder und einige derselben sind sehr groß." Mögen demnach auch die verschiedenen Stämme der Indianer in ihren religiösen Ansichten mannigfach von einander abweichen und bald dunklere bald hellere Begriffe von einem höchsten Wesen haben, den wahren Gott kennen sie allesammt nicht, von seinem Reiche sind sie in ihrem heidnischen Zustande fern, und fast auf alle kann so ziemlich angewendet werden, was von den Choktaw-Indianern berichtet wird **): „Sie haben als Heiden unbestimmte und unsichre Traditionen und besitzen zwar einige Begriffe von einem höhern Wesen, können sich aber dieses nicht rein geistlich vorstellen. Sie haben nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, welches ein geistliches Wesen bezeichnete. Sie erkennen keine allwaltende Vorsehung, bringen auch keine Opfer, noch haben sie irgend eine Art Gottesverehrung unter sich. Vor Alters sahen sie die Sonne als einen Gott an. Wenn man sie fragte: Denket ihr auch je an Gott? so antworteten sie: Wie können wir an ihn denken, da wir nichts von ihm wissen?"

Loskiel bemerkt in seiner Geschichte der Mission der Brüdergemeinde unter den Indianern: „Fast jeder hat seinen Schutzgeist, Manito genannt, der ihm im Traume angezeigt wird; und wenn je ein Indianer keinen solchen Schutzgeist im Traume bekommen hat, so ist er muthlos und sieht sich als verlassen an. Auch tragen sie einen kleinen von Holz geschnitzten Menschenkopf, ebenfalls Manito genannt, als Amulet am

*) Calwer Missionsblatt 1843, p. 83.
**) Calwer Monatsblätter 1842, p. 147.

Halse, und bei den Opfern wird ein solches Bild von der natürlichen Größe eines Menschenkopfs an einen Pfosten im Hause befestigt." — Alles, was ihnen wunderbar und überirdisch vorkommt, nennen sie Medizin, ebenso ihre Zauberer und Beschwörer Medizinmänner. Die größte Medizin ist aber die, welche sie mit sich herumtragen und die gewissermaßen einem Amulet gleicht, welches sie gegen Noth und Gefahr schützen soll. Eine solche Medizin besteht gewöhnlich in einem ausgestopften Fell, sei es nun das einer Otter oder Schlange, einer Kröte, eines Vogels 2c. Dem Zufall oder vielmehr einem Traume wird die Wahl desselben überlassen, denn der junge, mannbare Indianer tritt, wenn er deren bedarf, seine Fasten und Kasteiungen an, und das erste Thier, von dem er träumt, wird seine „Medizin", d. h. aus seinem Fell macht er sich seinen „Medizin- oder Geheimnißbeutel". Arzneien enthält derselbe meist gar keine, sondern Gras, Moos und ähnliche Dinge. Einen solchen Beutel trägt der Indianer entweder in der Hand oder er befestigt ihn an einen Theil seiner Kleidung. Geöffnet wird er selten oder nie. Ihm beweist sein Besitzer die größte Verehrung und erwartet von ihm sein ganzes Leben hindurch Sicherheit und Schutz. Glaubt er seine „Medizin" beleidigt zu haben, so stellt er Feste an, opfert ihm Hunde und Pferde, oder unterwirft sich Tage, ja Wochen lang strengen Fasten und Bußübungen mancherlei Art, um ihn wieder zu besänftigen. Den Medizin-Beutel würde ein Indianer um keinen Preis hergeben; wer ihn verkaufte oder weggäbe, würde von seinem Stamm mit ewiger Schande gebrandmarkt werden.

Zauberei herrscht unter dem ganzen Volke. Jeder Stamm hat seine Zauberer, Powah's, Scharger,*) oder wie sie sonst heißen, die, mit Thierfellen, Vogelpelzen, Kräutern und Menschenhaaren wunderlich behangen, mit Schreien und Rasen Krankheit und andere Uebel abwenden, aber auch herbeiführen zu können vorgeben. Als Regenmacher halten sie lange, wüste Reden an den Himmel, und schießen ihre Pfeile nach den Wolken, daß sie regnen sollen. Auch vermögen sie angeblich Verlornes zu entdecken und zukünftige Dinge vorauszusagen. Wer sie nicht fürchten will, den schrecken sie mit dem bösen Geiste Manitu oder Tschepian, oder drohen ihm, seine Seele nach dem Tode in ein Thier wandern zu lassen. Diesen Zauberern oder „Medizinmännern" schreibt man aber nicht bloß die Kunst zu, Kranke zu heilen und das Glück der Schlachten vorherzusagen; sie sollen auch mächtig genug sein, Büffel und anderes Wild herbei zu locken und dgl., und da sie in der Regel ungemein verschlagen sind, wissen sie sich durch allerlei Mittel Eigenthum und Einfluß zu verschaffen. Wird Jemand krank, und Schwitzen will nicht helfen, so wird ein „Medizinmann" geholt; bisweilen reicht er wohl Arznei, meistens aber ordnet er Feste an, wozu ein Bär oder ein anderes Thier erlegt werden muß, welches im Feuer versengt wird und mit der Haut verzehrt werden muß. Nachher bringen sie den Kranken in die Mitte des Versammlungs-Wigwam's, und unter dem Rasseln der Trommeln, dem Ratteln der Klappern und dem schrillen Gepfeife der übrigen Instrumente

*) Basler Missions-Magazin 1834, p. 632. Calwer Missionsblatt 1854, p. 49.

tanzen oder vielmehr rasen seine Verwandten und Freunde um ihn herum, wobei es für sehr gute „Medizin" gehalten wird, wenn der Kranke noch Stärke genug besitzt, sei es allein oder mit Hülfe seiner Verwandten einige der Bewegungen mitmachen zu können, wie auch die Mutter, wenn der Patient ein Kind ist, das kleine Schlachtopfer manchmal in den Armen hält und an dem Tanze theilnimmt. So machen sie ganze Nächte fort, bis der Kranke gesund oder kränker wird und seine Besinnung verliert, wo dann der Zauberer eine Hütte von Rinde baut, sich hineinsetzt und schreit und die fliegenden Thiere anruft, daß sie die entflohene Seele wiederbringen sollen. Auch hat er eine kleine Büchse und einige Knochen darin, mit der er so lange klappert, bis er die herumflatternden Seelen fangen kann, um sie in eine Tabacksdose zu sperren, die dann unter das Haupt des Leichnams gelegt wird. Die Bezahlung für den Zauberer hängt am Bette; sie besteht aus wollenen Decken, Kattun, seidenem Band und dergleichen, und wird jeden Abend vermehrt. Am Ende nimmt der Zauberer seinen Lohn und geht davon, der Kranke mag gesund geworden oder gestorben sein. Ist letzteres der Fall, so trösten sich die Indianer damit, daß seine Zeit gekommen sei, ohne deßhalb weniger Vertrauen auf den Zauberer zu setzen. Auf einer Insel im Susquehanna hatte Missionar Brainerd*) Gelegenheit, das indianische Zauber- und Gaukler-wesen genauer kennen zu lernen. Es versammelten sich daselbst eines Tages alle ihre Medizinmänner, um zu erfahren, warum damals so viele Kranke dort waren, und zugleich, um der Krankheit zu steuern. Zu diesem Zwecke begannen sie ihre Gaukeleien und Beschwörungen, wobei sie sich wie Unsinnige geberdeten, bald singend, bald heulend und mit der größten Anstrengung ihre Hände ausstreckend, als wenn sie damit etwas von sich hinwegstoßen und zurückscheuchen wollten. Bisweilen schlugen sie sich mit den Händen, dann wieder setzten sie sich auf die Erde und bückten sich mit dem Gesicht zu Boden und wanden und krümmten sich, als wenn sie in großer Angst wären und heftige Schmerzen empfänden; dabei verzerrten sie das Gesicht und verdrehten die Augen. Ihre seltsamen und gräßlichen Bewegungen waren darauf berechnet, Schrecken und Schauder zu erregen, und bisweilen hatte es ganz das Ansehen, als bezeigten sie ihre Verehrung einem bösen Dämon. Einige waren besonders eifrig und schienen durch ihren gellenden und murmelnden Zaubergesang die unterirdischen Mächte aufwecken und gewinnen zu wollen. Mehr als drei Stunden lang setzten sie dies Verfahren fort, bis sie ganz erschöpft waren und endlich weggingen, ohne, wie es schien, eine Antwort erhalten zu haben.

Mit dem religiösen Glauben der Indianer hängt auch die wichtige Rolle zusammen, welche bei allen ihren Friedens- und Kriegsfeierlichkeiten der Calumet oder die große Pfeife spielt. Der Kopf dieser Pfeife muß aus rothem Thon geschnitten sein, und der eigentliche Platz, wo diese Erde gefunden wird, in der Couteau du Prairie, etwa 100 Meilen vom St. Petersfluß, zwischen dem obern Missisippi und dem Missouri, gilt sämmtlichen Stämmen für eine heilige Stätte. Denn dort, behaupten

*) Schmidt, Lebensbeschreibungen berühmter Missionare, V. p. 136.

sie, habe der große Geist gestanden und Büffel gegessen; das Blut derselben sei zu seinen Füßen in die Erde geflossen, die sich davon roth gefärbt. Dort wird weder Tomahawk noch Skalpirmesser geschwungen — der große Geist wacht über dem Platz, und alle Indianer, mögen sie freundlich oder feindlich gegen einander gesinnt sein, kommen hier zusammen und holen sich den Thon für ihre heiligen Pfeifen; doch darf kein weißer Mann zu dieser Stätte nahen, das würde sie entheiligen. Auf dem Platze selbst ist der rothe Felsen mit den verschiedensten Inschriften und Zeichen bedeckt, und die wunderlichsten Sagen und Ueberlieferungen leben über die Entstehung desselben im Munde des rothen Mannes. So behaupten z. B. die Sioux, daß der große Geist einst seinen Läufer umhergesandt und alle die Stämme, die mit einander in Feindschaft lebten, dorthin zusammen berufen haben. Während er aber auf dem obersten Felsen stand, schnitt er ein Stück Thon aus demselben, machte eine Pfeife daraus, rauchte diese über den Versammelten und befahl ihnen dann, an jener Stelle stets in Frieden zu leben, da sie Einem so gut wie dem Andern gehöre, und Jeder von ihr Thon für seine Pfeife nehmen dürfe. Nach diesen Worten blies er eine große Dampfwolke aus, und zu gleicher Zeit waren die beiden Felsen in ein Feuermeer gehüllt, daß die Oberfläche derselben schmolz; zwei Squaws (Frauen) aber sanken unter diese „Medizin-Felsen", und Niemand kann jetzt ohne ihre Bewilligung rothe Erde dort holen. Die beiden Hauptfelsen, von denen der eine zu einer gewaltigen, zwischen 30 und 40 Fuß hohen Säule aufsteigt, sind etwa 7 Fuß von einander getrennt, und die Indianer halten es für eine „besonders gute Medizin" d. h. für eine überaus glückliche und gute folgenreiche That, über jenen Abgrund zu springen, obgleich schon Manche ihr Leben dabei eingebüßt haben. — Das Rauchen des „Calumet" findet bei allen festlichen Gelegenheiten Statt, und hat ein Fremder erst einmal mit einem Indianer dasselbe Rohr berührt, so ist er gesichert gegen alle Feindseligkeiten von seiner Seite. Die Friedenspfeife selbst wird als sehr heilig betrachtet, und der Kopf ist fast stets auf künstliche und phantastische Art ausgeschnitten, und wie das Rohr mit Perlen, Adler- und Papageienfedern, Vogelschnäbeln und Bärenklauen verziert. Soll sie in Frieden und Freundschaft geraucht werden, so wird mit besondern Ceremonien der rothe Kopf mit dem Kraut des Tabacks gefüllt, ehrfurchtsvoll dann die kleine Kohle darauf gelegt, und die Spitze zuerst gegen den Himmel gehalten, um die Hülfe und den Beistand des großen Geistes zu erflehen, dann zweimal gegen die Erde gedreht, um den Einfluß böser Wesen abzulenken, und nachher in horizontaler Richtung im Kreise umhergeschwenkt, alle die Geister zu versöhnen, die in der Luft, im Wasser und auf der Oberfläche der Erde hausen. Darauf thut der oberste Häuptling gewöhnlich zwei Züge, und bläst den ersten Rauch empor zum Himmel und den zweiten rings umher an die Erde, welchem Beispiel sodann die übrigen Anwesenden, Einer nach dem Andern, folgen.

Eigentliche Priester und Tempel trifft man unter den Indianern nicht an; die Opfer aber, welche sie darbringen,*) sind verschieden. Da für

*) cf. Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1849, p. 35 ff.

die indianischen Jäger der Hund von besonderm Werthe ist, so wird von jedem Manne zu bestimmten Zeiten ein solches Thier ohne Flecken geopfert. Außerdem hat man gefunden, daß die Indianer dem Welschkorn Bärenfleisch, dem Bären Welschkorn, den Fischen kleine Brödchen, wie Fische geformt, opferten. Es durfte nur Einer Zahn- oder Kopfschmerzen haben, so hieß es gleich: Die Geister sind unzufrieden und wollen versöhnt sein, und es wurden Opfer gebracht. Einem mächtigen Wasserfall, den er für eine Wohnstätte des großen Geistes hielt, opferte einst ein vornehmer Indianer seine Pfeife, seinen Tabaksbeutel und seine Ohrringe, und rief dabei den Geist unter großer Bewegung um Schutz an. In besonderer Verehrung steht auch das Feuer, welches sie den Großvater aller Indianerstämme nennen. Die Delawaren feierten zu Ehren desselben ein eignes Opferfest. Dabei wurde im Opferhause ein Ofen gebaut; 12 Stangen, jede von besonderem Holz, wurden in die Erde gesteckt, oben verbunden und rings herum mit dichten wollenen Decken verhängt, was einem großen Ofen nicht unähnlich sah. Nun ward erst eine Mahlzeit gehalten und dann der Ofen mit 12 großen glühenden Steinen geheizt. Darauf krochen 12 Männer hinein und blieben so lange darin, als sie es aushalten konnten. Unterdeß wurden von einem alten Manne 12 Pfeifen Taback nach einander auf die heißen Steine geschüttet, was in dem engen Verschlag einen gewaltigen Dampf gab. Dieser Taback galt als das eigentliche, dem Feuer dargebrachte Opfer. Wenn die 12 Männer aber wieder aus dem Ofen kamen, lagen sie meistens eine Zeit lang in Ohnmacht. Bei diesem Feste wurde auch eine Hirschhaut, an der sich noch der Kopf mit dem Geweihe befand, an einem Pfahle aufgehängt. Vor diese stellten sich die Theilnehmer des Festes hin mit Gebet und Gesang, doch behaupteten sie, nicht den Hirsch anzubeten, sondern nur den großen Geist unter demselben zu verehren. — Auch den Seelen der Verstorbenen wurden da, wo die Missionare der Brüdergemeinde arbeiteten, Speis- und Trankopfer dargebracht, wenn man glaubte, daß dieselben irgendwie beleidigt wären. Zu einem Speisopfer wurde ein Schwein geschlachtet oder ein Bär geschossen, Gäste geladen und die Mahlzeit im Finstern gehalten. Beim Anfang derselben legte einer der Alten den Seelen einen Theil der Speisen vor, sprach mit ihnen und bat sie, wieder zufrieden zu sein. Darauf versicherte er die Anwesenden, daß jene versöhnt wären. Zu einem Trankopfer wurde Rum genommen. Ehe getrunken ward, gingen die Gäste auf den Begräbnißplatz, gossen etwas Rum auf die Gräber, und ein Alter sprach ebenso wie beim Speisopfer mit den Seelen. Dann mußte der Rum bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden. — Menschenopfer hat man nur bei den Pawnee's am Platteflusse gefunden; doch haben sie jetzt aufgehört. Das aber ist nicht selten, daß man Glieder von Fingern oder ganze Finger opfert.

An eine Art Unsterblichkeit der Seele glauben wohl alle Indianer, aber ihre Vorstellungen darüber sind sehr unvollkommen und bei den einzelnen Stämmen verschieden.*) Wer tapfer ist und bei den größten

*) cf. Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1849, p. 353 ff.

Martern, die seine Feinde ihm, wenn er gefangen ist, anthun, fühllos bleibt, dessen Seele geht nach dem Tode gegen Mittag in ein warmes, seliges Land, wo sie viele Weiber und vor allem herrliche Jagdreviere haben; die Seelen der Feigen aber müssen ohne Rast und Ruhe in den Wäldern umherirren. Das Leben dort geht aber im Ganzen ebenso fort, wie hier auf der Erde. Ein europäischer Reisender besuchte einst den Stamm der Nadowessen. Einer Familie starb in dieser Zeit ihr vierjähriges Söhnlein, und Vater und Mutter waren darüber so trostlos und härmten sich so ab, daß sie sichtlich verfielen und der Mann selbst nach einiger Zeit starb. Da ward das Weib plötzlich ruhig, ergeben, ja fröhlich. Der Reisende befragte sie über diese schnelle Veränderung, die er durchaus nicht begreifen konnte. Da antwortete sie, ihr Kind könne im Lande der Geister noch nicht auf die Jagd gehen, sich nicht selbst ernähren, und das habe sie und ihren Mann so geängstigt; nun aber sei ihr Mann drüben, der sei ein gar tüchtiger Jäger und habe das Kind herzlich lieb und werde so viel jagen, daß er sammt dem Kinde genug zu leben habe. Darum sei für sie kein Grund zur Trauer mehr vorhanden. — Die Mandaner, welche Catlin 1832 besuchte, glaubten eine Belohnung des Guten und eine, freilich nicht ewig dauernde, Bestrafung des Bösen im Tode. Da sie von der Kälte viel zu leiden haben, beschreiben sie die Hölle als ein Land weit gegen Norden gelegen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, wo die Seelen höchst martervolle Qualen zu erdulden hätten. Den Himmel dagegen versetzten sie in ein schönes, warmes Klima, wo man beständig die ausgesuchtesten Freuden genießt, und Ueberfluß an Büffeln und andern Annehmlichkeiten des Lebens findet. Nach ihrer Meinung wohnte der große gute Geist in der Hölle, um die Qualen derer, die ihn beleidigt, durch seine Gegenwart noch zu vermehren, und zugleich darüber zu wachen, daß ihnen die gebührenden Strafen auferlegt werden. Der böse Geist dagegen soll im Paradiese noch fortfahren, die Seligen in Versuchung zu führen. Auch die Bösen aber kommen endlich in den Himmel, wenn sie im Lande der Qual für ihre Vergehungen lange genug gebüßt haben. — Die Choktaw's glauben, daß der Geist nach dem Tode weit nach Westen wandern und über einen furchtbar tiefen und reißenden Strom setzen muß, der auf beiden Ufern von hohen und steilen Bergen eingefaßt ist. Ueber diesen Strom liegt von einem Berge zum andern ein langer, schlüpfriger Tannenbaum ohne Rinde, über den die Verstorbenen gehen müssen, um in die schönen Jagdgefilde zu gelangen. Auf der andern Seite des Stromes stehen sechs Personen, welche nach den Ueberschreitenden, wenn sie sich auf der Mitte des Tannenstammes befinden, große Felsstücke schleudern. Die Guten kommen glücklich hinüber in die schönen Jagdgefilde, wo ein ewiger Tag herrscht, wo die Bäume stets grünen, wo der Himmel beständig wolkenlos ist und stets ein kühler, sanfter Wind weht, wo ununterbrochen Festlichkeiten und Tänze herrschen, wo man keine Mühe und Arbeit kennt und das Volk nie alt wird, sondern ewig jung bleibt und der Freuden der Jugend genießt. — Nach dem Tode, sagen auch die Hudsonsbai-Indianer, wandern die Seelen in eine andere Welt. Sie kommen an dem Ufer eines großen Flusses an und schiffen sich auf einem steiner-

nen Boote ein, das sie nach einem großen See führt, in dessen Mitte eine reizende Insel liegt. Gute Menschen — nach indianischen Begriffen — haben hier freudenvolle Tage zu erwarten; sind aber die Menschen böse gewesen, so versinkt plötzlich das Boot, sie bleiben unter dem Wasser hangen bis an das Kinn und haben fortan das traurige Schicksal, die Glücksinsel mit allen ihren Freuden stets vor Augen zu haben, ohne jemals an den letzteren Antheil nehmen zu können. — Selbst die Indianer auf der Nordwestküste haben wenigstens eine Ahnung von der Fortdauer der Seele. Sie glauben: wer an einer Krankheit sterbe, ziehe in das Innere des Landes; wer im Meere ertrinke, lebe in demselben fort, und wer im Treffen sterbe, ziehe in das Sonnenhaus. Letzteres aber wünschen sie Alle.

Einen Begriff von dem Unterschiede zwischen gut und böse finden wir also auch bei den Indianern, etwas von dem Werke des Gesetzes ist auch in ihren Herzen beschrieben. Aber freilich ist diese Schrift, wie wir bereits gesehen haben, gar verdunkelt und getrübt. Ein dunkles Verlangen, von der Sünde frei zu werden, ist auch den Indianern nicht fremd; aber wer sollte sie nicht beklagen, wenn er von den Missionaren der Brüdergemeinde hört, wie diese armen Heiden ein Brechmittel als eine vorzügliche Hülfe ansahen, sich von Sünden zu reinigen! Und in wie schauderhafte Verirrungen das auch den Heiden eingeborne Bedürfniß nach Versöhnung geräth, wenn es auf selbsterfundenen Wegen seine Befriedigung sucht, erkennen wir z. B. an der viertägigen Sühnungsfeier, welche die Mandaner alljährlich anstellen, und von der Catlin im Wesentlichen folgendes berichtet:

„Die Feier beginnt, wenn die Weiden am Ufer des Flusses in vollem Laube stehen, „„weil der Zweig, den die Turteltaube mit nach Hause brachte, ein Weidenzweig war."" Als nun die Zeit der Feier gekommen war, entstand plötzlich in der ganzen Gemeinde ein großer Lärm; die Bogen wurden gespannt und Alles war zum Kriege bereitet. Alle schrieen und schauten westwärts nach den Prärien, sobald man in ziemlicher Entfernung einen Menschen erblickte, den ganzen Körper mit weißem Thon bemalt, in einen Mantel von vier weißen Wolfsfellen gekleidet, das Haupt mit einem Kopfputz von zwei weißen Rabenfellen bedeckt, in der linken Hand eine ungeheure Pfeife haltend, welcher von einem Hügel herabkam und gerade auf das Dorf zuging. Als er langsamen Schrittes die Mitte desselben erreicht hatte, boten ihm alle zu seinem Empfange bereit stehenden Häuptlinge und Tapferen die Hand und sprachen seinen Namen aus: Numánk Máchana, d. i. der erste oder einzige Mensch. Dann öffnete er die Medizin- oder Zauberhütte, die das ganze Jahr hindurch sorgfältig verschlossen gehalten wird, trat in dieselbe ein und rief vier Männer, denen er befahl, sie zu der folgenden Feierlichkeit zuzubereiten. Wände und Boden derselben wurden auf sein Geheiß mit grünen Weidenzweigen, wildem Salbei und andern wohlriechenden Kräutern geziert, mehrere Gruppen von Menschen- und Büffelschädeln angebracht. Während dessen wanderte Numank Machana durch das ganze Dorf, rief vor jeder Hütte, bis der Besitzer herauskam, und erzählte dann auf dessen Frage das Ereigniß von der großen Fluth; er sei der einzige Mensch, der in einem großen Kanoe gerettet und auf einem westlichen Berge gelandet sei. Er sei gekommen, die Medizinhütten zu öffnen, und bedürfe ein schneidendes Werkzeug aus jedem Hause, um es dem Wasser zu opfern, damit nicht eine neue Fluth komme. Die erhaltenen Beile, Messer u. s. w. trug er dann am Abend in die Medizinhütte. Niemand wußte, wo er die Nacht schlief. Am andern Morgen aber erschien er wieder und begab sich abermals in die Medizinhütte. Ihm folgten etwa 50 junge Leute, welche sich den Martern unterziehen sollten, mit verschiedenfarbigem Thon angestrichen, den Medizinbeutel in der

Rechten, Schild, Bogen und Pfeile in der Linken, den Köcher auf dem Rücken. Numank Machana rauchte seine Pfeife für den glücklichen Erfolg, und nachdem er die jungen Leute ermahnt hatte, dem großen Geiste zu vertrauen, der sie in der harten Prüfung beschützen werde, rief er einen alten Medizinmann, dessen Körper gelb bemalt war, ernannte ihn zum Leiter der Ceremonien und übergab ihm die große Medizinpfeife, von der die Macht zu allen folgenden Verrichtungen abhängig gehalten wird. Dann sagte er Lebewohl mit der Erklärung, daß er zu den westlichen Gebirgen zurückkehre, um nach einem Jahre auf dieselbe Weise wieder zu erscheinen. Der erwählte Leiter der Ceremonien hatte nun die Verpflichtung, mit der Pfeife in der Hand bei einem kleinen Feuer zu liegen, von Zeit zu Zeit den großen Geist anzurufen und darauf zu achten, daß die jungen Leute die Hütte nicht verließen und vier Tage und Nächte nicht äßen, tränken und schliefen, um sich auf die Marter zu bereiten. Unterdeß wurde auf dem freien Platze des Dorfes um ein großes, als Heiligthum dort aufgerichtetes, 8—9 Fuß hohes, cylinderförmiges Kanoe der sogenannte Stiertanz am ersten Tage 4, am zweiten 8, am dritten 12 und am vierten 16 Mal von acht ganz nackten Männern getanzt, die unter einer Büffelhaut mit Hörnern, Hufen und Schwanz, welche sie über den Rücken gehängt hatten, alle Bewegungen der Büffel nachahmten. Dazu wurden aus der Medizinhütte die vier in derselben aufbewahrten ledernen Wassersäcke in Form von Schildkröten, in welchen Wasser von dem Sinken der großen Fluth her sich befinden soll, hervorgeholt. Auf diese, welche neben das große Kanoe gelegt waren, schlugen während des Stiertanzes 4 alte rothbemalte Männer mit Trommelstöcken, wozu Andere Rasseln schüttelten und alle ihre Stimmen so laut als möglich erhoben. In der Zeit zwischen den Tänzen flehten die alten Männer den großen Geist an, daß er ihnen während des Jahres Büffel sende, und suchten den jungen Männern in der Medizinhütte dadurch Muth zu machen, daß sie ihnen erzählten, der große Geist hätte sie erhört, ihre Frauen und Kinder hätten täglich Ochkich Häddäh (den bösen Geist) angerufen und forderten ihn noch jetzt auf, zu erscheinen, aber er hätte es noch nicht gewagt. Doch am vierten Tage, Mittags, bei dem letzten Tanze, als die Feierlichkeit ihre Spitze erreicht hatte, erscholl plötzlich ein lauter Schrei. Ein Mann, hin und her laufend, gleich einem Knaben, der einen Schmetterling verfolgt, eilte auf das Dorf zu. Er war nackt, mit Bärenfett und gestoßener Kohle schwarz angestrichen, mit weißen Ringen an verschiedenen Theilen des Körpers, der Mund mit einem furchtbaren Gebiß bewaffnet. In den Händen trug er einen 8—9 Fuß langen Stab, an dessen Ende sich eine rothe Kugel befand, welche er auf der Erde vor sich hinschleifte. Er stürzte auf die Frauen los, welche kläglich um Hülfe schrieen. Da erhob sich der alte Ceremonienmeister, hielt dem bösen Geist seine große Medizinpfeife entgegen und zwang ihn dadurch, unbeweglich still zu stehen. Das war zugleich die Befreiung für die Frauen, und es erhob sich ein lautes Gelächter und Beifallsgeschrei. Endlich zog der Alte seine Pfeife zurück und der böse Geist bekam den Gebrauch seiner Füße wieder. Zuletzt verschwand er, nachdem er noch lange hin und her gestoßen und verspottet worden, wieder hinter dem Prärieh ügel, von welchem er gekommen war. Jetzt erhob sich der Ceremonienmeister und mit ihm mehrere Hauptleute und Medizinmänner, welche das Urtheil geben sollten über die größere oder geringere Standhaftigkeit der jungen Leute bei den folgenden Martern. Sie kehrten in die Medizinhütte zurück; zwei Männer nahmen, der eine ein Skalpiermesser, der andere kleine hölzerne Stäbchen, über welchen vorher ein jetzt hinweggenommenes seltsames Gerüst aus Weidenruthen gestanden hatte. Dieses Gerüst trug einen kleinen nicht näher zu bestimmenden Gegenstand von dem Ansehen einer kleinen Schildkröte oder eines Frosches, mit feinen rothen, blauen und gelben Bändern umwickelt, und wurde für das allergrößte Heiligthum gehalten. Die Männer mit dem gleichfalls unter dem fortgerückten Gerüst hinweggenommenen Wasser und den hölzernen Stäben stellten sich in der Mitte der Hütte auf. Die jungen Leute, durch das anhaltende Fasten und Wachen schon ganz erschöpft, traten nun einzeln herzu, um sich den furchtbaren Martern zu unterziehen. Wenn nun die jungen Leute herankommen, zieht der Mann mit dem Messer Jedem auf beiden Schultern ein Stück Fleisch zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger in die Höhe, nimmt das erst scharf, dann wieder schartig gemachte Messer und stößt es durch das heraufgezogene Fleisch. Darauf tritt der zweite Mann mit den Holzstäbchen herzu und steckt eins derselben durch jede Wunde. Diese

Stäbchen werden nun an den Stricken, die man von der Decke der Hütte herabgelassen hatte, befestigt, und dann die Gemarterten so weit in die Höhe gezogen, daß sie den Boden nicht berühren, worauf noch an den Armen, an den Ellenbogen, an den Schenkeln und an den Beinen ähnliche Einschnitte gemacht und durch dieselben auch hölzerne Stäbchen gesteckt werden. An diese hängt man Schild, Bogen, Köcher, zuweilen auch Büffelschädel mit den Hörnern. Jetzt werden die jungen Leute so weit hinaufgezogen, daß auch die angehängten Gegenstände über dem Boden schweben. Dabei strömt das Blut vom Körper herab; die Stäbchen, an denen die Stricke befestigt sind, werden mit dem Fleische 6 bis 8 Zoll hinaufgezogen. Doch beweisen die jungen Leute sämmtlich die größte Standhaftigkeit, verziehen in der Regel keine Miene und zeigen unter den furchtbarsten Schmerzen nur ein freundliches Lächeln. Wenn sie so an den Stricken schweben, tritt ein Anderer hinzu und bringt sie mittelst einer Stange in eine kreisende Bewegung, welche immer schneller wird. Dadurch werden die Schmerzen so sehr vermehrt, daß die Unglücklichen den großen Geist in den rührendsten Tönen anrufen, ihnen Kraft zu verleihen zur standhaften Ertragung der Prüfung. Die drehende Bewegung wird so lange fortgesetzt, bis sie ganz stumm und scheinbar völlig leblos dahängen, was gewöhnlich 10 bis 15 Minuten nach dem Anfange des Herumdrehens der Fall ist. Erst dann, wenn die Zunge aus dem Munde hervordringt und der Medizinbeutel auf der Linken zur Erde fällt, werden sie langsam auf den Boden herabgelassen. Einer der Umstehenden zieht nun die beiden Holzstäbchen aus den Schultern und macht die jungen Leute dadurch von den Stricken, an denen sie gehangen, los; die übrigen Stäbchen bleiben jedoch mit allem, was daran hängt, stecken. In diesem Zustande liegen die Gemarterten 6 bis 8 Minuten am Boden, bis sie im Stande sind, allein aufzustehen; denn Niemand darf ihnen Hülfe leisten, weil es als ein besonderes Vorrecht gilt, sich nur dem Schutze des großen Geistes zu vertrauen. Sobald die Unglücklichen wieder einige Kraft erlangt haben, kriechen sie nach einem andern Theil der Hütte, wo ein anderer Indianer mit einem Beil steht, der einen getrockneten Büffelschädel vor sich liegen hat. Hier bringen sie nun dem großen Geiste den kleinen Finger der linken Hand, manche auch noch den Zeigefinger derselben Hand zum Opfer, legen ihn auf den Büffelschädel und lassen ihn von dem Indianer mit einem Schlage sich abhauen. Catlin behauptet, sogar Häuptlinge gesehen zu haben, welche auch noch den kleinen Finger der rechten Hand geopfert, ja, welche nicht ein Mal, sondern 5 bis 6 Mal die ganze Prüfung ausgehalten hatten. An der verstümmelten Hand darf kein Verband angebracht, es dürfen die Adern nicht unterbunden werden, auch widmet man den Wunden nicht die geringste Sorgfalt; Alles wird dem großen Geiste überlassen. Während der ganzen Dauer dieser Martern aber haben die Häuptlinge genau Acht gegeben, wer der Standhafteste gewesen ist, am längsten, ohne ohnmächtig zu werden, hat hängen können, sich am schnellsten wieder erholt hat; wer es den Uebrigen zuvorthut, wird als der Geeignetste angesehn, Anführer im Kriege zu sein oder sonst einen gefährlichen Posten zu bekleiden. Doch mit dem Abhauenlassen von 1 oder 2 Fingern ist noch nicht genug geschehen. Sobald 6 oder 8 junge Leute die bisher beschriebenen Martern in der Medizinhütte bestanden haben, werden sie unter vielen Feierlichkeiten in die Mitte des Dorfs zu dem großen Kanoe geführt, um welches etwa 20 andere junge Männer, die auf dem Kopfe einen Schmuck von Adlerfedern und in der Hand einen Kranz von Weiden tragen, herumtanzen. Jeder der Gemarterten wird nun von zwei kräftigen jungen Leuten in Empfang genommen, welche ihn zwischen sich nehmen und einen breiten Lederriemen um seine Handgelenke schlingen, um mit ihm „das letzte Rennen" zu beginnen. Auf ein gegebenes Zeichen fangen die beiden an, mit der größten Schnelligkeit zu laufen, und der von ihnen Festgehaltene muß mit der ganzen noch an seinem Körper hangenden Last ihnen folgen, bis er vor Schwäche niederstürzt, wird aber auch dann noch nicht losgelassen, sondern an den ledernen Riemen so lange, oft das Gesicht im Koth, im Kreise herumgeschleppt, bis alle an seinem Körper hängenden Gegenstände ausgerissen sind, was oft nur dadurch bewirkt werden kann, daß die Umstehenden mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf dieselben treten. Sind endlich auf diese Weise die angehängten Lasten vom Körper getrennt, so lassen die beiden jungen Männer den Herumgeschleiften los und laufen mit der größten Schnelligkeit, als ob sie ein Verbrechen begangen hätten, nach der Prärie. So liegt nun der Unglückliche zum zweiten Mal als Leiche da; Niemand darf ihm auch nur

die geringste Hülfe leisten, nur der große Geist soll sein Beschützer sein. Hat er sich dann so weit wieder erholt, daß er aufstehen kann, was er gewöhnlich schon nach wenigen Minuten vermag, so geht er schwankenden Schrittes durch die Platz machende Menge in seinen Wigwam, wo ihn dann Freunde und Verwandte sorgfältig verpflegen. Wenn endlich alle jungen Leute sämmtliche Martern überstanden haben, geht der alte Ceremonienmeister zur Medizinhütte zurück, holt die von Numank Machana gesammelten Schneidewerkzeuge und begiebt sich, nachdem die Thür der Hütte fest verschlossen ist, in Begleitung aller Medizinmänner und Bewohner des Dorfes an das Ufer des Flusses, wo er sämmtliche Messer, Beile u. s. w. an einer sehr tiefen Stelle dem Wasser opfert.

Das ist der Schluß der ganzen Feier, die in solcher jedes menschliche Gefühl mit Schauder erfüllenden Weise freilich nur bei den Mandanern sich findet; Aehnliches aber kommt auch unter andern Stämmen vor.

Wenn nun schon bei dieser Festfeier ein Anklang an Biblisches, namentlich an die Geschichte der Sündfluth sich findet, so ist dieß keineswegs die einzige derartige Spur eines jedenfalls merkwürdigen Zusammenhanges der Indianer Nordamerika's mit dem alttestamentlichen Gottesvolke, so daß Einige selbst die freilich wohl zu weit gehende Vermuthung aufgestellt haben, daß diese Urbewohner Amerika's von den Israeliten abstammen möchten. Wunderbar ist's freilich und jedenfalls ein Nachhall der uralten Gottesoffenbarung, wenn die Indianer hie und da erzählen, daß der große Geist ihren Voreltern zukünftige Dinge vorherverkündigt habe, daß Engel vormals mit ihren Vätern geredet, daß auf diesen der Geist der Weissagung und der Wundermacht geruht habe, und auch auf ihnen einst wieder ruhen werde. Sie reden auch von einem verloren gegangenen großen Buche, das sie einst wiederfinden sollen. Nach einer Ueberlieferung sind ihre Vorfahren über einen großen Strom im Nordwesten herüber gekommen, was einigermaßen darauf hindeuten könnte, daß ein Theil des Zehnstämmereichs durch Mittelasien über die schmale Behringsstraße nach Nordamerika verschlagen worden sei. Es giebt auch eine Ueberlieferung unter ihnen, daß sie alle von einem Manne abstammen, der 12 Söhne hatte und ein angesehener Hirtenfürst war, und daß sie, seine Nachkommen, das Land, welches er hatte, einst wieder in Besitz nehmen werden. Ihre Sagen wissen deutlich von der großen Noachischen Fluth, jedoch mit dem Unterschiede, daß Einige behaupten, dieselbe sei nur über einen Theil der Erde, Andere, sie sei über die ganze Erde gegangen. Sie erzählen, daß ein kleiner Ueberrest von Menschen sich auf einem großen Schiffe gerettet habe. Andere Ueberlieferungen geben vor, daß ursprünglich acht Menschen von dem großen Geiste geschaffen seien, und daß alle Nationen mit ihren verschiedenen Hautfarben von denselben herkommen; daß das erste Weib vom Himmel stammte und Zwillingssöhne gehabt habe, von welchen der Jüngere durch den Aelteren ermordet worden. Bei Andern heißt es wieder: Der große Geist schuf zuerst zwei Indianer, da sie aber seinem Zwecke nicht entsprachen, nahm er von jedem eine Ribbe und bildete für den andern ein Weib. — Sie wissen von dem Thurmbau zu Babel, von der Sprachenverwirrung und der Zerstreuung der Völker. Auch den heiligen Gottesnamen Jehovah glaubt man bei ihnen wieder zu finden; während das Opferfeuer auf dem Altare lodert, tanzen sie um denselben und rufen mit lauter Stimme: J—U—Je—Wah.

Deßgleichen soll der andere hebräische Gottesname Elohim und das Wort Halleluja bei ihnen vorkommen. Sie haben Opfer und Reinigungen, Fasten und Waschungen, und ihre Fasten sind so streng, daß man sie fast verhungert und abgezehrt von Kasteiungen vor dem großen Geiste, den sie jedoch nicht abbilden, auf den Knieen liegen sieht. Mag nun auch Einzelnes von alledem aus dem Einfluß ihres nahen Zusammenwohnens mit Christen sich erklären lassen, so ist doch Anderes ohne Zweifel viel älteren Ursprungs, und geht wenigstens so viel daraus hervor, daß die Indianer Nordamerika's unter allen bekannten Heidenvölkern beziehungsweise die reinsten Begriffe von Gott und einer höhern Offenbarung Gottes haben, wiewohl der Herr auch sie mit allen Heiden in Unwissenheit, Aberglauben und abgöttisches Wesen um ihrer Abkehr von dem lebendigen Gott willen dahingegeben hat. Daß aber auch unter den heidnischen Indianern manches Herz nach etwas Besserem sich sehnt, zeigt unter anderem das Beispiel jener alten mehr denn hundertjährigen Seneka-Indianerin, von welcher Missionar Hall aus Alleghany schreibt:*) „Ich hatte mehrere Unterredungen mit ihr über das Christenthum. Sie sagte mir, als sie ein kleines Mädchen gewesen, habe sie gedacht, die heidnische Religion sei keine gute Religion; sie habe gefühlt, daß ihre Seele sehr finster sei; sie habe den großen Geist gebeten, ihr Licht zu schenken; sie habe gehofft, der große Geist werde mit der Zeit den armen Indianern einige Wahrheit zuschicken." Und ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen, auch dem rothen Mann in seinen Wäldern sollte das Evangelium von Christo, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, verkündigt werden.

§. 2. John Eliot, der Apostel der Indianer.

Brauer, Beiträge zur Geschichte der Heidenbekehrung. Altona 1835. I.
Schmidt, kurzgefaßte Lebensbeschreibungen berühmter Missionare. Leipzig 1841. 5. Band.
Vormbaum, Missionsgeschichte in Biographien. Düsseldorf 1849. I. 1., p. 10 ff.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt. Leipzig 1848. p. 120 ff.
Missionsfreund, herausgegeben von Ahlfeld. 1848. Nr. 2.

Ein halbes Jahrhundert war etwa verflossen, seit die ersten christlichen Kolonisten, aus England herüber gekommen, an der Ostküste der jetzigen Vereinigten Staaten sich niedergelassen hatten, als der Gedanke an die Bekehrung der umwohnenden heidnischen Indianer in dem Gottesmanne sich regte, dem noch jetzt der wohlverdiente Name des „Apostels der Indianer" beigelegt wird. John Eliot, den der Herr zu diesem Werke auserlesen hatte, war im Jahre 1603 in England geboren. Sein Geburtsort wie seine frühere Geschichte sind unbekannt, nur das wissen wir, daß seine vermuthlich nicht unbemittelten Eltern ihn zu Cambridge Theologie studiren ließen, wo er bei trefflichen Anlagen und unermüdlichem Fleiß bald ausgezeichnete Fortschritte machte. Bei aller wissenschaftlichen Ausbildung aber war er noch fern von dem rechten Leben in Christo. Zu einer entschiedenen Hingabe an den Herrn kam es bei ihm erst durch den Einfluß des gottseligen Pfarrers Thomas Hooker, der, weil er in die Ord-

*) Calwer Missionsblatt 1846, p. 13.

nung der bischöflichen evangelischen Kirche in England sich nicht schicken mochte, seines Amtes enthoben worden war und auf Bitten vieler Freunde in dem Dorfe Klein-Baddow eine Erziehungsanstalt errichtet hatte. Dahin berief er den Eliot als Hülfslehrer, und hier war es, wo dieser sich gründlich zum Herrn bekehrte. Weil er nun aber wegen seiner Uebereinstimmung mit Hooker auf Erlangung eines geistlichen Amtes in England wenig Aussicht hatte, so entschloß sich Eliot, gleich vielen Andern, die um freierer Einrichtung des Gottesdienstes und um der Gewissensfreiheit willen das englische Vaterland verließen, nach Amerika zu gehen, wo er im November 1631 zu Boston, im Staate Massachusets, landete. Der Prediger der dortigen unabhängigen Gemeinde, welcher zur Ordnung seiner weltlichen Angelegenheiten nach England reisen wollte, ersuchte Eliot, während seiner Abwesenheit seine Stelle in Boston zu verwalten, und Eliot that dieß mit solcher Treue und solchem Eifer, daß die Gemeine bei der Rückkehr ihres ordentlichen Seelsorgers ihn als dessen Gehülfen anzustellen wünschte; doch der Herr hatte es anders beschlossen.

Wie es scheint, hatte Eliot vor seiner Abreise von England mehreren Freunden, welche auch nach Amerika auszuwandern gedachten, versprochen, wenn sie ihren Entschluß ausführten, ihr Seelsorger zu werden. Gerade um diese Zeit nun kamen jene Freunde, siedelten sich zu Roxbury im Innern des Landes an, und erinnerten ihn an sein Versprechen. Außer ihnen kamen in dieselbe Gegend noch einige Hunderte von andern Ansiedlern, welche aus gleichem Grunde ihr Vaterland verlassen hatten, und so ward Eliot wirklich der Seelsorger der neugebildeten Gemeine zu Roxbury. Die Annehmlichkeiten seiner dortigen Stellung wurden noch dadurch erhöht, daß er mit einem ihm gleichgesinnten Frauenzimmer, welches die Freunde aus England ihm mit herübergebracht hatten, sich verheirathete. Seine Gattin war aber ein rechter Segen für die Gemeine durch die ganz besondere Liebe, welche sie allen Gliedern derselben erwies, und durch ihre große Erfahrung in der Arznei- und Wundarzneikunde, welche sie in den Stand setzte, vielen Kranken ersprießliche Hülfe zu leisten; ihrem Manne aber war sie durchaus unentbehrlich, um seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu halten, denn der Geist der Wirthschaftlichkeit ging unserm Eliot bei seinem reichen Liebesdrange gänzlich ab. „Seine christliche Liebe," sagte von ihm ein Mann, der ihn im Leben näher kannte, „war ein Stern der ersten Größe in dem glänzenden Sternbilde seiner Tugenden, und verbreitete seine Strahlen weit umher. Seine Freigebigkeit war groß im Verhältniß zu seiner geringen Einnahme. Mit einer gewissen freundlichen Zudringlichkeit, die sich nicht abweisen ließ, pflegte er seine Nachbarn und Bekannten dahin zu bringen, daß sie die Freude der Wohlthätigkeit mit ihm theilten. Die Armen nannten ihn ihren Vater und nahmen in allen ihren Bedrängnissen mit kindlichem Vertrauen ihre Zuflucht zu ihm. Abgesehen von den thätigen Erweisen seiner Liebe verbreitete er durch das Mitleidvolle und Freundliche seines Wesens eine Anmuth darüber, die ihn noch liebenswürdiger machte." Als ihm einst der Schatzmeister der Gemeinde seinen Gehalt ausgezahlt und denselben, weil er wußte, wie Eliot gesinnt war, fest in ein Tuch

zusammengebunden hatte, damit das Geld ja sicher in's Pfarrhaus kommen möchte, traf der mitleidige Mann unterwegs auf eine bedrängte Familie, die er nicht ohne Unterstützung lassen konnte; die Knoten aber waren so fest und dicht, daß er nicht im Stande war, an das Geld zu kommen. Da wirft er das ganze Bündel Geld der armen Hausfrau mit den Worten zu: „Gott hat es Euch gewiß Alles zugedacht."

In seinem Amte zu Roxbury hatte Eliot Arbeit vollauf, denn seine Gemeine wohnte nicht bloß in weitem Umkreise zerstreut, sondern bei vielen seiner Ansiedler fand er auch einen sehr harten Boden für den Samen seiner Predigt. Den meisten Segen schenkte ihm der Herr auf den sauersten Wegen. Diese gingen zu den entferntesten Gliedern seiner Gemeine, welche er um so fleißiger besuchte, je seltener sie zur Kirche und zum Gottesdienst kommen konnten, und auch die beschwerlichsten Gänge sich nicht verdrießen ließ. So wohl sich aber Eliot in seinem Wirkungskreise auch fühlte, da seine Gemeine ihn herzlich liebte und seine mühevolle Arbeit an ihr nicht vergeblich blieb, so regte doch je länger, je mächtiger eine Sehnsucht, ein Verlangen sich in ihm, dem er nicht widerstehen konnte. Wenn er so am Sonntag Morgen seine christlichen Gemeineglieder von nah und fern heraufziehen sah zu dem Hügel, auf welchem die Kirche erbaut war, da freute sich wohl inniglich sein Herz, aber das Auge blickte stromaufwärts nach den Waldungen rings umher, und das Elend der armen heidnischen Indianer, die dort wohnten, trat vor seine Seele. Da ergriff es ihn mit unwiderstehlicher Macht, hinauszuziehen in diese Wildnisse mit dem Zeugnisse des Evangeliums von Jesu Christo. Und so wenig er daran denken mochte, seine ihm so theure Gemeine zu Roxbury zu verlassen, so wenig konnte er den innern Ruf zum Schweigen bringen, der sich so vernehmlich in ihm hören ließ und zu den Indianern ihn berief. Aber noch lange mußte er seine Seele in Geduld fassen; denn vor allen Dingen war es nöthig, die Sprache der Indianer zu verstehen, wenn er unter ihnen etwas wirken wollte. Und was war das für eine Sprache! Und wie wenig Zeit blieb ihm, dieselbe zu erlernen, da sein Amt zu Roxbury alle Tagesstunden vollständig in Anspruch nahm. Aber die Liebe zu dem armen rothen Mann ließ ihn nicht ruhen; jeden Morgen mit Sonnenaufgang stand er auf, und während Andre noch der Ruhe pflegten, war er emsig beschäftigt, die ellenlangen indianischen Wörter sich einzuprägen. Ein erweckter junger Mann, der früher in einem englischen Hause gedient hatte und die Indianersprache genau kannte, wurde sein Lehrer und Dolmetscher, mit dessen Hülfe er auch die zehn Gebote, das Gebet des Herrn und Stellen der heiligen Schrift übersetzte. Ungeachtet seiner reichen Anlagen und seines unermüdeten Fleißes gingen aber doch 15 Jahre dahin, ehe er in indianischer Zunge reden konnte. Und wie oft und inbrünstig mag Eliot in dieser langen Zeit und bei dieser so schwierigen Arbeit zum Herrn gebetet haben, er, der Mann des Gebetes, von dem ein befreundeter Zeitgenosse sagt: „Er machte das Gebet nicht allein zu seiner täglichen Uebung, in seinem Kämmerlein, bei verschlossenen Thüren, und betete da zu seinem Vater im Verborgenen; er pflegte auch nicht selten besondere Tage zum Fasten und Beten zu bestimmen. Besonders, wenn irgend eine bedeutende Schwie-

rigkeit sich ihm entgegenstellte, suchte er auf diese Weise ihr zu begegnen und sie zu überwinden, indem er bedachte, daß, wenn wir etwas Großes ausführen wollen, die beste Klugheit ist, dieß durch ein Mittel zu bewirken, von dem die Welt nichts weiß. Er hielt mit einer bewundernswerthen Beharrlichkeit im Gebet an und forderte immerwährend Alle, die um ihn waren, dazu auf. — — Er war ein vielvermögender und ein glücklicher Mann, daß er seinen Köcher voll himmlischer Geschosse hatte, — Gebete, die er gen Himmel sendete; und wenn er hartbedrängt war von menschlichen ihm entgegentretenden Hemmnissen, so gab er doch die Wünsche seiner gottergebenen Seele nicht auf, sondern ließ sie im Gebet zum Herrn der Welt emporsteigen." — Und sein Gebet war nicht vergeblich. In der Mitte des Jahres 1646 war Eliot der Indianersprache so weit mächtig, daß er wagen konnte, dem nächsten Indianerstamme das Wort des Friedens zu bringen.

Nun kannte er aber auch kein längeres Säumen; am 28. Oktober 1646 machte er zu dem nächsten nur zwei Stunden von Roxbury entfernten Indianerdorfe in Begleitung von drei christlichen Freunden sich auf. Schon vorher hatte er den Indianern sagen lassen, daß er an diesem Tage zu ihnen kommen werde, um über eine höchst wichtige Angelegenheit mit ihnen Rücksprache zu nehmen. Zahlreich waren sie daher versammelt, und nun trat er mitten unter sie, ein großer, stattlicher Mann, aber ohne Waffen, selbst ohne die Friedenspfeife, nur ein Buch — die Bibel — in seiner Hand. Nachdem er in der Hütte des Häuptlings Waubon eine kurze Rast gehalten, begab er sich wieder in's Freie, und eine tiefe Bewegung ergriff ihn beim Anblick der erwartungsvoll auf ihn schauenden Heidenschaar, so daß er seinem Herzen erst durch ein Gebet in englischer Sprache Luft machen mußte. Dann aber redete er etwa fünf Viertelstunden lang zu den Indianern in ihrer Sprache über Hes. 37, 9. 10. Anhebend von dem Gesetze, das Gott der Herr den Menschen gegeben, daß sie darnach thun, zeigte Eliot mit großer Beredtsamkeit, wie der Mensch dem Fluche Gottes anheim gefallen sei, weil er auf die Gebote des Herrn nicht gemerkt habe. Dann predigte er ihnen Jesum Christum als das einzige Mittel der Befreiung von Sünde, Zorn und dem ewigen Tode; er erklärte ihnen, wer Christus sei, wohin er gegangen und wie er einst wiederkommen werde zum Gericht. Endlich sprach er zu ihnen von dem seligen Zustande aller derer, welche an Jesum Christum glauben und ihn mit inniger Liebe umfassen. — Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten die Indianer zu, und überwältigend war der Eindruck, welchen die Rede auf ihre Herzen machte. Dann aber regte sich ihr Scharfsinn, und sie hatten eine Menge Fragen zu thun, auf welche Eliot ihnen die Antwort nicht schuldig blieb. So fragte Einer, wie sie zur Erkenntniß Jesu Christi gelangen möchten; Eliot antwortete: „Wenn ihr fähig seid, die Bibel, das Buch Gottes, zu lesen. Aber weil ihr dieses Buch jetzt noch nicht lesen könnt, so müßt ihr über das nachdenken, was ihr so eben daraus gehört habt. Und ihr müßt nicht bloß daran denken, wenn ihr daheim in euren Wigwam's auf den Matten sitzt, sondern auch dann, wenn ihr auf den Feldern seid oder in den Wäldern umherstreift". Vor allem aber wies er sie auf das Gebet hin und lehrte sie beten:

„Herr, laß mich Jesum Christum erkennen, weil ich ihn noch nicht kenne!“ und auf den Einwand, Jesus verstehe wohl die Gebete der Engländer, aber nicht die der Indianer, entgegnete Eliot: „Jesus Christus und Gott durch ihn hat alle Dinge gemacht, auch alle Menschen läßt er werden, auch die Indianer, und daher weiß Er auch Alles, was in dem Menschen ist und was von ihm kommt, alle seine Wünsche, alle seine Gedanken und Worte, folglich auch alle seine Gebete, und so versteht Er auch Alles, was die Indianer beten“. Dabei machte er sie auf einen gerade dastehenden indianischen Korb aufmerksam, und bemerkte, obschon die Andern, welche den Korb nicht gemacht, nicht wüßten, was dazu genommen sei, so müsse doch der, welcher ihn verfertigt habe, nothwendig Alles, was daran sei, angeben können. Gerade so verhalte sich's auch mit der Kenntniß des Schöpfers von seinen Geschöpfen. So hatten die Indianer noch gar mancherlei zu fragen, bis auch Eliot einige Fragen an sie richtete. „Unsre erste Frage war“, so berichtet er selbst, „ob sie nicht den Wunsch hätten, Gott zu sehen, und ob sie nicht versucht würden, zu denken, es sei kein Gott, weil sie ihn nicht sehen könnten?“ Einige erwiderten, sie wünschten wohl, Gott zu sehen, wenn es möglich wäre; aber sie hätten von uns gehört, daß Er nicht gesehen werden könne, und sie glaubten, daß ihn zwar ihre Augen nicht erblicken könnten, daß er aber für ihre Seelen immer sichtbar sei. Wir suchten sie noch mehr darin zu bestärken und fragten sie, wenn sie ein großes Haus sähen, ob sie wohl denken würden, daß Bären oder Füchse es gebaut hätten, oder daß es sich selbst gemacht, und daß nicht ein verständiger Baumeister es erbaut, weil sie den nicht sähen. Sie würden gewiß denken, daß ein verständiger Werkmeister es gemacht, obwohl sie denselben nicht sehen könnten. So sollten sie an Gott glauben, wenn sie zum Himmel empor schauten und Sonne, Mond und Sterne erblickten und das große Haus sähen, das er gemacht“. Besonders suchte Eliot den Glauben an Einen Gott ihnen klar zu machen. So hatten diese Gespräche drei Stunden gedauert und die Nacht brach stark herein. Da schloß Eliot mit einem Gebet und begab sich zur Nachtruhe in Waubon's Hütte. Hier bemerkte einer seiner christlichen Begleiter einen Indianer, der gesenkten Hauptes in Thränen schwamm; ermunternd und ermuthigend sprach er ihm zu, der Indianer aber wandte sein Gesicht gegen die Wand und weinte nur noch mehr und bald erhob er sich und ging hinaus. Kaum hatte Eliot davon gehört, so sprang er auf, um dem Mühseligen und Beladenen in den Wald zu folgen. Er fand den Mann; mit ganz zerschlagnem und zerstoßnem Herzen wanderte er umher; und das war nicht der Einzige, dem so zu Muthe war. — Jubelnd im Herzen über den Segen, welchen der Herr auf sein Wort gelegt, kehrte Eliot am folgenden Tage mit seinen Begleitern nach Roxbury zurück, nachdem er den Indianern auf ihre Bitte versprochen hatte, sie bald wieder zu besuchen. Dieß geschah nach 14 Tagen, am 11. November, wo sich abermals eine große Schaar von Indianern versammelt hatte. „Wir sind gekommen“, sagte Eliot zu ihnen, „um euch gutes Neues von dem großen Gott zu bringen, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und um euch zu sagen, wie die bösen und lasterhaften Menschen zu ihm kommen kön-

nen, so daß sie während ihres Lebens glücklich sein, und wenn sie sterben, zu Gott gehen und im Himmel leben können". Dann nahm er vor der Predigt erst die Kinder vor, fragend und lehrend; bei der Predigt aber waren die Alten auch dießmal sehr aufmerksam und hatten hernach wieder viele Fragen. Ein alter Mann trat zu ihm und fragte, ob es denn nicht zu spät sei für einen dem Tode nahen Menschen, seine Sünden zu bereuen und Gott zu suchen; ein Anderer fragte, wie sie dazu gelangen möchten, Gott zu dienen; ein Dritter rief unter Thränen aus: „Ach, daß ich Jesum Christum so wenig erkenne!" — und Eliot bezeugte in der Kraft des Geistes einem Jeden, was ihm noth that. Beim Abschied aber erklärten die Indianer ihre Dankbarkeit gegen Gott, daß er den Eliot erweckt habe, ihnen so wundervolle Dinge zu verkünden. — Zum dritten Mal kam Eliot am 26. November, und siehe, viele Indianer hatten für längere Zeit ihre Hütten an dem Versammlungsort aufgeschlagen, um keine Predigt zu versäumen. Doch war die Zahl der Versammelten etwas geringer, als die beiden ersten Male, denn die Powah's oder Zauberer hatten sie mißtrauisch zu machen sich bemüht. Kaum hatte Eliot das erfahren, als er einem Zauberer mit der Frage entgegentrat: „Hältst du Gott oder Tschepian (den bösen Geist) für den Urheber alles Guten?" Und da der Zauberer antwortete: „Gott", herrschte ihn Eliot an: „Warum betest du denn zu Tschepian?" — und der Mann behielt weder Kraft zu antworten noch zu stehen. Welchen Eindruck aber seine Predigt auf die Versammelten gemacht, das sollte er noch in derselben Nacht erfahren, als er sich in des Häuptlings Wigwam getrost zur Ruhe gebettet hatte und die Wilden in stummer Verwunderung über sein gutes Vertrauen zu ihnen an der Wand entlang saßen. Denn plötzlich stand Waubon auf und hub an von Allem, was sie durch Eliot vernommen, mit indianischer Beredtsamkeit zu sprechen, daß Alle des Schlummers vergaßen. Und so oft er in der Nacht wieder erwachte, erhob er auch seine Stimme, um mit den Uebrigen von dem Wort der Wahrheit und der Gnade zu reden, das sie vernommen hatten. Nach einigen Tagen aber kam ein angesehener und kluger Indianer, Namens Wampas, mit zweien seiner Genossen nach Roxbury zu Eliot, bat um Aufnahme unter die Weißen und begehrte für seinen Sohn und einige andre Kinder eine christliche Erziehung. Und als Eliot am 9. Dezember 1646 zum vierten Male unter seinen lieben Wilden war, boten Alle insgesammt ihm ihre Kinder zur Erziehung an.

Mit Erstaunen sah Eliot das rasche Fortschreiten seines Werkes, und da immer mehrere sich an ihn wandten, um unter seiner Seelsorge in Gemeinschaft zusammen zu leben, bat er den Vorstand der englischen Kolonie um einen Landstrich zu einer geordneten Niederlassung für seine Indianer. Seine Bitte war nicht vergeblich, und nun machte er ohne Weiteres Anstalt, mit den Indianern, welche sich seiner Leitung anvertraut hatten, eine neue Stadt zu bauen. Die früher an das ungebundenste Leben gewöhnten Wilden versprachen ihm Folgsamkeit in allen Stücken, und hielten auch Wort. Es war eine Lust zu sehen, wie die rothen Männer unter Eliot's Anweisung und Leitung so rührig Spaten und Hacke, Axt und Maurerkelle führten. Nach kurzer Zeit stand die Indianer-

stadt da, mit hölzernen Häusern, von Graben und Wall umgeben, und ward Nonanetum, d. h. unsere Freude, genannt. Rasch waren nun die Fortschritte der äußeren Bildung unter ihren Bewohnern; die Weiber lernten Spinnen und brachten allerlei selbsterbaute und selbstverfertigte Waaren zu Markte: Obst und Weintrauben, Fische und Geflügel, Besen und Fußdecken, Stöcke und Körbe; die Männer aber wurden im Ackerbau und einfachen Handwerken von Eliot unterwiesen. Dabei blieb jedoch sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, daß Christus in den Bewohnern der neu angelegten Stadt eine Gestalt gewinnen möchte, was freilich nicht so schnell vorwärts ging, da Eliot, welcher seine Gemeine zu Roxbury noch zu versorgen hatte, nicht immer bei den Indianern sein konnte. Bald aber erscholl der Ruf von dem neuen Zustand der Indianer zu Nonanetum weit und breit umher, und viele ihrer wilden Stammgenossen kamen in die neue Stadt, das Wunder selbst zu sehn; Viele kehrten gerne wieder und bekamen auch einen Eindruck von Eliot's Predigt. Doch gab's auch unter den Besuchenden nicht Wenige, die mit allerlei Einwänden gegen die Leute zu Nonanetum sich vernehmen ließen. „Was habt ihr denn", sprachen sie wohl, „durch euer Beten zu Gott und durch euren Glauben an ihn gewonnen? Ihr seid so arm, als wir; unser Welschkorn ist so gut, als das eure, und wir haben noch mehr Freude als ihr. Wir jagen und schweifen weit in den Wäldern und an den Seen, ihr sperrt euch in diese Mauern ein. Wir haben viele Weiber, ihr nur Eine Frau. Wenn ihr uns zeigen könnt, was ihr durch euer Beten und Glauben voraus habt, so wollen wir auch zu Gott beten und ihm dienen". Solchen Leuten entgegnete Eliot mit großer Klugheit: „Gott giebt uns zwei Arten guter Dinge; die Einen sind kleine, die Andern sind große. Die kleinen bestehen in Reichthum an Kleidung, Nahrung, Vergnügen und voller Jagd; das sind Dinge, welche bloß für unsern Leib in diesem Leben eine Zeit lang Dienste thun. Die großen Güter aber bestehen in Weisheit, Erkenntniß Gottes, ewigem Leben, Buße und Glauben; das sind Güter für die Seele und für die Ewigkeit". — Da wurden die Indianer still und nachdenkend, und bald lernten sie weiter fragen, und die Predigt war an ihnen nicht vergeblich.

Besonders an dem Herzen eines Häuptlings aus der Gegend von Concord erwies das Evangelium sich als eine Kraft Gottes. Der war mit einigen Stammesgenossen nach Nonanetum gekommen, und dort hatte eine Predigt Eliot's ihn so ergriffen, daß er gleich nach seiner Rückkehr alle seine Hauptleute zusammenberief und ihnen erklärte, wie er entschlossen sei, seinem wilden Leben zu entsagen. Sie stimmten ihm bei, und auf einer Versammlung der Häuptlinge im November 1647 wurde beschlossen, daß alle im Schwange gehenden Sünden und Untugenden, Zauberei, Falschheit, Diebstahl, Entheiligung des Sonntags mit schwerer Geldstrafe, Ehebruch und Mord aber mit der Todesstrafe belegt werden sollten. Fortan wollten sie Gott suchen, in Frieden mit einander leben und in ihren Wohnungen gemeinschaftlich beten, auch sollte jeder auf Reinlichkeit und Sauberkeit halten, und Niemand Schulden machen. Eliot aber ward eingeladen, mit dem seligmachenden Wort zu ihnen zu kommen, und gebeten, mit Rath und That zu helfen, daß die Regierung auch ih-

nen ein Stück Land abtreten möchte, wo sie ihre Friedenshütten bauen könnten. Niemand war dazu natürlich williger, als er, und nach kurzer Zeit stand die zweite Indianerstadt zu Concord da, ähnlich der ersten, und auch ihre Einwohner hatten sich zu einer christlichen Lebensordnung verpflichtet.

Die Indianer mußten nothwendig die wohlthätige Veränderung empfinden, die mit ihrem ganzen Leben vorgegangen war. Vordem hatten sie elende Wigwam's gehabt, jetzt wohnten sie in bequemen Häusern; vordem hatten die Häuptlinge, Sachem's oder Sagmore's genannt, ganz unumschränkt über ihre Horde geherrscht und von ihren Leuten, die in allen Stücken von ihnen abhängig waren, blinden Gehorsam erwartet und verlangt: jetzt standen die Häuptlinge selber unter dem Gesetz; vordem waren die Frauen nichts anderes als Sklavinnen gewesen, und ein Mann hatte so viel Frauen gehabt, als er ernähren konnte: jetzt durfte keiner mehr als eine Frau haben und mußte sie freundlich behandeln. Die Zauberer waren freilich die heftigsten Widersacher, richteten aber nur bei Einzelnen etwas aus. Die Häuptlinge verloren allerdings von ihrem früheren Ansehen, aber der Herr hatte Gnade gegeben, daß die zu Nonanetum und Concord gerade die ersten waren, welche sich bekehrten.

Unabläßig aber reiste Eliot, in Ertragung aller Mühseligkeiten bei einem gesunden und kräftigen Leibe wohl geübt, unter den neuen Gemeinden umher, das Wort des Lebens spendend und durch manche Frucht seiner treuen Arbeit an den armen Heidenseelen erquickt und gestärkt. So hielt er im Sommer 1647 bei einer Synode zu Cambridge eine Predigt über Ephes. 2, 1 vor vielen dort versammelten Indianern, deren Fragen er dann in gewohnter Weise anhörte und beantwortete, und dabei manche liebliche Aeußerung aus ihrem Munde vernahm. „Ihr williges Aufmerken auf das Wort," so berichtet er selbst darüber, „die Bewegung und Betrübniß Mehrerer unter ihnen über ihre Sünden, die Besonnenheit, mit welcher Verschiedene geistliche Fragen vorbrachten, ihre Geneigtheit, das aufzufassen und zu glauben, was wir ihnen erwiderten, die Fertigkeit, mit welcher manche der armen nackten Kinder die Fragen aus dem Katechismus, die wir an sie thaten, beantworteten, und ähnliche solche Erscheinungen einer großen Veränderung, die mit ihnen vorgegangen war, machten einen wunderbaren Eindruck auf alle Gebildete, die zugegen waren, auf die Geistlichen, auf die obrigkeitlichen Personen und auf das Volk, und regte ihre Herzen zum innigen Danke gegen Gott auf. Sehr viele vergossen einen Strom von Thränen vor Freude, einen so seligen Tag zu erleben, und der Name des Herrn Jesu wurde so häufig ausgesprochen, wie man noch nie vorher von ihnen vernommen hatte." Und von einem andern Orte, Neponsitt, wohin Eliot auf Bitten der Indianer mit dem Friedenswort gezogen war, konnte er schreiben: „Die Wirkung des Wortes, die sich unter den Indianern zeigt, und die Veränderung, welche bei ihnen Statt gefunden, ist diese: Sie haben allen ihren Zauberern gänzlich entsagt und haben die teuflischen Gebräuche aufgegeben, weil sie meinen, daß diese im gänzlichen Widerspruche mit der Anbetung Gottes stehen. Ja, einige ihrer Zauberer haben selbst ihr Amt niedergelegt und sind entschlossen, dasselbe nie wieder auszuüben. —

Sie beten beständig in ihren Wohnungen zu Gott früh und spät. Auch wenn sie sich zu Tische setzen, rufen sie Gott an und danken ihm, wie sie es bei den Engländern sehen. Wenn sie zu einem Engländer kommen, so wünschen sie, belehrt zu werden, und wenn man ihnen zu essen gibt, so beten sie und danken Gott, und gewöhnlich bezeugen sie ihre große Freude darüber, daß sie unterwiesen werden, Gott zu erkennen, und zeigen eine große Anhänglichkeit an die, welche sie belehrt haben. Sie sind besorgt, ihre Kinder zu unterrichten und strenge gegen jede Entheiligung des Sabbaths durch Fischen, Jagen und andere Arbeiten." — Eliot selbst unterscheidet bei seiner Missionsthätigkeit, die er nie ohne Gebet begann, viererlei. Erstlich unterrichtete er die Kinder und jüngern Leute, dann predigte er über ausgewählte Stellen der heiligen Schrift einfach und kurz, sodann ermahnte und tadelte er, wo dazu Grund vorhanden war, bis sich die Schuldigen unterwarfen und in offener Buße ihm aufrichtig ihre Schuld bekannten, und zuletzt forderte er sie noch auf, ihn zu fragen über das, was ihnen in der Predigt unverständlich geblieben war, oder was sie sonst zu wissen wünschten. — Ein rechter Siegestag für Eliot war der 7. Oktober 1647. Ein angesehener Häuptling in Nonanetum war gestorben und sollte nach Indianer Weise begraben werden. Nur ein Mann, wie Eliot, durfte es wagen, der altväterlichen heidnischen Sitte entgegenzutreten, und es gelang ihm, seinen Willen durchzusetzen. „So sah man denn," berichtet ein Engländer, „wo der Friedhof angelegt war, die ganze Bürgerschaft der Stadt in tiefer, feierlicher Stille hinter dem todten Häuptling herschreiten. Kein Weinen wurde laut, kein Jammergeschrei erhob sich, als der Leichnam in's Grab sank. Eliot las die Todtengebete. Dann sagte er, daß die Seligen im Himmel weder freien noch sich freien lassen, daß die wilde Jagd und des Kriegers Freude dorthin nicht reichen, daß es dort nicht Häuptlinge, nicht Sklaven gebe, daß in der Liebe Jesu Christi, der die Auferstehung und das Leben sei, alle diese Dinge verschwinden. Und sie glaubten ihm, diese wilden, stolzen, barbarischen Krieger, sie weinten nicht über den Todten, sondern über sich selbst, daß der Wald von ihren Seufzern und Gebeten wiederhallte." — Ueber den Fortgang des Missionswerkes aber schreibt Eliot selbst in einem Briefe vom 12. November 1648:

„Das Werk, den armen Indianern das Evangelium zu predigen, hat seinen Fortgang, und nicht ohne Erfolg. Der Herr allein ist's, der zu den Herzen der Menschen sprechen kann, und er hat dies so kräftig gethan, daß gewiß, wie ich glaube, Eine von den Seelen wahrhaft bekehrt worden und zum Herrn eingegangen ist. Ein Weib von gereiftem Alter war die Erste, welche, seitdem ich ihnen den Weg des Heils gezeigt habe, gestorben ist. Ihr Wandel war ohne Tadel, nachdem sie sich dem göttlichen Worte unterworfen hatte. Sie starb an einer Krankheit, von der sie im Wochenbett befallen war. Ich besuchte sie zu verschiedenen Zeiten, betete mit ihr und befragte sie über ihren geistigen Zustand. Sie sagte mir, daß sie immerfort Gott geliebt habe, obgleich er sie habe erkranken lassen, und war entschlossen, zu ihm zu beten, so lange sie lebte. Sie versicherte mir auch, daß sie glaube, Gott werde ihr alle ihre Sünden vergeben und habe Wohlgefallen an ihr, weil sie glaube, daß Jesus Christus für sie gestorben sei. Sie sei bereit zu sterben, und hoffe, daß sie in den Himmel kommen und dort bei Gott und Christo selig sein werde. Unaufgefordert rief sie ihre Kinder herbei und sagte zu ihnen: Ich werde nun sterben, und wenn ich gestorben bin, werden eure Großeltern und Oheime zu euch schicken und

euch auffordern lassen, zu ihnen zu kommen, um bei ihnen zu leben, und werden euch große Dinge vorsprechen und euch vorstellen, welch ein angenehmes Leben bei ihnen ist, da sie doch Gott nicht anrufen, den Sabbath nicht halten und jede Art von Sünde begehen; aber ich fordere euch auf, eure ganze Lebenszeit hier zu bleiben. — Bald nachher starb sie."

Das genügte aber unserm Eliot in seinem Feuereifer nicht, daß die Indianer zu Nonanetum und Concord sich unter das Evangelium gebeugt hatten, und sobald darum der Glaube und das göttliche Leben hier etwas festere Wurzel geschlagen hatte, wagte er sich immer weiter hinaus in die Urwälder, bis zum Cap Cod, und predigte den Indianern das Wort des Friedens. Dabei gab es freilich der Mühen und Gefahren genug, in der Einöde wie unter den Menschen; aber kein Schnee war zu tief, kein Wald zu dicht, kein Strom zu reißend, kein Regen zu stark, ihn von seinem heiligen Werke abzuhalten. Tage, ja Wochen lang wanderte er oft in durchnäßten Kleidern umher, und manche Nacht war die feuchte Erde oder der kalte Felsen sein Bett, der dichte Wipfel eines Baumes sein Obdach. Ueber steile Berge und durch reißende Ströme, durch pfadlose Wildnisse und auf Wegen, die selbst den abgehärteten Indianern mühsam und beschwerlich vorkamen, ging er den Seelen des rothen Volkes nach. „Ich bin nun", schreibt er einmal an einen Freund, „von Dienstag bis Sonnabend, Tag und Nacht, nicht trocken geworden, sondern ganz durchnäßt von Ort zu Ort gezogen; wenn ich mich zur Ruhe legen will, ziehe ich erst meine Stiefel ab, ringe meine Strümpfe ein wenig aus, dann aber wieder an mit ihnen. Aber Gott steht bei mir und hilft mir. Ich jauchze selbst, wenn viele ermüdende Tage und Nächte über mein Haupt dahingerollt sind, in Gefahren unter den Heiden, in Gefahren in der Wildniß. Oft, wenn ich Flüsse durchwatete, brach die Fluth plötzlich herein, aber dann gedachte ich der köstlichen Verheißungen und stützte mich darauf: So du durch's Wasser gehest, will ich bei dir sein. Ich rief mir zu: Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi! und das Wort giebt Kraft, Alles zu ertragen." — Weit schmerzlicher war es für Eliot, wenn er bisweilen zu Indianern kam, die ihn trotzig von sich wiesen und es für eine Unverschämtheit erklärten, daß er sich um sie und ihren Glauben bekümmere; weit mehr Gefahr drohte ihm von Seiten wilder Häuptlinge, die ihn gern getödtet hätten, wenn die Furcht vor den Engländern nicht gewesen wäre, an welche sie sogar mit dem Verlangen sich wandten, daß Eliot gehindert werden möge, sie mit dem Evangelium zu behelligen. Einer der wüthendsten unter ihnen war ein gewisser Kutschamoquin, ein gewaltiger Mann bei seinem Volke; aber Eliot überwand ihn in der Kraft des Herrn. „Der Ingrimm Kutschamoquin's," erzählt er selbst, „äußerte sich während eines Vortrags, den ich an ihn und seine Horde hielt, und während des Streites, der darüber zwischen ihm und mir entstand, auf eine solche Weise, daß alle Indianer durch die Art, wie er sich geberdete, mit Furcht erfüllt wurden. Ihre Angesichter erblaßten, Viele von ihnen schlichen sich fort, und die Blicke der Wenigen, welche blieben, zeigten mir, daß die günstige Stimmung für mich bei ihnen sich umwandelte. Ich stand ganz allein mitten unter dem entbrannten Haufen. Aber es gefiel Gott, mich mächtig aufzuregen, nicht zur Leidenschaft,

sondern zu einem kühnen Entschlusse. Mochte es nun gehen, wie es wollte, ich erklärte: „„Weder dich noch alle Häuptlinge im ganzen Lande fürchte ich; denn bei mir steht Einer, der da mächtiger ist, als ihr Alle.““ — Der Herr hatte das Wort gegeben; vor dem Worte brach der trotzige Mann, es entsank ihm sein Herz, er ergab sich. — Solche Wirkung hatte ich von meinem Worte nicht erwartet; wie hätte ich's gekonnt? Der Herr aber hatte über Bitten und Verstehen gethan." — Ja, über Bitten und Verstehen; denn derselbe Kutschamoquin, der vorher dahin ging in allen Gräueln und Sünden des Heidenthums, ließ sich und seine Horde fortan willig unterweisen und legte bald hernach ein Bekenntniß ab, das uns in den Worten aufbewahrt ist: „Ehe ich Gott kannte, dachte ich, ich wäre gut; aber seitdem ich Gott habe kennen gelernt, und was Sünde ist, finde ich mein Herz voll Sünde, und je länger, desto sündhafter finde ich mich. O, das macht mir viel Bekümmerniß! Bis diesen Tag ist mein Herz nur ein wenig besser geworden, und ich fürchte, es wird noch wieder eben so böse werden, als es vorhin gewesen ist." — Eine besondere Freude aber war es für Eliot, daß zu Nonanetum ein eignes Gotteshaus errichtet werden konnte, 50 Fuß lang und 25 Fuß breit, in welchem der gute Same des göttlichen Wortes reichlich ausgestreut ward und gesegnete Frucht brachte. Aus den wilden Heiden wurden „betende Männer", und zwar nicht bloß im Gotteshause, sondern auch in ihren Wohnhäusern, so daß Eliot mit Freuden bezeugen konnte: „Meine Indianer beten in ihren Familien jeden Abend und Morgen, und zwar mit großer Inbrunst, wie es Jeder, der an ihren Wohnungen zu der Zeit vorübergeht, oder in sie eintritt, sehen und hören kann." — Bald sollte jedoch Eliot noch mehr zu thun bekommen und noch größere Freude erleben.

An einem der Fälle des Flusses Merrimack pflegten sich alle Frühjahre viele Indianer von nah und fern zum Fischfang zu versammeln, und diese Zusammenkunft glich einem fröhlichen Volksfest. Da gedachte denn auch Eliot mit des Herrn Hülfe einen reichen Zug zu thun; aber als er das erste Mal sich nahte, ergriff der Häuptling Passakonwäh mit seinen Söhnen scheu die Flucht, und so durfte auch sein Volk nicht wagen, dem Prediger Stand zu halten. Der aber lehrte, wer ihn hören wollte, und zog seiner Straße weiter, hoffend bis zur nächsten Frühlingszeit. Da kam er wieder, und siehe, der Häuptling mit den Seinen blieb, und Eliot redete mit den Indianern und predigte das Evangelium. Eines Tages — denn bei befreundeten Indianern hatte er ein Obdach gefunden und theilte mit ihnen ihre schmale Kost — predigt er über Mal. 1, 2 von der Gnade, die in Christo Jesu ist. Viele Indianer waren versammelt, und nach der Predigt geht es wieder an ein Fragen und Antworten, wie gewöhnlich, bis Eliot meint, es sei genug, und sich hinwegbegeben will. Da sieht er, wie Passakonwäh noch ganz still und in Gedanken vertieft dasitzt, und verweilt noch ein wenig. Und der Häuptling erhebt sich und redet ihn an: „Ich habe in der That noch nie zu Gott gebetet, als eben jetzt; denn ich habe nie vorher von ihm gehört. Ich habe mir nun aber in meinem Herzen vorgesetzt, von jetzt an zu ihm zu beten, und auch meine Söhne zu überreden, daß sie das-

selbe thun." Und seine beiden Söhne, die zugegen waren, erklärten sich mit dem Vater einverstanden. Bei solchen Erfahrungen konnte sich Eliot über den Widerstand, welchen er hie und da noch immer fand, wohl trösten, wie er es denn selber ausgesprochen: „Ich bin fest überzeugt, daß der Herr aus alle diesem Widerstande etwas Gutes hervorbringt; ja, ich sehe es bereits; denn obwohl ich es noch nicht ganz recht sehen kann und mehr glaube, als eigentlich sehe, so werde ich doch gewahr, daß durch diesen Widerspruch, den wir finden, die Nichtswürdigen von uns ausgeschlossen werden und sich nicht unter uns begeben. Wer jetzt zu uns kommt und Gott anruft, ist bewährt, denn er sagt nicht nur den Zaubereien und allen seinen sündhaften Gewohnheiten, die ihm lieb geworden, ab, sondern er kümmert sich auch nicht um das Mißfallen seines Häuptlings. Dieses Alles zusammengenommen, kann man wohl nicht anders, als zugestehen, daß Gott an ihren Herzen sein Werk hat, das sie über alle Stricke, die ihnen gelegt werden, hinaussetzt." — Und wie hatte Eliot die Indianer so lieb, wie wünschte er nichts sehnlicher als ihre Bekehrung! Einer von denen am Merrimack fragte ihn, ob er Kinder habe, und wie viele. Und da Eliot antwortete: „Sechs", so wollte er auch wissen, wie viel Söhne darunter wären, und ob diese auch einst die Indianer Gott kennen lehren würden, wie ihr Vater. „Diese Frage," sagt Eliot, „bewegte mich im Innersten; denn oft habe ich in meinem Gebet alle meine (fünf) Söhne dem Herrn geweiht zu seinem Dienste, wenn es ihm gefällt, sie dazu anzunehmen. Mein Wunsch ist, mein Mögliches zu thun, um sie zu wohlunterrichteten Menschen zu bilden, und sie dabei, so gut ich kann, tüchtig zu machen, dem Herrn zu dienen, und ich wünschte keine bessere Anstellung für sie, als daß sie dem Herrn mit ihrer Arbeit dienen mögen. Demgemäß antwortete ich auf jene Frage, und meine Antwort schien dem Frager wohl zu gefallen, was meinem Herzen einigen Muth gab, zu glauben, daß es des Herrn Wille sei, und daß er ihre Herzen vorbereiten werde, meine Söhne ebenso aufzunehmen, wie mich."

An den Merrimackfluß waren aber auch alljährlich Indianer vom Stamm der Sowahegen gekommen, auf welche Eliot's Predigt nicht ohne Eindruck geblieben war. Daheim hatten sie die frohe Botschaft verkündigt, und gaben nun auch am Merrimack das Verlangen der Sowahegen kund, noch mehr von Gott zu hören. Auf Eliot's Frage, wie Viele das wünschten, erwiderten sie: „Alle," und sprachen dieß mit einer solchen Bewegung aus, daß es einen tiefen Eindruck auf seine christlichen Begleiter machte. Den tiefsten aber auf Eliot selbst; denn obschon der Lagerplatz der Sowahegen 9 bis 10 Stunden von Boston entfernt und nur auf mühsamen und beschwerlichen Wegen zugänglich war, machte sich doch der unermüdliche Mann im Jahre 1651 auf, auch diesem Stamm in seiner Heimath das Evangelium zu verkündigen. Alsbald führten ihn die Sowahegen zu ihrem Häuptling, der ihn freundlich aufnahm und inständig bat, Eliot möchte unter seinem Volke Wohnung machen. „Denn," sagte er, „wenn du jährlich nur ein Mal oder einige Mal kommst, kannst du wenig Gutes stiften, denn wir sind sehr vergeßlich. Du machst es grade wie Einer, der eine schöne Sache

unter mein Volk wirft: sie greifen ernstlich darnach und hätten es gerne, weil es so hübsch aussieht, aber sie können nicht in die Sache hineinblicken und gewahr werden, was darin eingeschlossen ist; wäre es geöffnet, so würden sie es glauben. Wenn du unter uns wohnen und uns das Wort des Lebens eröffnen, wenn du uns die große Sache zeigen willst, die darin eingeschlossen ist, dann werden wir glauben, daß es so köstlich ist, als du sagst." Da kann der apostolische Mann nicht widerstehen; er sagt zu, von Zeit zu Zeit länger unter dem Volke zu verweilen; die Sowahegen aber versprechen, auch eine Stadt zu erbauen, wie Nonanetum und Concord, und sich einer ähnlichen Ordnung zu unterwerfen. Der tausendjährige Urwald fällt; auf einem lieblichen Platze am Ufer des Karlsflusses erhebt sich die erste Häuserreihe. Aber das Volk ist zu zahlreich, als daß sie alle an dem einen Ufer sich anbauen könnten; auf der andern Seite des Flusses ersteht darum eine zweite Straße; dann muß eine 80 Fuß lange Brücke beide Theile der Stadt mit einander verbinden. Auf einem Hügel wird eine kleine Festung, mit Pallisaden umgeben, gegen plötzliche Anfälle der noch wilden Stammgenossen angelegt; dicht daneben ein großes Gebäude, zugleich Schule und Waarenlager, und in diesem für Eliot ein kleines und unansehnliches Stübchen unter dem Dache, von wo aus er wie ein schützender Wächter die Stadt überblicken konnte. Natick ward die Stadt genannt, die so im Jahre 1651 unter Eliot's Leitung entstand, bald aber, ihrer günstigen Lage wegen, zu einer ziemlichen Bedeutung gelangte. Bei der Zimmer- und Maurerarbeit aber hatte Eliot sein Volk auch treulich im Christenthum unterrichtet, und nachdem die neue Stadt bezogen war, gedachte er auch eine kirchliche Gemeinschaft zu errichten und diejenigen, welche er für so weit gefördert hielt, durch die heilige Taufe darin aufzunehmen. Zu dem Ende lud er alle Geistlichen der Umgegend zu einer Prüfung seiner Tauf-Candidaten ein, welche nach einem vorangegangenen Fast- und Bettag am 13. Oktober 1652 Statt fand. Natutomuhtenikusak, d. h. unsere Fragen, nannten die Indianer den Tag, und viel wurden sie an diesem Tage gefragt, worauf sie guten Bescheid gaben, und köstliche Zeugnisse von ihrem Herzenszustande legten sie ab. So sprach einer von ihnen, Totherswamp, sich folgendermaßen aus:

„Ich bekenne in der Gegenwart des Herrn, daß meine Sünden vielfach waren, ehe ich Gott anbetete. Ich sprach in der That nicht ein gutes Wort, nicht Einen guten Gedanken dachte ich, nicht Eine gute Handlung that ich. Ich trachtete nach lauter Sünde und mein Herz war voll böser Gedanken. Als die Engländer mir von Gott sagten, kümmerte ich mich nicht darum. Ich hielt es für hinlänglich, wenn sie mich lieb hätten. Ich hatte viele Freunde, die mich liebten; ich dachte, wenn sie stürben, wollte ich Gott anbeten. Nachher trug es sich zu, daß sie starben. Da aber schämte sich mein Herz; ja ich schämte mich, anzubeten, und da ich nicht anbetete, schämte ich mich auch. So hatte ich doppelte Scham. Als Gott uns durch euch belehrte, wurde ich in meinem Herzen sehr beschämt. Da lehrtet ihr uns, daß Christus alle unsre Herzen kennt; daher sah er auch meine Gedanken, wie sie waren, und ich hatte gedacht, ich wollte Gott anbeten, wenn meine Freunde gestorben wären. Da sie nun gestorben waren, sollte ich Gott anbeten; aber mein Herz fürchtete sich, denn ich dachte, Christus kennte meine Gedanken. Da hörte ich von euch die Lehre: Der erste Mensch, den Gott geschaffen hat, war Adam, und Gott machte einen Bund mit ihm: Thue du das, du und deine Kinder, so sollt

ihr leben; thut ihr es aber nicht, so müßt ihr sterben, du und deine Kinder. — Und wir sind Kinder Adams, arme Sünder; wir haben Alle gesündigt und den Bund unsers Gottes gebrochen. Daher kommt das Böse in meinem Herzen, darum zürnet mir Gott; wir sündigen jeden Tag gegen ihn. Aber Gott hat seine große Gnade über uns walten lassen: er hat uns seinen eingebornen Sohn gegeben, und verheißt, daß, wer an Christus glaubt, soll selig werden; denn Christus ist für uns, an unsrer Statt, gestorben für unsere Sünde, und hat für uns den Willen Gottes erfüllt, denn ich kann keine gute Handlung thun; allein Christus kann es, und allein Christus hat sie für uns gethan. Christus hat uns Vergebung verschafft und ist wieder auferstanden. Er ist zu Gott aufgefahren und bittet immer für uns, daher werden aller Gläubigen Seelen in den Himmel zu Christo kommen. Als ich aber das Wort Christi hörte, da er sagt: Thut Buße und glaubet an das Evangelium, und ich wußte, daß Christus sieht, ob Jemand Buße thut, da sprach ich: Finster und schwach ist meine Seele, und ich bin nur von Nacht umgeben, ich bin ein sehr sündiger Mensch, und nun bete ich zu Christo um das Leben. Ich hörte auch sagen, daß die Schriftgelehrten zu Christo gesagt haben: warum übertreten deine Jünger der Aeltesten Aufsätze? und daß Christus dagegen gefragt hat: warum übertretet ihr die Gebote Gottes? Da fürchtete sich mein Herz, daß ich auch so thäte; wenn ich die Indianer lehrte, daß ich nicht recht lehren könne, und dadurch das Wort Gottes vergeblich mache. Wiederum sagte Christus: wenn ein Blinder den andern leitet, so werden sie beide in die Grube fallen; daher fürchtete ich, daß ich auch ein Blinder wäre und daß ich die Indianer in die Grube leiten würde, wenn ich sie lehrte. — Das ist die Liebe Gottes zu mir, daß er mir alle Güter in der Welt gibt, und ich bin für sie alle dankbar. Ich bekenne: ich verdiene die Hölle. Ich kann mich selbst nicht erlösen, sondern ich übergebe Seele und Leib an Christum und vertraue ihm meine Seele an, denn er ist mein Erlöser. Ich schäme mich über alle meine Sünden; mein Herz ist gebrochen über sie und will vergehen; ich zürne mir selbst um meiner Sünden willen, und bitte Christum, daß er sie hinwegnehme, und sehne mich darnach, Vergebung zu erlangen."

Trotzdem aber, daß die Indianer in der angestellten Prüfung verhältnißmäßig sehr gut bestanden, zeigten sich die englischen Geistlichen in Bezug auf die Aufnahme der Heiden sehr bedenklich, und stimmten dafür, mit der Taufe noch eine Zeit lang zu warten. Eliot fügte sich, bis er endlich zwei Jahre später, nach einer abermaligen höchst scharfen Prüfung die Freude hatte, die Erstlinge aus den Indianern taufen zu können.

Aber zwischen der ersten und zweiten Prüfung war das gute Werk auch sichtlich fortgeschritten. „Die Indianer nehmen zu," konnte Eliot rühmen, „nicht nur an Erkenntniß, sondern auch an thätigen Beweisen der Gnade, die in ihnen mächtig ist." Einer der angesehensten Männer, Namens Wamporas, ward krank; in seiner Krankheit aber ist er Vielen ein Glaubensprediger gewesen, und die fromme Ergebung, mit welcher er dem Tod entgegenging, hat viele Lebende gestärkt. Wiederholt hatte er nach der heiligen Taufe verlangt, aber da sein Wunsch nun einmal nicht erfüllt werden konnte, tröstete ihn Eliot damit, daß sein lebendiger Glaube an Christum ihn dennoch in Abrahams Schooß tragen werde. Wamporas aber sprach zu den Umstehenden: „Ich werde nun sterben, aber euch beruft Jesus Christus dazu, in Natticke zu leben, um hier über euch zu herrschen; ihr werdet eine Kirche ausmachen und Gottes Ordnung unter euch haben; glaubt seinem Worte und thut nach seinen Geboten." Ein ander Mal äußerte er: „Gott giebt uns drei gute Dinge in dieser Welt, Gesundheit und Stärke, Nahrung und Kleidung, Krankheit und Tod. Haben wir unsern Antheil an den beiden ersten gehabt,

warum sollten wir nicht willig sein, auch an dem dritten Theil zu nehmen?" Kurz vor seinem Ende sagte er zu Eliot: „Vier und ein Vierteljahr sind es, seit ich zu deinem Hause kam und einige meiner Kinder zu dir brachte, daß sie unter den Engländern leben sollten; wenn ich nun sterbe, so bitte ich dich dringend, dafür zu sorgen, daß sie Gott kennen lernen, damit sie ihre Landsleute wieder unterweisen können." Seine letzten Worte waren: „Herr, gieb mir Jesum!" — Selbst an Kindern zeigte sich eine wunderbare Sinnesumwandlung. So rief ein krankes Kind fortwährend: „Gott und Jesus Christus, helft mir!" und so oft es etwas genoß: „Gott und Jesus Christus, segnet es!" Sein Geschwister aber sprach drei oder vier Tage nach dem Tode dieses Kindes: „Ich bin auf dem Wege zu Gott," und da es selbst immer kränker ward, legte es all' sein Spielzeug bei Seite und sprach: „Ich will meinen Korb lassen, denn ich bin auf dem Wege zu Gott; ich will meinen Löffel und meine Mulde lassen, denn ich bin auf dem Wege zu Gott," worauf es in der nächsten Nacht sanft entschlief.

Die veränderte Lebensweise der Indianer machte bald auch eine neue Ordnung ihres bürgerlichen Gemeinwesens nöthig, und Eliot stand ihnen darin bei mit Rath und That. Nachdem er ihnen 2. Mose 18 ausgelegt, ließ er sie Hauptleute wählen über hundert, über fünfzig und über zehn, worauf sie folgende Erklärung von sich gaben: „Wir sind Söhne Adams; wir und unsre Väter sind lange in Sünden verloren gewesen; jetzt aber hebt die Gnade des Herrn an, uns wiederzufinden; daher ergeben wir, unter dem Beistand der Gnade Christi, uns und unsre Kinder an Gott, daß wir sein Volk seien. Er soll uns regieren; der Herr ist unser Richter; der Herr ist unser Gesetzgeber, der Herr ist unser König; er wird uns erretten; die Weisheit, welche Gott in seinem Buche gelehrt hat, soll uns leiten. O Jehovah! lehre uns Weisheit, sende deinen Geist in unsre Herzen, nimm uns zu deinem Volke an und laß uns dich zu unserm Gott annehmen." — Bald nach Einführung der neuen Verfassung machte der englische Gouverneur, John Endicott, einen Besuch zu Natick e, wo nicht nur die bürgerlichen Einrichtungen seine volle Zufriedenheit fanden, sondern noch vielmehr ein indianischer Gottesdienst, dem er beiwohnte, ihn erstaunen ließ. Ein bekehrter Indianer erklärte da in der Versammlung seinen Landsleuten das Gleichniß vom verborgnen Schatz im Acker und ebenso das von dem Kaufmann, der ausging, köstliche Perlen zu suchen, auf treffliche und eindringende Weise durch Fragen und Antworten, wie: „Wer ist der Kaufmann, welcher gute Perlen sucht? — Das seid ihr Alle, ihr Indianer, die Gott anrufen, ihre Sünden bereuen und hieher kommen, um Gottes Wort zu hören; ihr Alle kommt, die köstlichsten Perlen zu suchen. — Welches sind die guten Perlen? — Es ist Jesus Christus und sein Reich. Darum glaubet an ihn und bekehret euch zu ihm, denn beides ist vortrefflich und nothwendig." — Eine Ansprache Eliot's beschloß die Feier. Der englische Gouverneur aber wußte hernach nicht genug zu rühmen, welche herrlichen Erfahrungen er gemacht, und erklärte frei, die Tage, welche er unter den rothen Christen zu Natick e verlebt, seien die glücklichsten während seines ganzen Aufenthalts in Nord-Amerika gewesen.

Unterdeß war der Ruf von Eliot's gesegneter Wirksamkeit auch nach England hinübergedrungen. Bisher hatte er alle Kosten seiner Missionsunternehmungen von seinem Gehalt bestritten, aber je mehr sein Wirkungskreis sich erweiterte, desto weniger wollten die ihm zu Gebote stehenden Mittel ausreichen. Doch machte er sich darum keine Sorge, sondern traf, sobald die Indianer sich dazu willig finden ließen, die Anstalten zu neuen Niederlassungen, und der Herr ließ ihn nicht im Stiche. Zunächst war es ein nach Amerika eingewanderter reicher Engländer, Peter Boyle, der ihn bereitwillig unterstützte, dann aber hatte eine in England selbst 1647 ausgegangene Schrift, welche von dem Sonnenaufgang des Evangeliums unter den Indianern erzählte, das Verlangen daselbst rege gemacht, Näheres über das Missionswerk in Nordamerika zu erfahren. In Folge dessen verfaßte der Prediger Scheppard in Neu-Cambridge eine Schrift: „Aufgang des hellen Sonnenscheins des Evangeliums unter den Indianern", die durch Vermittlung mehrerer englischen Geistlichen in London gedruckt, den Lords und Gemeinen des Parlaments gewidmet war. Letzteres nahm sich der Sache an, eine Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in Neu-England wurde 1649 gebildet und unterstützte Eliot kräftig durch Zusendung von Geld und von tüchtigen Handwerkern, die sich unter den Indianern niederlassen und sie unterweisen sollten. Dadurch wurde Eliot in den Stand gesetzt, eine schon früher begonnene und nach seiner Ansicht durchaus nothwendige Arbeit mit neuem Eifer wieder aufzunehmen, die Uebersetzung der Bibel, von der er selbst sagt: „Ich betrachte sie als ein heiliges Werk, das mit großer Vorsicht, Sorgfalt und Ehrfurcht betrieben werden muß." Im Jahre 1661 war nach unendlichen Mühen das neue Testament vollendet, und die obenerwähnte Gesellschaft ließ es zu Cambridge in Nordamerika drucken; gegen Ende des Jahrs 1663 aber hatten die Indianer die ganze heilige Schrift in Händen, und die 2000 Abdrücke derselben waren in kurzer Zeit vergriffen. Einen Katechismus der christlichen Lehre hatte Eliot schon früher für die Indianer verfaßt; jetzt übersetzte er für sie auch Scheppard's „aufrichtigen Bekehrten" und Rich. Baxter's „Zuruf an Unbekehrte". An Letztern schrieb er darüber u. A.: „Ich glaube, daß es Euch nicht unangenehm sein wird, wenn der Ruf Christi durch Eure frommen Bemühungen in ihrer eignen Sprache den Indianern zu Ohren dringt, und Ihr selbst so diesen armen Menschen predigt. Ich habe die Arbeit bereits begonnen und finde einen großen Unterschied von meinen frühern Uebersetzungen. Ich bin genöthigt, bisweilen den Ausdruck zu verändern, um es ihnen leichter und verständlicher zu machen, wobei ich nicht so gebunden bin, wie bei der Uebertragung der heiligen Schrift. — — O wie köstlich und mächtig wirkend ist das Amt des Kreuzes! Ich ersuche Euch, laßt mich Antheil haben an Eurem frommen Gebet in Eurem Kämmerlein, wenn der Herr die Thür verschließt und doch in Euch selbst ist und Euer Herz durch die Kraft seiner Gegenwart erglühen läßt." In Baxter's Antwortschreiben aber heißt es: „Ich freue mich höchlich über die Freiheit, die Hülfe und den Erfolg, was Christus Euch so lange bei diesem Werke gewährt hat. Es lebt kein Mensch auf Erden, dessen Werk ein ehren-

volleres und besseres wäre, als das Eurige, und es sind Viele hier, die es sich zur Ehre rechnen würden, Eure Mitarbeiter zu sein." — Das Buch wurde dann auch mit großem Eifer gelesen und manchem Indianer ist das Wort Baxter's wie ein Schwert durch die Seele gegangen. So besuchte Eliot einst einen schwer erkrankten Häuptling in seiner Hütte. An den Wänden umher hingen die Schädelhäute seiner im Krieg erschlagenen Feinde; der Indianer aber saß auf seinem Lager und benetzte mit heißen Reuethränen die Blätter des „Zurufs an Unbekehrte."

Die Wichtigkeit eingeborener Gehülfen für sein großes Werk wohl erkennend, trachtete Eliot die geistigen Fähigkeiten der Indianer vor allem für den Dienst seines Gottes zu benutzen, und faßte daher den vielleicht zu kühnen Entschluß, zu Natticke eine Gelehrtenschule für besonders fähige und begabte Jünglinge zu errichten, die dann auf der Hochschule zu Cambridge ihre Studien fortsetzen sollten. An 2000 Thaler kostete die Einrichtung dieser Anstalt, aber das Lateinisch und Griechisch, was sie da lernen sollten, wollte den wilden Indianerjünglingen durchaus nicht gefallen, und Eliot sah sich endlich genöthigt, diesen Plan wieder aufzugeben und seine Schüler bloß in das Verständniß der heiligen Schrift einzuführen, an deren einfacher und erhabener Schönheit sie bald ein inniges Wohlgefallen fanden. Indianische Häuptlinge aber wurden die ersten lebendigen Verkündiger der Großthaten Gottes unter ihrem Volk. So der uns schon bekannte Häuptling Waubon (Wind), der nach der Erbauung von Nonanetum seine Häuptlingswürde niedergelegt hatte und ein treuer Diener und Zeuge Jesu Christi geworden war, den er seinen Landsleuten nah und fern mit freudigem und unermüdlichem Eifer bis an sein Ende verkündigte. Um das Lager des Sterbenden standen Eliot und seine klagenden Freunde und Verwandten; da öffnete er noch einmal seinen Mund und sprach: „Meine Freunde und meine Kinder! weinet nicht so sehr und klaget nicht um mich in dieser Welt. Mein Leib ist zerbrochen von Krankheit und Schmerz, aber ich will Deines Namens gedenken, o Gott, so lange ich lebe. Ich möchte jetzt sagen, wie jener sagte in der alten Zeit: Ach, daß meine Reden geschrieben würden, ach, daß sie in ein Buch gestellet würden, mit einem eisernen Griffel auf Blei und zu ewigem Gedächtniß auf einen Felsen gehauen würden! Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und Er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und ich werde in meinem Fleische Gott sehen! Das ist Deine Liebe, o mein Gott!" Das waren Waubon's letzte Worte. Ihm zur Seite aber wirkte im Leben mit derselben Liebe und demselben Eifer noch ein anderer gläubig gewordener Häuptling Schawanon, und außer diesen beiden noch mancher andre angesehene Indianer, die den Häuptlingstitel ablegten und statt dessen Obere und Aelteste genannt wurden. Ein solcher war Anuwakin in der nächst größten Indianerstadt Hassuninaset. Der hatte sich einmal von seinem Zorn hinreißen lassen und war von Eliot zur Milde ermahnt worden. So tief aber fühlte er sein Unrecht, daß er, obschon Eliot seiner und aller Andern Verzeihung ihn versicherte, sich doch gar nicht beruhigen konnte und sagte: „Ach! das Schwerste ist, von mir selber dafür Verzeihung zu erhalten". — Für Eliot waren diese Mitarbeiter um des Einflusses willen, den sie unter

ihrem Volke hatten, und weil sie der Sprache des Landes in vollem Maße mächtig waren, von besonderer Wichtigkeit.

Doch wurden auch unter den Europäern viele durch Eliot's Beispiel zu gleichem Eifer entflammt. So Richard Bourne in Neu-Jersey, der, nachdem er sich nothdürftig mit der Sprache bekannt gemacht hatte, zuerst an die Indianer in seiner nächsten Umgebung sich wandte und, nachdem er hier Erfolg gehabt, auch weiter vorgedrungen war und in Eliot's Weise eine indianische Niederlassung gründete, deren Leitung nach seinem Ableben ein gläubiger Indianer, Simon, übernahm. Johann Cotton, Prediger bei der englischen Gemeinde in Neu-Plymouth, predigte ebenfalls allwöchentlich vielen um ihn versammelten Indianern das Evangelium, und mehr denn fünf hundert trachteten mit Ernst nach dem ewigen Leben. Mit gesegnetem Erfolge arbeitete auch mehr nach Cap Cod hin Samuel Treat. Alle aber, die so mit Eliot zu gleicher Zeit an den Indianern arbeiteten, übertraf die Familie Mayhew auf der Insel Martha's Weinberg, von deren Thätigkeit wir später besonders erzählen wollen.

Eliot erlebte die Freude, daß bis zum Jahre 1674 vierzehn Städte und Dörfer unter seinen Augen durch die betenden Indianer erbaut wurden. Und ein Mann, der mit eignen Augen den Segen des Evangeliums unter ihnen geschaut, urtheilt darüber: „Es ist so viel Gotteswerk unter ihnen, daß ich nicht umhin kann, es als etwas sehr Schlimmes, ja als ein großes Unrecht gegen Gott und seine Güte zu betrachten, wenn irgend Jemand es gering achtet. Zu sehen und zu hören, wie die Indianer ihren Mund öffnen, ihre Hände und Augen im Gebet zu dem lebendigen Gott gen Himmel erheben, mit seinem Namen Jehovah ihn anrufen durch die Vermittlung Jesu Christi, zu sehen und zu hören, wie sie einander aus dem Worte Gottes ermahnen; zu hören ihr Bekenntniß des Namens Christi und ihrer Sündhaftigkeit — gewiß! es beweist, daß es mehr als bloße Gewohnheit ist". — Niemand aber erkannte diesen Segen besser, als die Indianer selbst; oder ließe derselbe sich treffender und anschaulicher darstellen, als in der Rede jenes rothen Mannes, der zu Eliot sagte: „Mein Herz lacht vor Freude, weil ich mich vor dir sehe. Wir Alle haben das Wort gehört, das du uns sendetest. Wie schön ist die Sonne heute! Aber vorher war sie roth und zornig, denn unsre Hände waren mit Blut befleckt, unsre Streitäxte dürsteten nach Blut. Unsere Weiber heulten über den Tod ihrer Verwandten, beim letzten Schrei des Nachtvogels waren alle unsere Krieger auf den Beinen, die Schlangen zischten zornig nach uns, als wir gingen. Die wir hinter uns ließen, die sangen den Todesgesang. Aber nun lacht unser ganzes Volk vor Freude, uns auf demselben Wege mit dir gehen zu sehen, zum Vater der Geister. Unsere Herzen sollen Eines sein, komm mit uns in die Wälder, komm zu unseren Hütten am großen Strome. Wir wollen den Baum des Lebens dort pflanzen, von dem du sprichst, und unsere Krieger sollen unter seinen Blättern ruhen, und du sollst kommen und uns mehr von dem Lande sagen, wo kein Sturm und kein Tod ist, wo die Sonne allezeit strahlet. Wird das nicht gut sein? Was sagst du dazu, mein Vater?" — Eliot mußte sich selbst verwundern über den schönen Garten

Gottes, der unter der Pflege seiner Hände heranwuchs, und konnte den Herrn preisen, daß er so Großes durch ihn ausrichtete. Hunderte, Tausende sahe er vor sich, die durch die Unterhaltung mit ihnen erwiesen, daß in ihnen ein neues Leben angebrochen sei, und Häuptlinge, einst so blutdürstig und herrschsüchtig, standen vor ihm, weil sie Christum lieb gewonnen, von ihrem Volke verlassen, nun Prediger der Gerechtigkeit und aus reißenden Wölfen in sorgliche Hirten verwandelt.

Von dieser Zeit an, zumal da er mehr und mehr alterte, machte Eliot keine weitern Reisen zu neuen Stämmen; er hielt es vielmehr für besser, sich fortan mit seiner Arbeit auf die Seelen zu beschränken, die in seinem jetzigen Wirkungskreise sich bereits aufhielten oder noch in denselben hineinkommen würden. Denn trotz seiner ausgebreiteten Thätigkeit unter den Indianern, war er auch noch immer Prediger zu Roxbury, weil die Gemeine auf keine Weise sich bewegen ließ, ihn zu entlassen. So kehrte er denn oft, auch zur Erholung von seinen Strapatzen, auf längere oder kürzere Zeit nach Roxbury zurück und hielt sich bisweilen Monate lang daselbst auf, welche Zeit er dann zur Erbauung der Gemeinde und zur Bildung und Erziehung seiner 6 Kinder — 5 Söhne und 1 Tochter — benutzte. Gerade in seiner Familie aber war es, wo der Herr diesen seinen treuen Knecht mit schwerem Kummer heimsuchte. Eliot's fünf Söhne sollten nach des Vaters Willen in seine Fußstapfen treten, und waren auch allesammt bereit dazu, indem das eigne Herz sie drängte, den Namen ihres Erlösers zu verkündigen. Schon war der Aelteste zum Prediger in Gilford berufen, und verkündigte auch den Indianern alle vierzehn Tage an verschiedenen Orten das Evangelium; da nahm der Herr ihn hinweg. Eliot tröstete sich damit, daß sein zweiter Sohn sein Nachfolger ward. Der dritte, Samuel, dessen ausgezeichnete Anlagen zu großen Hoffnungen berechtigten, sank gleichfalls früh in's Grab. Benjamin, der jüngste, stand dem Verstorbenen nicht nach; schon begleitete er den Vater auf seinen Missionsreisen, und die Indianer hörten gerne seiner Predigt zu; da nahm der Tod auch ihn dahin. So stand denn Eliot wieder allein auf seinem schweren Arbeitsfelde, aber er verzagte nicht. Ein Mann, der ihm im Leben nahe gestanden, sagt von dieser Zeit: „Eliot's Ergebung in den Willen Gottes war sehr groß, wenn schwere Trübsale ihn betrafen, besonders als er seinen hoffnungsvollen und würdigen Söhnen, beliebten Predigern, zu ihren Gräbern folgen mußte. Er opferte sie, wie ein zweiter Abraham, mit einer so frommen Ergebung, daß Alle, die es sahen, sagten: Das vermag Niemand, ohne Gott zu fürchten. Er ertrug alle diese Prüfungen mit einer liebenswürdigen Gelassenheit und schien gar keinen eignen Willen zu haben, so daß er sich gänzlich dem Willen seines himmlischen Vaters ergab". Und da ihn Jemand fragte, wie er doch den Tod so vortrefflicher Kinder ertragen könne, so erwiederte der fromme Glaubensbote: „Mein Wunsch war, daß sie Gott auf Erden dienen möchten; doch wenn Er es für besser hält, daß sie Ihm im Himmel dienen, so habe ich nichts dagegen zu sagen, — Sein Wille geschehe!"

Aber noch Schmerzlicheres sollte der tiefgebeugte Greis, den seine Gemeinde vergeblich bat, fortan bloß in ihrer Mitte zu weilen, in dem für

ihn verhängnißvollen Jahre 1674 erfahren. In der Nähe der christlichen Indianerstadt Pakeunit wohnte der Stamm der Pequot's unter ihrem wilden und gewaltthätigen Häuptling Philipp, der, obwohl er mit Eliot in gutem Vernehmen stand, denn dieser hatte schon die Achtung seines Vaters Massasoit genossen, dennoch ein geschworener Feind des Christenthums und der englischen Ansiedler war und nur auf eine Gelegenheit wartete, seinem Zorn gegen die verhaßten Fremdlinge Luft zu machen. Leider fand sich diese, als von Pakeunit aus ein vom Christenthum abtrünniger Indianer, Joh. Seusoman, zu Philipp floh, von diesem zu seinem Geheimschreiber ernannt und in seine Pläne gegen die Engländer eingeweiht ward. Seusoman aber entwich zu den letzteren und verrieth ihnen die Absichten seines Herrn. Dafür ward er von zwei Indianerhäuptlingen erschlagen, diese aber von den englischen Ansiedlern auf der That ergriffen, gefangen und hingerichtet. Dadurch stieg Philipp's Wuth auf's Aeußerste; racheschnaubend sammelte er seine Stammgenossen zum Kampfe und lagerte sich in der Nähe von Pakeunit. Vergeblich machte Eliot, ein Siebenzigjähriger, sich selbst zu Philipp auf und suchte ihn auf Gedanken des Friedens zu bringen; nur so viel gestand der Häuptling zu, daß er, so viel als irgend möglich, die Städte seiner christlichen Landsleute schonen wolle. So begann denn der unheilvolle Krieg, in welchen bald genug auch die christlichen Indianer mit verwickelt wurden, und der auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt ward. Nach hartnäckigem und tapferm Widerstande wurde endlich Philipp von den Engländern besiegt, aber von den 14 christlichen Indianerstädten Eliot's lagen 10 in Trümmern, und auch die 4 übrigen waren mehr oder weniger zerstört. Und was das Schlimmste war, viele ihrer ehemaligen Bewohner hatten sich wieder dem alten Heidenthum zugewandt, der Eifer der Uebrigen war erkaltet, Eliot's beste und theuerste Freunde waren gefallen. Dazu kam noch, daß er und sein Volk bei den Engländern in den Ruf des Verraths und der Treulosigkeit gerieth, weil sie sich ihnen zum Kampfe nicht hatten anschließen wollen. Eliot aber trug auch diese harte Prüfung als ein Mann Gottes; er verzagte nicht. Trotz seines Alters machte er auf's Neue zu seinen Indianern sich auf und predigte, wie vordem, das Evangelium von Jesu Christo in jugendlicher Begeisterung, und suchte mit Geduld und Ausdauer die verwilderten Herzen wieder zu gewinnen. Und der Herr gab Gnade, daß im Lauf der nächsten Jahre doch wenigstens 7 Städte wieder erblühten, in denen das Wort des Herrn einen erfreulichen Fortgang nahm. „Das Werk des Herrn", konnte Eliot in dieser Zeit einem Freunde schreiben, „scheint mir von Neuem wieder aufzuleben. Viele Gemeinden der Bekenner Christi sind in Bewegung, sich zu einer bestimmten Kirche zu vereinigen, wo sie den Sabbath genau beobachten; und außerdem versammeln wir und rufen alle diejenigen auf, welche geneigt sind, Jesum Christum zu bekennen und ihre Seligkeit durch ihn zu suchen. Was andere Dinge betrifft, unsre erlittenen Verluste, und was uns sonst widerfahren, übergehe ich mit Stillschweigen. Mein Gebet zu Gott aber ist Jes. 1, 25. 26: so thue, o Herr!"

Von jetzt ab konnte Eliot nur alle zwei Monate seinen Indianern

predigen; seine Kräfte waren verzehrt im Dienste des Herrn. „Ich wundere mich", pflegte er zu sagen, „wozu der Herr Jesus mich noch länger leben läßt; er weiß ja doch, daß ich nichts mehr für ihn thun mag". Endlich erfüllte denn auch die Gemeine zu Roxbury seine dringende Bitte und entließ in aus ihrem Dienste; ein trefflicher junger Mann, Walter, wurde zum Gehülfen und Nachfolger des greisen Predigers erwählt. Der aber freute sich von Herzen, die letzte ihm noch übrige Kraft dem Missionswerk unter den Indianern widmen zu können. Da mußte er, 82 Jahre alt, sein theures Weib, die ihm ein halbes Jahrhundert lang auf's Treuste zur Seite gestanden und mit welcher er einst zugleich von der Erde zu scheiden gehofft hatte, zum Grabe geleiten. Seine Kraft brach zusammen; weinend stand er an ihrem Sarg und sprach vor allem Volk: „Da liegt mein theures, erfahrenes, gläubiges Weib; sie kann nicht zu mir heimkehren, aber ich werde zu ihr gehen; ja, das werde ich. Amen". Von da an ließ er zwar nicht ab, so lange er's noch vermochte, sein rothes Volk zu besuchen und Worte des Lebens zu ihnen zu reden, aber die Hälfte seiner Seele war ihm geraubt; er hatte nur Einen Trost, daß auch er bald scheiden und eingehen würde zur ewigen Heimath. An seinen Freund Rob. Boyle schrieb er: „Ich bin auf dem Heimwege". Und nicht lange nachher sprach er im Freundeskreise die Worte: „Ich werde nun bald in den Himmel kommen und viele Neuigkeiten dorthin mitbringen. Ich werde den alten Begründern von Neu-England, das jetzt im Flor steht, gute Nachrichten bringen und ihnen erzählen, daß jetzt bei uns das Werk der Kirchengründung eifrig betrieben wird, und daß die Zahl der Kirchen immerfort wächst, indem täglich welche hinzukommen, die selig werden wollen".

Eliot's Kraft nahm nun auch zusehends ab, und als er im Anfang des Jahres 1690 von einem Besuche seiner Indianer nach Roxbury zurückkehrte, fühlte er, daß seine Füße ihn nicht wieder über diese Gemeine hinaustragen würden. Aber noch konnte er nicht ruhen im Dienste seines Herrn, und bat daher die englischen Ansiedler in der Umgegend, ihm wöchentlich einmal ihre Negersklaven zuzuschicken. Denen predigte er den Durchbrecher aller Bande, und manchem armen Schwarzen ist da das Herz aufgegangen. Endlich fesselte Entkräftung den treuen Arbeiter an's Lager. Da erbat er sich einen erblindeten Negerknaben von seinem Herrn, nahm ihn in sein Haus und an sein Lager und unterwies ihn im Wege zum ewigen Leben, sagte ihm auch Stellen der heiligen Schrift so lange vor, bis der Knabe sie auswendig wußte. An diesem Schwarzen vollbrachte er seine letzte Liebesarbeit, und auch sie war nicht ohne Frucht.

Endlich kam dem treuen Arbeiter der ersehnte Feierabend. Im 87sten Jahre seines Lebens überfiel ihn ein heftiges Fieber, von dem er nicht wieder genas. Ruhig und getrost ging Eliot seinem letzten Stündlein entgegen. Als sein Freund Walter eines Tages ihn besuchte, bat er ihn, für sein Leben nicht zu beten, und sprach: „Bruder, du bist mir von ganzer Seele willkommen; aber ich bitte dich, gieb dir keine Mühe weiter um mich und thue mir die Liebe und laß mich scheiden." Nach seinem Befinden gefragt, antwortete Eliot: „Ach! ich habe Alles verloren, — die Gedanken verlassen mich, — mein Gedächtniß wird mir

untreu, — die Sprache fehlt mir, — doch, Gott sei Dank! meine Liebe hält immer noch aus, und ich bemerke, daß sie, statt abzunehmen, immer mehr zunimmt." — Und als das Gespräch auf die Indianer kam, sagte er: „Eine Wolke, eine dunkle Wolke schwebt über dem Heilswerk unter den armen Indianern. Der Herr möge das Werk von Neuem beleben und segnen, und verleihen, daß es fortlebe, wenn ich todt bin. Es ist ein Werk, an dem ich viel und lange gearbeitet habe; doch was habe ich gesagt! ich nehme das Wort zurück. — Meine Arbeiten! ach, die sind armselig gewesen und geringe und schwach, und ich bin der, welcher den ersten Stein auf sie wirft." Dann sprach er: „Der Tod soll mir sein, wie der Schlaf einem Müden. Der Herr, dem ich achtzig Jahre gedient habe, läßt mich nicht. O, komm in Deiner Herrlichkeit! Lange habe ich auf Dich gewartet. Willkommen, Herr, willkommen!" — Das waren des scheidenden Glaubensboten letzte Worte; still und sanft entschlief er in dem Frieden seines Herrn; und ganz Neu-England fühlte sich erschüttert, als es die Kunde von Eliot's Tode vernahm. Seine Arbeit aber ist nicht vergeblich gewesen in dem Herrn.

§. 3. Die Familie Mayhew.

Brauer, Beiträge zur Geschichte der Heidenbekehrung. Erster Beitrag. II.
Vormbaum, Missionsgeschichte in Biographien. I. 1. p. 68 ff.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt. Leipzig 1848. p. 135 ff.
Missionsfreund von Ahlfeld. 1848. Nr. 3.

Unter der Regierung des unglücklichen Karl I. war der Kaufmann Thomas Mayhew (Mähju) von Southampton in England 1641 nach Nordamerika ausgewandert, und hatte dort drei kleine Inseln, Martha's Weinberg, Nantucket und Elisabeth, unfern des Cap Cod, der nordöstlichsten Spitze des Staates Massachusets, in der Mündung des Charlesflusses unweit Boston, durch Kauf an sich gebracht. Mit ihm war noch eine gute Zahl anderer Colonisten dahin gezogen, und zum Aufseher und Leiter der ganzen Niederlassung hatte er seinen Sohn, der gleichfalls Thomas hieß, gesetzt. Ihn, der ein talentvoller und von lebendigem Glauben an Christum erfüllter junger Mann war, wählten die Ansiedler auch zu ihrem Seelsorger, welchen Ruf er nach reiflicher Berathung mit Gott nicht bloß annahm, sondern auch fortan mit großer Treue an den Seelen seiner Landsleute arbeitete. Bald aber genügte es ihm nicht mehr, nur den Christen zu predigen, sondern sein Herz trieb ihn auch unwiderstehlich zu dem rothen Volke, das in der Umgegend hauste. Das war etwa um dieselbe Zeit, als Eliot zuerst zu den Indianern hinausging, der aber schon 14 Jahre vorher sich mit diesem Gedanken herumgetragen und zum Missionar der Indianer sich vorbereitet hatte. Der erste, welchem Thomas Mayhew das Wort von Christo verkündigte, war ein junger Indianer, Namens Hiakumes, mit welchem in Folge dessen eine sichtliche Veränderung vorging. Dieß zeigte sich besonders, als ein hochfahrender Häuptling wegen seines Umgangs mit den Engländern ihn einst hart und grausam behandelte, Hiakumes aber alles mit der größten Geduld ertrug. Denn als man

ihn nach dem Grunde seiner bei einem Indianer fast unerhörten Gelassenheit befragte, gab er zur Antwort: „Ich hatte eine Hand für Beleidigungen, die andere für Gott; und während ich mit der einen das mir zugefügte Unrecht aufnahm, hielt ich mich mit der andern desto fester an Gott.“ Das gab dem Mayhew freudige Hoffnung; er beschloß, Hiakumes zu seinem Gehülfen am Werke unter den Indianern zu machen, und unterwies ihn noch weiter im christlichen Glauben. Das war im Jahre 1644. Alle weiteren Versuche Mayhew's aber, die Indianer in Gesprächen und Unterhaltungen für das Evangelium zu gewinnen, schienen umsonst. Da brach im Jahre 1646 eine schwere Seuche auf der Insel aus und raffte Viele dahin. Auch Hiakumes erkrankte daran, und da er zu Aller Verwunderung wieder genas, wurde er von dem Häuptling Towanquatik befragt, was ihn gerettet hätte. Da bekannte der Genesene Jesum Christum und die Barmherzigkeit und Gnade, welche der Heiland ihm erzeigt; der sei sein Arzt gewesen. Und der Häuptling empfand ein Verlangen, noch mehr von dem wunderbaren Helfer zu hören, und lud Mayhew ein, ihn und sein Volk zu unterrichten. „Sei für uns,“ ließ er ihm sagen, „wie Einer, der am Stromwasser steht, und viele Gefäße füllt.“ Das geschah in demselben Jahre, als Eliot mit Erfolg das Evangelium dem rothen Mann verkündigte, und Mayhew predigte von nun an alle 14 Tage unter dem Volke des Häuptlings. Alsbald aber erhoben sich auch die Powah's oder Zauberer in heftiger Feindschaft und regten namentlich die benachbarten Häuptlinge gegen Towanquatik auf. Den aber machte die Verfolgung nur noch fester, und statt über eine bei dieser Gelegenheit erhaltene schwere Verwundung sich zu beklagen, pries er Gott, der mitten unter den feindlichen Waffen ihm doch das Leben erhalten hatte. Daß nun die Zauberer mit allen ihren Verwünschungen und Zaubereien weder dem Häuptling noch dem Hiakumes und den Andern, welche sich dem Christenthum zuneigten, das geringste Leid zufügen konnten, machte die Indianer in ihrem Glauben wohl etwas wankend; aber im Ganzen hatten sie doch noch Furcht vor der Macht der Powah's. Als daher im Jahre 1648 auf einer Versammlung mehrerer Stämme darüber berathen wurde, wie viel die Powah's zu fürchten seien und wie viel sie gelten könnten, standen endlich Einige auf und fragten: „Wer fürchtet die Powah's nicht?“ und von vielen Seiten erscholl die Antwort: „Es giebt keinen, der sie nicht fürchtet.“ Da trat Hiakumes auf. „Die Powah's,“ bekannte er vor allem Volk, „mögen vielleicht dem schaden, der sie fürchtet. Ich aber traue auf den Gott Himmels und der Erden, und daher können alle Powah's in der ganzen Welt mir nichts zu Leide thun; ich bin Einer, der sie nicht fürchtet.“ — Die Indianer meinten, diese Kühnheit könne dem Hiakumes unmöglich ungestraft hingehen; da sie aber sahen, daß ihm auch nicht das Geringste widerfuhr, wurden sie gänzlich irre in ihrem Glauben an die Kraft der Zauberei, und Einige erklärten auf der Stelle, sie wollten sich zu dem mächtigen Gott bekehren, und fragten Hiakumes, was sein Gott von ihnen verlange, das sie thun sollten, und welche Dinge ihm nicht gefielen. Hiakumes aber verkündigte ihnen alsbald freimüthig das Evangelium, und 22 Indianer erklärten, daß sie

von Stund an dem Aberglauben ihrer Vater entsagen und den Glauben der Weißen annehmen wollten. Vergeblich war die Wuth der Powah's, welche alle betenden Indianer umzubringen drohten; Hiakumes und seine Genossen lachten ihrer.

Eine bessere Aufmunterung, sein begonnenes Werk unter den Indianern rüstig fortzutreiben, konnte unserm Mayhew nicht zu Theil werden. Lehrend und predigend, warnend und strafend durchzog er die Insel; nicht Sonnengluth noch Regenfluth, nicht Sümpfe noch Nebelschleier konnten ihn abhalten, die Wohnungen der Indianer mit dem Wort des Friedens aufzusuchen. Und er hatte so viel Herzgewinnendes in seinen Worten und in seinem ganzen Wesen, man sah es ihm so deutlich an: er suchte nicht das Seine, es war nur die Liebe, die ihn drang — daß der Erfolg, nachdem die Herzen einmal willig geworden zum Hören, nicht ausbleiben konnte. Besonders freundlich hielt sich Mayhew auch zu den Kindern und hatte an ihnen seine rechte Herzensfreude. Früher hatte er manchmal beklagt, daß er nicht oft genug umherwandern und überall predigen konnte, denn er mußte häufig daheim sich aufhalten, nicht bloß um den Ansiedlern, die ihn zuerst berufen hatten, zu predigen, was er mit Freuden that, sondern er mußte auch mit eigner Hand sein Feld bestellen und manche schwere Arbeit verrichten, um die Seinigen zu unterhalten, da die Gemeinde für die Mühwaltungen seines Amtes kaum halb so viel ihm geben konnte, als ein Tagelöhner bekam. Nun aber suchten die Indianer ihn auf, und wenn sie wußten, daß er irgendwo predigte, so versammelten sich oft 50 Familien von nah und fern, um das Wort des Lebens zu hören. Ja, bald gab der Herr mehr, als Mayhew zu hoffen gewagt hatte. Im Jahre 1656 kamen selbst zwei Powah's und erklärten, daß sie angefangen hätten, an Christum zu glauben, und entsagten ihrem alten Wesen. Das machte einen solchen Eindruck auf die Indianer, daß in kurzem 50 auf einmal ihre Sünden bekannten und sammt ihren Kindern sich Christo ganz zu ergeben versprachen. Ihre Zahl vermehrte sich zusehends und bald hatte Mayhew 200 bekehrte Indianer auf seiner Insel. Um dieselbe Zeit war es, als auch Eliot gar nicht weit von Martha's Weinberg die Stadt Naticke anlegte, und nun erst 1650 beide Männer mit einander bekannt wurden. Damals lernten auch Mayhew's Indianer die Lebensweise der von Eliot Bekehrten kennen, und baten Mayhew, eine gleiche Ordnung auch unter ihnen einzuführen. So erbaute er denn auf der Insel eine Stadt, in welcher seine Indianer sich sammelten. Waren sie auch noch nicht Alle gründlich bekehrt, so hatte doch der Herr sichtlich sein Werk unter ihnen, und sie drängten sich zu Mayhew's Predigt und Bibelauslegung. Erfreulich aber war es zu sehen, wie auch Verfolgungen sie darin nicht irre machen konnten, und die wahrhaft Bekehrten bald anfingen, ihren Landsleuten das Evangelium an's Herz zu legen. — Der Sohn eines der angesehensten Indianer auf dem Festlande, in dessen Hause Mayhew einmal Zeugniß abgelegt hatte von der Hoffnung, die in Christo ist, hatte Vater und Mutter, Haus und Gut verlassen, um Mayhew nachzufolgen, und da ihn die Seinen deßhalb verfolgten, ließ er in der Indianerstadt auf Martha's Weinberg sich nieder und erklärte voll

freudigen Glaubens: „Wenn die Meinigen eine Lanzenspitze auf meine Brust setzten und sagten: sie würden mich durchstechen, wenn ich nicht mit ihnen umkehrte, so will ich doch lieber mein Leben lassen, als ihnen folgen, selbst wenn sie mir versprechen, mich wieder ebenso lieb zu haben, als vorher. Denn wenn ich auf den Theil meines Lebens, wo ich Gott nicht kannte, zurückblicke, so muß ich es hassen, als ein nichtswürdiges; aber der Weg, welchen Gott mir in seinem Worte geoffenbaret, gefällt mir und ist gut." — Ein bekehrter Indianer aber fragte nach einer Predigt Mayhew's seinen Häuptling und Andere seines Stammes: „Wie gefällt euch das, was hier gepredigt ist?" — „„Sehr gut!"" war die Antwort. „Warum nehmt ihr es denn aber nicht an?" fuhr er fort. „Ich will es euch sagen: ihr erkennt eure Sünden nicht, ihr liebt eure Sünden noch! So lange es mit mir noch so stand, kümmerte ich mich auch nicht um den Weg Gottes; aber seitdem ich Sündenerkenntniß von Gott empfangen habe und meine Sünden hasse, gefällt mir Gottes Rathschluß." —

So wirkte Mayhew in Segen bis zum Jahre 1657. Im November dieses Jahres unternahm er eine Reise nach England, um dort Theilnahme für seine Indianer zu erwecken. Aber das Schiff, auf welchem er fuhr, ward vom Sturme zerscheitert, und Mayhew fand in den Wellen sein Grab. Schmerzlich beklagten ihn die Indianer und längere Jahre trafen sie sich nur unter Thränen auf dem Platze, wo er von ihnen Abschied genommen hatte. Die verwaiste Gemeine bat nun Eliot, ihre Pflege mit zu übernehmen, dieser aber, welcher schon so viele Seelen zu versorgen hatte, rieth ihnen, bewährte Christen aus ihrer Mitte zu Predigern zu wählen. Diese, unter welchen auch Hiakumes sich befand, arbeiteten nach dem Maaße der Gabe und Gnade, die ihnen verliehen war; ihr Mitarbeiter aber ward der beinahe 70jährige Vater Mayhew, der noch in seinen alten Tagen die Indianersprache lernte, und, obschon Statthalter, nicht nur auf Martha's Weinberg, sondern auch auf Nantuket mit der Predigt des Evangeliums umherzog, bis er 1680, in einem Alter von 93 Jahren, heimging. Um diese Zeit hielten sich auf Martha's Weinberg 1500, auf Nantuket aber gegen 300 Indianer zur christlichen Kirche. Dem Vater Mayhew folgte sein Enkel Johann Mayhew im Hirtenamte, das er mit großem Eifer und reichem Segen führte; doch schon 1689 raffte eine Krankheit den 37jährigen im 16. Jahre seines Amtes, das er als Gehülfe des Großvaters begonnen hatte, dahin. Das älteste seiner acht Kinder war ein Sohn von 16 Jahren, Experience, in welchem der Geist des Vaters lebte, und der schon in seinem 20. Jahre, 1694, das Missionswerk unter den Indianern übernahm und 65 Jahre lang dem Herrn unter den Heiden diente, bis er reich an Erfahrung, reich an Gnade im Herzen und in seiner Arbeit, endlich in hohem Alter entschlief. Auch ihm folgte ein Sohn, Zacharias Mayhew, und hat gewandelt in den Wegen seiner Väter, bis er im Jahre 1803 im 88. Lebensjahre seinen Hirtenstab in die Hand des großen Erzhirten niederlegte. 159 Jahre aber hat die Familie Mayhew den Indianern das Evangelium verkündigt.

§. 4. David Brainerd.

Schmidt, kurzgefaßte Lebensbeschreibungen ꝛc. Bd. 5. p. 37 ff.
Vormbaum, Missionsgeschichte in Biographien. Düsseldorf 1850. II. 1.
Missionsfreund 1848. Nr. 4.

Mehrere andere Veranstaltungen für das Missionswerk unter den Indianern gingen während des 18. Jahrhunderts von der Gesellschaft für Fortpflanzung des Evangeliums aus, welche auch schon während des 17. die Missionsarbeiten unterstützt hatte. Durch ihre Boten ward eine Gemeine von 500 Seelen unter den Mahikandern gesammelt, unter welchen Einzelne wieder als Gehülfen an der Unterweisung ihrer Landsleute Theil nehmen konnten. Auch zu den Moskito's, die sich unter den Schutz der britischen Krone gestellt und ihr Verlangen nach christlicher Belehrung kund gegeben hatten, wurden Arbeiter gesendet. Im Jahre 1735 baten fünf andere Stämme den englischen Gouverneur Belcher um Religionslehrer. Eine Schule für Indianer wurde zu Lebanon in Connecticut von Eleazar Wheelock angelegt. Um diese Zeit wirkten auch die Stifter der Methodisten, Karl und John Wesley und Georg Whitefield am Savannafluß in Georgien. Unter den Heiden aber konnten sie und ihre Freunde damals um so weniger etwas ausrichten, als sie nur nebenher dieser Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit zuwandten. — Andere Missionen gingen von der schottischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß aus, welche 1741 zu New-York ein Board of Correspondents errichtete. Ihr erster Missionar, der Prediger Azariah Horton, wirkte auf der zum Staate New-York gehörigen Insel Long-Island, von der Gesellschaft durch einen Jahresgehalt von 40 Lstr. unterstützt. Die Folgen seiner Wirksamkeit waren noch 1788 erkennbar, wo man bei den von ihm bekehrten Indianern noch zwei Prediger ihres Stammes fand.

Der zweite Sendbote dieser Gesellschaft war David Brainerd. Er wurde geboren den 20. April 1718 zu Haddam, einer Stadt der Grafschaft Hartford zu Connecticut in Neu-England. Sein Vater, der ihm frühzeitig, als er ungefähr 9 Jahre alt war, durch den Tod entrissen wurde, war königlicher Kolonialrath in Haddam; seine Mutter, Dorothea, war die Tochter eines Predigers, Jeremias Hobart, der zu Haddam in hohem Alter starb. Dieser ehrwürdige Mann war der zweite von den drei Söhnen des Peter Hobart, eines evangelischen Geistlichen in England, der wegen der Verfolgung, welche die Puritaner durch das Haus Stuart erfuhren, mit seiner Familie nach Nordamerika auswanderte und daselbst zu Hingham in Massachusets als Prediger angestellt wurde. David Brainerd war der dritte Sohn seiner Eltern, die fünf Söhne und vier Töchter hatten. Er war ein schwächliches Kind, das nach menschlichem Urtheil der sorgsamsten Pflege seiner Eltern bedurfte; dennoch mußte er fünf Jahre nach dem Tode des Vaters auch seine fromme Mutter verlieren, welche durch eine 1732 zu Haddam wüthende Pest dahingerafft wurde. War der Sinn des Knaben schon von frühester Jugend an ein ernster und mehr zum Trübsinn geneigter gewesen, so wurde jene Krankheit für ihn ein mächtiger Weck-

ruf. „Der Geist Gottes," sagt er selbst, „brachte mich zu der Zeit weit vorwärts; ich war sichtlich der Welt abgestorben, und meine Gedanken waren beinahe gänzlich mit meinen geistlichen Angelegenheiten beschäftigt, und ich kann in der That sagen: ich war fest überzeugt, ein Christ zu sein. Außerordentlich betrübt und niedergeschlagen war ich über den Tod meiner Mutter; aber nachher begann meine religiöse Bekümmerniß wieder nachzulassen, ich versank nach und nach in eine große Sorglosigkeit; doch war ich noch immerfort darauf bedacht, öfters im Verborgenen für mich zu beten. Im April 1733 wurde ich aus dem Vaterhause nach Ost-haddam versetzt, wo ich vier Jahre zubrachte, immerfort ohne Gott in der Welt. Ach! all mein gutes Betragen war nur Selbstgerechtigkeit, was sich nicht auf das Verlangen gründete, zur Ehre Gottes zu leben."

Im Jahre 1737 kam Brainerd, dem die Wahl des künftigen Berufs schwer wurde, nach Durham, wo er ein Jahr lang mit landwirthschaftlichen Arbeiten sich beschäftigte. Doch sagten dieselben seiner Neigung nicht recht zu, und in seinem 20. Jahre beschloß er, sich den gelehrten Studien zu widmen und ein Prediger des Evangeliums zu werden. „Ich war," schreibt er in seinem Tagebuche, „schon einige Zeit vorher außerordentlich aufgeregt, meine Schuldigkeit zu thun, aber jetzt mehr als jemals bestrebt, meinen religiösen Pflichten zu genügen. Ich wurde sehr streng und wachsam hinsichtlich meiner Gedanken, Worte und Handlungen, und in der That, ich mußte wohl besonnen sein, weil ich mich dem geistlichen Berufe zu widmen entschlossen war und mir einbildete, daß ich mich dem Herrn selbst geweiht hätte." Im April 1738 begab er sich deßhalb auf einige Zeit zu dem Prediger Fiske in Haddam, an welchem er einen treuen und rathenden Freund fand, mit dem er Zeit seines Lebens verbunden blieb. Derselbe rieth ihm auch, sich gänzlich von dem Umgange mit jüngeren Leuten loszumachen und sich an ernstere ältere Personen anzuschließen, welchen Rath er auch befolgte. Aber trotz aller äußeren Frömmigkeit und der strengsten Pflichterfüllung war seine Seele doch ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt.

„Meine Lebensweise", schreibt er, „war außerordentlich regelmäßig und religiös in ihrer Art; denn ich las meine Bibel mehr als zweimal durch in weniger als Jahresfrist; ich verwendete jeden Tag viel Zeit auf das Gebet im Verborgenen und die Uebung anderer besonderer Pflichten; ich hörte mit großer Aufmerksamkeit die Predigt und bestrebte mich auf das Aeußerste, sie zu behalten. So sehr ließ ich mir die Uebung der Gottesfurcht angelegen sein, daß ich mich mit einigen jungen Leuten vereinigte, um uns an den Sonntagsabenden zu häuslicher Andacht zu versammeln, und ich selbst war ernstlich auf die Uebung dieser Pflicht bedacht, und wenn unsere Versammlung zu Ende war, so pflegte ich das, was am Tage gesprochen wurde, für mich selbst zu wiederholen, so viel ich konnte, bisweilen bis tief in die Nacht hinein. Montags früh wiederholte ich eine Zeit lang gewöhnlich diese Unterredungen nochmals, und ich fühlte bisweilen eine besonders starke Aufregung zur Uebung dieser Pflichten und empfand großes Vergnügen dabei — kurz, die äußere Erscheinung war sehr gut und ich lebte ganz meiner Pflicht, und doch hatte ich nicht die rechte Gesinnung dabei."

Nach Fiske's Tode setzte Brainerd seine Studien in Verbindung mit seinem Bruder fort und ließ zugleich nicht nach in ernster Erfüllung seiner religiösen Pflichten. Dennoch war er nach seinem eigenen Geständniß immer noch nicht frei von dem Dünkel der Selbstgerechtigkeit und

würde, auf diesem Wege fortfahrend, verloren gewesen sein, wenn nicht die göttliche Gnade dem zuvorgekommen wäre. In ergreifender Weise schildert er selbst in seinem Tagebuche, was damals in seinem Innern vorgegangen, doch können wir davon im Folgenden nur einige Bruchstücke mittheilen:

„Einst zu Anfange des Winters 1738", schreibt er, „gefiel es Gott, an einem Sabbathmorgen plötzlich eine solche Empfindung meiner Gefahr und des göttlichen Zornes in mir zu erregen, daß ich erschrocken still stand und mein bisheriges gutes Verhalten, bei dem ich mir selbst wohlgefallen hatte, mir als etwas ganz Eitles erschien. Die Betrachtung meiner Sündhaftigkeit und Nichtswürdigkeit machte mich diesen ganzen Tag über sehr betrübt, indem ich fürchtete, die göttliche Strafe würde mich treffen. Ich war sehr niedergeschlagen und beneidete bisweilen die Thiere um ihr Glück, weil sie dem ewigen Elende nicht ausgesetzt sind, das mir augenscheinlich drohte. So lebte ich von Tage zu Tage, oft in großer Bekümmerniß. Bisweilen schienen sich Berge meinen Hoffnungen auf Gnade entgegenzuthürmen, und das Werk der Bekehrung erschien mir so schwierig, daß ich meinte, ich würde es nimmer ausführen können. Doch rief ich immerfort zu Gott und verrichtete meine Obliegenheiten mit dem größten Eifer, indem ich hoffte, auf diese Weise meinen Zustand zu verbessern. — Einmal im Februar 1738 bestimmte ich einen besondern Tag zum geheimen Fasten und Beten und brachte diesen Tag in fast unablässigem Flehen zu Gott um Erbarmung zu; ich bat ihn, er möchte meine Augen öffnen, um das Elend der Sünde zu erkennen und den Weg des Lebens durch Jesum Christum, und es gefiel Gott, an diesem Tage mich den Zustand meines Herzens recht deutlich erkennen zu lassen und mir in eben dem Maße meine eigene Hülflosigkeit vor Augen zu stellen. Zu manchen Zeiten war ich sehr getrost und bildete mir ein, Gott liebe mich und sei zufrieden mit mir, und dachte, daß ich bald vollkommen mit Gott versöhnt sein würde, während doch meine ganze Ueberzeugung sich auf eine bloße Einbildung gründete, die durch den lebhaften Eifer bei der Erfüllung meiner Pflichten, oder durch manche gute Vorsätze, die ich gefaßt hatte, und durch Anderes der Art erzeugt wurde. Und wenn bisweilen eine große Bekümmerniß in mir entstand beim Hinblick auf meine Unwürdigkeit und Blöße und auf die Unfähigkeit, mich selbst von der Gewalt Gottes, des höchsten Gebieters, zu befreien, so pflegte ich die genauere Untersuchung aufzuschieben, weil ich es nicht zu ertragen vermochte. Einst überfiel mich eine schreckliche Angst und Bekümmerniß, und der Gedanke, mich selbst aufzugeben und nackt vor Gott zu treten, alles eignen Guten entkleidet, war so peinigend für mich, daß ich im Begriff war, wie Felix zu Paulus zu sagen: Gehe hin für dies Mal! — — Bisweilen war ich eine ziemlich lange Zeit hindurch nachlässig und verdrossen, ohne eine lebhafte Ueberzeugung von meiner Sündhaftigkeit zu haben, aber dann bemächtigte sich wieder meiner das Gefühl derselben mit einer um so stärkeren Gewalt. Einmal des Nachts — ich erinnere mich dessen noch ganz deutlich — wo ich ganz einsam wachend war, zeigten sich mir meine Sünden in einer solchen Gestalt, daß ich fürchtete, der Boden unter mir würde sich aufthun und mein Grab werden, und meine Seele würde lebendig zur Hölle fahren. — Ich fürchtete sehr, die Ueberzeugung von meiner Sündhaftigkeit wieder zu verlieren und in einen Zustand fleischlicher Sicherheit zu verfallen und unempfindlich zu werden gegen die Vorstellung von dem drohenden göttlichen Gericht, was mich außerordentlich aufmerksam in meinem Betragen machte, um die Wirkungen des göttlichen Geistes nicht zu unterdrücken. Die häufigen Vereitlungen meiner Hoffnung und die großen Bekümmernisse und Verlegenheiten, in die ich gerieth, brachten mich in die schrecklichste Lage, dahin nämlich, mit der Allmacht zu rechten, mit einer innern Aufgeregtheit und Erbitterung über das Verfahren Gottes mit den Menschen. Ich fand es sehr tadelnswerth, daß Adams Sünde seinen Nachkommen zugerechnet werden sollte, und mein gottloses Herz wünschte oft einen andern Weg zum Heil, als den durch Jesum Christum. Ich glich einem trüben See, und während meine Gedanken sich verworren durch einander bewegten, suchte ich nach einer Möglichkeit, dem göttlichen Zorne durch ein anderes Mittel zu entrinnen, und machte seltsame, gottlose Entwürfe, die Rathschläge und Absichten Gottes mit mir zu vereiteln, oder mich dem Auge Gottes zu entziehen und mich vor ihm zu verbergen. Aber wenn ich nachdachte und einsah, daß diese Pläne eitel seien und mich nicht retten könnten, und daß ich über-

haupt selbst nichts zu meiner Rettung zu thun vermöchte, so versetzte mich dies in die furchtbarste Gemüthsstimmung, so daß ich wünschte, Gott möchte nicht sein. — — Die Ueberzeugung von meinem elenden Zustande stand bisweilen so klar und offenbar vor meinen Augen, daß es war, als würden mir die Worte zugerufen: Es ist für immer unmöglich, euch selbst zu erlösen! — Nachdem ich so eine geraume Zeit in tiefer Bekümmerniß hingebracht hatte, sah ich eines Morgens, während ich an einem einsamen Orte, wie gewöhnlich, spazieren ging, auf einmal, daß alle meine Bestrebungen, mich selbst zu befreien und zu retten, ganz vergeblich seien, und ich war völlig dahin gebracht, mich selbst für ganz verloren zu achten. Ich hatte wohl früher oft gedacht, daß die Schwierigkeiten auf meinem Wege sehr groß seien, aber nun erkannte ich in einem andern und ganz verschiedenen Lichte, daß es mir für immer unmöglich sei, irgend etwas zu thun, um mir selber zu helfen und mich selbst zu erlösen. Nun erkannte ich, daß keine nothwendige Verbindung Statt finde zwischen meiner Bitte und der Gewährung der göttlichen Gnade, daß Gott nicht die geringste Verpflichtung habe, mir seine Gnade zu schenken, und daß meine Gebete deshalb nichts werth seien und nichts vermöchten, weil sie nicht aus der Liebe zu Gott hervorgingen. Ich erkannte, daß ich bei meinen Andachtsübungen, Fasten, Gebeten u. s. w. gewähnt und wirklich bisweilen geglaubt hatte, ich thäte dies zur Ehre Gottes, während doch nicht auf diese mein eigenwilliges Bestreben gerichtet war, sondern einzig auf meine eigene Glückseligkeit. In diesem Gemüthszustande blieb ich vom Freitag früh bis zum folgenden Sabbathabend, wo ich wieder an demselben einsamen Orte auf- und niederging, wie früher, und zu beten versuchte, aber kein Herz fassen konnte zur Uebung dieser oder irgend einer andern Pflicht. Nachdem ich so fast eine halbe Stunde lang mich bestrebt hatte, zu beten, kam ich in ein dunkles, dichtes Gebüsch, und eine unaussprechliche Herrlichkeit schien sich vor dem Auge meines Geistes aufzuthun, — ich meine nicht einen äußeren Glanz — denn etwas der Art sah ich nicht — noch will ich damit eine lichte Erscheinung irgendwo im dritten Himmel andeuten — sondern es war eine ungewöhnliche innere Wahrnehmung, ein Schauen Gottes, wie ich es nie vorher gehabt hatte — ich hatte nichts erfahren, was damit die geringste Aehnlichkeit hatte. Ich stand still und staunte voll Verwunderung. Ich war mir bewußt, nie vorher irgend etwas gesehen zu haben, was an Erhabenheit und Schönheit damit zu vergleichen war; es war weit entfernt von allen Vorstellungen, die ich jemals von Gott oder göttlichen Dingen gehabt hatte — was ich damals schaute, erschien mir als die göttliche Herrlichkeit, und meine Seele empfand eine unaussprechliche Wonne, einen solchen Gott zu schauen, ein so herrliches Wesen, und ich war in meinem Innern vergnügt und befriedigt, daß dieses Wesen Gott war über Alles immer und ewig. — Meine Seele war so entzückt über die Vortrefflichkeit, Liebenswürdigkeit, Erhabenheit und die andern Vollkommenheiten Gottes, daß sie ganz davon eingenommen war, so daß ich zuerst nicht an meine eigene Seligkeit dachte, und kaum einen Blick auf ein solches Geschöpf warf, wie ich selbst war. — So bewirkte Gott — das glaube ich — in mir eine solche Gemüthsverfassung, wo mein Herz zu Ihm erhoben wurde, Ihn als den Herrn anerkannte und vor Allem zu dem Streben aufgeregt wurde, Alles zu seiner Ehre und zu seiner Verherrlichung zu thun. — In diesem Zustande der innern Freude und des Friedens blieb ich fortwährend, bis es dunkel zu werden begann, und dann fing ich an, darüber nachzusinnen und zu forschen, was ich gesehen hatte, und empfand den ganzen Abend eine angenehme Ruhe in meinem Gemüthe. Ich fühlte mich in einer neuen Welt, und jeder Gegenstand um mich her zeigte sich mir in einer andern Gestalt, als er mir sonst gewöhnlich erschienen war. Damals eröffnete sich mir der Weg zum Heil, und er erschien mir mit so großer Weisheit gewählt, so angemessen und vortrefflich, daß ich mich wunderte, wie ich jemals an einen andern Weg hatte denken können — ich war unwillig darüber, daß ich nicht meine eigenen Erfindungen aufgegeben und an diesen lieblichen, gesegneten, herrlichen Weg mich früher gehalten hatte. Wenn ich durch meine eigenen pflichtmäßigen Handlungen, oder auf einem andern Wege, den ich früher mir selbst ausgesonnen, hätte selig werden können, so hätte ich jetzt mit ganzer Seele dies zurückgewiesen, und ich wunderte mich, daß nicht alle Welt diesen Heilsweg, ganz und allein durch die Gerechtigkeit Christi, erkannt und gewählt habe."

Anfangs September 1739 wurde Brainerd, bereits im 22. Jahre

stehend, Zögling der höhern Lehranstalt (Yale-College) in New-Haven, um daselbst seine Vorbereitung zum geistlichen Amte zu vollenden. Nicht ohne Furcht vor den vielfachen Versuchungen, welche ihm an diesem neuen Aufenthaltsorte entgegentreten würden, verwandte er vorher einige Zeit auf Gebet und Selbstprüfung, in Folge dessen ihm eine besondere göttliche Stärkung zu Theil wurde. „Es gefiel Gott," sagt er, „meine Seele mit noch deutlicheren Offenbarungen seiner selbst und seiner Gnade heimzusuchen, und der Herr ließ das Licht seiner Gnade in mein Herz scheinen, so daß ich in der Gewißheit seiner Huld voll Freude war, und meine Seele durch göttliche und himmlische Freuden unaussprechlich erquickt wurde." — Obschon er selbst klagt, daß sein Ehrgeiz bei seinen Studien der Thätigkeit und Lebendigkeit seines religiösen Lebens sehr nachtheilig gewesen sei, blieb doch sein Herz fortwährend auf Gott gerichtet und der Zustand seines Gemüthes war längere Zeit ein so erfreulicher, daß er selbst sagt: „Meine Seele liebte alle Menschen innig, und mein sehnlichster Wunsch war, daß sie dieselbe Freude empfinden möchten, die ich empfand — mein Zustand schien einige Aehnlichkeit mit dem Himmel zu haben." Desto bedenklicher sah es, vielleicht mit in Folge zu großer Anstrengung, mit seiner Gesundheit aus, und schon jetzt zeigten sich die Anfänge jener verzehrenden Krankheit, mit welcher er sich bis an seinen Tod herumgetragen hat. Er war sehr angegriffen und warf sogar Blut aus, weßhalb er genöthigt war, seine Studien eine Zeit lang zu unterbrechen und nach Haddam zurückzukehren. Doch blickte er dem Tod getrost ins Auge und hätte viel lieber erwählt, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Doch genas er und konnte am 6. November 1740 nach New-Haven zurückkehren, wo er, da ihm das rohe Leben der übrigen Zöglinge nicht gefiel, in stiller Zurückgezogenheit seinen Arbeiten und seinem Gott lebte. Anfangs 1741 entstand in der ganzen Landschaft, zu welcher New-Haven gehörte, eine außerordentliche religiöse Bewegung, welche auch auf die studirenden Jünglinge im Yale-College einen sehr merkbaren Einfluß äußerte. Die Erweckung war groß und allgemein, der Geist der Gesellschaft war wie umgewandelt; die Studirenden waren im Allgemeinen ernst gestimmt, und Manche von ihnen wurden so auf eine merkwürdige Weise dahin gebracht, ernstlicher, als bisher, an ihr ewiges Heil zu denken, und offenbar war die gesegnete und bleibende Wirkung des Eindrucks, den diese Erweckung auf das Gemüth so manches Mitgliedes jener Bildungsanstalt gemacht hatte. Leider aber gab dieselbe auch Anlaß zu Brainerd's Verweisung aus der Anstalt. Mehrere gottesfürchtige Studenten zu New-Haven hatten sich in Folge jener Erweckung zu gemeinsamer und freimüthiger Besprechung über geistliche Dinge und zu wechselseitiger Unterstützung verbunden. Unter ihnen war Brainerd, der gegen einen der Mitverbundenen im Vertrauen über einen der Anstalts-Vorsteher sich äußerte, daß derselbe nicht mehr Gnade empfangen habe, als sein Stuhl. Diese Aeußerung hatte ein Unberufener gehört und nicht ohne Entstellungen dem Rektor überbracht, der sofort eine strenge Untersuchung anstellte, bei welcher sich Brainerd wohl in etwas mißfälliger Weise verantwortete. Anderes, was theils auf falscher Anklage beruhte, theils an sich nicht unrecht war, ihm aber

die Ungunst des Rektors zugezogen hatte, kam hinzu, und im Winter des Jahres 1741—42 ward Brainerd aus der Anstalt verwiesen. Diese Ausstoßung betrachtete er damals als eine Mißhandlung und Ungerechtigkeit, weßhalb er auch keinen Schritt that, um wieder aufgenommen zu werden. Später aber, um dieß hier gleich zu bemerken, versuchte er mehrmals, obwohl vergeblich, mit seinem beleidigten Lehrer sich auszusöhnen. Am 15. September 1743 bat er seinen Lehrer schriftlich um Verzeihung, mit den Worten: „Ich bekenne in Demuth, daß ich in jener Aeußerung gegen Gott gesündigt und wider die Ordnungen des göttlichen Wortes gehandelt und meinen Vorgesetzten beleidigt habe. Mein Benehmen geziemte sich nicht für einen Christen, und ich habe oft mit Betrübniß daran gedacht. Ich bitte demüthig die Lehrer der Anstalt, insbesondere den Beleidigten, um Vergebung." Doch auch diese Bitte blieb umsonst; in Brainerd's Tagebuch aber heißt es gleich nach der obigen Erklärung: „Gott hat mich in den Stand gesetzt, daß ich, wenn Jemand mir hundertmal Unrecht gethan, und ich ihn, obgleich so vielfach dazu aufgereizt, nur ein einziges Mal beleidigt hätte, doch mich geneigt und von Herzen willig fühlen würde, ihm demüthig mein Vergehen zu bekennen und auf meinen Knieen ihn um Vergebung zu bitten."

Den Frühling des Jahres 1742 verlebte Brainerd bei dem Prediger Mills zu Ripton, der ihn in sein Haus aufnahm und zur Fortsetzung seiner Studien behülflich war. Auch andere benachbarte Geistliche halfen ihm gern, wenn er sie aufsuchte. Auch in diese Zeit folgten Brainerd seine innern Kämpfe, zugleich aber ward das Verlangen in ihm lebendig, das Reich Christi unter den Heiden auszubreiten, wie aus seinem sorgfältig fortgeführten Tagebuch erhellt. So schreibt er z. B.

Am 6. April:

„Ich begab mich diesen Morgen an denselben (einsamen) Ort, wo ich jüngst des Nachts gewesen war, und glaubte zu fühlen, daß ich wieder zu Gott mit Freimüthigkeit beten könne, aber ich wurde plötzlich wieder niedergeschlagen durch das Gefühl meiner eignen Nichtswürdigkeit. Dann rief ich zu Gott, meine Seele zu reinigen und mir, wenn ich meine Sünden bereute, Gnade zu gewähren, und bei meinem Gebet empfand ich ein inniges Vergnügen. Ich konnte mir denken, daß ich mit Freuden den größten Beschwerden um Christi willen mich unterziehen würde, und fand mich bereit, wenn Gott es so bestimmen sollte, es zu ertragen, daß ich aus meinem Vaterlande verbannt würde, und unter Mühseligkeiten und Todesgefahren aller Art, mitten unter den Heiden zu leben, wenn ich nur etwas für das Heil ihrer Seelen zu thun vermöchte. Gott verlieh mir, für Andere, für das Reich Christi auf Erden und für meine theuren christlichen Freunde eifrig im Gebet zu ringen."

Am 20. April:

„Heute bin ich 24 Jahre alt. O wie viel Barmherzigkeit habe ich in dem verflossenen Jahre empfangen! Wie oft hat Gott Veranlassung gegeben, seine Güte mir vorzuhalten, und wie wenig habe ich den Gelübden entsprochen, die ich während einer Zeit von 12 Monaten gethan, ganz des Herrn zu sein, für immer mich seinem Dienste zu weihen! Der Herr helfe mir, künftig mehr zu seiner Ehre zu leben!"

Den 13. Mai:

„Ich erblickte so viel Böses in meinem Herzen, daß ich wünschte, aus mir selbst herauszugehen. Ich hatte nie vorher gedacht, daß so viel geistlicher Hochmuth in meiner Seele wäre — ich fühlte mich fast bis zum Tode niedergebeugt von meiner Nichtswürdigkeit. Herr! befreie meine Seele! Ich sehnte mich nach größerer Einsamkeit — der geheime Umgang mit Gott ist der süßeste Genuß himmlischer Freude auf Erden."

So dauerte, abwechselnd mit Stunden freudiger Erhebung im Gebet, der Kampf in seinem Innern fort, und das Gefühl seiner Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit war oft so stark, daß er sich wunderte und beschämt fühlte, wenn wohlwollende Menschen ihm freundlich entgegen kamen. Am 19. Juli bestand Brainerd mit Ehren eine öffentliche Prüfung in Danbury, und erhielt die Erlaubniß, das Evangelium zu predigen. „Ich fühlte mich," bemerkt er, „hierauf noch mehr als ein Gott Geweihter, vereinigte mich zum Gebet mit einem der Prediger, meinem vertrauten Freunde, und legte mich nieder mit dem Entschlusse, mein ganzes Leben Gott zu weihen." — Ohne feste Anstellung predigte er nun von Zeit zu Zeit an verschiedenen Orten, oft in sehr gedrückter Stimmung, aber durch inniges Gebet gestärkt und nicht ohne Segen. Auch Indianer hörten schon hie und da ihm zu und wurden tief ergriffen. Aeußere Anfechtungen in New-Haven brachten ihn, anstatt ihn zu entrüsten, vielmehr noch zu einer tiefern Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit, und er betrachtete sie als verdiente Züchtigungen. Im November, da er sich gerade in New-Haven befand, erhielt er von dem Prediger Pemberton in New-York eine Einladung, um mit ihm die Angelegenheiten der Heiden zu berathen, da der bereits erwähnte Azariah Horton die Correspondenten in New-York um Hülfe für sein Werk unter den Indianern gebeten. Das Erste, was Brainerd that, war, wie immer, wenn es irgend einen wichtigen Entschluß, eine Schwierigkeit oder Gefahr galt, daß er im Gebet die Sache Gott vortrug. Das that er denn auch jetzt in Gemeinschaft mit einigen christlichen Freunden, und machte dann, gestärkt durch Kraft von oben, alsobald sich auf den Weg. Nachdem er in New-York eine Prüfung vor den Correspondenten bestanden, nahmen sie ihn in den Dienst der Mission. Am 1. Februar 1743 hielt er seine Abschiedspredigt, und den folgenden Tag trat er seine Missionsreise zu den Indianern an, nicht ohne große Beklemmung. Er vergleicht sich selbst mit einem Kämpfer auf dem Schlachtfelde, preist aber zugleich Gott für seine Gnade, daß er ihm mitten im Kampfe so himmlische Erquickung gewähre.

Nachdem er unterwegs den Indianern zu Montauk, dem östlichen Vorgebirge von Long-Island, gepredigt, gelangte er am 1. April nach dem Ort seiner Bestimmung, dem Indianerdorf Kaunaumeek, 20 englische Meilen östlich von Albany. Sein Herz aber war wieder bange, seine Stimmung sehr gedrückt. Doch predigte er am 10. April, nachdem er früh aufgestanden und durch Gebet und Nachdenken im einsamen Walde sich gestärkt, vor und nach Mittag den Indianern, die sich im Allgemeinen anständig betrugen. Mit Einzelnen, auf die das göttliche Wort einen tiefen Eindruck gemacht hatte, unterredete sich Brainerd dann noch besonders und vernahm von Einem die Aeußerung, sein Herz habe immerfort geschrieen, seit er ihn zuerst habe predigen hören. Den 20. April, seinen Geburtstag, feierte er als Bet- und Fasttag und schüttete seinen Jammer vor Gott aus. „O möchte Er mich tüchtig machen," betete er, „künftig zu Seiner Ehre zu leben!" Ueber seinen Aufenthalt zu Kaunaumeek schrieb er unterm 30. April 1743 an seinen Bruder John (Johannes), damals Student im Yale-College zu New-Haven:

„Mein theurer Bruder! Ich muß Dir sagen, es verlangt mich, Dich zu sehen, aber meine eigne Erfahrung hat mich gelehrt, daß hier keine vollkommene Glückseligkeit zu finden ist, keine vollkommene Befriedigung bei dem Genusse der irdischen Freundschaft, mag sie noch so innig und uns theuer sein, noch bei irgend einem andern Freudengenusse, der nicht Gott selbst ist. Darum, wenn nur Gott uns seine Gegenwart und Gnade gewähren will, daß wir unser Werk vollbringen und die Prüfungen bestehen mögen, die er uns auflegt, bis wir das Ziel unserer Wallfahrt erreichen, so ist auch in der traurigsten, beschwerlichsten Wildniß die Entfernung, in der wir gegenwärtig von einander leben, kein Gegenstand von großer Wichtigkeit für uns beide. Aber ach! die Gegenwart Gottes ist es eben, was ich vermisse. Ich lebe in der traurigsten Einöde, ungefähr 11 Meilen von Albany, und beköstige mich mit einem armen (nicht weit von Kaunaumeek wohnenden) Schottländer, dessen Frau etwas Englisch spricht. Meine Speise besteht meist in einem Pudding, gekochtem Korne und in der Asche gebackenem Brode, und bisweilen in ein wenig Fleisch und Butter. Mein Lager ist ein kleines Bündel Stroh, das auf einem Paar Brettern liegt, nicht hoch über der Erde; denn es ist ein großes Gemach ohne allen Estrich, worin ich wohne. Mein Werk ist ungemein schwierig (auch deshalb, weil B. durch einen Dolmetscher mit den Indianern reden mußte) und lästig — ich wandere fast täglich zu Fuß $1^1/_2$ Meile weit auf den schlimmsten Wegen und wieder zurück; denn ich wohne so entfernt von meinen Indianern. Diesen ganzen Monat habe ich keinen Engländer gesehen. Dies und manches Andere macht meinen Aufenthalt hier unbehaglich, und doch gehen meine geistigen Anfechtungen und Bekümmernisse so weit über alles dies hinaus, daß ich selten daran denke, vielmehr kommt es mir vor, als würde ich auf die allerköstlichste Weise bewirthet. Der Herr verleihe mir, daß ich lerne die Widerwärtigkeiten aushalten, als ein guter Streiter Jesu Christi. Was den Erfolg meiner hiesigen Wirksamkeiten betrifft, so kann ich bis jetzt nicht viel davon sagen. Die Indianer sind im Allgemeinen freundlich und wohlgesinnt gegen mich, und sie sind meist sehr achtsam auf meine Vorschriften und scheinen gern Belehrung anzunehmen. Zwei bis drei, hoffe ich, sind einigermaßen überzeugt, doch hat sich noch wenig von einer besonderen Wirkung des göttlichen Geistes bei ihnen gezeigt, so daß mir oft der Muth sinkt. Bisweilen denke ich, daß Gott Segnungen im Ueberflusse vorräthig hat für sie und mich; zu einer andern Zeit bin ich so in Bekümmerniß versunken, daß ich nicht einsehen kann, wie sein Verfahren mit mir mit der gebührenden Liebe und Glaubensfreudigkeit bestehen mag, und ich spreche dann: Gewiß hat er seine Barmherzigkeit gänzlich und auf immer mir entzogen. Aber ich erkenne, daß ich alle diese Züchtigungen nöthig habe, und daß es gut für mich ist, daß ich diese Prüfungen bestanden und bis jetzt wenig oder gar keinen sichtbaren Erfolg meiner Arbeit wahrgenommen habe. Ich bin dadurch nicht entmuthigt worden — Gott ist mit mir gewesen. Laß uns immer daran denken, daß wir durch viel Trübsale in Gottes ewiges Reich der Ruhe und des Friedens eingehen müssen. Die Gerechten werden mit genauer Noth gerettet; es ist ein unendliches Wunder, daß wir die wohlbegründete Hoffnung haben, Alle selig zu werden. Ich für meinen Theil betrachte mich als das nichtswürdigste aller lebenden Geschöpfe. Nun Alles, was Du für mich noch thun kannst, ist dies, daß Du unablässig betest, daß Gott mich demüthig, heilig, ergeben und himmlisch gesinnt durch alle Prüfungen wolle werden lassen, daß ich stark sein möge in dem Herrn und in der Kraft seiner Stärke. Laß uns laufen und ringen und kämpfen, daß wir den Preis gewinnen und die vollkommne Glückseligkeit erlangen mögen, heilig zu sein, wie Gott heilig ist. Mit dem Wunsche und Gebete, daß Du weiter kommen mögest in Erkenntniß und Gnade bei Gott und tüchtig werden zu seinem Dienste, verbleibe ich Dein geneigter Bruder David Brainerd."

Nicht die Entbehrungen und Beschwerden seines Missionslebens, sondern vielmehr seine innern Kämpfe und Anfechtungen machten Brainerd oft so muthlos, daß er im Gefühl seiner Sünde nicht selten sich schämte, vor den Indianern als Prediger aufzutreten. In tiefer Waldeseinsamkeit suchte er dann im Umgange mit seinem Gott und in brünstigem Gebete Kraft und Stärke. Besonders bekümmerte es ihn, daß es ihm noch immer nicht gelingen wollte, die gewünschte Aussöhnung mit

den Vorstehern der Anstalt zu New-Haven zu bewirken. Seine Hauptsorge war und blieb indeß die Ausbreitung des Reiches Christi, und deßhalb erbaute er sich selbst mitten unter seinen Indianern in Kaunaumeek ein eignes Häuslein, in welchem er allein mit seinem Gott wohnte, da sein Dolmetscher es vorzog, unter seinen Landsleuten zu bleiben. Hier begann er auch, die Sprache der Indianer zu erlernen, und setzte, nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten, so viel ihm seine Kräfte verstatteten, diese Arbeit fleißig fort. Tiefbekümmert, daß die „weißen Christen", oder wie er sie selbst einmal nennt, die „weißen Heiden", welche die Indianer lieber in Nacht und Finsterniß dahin leben lassen wollten, um sie desto leichter zu betrügen und zu unterdrücken, seinem heiligen Werke vielfache Hinderniße bereiteten, war Brainerd doch fortwährend bemüht, seine Indianer zum Heiland der Sünder zu weisen, arbeitete auch eine Sammlung von Gebeten für sie aus, übersetzte mit Hülfe seines Dolmetschers mehrere Psalmen und versammelte jeden Abend die Indianer in seinem Hause, um das Evangelium Matthäi mit ihnen zu lesen, wobei sein Dolmetscher ihm treulich beistand. Ueber die Erfolge seines treuen Wirkens konnte er damals selber schreiben: „Die Stufe der Erkenntniß, zu welcher Einige gelangt sind, ist bedeutend. Viele Wahrheiten des Christenthums scheinen sich ihrem Gemüth tief eingeprägt zu haben, so daß sie gar mit mir darüber sprechen und mich befragen, um sie ihrem Verständnisse deutlicher zu machen. Einige von den Kindern und jungen Männern, welche die Schule besuchten, machten große Fortschritte, so daß sie bald die englische Sprache verstanden. Aber was mir unter allen Schwierigkeiten den meisten Muth macht, ist der Umstand, daß die Wahrheiten des göttlichen Wortes sich zu Zeiten als eine göttliche Kraft an den Herzen der Indianer erweisen. — — Und wenn ich auch nicht sagen kann, daß ich an ihnen hinreichende Zeichen der Erneuerung im Geiste und Gemüthe gesehen habe, so hoffe ich doch zu Gott, daß er seinen Weg in die Seelen vorbereitet hat". Dieß zeigte sich auch in dem äußern Leben der Indianer, da der Götzendienst sammt den wilden heidnischen Tänzen bald gänzlich verschwand, der Tag des Herrn aber geachtet wurde.

Im April 1744 erhielt Brainerd eine Aufforderung, den Indianern an den Delawarebuchten in Pennsylvanien das Evangelium zu predigen, und so beschwerlich auch der Weg dahin war und so ungern seine Indianer ihn ziehen ließen, glaubte er doch diesem Rufe folgen zu müssen, um so mehr, da er die Gemeinde in Kaunaumeek der Obhut seines Freundes Sergeant in Stockbridge übergeben konnte. So begab er sich denn am 29. April auf die Reise an den Delaware, durch Wälder und Einöden, und erreichte am 10. Mai das Indianerdorf Minnisinks, dessen Häuptling er vergeblich um die Erlaubniß bat, sein Volk im Christenthum zu unterrichten. „Warum wünschest du", sagte ihm einer von den dortigen Heiden in's Gesicht, „daß die Indianer Christen werden, da diese doch viel schlechter sind, als wir. Die Christen lügen, stehlen und trinken, mehr als die Indianer. Sie stehlen untereinander dermaßen, daß ihre Fürsten sie aufhängen müssen. Aber auch das schreckt sie nicht ab. Nie ist ein Indianer des Diebstahls wegen

gehängt worden. Wenn wir Indianer Christen werden, so werden wir bald ebenso schlecht werden, wie diese!" — Der Häuptling des Indianerdorfes Sakhauwotung in Pennsylvanien, wohin Brainerd am 13. Mai gelangte, war geneigter, das Evangelium zu hören, und nachdem Brainerd am 12. Juni zu Newark in Neu-Jersey die Ordination empfangen, nahm er in jenem Dorfe seinen bleibenden Aufenthalt, und die Zahl seiner Zuhörer stieg allmälig auf vierzig, „die den Weg nach Zion mit Eifer suchten". Anfang Oktobers wurde Brainerd von Indianern, denen er schon im Juli zu Kakfesauchung gepredigt, als sie bereits wegen der Habsucht der Weißen im Begriff standen, an den Susquehannahfluß zu wandern, veranlaßt, mit Bewilligung der Correspondenten der schottischen Missionsgesellschaft auch nach dem Susquehannah zu ziehen. Das war aber eine gar gefährliche und beschwerliche Reise. Drei Tage lang mußte er mit seinen Begleitern durch grauenvolle Wälder den Weg sich bahnen, und zwei Nächte hindurch war die feuchte Erde sein Bette. Am Abend des zweiten Tages hatte er noch das Unglück, daß sein Pferd mitten in der Wildniß ein Bein brach, wodurch er genöthigt ward, seinen Weg zu Fuße fortzusetzen. Endlich erreichte er am 5. Oktober die indianische Niederlassung Opeholhaupung, deren Häuptling ihn freundlich willkommen hieß und die Predigt des Evangeliums gern gestattete, sich auch, nachdem Brainerd öfter gepredigt, erbot, ihn, wenn er nächstes Frühjahr wiederkommen würde, bei sich aufzunehmen. Und so zog denn Brainerd am 9. Oktober wieder zu seinen Indianern an den Delawarebuchten zurück und setzte daselbst den Winter hindurch seine Arbeiten für das Reich Gottes mit großem Eifer und nicht ohne Segen fort. Ein besonders freudiger Tag für ihn war der 18. Dezember, an welchem er die Indianer durch seine begeisterte Predigt sehr bewegt sah. Unter ihnen war ein Greis von 100 Jahren, der, ganz überwältigt von dem, was er vernommen, viele Thränen vergoß, und des Abends zu Brainerd's Hütte kam, um mehr vom Evangelium zu hören. Auch sein Dolmetscher wurde an diesem Tage aus dem Sündenschlafe aufgerüttelt, und mehrere andere folgten ihm. Brainerd aber lobte und pries den Herrn, dem er auch in körperlicher und geistiger Schwäche, die anfangs 1745 wieder fühlbarer eintrat, sich ergab, selbst zum Tode mit Freuden bereit.

Im März 1745 machte der unermüdliche Mann eine Reise nach Neu-England, um die Mittel zur Anstellung eines Mitarbeiters in seinem schwierigen Werke zusammenzubringen und mit verschiedenen Geistlichen über das Werk des Herrn unter den Indianern sich zu berathen, kehrte gegen Mitte April an den Delaware zurück, machte sich aber bald wieder nach Philadelphia auf, um den Gouverneur daselbst für die Unterstützung des Missionswerkes am Susquehannah zu gewinnen, was ihm auch gelang. Hierauf unternahm er trotz seiner Schwäche mit dem Dolmetscher alsbald eine abermalige Reise durch die Wildniß an die Ufer des Susquehannah, auf welcher er wiederum große Drangsale und Beschwerden zu bestehen hatte. Der Herr aber geleitete die beiden Männer und half ihnen an's Ziel. Lehrend und predigend durchzog nun Brainerd die Indianerniederlassungen längs des Susquehannah, etwa 100 (engl.) Meilen Wegs,

bald gern gehört, bald von feindlichem Widerstreben entmuthigt, unter Freude und Trauer. Auch traf er einige alte Bekannte aus Kaunaumeek, die sich sehr freuten, ihren frühern Lehrer wieder zu sehen. Vierzehn Tage verweilte er unter den Indianern am Susquehannah unter großer Mühe und schwerer Arbeit. Oft lag er des Nachts auf der bloßen Erde und bisweilen unter freiem Himmel. Kein Wunder daher, daß er von einem starken Fieber befallen wurde, was von den heftigsten Schmerzen in Kopf und Eingeweiden begleitet war. Dabei verlor er viel Blut, so daß er meinte, er müsse in der Wildniß umkommen. Endlich gelangte er zu einer Indianerhütte, wo er mitleidige Aufnahme und Pflege fand und zu seiner eigenen Verwunderung ohne Arzneimittel und angemessene Nahrung nach etwa acht Tagen so weit wiederhergestellt ward, daß er zu Pferde sitzend seine Reise fortsetzen konnte. Seinen Rückweg nahm er über die im Strome liegende Insel Juncauta und kam, nachdem er auf dieser Reise etwa 340 Meilen zu Pferde gemacht hatte, am 30. Mai 1745 wieder in seine Wohnung am Delaware zurück.

Da erfuhr er, daß in und um Crosweeksung in Neu-Jersey, achtzig Meilen südöstlich vom Delaware, eine große Indianerschaar sich niedergelassen habe, und war alsbald entschlossen, auch diesen das Evangelium zu verkündigen. Schon am 19. Juni war er dort und bemerkte bald, daß er hier ernste und aufmerksame Zuhörer vor sich hatte, deren Zahl beständig wuchs und an deren Herzen das Wort seine göttliche Kraft bewies. Als Brainerd am 2. Juli wieder abreiste, um sich nach seinen Indianern am Delaware wieder umzusehn, da sagte Einer mit vielen Thränen zu ihm: sie wünschten, Gott möchte ihr Herz umwandeln; ein Anderer sagte: sie gingen darauf aus, Christum zu finden, und ein alter Mann, einer ihrer Häuptlinge, weinte bitterlich aus Bekümmerniß um seine Seele. Allen mußte er versprechen, bald wiederzukommen. Nachdem er sie verlassen, verbrachte er etwa eine Woche zu seiner Erholung in Neu-Jersey und traf am 12. Juli in seiner alten Wohnung am Delaware wieder ein. Und hier ward ihm noch in demselben Monat die große Freude zu Theil, die ersten durch ihn bekehrten Indianer, seinen etwa 50 Jahr alten Dolmetscher Moses Tinda Tautamy und dessen Weib, durch die Taufe feierlich in die Gemeinde Christi aufnehmen zu können, und mit neuem Eifer trieb er nun sein heiliges Werk. — Anfangs August machte er sich zunächst wieder zu den Indianern in Crosweeksung auf, die er in ernster und heilsbegieriger Stimmung antraf, und daher noch am Tage seiner Ankunft über Offenb. Joh. 22, 17 ihnen predigte. „Es waren ungefähr zwanzig Erwachsene versammelt, und ich (Brainerd) konnte nicht mehr als zwei mit trockenen Augen wahrnehmen. Einige waren sehr bekümmert und bezeigten ein heftiges Verlangen nach Christo, daß er sie von ihrem Elend erretten möchte, das sie mit Schrecken empfanden". Und so blieb denn auch Brainerd's ferneres Predigen und Unterweisen nicht ohne Frucht und wahrhaft wunderbaren Erfolg, und besonders der 8. und 9. August waren rechte Pfingsttage für Crosweeksung. Nachdem er schon am 6. August in seinem Tagebuch bemerkt: „Ich kann nicht weniger und darf nicht mehr über diesen Tag sagen,

als dieß: Der Arm des Herrn hat sich mächtig und wunderbar geoffenbart!" berichtet er den 8. August:

„Nach Mittag predigte ich den Indianern, deren Anzahl ungefähr 65 betrug, Männer Weiber und Kinder. Ich sprach über Luk. 14, 16—23 und wurde von einem ungemein freudigen Muthe bei meinem Vortrag unterstützt. Die Theilnahme der Zuhörer war sehr sichtbar, während ich zur Versammlung sprach; später aber, als ich an die Einzelnen, bei denen ich eine große Theilnahme wahrgenommen hatte, besonders meine Worte richtete, schien die Kraft Gottes auf die Versammlung herabzukommen, gleich einer Windsbraut, die mit erstaunlicher Gewalt Alles vor sich nieder wirft. Ich stand verwundert über die Wirkung, die sich fast bei der ganzen Versammlung zeigte, und konnte diese mit nichts Anderem passender vergleichen, als mit der unwiderstehlichen Gewalt eines mächtigen Waldstroms oder einer hochangeschwollenen Fluth, die mit unaufhaltsamer Wucht alles fortreißt, was ihr in den Weg kommt. Fast alle Anwesende jedes Alters waren voll Bekümmerniß niedergebeugt, und kaum Einer vermochte der Gewalt dieser erstaunlichen Wirkung zu widerstehen. Alte Männer und Frauen, die viele Jahre hindurch elende Trunkenbolde gewesen waren, und kleine Kinder, nicht älter als sechs oder sieben Jahre, zeigten eine eben so tiefe Bekümmerniß über ihre Seelen, als Personen von mittlerem Alter — und es war offenbar, daß diese Kinder nicht bloß durch den Anblick der allgemeinen Aufregung erschreckt worden waren, sondern es war ihnen ihre Gefahr, die Verderbniß ihres Herzens und ihr Elend ohne Christus fühlbar gemacht worden, wie Einige von ihnen ausdrücklich bezeugten. — Die verstocktesten Herzen waren jetzt genöthigt, sich zu beugen. Ein vornehmer Indianer, der zuvor in seiner Selbstgerechtigkeit sehr sorglos seinen Zustand für gut hielt, weil er mehr wußte, als im Allgemeinen früher die Indianer, und der mit einem hohen Grade von Selbstvertrauen den Tag zuvor zu mir sagte, er sei ein Christ gewesen schon länger als zehn Jahre — dieser war nun zu einer sehr ernsten Bekümmerniß über seine Seele gebracht und weinte bitterlich. Ein anderer schon ziemlich bejahrter Mann, der ein Mörder, Zauberer und berüchtigter Trunkenbold gewesen war, war ebenfalls dahin gebracht, mit vielen Thränen um Gnade zu flehen, und es sehr zu beklagen, daß er nicht eine tiefere Betrübniß empfinde, da er sah, daß er in so großer Gefahr sei. Man fand sie fast insgesammt betend und laut zu Gott um Barmherzigkeit flehend in jedem Theile des Hauses, wo die Versammlung war, Viele auch außer dem Hause, und Mehrere konnten weder gehen, noch stehen. Die Bekümmerniß eines jeden Einzelnen über sich selbst war so groß, daß sie gar keine Kenntniß zu nehmen schienen von denen, die um sie waren, sondern ein Jeder betete für sich, und es war, als wenn sie — jeder Einzelne für sich selbst allein — in der größten Einöde wären. Ich glaube, Jeder dachte an nichts Anderes, als bloß an sich selbst und an seinen eigenen Zustand, und so betete Jeder gleichsam für sich allein, obgleich Alle bei einander waren. Es schien mir da in vollständige Erfüllung zu gehen, was der Prophet Sacharja (12, 10—14) sagt, und jeder Einzelne schien nur über sich selbst zu trauern. — Mich dünkt, es habe eine große Aehnlichkeit mit dem Tage der göttlichen Macht, dessen Josua 10, 14 gedacht wird. Ich habe noch nie einen solchen Tag gesehen — es war ein Tag, wo der Herr Großes gethan hat zur Zerstörung des Reiches der Finsterniß unter diesem Volke. — Und diese Bekümmerniß war überhaupt höchst vernünftig und gerecht. Die, welche seit geraumer Zeit schon erweckt waren, klagten insbesondere mehr über die Verderbniß ihrer Herzen, die erst seit kurzem Erweckten über die Verwerflichkeit ihres früheren Lebens und dessen, was sie gethan; Alle aber waren in Furcht vor dem Zorne Gottes und vor dem ewigen Elende, als dem Lohne ihrer Sünden. Einige von den weißen Leuten, welche aus Neugier gekommen waren, um zu hören, was dieser Schwätzer zu den armen, unwissenden Indianern sprechen würde, wurden ebenfalls kräftig erweckt, und Einige schienen schmerzlich ergriffen beim Hinblick auf ihren trostlosen Zustand. Die, welche endlich Erleichterung gefunden hatten, waren getrost und zeigten sich ruhig und gefaßt und voll Freude in Jesu Christo. Einige von ihnen faßten ihre betrübten Freunde bei der Hand, sprachen zu ihnen von der Liebe Christi und von dem Troste, den die Freude in ihm gewährt, und forderten sie auf, zu kommen und ihre Herzen ihm zu geben. — Folgendes merkwürdige Ereigniß bei der Erweckung an diesem Tage muß ich noch besonders erwähnen. Ein junges

Indianerweib, die wohl zuvor noch nicht einmal gewußt hatte, daß sie eine Seele habe, noch jemals an etwas der Art gedacht hatte, kam, als sie vernommen, daß etwas Ungewöhnliches unter den Indianern vorgehe, um zu sehen, was es sei. Unterwegs rief ich sie zu mir, und als ich ihr sagte, daß ich im Begriff sei, den Indianern zu predigen, lachte sie und schien darüber zu spotten; doch ging sie hin. Ich war noch nicht weit in meinem Vortrage gekommen, als sie empfand, daß sie wirklich eine Seele habe, und bevor ich noch geschlossen hatte, war sie so von ihrer Sündhaftigkeit und ihrem Elende überzeugt und so bekümmert um das Heil ihrer Seele, daß sie von einem Pfeile durchbohrt schien und unaufhörlich laut aufschrie. Sie konnte weder stehen, noch gehen, noch sitzen, ohne unterstützt zu werden. Dann lag sie eifrig betend auf der Erde und wollte weder von Etwas wissen, noch auf irgend eine an sie gerichtete Frage Antwort geben. Ich horchte, um zu hören, was sie sprach, und vernahm die Worte: Habe Barmherzigkeit mit mir und hilf mir, Dir mein Herz zu geben! und so fuhr sie viele Stunden nach einander unabläßig fort zu beten. Das war in der That ein Tag, wo Gottes Macht sich auf eine in die Augen fallende Weise kund that, und das schien genug zu sein, um selbst einen Gottesleugner von der Wahrheit und Macht des göttlichen Wortes zu überzeugen."

Am andern Tage hielt Brainerd vor etwa 70 Zuhörern, Jungen und Alten, einen öffentlichen Vortrag über das Gleichniß vom Säemann, Matth. 13.

„Ich war im Stande", schreibt er unterm 9. August in seinem Tagebuch, „mit großer Deutlichkeit zu sprechen, und fand nachher, daß dieser Vortrag wahrhaft belehrend für sie gewesen war. Viele Thränen flossen, während ich sprach. Einige waren sehr bewegt durch einige Worte, die ich über Matth. 11, 28 zum Schluß sagte. Als ich gegen Abend mit zwei bis drei der Erweckten zusammen war, schien eine besondere göttliche Einwirkung das, was ich zu ihnen mit kräftigen Worten redete, zu begleiten. Sie schrieen laut auf in ihrer Seelenangst, ob ich gleich nicht ein Wort des Schreckens sprach, sondern im Gegentheil ihnen die Fülle und Allgenügsamkeit des Verdienstes Christi vor Augen stellte und seine Bereitwilligkeit, Alle selig zu machen, die zu ihm kommen, indem ich zugleich sie dringend aufforderte, ohne Verzug zu kommen. Ihr Geschrei wurde bald von Andern vernommen, die, ob sie gleich schon auseinander gegangen waren, sofort wieder einen Kreis um sie schlossen. Ich fuhr fort, auf dieselbe Weise sie zum Evangelium einzuladen, bis sie Alle in Thränen zerflossen und laut ihre Stimmen erhoben, und sie schienen im höchsten Grade bekümmert, Theil zu haben an dem erhabenen Erlöser und dessen versichert zu sein. Einige auch, bei welchen den Tag zuvor nicht viel mehr als eine bloße Aufwallung entstanden war, zeigten sich jetzt tief bewegt und mit wundem Herzen. Es war in der That eine große Trauer unter ihnen. — Habe Barmherzigkeit mit mir! Habe Barmherzigkeit mit mir! das war das allgemeine Geschrei. — Wahrhaft rührend war es, die armen Indianer zu sehen, die an andern Tagen bei ihren abgöttischen Festen gejauchzt und lustig gezecht hatten, wie sie jetzt zu Gott so inbrünstig riefen, daß er sie möchte an dem Verdienste seines lieben Sohnes Theil nehmen lassen. Einige, die zuvor nur in einem geringen Grade erweckt gewesen waren, zeigten sich jetzt tief ergriffen von dem Gefühl ihrer Sünden und ihres Elendes. Einer besonders, der nie vorher erweckt gewesen war, fühlte es jetzt, daß das Wort des Herrn lebendig und kräftig ist, schärfer als ein zweischneidig Schwert. Er bekannte, alles Schlechte, was er früher gethan, stände vor seinen Augen, als sei es gestern geschehn. Ich mußte die göttliche Güte mit Freuden bewundern in dem, was an diesem Tage sich gezeigt hatte. Durch jede Unterredung schien etwas Gutes bewirkt worden zu sein; jeden Tag waren Einige von neuem erweckt, Einige gestärkt worden. Es war erhebend, das Betragen derer zu sehen, welche jenen Trost erhalten hatten; während Andere noch voll Furcht und Bekümmerniß waren, erhoben diese ihre Herzen für sie zu Gott."

So fuhr Brainerd fort, abwechselnd mit den Einzelnen sich zu unterreden, zu belehren, zu ermahnen, zu trösten und öffentlich zu den Versammelten zu sprechen, und der Erfolg seiner Bemühungen war ein

so gesegneter, daß er selbst ausrufen mußte: „Nicht uns, Herr! nicht den Werkzeugen und Mitteln, sondern Deinem Namen sei der Ruhm! — Der Herr wirkte offenbar ganz allein, und ich sah nicht, wie irgend ein Antheil an diesem seinem Werke einem menschlichen Arme zugeschrieben werden möge". — Dabei war er zugleich bemüht für die Begründung einer gemeinsamen Niederlassung der Indianer und begann bald, die Erweckten zur Taufe vorzubereiten. Auch die benachbarten Weißen fanden sich öfter bei seinen Vorträgen ein und, obschon sie meist nur aus Neugier kamen, nahmen sie doch häufig Etwas für ihre Seelen mit hinweg. Am 25. August konnte er nach sorgfältiger Vorbereitung 25 Indianer, 15 Erwachsene und 10 Kinder, taufen, und nicht eine Seele war darunter, von der er nicht hätte hoffen können, daß sie zu einem neuen Leben erweckt sei; ja, von den Meisten durfte er es als gewiß annehmen. „Das waren", schreibt er selber, „köstliche Stunden! Ihre Herzen waren eifrig bestrebt, ihre Pflicht zu thun, und es machte ihnen Freude, daß sie auf eine so öffentliche und feierliche Weise sich selbst Gott geweiht hatten. Die Liebe schien unter ihnen zu herrschen. Sie faßten einander mit Innigkeit und lebhafter Theilnahme bei den Händen, als wollten sie zeigen, daß ihre Herzen innig verbunden wären, und ihr Betragen gegen einander war so, daß Einer, der es sah, mit Recht sich aufgefordert fühlen konnte, mit Verwunderung auszurufen: Siehe, wie lieben sie sich einander! — Einige andere Indianer, die das sahen und hörten, waren sehr ergriffen und weinten. Sie sehnten sich darnach, Theilnehmer dieser Freude sein zu können". So sammelten sich nach und nach bei fünf und neunzig Seelen um den Boten Gottes, fast alle lebhaft bewegt entweder von der Freude in Christo Jesu, oder von dem eifrigen Streben, Theil zu haben an Ihm.

Mittlerweile war die Jahreszeit gekommen, wo die Indianer am Susquehannah am sichersten daheim zu finden waren, und Brainerd mochte dieselbe nicht ungenützt vorbeilassen. Er erklärte denen zu Crosweeksung seine Absicht und die Nothwendigkeit, eine Zeit lang von ihnen, die nur ungern ihn ziehen ließen, zu scheiden, und forderte sie beim Abschied auf, für ihn zu beten, daß Gott mit ihm sein und seine Bestrebungen für die Bekehrung der armen Seelen segnen wolle. Als er nun hinweggegangen war, da erhoben sie Herzen und Hände zu Gott im Himmel, und so inbrünstig beteten sie, daß sie nicht merkten, wie die ganze Nacht darüber verging, bis der Morgenstern am Himmel stand. „Es war", schreibt Brainerd, „eine merkwürdige Nacht, wie mir mein Dolmetscher erzählte, begleitet von einer mächtigen Wirkung sowohl auf die, welche noch um ihre Seelen bekümmert waren, als auf die, welche schon Trost gefunden hatten. — Ein alter Indianer, der sein ganzes Leben lang ein halsstarriger Götzendiener gewesen war, wurde an diesem Tage bewogen, seine Klappern, deren sie sich statt der musikalischen Instrumente bei ihren abgöttischen Festen und Tänzen bedienen, den andern Indianern zu übergeben, die sie geschwind zerbrachen, und dieß war geschehen, ohne irgend etwas von meiner Seite dabei zu thun. So hat Gott sein Gnadenwerk unter den Indianern begonnen, so es bis jetzt zu Aller Erstaunen fortgeführt. Ihm sei der Ruhm, der allein der Urheber

desselben ist!" — Den folgenden Tag trat Brainerd seine Reise nach dem Delaware an, in der Absicht, von da über Philadelphia, wo er sich vom Gouverneur eine Empfehlung an die Indianerhäuptlinge erbitten wollte, an den Susquehannah zu gehen. Die ersten Tage des September brachte er am Delaware zu, wohin die Kunde von der Erweckung zu Crosweeksung bereits gedrungen und nicht ohne Eindruck geblieben war. So als Brainerd einen in Thränen dasitzenden Indianer nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte, erwiderte dieser: „Wenn ich daran denke, daß Christus wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt ist, und daß er sein Blut für die Sünder vergossen hat, dann kann ich das Weinen nicht lassen". Und die Frau desselben erklärte: „Ich bin traurig, weil die hiesigen Indianer nicht zu Christo kommen wollen, wie die zu Crosweeksung". Von hier setzte der treue Zeuge des Evangeliums seine Reise nach dem Susquehannah fort und gelangte nach drei Tagen großer Mühen und Beschwerden zu der von etwa 300 Delawaren, Seneka's und Tutela's bewohnten Indianerstadt Schaumoking am Susquehannah; seine Hoffnung aber, daß der Herr ihm hier eine Thür zu den Herzen der Heiden öffnen werde, wurde an dem Trotz und Uebermuth dieser rothen Männer, der trunksüchtigsten und wildesten von allen, zu Schanden. Auch auf der Insel Juncauta, wo er Zeuge eines großen heidnischen Festes sein mußte, konnte er nichts ausrichten, und kehrte daher nach seinem lieben Crosweeksung zurück, wo er sich gegen Ende des Jahres eine eigne Wohnung baute und nunmehr die meiste Zeit zubrachte. Vierzehn Personen, unter ihnen ein Greis von 80 Jahren und zwei jüngere Männer, einer ein Mörder, beide aber Säufer und früher wegen ihrer unbändigen Streitsucht gehaßt, nun aber durch die Kraft des Evangeliums umgewandelt, erhielten nach sorgfältiger Prüfung die Taufe, und von den 47 bis zum 4. November Getauften machte Keiner durch sein Betragen seinem öffentlichen Bekenntniß Schande. Vom Dezember an begann Brainerd auch katechetische Unterredungen mit seinen Indianern zu halten, und seit Anfang 1746 dachte er ernstlich darauf, aus den zerstreut umherwohnenden Indianern eine christliche Gemeinde zu bilden. Letzteres ward ihm dadurch sehr erschwert, daß früher viele Indianer durch ihre Trunksucht sich bei den weißen Leuten in Schulden gestürzt hatten, diese aber mit den Ländereien ihrer Schuldner sich entschädigen lassen wollten, wodurch natürlich eine gemeinsame Niederlassung der Indianer vereitelt werden mußte. Darum bat Brainerd die Vorsteher der Mission, von dem für die Indianer gesammelten Gelde zunächst ihre alten Schulden zu tilgen, damit sie ihr Land behielten. Diese Bitte wurde gewährt, und die christlichen Indianer erbauten sich in der Nähe von Cranberry, 15 Stunden von Crosweeksung, die Stadt Bethel, zu deren ersten 130 Bewohnern bald Viele aus der Ferne zuzogen, um die Predigt des Wortes und die Segnungen eines gesitteten Lebens zu erlangen. Mitten unter ihnen baute Brainerd sich seine Hütte und unterrichtete nun seine Indianer auch im Ackerbau. Am 1. Februar trat ferner ein von Brainerd berufener tüchtiger Schullehrer in den Dienst der Gemeinde, und Kinder und Erwachsene machten in der Schule bald erfreuliche Fortschritte.

Dabei ließ Brainerd nicht ab, sich der Seelen seiner Indianer auf das treueste und eifrigste anzunehmen, wobei der treue Herr ihn gar liebliche Erfahrungen machen ließ. So kam am zweiten Weihnachtstage 1745 eine etwa 80 Jahr alte, schon ganz kindisch gewordene Frau in großer Herzensangst zu ihm: „Ach," sagte sie, mein Herz ist so bekümmert, und ich fürchte, daß ich nimmer Jesum finden werde." Im Verlauf des Gespräches gestand sie, daß sie Brainerd schon mehrmals hätte predigen hören, aber nie sei ihr die Predigt in's Herz gegangen. „Aber seit dem letzten Sonntage ist mir's, als ob mir eine Nadel in's Herz gedrückt sei. Seit dem Tage habe ich Tag und Nacht keine Ruhe." Weiter erzählte sie, daß am heiligen Abend eine Anzahl Indianer sich in ihrem Hause versammelt und unter einander vom Heiland geredet hätten. Diese Rede habe ihr Herz so ergriffen, daß sie nicht mehr habe aufsitzen können, sondern auf ihr Lager gefallen sei. „Da ging ich weg, und es war mir, als ob ich träume. Ich sah zwei Wege vor mir, den einen zur Rechten, den andern zur Linken. Der eine war breit und krumm, der andere schmal und enge. Eine Zeit lang versuchte ich auf dem schmalen Wege zu gehen, bis sich mir ein großes Hinderniß in den Weg legte. Ich wollte es übersteigen, — aber da kam ich wieder zu mir. Meine Seele empfand eine sehr große Betrübniß, denn ich sah keine Hoffnung auf Gnade." Bei genauerer Prüfung der Alten nahm Brainerd mit Erstaunen wahr, wie der Geist des Herrn mächtig an ihrer Seele arbeite, und bezeugte ihr nun seinerseits mit freudigem Aufthun des Mundes den Heiland der Sünder, und zeigte ihr Seine Liebe gegen alle bekümmerte Seelen, die zu Ihm kommen wollen. Sein Wort schien auch wohlthuend auf die Alte einzuwirken, aber plötzlich brach sie wieder in Klagen und Thränen aus: „Ach, ich kann nicht kommen. Mein böses Herz will nicht zu Christo kommen. Ich weiß nicht, wie ich zu Ihm kommen kann!" — Der Herr aber wußte es und zeigte ihr den rechten Weg, und obschon sie vor Alter ganz kindisch war, wußte sie doch von den seligen Erfahrungen ihres Herzens so lieblich zu reden, daß Brainerd an ihrem Tauftage, den 13. Juni 1746, von ihr sagen durfte: „Ich hoffe, sie ist in ihrem Alter von Neuem geboren."

Im Februar 1746 machte Brainerd mit mehreren der erfahrensten christlichen Indianer von Crosweeksung einen Besuch am Delaware, wo es ihm mit Hülfe seiner Begleiter gelang, den Meisten ihre Vorurtheile gegen das Christenthum bald zu benehmen, worauf er wieder heimkehrte. Der Herr aber fuhr fort, viele Seelen aus den Heiden zu der Gemeinde hinzuzuthun. So sang Brainerd eines Abends nach seiner Gewohnheit in seinem Hause mit seinen christlichen Freunden. Während des Gesanges trat eine Indianerin mit freudestrahlendem Angesicht in's Zimmer, wo sie unter vielen Thränen vor der Versammlung in Gebet und Preis ausbrach. „O hochgelobter Herr! Komm! komm! Nimm mich weg. Laß mich sterben und zu Jesu Christo gehen. Ich bin bange, daß, wenn ich länger lebe, ich wieder in Sünde fallen werde. Laß mich jetzt sterben. O theurer Jesus, komm! Ich kann hier nicht bleiben! Wie kann ich in dieser Welt leben? Nimm meine Seele von dieser Sündenstätte weg! O laß mich nie mehr in Sünde fallen! Was soll ich thun?

Was soll ich thun, theurer Jesus?" Auf Brainerd's Frage, ob Christus ihrer Seele nicht theuer und werth sei, erwiderte sie: „Ich habe dich oft von der Güte und Freundlichkeit Christi reden hören, daß Er besser gewesen als die ganze Welt. Aber ich wußte nie, was du meintest. Ich glaubte es nie! Aber jetzt weiß ich, es ist wahr!" — Als sie von der Herrlichkeit des Himmels reden hörte, brach sie in laute Freude aus: „O theurer Herr, laß mich gehen! Was soll ich thun? Ich muß zu Christo gehen! Ich kann nicht leben! O laß mich sterben!" Wohl an zwei Stunden dauerte die Aufregung ihres Gemüthes; sie war ganz zerknirscht unter dem Gefühl ihrer Sünden. Später kam sie oft zu ihrem weißen Lehrer, klagend über ihre Herzenshärtigkeit; aber das Licht des Evangeliums ging ihrer bekümmerten Seele immer herrlicher auf. Als daher ihr Gatte einst erkrankte und sie auf den möglichen Verlust desselben hingewiesen ward, erklärte sie: „Er gehört Gott, und nicht mir. Er mag mit ihm thun, was Ihm gefällt." Im lebhaften Gefühl ihrer Sünden hatte sie immer Sehnsucht nach dem Tode, und gefragt, was denn aus ihrem kleinen Kinde werden sollte, wenn sie stürbe, sagte sie: „Gott wird dafür sorgen. Es gehört Ihm. Er wird dafür sorgen." Brainerd aber konnte ihr das Zeugniß geben: „Sie ist eine ergebene und demüthige Christin, ein Vorbild für die Gemeinde im Glauben und Leben. Mag sie nun wachsen in der Gnade und Erkenntniß Christi!" —

Ein Freudentag für Brainerd war der 27. April 1746, an welchem 23 Indianer nach vorangegangener Vorbereitung durch einen Bet- und und Fasttag in tiefer Bewegung zum ersten Mal an dem Genusse des heiligen Abendmahles Antheil nahmen. Nach der Feier ging Brainerd von Haus zu Haus, sprach mit den meisten der Abendmahlsgenossen noch besonders und fand, daß sie fast sämmtlich an dem Tische des Herrn sich wahrhaft erquickt und in der brüderlichen Liebe gestärkt hatten. Am 9. Mai hatte er die Freude, einen in heidnischen Sünden ergrauten Powah, der durch Gottes Gnade ein Erlöster Jesu Christi geworden, zu taufen, und der Mann, der einst in allen Gräueln des Götzendienstes gewandelt, zeugte nun selbst seinen frühern Genossen gegenüber von dem Wort der Wahrheit und ermahnte sie, demselben sich hinzugeben.

Als Brainerd ein Jahr unter diesen Indianern gearbeitet, besuchten ihn die Correspondenten der schottischen Missionsgesellschaft und sahen mit Freuden, was der Herr durch ihn ausgerichtet; er selber aber schrieb am 19. Juni in sein Tagebuch: „Heute ist es ein volles Jahr, seit ich zuerst diesen Indianern gepredigt habe. Welche erstaunliche Dinge hat Gott während dieser Zeit an diesem armen Volke gethan! Welche auffallende Veränderung zeigt sich in ihrer Gemüthsstimmung und in ihrem Betragen! Wie sind die wilden und trotzigen Heiden in dieser kurzen Zeit in freundliche, innig liebende, demüthige Christen umgewandelt worden, und ihr trunknes, heidnisches Geheul hat sich in ein andächtiges und feuriges Gebet und Lobpreisung Gottes verwandelt. Die in der Finsterniß waren, sind nun ein Licht in dem Herrn geworden. Möchten sie wandeln als Kinder des Lichts und des Tages! Er hat die Macht, sie gemäß dem Evangelium und der Predigt von Christo standhaft wan-

deln zu lassen. Dem allein Weisen sei Ehre durch Jesum Christum in Ewigkeit! Amen." —

„Es giebt keinen anderen Trost und keine andere Erhebung, als die Freude in Gott und ein Leben in seinem Dienste." So schrieb Brainerd unterm 7. Juli 1746 in sein Tagebuch, und weil das seines Herzens Gesinnung war, konnte er's auch nicht lassen, noch einmal im August dieses Jahres mit sechs christlichen Indianern an den Susquehannah zu ziehn, ob der Herr jetzt vielleicht ihm dort Gnade geben wollte. Nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebet mit seiner theuren Gemeinde machte er sich auf den Weg; aber den großen Beschwerden dieser Reise war seine bereits gebrochene Körperkraft nicht mehr gewachsen. Nach dreiwöchentlichem Wanderleben, ohne einen sichtbaren Erfolg seiner Arbeiten am Susquehannah geführt, brach seine alte Krankheit in großer Heftigkeit wieder aus; Husten und kalter Nachtschweiß verzehrten seine Kräfte, und er sah sich genöthigt, am 9. September die Rückreise anzutreten. In großer Schwäche, doch nicht ohne göttliche Freudigkeit, erreichte er am 20. September seine Behausung in Bethel, wo die Gemeinde gerade zum Gebet versammelt war. Ob gleich sehr angegriffen theilte er noch an demselben Tag einen kurzen Bericht über seine Reise zur allgemeinen Erbauung mit. „Viele Mühseligkeiten und Beschwerden," so schließt er, „habe ich auf dieser Reise erduldet; aber der Herr hat mich bei dem Allen unterstützt." — Von nun an wurden Brainerd's Arbeiten in seiner Gemeinde oft durch körperliches Leiden unterbrochen. Am 27. September schreibt er selbst: „Ich war bisweilen den ganzen Tag kaum im Stande, zu gehen, ja nicht einmal aufzusitzen die ganze Woche hindurch. Doch war ich ruhig und gefaßt. — — Ich hatte wenig Kraft zu beten, noch zu schreiben oder zu lesen, und selten auch nachzudenken: aber durch Gottes Gnade konnte ich dem Tode mit großer Fassung in's Auge sehen und oft mit lebhafter Freude. O welche Seligkeit, immer auf den Tod vorbereitet zu sein! Der Herr gebe, daß ich auch wahrhaft dazu bereit sein möge!" — Dennoch versuchte er am 28. September zu predigen, mußte aber bald aufhören und in seine Wohnung zurückkehren. Anfangs Oktober fühlte er sich etwas besser und konnte es wagen, am ersten Sonntag des Oktober mit seinen Indianern das heilige Abendmahl zu feiern. Während der Vorbereitungspredigt dazu, die er Freitags den 3. Oktober über 2 Kor. 13, 5 hielt, fühlte er sich wunderbar gestärkt, und einer der Zuhörer, der von Gott abtrünnig geworden war, wurde durch seine erschütternde Rede so gerührt, daß er öffentlich seine Sünde bekannte und sich selbst das Verdammungsurtheil sprach. Nach Beendigung der Abendmahlsfeier, wobei er über Joh. 1, 29 predigte, fühlte sich Brainerd jedoch so schwach, daß seine Freunde ihn nach Hause führen mußten.

So schwach er aber auch war, entschloß er sich dennoch, eine Reise nach Neu-England zum Besuch seiner Freunde zu unternehmen. Von jedem Einzelnen seiner Gemeinde nahm er zuvor Abschied, und selten verließ er ein Haus, wo nicht Thränen vergossen worden wären. Unterwegs aber wurde er wieder so krank, daß er mehrere Monate in Elisabeth-Town verweilen mußte, wo er das Jahr 1747 in großer Schwäche,

doch getrost in Gott und ohne Furcht vor dem Tode begann. Er erholte sich zwar wieder, so daß er im März noch einmal seine Indianer besuchen und zu einem letzten Gottesdienst um sich versammeln konnte, am 28. März aber war er so schwach und hatte solche Schmerzen, daß er meinte, nicht 24 Stunden in diesem Zustande leben zu können. Erst im April konnte er die Reise nach Neu-England antreten und kam im Mai nach Northampton, wo er bei dem Präsidenten Edwards die freundlichste Aufnahme und sorgsamste Pflege bis an seinen Tod fand. Immer verzehrender aber trat seine Krankheit hervor, und die Aerzte gaben jegliche Hoffnung auf. Er selbst ward dadurch nicht im Geringsten außer Fassung gebracht, noch wirkte es irgendwie nachtheilig auf die Freudigkeit und Heiterkeit seines Gemüthes, oder auf die Unbefangenheit und Gefälligkeit seiner Unterhaltung. Auf Anrathen der Aerzte unternahm er in Begleitung eines Freundes eine Reise zu Pferde nach Boston, welche einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Gesundheitszustand hatte und neue Hoffnungen für sein Leben erweckte, die sich indeß nur zu bald als trügerisch erwiesen. Nach wenigen Tagen trat eine gänzliche Abnahme der Kräfte ein; einige Tage lang lag er fast ohne Besinnung in Fieberhitze und großer Schwachheit; darauf aber folgten wunderbarer Weise vier bis fünf Wochen, in denen er nicht bloß fortlebte, sondern sich auch fortwährend einer besonderen Heiterkeit des Gemüths und einer großen Klarheit des Denkens erfreute. So konnte er noch am 30. Juni 1747 an seinen Bruder Israel, der damals Student der Theologie war, von Boston aus schreiben:

„Mein theurer Bruder! Ich schreibe Dir jetzt von den Grenzen der Ewigkeit. Es bekümmert mich herzlich, daß ich so wenig Kraft habe, zu schreiben, was ich so sehr wünsche, Dir mitzutheilen. Aber laß mich Dir sagen, mein Bruder, die Ewigkeit ist etwas Anderes, als wir gewöhnlich bei voller Gesundheit uns vorstellen. O wie weit und grenzenlos! wie festbestimmt und unveränderlich! O wie unendlich wichtig ist es, vorbereitet zu sein auf die Ewigkeit! Ich bin jetzt länger als eine Woche dem Tode ganz nahe gewesen, und Alle um mich her haben dies gedacht; aber während dieser Zeit habe ich helle Blicke in die Ewigkeit gethan — ich habe das Glück der Gottseligkeit einigermaßen geschaut, und gewünscht, daran Theil zu nehmen. Ich habe auch zu meinem Troste die befriedigende Ueberzeugung gewonnen, daß ich durch die Gnade Gottes dazu gelangen werde. Aber ach! welche Angst ist in meinem Gemüthe entstanden bei dem Gedanken an die Ewigkeit für die, welche ohne Christus sind, welche in der Irre gehen und ihre eitlen Hoffnungen mit zum Grabe bringen. — Wer kann bleiben in dem ewigen Feuer? O wenn ich nur meine Freunde sehen könnte, daß ich sie ermahnen möchte, einen sichern Grund zu legen für die Ewigkeit! Und für Dich, mein theurer Bruder! bin ich ganz besonders besorgt, und habe mich gewundert, daß ich bei unserer letzten Zusammenkunft es so sehr versäumt habe, über Deinen geistigen Zustand mit Dir zu sprechen. Ach! laß mich jetzt Dich bitten, zu erforschen, ob Du wirklich eine neue Kreatur bist; ob Du immer ohne Selbstliebe gehandelt hast, ob immer die Ehre Gottes Deine höchste Sorge, ob immer Deine Gesinnung allen Vollkommenheiten Gottes gemäß gewesen ist — mit einem Worte, ob immer Gott Dein Theil und eine heilige Uebereinstimmung mit ihm Deine höchste Freude gewesen ist. Wenn du nicht bestimmt darauf antworten kannst, so achte ernstlich auf die wiederholten Seufzer Deines Herzens; nur halte Dich nicht selbst hin mit einer ungenügenden Antwort. Wenn Du Grund hast, zu denken, daß Dir Gott nicht gnädig ist, o so laß nicht ab mit Flehen am Throne der Gnade, bis Gott sich aufmacht und hilft. Aber wenn es anders sein sollte, nun so preise Gott für seine Gnade und strebe eifrig nach Heiligung. Es ist der Wunsch meiner Seele, daß Du zum geistlichen Amte tüchtig werden

und zur gehörigen Zeit eintreten mögest. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du einen andern Beruf ergreifen solltest. Laß Dich das nicht entmuthigen, daß Du Deine älteren Brüder, Einen nach dem Andern, im geistlichen Amte frühzeitig sterben siehst. Ich erkläre jetzt, in der Nähe des Todes, ich möchte mein Leben nicht um die ganze Welt auf eine andere Weise angewendet haben; doch ich muß das Gott überlassen. — Wenn dieser Brief bald in Deine Hände kommt, so möchte ich wohl wünschen, daß Du Dich zu mir aufmachtest. Es könnte sein, daß Du mich dann noch lebend fändest, was mich sehr freuen würde. Kannst Du aber nicht kommen, so muß ich Dich der Gnade Gottes befehlen, wo Du bist. Möge er Dein Beschützer und Berather sein, Dein Heiligmacher und Dein ewiges Theil! — O mein Bruder, fliehe die weltlichen Lüste und die bezaubernden Vergnügungen eben so sehr als die verderbten Lehren unserer Tage, und bestrebe Dich, Gott zu leben! Empfange dies als das letzte Wort Deines Dich innig liebenden sterbenden Bruders."

An seinen Bruder John in Bethel, welcher während David's Krankheit das Werk unter den Indianern mit Segen fortführte, schrieb er:

„Ich stehe jetzt ganz nahe an der Grenze der Ewigkeit und erwarte, sehr bald in der unsichtbaren Welt zu erscheinen. Ich fühle mich selbst nicht mehr als einen Bewohner der Erde, und bisweilen verlangt mich ernstlich, abzuscheiden und bei Christo zu sein. — Ich preise Gott, daß er mir seit einigen Jahren die feste Ueberzeugung gegeben hat, daß es für ein vernünftiges Geschöpf unmöglich ist, sich einer wahren Glückseligkeit zu erfreuen, ohne sich ihm gänzlich geweiht zu haben. Unter dem Einflusse dieser Ueberzeugung habe ich einigermaßen gewirkt; o daß ich dies in einem höhern Grade gethan hätte! Ich erkannte wohl die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit eines heiligen Lebens, aber nie so deutlich, wie jetzt, wo ich dicht am Rande des Grabes stehe. O mein Bruder, jage nach der Heiligung! Dringe vorwärts nach diesem seligen Ziel und laß Deine dürstende Seele immerfort sprechen: ich werde nimmer volle Genüge haben, als bis ich erwache nach Deinem Bilde! — Ich fürchte, Du achtest nicht genug darauf, wie viele falsche Frömmigkeit sich in der Welt findet. Viele, die es ernstlich mit dem Christenthum meinen, und würdige Diener des göttlichen Wortes lassen sich zu leicht durch diesen falschen Schein täuschen. Ich fürchte, daß auch Dir die schrecklichen Wirkungen und Folgen dieser trügerischen Frömmigkeit nicht recht ins Auge fallen. Laß es mich Dir sagen: es ist der Satan, der sich in einen Engel des Lichtes verstellt; es ist eine Ausgeburt der Hölle, die überall, wo immer die Frömmigkeit wieder auflebt, sich zugleich mit erhebt, um der Sache Gottes zu schaden, während es bei der Mehrzahl der Wohlgesinnten gewöhnlich für den höchsten Grad der Frömmigkeit gilt. Bemühe dich ernstlich, alle Erscheinungen dieser Art bei den Indianern zu unterdrücken, und begünstige nur aufmunternd einen Gemüthszustand, wo Gluth ist ohne Licht. Ermahne meine Indianer im Namen ihres sterbenden Predigers, ja im Namen dessen, der todt war und lebt, gemäß dem göttlichen Worte zu leben und zu wandeln. Sage ihnen, wie viel Gott und die Seinen von ihnen erwarten, und wie schrecklich sie der Sache Gottes schaden würden, wenn sie sich dem Laster ergäben, eben so sehr, wie den andern armen Indianern. Immer präge ihnen ein, daß ihre Erfahrungen nichtig, ihre Freuden trügerisch sind, obschon sie selbst meinen möchten, bis in den dritten Himmel entzückt gewesen zu sein, wofern nicht ihr ganzer Lebenswandel geistlich, wachsam und heilig ist. Indem Du darauf dringst, wirst Du sowohl Dich selbst selig machen, als die, welche Dich hören. — Gott weiß es, ich war von Herzen willig, Ihm noch länger in dem Werke des Predigtamts zu dienen, wenn es auch immerfort mit allen den Anstrengungen, dem Ungemach und den Mühseligkeiten der vergangenen Jahre verbunden gewesen wäre, wenn Er es für gut befunden hätte, daß es so sein solle; aber da Er nun es offenbar anders haben will, so bin ich völlig zufrieden und kann mit der größten Freudigkeit sagen: Des Herrn Wille geschehe! — Es geht mir nahe, wenn ich denke, daß ich Dich in einer sündigen Welt zurücklassen muß; mein Herz bemitleidet dich, daß diese Stürme und Ungewitter Dir noch bevorstehen, von denen ich, wie ich zuversichtlich glaube, durch Gottes Gnade nun so gut wie befreit bin. Aber Gott lebt und ist der Fels meines Heils. Er ist noch derselbe allmächtige Freund, und wird — das glaube ich fest — Dein Beschützer und Helfer sein, wie

er der meinige gewesen ist. — Und nun, mein theurer Bruder, befehle ich Dich Gott und dem Worte seiner Gnade, welches vermögend ist, Dich zu erbauen und Dir ein Erbtheil zu geben mit Allen, die geheiligt sind. Mögest Du Dich der göttlichen Gegenwart sowohl öffentlich als in Deinem Hause erfreuen, und möge die Kraft Deiner Hände durch die Macht Gottes erstarken! Das ist der angelegentlichste Wunsch und das Gebet Deines Dich innig liebenden sterbenden Bruders."

Auf die Nachricht von Brainerd's hoffnungslosem Zustande eilten seine Brüder, John und Israel, an sein Krankenlager. In Gesellschaft des letzteren kehrte er am 20. Juli von Boston nach Northampton zurück und befand sich anfangs so wohl, daß er täglich einige Stunden ausreiten konnte. Dabei stand er mit seinem Bethel fortwährend in schriftlichem Verkehr und ließ nicht ab, für die Indianer zu beten, wie er denn auch seinerseits die Gemeinde zu Bethel zum Gebet für das Kommen des Reiches Gottes aufforderte. Beim Herannahen des Herbstes aber nahm seine Schwäche mit reißender Schnelligkeit zu; seine Füße begannen zu schwellen, und vom 17. September an konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen. Seine Freudigkeit aber nahm zu im Angesichte des Todes. „O", rief er aus, „die herrliche Zeit ist nun gekommen! mich hat verlangt, Gott vollkommen zu dienen — nun wird Gott mir diesen Wunsch gewähren!" Am 2. Oktober schrieb er — zum letztenmal — in sein Tagebuch: „Meine Seele ruhte diesen Tag mit einem süßen Gefühle in Gott. Mich verlangt, bei ihm zu sein, um seine Herrlichkeit zu schauen. Ich konnte ihm Alles übergeben, auch meine liebsten Freunde, meine mir so theure Heerde, meinen abwesenden Bruder und alle meine Sorgen für Zeit und Ewigkeit. O möchte sein Reich kommen, daß Alle ihn liebten und priesen als den, der er ist, und daß der gepriesene Erlöser mit Zufriedenheit auf die Arbeit seiner Seele blicken möchte! O komm, Herr Jesu! komm bald! Amen". — Und als am Abend dieses Tages Jemand mit einer Bibel in der Hand in's Krankenzimmer kam, sagte Brainerd: „O das theure Buch! das liebliche Buch! ich werde es nun bald aufgeschlossen schauen. Die Geheimnisse, die darin sind, und die Geheimnisse der göttlichen Vorsehung werden mir alle enthüllt werden". — Am 6. Oktober lag er unter großen Schmerzen ziemlich lange wie in den letzten Zügen, und man hörte ihn mit gebrochener leiser Stimme sagen: „Er wird kommen — Er wird nicht zögern — ich werde bald in der Herrlichkeit sein — ich werde bald Gott mit den Engeln preisen". — Am folgenden Tage kam sein Bruder John noch einmal zu ihm, und der Sterbende sprach zu ihm zum letzten Mal über das Werk Gottes unter den Indianern. Den 8. Oktober brachte er schon mit dem Tode kämpfend zu, und gegen das Ende der Nacht, als die Schmerzen den höchsten Grad zu erreichen schienen, sagte er zu den Umstehenden: „Sterben ist etwas Anderes, als die Menschen sich vorstellen". Am Morgen des 9. Oktober aber wurden seine Augen starr; er lag still und unbeweglich bis sechs Uhr. Da that er seinen letzten Athemzug, und seine Seele ging zum Heiland, in dessen Dienst er seine Kräfte verzehrt hatte. Er starb in seinem 30. Jahre, aber er hatte seine Jahre nicht vergeblich zugebracht; sein ganzes Verlangen war ja die Verherrlichung Gottes gewesen.

Nach seinem Tode führte John Brainerd, sein Bruder, bis zum Jahre 1780, wo auch er starb, die Arbeit unter den Indianern fort. Dann aber war die Gemeinde sehr verlassen und schmolz immer mehr zusammen, bis endlich im Jahre 1802 die Reste derselben, 85 Indianer, nach New-Stockbridge übergesiedelt wurden. Doch schon waren anderwärts andre Arbeiter Gottes unter den Indianern auf dem Plan.

§. 5. Die Anfänge der Brüdermission.

Loskiel a. a. O. s. §. 1.
Wullschlägel, Lebensbilder aus der Geschichte der Brüdermission. Stuttgart 1846. II. p. 13 f.
Calwer Monatsblätter 1839, p. 148 ff.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1854, p. 369 ff.
Vormbaum, Missionsgeschichte in Biographieen. Düsseldorf 1856. III, 3, p. 1 ff.

Es war im Jahre 1734, als die Vorsteher der georgischen Kolonie in London, mit denen der Graf Zinzendorf wegen der seit 1725 in Berthelsdorf ansässigen, aber durch einen Regierungsbefehl zur Auswanderung genöthigten Schwengfelder in schriftliche Verbindung getreten war, den im Rufe fleißiger Kolonisten stehenden Brüdern in Herrnhut ein Stück Landes in Georgien zum Anbau anboten; ein Anerbieten, das besonders in Hoffnung des unter den benachbarten Indianerstämmen zu verkündenden Evangeliums angenommen wurde. Zehn Brüder von Herrnhut, zu denen sich in London August Gottlieb Spangenberg gesellte, machten sich bereits im November 1734 nach Georgien auf, wohin sie im Frühjahr 1735 gelangten. Ihnen folgten im nächsten Jahr noch 20 Brüder von Herrnhut, geführt von David Nitschmann. Wohl hatten sie anfangs traurige Tage des Mangels und der Krankheit durchzumachen, doch der Herr half, und durch ihren Fleiß erwarben sie sich die Achtung der Europäer, während auch die benachbarten Indianer sich freundlich erwiesen und bald Vertrauen zu ihnen gewannen. So begannen denn die Brüder in Kurzem ihre Missionsthätigkeit auf der von Creek-Indianern bewohnten Insel Irene im Savannahfluß, wo sie eine Schule errichteten und zunächst in englischer Sprache anfingen „das große Wort" den mit Freuden zuhörenden Heiden zu verkündigen. In Folge dessen wurde von Herrnhut schon im Jahre 1737 Petrus Böhler als ordinirter Prediger der Colonie in Georgien zugesendet. Ehe dieselbe aber zu regem Leben sich entfaltete, mußten die Brüder, wegen ihrer Befreiung vom Kriegsdienst gegen die Spanier beneidet und gehaßt, 1740 Georgien verlassen und nach Pennsylvanien übersiedeln. Hier legten sie die Gemeinden Bethlehem und Nazareth ganz nach dem Muster von Herrnhut an, und ersteres wurde zugleich eine Missionsschule, nicht nur für die Heiden von Nord-Amerika, sondern auch für die von Westindien und Guiana.

Spangenberg, der im Jahre 1737 in Zinzendorf's Auftrage von Georgien nach Pennsylvanien gereist war und von dem tiefen geistigen Elend der dortigen Heiden bereits in einem Briefe an Christian David in Herrnhut Kunde gegeben und dadurch in mehreren Brüdern den Entschluß rege gemacht hatte, den armen Indianern das Evangelium zu

verkündigen, kehrte 1739 nach Europa zurück, und noch in demselben Jahre ward Christian Heinrich Rauch nach New-York entsendet, um den benachbarten Indianern die Botschaft des Friedens zu bringen. Hier am 16. Juli 1740 angelangt, hätte er bange werden mögen. Denn Jedermann rieth ihm ab, Jedermann wußte nur von der Unwirthlichkeit der Wildnisse, von der Mordlust der Indianer, von der Unempfänglichkeit dieser Heiden für das Christenthum, von den verfehlten Versuchen zu dessen Pflanzung in ihrer Mitte zu reden. Rauch aber vertraute auf den Herrn, dem er in brünstigem Gebet seine Sache befahl, harrte der Gelegenheit und ergriff sie, als mehrere Mohikan- oder Mahikander-Indianer als Gesandte zum holländischen Gouverneur in die Stadt New-York kamen. Zwei von ihnen, Tschoop und Schabasch, fragte er: „Wollt ihr wohl einen Lehrer haben, der euch den Weg zur Seligkeit zeigt?" — und so betrunken sie am vorigen Tage gewesen waren, so antwortete doch Tschoop alsbald mit „Ja!" und fügte hinzu, „er finde bei sich oft eine Neigung zu etwas Besserem, als er bisher gehabt habe, er wisse sich aber nicht zu helfen; wenn Jemand wäre, der sich seiner und seiner Freunde annehmen, zu ihnen kommen und sie lehren wolle, so werde er es gern sehen; sie seien aber arme und auch böse Menschen; doch denke er, es werde wohl gehen, wenn nur ein Lehrer unter ihnen wohnen wollte." Ebenso äußerte sich auch Schabasch. Hierdurch ermuthigt beschloß Rauch, sich in ihre Wildniß zu begeben, ging ihnen voraus, verfehlte sie, und kam nach ihnen am 16. August 1740 in dem Indianerdorfe Schekomeko, an der Grenze von Connecticut an. Freundlich aufgenommen, begann er, da die Indianer Holländisch verstanden, gleich mit der Predigt von Christo dem Gekreuzigten, und staunend und aufmerksam hörten die Heiden ihm zu, so daß er die schönsten Hoffnungen für sie hegte. Aber schon am folgenden Tage antworteten sie auf sein Zeugniß mit verstohlenem Lächeln, und bald behandelten sie den Missionar mit offnem Hohn und Verachtung. Umsonst ging Rauch von Hütte zu Hütte. „Es war, als wenn der Teufel hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen hätte." Endlich einmal fragte Tschoop, welche Wirkung das Blut des gekreuzigten Gottessohnes habe, und als der Missionar ihm darauf hocherfreut genügende Antwort gab, da war er tief ergriffen, und gleich ihm neigte auch Schabasch, sein alter Freund, sich dem Evangelio zu. Die ersten Regungen eines neuen Lebens zogen aber auch dem Prediger des Evangeliums die Feindschaft der umwohnenden Weißen zu, deren Sünden durch sein Zeugniß gestraft wurden; sie drohten, ihn zu tödten, und Rauch mußte eine Zeit lang Schekomeko verlassen und bei einem benachbarten wohlwollenden Bauer die Stelle eines Hauslehrers annehmen. Doch konnte er es nicht lassen, auch von hier aus dann und wann die Heiden in Schekomeko zu besuchen. Die Weißen aber hetzten die Indianer auf: diese wollten ihn erschießen, an einen Baum aufhängen; einer jagte ihm, das Beil in der Hand, nach, fiel aber in blinder Wuth in's Wasser, ehe er ihn erreichte; selbst Tschoop und Schabasch mieden ihn, ja wurden seine Feinde. Die besten der europäischen Ansiedler in der Nähe hielten es

für ein lächerliches Unternehmen, die „lebendigen Teufel" bekehren zu wollen. Rauch aber stand fest in demüthigem Glauben und herzlicher Liebe. Nachdem er sich selbst als unwürdig und schwach bekannt, fährt er in einem Briefe aus jenen Tagen fort: „Der Herr aber hilft immer meiner Schwachheit auf; freilich muß ich glauben, was jetzt unmöglich zu sein scheint, denn von dem, was unter den Heiden zum Lobe Gottes werden sollte, sieht man noch gar nichts; inzwischen will ich doch fortfahren, den Tod des Herrn zu verkündigen; mein Herz brennt vor Hunger und Begierde nach der Errettung der Heiden; Seelen für Jesum zu werben, das ist meine wichtigste Sache, und die treibe ich auf des Herrn Wort trotz Allem, was der Feind mit seiner ganzen Macht thun kann; kein verriegeltes Thor des Teufels ist doch so stark, daß Christus es nicht sollte auffsprengen können". — Solcher Glaube konnte nicht zu Schanden werden; die Liebe des Missionars, womit er ihnen nachging, seine Stille und Geduld besiegten den Wahn der wilden Heiden; jetzt erst wurde Tschoop bekehrt. Er selbst hat sich später in einer christlichen Versammlung darüber also ausgesprochen:

„Brüder! ich bin ein Heide gewesen und bin unter den Heiden alt geworden und weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an, uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei, meinest du denn, wir wissen das nicht? Gehe nur wieder hin, wo du hergekommen bist. — Ein ander Mal kam ein Prediger und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen, nicht saufen, nicht lügen u. s. w. Wir antworteten ihm: Du Narr, denkst du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst, und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer säuft, wer stiehlt, wer lügt mehr, als deine eignen Leute? Und so schickten wir ihn fort. — Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich (Rauch) zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des Herrn Himmels und der Erde. Der läßt dich wissen, daß er dich gern selig machen und aus dem Elend reißen will, darinnen du liegst. Zu dem Ende ist Er Mensch geworden, hat Sein Leben für die Menschen gegeben, Sein Blut für sie vergossen u. s. w. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: ei, was ist das für ein Mann? Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich todtschlagen und in den Wald werfen — wer würde darnach fragen? Aber der ist ohne Sorgen. — Seine Worte aber konnte ich nicht los werden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen. Da dachte ich: das ist etwas Anderes! und verdolmetschte den andern Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder, predigt den Heiden Christum und Sein Blut und Seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen."

Mit Achtung und Liebe kamen nun die Indianer in Schekomeko ihrem Lehrer entgegen; bald wurden auch die benachbarten Dörfer von der Bewegung ergriffen, und heilsbegierige Heiden versammelten sich, das theure Wort Gottes zu vernehmen. Mit Tschoop*) aber ging es immer lieblicher voran, wie auch folgender Brief zeigt, den er durch Rauch an die Brüder in Bethlehem schreiben ließ:

---

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder ꝛc. I, p. 35 ff.

„Ich bin ein armer, wilder Heide gewesen, der vierzig Jahre lang nicht mehr gewußt hat, als ein Hund. Ich war der größte Säufer, der willigste Sklave des Teufels unter den Wilden, und weil ich nichts von dem Heiland gewußt habe, so habe ich nichtigen Göttern gedient, die ich jetzt ins Feuer wünsche. Das habe ich mit vielen Thränen bereut. Als ich hörte, daß Er auch der Heiden Heiland wäre und ich Ihm mein Herz auch schuldig sei, so fühlte ich in meinem Herzen einen Zug zu Ihm. Meine nächsten Freunde aber, mein Weib und meine Kinder, waren meine Feinde, und der größte Feind war meines Weibes Mutter; die sagte, ich sei nicht so gut als ein Hund, wenn ich nicht mehr an ihre Götter glaube. Weil meine Augen aber offen waren, so war es mir Thorheit, was sie sagte; denn ich weiß, sie hat ihren Gott von ihrer Großmutter bekommen; er ist von Leder gemacht und mit Wampon (Muschelschaalen) ausgeschmückt. Weil sie die Aelteste war, so hat sie ihn uns gegeben, davor anzubeten, und wir haben's gethan, so lange, bis unser Lehrer kam und uns von dem Gotteslamme sagte, das sich für uns blinde Menschen zu Tode geblutet hat. Ich habe mich sehr darüber gewundert, und so oft ich davon predigen hörte, wurde mein Herz warm darüber; auch hat mir oft geträumt, als wenn unser Lehrer vor mir stände und mir predigte. Jetzt fühle ich's, daß ich's glaube, daß der Erlöser mir helfen kann mit Seinem Blute und kein Anderer. Ich glaube, daß Er mein Gott und mein Erlöser ist, der für mich Sünder am Kreuz gestorben ist. Ich wäre gern getauft und habe schon lange darnach verlangt. Weil ich lahm bin, so kann ich zur Winterszeit nicht fort, ich werde aber im April oder Mai zu euch kommen. Der Feind hat mich oft wollen untreu machen, was ich aber zuvor lieb hatte, wird mir täglich mehr und mehr zu Koth. Ich bin der arme wilde Tschoop."

Gegen Ende des Jahres 1741 kam der Graf Zinzendorf in Amerika an und hielt einen Brüder-Synodus in Oly, zu welchem auch Christian Heinrich Rauch durch den Bruder Gottlob Büttner, der nach Schekomeko kam und daselbst zehn Tage verweilte, eingeladen ward. Drei Indianer, Schabasch, Seim und Kiop begleiteten die beiden am 22. Januar 1742 nach Oly, wo sie am 9. Februar eintrafen, während der arme Tschoop seines lahmen Fußes wegen daheim bleiben mußte. In Oly empfingen die genannten Indianer am 11. Februar die heilige Taufe und die Namen Abraham, Isaak und Jakob; am 16. April aber wurde auch in Schekomeko das erste Tauffest gefeiert, und der gänzlich umgewandelte Tschoop unter dem Namen Johannes in die christliche Gemeinde aufgenommen. In einem bald darnach geschriebenen Brief an Zinzendorf schließt er, nachdem er über sein früheres Sündenleben gesprochen, mit den seligen Worten:

„Nun aber bin ich fröhlich, denn ich weiß, daß der Seligmacher viel an mir gethan hat; jetzt bin ich so beschämt, als ich zuvor betrübt war. Als ich den Brand der Liebe zu Ihm fühlte, wünschte ich mir sogleich Brüder, die Ihn auch lieb hätten; darum liebe ich nun den Bruder Rauch und Dich und meine Brüder, die hier sind, ja die Brüder allesammt, auch diejenigen, die ich in meinem Leben nicht sehen werde. Alle, die den Heiland lieben, die liebe ich auch und grüße sie. Ich werde immer vergnügter, weil der Heiland auch noch Andere selig macht, und nicht mich allein. Ich freue mich sehr, wenn uns unsere Brüder immer von seinem Wort etwas bekannt machen; es schmeckt mir immer besser, und ich gebe genau Acht, so zu sein, wie es in der Bibel steht, das ist leicht. — Es gibt Menschen, die sagen: die Bibel ist schwer; aber ich bin noch nicht so weit, daß sie mir schwer wäre; es ist mir Alles süß und leicht, darum warte ich, bis ich das Schwere fühlen soll. Noch weiß ich nichts, als daß es süß und leicht ist, und ich weiß auch nichts mehr zu schreiben, als daß ich das Blut des Seligmachers fühle. — Johannes, Dein Bruder."

Und einige Zeit später schrieb er an die Gemeine zu Bethlehem:

„Meine lieben Brüder und Schwestern! Ich habe Euch sehr lieb. Wie mein Herz ist das kann ich nicht aussprechen. Ich fühle, daß ich den Seligmacher lieb habe, aber ich sehe

daß mir noch viel fehlt. Ich habe noch nie recht gewußt, was das ist, ein recht armer Sünder sein, aber nun finde ich, wenn ich recht von Herzen arm bin, so bin ich recht selig. Ich merke das sehr wohl, daß kein Vergnügen ist, als bei meinem lieben Heilande, und ich will auch keines mehr haben, als bei Ihm. Ich kann mich nicht genug schämen vor meinem Heiland, wenn ich ansehe, was Er für mich gethan hat; denn ich war ein sehr böser Mensch, so kalt wie ein Stück Eis, so todt wie ein Stein, aber Sein Blut hat mich weich und warm gemacht. Und das muß ich auch mit Freuden den andern Indianern sagen, denn ich denke immer, wenn ich ihnen etwas vom Blute des Seligmachers sage, so werden sie besser in einer Stunde, als ich in zwei Jahren geworden bin. Sie fühlen es auch sehr wohl, daß es so sein muß, denn sie glauben, daß alle Leute, die noch sündigen, nicht an den großen Sohn Gottes glauben. Es ist mir nichts wichtiger, als wenn ich etwas höre vom Blute des Seligmachers. Ich sehe auch, daß es das Einzige ist, das die Herzen kann weich machen. Ich bin nun wie ein Stück Holz in Seinen Händen; wenn Er mich brauchen will, so will ich mich gern brauchen lassen. Ich bin bereit, Alles, was in der Bibel steht, von Herzen gern zu thun. Und ich finde es in der That so, daß man Alles kann, wenn Einem nur der Heiland gnädig ist. Ich glaube, daß Alles, was mir die Brüder sagen, gut ist, und daß es so in der Bibel steht, und ich finde es auch in meinem Herzen, daß es so ist. Denn mein Herz ist ein rechtes Buch. Ich finde auch Alles darin geschrieben, was ich meinen Freunden predigen und sagen soll. Ich sehe, daß es sehr nöthig ist, daß wir (die getauften Indianer) auch zu einer Gemeinde werden; so wie es in der Bibel vorgeschrieben steht, so wollen wir thun. Mich verlangt von Herzen darnach, denn wir sind von einer sehr wilden Art; der Seligmacher aber kann uns wohl zahm und ordentlich machen. Wenn wir nur kleine und gehorsame Kinder werden, so wird Alles gehen, und dazu wolle Er uns mit Seinem Blute helfen. Ich grüße alle Brüder und Schwestern recht herzlich. Ich bin ein armer Sünder. — Johannes aus dem Heiden."

Das Evangelium machte nun schnelle Fortschritte, nicht nur in Schekomeko, sondern auch in den benachbarten Indianerstädten. Aus weiter Entfernung kamen oft die Wilden zu Rauch's Predigten und hörten mit Freuden davon, „wie Gott Mensch geworden sei und die Indianer so sehr liebe, daß er sie mit seinem Blute von dem Dienste des Teufels und der Sünde erlöset habe". Das Feld war weiß zur Ernte.

Graf Zinzendorf aber, nachdem er mit den Missionsarbeitern mehrfache Conferenzen gehalten, unternahm selbst drei mühevolle und beschwerliche Reisen in die verschiedenen Indianergebiete; die erste am 28. Juli von Bethlehem bis Maniolagonekah, einem Delawarendorfe, auf welcher er fast überall freundliche Aufnahme fand und mit den Sitten und Gewohnheiten der Indianer sich bekannt machte. Am 14. August traf er eine große Gesandtschaft der Irokesen oder sechs Nationen und ließ ihnen durch seinen Begleiter, den Gouvernements-Dolmetscher Weißer, sagen: er habe des Herrn Wort an sie und ihre Völker, das wolle er ihnen theils selbst, theils durch seine Brüder bringen. Ihre Absicht sei, weder Land von ihnen zu kaufen, noch Handel mit ihnen zu treiben, sondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Staunend vernahmen die Indianer diese Botschaft, und erklärten nach längerer Berathung: „Bruder, du bist diesen fernen Weg über's Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben von dir nichts gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder, du sollst uns willkommen sein. Nimm hin diesen Fathom of Wampom, zum Zeichen, daß unsere Worte Wahrheit sind". So errich-

teten die Irokesen mit Graf Zinzendorf einen Freundschaftsbund, dessen wiederholte Erneuerung später den Brüdern eine ausgedehnte Missionsthätigkeit ermöglichte. — Seine zweite Reise unternahm der Graf am 21. August nach Schekomeko, wo er am 27. August ankam und im Umgang mit den getauften Indianern herzerquickende Tage verlebte, mit Rauch wichtige Verabredungen in Bezug auf das Missionswerk nahm, auf den Wunsch der vier bereits Getauften in Schekomeko eine christliche Gemeindeordnung einführte und sie selbst feierlich in's Gehülfenamt einsetzte, Johannes als Lehrer und Dolmetscher, Abraham als Aeltesten, Jakob als Ermahner und Isaak als Diener. „Diese vier nach Geist und Natur incomparable Indianer", heißt es in einem Briefe des Grafen, „sind rechte Gottesmänner unter ihnen und formiren eine Conferenz, der wir oft mit Erstaunen beigewohnt haben". Nachdem noch sechs heilsbegierige Indianer getauft und die kleine Gemeinde dadurch auf zehn Seelen angewachsen war, verließ Zinzendorf am 4. September Schekomeko und trat seine Rückreise nach Bethlehem an. Zwei Indianer, welche ihn dahin begleitet hatten, empfingen hier von ihm und Büttner die heilige Taufe und wurden Josua und David genannt. Mit ihnen, so wie dem Missionar Mack und dessen Frau, nebst Weißer, unternahm der Graf noch in demselben Monat eine dritte Reise zu den Indianern am Susquehannah, ward am 28. September in Schomokin von dem Häuptling Schikellimus gar freundlich aufgenommen, und zog am 30. September über Otstonwackin zu den wilden Schawano's in Wajomick, wo er 20 Tage verweilte, ohne daß es ihm gelang, das Zutrauen der Indianer zu gewinnen. Ja, sein Leben ward sogar bedroht, und deßhalb kehrte er bis zum 9. November unter großen Mühen und Gefahren nach Bethlehem zurück, von wo er Anfang 1743 wieder nach Europa sich begab.

Zu Schekomeko war indeß im Oktober 1742 G. Büttner nebst seiner Frau unserm Rauch als Gehülfe zur Seite getreten, und das Werk des Herrn ging fröhlich fort, so daß gegen Ende des Jahres schon 31 Getaufte in Schekomeko waren, mit denen die Missionare wöchentlich noch eine besondere Versammlung hielten und an den Bekenntnissen und dem Wandel der jungen Christen ihre herzliche Freude hatten. Neben Rauch und Büttner wirkten später Mack und Schaw, zu denen hernach noch die Brüder Pyrläus, Senfemann und Post kamen, unbeirrt von den nicht ausbleibenden Anfechtungen der Weißen, in reichem Segen. Am 13. März 1743 ward mit 10 Indianern zum ersten Mal das heilige Abendmahl gefeiert, und diese Feier am 27. Juli bereits mit 22 Indianern wiederholt. Nachdem nun ein früherer Häuptling, Cornelius, zum Ortsvorsteher ernannt worden, nahmen die Brüder auch den Bau eines Gotteshauses in Angriff, das, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, ganz von Baumrinde erbaut, schon im Juli eingeweiht werden konnte, und nachdem so das bürgerliche und weiter auch das kirchliche Leben in bestimmte Ordnungen gebracht war, ging die Gemeinde fortan ihren stillen und geregelten Gang, und der bereits erwähnte C. Weißer, der früher eine erfolgreiche Mission unter den Indianern für unmöglich

gehalten, mußte nach einem Besuche in Schekomeko in einem Briefe an G. Büttner bezeugen:

„Ich bin mit dem allergrößten Vergnügen dagewesen und hinweggereiset. Der Indianer ihr Glaube an den Herrn Jesum, ihre Einfalt und unverstelltes Wesen, ihre Erfahrung der durch's Blut Jesu zuwegegebrachten und von den Brüdern gepredigten Gnade gab mir den allergrößten Eindruck und Glaubensgewißheit, daß der Herr mit Euch ist. Es war mir, als sähe ich ein Häuflein der ersten Christen bei einander. Ihre Alten saßen in der Versammlung theils auf den Bänken, theils wegen Enge des Raumes auf dem Grunde mit großer Gravität und Andacht, und hörten dem Lehrer zu, als ob sie ihm die Worte aus dem Herzen nehmen wollten. Johannes war Dolmetscher, und hat es aufs Allerschönste verrichtet. Ich halte ihn für einen Mann, der mit Geist und Kraft gesalbt ist. Ich verstehe zwar die Mahikandersprache nicht gründlich, doch sind mir ihre Weisen in ihrem Vortrage nach ihren Ideen so wohl bekannt, als einem Europäer in diesem Lande. Kurz zu sagen, ich rechne es unter die größesten Gnaden, die mir in meinem Leben geschenkt sind, daß ich in Schekomeko gewesen bin. Der Spruch: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, war ganz neu und lebendig in meinem Herzen, als ich die Patriarchen der amerikanischen Kirche da herum sitzen sah, als Zeugen des Versöhnungsopfers unsers Herrn Jesu Christi: ihr Gebet müsse hinaufkommen ins Gedächtniß vor Gott, und aus dem Himmel müsse gegen ihre Feinde gestritten werden!"

Und an Feinden fehlte es nicht: doch waren die jungen Christen in Schekomeko selbst bereit zur Verantwortung gegen Jedermann, wie denn Abraham einst einem böswilligen Weißen, aus dessen Munde er allerlei verdächtigende Aeußerungen über die Missionare hören mußte, zur Antwort gab: „Sie mögen sein, wer sie wollen, ich weiß, was sie mir gesagt haben, und was Gott seitdem an mir gethan hat. Seht doch meine armen Freunde, wie sie so betrunken vor eurer Thür da liegen. Warum schickt ihr ihnen keine Lehrer, die sie anders machen, wenn sie was können? Vor vier Jahren war ich auch noch so, wie ein Vieh, und Niemand von euch bekümmerte sich darum; aber die Brüder haben mir das Blut Jesu gepredigt, und das hat sich auf ihr Wort so an mir bewiesen, daß ich von dem Dienst der Sünde erlöst bin; darum sind mir meine Lehrer genug."

Von Schekomeko drang der Schall des Evangeliums auch zu den benachbarten Indianerdörfern, und die Bewohner von Wechquatnach und Pachgatgoch kamen zu den Missionaren mit der Bitte, auch ihnen das große Wort bringen zu wollen. So begab sich denn Missionar Mack nebst Frau Anfang 1743 zuerst nach dem fünf Meilen entfernten Pachgatgoch in Connecticut, und fand hier die freundlichste Aufnahme und große Bereitwilligkeit zur Annahme des Evangeliums. Unter Thränen sahen die Indianer den lieben Lehrer am 4. Februar nach dem 15 Meilen entlegenen Potatik abreisen. Hier lebte ein Häuptling, der früher gedroht hatte, Jeden, der ihm etwas von Jesu Christo sage, zu ermorden; und nun war er es, auf dessen Einladung Mack nach Potatik kam. Der Herr selbst hatte sein Herz umgewandelt, also, daß er nach der Predigt des Missionars seinen Leuten den Rath gab, sich ganz dem Heiland zu eigen zu geben, und zu den benachbarten Weißen tadelnd sprach: „Ihr müßt euch schämen, daß ihr so lange unter uns gewesen seid und uns das noch nie gesagt habt, was wir jetzt von dem Missionar hören; der sagt uns, was er in seinem eigenen Herzen erfahren hat, führt

uns auf unser Herz, wie es darin aussieht, und trifft es genau; ihr hingegen plaudert und lest aus den Büchern und thut selbst nicht, was ihr sagt. Nun wissen wir doch, wie wir selig werden können." — „Wir fühlen, daß wir arme Sünder sind, und nun gehet ihr weg und lasset uns allein," das waren die betrübten Abschiedsworte der Leute zu Potatik gegen Mack mit seiner Frau, der voll Freude über die gemachten Erfahrungen nach Pachgatgoch zurückkehrte, wohin zu gleicher Zeit Büttner mit dem Indianer Jonathan kam. Sechs Heiden konnten sie hier taufen, unter ihnen den Häuptling Mawesemana, der den Namen Gideon empfing, eine gottinnige Seele. Seitdem wuchs die Begierde nach dem Wort noch mehr, und schaarenweise zogen die Heiden, um es zu hören, nach Schekomeko, von wo die Brüder dann und wann einen aus ihrer Mitte zu Besuchen nach Pachgatgoch und Potatik entsendeten.

Aber auch die Feinde ruhten nicht. Die weißen Branntweinhändler, denen die christlichen Indianer nichts mehr abkauften, die angestellten englischen Prediger, welche ihr Amt als Miethlinge versahen, und darum von jenen manchmal auf ihre Versäumnisse aufmerksam gemacht wurden, versuchten die Missionare zunächst bei den Indianern als falsche Lehrer zu verleumden, und als dieß vergeblich war, streuten sie unter den Engländern das Gerücht aus, die Brüder ständen in heimlichem Einvernehmen mit den Franzosen in Canada und seien Landesverräther. Auf diese Beschuldigungen hin wurden die Brüder vor mehrere Gerichte und endlich vor den Gouverneur in New-York selbst citirt, um sich zu verantworten und durch einen Eid von den wider sie erhobenen Anklagen zu reinigen, und obschon sie den letzteren Gewissenshalber nicht ablegten, wurden sie auf ihre getroste Verantwortung für dießmal mit dem Bemerken entlassen, „sie sollten von ihren Religionsgrundsätzen einen solchen Gebrauch machen, daß daraus kein Argwohn gegen sie entstände." Doch ließ man ihnen keine Ruhe. Auf Betreiben ihrer Feinde erging von New-York im October 1744 ein Gesetz, daß alle verdächtigen Personen den Eid der Treue schwören, und im Fall sie dieß nicht thäten, aus dem Lande verwiesen werden sollten; bald folgte ein zweites, was den Brüdern ausdrücklich den fernern Unterricht der Indianer verbot, und im December endlich erhielten die Brüder zu Schekomeko den Befehl, das Land zu verlassen und alle Verbindung mit den Indianern aufzugeben. Unter diesen traurigen Umständen kam Spangenberg, der Aufseher der Brüderanstalten in Amerika, aus Europa an und begab sich ohne Verzug nach Schekomeko, um die Gemeinde, welche nun von den Missionaren verlassen werden sollte, wenigstens in der Geduld zu stärken und mit ihr zu beten. Ueber seinen Aufenthalt daselbst konnte er der Gemeinde in Europa berichten:

„Je näher wir nach Schekomeko kamen, desto mehr Ehrfurcht fanden wir bei den Leuten gegen das dasige Werk Gottes. Der Friedensrichter von Milsy, eine Stunde von Schekomeko, ritt mit uns hin und sagte unterwegs, daß er sich lieber seine Hand wolle abhacken lassen, als die Brüder nach der Akte, die gegen sie gemacht worden, traktiren, denn er sehe mit seinen Augen, daß Wunder der Gnade an den Indianern geschehen wären. Da wir aber nun selbst hinkamen, o meine Brüder, das müßte ein todter Mensch sein, der nicht über

die Gnade, die diesem Volke widerfahren ist, in Thränen zerflösse. Man kann es nicht beschreiben, was sich da fühlen läßt, sondern man muß sagen: das hat Gott gethan. Als wir in Schekomeko einritten, stand ein Mann am Wege, der hatte eine absonderliche Physiognomie, just wie Lutherus gemalt wird; da dachten wir an den Johannes, der uns vom Grafen Zinzendorf so beschrieben worden, und grüßten ihn gleich mit dem Namen, irrten auch darin nicht; er bewillkommnete uns herzlich und brachte uns sogleich zu den Geschwistern. Dann kam ihr ehrwürdiger Aeltester, Abraham, empfing uns freundlich, und ob er wohl auf jedem Backen eine Schlange eingeätzt hat, so leuchtet doch die Gnade so deutlich aus ihm heraus, daß es Einen in den Staub beugt. Die übrigen Heidenarbeiter kamen denn einer nach dem andern, empfingen uns mit vielen Liebesbezeugungen, und es blieb keins von der ganzen Gemeinde zurück, das nicht seine Freude über uns an den Tag legte. Alle mit einander sahen aus wie die Lämmer. Da wir nun so die Indianerbrüder und Schwestern um uns hatten, griffen wir nach der Bibel, und der Spruch fiel mir in die Hände: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist meine Mutter, Schwester und Bruder. — Einer, der in Untreue gefallen war, wollte gern wieder angenommen sein, die Brüder traueten ihm aber noch nicht. Als wir nun mit allen Getauften, 70 an der Zahl, ein Liebesmahl halten wollten, fand er sich auch ein, blieb in einer Entfernung stehen und sah die Brüder recht sünderhaft an. Wir riefen ihn herbei; da setzte er sich in einen Winkel und sah sehr beschämt und reuig aus. Es waltete große Gnade bei dem Liebesmahl. Ich redete von der Seligkeit, die wir durch das Opfer Jesu erlangen und berief mich auf ihre eigene Erfahrung, und sie bestätigten es. Dann redete ich von der Nachfolge Jesu und was Alles dabei zu merken ist. Isaak that darauf eine Ermahnung an die Brüder, daß sie doch ja allezeit recht gebeugte Sünder sein und das Blut Jesu nie vergessen sollten; daran müßten sie nicht nur in Schekomeko, sondern auch im Busch, auf der Jagd fleißig denken u. s. w. Wir beschlossen das Liebesmahl mit Gebet und Thränen und segneten diese theuer erkauften Seelen und unsere ehrwürdigen Geschwister, die bisher unter ihnen gewesen sind, an deren Glaubens- und Leidensmuth unsere Herzen unglaublich erquickt wurden."

Mußten nun auch die Missionare zufolge des oben erwähnten Befehls durch die Aeltestenconferenz in Bethlehem von Schekomeko abgerufen werden, so hatte doch die junge Gemeinde bereits so viel Kräfte in sich, um sich selbst erbauen zu können; treue Nationalarbeiter übernahmen ihre Pflege, und zwischen Schekomeko und Bethlehem blieb ein gesegneter Verkehr. Nur einer der Brüder zog nicht mit fort von Schekomeko; das war Büttner, der, schon längere Zeit schwer krank, bald nach Spangenbergs Abreise am 23. Februar 1745 unter dem Gesange der Brüder und der anwesenden Indianer sanft und selig entschlief. Aber schon hatte der Herr für einen andern treuen Arbeiter gesorgt, der bald der hauptsächlichste Träger und Leiter der indianischen Brüdermission, welcher er ein langes Leben und seine ganze Seele hingab, durch Gottes Gnade werden sollte.

§. 6. David Zeisberger.

Das Leben David Zeisberger's. Basel. Traktat.
Basler Missions-Magazin, 1838. Heft 2.
Schmidt, kurzgefaßte Lebensbeschr. christl. Missionare. Bd. IV. Leipzig. 1840.
Vormbaum, Missionsgeschichte in Biographien. III., 3. Düsseldorf. 1846.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt, 1848. p. 142 ff.
Missionsfreund 1848, Nr. 9—13.

David Zeisberger wurde am 11. April 1721 zu Zauchtenthal in Mähren in dem sogenannten Kuhländchen geboren. Seine

Eltern, nicht unbegüterte Landleute, verließen um der Bedrückung ihres evangelischen Bekenntnisses willen Haus und Hof, und wanderten im Jahre 1726 mit drei Kindern nach Herrnhut, der Brüdercolonie bei Berthelsdorf in der Lausitz, wo sie nicht lange nachher einer Gesellschaft von Brüdern sich anschlossen, die nach Georgien in Nordamerika auswanderten. Den kleinen David ließen sie in Herrnhut zurück, wo die Brüdergemeinde ihn mit christlicher Treue erzog. Durch Fleiß und treffliche Anlagen zeichnete er bald sich aus, und frühe schon bemerkte man an ihm eine besondere Gabe, fremde Sprachen zu erlernen, wodurch er in seiner spätern Missionslaufbahn so Großes geleistet hat. Als David 15 Jahr alt war, nahm ihn der Graf Zinzendorf im Jahre 1736 mit nach Holland, wo auf den Wunsch der verwittweten Prinzessin von Oranien die Brüdercolonie Herrendyk, nicht weit von Utrecht, gegründet wurde. Hier blieb nun der Jüngling und eignete die holländische Sprache zwar schnell sich an, fühlte aber durch die feste Regel, in welcher die Gemeinde sich bewegte, sich so beengt und gedrückt, daß er mit einem seiner Jugendgenossen, Schober, dem es ebenso erging, den Entschluß faßte, heimlich nach Georgien zu entfliehen und dort seine Eltern aufzusuchen. Es fand sich auch ein Schiffscapitän, der sie mit nach Amerika nahm, und David's Eltern staunten nicht wenig, als sie auf einmal ihren Sohn, den sie in Herrendyk wohl aufgehoben glaubten, vor sich sahen. Doch er war nun einmal da und zog später mit seinen Eltern nach Bethlehem, bei dessen Aufbau er fleißig mit gearbeitet hat. Sein Herz war aber noch nicht zu dem Herrn bekehrt, obschon er je länger je mehr fühlte, daß ein mächtiger Drang ihn nach dem Heiland zog, den seine Seele suchte, und gewiß war, einst zu finden, wonach er suchte. Als ein Bruder ihn fragte, ob er sich denn noch nicht bekehren wolle, gab er ihm zur Antwort: „Das wird schon geschehen, und dann wird Jedermann gewahr werden, daß ich in Wahrheit bekehrt bin.“ — So hatte er schon sein 22. Lebensjahr angetreten, und noch war sein Lebensberuf nicht entschieden. Für das stille Leben in den Kreisen der Brüdergemeinde in Nordamerika schien er nicht recht zu taugen, und der Gemeinde zu Bethlehem war er eine ziemlich überflüssige Person. Als daher der Graf Zinzendorf im Jahre 1743 Amerika wieder verlassen wollte, sollte David Zeisberger ihn begleiten und sich in der Heimath ein Fortkommen suchen. Gehorsam, aber tief betrübt ging er auf das Schiff, denn das Leben in den Waldungen und Wildnissen Amerikas war ihm lieb geworden. Da, als man schon anfing, die Anker zu lichten, richtete David Nitschmann, einer der frommen Begleiter des Grafen, an den bekümmerten Jüngling die Frage, ob er auch gern nach Europa zurückgehe. „Nein!“ war die entschiedene Antwort, „mir liegt jetzt vor allem meine Bekehrung am Herzen.“ Da rieth ihm Nitschmann, eilig nach Bethlehem zurückzukehren, und nicht lange nachher ging ihm daselbst die volle Sonne der Gerechtigkeit auf. In einer Versammlung der Brüder zu Bethlehem hörte er den Vers singen:

Du ewiger Abgrund der seligen Liebe,
In Christo Jesu aufgethan;
Wie brennen, wie flammen die feurigen Triebe,

Die kein Verstand begreifen kann!
Was liebest Du? — Sünder, die schnöde Zucht;
Wen segnest Du? — Kinder, die Dir geflucht.

Die Worte brachen ihm das Herz. Die ganze Herrlichkeit der Sünderliebe Jesu trat ihm plötzlich entgegen, und Thränen der Buße und des Dankes entströmten seinen Augen. Fortan war sein Sinn mit allem Ernst darauf gerichtet, das Himmlische zu suchen und alle seine Kräfte in den Dienst dieses barmherzigen Herrn zu begeben. Den heidnischen Indianern die erfahrene Gnade zu verkündigen, das erkannte er jetzt mit freudiger Gewißheit als seinen Beruf und säumte nicht, sich ernstlich darauf vorzubereiten. Mit großem Eifer nahm er an dem Unterrichte Theil, welchen der Missionar Pyrläus mehrern jungen Leuten in der Mahikandersprache ertheilte, und ließ bald seine Mitschüler weit hinter sich. Von einigen durchreisenden Irokesen lernte er auch deren Sprache und vermochte sich bald mit Leichtigkeit in derselben auszudrücken. Anfang 1745 unternahm er schon mit Post eine Missionswanderung in das Land der Irokesen. Die Weißen aber meinten, diese Reise laufe auf Landesverrath hinaus, und darum wurden beide Glaubensboten plötzlich unterwegs gefangen genommen und nach New-York in's Gefängniß gebracht. Doch waren sie daselbst fröhlich und unverzagt und verwandten ihre Zeit auf das Studium der Irokesensprache, während ihr Schicksal viele Theilnahme fand. Ein sie besuchender Neu-Engländer tröstete sie mit den Worten: „Ob ich euch gleich nicht kenne, so kann ich es euch doch ansehen, daß es Lügen sind, womit man euch beschuldigt, und glaube, ihr leidet um des Namens Jesu willen. Ich wundere mich über eure Zufriedenheit, glaube aber, daß es eine selige Sache sei, um des Namens Jesu willen im Gefängniß zu sitzen, und Alle, die den Herrn Jesum lieb haben, müssen ja gehaßt und verfolgt werden." Nach siebenwöchentlicher Haft wurden die Gefangenen, deren Unschuld sich im Verhör klar herausstellte, entlassen und zogen fröhlich nach Bethlehem zurück.

Da nun die Brüder in Bethlehem aus mehrfachen Gründen beschlossen, die Christen von Schekomeko vorläufig in ihre Nähe und später nach dem kürzlich von den Schawano's verlassenen Wajomick am Susquehannah zu übersiedeln, dieser Ort aber zu dem Gebiete der Irokesen gehörte, so wurde Spangenberg und mit ihm C. Weißer, D. Zeisberger und Schebosch abgeordnet, bei dem großen Rath in Onondago, am südlichen Ufer des Oneidasee's, die Erlaubniß zu dieser Niederlassung einzuholen. Vom Mai bis Juli 1745 dauerte diese mühselige und beschwerliche Reise. Durch ungebahnte Wälder und Sümpfe, durch wilde, feindliche Stämme führte der Weg, und oft fehlte es selbst an den nothwendigsten Lebensmitteln. Aber der Herr zog mit ihnen, Er rettete sie aus Gefahren und stillte ihren Hunger. So waren einst ihre Lebensmittel schon mehrere Tage ausgegangen, und sie litten großen Mangel, als sie unvermuthetet ein Viertheil von einem Bären fanden, das ein jagender Indianer, dem es zu schwer geworden war, am Wege aufgehängt hatte, damit es spätern Reisenden zu Gute käme. Ein anderes Mal lagen sie ermüdet am Ufer eines Baches und hatten nichts, den quälenden Hunger zu stillen. Da erhob sich der ehrwürdige Spangenberg

plötzlich von seinem Lager und sprach freundlich zu Zeisberger: „Mein David, mache geschwinde dein Fischergeräthe zurecht und fange uns ein Gericht Fische.“ Erstaunt blickt der Jüngling den Bischof an und erwidert: „Wie gern wollte ich das, wenn nur die geringste Hoffnung vorhanden wäre, etwas zu fangen. Aber in diesem seichten, klaren Wasser sind besonders in dieser Jahreszeit keine Fische zu finden; diese halten sich jetzt im tiefen Wasser auf.“ Spangenberg entgegnet: „Wenn ich denn doch sage: Mein David fische! so thue es denn dießmal nur aus Gehorsam.“ — „Nun, ich will's thun!“ war die Antwort. „Gehe etwas tiefer hinein in's Wasser,“ rief ihm der alte Spangenberg nach, „damit ich das Vergnügen habe, von meinem Lager aus zu sehen, wie du fischen kannst!“ — Der liebe Bruder versteht nichts vom Fischen, denkt Zeisberger, doch er thut ihm den Willen. Aber wie erstaunt er, als er nach wenigen Minuten eine Menge großer Fische in seinem Netze erblickt, die er jubelnd den hungrigen Reisegefährten bringen kann. Spangenberg aber sprach mit freundlichem Lächeln: „Habe ich es dir nicht gesagt, wir haben einen guten himmlischen Vater.“ — Neugestärkt setzten sie ihre Reise fort und kamen endlich wohlbehalten in Onondago an, wo sie mit dem großen Rath der Irokesen feierlich das von Zinzendorf vor einigen Jahren geschlossene Bündniß erneuerten, ja von den Häuptlingen nach indianischer Sitte zu ihren Brüdern oder Vettern ernannt wurden, und zu der beabsichtigten Niederlassung in Wajomick ohne Schwierigkeit die Genehmigung erhielten. Fröhlich kehrte die Gesandtschaft nach Bethlehem zurück.

Die Gemeinde zu Schekomeko bezeigte zwar Anfangs keine Lust, ihren bisherigen Wohnsitz zu verlassen, aber allerlei Noth und Drangsal seitens der Weißen, die Bitten Spangenberg's und des 1746 aus Europa angekommenen Bischofs Cammerhof, so wie das Versprechen des Gouverneurs von Pennsylvanien, allen in sein Gebiet geflüchteten Indianern volle Freiheit zu gewähren, machte sie bald willig, auf die Wünsche der Brüder einzugehen, obschon sie nicht zu bewegen waren, nach Wajomick zu ziehen. Im April 1746 wanderten sie aus und ließen sich vorläufig in Friedenshütten bei Bethlehem nieder, bis sie unter Mack's Leitung auf einem von den Brüdern erkauften Lande in Philadelphia, 6 Meilen von Bethlehem, nahe am Einflusse der Mahony in die Lecha, eine neue Niederlassung, Gnadenhütten, gründeten. Bald waren die meisten Gläubigen aus Schekomeko und Pachgatgoch hier versammelt, und die junge Gemeinde von fast 500 Seelen entwickelte sich in der erfreulichsten Weise. Mitten im Dorfe stand die Kirche mit Thurm und Glocke; auf der einen Seite im Halbkreise die Hütten der Indianer, auf der andern die Wohnungen der Missionare Mack und Rauch, und der Gottesacker. Die gottesdienstlichen Einrichtungen waren im Wesentlichen dieselben, wie bei allen Brüdergemeinden; eine Knaben- und eine Mädchenschule, jede von drei Klassen, gewährte der Jugend den nöthigen Unterricht, eingeborene Gehülfen standen den Missionaren in ihrer Arbeit zur Seite, unter ihnen Männer voll Glaubens, deren Zeugnissen man es anfühlte, daß sie aus innerster Herzenserfahrung hervorgingen.

So erwiderte einst der Helfer Josua einem Indianer, Namens Job, der sich nicht wenig auf seine Schriftkenntniß einbildete und meinte, wir armen Menschen könnten unmöglich den Fußstapfen des Heilandes nachfolgen, da dieß sogar den Leuten unmöglich gewesen, die Ihn auf Erden gesehen und gesprochen: „Ja, mein Freund, das ist geschwind gesagt, daß wir arme Menschen sind, aber das hilft uns weiter nichts: sobald wir aber unsere Armuth im Herzen fühlen, sobald bekümmern wir uns, wie uns geholfen werde, und dann ist der Heiland gleich bereit und willig; Er läßt uns nicht lange rufen und schreien; wir dürfen Ihn auch nicht erst gut machen, denn Er ist vorher gut auf uns. Er wartet nur, daß wir mit unserm armen Herzen zu Ihm kommen; Er hilft uns gleich. Ich will dir ein Gleichniß sagen: Wenn du einen Weg gegangen wärest und kämest in eine Stadt, und sprächest zu den Leuten: ich bin hungrig, und dieselben sprächen zu dir: da ist ein Mann, zu dem gehe, der wird dir zu essen geben, denn er giebt Allen zu essen, die zu ihm kommen — würdest du dich wohl lange besinnen, ob du auch zu dem Manne gehen sollst, wenn du nämlich recht hungrig wärest und fühltest, daß du sterben müßtest, wenn du nicht zu essen bekämest? Siehe, mein Freund, so ist es mit dem Armsein: nicht das Reden davon, sondern das Gefühl davon treibt uns zum Heilande, und Der giebt uns selber Kraft, so zu glauben und so zu leben, wie Er's haben will. Ohne diese Kraft kann's Niemand. Und du wirst auch immer ein armer Mensch bleiben und die Sache für unmöglich halten, so lange du nicht dieselbe Kraft erlangst. Das ist wohl wahr, daß es mit den Leuten, die den Heiland auf Erden sahen, etwas schwer gegangen ist, und ich glaube, die Ursache war diese: Die Leute sahen Ihn wohl mit ihren leiblichen Augen, aber ihr Herz fühlte die Kraft Seines Blutes noch nicht. Hast du nicht gehört oder in der Bibel gelesen, daß, nachdem der Heiland gestorben war und Sein Blut vergossen hatte, das Glauben an Ihn viel leichter gegangen ist, als zuvor? Ja, hast du nicht gelesen, daß nach der Auferstehung unsers Heilandes von vielen 100 Brüdern und Schwestern geschrieben steht, daß sie Ein Herz und Eine Seele gewesen sind? Da wir nun noch eben diese Kraft aus Jesu Tod und Blut fühlen können, so ist es nicht mehr schwer, an Ihn zu glauben und das zu thun, was Er gerne haben will."

Doch fehlte es auch in Gnadenhütten nicht an feindlichem Widerstreben einzelner Heiden, so wie an groben Ausbrüchen der Sünde, wodurch die Brüder bisweilen genöthigt wurden, solchen Indianern, die alle Mahnungen verachteten, den Aufenthalt daselbst zu untersagen. Ja, selbst gläubige Gemeindeglieder fielen bisweilen in das heidnische Sündenleben zurück, und mit großer Geduld mußten die Brüder ihnen nachgehen. Manchmal blieb Alles umsonst, öfter aber baten die Verirrten mündlich oder schriftlich um Vergebung.

So schrieb ein Indianer, Jakob, der aus Weltliebe Gnadenhütten verlassen, nach Erkenntniß seiner Sünden aber in die dasige Gemeinschaft sich zurücksehnte, über seinen Herzenszustand: „Mit mir steht's so, als wenn der Vater ein Kind hat, das er recht lieb hat, und kleidet es auf's Beste, und giebt ihm allerhand schöne Sachen, was es nur braucht und nöthig hat, und läßt es nicht Mangel leiden; das Kind aber ist eigenwillig und geht vom Vater weg und befolgt nicht, was ihm der Vater sagt, dann verliert das Kind die schönen Sachen, die es beim Vater gehabt hatte, und das Kleid zerreißt und fällt von seinem Leibe, und es muß fast nackend gehen; das Kind bedenkt sich wohl, wie es zuvor ein so schönes Kleid und so viele schöne Sachen gehabt hat; es thut dem Kinde wehe, es betrübt sich darüber und hat Tag und Nacht keine Ruhe, ist aber dabei scheu, wieder zum Vater zu gehen, und weiß doch nicht, was zu thun; so steht's mit mir." —

Bis zum Jahre 1754 ging das Werk Gottes in Gnadenhütten seinen stillen, gesegneten Gang. Die Indianer bebauten fleißig das Feld, ihre Weiber verfertigten Körbe, Besen ꝛc., die sie nach Bethlehem zum

Markte brachten; eine in der Nähe des Dorfes errichtete Sägemühle gab Manchem Beschäftigung und Verdienst. Eine in der zweiten Hälfte des Jahres 1746 in Bethlehem und dann auch in Gnadenhütten ausbrechende Blatternseuche raffte aber unter zahlreichen Opfern auch Abraham mit seiner Frau Sarah, Isaak und unsern Johannes dahin, welchem Loskiel*) bezeugt: „Er war zum Lehrer seines Volkes wie gestempelt und führte dieses Amt in der Gemeinde etwas über vier Jahre." Dem Bischof Spangenberg legte er kurz vor seiner letzten Krankheit das Bekenntniß ab: „Ich habe dir etwas zu sagen; ich habe mein Herz untersucht und das habe ich gründlich gethan, so daß ich weiß, daß das wahr ist, was ich sage. Ich habe mein Herz bei den Krankheiten und dem Absterben etlicher Indianer gefragt, ob ich mein Leben dem Heiland willig hingeben kann, und ob Er mich auch annehmen wird, und da habe ich gefunden, daß es Ja bei mir war, daß ich des Heilandes bin und zu Ihm kommen werde." Mit welcher Liebe die christlichen Indianer an ihm hingen, zeigte sich besonders in seiner letzten Krankheit. Weinend umstanden sie sein Lager, von welchem der Kranke mit Kraft und Nachdruck den Heiland verkündigte. Sein Verscheiden war so vergnügt und lieblich, wie das Verscheiden eines Mannes Gottes. — Im August 1748 entschlief der Aelteste Nicodemus, ein Mann, der bis in sein Alter ein Knecht der Sünde gewesen, durch das Evangelium aber gründlich umgewandelt und im Jahre 1742 getauft worden war. Mit großer Liebe und Treue nahm er sich seines Volkes an, das er auf betendem Herzen trug. Gern redete er in Gleichnissen.

So sagte er einmal, nachdem er die Mühle bei Gnadenhütten besehen, zu dem Missionar: „Mein Bruder, ich bin recht froh in meinem Herzen; der Heiland hat mir etwas bekannt gemacht. Ich bin in der Mühle gewesen und habe gesehen das große Rad und viele andere Räder, das hat sich Alles gedreht, als wenn es lebendig wäre. Und auf einmal wurde Alles todt und unbeweglich. Da dachte ich: Ei, das ist wahr, sobald das Wasser auf das eine Rad läuft, so kommt Alles in's Leben und bewegt sich; sobald aber das Wasser nicht mehr auf das große Rad schießt, so ist Alles todt. Da dachte ich weiter, gerade so ist es mit dem Herzen. Unser Herz ist todt, so todt als das Rad — aber kommt nur Jesu Blutstrom darauf geflossen, o da wird's lebendig und bewegt Alles und regiert den ganzen Menschen, daß man es sehen und deutlich merken kann, daß da Leben ist. Kommt man aber von den Wunden Jesu ab, da wird das Herz matt und endlich gar wieder todt."

Er verschied, im Glauben gewiß des ewigen Lebens, nachdem er bereits früher sich dahin geäußert: „Ich bin nun alt und werde bald heimgehen, und mein Leib wird auf den Gottesacker gesäet werden, aber es wird etwas Schönes herauskommen, und wenn der Heiland wird ein Wort sagen, so werden Alle, die entschlafen sind, schön und neu hervorkommen." — Und es waren nicht bloß Einzelne, an denen die Brüder in Gnadenhütten solche Freude erlebten, wie denn ein Missionar 1751 schreibt:

„Wer noch nie eine solche Gemeinde gesehen hat, dem wird man schwerlich beschreiben können, wie Einem zu Muthe ist, wenn man dieses aus den Heiden gesammelte Volk Gottes beisammen sieht, wie aufmerksam sie das Wort vom Kreuzestode Jesu hören, wie ehrlich und

*) a. a. O. p. 319.

gerade sie in ihren Bekenntnissen sind, wie sünderhaft bei ihren Versehen, wie herrlich in der Liebe unter einander, wie mitleidig über Anderer Uebelstand, wie zerflossen bei der Handlung der heiligen Taufe, wie innig bei dem Genuß des heiligen Abendmahls. Hält man nun diese Leute mit dem Bilde zusammen, das man an ihnen vor ihrer Bekehrung gesehen hat, so kann man an ihnen nicht anders als die allmächtige Kraft der Predigt von Jesu Blut und Tod rühmen und preisen, das Volk herzlich lieben, und um ihretwillen alle Mühe und Beschwerlichkeit willig übernehmen."

Von Gnadenhütten aus faßten die Brüder auch die umliegenden Indianer fortwährend in's Auge, besonders die Irokesen. Im Jahre 1746 hielt sich Mack nebst seiner Frau längere Zeit in deren Dorfe Schomokin auf, wo die Wilden indeß seine Predigt verachteten, und besuchte auch die Insel Long-Island im Susquehannah, doch ohne Erfolg. Im folgenden Jahre ließ auf den Wunsch der Irokesen zuerst Bruder Anton Schmidt als Schmied in Schomokin sich nieder; ihm folgte Mack mit seiner Frau; 1748 finden wir Cammerhof und Zeisberger in Schomokin, der von hier aus mit Mack die Indianer auf Long-Island besuchte; in demselben Jahre kam auch Joh. von Watteville, der zur Visitation der nordamerikanischen Brüdergemeinde von Europa gesandt war, dahin; 1750 aber begaben sich Zeisberger und Cammerhof abermals zu dem großen Rathsfeuer nach Onondago, und erhielten hier nach langen Berathungen der Häuptlinge den Bescheid, daß die Irokesen und die Brüder diesseits und jenseits des großen Wassers Brüder sein und bleiben wollten, und der Bund mit ihnen sollte nie getrennt noch zerrissen werden. Auch sollte zwei Brüdern gestattet sein, an irgend einer Stelle im Irokesenlande sich niederzulassen und den Missionsberuf zu treiben.

Im Jahre 1751 besuchte Zeisberger mit Nathanael Seidel Europa und wurde zu Herrnhut in seinem Missionsdienst feierlich bestätigt und eingesegnet, worauf er im folgenden Jahre mit Seidel und Missionar Schmick nach Bethlehem und Gnadenhütten zurückkehrte. Bald hernach griff er schon wieder zum Wanderstabe und sein Besuch bei den Nantikok's und Schawano's hatte im Juli 1752 eine Gesandtschaft derselben nach Gnadenhütten und den feierlichen Schluß eines Bündnisses dieser Indianer mit den Brüdern in Gnadenhütten und Bethlehem zur Folge. „Brüder," sagte bei dieser Gelegenheit ein alter Häuptling, „wir sind über und über voll Sünde; habt Geduld mit uns; ehe ein paar Jahre hingehen, wird es anders unter uns werden. Wir sind wie ein Füllen, das noch nicht gezogen hat, und man will's einspannen. Aber eure Worte gefallen uns wohl. Wir fühlen etwas im Herzen; obwohl wir es nicht Alle sogleich verstehen, so fassen wir es endlich doch; nur geht es langsam mit uns." Gegen Ende Juli 1752 wanderte Zeisberger mit G. Rundt wieder nach Onondago, wo er freundliche Anfnahme und Zutritt zu jeder Hütte fand und den Indianern ungehindert das Evangelium verkündigte. Auf einer Wanderung zu den benachbarten Tuscarora's und Cajuga's wurden sie aber von einem weißen Branntweinhändler mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht sofort umkehrten. Am 15. Dezember verließ Zeisberger endlich Onondago, kehrte aber schon im Frühling des folgenden Jahres da-

hin zurück und ward von den Indianern mit der alten Liebe aufgenommen, ja durfte selbst an ihren Rathsversammlungen sich betheiligen *).

So ging denn die Indianermission bis in's Jahr 1754 ohne große Störung fort und dehnte sich von Gnadenhütten immer weiter aus. Kleine Gemeinden, theils von Missionaren, theils von Nationalgehülfen bedient, waren in Meniolagomekah, Pachgatgoch, Schomokin, Wajomick und Wechquatnach, und der Geist Gottes arbeitete an den Herzen. In Folge einer zweiten Gesandtschaft der Nantikok's und Schawano's siedelten auf den Betrieb zweier Getauften, Abraham und Gideon, im April 1754 eine Anzahl von 65 Indianern von Gnadenhütten nach Wajomick über, wogegen noch in demselben Monat 49 christliche Indianer aus Meniolagomekah, meist Delawaren, nach Gnadenhütten zogen. Nicht lange darauf sahen sich die Brüder genöthigt, diese ganze Niederlassung unter dem Namen Neu-Gnadenhütten an das nördliche Ufer der Lecha zu verlegen; von dem alten Gnadenhütten an der Mahony blieben nur die Wirthschaftsgebäude und das Gemeinhaus stehen, welches fortan als Pilgerhaus für die Heidenboten und den Brüdern und Schwestern, welche die umliegenden Ländereien bebauten, zur Wohnung diente. — Ueber der Arbeit an dem neuen Gnadenhütten wurden aber Wajomick, Pachgatgoch und die andern Gläubigen nicht vergessen, während Zeisberger mit dem Bruder Carl Friedrich wieder zu Onondago unter den Irokesen verweilte und über dem seligen Berufe, Christum den Heiden zu predigen, selbst Mangel und Hunger nicht achtetete, kaum aber 1755 nach Bethlehem zurückgekehrt, die Indianer um Wajomick aufsuchte.

Doch von jetzt an begann eine schwere Trübsalszeit für die Brüdermission auf dem Indianergebiete. Der im Jahre 1755 zwischen den Engländern und Franzosen ausgebrochene blutige Krieg über die Grenzen ihrer nordamerikanischen Besitzungen gab Veranlassung, daß auch ein allgemeiner wilder Indianerkrieg in helle Flammen ausbrach, wodurch besonders der Staat Pennsylvanien in große Gefahr kam. Delawaren und Schawano's, von den Franzosen aufgereizt, griffen zu den Waffen; die Brüder bemühten sich, ihre Indianer in Frieden zu erhalten, die wilden Indianer aber schonten auch ihrer christlichen Landsleute nicht. Es war am Abend des 24. November 1755, als die Brüder und Schwestern im Pilgerhause an der Mahony eben zu Tische saßen; da wurden sie durch lautes Hundegebell erschreckt, und plötzlich fiel ein Schuß, worauf einige von ihnen zur Hausthür eilten und sie öffneten. Draußen aber standen die feindlichen Indianer bereit, schossen, und Bruder Martin Nitschmann blieb auf der Stelle. Seine Frau und noch etliche wurden verwundet, flohen mit den Uebrigen auf den Boden und versperrten die Treppe, so gut sie konnten. Bruder Partsch sprang durch ein Hinterfenster und entkam. Unterdessen verfolgten die Feinde die Brüder und Schwestern, die auf den Boden geflüchtet waren, und gaben sich alle Mühe, die Thüre zu erbrechen. Da ihnen dieß nicht gelang, steckten sie das Haus in Brand. Ein Indianerknabe sprang von dem bald in Flam-

*) Basler Missions-Magazin a. a. O. p. 189 ff.

men stehenden Dache herab; eine Kugel hatte schon bei der Thüre seinen Backen gestreift, auch war eine Seite seines Kopfes von den Flammen sehr beschädigt; gleichwohl entlief er glücklich. Das machte der Schwester Partsch Muth, denselben Sprung vom brennenden Dache herunter zu wagen; es glückte ihr, sie entkam den Feinden, und so wurde ihres Mannes Gebet erhört, der, indem er zum Fenster hinaussprang, zu Gott geseufzt hatte, daß Er doch auch seine Frau erretten möchte. Nun sprang auch Fabricius vom Dache glücklich herunter; indem er aber entlaufen wollte, erblickten ihn die Feinde und schossen ihn mit zwei Kugeln durch den Leib. Er wurde unter ihren Händen wie ein Schlachtschaf behandelt, denn sie hieben ihm ihre Beile in den Leib und skalpirten ihn darnach. Die Uebrigen wurden alle lebendig verbrannt, und Bruder Sensemann, der durch die Hinterthür entkommen war, hatte den nicht zu beschreibenden Schmerz seine geliebte Frau mit verbrennen zu sehen. In den Flammen stehend, faltete sie die Hände und rief: „Ei nun, lieber Heiland, das habe ich wohl gedacht!" Die Feinde zündeten nun auch die Scheunen und Ställe an, so daß Frucht und Heu und auch das Vieh verbrannte. Zuletzt theilten sie die Beute, brockten Brod in Milch, ließen sich's wohlschmecken und gingen davon; welches alles Schwester Partsch von einem nahegelegenen Hügel, da sie sich hinter einen Baum verborgen, mit ansah. Während dieses schrecklichen Vorganges flohen die Einwohner des nahegelegenen Gnadenhütten in den Busch; des andern Morgens früh 3 Uhr aber kam Br. Zeisberger von Gnadenhütten mit dieser Trauerpost in Bethlehem an, und schon am andern Tage folgten ihm die flüchtigen Bewohner von Gnadenhütten, 600 an der Zahl, und fanden vorläufig in Bethlehem Aufnahme; ihr Dorf aber wurde nach Vertreibung der dahin gesandten englischen Mannschaft am Neujahrstage 1756 von den Wilden gleichfalls verbrannt. Mordend und sengend durchzogen diese das Land, und Bethlehem selbst war in großer Gefahr, wurde jedoch gnädig beschützt. Die Entronnenen aber gründeten mit Genehmigung der Regierung eine neue Niederlassung in der Nähe von Bethlehem, Nain genannt, wohin sie im Herbst 1758 übersiedelten. Im folgenden Jahre 1759 hörten die Streifzüge der Wilden wenigstens in Pennsylvanien gänzlich auf, und aller Orten ward der Herr gepriesen, besonders zu Nain, das sich bald lieblich entwickelte und auch auf heidnische Indianer einen guten Eindruck machte.

Ein solcher, der vier Wochen in der Gemeinde gelebt hatte, sagte kurz vor seinem Tode zu seinen Brüdern: „In Nain haben sie den rechten Glauben, da habe ich oft gehört, daß unser Schöpfer ein Mensch geworden und am Kreuz für unsere Sünden gestorben ist, daß man ihn begraben hat, daß er wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist, und daß, wer an ihn glaubt, selig wird, und wenn man stirbt, zu ihm kommt und ewig gut und selig lebt. Wenn ihr es gern hören wollt, so geht dahin, und wenn ich hier sterbe, so laßt meine Gebeine in der Erde ruhen und holet sie nicht weg nach eurer Gewohnheit."

Durch den Zuzug der gläubigen Indianer von nah und fern ward Nain bald so überfüllt, daß die Brüder sich genöthigt sahen, es zu theilen und von der Gemeinde in Bethlehem ein Stück Land hinter den blauen Bergen zu kaufen, auf welchem im April 1760 Sensemann

mit 30 getauften Indianern den Gemeinort Wechquetank zu bauen begann, in welchem gleichfalls bald ein fröhliches Leben erblühte.

Zeisberger, der während der Kriegsunruhen zu Bethlehem fleißig die Volkssprache studirt, auch darüber zum Besten der Mission geschrieben hatte, begab sich 1762 zu den Indianern nach Wajomick, um das kleine Häuflein der Gläubigen zu stärken; und nachdem in diesem Jahre auch mit den Indianern endlich Friede geworden, zog Missionar Post im März 1763 an die Mündung des Muskingum in den Ohio, wo die Häuptlinge ihm ein kleines Stück Land*) zur Niederlassung bewilligten, Zeisberger aber im Mai nach Machwihilusing am Susquehannah. Hier hatte bisher Papunhauk**), ein berühmter indianischer Lehrer, seinen Landsleuten mit großem Eifer eine strenge heidnische Moral gepredigt; weil er aber dabei sammt seinen Leuten immer tiefer in Sünden sank, so fingen manche seiner Zuhörer selbst an zu zweifeln, ob er auch ein rechter Lehrer der Wahrheit sei. In Nain hörte er 1759 zum erstenmal von Jesu, dem Gekreuzigten, und das Wort machte solchen Eindruck auf ihn, daß er erklärte, „er habe zwar immer an ein höchstes Wesen geglaubt; daß aber Gott Mensch geworden und für die Sünder gestorben sei, habe er noch nicht gewußt; er meine aber, dieß sei die wahre seligmachende Lehre, deren sein Herz bedürfe," und unter Thränen ausrief: „O Gott, erbarme Dich meiner und hilf mir, daß Dein Tod meinem Herzen klar werde!" Nach Machwihilusing zurückgekehrt, rief er seine Landsleute zusammen und erzählte, was er erfahren. „Brüder," so sprach er, „ich habe euch viele Dinge gesagt und euch einen Weg zum Heil gewiesen; aber ich habe jetzt gelernt, daß dieser Weg nicht der rechte ist. Wollen wir selig werden, so müssen wir die Lehre der Brüder annehmen." Obschon er aber dieß erkannte, auch noch öfter nach Nain kam und der Predigt gern zuhörte, so konnte sich doch Papunhauk noch nicht entschließen, den bisherigen Einfluß auf seine Landsleute einzubüßen, und kämpfte einen schweren Kampf in seinem Herzen. Da kam Zeisberger; Papunhauk nahm ihn mit Freuden in seine Hütte auf, und fröhlich sprachen die Indianer: „Da kommen die Leute, auf die wir schon lange gewartet haben; die werden uns den rechten Weg zeigen, auf dem wir selig werden können." Noch denselben Abend mußte Zeisberger predigen, und kaum graute der Morgen, so waren die Indianer wieder um ihn versammelt. Besonders kräftig erwies sich das Evangelium an Papunhauk. Dieser stolze, ehrgeizige Mann warf jetzt alle eigene Gerechtigkeit zu Boden; er wollte weder essen noch trinken, bis er dem Missionar die groben Sünden seines frühern Lebens bekannt hatte, und bat flehentlich um die Taufe, die er denn auch am 26. Juni empfing und fortan Johannes genannt wurde. Zeisberger, der sich auf Bitten der Indianer bleibend in Machwihilusing niederlassen durfte, wo so großes Heilsverlangen ihm entgegenkam, hoffte dem Herrn hier bald eine Gemeinde zu sammeln, als

*) Basler Missions-Magazin a. a. O. p. 291 ff.
**) Wullschlägel Lebensbilder II. p. 70 f.

plötzlich von neuem wilder Kriegslärm ertönte und den Missionar zur Rückkehr nach Bethlehem nöthigte.

Die Indianer an den Canadischen Seen und am Ohio machten wieder Einfälle in Pennsylvanien und ermordeten viele Hunderte, wo denn immer ihre bekehrten und mit den Weißen lebenden Landsleute diesen gleich geachtet wurden. Die Weißen dagegen, durch die Angriffe der Wilden erbittert, wollten nun auch alle Indianer, ohne Unterschied des Glaubens, ermordet wissen. Wieder nahmen die Gläubigen aus allen Niederlassungen, denen sich am Ende auch Zeisberger nebst Papunhauk und einem kleinem Häuflein Bekehrter anschließen mußte, ihre Zuflucht nach Bethlehem, und da sie auch hier nicht mehr sicher waren, mußte man sie im November 1763 nach Philadelphia, der Hauptstadt von Pennsylvanien, bringen. Hier wurden sie in einem besonders aufgerichteten Feldlager vor den Mauern der Stadt Tag und Nacht bewacht, um ihr Leben gegen die herumstreifenden feindlichen Indianer zu sichern; aber der beschränkte Raum, der Mangel an Bewegung, die ganz veränderte Lebensweise brachten bald Krankheiten unter ihnen hervor, und 36 raffte der Tod hinweg. Endlich am 4. Dezember 1764 ward der Friede mit den wilden Indianern geschlossen, und da die weißen Leute die Ursache aller bisherigen Drangsale gewesen, beschloß man, die christliche Indianergemeinde in's Innere des Landes, und zwar zunächst nach Machwihilusing am Susquehannah zu verpflanzen, wohin Zeisberger und Schmick, denen die Leitung des neuen Missionsplatzes übertragen wurde, sie führen sollten. Nachdem sie daher am 18. März dem Gouverneur von Philadelphia eine Dank-Adresse für seine bisherige treue Fürsorge überreicht, traten die christlichen Indianer am 20. März 1765 ihre Reise an. Die Loosung dieses Tages war: „Abraham stand des Morgens frühe auf und ging an den Ort, davon ihm Gott geboten hatte." Nach einer kurzen Rast zu Nain setzten sie unter Zeisberger's Führung unter viel Gefahren, Mühen und Beschwerden, denen zwar Mehrere unterlagen, die sie aber mit getrostem Muth im Glauben ertrugen, ihren Weg fort. „Alle Trübsale," so erklärten die armen Pilger, „waren bald vergessen, wenn wir in unsern Versammlungen auf eine so fühlbare und tröstliche Weise die Nähe des Heilandes empfinden durften. Diese wurden immer am Abend unter freiem Himmel um ein großes Feuer herum gehalten, wenn die Tagereise vollendet war. Das Auge des unsichtbaren Freundes war hier stets über uns offen, und wir sprachen unter einander voll Freude von seiner Liebe und Barmherzigkeit." —

Endlich, nach einer Reise von 5 Wochen, kamen die Pilger an den Ufern des Susquehannahflusses an und erwählten sich unweit des Wayalusing-Baches eine zum Anbau geeignete Strecke Landes, wo sie frohen Muthes ihre Hütten aufrichteten. Friedenshütten nannten sie den Ort, und bald sah man hier 40 nach europäischer Weise erbaute Blockhäuser ein liebliches Kirchlein und die Wohnung der Missionare umgeben. Kleine Gärten grünten um die Häuser und bald blühte auch ein großes Welschkornfeld und verhieß eine gesegnete Ernte. Jede Familie aber baute sich ein eignes Boot, um den Ertrag ihres Bodens entfernteren Orten zuzuführen. „Das ganze Dörflein glich einem emsigen Bie-

nenschwarm; jeder kannte sein Geschäft und verrichtete dasselbe mit Freuden. Einige waren mit Aufbau der Wohnungen beschäftigt, Andere brachen den wilden Boden auf und pflegten ihres Gartens; noch Andere fingen Fische im Flusse, um für die Nahrung der Arbeitenden zu sorgen; wieder Andere besorgten die Haushaltung, indeß die Alten und die Kinder am Rocken oder am Webstuhle die fleißige Hand bewegten. Auch der fromme Papunhauk ließ sich hier nieder, und so zog der wachsende Ruf von Friedenshütten nach und nach aus allen Theilen des Indianergebietes viele Besuchende herbei." Dabei entwickelte sich Friedenshütten, wie man es nie zuvor unter den Indianern gesehen hatte, und auch die ausgebreitete Bekanntschaft des Johannes Papunhauk trug dazu bei, daß die Heiden gern zu den Brüdern kamen und mit Freuden das Wort hörten.

Eine Gesandtschaft, welche die Gemeinde in Friedenshütten an den Häuptling des Cajugastammes sandte, in dessen Gebiet sie sich niederlassen wollten, um seine Genehmigung dazu nachträglich einzuholen, brachte den unwillkommnen Bescheid, daß sie an einem andern Orte sich anbauen sollten; als aber Zeisberger selbst am 23. April sich dahin aufmachte, wurde auf seine eindringliche Rede nicht bloß die erbetene Genehmigung ertheilt, sondern der Gemeinde auch noch ein großes Stück Land zur Bebauung angewiesen. Doch wurde die Freude darüber bald getrübt, als ein Irokese bei einem Besuch in Friedenshütten erzählte, daß der große Rath zu Onondago den Cajuga-Häuptling hart getadelt, daß er solches ohne Einwilligung der andern Irokesen-Häuptlinge gethan. Deßhalb machte Zeisberger selbst sich abermals auf und kam am 26. Oktober mit Senfemann und einem gläubigen Indianer in Onondago an. Nach langem Zögern erhielt er hier endlich den Bescheid, daß der Cajuga-Häuptling ganz nach dem Willen des großen Rathes gehandelt habe, der sich über die Niederlassung der Gemeinde in Friedenshütten freue und ferner genehmige, daß die weißen Brüder als Lehrer der Indianer am Susquehannahflusse wohnten. — Seitdem erfreute Friedenshütten sich der Ruhe und des Friedens; die Gemeinde wuchs und das Wort Gottes wirkte kräftig an den Herzen. Ein heidnisches Ehepaar, das den Ort um die Osterzeit 1766 besuchte, wurde lebendig ergriffen von der Liebe des Heilandes; ein vornehmer Indianer, dem die Häuptlingswürde angetragen wurde, wies alle Ehren der Welt von sich, um Christo zu dienen; ein junger Mann aus den Nantikok's*) kam zu lebendiger Erkenntniß seiner Sünde und der Gnade Gottes in Christo Jesu, und bat flehentlich um die Taufe. „Brüder," so rief er unter Thränen, „erbarmt euch doch meiner! Ich bin der elendeste Mensch, der auf der Welt sein kann; seit gestern Morgen fühle ich nichts als Angst, Unruhe und Schmerzen; ich kann kein Plätzchen finden, wo es mir nur einigermaßen erträglich wäre. Diesen ganzen Nachmittag habe ich dagelegen wie todt; es ist keine Kraft mehr in mir, ich bin ganz ausgemergelt. Erbarmt euch doch meiner, wascht mich mit des Heilandes Blut von meinen Sünden; das wird mir helfen und ich werde Ruhe in meinem

*) Wullschlägel, Lebensbilder II. p. 41.

Herzen kriegen." Er ward als der Erstling aus seinem Stamme getauft und bekam den Namen Samuel. — Um die Gastfreundschaft der Gemeinde nicht mißbrauchen zu lassen, wurden die ältesten und erfahrensten Indianerbrüder zu Aufsehern über die Fremden ernannt und angewiesen, denjenigen, welche gar kein Verlangen nach dem Heiland hatten, den Aufenthalt in Friedenshütten nicht zu gestatten. Eine Gesellschaft weißer Rumhändler, die im Jahre 1766 sich einnisten wollte, wurde von den Nationalgehülfen selbst ausgewiesen. Bald konnte das Versammlungshaus die Menge der aus den verschiedensten Stämmen sich einfindenden Zuhörer nicht mehr fassen, und es wurde daher zu Anfang 1767 eine neue große Kirche erbaut.

Als nun in demselben Jahre die Kunde nach Friedenshütten gelangte, daß auch die Indianer am obern Ohio*) das Evangelium zu hören wünschten, da machte Zeisberger am 30. September 1767, begleitet von Johannes Papunhauk und dem Nationalgehülfen Anton, und von den Gebeten der Gemeinde geleitet, nach Goschgoschünk, dem Hauptort der Delawaren am Ohio, sich auf den Weg. Durch pfadlose Wälder, durch mannshohes Gras mußten die Reisenden den Weg sich bahnen, in Gegenden, die der Fuß eines weißen Mannes noch nie betreten hatte. Nachts schliefen sie, in wollene Decken gehüllt, unter freiem Himmel, so daß die Kleider des Morgens von Thau benetzt waren; oft auch goß der Regen in Strömen auf ihr Lager herab. Rastlos aber drangen sie vorwärts, bis sie endlich nach tagelangen Beschwerden ein im dichtesten Wald gelegenes Indianerdorf erreichten. Kaum waren sie hier angelangt, als einer der Indianer 12 Stunden weit nach dem nächsten gleichfalls von Seneka's bewohnten Dorfe sprengte, um die Ankunft des weißen Fremdlings zu verkünden. Am folgenden Tage kehrte Zeisberger selbst dort ein und wußte den anfangs sehr unfreundlichen Häuptling durch sein festes und zugleich mildes Benehmen wenigstens dahin zu bringen, daß er ihn in seine Hütte führte und zum Nachtessen einlud. Als ihm aber vom Heiland der Welt erzählt ward, sagte er: „Wenn das wahr ist, daß der Schöpfer Himmels und der Erde auf die Welt gekommen und ein Mensch geworden ist, und so viel gelitten hat, so sind die Indianer gewiß nicht Schuld an seinem Tode, sondern die weißen Leute; diesen allein hat Gott die Schrift gegeben — die können die Indianer nicht lernen; das ist viel zu schwer für sie." Nach mehrstündiger Unterredung ward er indeß immer freundlicher und wollte dem Missionar in der Fortsetzung seiner Reise nicht hinderlich sein, warnte ihn aber ängstlich vor den Einwohnern von Goschgoschünk, die an Bosheit und Mordsucht ihres Gleichen nicht hätten. Zeisberger erwiderte, um so nöthiger wäre es, ihnen das Wort von ihrem Erlöser zu verkündigen; übrigens fürchte er sich vor ihnen nicht, da ihm ohne den Willen seines Gottes kein Leid widerfahren werde. Am 16. Oktober erreichten die Reisenden endlich Goschgoschünk und fanden in dem mittleren der drei am Ohio liegenden Dörfer, aus denen die Stadt bestand, bei einem Verwandten Papunhauk's freundliche Auf-

*) Wullschlägel Lebensbilder II. 102 ff.

nahme. Zeisberger aber ließ die Einwohner des Orts alsbald zusammenkommen und gab ihnen die Absicht seines Besuchs zu erkennen. Im nächtlichen Dunkel versammelte sich das Volk in einer großen Waldhütte um gewaltige Feuer; wild und grausam waren ihre Blicke, und gleich Gespenstern der Nacht stellten sie sich um den Fremdling herum, als hätten sie ihn bereits zum Schlachtopfer ausersehen. Der aber fühlte große Freudigkeit in seinem Herzen und hielt eine so mächtige Ansprache an die Versammlung, daß Mehrere derselben unwillkürlich ausriefen: „Ja, das ist gewißlich wahr! Das ist der rechte Weg zur Seligkeit!" Die wilden Herzen mußten sich beugen unter die Macht des göttlichen Wortes, und bis spät in die Nacht legten Anton und Johannes ihnen die Botschaft Zeisbergers näher aus und zeugten getrost gegen das heidnische Wesen. Während seines Aufenthaltes in Goschgoschünk erkannte Zeisberger freilich, wie der Seneka-Häuptling von diesem Volke nicht zu viel gesagt. „Der Fürst der Finsterniß," schrieb er selbst einmal, „hat hier große Gewalt; selbst seinen Thron scheint er an dieser Stelle aufgerichtet zu haben und von den Heiden angebetet zu werden; denn ohne alle Einschränkung treibt er seine Herrschaft unter diesem Volke." Bald regte sich auch hier die Feindschaft wider das Evangelium. Ein Indianerprediger, Namens Wangomen, suchte das Volk aufzuwiegeln. Er behauptete, daß er in der Seite Gottes wie zu Hause sei, aber von dem Gott, den die Brüder predigten, der Mensch geworden und am Kreuz gestorben sein solle, wisse er nichts. Er fing an, öffentlich zu disputiren und zeigte durch einen Abriß, den er auf der Erde machte, daß zwei Wege zur Seligkeit wären, und daß der Weg der Indianer geschwinder zu Gott führe, als der Weg der weißen Leute. Nach langem Hin- und Herreden bezeugte ihm Zeisberger mit großer Kraft, „der Gott, den er (Wangomen) unter den Indianern predige und dessen Knecht er wäre, sei der Teufel, der sei ein Vater der Lügen ꝛc." Hierauf erwiderte Wangomen etwas kleinlaut: „Ich kann deine Lehre nicht verstehen, sie ist mir etwas ganz Neues und Fremdes." — „Ich will dir sagen, wie das kommt," versetzte Zeisberger, „der Satan ist der Fürst der Finsterniß; wo er ist, da ist Finsterniß, und der wohnt in dir, darum kannst du auch nichts von Gott und Seinem Worte verstehen. Wenn du aber umkehrst und kommst zum Heilande als ein armer verlorener Mensch und rufst Ihn um Gnade und Barmherzigkeit an, so möchte Er sich deiner noch erbarmen und dich aus der Gewalt des Satans erlösen; alsdann ist es erst eine Möglichkeit, daß du etwas von Gott und Seinem Worte verstehen lernst; jetzt aber ist es nicht möglich. Noch ist es Zeit; der Heiland giebt dir noch Frist; wenn du dich zu Ihm wendest, so kann dir noch geholfen werden. Aber säume nicht, sondern eile und errette deine arme Seele!" — Das traf; Wangomen war wie geschlagen, bekannte, daß er auch arm und unwissend sei, und bat wie alle Uebrigen um einen abermaligen Besuch. Die Indianer faßten sogar den Beschluß, bei den Brüdern um einen beständigen Lehrer anzuhalten, und gaben diese Bitte dem Missionar mit, welcher mit Dank gegen Gott die Rückreise antrat und am 5. November wieder in Friedenshütten eintraf, von wo er sich nach Bethlehem begab, um über seine Reise und deren Erfolg zu berichten.

Als die Brüder im Frühjahr 1768 noch Vorkehrungen trafen, eine dauernde Mission am Ohio zu errichten, kamen von dort schon Boten der Delawaren nach Bethlehem, um ihre Bitte vom vorigen Jahre zu wiederholen. Alsbald machten Zeisberger und Senfemann sich auf den Weg und nahmen von Friedenshütten noch die Indianer Anton, Abraham und Petrus nebst deren Familie mit. Fünf Wochen waren sie unterwegs und erreichten, nachdem sie in Wajomick eine merkwürdige Lebensrettung*) erfahren, am 9. Juni Goschgoschünck, wo sie von den Heiden mit großer Freude empfangen und von Wangomen in seinem Hause aufgenommen wurden. Zeisberger predigte nun dem Volke, dessen Häuptling Allmewi ihm besonders gewogen war, jeden Tag, und hielt Morgen- und Abend-Andachten, wobei geistliche Lieder gesungen wurden, die er in die Delawarensprache übersetzt hatte. Die Einwohner kamen fleißig zu den Versammlungen, von denen Zeisberger damals schrieb:

„Es ist ein auffallender Anblick, so Viele zur Predigt des Evangeliums versammelt zu sehen, die ihre Gesichter mit schwarzer oder scharlachrother Farbe angestrichen haben, und auf deren Köpfen ein Busch von Federn oder Fuchsschwänzen sich beständig bewegt. Die vornehmen Frauen der Delawaren sind mit einer feinen weißen leinenen Schürze bedeckt, die bis zu den Knieen hinabreicht; an ihrer Brust hängen ein paar silberne Knöpfe und ihr langes Haar ist mit einem Stück Tuch um den Scheitel umwunden. Die reichsten unter ihnen schmücken ihr Haupt mit silbernen Zierrathen von bedeutendem Gewicht, und behängen ihre Ohren mit Korallen oder silbernen Kreuzen. Andere haben nur das Haar in eine Schlangenhaut eingewickelt."

Mit Hülfe der Indianer erbauten sich die Missionare außerhalb des Dorfes ein eigenes Blockhaus, neben welchem die gläubigen Indianer ihre Hütten aufschlugen; das Feld umher bepflanzten sie mit Welschkorn. So ging Alles eine Weile ganz vortrefflich, bis auf einmal die Hölle sich zu erheben schien und eine gewaltige Feindschaft gegen das Evangelium und seine Boten ausbrach. Besonders thaten die Weiber mit ihren Klagen sich hervor; sie behaupteten, seit Zeisbergers Predigt sei der Segen der Götter von Goschgoschünk gewichen: Das Welschkorn erfriere auf dem Felde oder werde von Würmern zerfressen; das Wild fliehe aus den Wäldern; Kastanien und Heidelbeeren gediehen nicht mehr. Dann verbreiteten sich allerlei Gerüchte: wenn man nur erst die Missionare aufgenommen hätte, so würden bald mehr Weiße kommen und die Indianer zu Sklaven machen u. dgl. Dazu brachten die heidnischen Zauberer feierliche Opfer, um ihre Götter wegen der Anwesenheit der weißen Lehrer zu versöhnen, und endlich kamen geheime Botschafter von den sechs Nationen mit dem Befehl, den weißen Lehrer zu verbannen oder um's Leben zu bringen; ja ein entfernter heidnischer Lehrer schickte dem Allmewi einen schwarzen Wampom mit der Erklärung, wenn man noch länger der neuen Lehre anhänge, so werde alles Korn von der Sonne verbrannt werden. Selbst Wangomen machte jetzt mit den Widersachern Gemeinschaft, die Mehrzahl in Goschgoschünk war den Missionaren entgegen und zwei Indianer verbanden sich sogar insgeheim, Zeisberger zu ermorden. In dieser drückenden Lage waren die Brüder zwar

*) Basler Missionsmagazin a. a. O. p. 223.

auf der Hut, verloren jedoch den Muth nicht und setzten ihre Versammlungen fort, wenn sie auch weniger zahlreich besucht wurden. Doch erschien es ihnen wünschenswerth, unter solchen Umständen mit den Gläubigen an einen Ort zu ziehen, wo sie ungestört ihrem Gott dienen konnten. Lieber wollten auch diese, da der bei weitem größte Theil der Einwohner dem Evangelium immer feindseliger sich widersetzte, auswandern, als von dem seligen Christenglauben sich scheiden. An ihrer Spitze stand der ehrwürdige Häuptling Allmewi, ein Greis von 120 Jahren, der von Anfang an den Missionaren wohlgewollt hatte, aber erst nach schwerem Kampfe seines Herzens gegen die Wahrheit unter die Macht der göttlichen Gnade sich gebeugt hatte. „Ich kann es nicht länger ertragen," rief er endlich in heftiger Bewegung unter einem Thränenstrome aus, „ich kann es nicht länger ertragen; mein Herz ist voll, und ich habe keine Ruhe Tag und Nacht. Wenn ich nicht bald Trost erhalte, so muß ich sterben!" — Sein Weib, seine Verwandten und Freunde setzten ihm den heftigsten Widerstand entgegen; er überwand ihn, denn es war, als ob eine Stimme der Ewigkeit aus dem Alten herausspräche. Am Christfest 1769 ward er getauft, und vermochte keine Worte zu finden, um den Frieden zu bezeichnen, der sein innerstes Wesen erfüllte. Selbst sein veralteter Körper schien neue Jugendkraft gewonnen zu haben. „Nicht allein mein Herz ist vollkommen befriedigt," sprach er, „auch mein Körper ist wieder stark geworden. Nie hätte ich es glauben können, daß ich solche Seligkeit noch in meinen alten Tagen genießen dürfte." — Während der Vorbereitungen zur Auswanderung erschienen drei Senekahäuptlinge im Dorfe und überreichten Zeisberger einen schwarzen Wampom mit dem Verbot, nicht eher von Goschgoschünk zu weichen, bis weitere Befehle vom Rathe zu Onondago eingetroffen wären. Doch dieser ließ sich nicht schrecken, und auch der Häuptling Allmewi erklärte, daß sie Alle entschlossen seien, es koste, was es wolle, ihrem Lehrer in die Wildniß zu folgen. Und so geschah's; am 7. April 1769 bestiegen die Missionare mit dem Häuflein der Neubekehrten, unter ihnen Allmewi, die Boote, während das ganze Volk in dumpfer Stille den Abzug ansah, und Niemand eine feindselige Hand aufzuheben wagte. Sechs Stunden unterhalb Goschgoschünk fuhren sie den Fluß hinab und landeten noch denselben Abend in Lahunakhanneck, dem Orte ihrer künftigen Niederlassung an. Mit Gebet weiheten sie die neue Wohnstätte ein. — In Lahunakhanneck hatte die junge Gemeinde einen sehr schweren Anfang; sie mußte mit Hunger und Verfolgung zugleich kämpfen. Zeisberger aber nebst seinen Gehülfen ließ sich dadurch in seiner Missionsthätigkeit nicht irre machen, und immer mehr Indianer kamen herbei und ließen sich das Heil in Christo predigen. Unter ihnen fand auch der Delawaren-Häuptling Glikhikan sich ein, ein großer Mann in seinem Volk, mit der Absicht, Zeisberger zu widerlegen und dadurch seine Wirksamkeit zu Schanden zu machen. Klüglicherweise hörte er erst einige Predigten des Missionars an, um nach Entdeckung der schwachen Seiten der neuen Lehre alsbald den Kampf dagegen zu beginnen. Aber es kam ganz anders. Eines Tages ist er mit den Goschgoschünker Freunden, welche ihn begleitet hatten, um Zeugen seines Sieges zu sein, im Hause des Ge-

hülfen Anton versammelt, und nach dem Essen beginnt dieser in kurzen, durch öftere Pausen unterbrochenen Sätzen den Heiden das Heil in Christo zu bezeugen.

„Meine Freunde," spricht er, „hört mir zu; ich will euch etwas Großes sagen: Gott hat Himmel und Erde, und was darinnen ist, geschaffen, und da ist nichts, was Er nicht gegeschaffen hätte. — Er hat auch uns geschaffen; wer ist nun unter euch, der seinen Schöpfer kennt? — Ich sage euch die Wahrheit, Niemand kennt unsern Schöpfer von Natur, denn wir sind von Gott abgefallen und durch die Sünde ganz verdorbene und verfinsterte Menschen. — Der Gott, der alle Dinge und auch uns geschaffen hat, ist in die Welt gekommen und Mensch geworden, gerade so wie wir, hat aber keine Sünde in sich gehabt. Warum ist er doch vom Himmel in die Welt gekommen und Mensch geworden? Denkt ein wenig darüber! — Er ist darum Mensch geworden und hat unser Fleisch und Blut angenommen, damit Er Sein Blut für uns vergießen könnte zur Vergebung unserer Sünden, und damit Er den Tod für uns am Kreuze leiden könnte, wodurch Er uns das ewige Leben und die Seligkeit erworben und uns von der ewigen Verdammniß erlöst hat." —

Da erhebt sich Glikhikan und bezeugt den übrigen Indianern: „Alles, was wir gehört haben, ist gewisse Wahrheit!" Und von nun an ward er ein fleißiger Hörer des Worts und sah mit Erstaunen einen frühern Traum in Erfüllung gehen, da er in einem Saale viele Indianer mit ungeschnittnem Haar und ohne Nasenringe um einen kleinen weißen Mann versammelt erblickt, der ihm ein Buch gereicht und ihn zum Lesen aufgefordert und auf seine Erwiderung, daß er nicht lesen könne, ihm geantwortet: „Wenn du eine Weile bei uns bist, wirst du es schon lernen." Oft sprach er dann mit Zeisberger über das Wohl seiner Seele, wäre auch gern gleich getauft worden, und verkündete daheim in Kaskasung, was ihm geschehen; die Bewohner von Goschgoschünk aber beschlossen in Folge dieses Ereignisses in einer feierlichen Versammlung, daß fortan Jeder, der es wollte, ungehindert das Evangelium sollte hören können. Seitdem gestalteten sich auch die Dinge in Lahunakhanneck immer lieblicher; ein Versammlungs- und Wohnhaus der Brüder wurde erbaut und am 3. December die Erstlinge aus jener Gegend, eine indianische Familie, Vater, Mutter und Kind getauft, denen am Christfest, wie schon erwähnt, der treffliche Häuptling Allmewi folgte und den Namen Salomo erhielt. Mehrere Indianer wurden noch in den ersten Monaten des Jahres 1770 getauft und mit diesen jungen Christen besondere Versammlungen eingerichtet.

Unterdessen waren neue Feindseligkeiten zwischen den Seneka's und Cherokesen ausgebrochen, und auch Lahunakhanneck war dadurch vielfach bedroht. Kaum hatte Glikhikan davon vernommen, als er Zeisberger dringend einlud, sich mit seiner Gemeinde bei ihm zu Kaskasung am Biberflusse niederzulassen und den zahlreichen Bewohnern jener Gegend das Evangelium zu predigen. Zeisberger sah darin eine Weisung Gottes und fuhr mit seinen Neubekehrten am 17. April 1770 nach einem rührenden Abschied von den Häuptlingen zu Goschgoschünk auf 16 Booten den Allegennyfluß bis nach Pittsburg hinab, von wo sie auf dem Ohiostrome ihre Reise bis zu der Stelle fortsetzten, wo sie in die Mündung des Biberflusses einlaufen konnten; „ein merkwürdiger Auftritt und der erste dieser Art in dieser abgelegenen Waldwildniß. — Ei-

nige dieser Boote waren angefüllt mit den bekehrten Kriegern, die bis an die Zähne bewaffnet waren und auf deren Köpfen eine gefiederte Krone prangte. In andern saßen die wehrlosen Missionarien mit dem Kinderhäuflein der Neubekehrten, um eine Wohnung Gottes unter den Menschenkindern in dieser Wildniß anzupflanzen. Von Zeit zu Zeit erschallte eins der köstlichen altdeutschen Lieder, welche Zeisberger in die Delawarensprache übertragen hatte, auf den Gewässern dieses breiten Stromes, und durchbrach zum ersten Mal die Todesstille seiner Einsamkeit." Auf den beiden letzten Tagereisen mußten sie ihr sämmtliches Gepäck tragen, da sie auf dem Biberfluß an einen Wasserfall gelangt waren, wo der Strom sich in eine jähe Tiefe hinabstürzte. Endlich 8 Stunden unterhalb der Mündung des Flusses, mitten in der dichtesten Wildniß, erreichten sie am 3. Mai den Platz, der ihnen künftig zur Wohnung dienen sollte. Feierlich wurden sie hier von ihrem Freunde Glikhikan empfangen und begannen alsbald ihre erste Arbeit. Das Land wurde bepflanzt, Hütten wurden aufgeschlagen und die neue Niederlassung erhielt den Na-Languntoutemnück, Friedensstadt; Glikhikan aber ließ es sich nicht nehmen, in der Mitte der kleinen Gemeinde zu wohnen, und konnte bald hernach getauft werden. Er bekam den Namen Isaak. Durch seine Bekehrung aber hatte er sich nicht bloß bei seinem Volk, sondern auch bei seinem Häuptling Pakanke, der früher große Stücke auf ihn hielt, verhaßt gemacht. Dadurch wurden auch viele von seinen Leuten abgehalten, nach Friedensstadt zu kommen, und schon drohte die Lage der Christen eine mißliche zu werden, als eine Krankheit die Delawaren auf andere Gedanken brachte. Eine Gesandtschaft von dem großen Rath derselben kam nach Friedensstadt und berichtete, in ihrer Gegend wäre eine verheerende Seuche ausgebrochen, welche sie der Macht der Zauberer zuschrieben. Sie hielten nun die Annahme des Evangeliums für das beste Heilmittel und hätten daher den Beschluß gefaßt, das Wort Gottes im ganzen Lande zuzulassen, und Jeden, der sich dagegen widersetzte, als einen Feind der Nation anzusehen. Zugleich luden sie Zeisberger zu einem Besuche ein. Darauf nahm das Werk in Friedensstadt, wo vom Oktober 1770 ab Missionar Jungmann mit seiner Frau als Mitarbeiter eintraten, guten Fortgang, und der Häuptling Pakanke selbst hielt sich einige Tage dort auf und gab nach seiner Heimkehr seinen Kindern den Rath, nach Friedensstadt zu gehen und den Glauben an Jesum Christum zu lernen.

Zeisberger aber rüstete sich schon wieder zu neuer Thätigkeit in andern Indianergebieten. Von dem Unami (Fürsten) der Delawarenhäuptlinge Netawatwis, einem Mann von starkem Geist und entschiedenem Regententalent, den er im Jahre 1771 kennen lernte, ward er eingeladen, sich in seinem Gebiet am Muskingum niederzulassen. Zeisberger machte sich 1772 mit einigen Indianerbrüdern dahin auf, ward von Netawatwis freundlich aufgenommen, und fand die Stelle — in der Mitte zwischen Friedensstadt und dem Eriesee, in einer fruchtbaren, von Wallnuß- und wilden Aepfel- und Pflaumenbäumen beschatteten Gegend, von einer zahlreichen Bevölkerung umwohnt, — so gelegen, daß er alsbald einwilligte, unter Zustimmung der Heiden davon Besitz nahm und

wieder nach Friedensstadt zurückkehrte, von wo er nach kurzer Zeit mit fünf Indianerfamilien, zusammen 28 Personen, wiederkam. Am 4. Mai 1772 wurden die Plantagen abgesteckt, und der neue Ort erhielt den Namen Schönbrunn. Auch hier ertönte nun alsbald die Predigt des Evangeliums und aus den benachbarten Dörfern kamen die Heiden, es zu hören; manchen gefiel es auch so gut, daß sie baten, bei den Brüdern wohnen zu dürfen. Diesen aber erwies sich Isaak Glikhikan, der mit nach Schönbrunn gezogen war, als ein treuer Gehülfe.

Einst fragte ihn ein heidnischer Indianer: „Du bist doch auch ein Kapitän (Häuptling) gewesen, ehe du gläubig wareſt, und bist es noch; das kannst du nicht leugnen. Wie reimt sich aber ein Kapitän mit einem Gläubigen?" — Offen antwortete Isaak: „Ja, vor diesem war ich ein Kapitän, aber ich mußte immer unterliegen, die Sünde hat mich allezeit überwunden, und ein rechter Kapitän soll nie unterliegen, sondern immer siegen; das weißt du wohl. Wenn ich mir auch öfter fest vorgenommen hatte, nicht mehr zu saufen, so konnte ich es doch nicht lassen, und mußte des Satans Sklave sein. Aber nun bin ich erst ein rechter Kapitän, denn jetzt kann ich allezeit siegen; die Sünde kann mich nicht mehr überwinden, wie ehedem, denn alle Lustbarkeiten mag ich nicht mehr ansehen; ich habe kein Bischen Gefallen mehr daran, weil ich etwas Besseres gefunden habe, welches ich dir auch wünsche".

Noch in demselben Jahre wurde in der Nähe von Schönbrunn eine zweite Niederlassung, Gnadenhütten, gegründet. Das ging aber so zu. In Friedenshütten am Susquehannah, dem nach Zeisbergers Abreise an den Ohio Missionar Schmick vorstand, gestaltete sich bald ein geordnetes kirchliches und bürgerliches Leben, und die Bekehrten erwarben sich durch Fleiß und rechtschaffnen Wandel die Achtung ihrer Landsleute. Mancher Heide, der dahin kam, erwachte aus seinem Sündenschlafe, und auch die Arbeit der Missionare unter den Kindern, für welche im Jahre 1770 neue und geräumige Schulhäuser gebaut wurden, war reich gesegnet. Zwölf Stunden oberhalb Friedenshütten lag das Dorf Schescheguon, dessen Bewohner am 4. Februar 1769 auf ihre Bitten in dem Bruder Rothe einen eignen Lehrer erhielten und bald eine Filialgemeinde von Friedenshütten bildeten, deren getaufte Glieder gar liebliche Bekenntnisse ablegten.

So sagte einer von ihnen, Nathanael, zu einem um sein Seelenheil bekümmerten Heiden: „Es ist sehr leicht, ein seliges Herz zu bekommen, wenn man nur allen sündlichen Dingen ganz absagen will und das glaubt, was man vom Heilande hört; denn wenn man Ihn bittet, so wird einem gegeben. Aber wir sind dem Bitten und Betteln gram, und darum bekommen wir auch nichts. So bin ich ehedem auch gewesen. Da ich aber vielfältig von den Brüdern hörte, wie gut es ein erlöstes Herz haben kann, so fing ich an zu bitten und zu betteln, bis der Heiland es mir schenkte; und seit meiner Taufe deucht mich, daß ich immer seliger werde; ja es ist mir manchmal so wohl, als könnte ich den Heiland sehen; so nahe ist Er mir, und mein Herz wird so voll Freude, als ob es lachte".

Beide Gemeinden aber sollten bald in schlimme Bedrängniß kommen. Der große Rath zu Onondago, welcher im Jahre 1765 der Indianergemeinde die Gegend um Friedenshütten förmlich als ihr Eigenthum abgetreten hatte, brach sein gegebenes Wort und verkaufte das Ländergebiet am Susquehannah mit allen darauf befindlichen Besitzungen hinterlistiger Weise an die englische Regierung in Pennsylvanien. Die Brüder erfuhren es erst nach dem Abschlusse des Handels, als die Häuptlinge ihnen zwei spanische Thaler als ihren Antheil an dem Kaufgelde

— eine geringe Entschädigung für so großen Verlust — zusendeten. Zwar sagte der Gouverneur von Pennsylvanien der über die Treulosigkeit der Irokesen sehr mißmuthigen Gemeinde die fernere ungestörte Benutzung des eingenommenen Landes in Friedenshütten zu, aber die beständigen Neckereien von Seiten der Weißen und der Indianer konnte er nicht verhindern, und die Rumhändler trieben ungestört ihr schändliches Gewerbe. Daher erschien es bald als das Beste, Friedenshütten zu räumen und sich anderswo Hütten zu bauen. Zwar konnte die Gemeinde sich nicht entschließen, der bereits im Frühjahr 1771 an sie ergehenden dringenden Einladung des Häuptlings Netawatwis in sein Gebiet zu folgen; doch beschlossen die Brüder auf einer Conferenz zu Bethlehem, an der auch Zeisberger Theil nahm, die beiden Gemeinden Friedenshütten und Schescheguon in die Gegenden des Ohio zu verpflanzen. Im Frühjahr 1772 rüsteten sich die Gläubigen zum Aufbruch. In Frieden schieden sie von den Irokesen, die ihnen vergeblich zuredeten, zu bleiben. Aber schwer ward es ihnen, ihre Friedenshütten, das Werk von sieben sauern Jahren, zu verlassen, und nun bereits zum dritten Mal (nachdem sie von Schekomeko nach Gnadenhütten bei Bethlehem, und von da nach Friedenshütten gezogen,) ihren Wohnsitz zu wechseln. Lang und beschwerlich war die Reise der 241 Auswanderer, die in zwei Abtheilungen, theils zu Lande, theils auf den Strömen, dem Muskingum zuzogen. Am 5. August trafen sie nach einer Wanderung von 8 Wochen in Friedensstadt ein, und sobald der Rath der Delawaren die Erlaubniß zu einer zweiten Niederlassung am Muskingum gegeben, ließen einige sich neben ihren Brüdern in Schönbrunn nieder, die andern bauten in einiger Entfernung ein zweites Gnadenhütten. Im folgenden Jahre 1773 verließen auch die Gläubigen in Friedensstadt, welche der Häuptling Pakanke vor den benachbarten feindseligen Indianern nicht mehr schützen konnte, diesen Ort gänzlich und folgten ihren voraufgegangnen Brüdern nach Schönbrunn, wo nun vornemlich die gläubigen Delawaren, und Gnadenhütten, wo die bekehrten Mahikander ihre Wohnung erhielten. Nachdem nun mit Genehmigung des Rathes der Häuptlinge im Juli d. J. noch Missionar Schmidt von Friedenshütten, der nach dem Abzug der Gemeinde sich nach Bethlehem begeben, den Brüdern als Gehülfe zugesandt war, kam alles auf dem neuen Gebiet gar bald in die beste Ordnung, und das Werk des Herrn am Muskingum nahm den gedeihlichsten Fortgang.

Ende des Jahres 1772 sehen wir Zeisberger schon wieder auf einer Missionswanderung zu dem benachbarten Stamm der durch ihre Wildheit verrufenen Schawano's. Nachdem er in dem ersten Schawano-Dorfe bei dem Sohn eines Häuptlings freundliche Aufnahme gefunden, kehrte er, von diesem begleitet, in der Hauptstadt der Schawano's bei einem angesehnen heidnischen Lehrer ein und sagte ihm, er habe den Indianern Worte des ewigen Lebens zu bringen. „Das ist uns lieb", war die Antwort, „das wollen wir gern hören." Und mehrere Tage hinter einander predigte Zeisberger mit freudigem Aufthun seines Mundes den versammelten Heiden Jesum Christum den Gekreuzigten. Still und aufmerksam hatte der heidnische Lehrer zugehört; endlich aber brach er gegen

Zeisberger in die Worte aus: „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, sondern nur immer über dasjenige gedacht und gesonnen, was ich gehört habe. Nun will ich dir mein Herz sagen. Ich glaube, es ist Alles Wahrheit, was du predigst; seit einem Jahre ist es mir klar geworden, daß wir Alle zusammen sündige Menschen sind, und mit Allem, was wir thun, verloren gehen. Wir haben aber nicht gewußt, was wir noch thun und vornehmen sollten, um selig zu werden; ich habe daher meine Leute immer vertröstet, daß noch Jemand kommen und uns den rechten Weg zur Seligkeit zeigen würde, denn wir sind nicht auf dem rechten Wege; und noch den Tag vorher, ehe ihr ankamet, habe ich zu ihnen gesagt, daß sie nur noch ein klein wenig Geduld haben sollten, es würde gewiß bald Jemand kommen; und da ihr nun gekommen seid, so glaube ich, Gott hat euch zu uns gesandt, uns sein Wort kund zu thun." Die heidnischen Häuptlinge gewannen das Evangelium so lieb, daß sie in ihrem Rathe die Annahme desselben beschlossen und Zeisberger bei seiner Abreise nach Schönbrunn um einen christlichen Missionar baten, sich auch bereit erklärten, ihren heidnischen Wandel aufzugeben und selbst einen Ort zu gründen, wo sich nur heilsbegierige Indianer niederlassen dürften. Leider fand Zeisberger bei einem zweiten Besuch im September 1773 die Stimmung der Schawano's so verändert, daß für jetzt an eine Mission unter ihnen nicht zu denken war.

Einen desto gedeihlicheren Fortgang nahm das Werk des Herrn am Muskingum, wo das verkündigte Gotteswort reiche Früchte trug, so daß Zeisberger selbst späterhin auf diese Zeit als auf die schönste in seinem Leben hinzublicken pflegte. Gleich nach seiner Rückkehr von den Schawano's wurden in Schönbrunn und Gnadenhütten die neuerbauten Gotteshäuser feierlich eingeweiht und die Verkündigung des Evangeliums auch während eines zwischen den benachbarten Indianerstämmen ausgebrochenen Krieges, der indeß durch die Umsicht und Entschlossenheit der englischen Regierung bald beigelegt wurde, ununterbrochen fortgesetzt. Zeisberger selbst beschäftigte sich in seinen wenigen Mußestunden damit, schöne Lieder aus dem Brüdergesangbuch in die Delawarensprache zu übersetzen und Bücher für seine Schulkinder anzufertigen. Das Leben in der Wildniß hatte jetzt für ihn sogar großen Reiz gewonnen. Er verstand sich auch darauf, gleich dem besten Indianer, Bären, Panther und Rennthiere zu schießen, und mußte freilich diese Geschicklichkeit oft genug in Anwendung bringen, um für den täglichen Unterhalt zu sorgen. Wenn er dann Nachmittags nach Schönbrunn, wo er seine Wohnung hatte, zurückkehrte, so pflegte er die Arbeiten an den Gebäuden und auf den Pflanzungen in Augenschein zu nehmen, die Schulen zu besuchen, die Jugend zu prüfen, Abendversammlungen zu halten und Alles zu besorgen, was sich auf das Wohl seiner Gemeinden bezog. Dann zog er sich in seine einsame Hütte zurück, um seine schriftlichen Arbeiten und indianischen Sprachstudien fortzusetzen. Unter den Indianern genoß er das größte Ansehen und Vertrauen; auch zu seinen ärztlichen Kenntnissen nahmen Viele ihre Zuflucht. Zahlreiche Fremde, auch Kriegsleute, fanden sich auf den Niederlassungen der Gläubigen zum Besuche ein, empfingen christliche Eindrücke und freuten sich der freund-

lichen Aufnahme, welche sie — oft wider ihr Erwarten — in der Gemeinde fanden.

Ein fremder Mahikander, der einst an der gottesdienstlichen Feier in Gnadenhütten Theil genommen und über den zahlreichen Besuch derselben erstaunt war, fragte eine christliche Indianerin, ob denn alle Anwesenden die Liebe Gottes, von welcher gepredigt worden, auch gefühlt hätten. Sie antwortete: „Das kann ich dir nicht sagen, ob es Alle so im Herzen fühlen; wer aber an den Heiland glaubt und Ihn liebt, der hat ein Gefühl davon. Ich will dir ein Gleichniß geben: Siehe, wenn hier auf dem Tische schönes Essen stände, und viele Leute hier in der Stube wären, so würden nur diejenigen davon sagen können, wie schön die Speise schmeckt, die davon gegessen hätten, die Anderen aber nicht. So ist es auch mit dem Heilande. Nur diejenigen, die seine Liebe geschmeckt haben, können davon reden und Seine Liebe nicht vergessen".

Der Mahikander erwiederte: „Dieses Gleichniß ist wahr. Ich will dir dabei doch auch etwas erzählen. Als meine Frau ihr erstes Kind bekommen sollte, konnte ich es kaum erwarten, es zu sehen, und als ich es sahe, dachte ich: Das Kind hat doch Gott geschaffen; und ich gewann es so lieb, daß ich es nicht genug betrachten konnte. Das Kind starb aber bald; da wurde ich so betrübt, daß mich nichts befriedigen konnte, und ich hatte keine Ruhe. Tag und Nacht war das Kind vor mir, weil mein Herz daran hing, und ich es so lieb hatte. Ich konnte nicht zu Hause bleiben, sondern lief im Busch herum, und wäre bald von meinem Verstande gekommen. Da riethen mir die Indianer, ich sollte zu brechen einnehmen, so würde ich die Betrübniß verlieren. Das that ich, aber die Betrübniß und die Liebe zu dem Kinde blieb noch. Ich ging wieder in den Busch. Da sah ich die Vögel und die Bäume an, und dachte: Das hat doch Niemand als Gott geschaffen, der hat doch auch mein Kind geschaffen, und ich sagte: Du, o Gott, der du Alles geschaffen hast, ich weiß nicht, wo du bist, ich habe aber gehört, daß du im Himmel wohnest; du hast mein Kind von mir genommen, nimm nun auch die Betrübniß von mir weg. Das ist geschehen, und da konnte ich mein Kind vergessen. Dabei denke ich nun: Vielleicht ist es auch so bei denen, die Gott lieb gewinnen, daß sie ihn nicht vergessen können und keine Ruhe in andern Sachen haben, wie mir bei dem Kinde war, das ich so lieb hatte".

Einen schmerzlichen Verlust erlitten die Brüder im Jahre 1773 durch den Tod des gläubigen und treuen Nationalgehülfen Anton, der ihnen besonders durch seine Uebersetzungsgabe sehr nützlich und ein wackerer Zeuge des Evangeliums, für das er auch sein Leben hätte lassen können, gewesen war. Er entschlief im 77. Jahre seines Alters, geliebt und betrauert auch von den Indianern, deren manchem er ein Führer zum Leben geworden war. Anfeindungen von Seiten benachbarter Häuptlinge hätten um diese Zeit den Brüdern leicht gefährlich werden können, wenn nicht ein angesehener Heerführer der Delawaren, Killbuck oder Weißaug, der das Evangelium liebgewonnen hatte, sich den Anschlägen seiner Landsleute widersetzt und, obschon deßhalb selbst angefochten, die Brüder geschützt hätte. Er bewirkte auch, daß Netawatwis der treuste Freund der Brüder ward und bis an's Ende blieb, und daß der Rath der Delawaren den Beschluß faßte, das Wort Gottes anzunehmen und den gläubigen Indianern ganz dieselben Rechte im Lande einzuräumen, wie den anderen. Wer sich von den Indianern zu den Brüdern wenden und gläubig werden wollte, der sollte dazu Freiheit haben und ihm nicht gewehrt werden. Hingegen sollten sich keine Indianer in der Nähe der Gläubigen niederlassen. Deß freute sich Netawatwis und sprach: „Ich bin schon ein alter Mann, und weiß nicht, wie lange ich noch in dieser Welt leben werde; darum bin ich froh, daß ich dieses Werk noch

habe thun können, damit es unsere Kinder und Nachkommen zu genießen haben; und nun kann ich aus der Zeit gehen, wenn es Gott gefällt."

Schon hatten nach dem allen die Boten des Evangelii die Hoffnung gefaßt, daß sie an dieser stillen Zufluchtsstätte ungestört bleiben würden, da brach im Jahre 1774 der Freiheitskampf der Amerikaner gegen das englische Mutterland aus. Ein am 4. September d. J. zu Philadelphia gehaltener Congreß der Amerikaner sandte nach allen Richtungen Commissäre aus, um auch die Indianer für ihre Parthei zu gewinnen, und auf einer Versammlung zu Pittsburg wurde wirklich ein Theil derselben auf die Seite der Freiheitsfreunde gebracht. Die Missionare dagegen boten alles auf, die Indianer von jeglichem Antheil an dem Kampfe, dessen Folgen für ihre Niederlassungen sie wohl voraussahen, abzuhalten, und erklärten sammt ihren Gemeinden nachdrücklich ihre Neutralität, wodurch sie es freilich mit beiden Partheien verdarben. Indeß blieben sie während der ersten Kriegsjahre noch von Unruhen verschont; ihre Arbeiten in Schönbrunn und Gnadenhütten gingen in Segen fort; ja, sie konnten sogar auf dringende Bitten des Rathes der Delawaren im April 1776 drei englische Meilen unterhalb Goschgoschünk am rechten Ufer des Muskingumflusses einen dritten Gemeindeort, Lichtenau, anlegen. Der erste Heide, welcher hier am 28. Juli 1776 getauft ward, war Johannes, ein Enkel des alten Netawatwis, ein vortrefflicher junger Mann, der mit Freuden zeugte von dem, was er glaubte, und als ein Heide ihm den Rath gab, seine Erfahrungen für sich zu behalten, um nicht sein Leben in Gefahr zu bringen, die schöne Antwort gab: „So will ich desto getroster davon reden. Denkst du denn, daß wir uns vor der Zauberei der Indianer noch fürchten und darum unsern Mund zuhalten und das verschweigen sollen, was der Heiland für uns und alle Menschen, auch für die Indianer gethan und gelitten, und wie er sein Blut für Alle vergossen hat? Das sei ferne. Wir wollen gern allen Indianern sagen, wie sie zum Heiland kommen und selig werden können, und davon nicht schweigen, so lange wir leben, denn das ist Gottes Wille." — Auf den alten Netawatwis machte die Taufe seines Enkels einen tiefen Eindruck, und ernstlicher denn je fing er an, auf das Heil seiner Seele zu denken. Selten fehlte er bei dem Gottesdienst in Lichtenau, wohin er auch seinen Sohn ziehen ließ, und oft saß er bis tief in die Nacht mit Zeisberger am verglimmenden Kohlenfeuer und ließ sich von der Gnade Gottes in Christo erzählen. Daß er aber so oft schon das Evangelium gehört, und doch selbst das Heil noch nicht gefunden, das preßte ihm nach der Taufe seines Enkels bittre Thränen aus. — In demselben Jahre 1776 ließ ein anderer Häuptling, Assiningk, in Lichtenau sich nieder. Sein Weib war das Kind weißer Eltern, auf einem Raubzuge hatte er vor 19 Jahren sie entführt, sorgfältig erzogen und dann zu seiner Gattin gemacht. Ihre alte Heimath hatte die Frau längst vergessen, und ihre Ehe war so glücklich, als es ohne den Glauben nur immer möglich ist. Da besucht sie am Morgen die christliche Versammlung; unter dem Gesange der christlichen Lieder wachen die alten Jugenderinnerungen wieder auf; ein Thränenstrom bricht

aus ihren Augen, und: „O wie froh bin ich", ruft sie aus, „daß ich einmal hier bin und in neunzehn Jahren wieder zum ersten Male das Wort Gottes gehört habe. Ich habe schon oft verlangt, zu euch zu kommen und bei euch zu wohnen, und nun hat mir Gott mein Verlangen gewährt!" Kurze Zeit darauf stand Assiningk mit seinem Weibe unter der Zahl der Gläubigen.

Durch die Freundschaft dieser einflußreichen Häuptlinge, Netawatwis, Weißaug, Assiningk, stand so das ganze Delawarengebiet für Zeisberger und seine Mitarbeiter offen, und schon hoffte er, hier den Rest seiner Tage im Dienste des Heilands verzehren zu können, da drangen die Unruhen des Krieges auch in diese Gegend. Engländer wie Amerikaner suchten jeder die Indianer für sich zu gewinnen; schon hörte man, die Irokesen, Wyandot's und Schawano's hätten sich bereits in den Krieg verwickeln lassen. Die Häuptlinge der Delawaren boten alles auf, den Frieden zu erhalten, und sandten Abgeordnete zu den Indianerstämmen, vor dem Kriege sie zu warnen. Weißaug ging selbst an den Huronfluß, um den Häuptling der dort wohnenden Stämme zum Frieden zu bewegen; der aber warf ihm den Friedens-Wampom vor die Füße und befahl ihm, binnen einer halben Stunde den Ort zu verlassen. Immer verwickelter wurden die Verhältnisse, immer drohender die Gefahren; da mußten die Missionare gerade um diese Zeit ihre beste Stütze auf Erden, den edlen Netawatwis, durch den Tod verlieren. Er starb im Jahre 1777. Vor seinem Ende versammelte er alle Häuptlinge um sein Lager und sprach ihnen in den herzlichsten Worten den Wunsch aus, daß alle Delawaren Christen werden und das von den Missionaren verkündigte Wort annehmen möchten. Nachdem sie ihm tiefbewegt versprochen, alle ihre Kräfte dafür aufzubieten, rief der Sterbende seinen Freund Zeisberger, der ihm noch etwas von der Liebe des Heilandes erzählen mußte, und unter seinem thränenvollen Gebet schloß der Greis im Frieden Gottes seine Augen. Schweigend umstanden die Indianer den geliebten Todten, als der edle Weißaug, eine Bibel in der Hand und mit Thränen in den Augen, hervortrat und sie also anredete: „Meine Freunde, ihr habt jetzt den letzten Willen unseres erblaßten Unami vernommen. Laßt uns ihn befolgen; laßt es uns unsern Jünglingen und unsern Kindern sagen, und davon reden, wenn wir im Walde jagen oder uns vom Feinde in's Gesicht schauen lassen. Wir wollen niederknieen vor dem Gott, der uns geschaffen hat, und Ihn bitten, daß Er uns gnädig sein und uns Seinen Willen offenbaren wolle; und da wir denen, die noch nicht geboren sind, das heilige Bündniß nicht verkündigen können, das wir bei dieser Leiche geschworen haben, so wollen wir beten zu dem Herrn unsern Gott, daß Er es unsern Kindern und Kindeskindern bekannt machen möge." Am folgenden Tage erschien eine zahlreiche Gesandtschaft der Cherokesen, um ihr altes Bündniß mit den Delawaren zu erneuern und den entschlafenen Fürsten mit zu Grabe zu geleiten. In der Mitte des Leichenzugs aber und unter den vordersten Feldobersten wandelte Zeisberger, in seine Delawarentracht eingehüllt, und nur dadurch von jenen unterscheidbar, daß er bitterlich am Grabe weinte. Und als die Erde die Hülle seines Freundes überschüttete, da ergriff seine Seele

eine mächtige Ahnung, daß eine Stunde mitternächtlicher Finsterniß dem Missionswerke herannahe.

Und diese Unglücksstunde brach nur allzubald herein. Ein Agent der englischen Regierung hatte sich zu Detroit am Huronflusse niedergelassen, um die Indianerstämme zur Theilnahme am Kriege gegen die aufrührerischen Amerikaner zu bewegen. Schon war es ihm gelungen, die nördlichen Stämme für die Engländer zu gewinnen; jetzt lag es ihm daran, auch die westlichen, unter denen die Delawaren die erste Stelle einnahmen, in seine Pläne zu ziehen. Die Delawarenhäuptlinge aber waren seit dem Tode ihres Unami Netawatwis dem Kriege noch abgeneigter, und die Missionare suchten sie darin natürlich zu bestärken. Der Gouverneur zu Detroit fing deßhalb an, in den Missionaren Feinde der Engländer zu erblicken, und machte mit den ihm gleich Gesinnten allerlei Anschläge, Zeisberger und die übrigen Brüder in seine Gewalt zu bekommen; ja es verbreitete sich das Gerücht, daß sie gefangen oder ermordet werden sollten. In Schönbrunn, wo Zeisberger noch immer gewohnt hatte, war die Gefahr am größten, weil die Gemeinde sich gespalten hatte, und die Monsey's, einer der drei Delawarenstämme, sich auf die Seite der Aufrührer schlugen und den Häuptling Newallike in Schönbrunn, trotz Weißaug's Mahnungen, mit einem ziemlichen Anhang für sich gewannen. Dazu kam die Nachricht, daß die verbundenen Wilden Schönbrunn überfallen wollten. Deßhalb sah sich Zeisberger genöthigt, am 19. April 1777 mit seinen Gehülfen und den gläubigen Indianern abermals auszuwandern, nachdem sie zuvor ihr Gotteshaus, um es vor heidnischen Entweihungen zu schützen, abgebrochen hatten. Der größere Theil zog nach dem benachbarten Lichtenau, einige wenige nach Gnadenhütten. Bald darauf wandten sich Heckewälder und Jungmann mit ihren Frauen nach Bethlehem, während Zeisberger mit Edwards in Lichtenau blieb. Ein Besuch des Halbkönigs der Huronen, der gleich hernach mit 200 Kriegern nach Lichtenau kam, wo alle gastlich empfangen und freundlich bewirthet wurden, ging durch Gottes Gnade wider Erwarten ohne Gefahr vorüber, ja der wilde Häuptling versicherte sogar die Missionare seiner Freundschaft. Wurde nun die Gemeinde in der folgenden Zeit auch öfters durch Gerüchte von beabsichtigten Ueberfällen erschreckt, so ging sie doch im Innern ungestört ihren Gang und erlebte manches Erfreuliche. So konnte noch im Jahre 1777 der Häuptling Wekapachtschiechen*) getauft werden, der sich in Lichtenau trotz alles Widerstrebens der Seinigen niedergelassen und noch vor seiner Taufe in einer Rathsversammlung der Delawaren das schöne Zeugniß abgelegt hatte: „Lieben Brüder und Freunde, weil wir jetzt lauter fürchterliche Nachrichten von allen Orten her hören, so lasset uns desto angelegentlicher zum Heiland beten, daß Er uns durch diese gefährlichen Zeiten hindurchhelfe, denn jetzt haben wir es am allernöthigsten. Ich darf mich wohl noch nicht unter die Gläubigen rechnen; ich kann euch aber doch von ganzem Herzen versichern, daß ich bei diesem Volke Gottes leben und sterben will. Wo die Brüder

*) Wullschlägel Lebensbilder II, p. 185 f.

bleiben, da will ich auch bleiben; wie es ihnen geht, so soll mir's auch gehen. Ich werde es für eine große Gnade schätzen, bei ihnen mein Leben beschließen zu können; und sollte ich auch nicht zu der Gnade gelangen, getauft zu werden, so soll man doch einst von mir sagen können: Hier liegt Wekapachtschiechen begraben, der, ob er schon nicht hat können getauft werden, doch bis an sein Ende bei der Brüdergemeinde geblieben ist."

Das Jahr 1778 brachte schwere Stürme über die Gemeindeorte; der Kriegsschauplatz rückte immer näher, wilde Schaaren durchstreiften die Umgegend, und oft mußten die Gläubigen die Schädel der Erschlagenen durch ihre Dörfer tragen sehen. Der englische Gouverneur befahl ausdrücklich, die Missionare mit ihren bekehrten Indianern sollten gegen die Amerikaner jenseits des Ohio ziehen und ihm die Skalp's derselben ausliefern. Zeisberger aber warf sein Schreiben entrüstet in's Feuer. Nun sandte der Gouverneur drei verrufene englische Spione, Elliot, M'Klee und Girty, in das Land der Delawaren, um diese zum Kriege aufzureizen und mit tödtlichem Haß gegen die Missionare zu erfüllen. Eine nicht unbeträchtliche Partei, mit dem Häuptling Pipe an der Spitze, ward auch gewonnen und schickte sich bereits zum Kriege an. Mit aller Kraft aber stellte sich Weißaug den kriegerischen Unternehmungen entgegen und erlangte durch seine Entschiedenheit zunächst einen Aufschub von zehn Tagen, innerhalb deren die betrüglichen Vorspiegelungen jener drei Agenten an den Tag kamen, und dieselben vor dem Unwillen der Indianer eiligst flüchten mußten. Um so größer aber ward der Haß der Engländer gegen die Missionare, deren Werk mitten unter allen Gefahren in Segen fortging. — Im April 1778 zogen die Gläubigen von Gnadenhütten, die an diesem Orte den Durchzügen feindlicher Indianer zu sehr ausgesetzt waren, nach Lichtenau, wo sie jedoch immer auch auf ihrer Hut sein mußten. Besonders hatten es die Feinde auf Zeisberger abgesehen, der indeß keine Furcht kannte, ohne sich gerade muthwillig in Gefahr zu stürzen, und oft wunderbar errettet wurde. So lauerten ihm einmal bewaffnete Irokesen im Dickicht des Waldes auf und schwangen schon ihre Streitäxte über seinem Kopf, als sie durch die unerwartete Dazwischenkunft zweier Delawarenjäger vertrieben wurden. — In Lichtenau erlebte die Gemeinde wieder eine Zeit des Gedeihens, und da der Raum bald zu beschränkt erschien, wurde im Jahre 1779 Gnadenhütten und Schönbrunn von neuem bezogen, ja sogar ein neuer Gemeindeort, Salem, in der Nähe von Schönbrunn angelegt. Zeisberger wohnte jetzt wieder in Schönbrunn und hatte große Freude an seinen wachsenden Gemeinden. Aber die Zeit der Ruhe sollte nicht lange dauern. Der edle Weißaug war auf einer Reise zu den Tuscarora's an den Blattern gestorben, und die Partei der kriegslustigen Indianer unter Pipe hatte nun freie Hand. Die Durchzüge feindlicher Indianer wurden jetzt so häufig, die Brandschatzungen durch dieselben so drückend, daß man Lichtenau für eine Zeit lang wieder aufgeben und von da nach Salem wandern mußte. Kaum aber war Zeisberger im Jahre 1781 von Bethlehem, wo er, nach dem Willen

der Brüdergemeinde, mit Susanna Lekron*) sich verheirathet hatte, zurückgekehrt, als die Feinde der Mission, welche die Indianergemeinde eines geheimen Bündnisses mit den Amerikanern beschuldigten, den neuen englischen Gouverneur zu Detroit so gegen die Gläubigen einzunehmen wußten, daß er ihre gänzliche Vernichtung beschloß. Weder die Irokesen, die er durch seinen Agenten bearbeitete, noch die Tschippewa's und Ottowa's, denen jene sagen ließen: „Wir machen euch hiermit ein Geschenk mit den christlichen Indianern am Muskingum, um ihnen den Garaus zu machen", wollten das Zerstörungswerk vollbringen; endlich übernahm es der Halbkönig der Huronen, und der Häuptling Pipe ward sein Helfer. Am 10. August 1781 rückte er in Begleitung des brittischen Agenten Elliot, der voll bittern Hasses gegen die Missionare war, mit einer großen Schaar in Salem ein, anscheinend freundlich, um die Missionare zu täuschen. Elliot's Fahnenträger aber konnte es nicht lassen, den Missionar Heckewälder heimlich vor der bevorstehenden Gefahr zu warnen, der nun sofort an Zeisberger in Schönbrunn Nachricht sandte. Am folgenden Tage zog die Wildenschaar nach Gnadenhütten, wo der Halbkönig der Huronen am 20. August die Gemeinde sammt ihren Lehrern zu bewegen suchte, ihren jetzigen so gefährdeten Wohnsitz zu verlassen, aber zufrieden war, als die Gemeinde seinen Vorschlag zu erwägen und nach der Ernte zu beantworten versprach. Damit war indeß dem schändlichen Elliot nicht gedient, und seinen listigen Vorstellungen gelang es endlich, den Halbkönig auf's Neue aufzuregen. Es war gerade die Stunde des Morgengottesdienstes. Zeisberger hielt eine gewaltige Predigt über die Tageslosung Jes. 54, 8: „Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zornes ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser," und schloß mit den Worten: „Wollen wir den Heiden Ursache geben, daß sie unser spotten und sagen können: diese Leute geben vor zu glauben, und glauben doch nicht? Nein, meine Brüder, wir wollen ruhig bleiben, und die Folgen abwarten, weil es Kindern Gottes nicht geziemt, gleich den Kindern dieser Welt Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Auch wollen wir unsere Feinde nicht hassen, denn sie wissen nicht, was sie thun, vielmehr für sie beten, daß der Herr ihnen ihre Augen öffne; und vielleicht läßt Er uns die Freude zu Theil werden, daß sich einige derselben an unser Häuflein anschließen." — Nach beendigtem Gottesdienst fiel ein wilder Haufe über die Missionare Sensemann, Heckewälder und Zeisberger her und führte sie in das Feldlager der Huronen. Da herrschte wildes Getümmel; ein Haufe um den andern zog ab unter gellendem Geheul, um die noch übrigen Missionare aus den drei Gemeinden und deren Familien als Gefangene herbeizuschaffen und ihre Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Noch ehe der Morgen anbrach, war Alles, was seit 7 Jahren mit der größten Anstrengung aufgerichtet worden war, eine Stätte der Verheerung geworden, die Kirchen, die Schulhäuser, die freundlichen Wohnungen in einen Aschenhaufen verwandelt. Zeisberger's sämmtliche, mit großem Fleiß ausgearbeitete

*) Basler Missions-Magazin a. a. O. p. 273.

Manuscripte und Uebersetzungen wurden gleichfalls ein Raub der Flammen. Die Nacht brachten die Missionare, aller Kleider beraubt und mit einigen alten Lumpen bedeckt, in zwei elenden Hütten auf dem Boden liegend zu. In den folgenden Tagen sahen sie ihre Brüder, Gattinnen und Kinder, freilich halbnackt und schwer mißhandelt, doch lebendig in wildem Triumphe herbeibringen; auch Isaak Glikhikan von Salem war unter den Gefangenen. Ruhig hatte er die in seine Wohnung eindringenden Verfolger mit den Worten empfangen: „Freunde, aus euren Bewegungen schließe ich, daß ihr meinetwegen gekommen seid. Ist dem also, warum zaudert ihr, euren Befehl auszuführen? Ich bin bereit, der Gewalt zu weichen. Ihr habt früher den Glikhikan im Schlachtgetümmel gekannt, und darum fürchtet ihr ihn jetzt. Ja, es war eine Zeit in meinem Leben, wo ich Angriffe dieser Art mit stolzem Hohne zurückgewiesen haben würde. Aber ich bin nicht mehr Glikhikan! Ich bin Isaak geworden und glaube jetzt an den wahren und lebendigen Gott, und für Ihn bin ich bereit, Alles was ich habe, und selbst mein Leben aufzuopfern." Und dann hatte er freiwillig die Hände auf den Rücken gelegt und sich binden lassen. Bald nach ihm wurde auch der Missionar Jung von Salem gefangen eingebracht. „Guten Abend, meine Brüder", rief er seinen Leidensgefährten zu, „unsre irdische Wallfahrt scheint ihrem Ende zuzueilen, und wir befinden uns an den Pforten des Todes. Gut, wenn sie uns um's Leben bringen, so sterben wir für eine gute Sache. Der Herr ist mit uns." — Vier Tage lang schwebten die Gefangenen zwischen Tod und Leben. Endlich wurden sie vor die Versammlung der Häuptlinge geführt und befragt, ob sie bereit wären, mit den Ihrigen nach dem Sandusky fluss zu ziehen, und als sie das bejaheten, gestattete man ihnen, vorläufig nach Salem zurückzukehren, um die gläubigen Indianer zu sammeln. Solchen Ausgang aber hatten sie lediglich den unablässigen Bemühungen der wackeren Nationalgehülfen zu verdanken. Und so betraten sie denn noch einmal ihr theures Arbeitsfeld, noch einmal hatte Zeisberger die wehmüthige Freude, an der ihm so lieben, nun aber völlig verwüsteten Stätte das Evangelium zu verkündigen, einen Heiden zu taufen und mit den Gläubigen das heilige Abendmahl zu feiern. Dann ging es an den Abschied; ein herzergreifendes Scheiden!

Am 11. September 1781 traten die Vertriebenen ihre Reise an. Einen großen Theil ihrer Habe und die ganze Welschkornernte dieses Jahres mußten sie zurücklassen, so daß allein ihr äußerer Verlust auf 12,000 Thaler sich belief. Nach vierwöchentlichem mühseligen Umherirren kam endlich die vielgeprüfte Gemeinde, nachdem unterwegs Manche von ihr in's Grab gesunken, an den Sandusky fluß, südwestlich vom Eriesee, wo ihr der Gouverneur einen Platz zur Niederlassung bestimmt hatte. Aber welch ein Abstand zwischen der üppig blühenden Natur der verlassenen Heimath, und der unfruchtbaren Wildniß, wo sie nun sich anbauen sollten! Bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit konnten sie sich kaum noch Winterhütten aufrichten; an Allem litten sie Mangel, und nicht einmal wilde Wurzeln konnten sie finden zu ihrer Nahrung, denn der Boden war schon hart gefroren. Im Gebet und in gottesdienstlichen Versammlungen, die am Abend nach der Tagesarbeit unter freiem Himmel gehal-

ten wurden, fanden die Verzagten Trost und Stärke, und ihr Glaube hielt sie aufrecht in allen Kümmernissen. Kaum aber waren die nothdürftigsten Einrichtungen getroffen, als bei den Missionaren von Seiten des Gouverneurs in Detroit der Befehl eintraf, sich unverzüglich vor ihm zu stellen, um sich gegen die wider sie vorgebrachten Anklagen zu vertheidigen. Der Delawarenhäuptling Pipe, dem Elliot selbst die Klagepunkte angegeben hatte, sollte ihnen als ihr Hauptankläger gegenüber treten. Zeisberger, Senfemann, Heckewälder und Edwards machten sich alsbald auf den Weg, während Jungmann und Jung bei der Gemeinde blieben, und kamen nach 10 Tagen, halberfroren und erstarrt in ihrer ärmlichen Kleidung, zu Detroit an, wo sie am 9. November in's Verhör gebracht wurden. Pipe, der sie früher beim Gouverneur eines geheimen Briefwechsels mit den Amerikanern beschuldigt, sollte jetzt öffentlich seine Anklage wiederholen. Als er aber vom Gouverneur dazu aufgefordert wurde, gerieth er in große Verlegenheit, redete von ganz andern Dingen, und sagte endlich zum Gouverneur: „Vater, du hast uns anbefohlen, die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern vom Muskingum abzuholen. Es ist geschehen. Als wir sie nach Sandusky gebracht hatten, ließest du uns sagen, wir sollten die Lehrer und etliche Häupter ihrer Indianer zu dir bringen. Sie sind jetzt hier vor dir; du kannst selber mit ihnen sprechen, wie du begehrt hast. Du wirst aber hoffentlich Gutes mit ihnen reden, und ich sage dir, rede gute Worte zu ihnen, denn sie sind meine Freunde, und ich sehe nicht gern, daß hart mit ihnen verfahren wird." Noch einmal aufgefordert, seine früheren Anklagen gegen die Missionare zu begründen, forderte er seine Räthe zum Sprechen auf, und da auch diese den Kopf schüttelten und schwiegen, erklärte er endlich offen die völlige Unschuld der Lehrer, die nun von aller Anklage freigesprochen und selbst mit warmen Kleidern und Decken reichlich versehen wurden, worauf sie zu ihrer Gemeinde zurückkehren durften und daselbst am 22. November zur großen Freude der Ihrigen wohlbehalten wieder eintrafen. Am Sandusky aber hatte die Noth bald den höchsten Grad erreicht und kaum konnte man sich des Hungertodes und des Erfrierens noch erwehren. Bisweilen gelang es, von den am Muskingum gelassenen Kornvorräthen etwas herbeizuholen, doch waren die Reisen dahin äußerst beschwerlich und gefährlich. Auf neue gehässige Anklagen wider die Missionare besonders durch den von englischen Agenten aufgewiegelten Halbkönig der Huronen erhielt der Letztere am 11. März 1782 von dem Gouverneur den Befehl, die Missionare sammt ihren Familien nach Detroit zu führen, um sie gänzlich von ihrer Gemeinde zu trennen. Bitterlich, aber vergebens, klagten die Indianer um den Verlust ihrer Lehrer.

Ein Gemeindeglied sagte: „Ich sehe allen Verlust von außen nicht an: daß ich arm geworden bin, daß ich Hunger leiden muß, und daß mein Vieh darauf gegangen ist; alles das will ich gern tragen und mich nicht darüber grämen — aber daß sie uns noch am Ende unserer Lehrer berauben und uns um unsere Seelennahrung und Heil bringen wollen, das geht mir über Alles und thut mir im Herzen weh. Sie sollen aber nicht sehen, daß ich Gemeinschaft mit ihnen mache und ihr heidnisches Leben wieder annehme. Sie sollen mich nicht in ihre Gewalt bekommen, noch mich zu etwas zwingen, womit ich den Heiland betrübe. Lieber will ich in den Busch gehen, mich von aller menschlichen Gesellschaft trennen und meine übrige Lebenszeit kümmerlich zubringen".

Am 15. März 1782 nahmen die Missionare, der Gewalt weichend, von der Gemeine beweglichen Abschied, nachdem ihr Herz noch kurz zuvor durch die eingehende Trauerkunde von einem entsetzlichen Ereigniß in die tiefste Betrübniß versetzt worden war. Eine Anzahl gläubiger Indianer vom Sandusky hatten ihre alten Wohnsitze am Muskingum wieder aufgesucht, um wo möglich noch etwas von ihren Getraidevorräthen zu retten. Glücklich kamen sie auf den Brandstätten an und hatten bereits eine ansehnliche Menge Korn gesammelt, als ganz unvermuthet ein amerikanisches Streifcorps in dem verödeten Gnadenhütten einrückte. Während die Indianer als friedliebende Leute nichts befürchten zu müssen glaubten, stellten sich auch die Amerikaner anfangs ganz freundlich, verhießen ihnen Schutz wider die Engländer, bewogen sie sogar, ihre Waffen abzugeben und mit ihnen nach Pittsburg zu ziehen. Kaum aber hatten die Indianer den Weg dahin angetreten, als sie plötzlich überfallen und für Gefangene erklärt wurden. Nach kurzer Berathung forderten dann die wilden Freiheitsmänner die armen Schlachtopfer auf, sich zum Tode zu bereiten. Die Unglücklichen ergaben sich in Gottes Willen, baten einander um Vergebung und sangen Loblieder dem Herrn, den sie nun bald im Himmel preisen sollten. Nach wenigen Stunden erklärten sie sich zum Tode bereit, und nun trat einer der Unmenschen hervor und schlug mit einem Hammer vierzehn der Unglücklichen den Schädel ein. Andere folgten ihm, und so fielen an diesem Tage, den 8. März 1782, alle 95 Indianer, Männer, Weiber und Kinder, darunter fünf der trefflichsten Nationalgehülfen, auch Isaak Glikhikan, unter der Hand der grausamen Feinde. Nur zwei Jünglingen gelang es, zu entrinnen und den schaudervollen Vorgang der entsetzten Gemeinde zu berichten. Noch war darum alles in tiefer Betrübniß, als die Missionare nach Detroit abgeholt wurden, wo sie mit ihren Familien am 14. April eintrafen und vorläufig blieben. Bald aber wurde auch die Gemeinde genöthigt, ihre Wohnungen am Sandusky zu verlassen und sich zu zerstreuen. Da hatten die Missionare in Detroit keine Ruhe mehr und erlangten endlich von dem Gouverneur, daß ihnen ein neuer Landstrich am Huronflusse, in dem Lande der Tschippewa's, 12 Stunden oberhalb Detroit, überlassen wurde. Hier, an diesem schöngelegenen, fruchtbaren und wildreichen Platze, wohin Zeisberger, Jungmann, Edwards und Jung mit einem Theil ihrer frühern Gemeindeglieder zogen und ein drittes Gnadenhütten, auch Neu-Gnadenhütten genannt, begründeten, sammelten sich bald wieder die gläubigen Indianer, und auch die wilden Tschippewa's fingen an, die Niederlassung zu besuchen. Freundlichere Tage brachen wieder an; der neue Gouverneur von Detroit zeigte sich bereit, das Missionswerk auf alle Weise zu unterstützen; der im Jahre 1783 zwischen England und den nun anerkannten Vereinigten Staaten geschlossene Friede war auch für die Gemeinde wohlthätig; und der alternde Zeisberger lebte in dem neuen Gnadenhütten wieder auf. Aber auch hier sollte er die ersehnte Ruhe noch nicht finden.

Um's Jahr 1785 war Neu-Gnadenhütten für die herbeiströmenden Indianer bereits wieder zu enge geworden, und da die Tschippewa's, welche früher die Erlaubniß zur Niederlassung gegeben, an der veränder-

ten Lebensweise der bekehrten Indianer aber kein Gefallen hatten, sich durchaus nicht zur Abtretung eines weiteren Raumes verstehen wollten, mußte abermals an eine Auswanderung gedacht werden, die nach der Südseite des Eriesees sich lenken sollte. Während der Vorbereitungen dazu kam aber die erwünschte Nachricht, daß der amerikanische Congreß in dem Frieden, der jetzt mit den Wilden geschlossen wurde, die Abtretung der frühern Missionsbesitzungen am Muskingum als eine ausdrückliche Bedingung mit aufgenommen habe. Sofort schickten die Bewohner von Gnadenhütten sich nun an, ihre früheren Wohnsitze am Muskingum wieder einzunehmen; aber noch volle 12 Jahre sollten vergehen, ehe sie ihr Ziel erreichten. — Am 20. April 1785 hielten Zeisberger, Heckewälder und Edwards mit den gläubigen Indianern den letzten Gottesdienst in Neu-Gnadenhütten. Die schwierige Fahrt auf Flüssen und Seen aber machte es ihnen unmöglich, noch vor Winters an den Muskingum zu gelangen; sie mußten sich daher unterwegs an der Ostseite des Cajahagaflusses Weilerhütten errichten, die sie Pilgerruh nannten und das umliegende Land mit Welschkorn bepflanzten. Länger als ein Jahr mußten sie indeß wegen der Unsicherheit der dortigen Gegenden an diesem Orte verweilen, bis am 17. October 1786 und gegen Ende desselben Jahres der Häuptling Pipe wegen neuausgebrochener Kriegsunruhen sie mehrmals dringend einlud, in sein Gebiet zu ziehen. Da nun auch von einem befreundeten Delawarenhäuptling ihnen geschrieben wurde, sie möchten jetzt, wo es noch keineswegs überall sicher wäre, nicht an den Muskingum kommen, nahmen sie Pipe's Anerbieten an und begaben sich im April 1787 theils zu Lande, theils zu Wasser in die Gegend bei Petquotting an der Mündung des Huronenflusses, wo sie am 11. Mai anlangten und Neu-Salem gründeten. Zahlreich fanden hier die benachbarten Heiden sich ein; mehrere wurden gläubig und empfingen die Taufe; auch verirrte und untreu gewordene Christen fanden sich ein und begehrten wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Da brach ein neuer Grenzkrieg zwischen Amerikanern und Indianern aus, in welchem Neu-Salem von jeder der streitenden Parteien alles zu fürchten hatte. Deßhalb zogen sie im April 1791 abermals aus, zunächst nach Sanduskybai, dann an den Detroitfluß, endlich 1792 mit Genehmigung des englischen Gouverneurs zu Detroit an den Thamesfluß auf Canadischem Gebiet, wo sie Fairfield anlegten. So lieblich nun aber auch dieser Ort unter dem wohlwollenden Schutze der englischen Regierung emporblühte, so konnte die Indianergemeinde ihre liebe Heimath am Muskingumflusse doch nicht vergessen, und als durch den am 15. August 1795 geschlossenen Frieden ihr abermals eine große Länderstrecke in der Gegend der alten Gemeindeorte überwiesen und im Mai 1797 im Auftrage des Congresses der Brüdermission daselbst 12,000 Acker Land zugemessen waren, machte sich der ehrwürdige Zeisberger im October 1798 auf, zunächst mit sieben Indianerfamilien, denen später ein großer Theil der gläubigen Indianer folgte, um in der ihm und der ganzen Gemeinde so theuren Gegend nach so langem Umherirren die ersehnte Ruhestätte zu finden. Alles war voller Freuden; bald waren die Niederlassungen wieder aufgebauet; Zeisberger aber, der bereits zwölf Missions-

stationen während seines Lebens hatte gründen helfen, begann noch einmal Hütten zu bauen, und ließ sich in der Mitte zwischen Schönbrunn und Gnadenhütten mit einer Anzahl von Gläubigen in dem neu angelegten Orte Gosen nieder, wo er den Rest seiner Tage zuzubringen gedachte.

Zweiundsechszig Jahre hatte Zeisberger jetzt unter den Indianern zugebracht und während dieser langen Zeit unsäglich viel Anstrengungen und Beschwerden ertragen, trotzdem war seine Körper- und Geisteskraft, obschon er nahe an 80 Jahre zählte, beinahe noch ungeschwächt. Und so lange er sich noch kräftig fühlte, war er auch thätig für das Reich Gottes, wanderte mahnend, stärkend und tröstend von Haus zu Haus, kindlich verehrt von den Indianern, die sich oft bei ihm Raths erholten, geliebt und geachtet von seinen Mitarbeitern, denen er mit seiner Erfahrung helfend zur Seite stand, auch bei abnehmender Kraft noch die Seele der Indianermission. Gern wäre er selbst, hätte er es nur vermocht, noch zu den Delawaren am Wabaschstrom gegangen, deren Häuptlinge die Gläubigen in Gosen wiederholt einluden, sammt den Lehrern zu ihnen zu ziehen. Statt seiner begaben sich im Jahre 1801 Johann Peter Kluge und Abraham Luckenbach mit dem Gehülfen Josua und einigen Indianerfamilien dahin, um eine Niederlassung am weißen Flusse, einem Arme des Wabasch, zu versuchen. Anfänglich wurden sie gut aufgenommen, bald aber wäre man sie gern wieder los gewesen, um das alte heidnische Leben ungestört fortzusetzen. Auch boten die Heidenpriester alles auf, der neuen Lehre den Eingang zu wehren. Ein Zauberer, Tecumseh, der durch Lug und Trug bereits ein großes Ansehen unter seinen Landsleuten, den Delawaren, sich erworben, trat gegen die Missionare auf, indem er vorgab, er sei mit wunderthätigen Kräften ausgerüstet, die weißen Lehrer aber sämmtlich Zauberer, die es darauf abgesehen hätten, die Indianer zum Abfall von dem Glauben an den großen Geist zu bewegen. Die leichtgläubigen Indianer gaben ihm Gehör, und so gelang es ihm, alle diejenigen, welche er vorzugsweise als Zauberer bezeichnete, unter ihnen den Häuptling Tatapachksi, auf den Scheiterhaufen zu bringen. Auch der fromme Nationalgehülfe Josua hatte dieses Schicksal. Mehrere Indianer, welche bei seinem Tode zugegen gewesen, erzählten, er sei seinem Gott unbeweglich treu geblieben, bis die Flamme seinen Odem erstickte, und habe noch in einer fremden Sprache — der deutschen ohne Zweifel, die er fließend redete — gebetet. Und da endlich die Heiden am weißen Fluß den Missionaren geradezu erklärten: „Ihr könnt gehen, wenn ihr wollt. Wir brauchen euch nicht. In alten Zeiten wußten die Indianer nicht, wie sie leben sollten, jetzt aber wissen wir es selbst, und brauchen daher Niemand, der es uns lehrt", — erschien es am Gerathensten, diesen Missionsversuch wieder aufzugeben. War Zeisberger darüber auch tief betrübt, so ließ ihn der Herr doch auch in seinem Alter noch manche Freude erleben. Eines Tages saß der ehrwürdige Greis an der Thür seiner Hütte, um die Abendsonne hinter dem grünen Walde untergehen zu sehen. Plötzlich entstand im Dorfe ein großer Lärm, eine Schaar Huronen, von denen man nach den früher gemachten Erfahrungen nichts Gutes vermuthete, war im Anzuge; die Indianer sammelten sich

vor der Wohnung ihres Lehrers, ihn zu schützen. Aber siehe, der Führer der wilden Schaar, erst kürzlich zu ihrem Häuptling ernannt, derselbe, der einst Zeisberger gebunden und gefangen fortgeführt hatte, legte jetzt ehrerbietig vor dem Greise seine Hände auf die Brust, neigte sein Haupt und erklärte voll Rührung, daß er seit zwei Jahren vergeblich etwas Besseres suche, als die Welt zu bieten vermöge, — „und nun komme ich", sprach er, „um des Schatzes theilhaftig zu werden, den ihr besitzet." — Das war ein rechter Freudentag für den alten treuen Knecht Gottes, der auch im späten Alter noch nicht ruhen konnte. Schon 87 Jahre zählte er nun, und als er nicht mehr umherzuwandern im Stande war, schrieb er noch an seine Freunde nah und fern erweckliche Briefe, beschäftigte sich mit der Verbesserung seiner schriftlichen Arbeiten, Sprachlehren, Wörterbücher u. dergl., bis endlich — die letzte Prüfung — auch das Licht seiner Augen erblindete, und er nur noch beten konnte für das Reich Gottes. Und das hat er denn auch treulich gethan und von Herzen gebetet, „daß der Herr helfen und viele treue Arbeiter und Zeugen ausrüsten möge, welche vor Verlangen brennen, die armen Heiden ihrem Erlöser zuzuführen."

Im October 1808 fühlte er, daß sein Ende herannahe. Kurz und schmerzlos war seine letzte Krankheit, und still und gelassen wartete er der Stunde, da sein Heiland ihn rufen werde. „Nur eins macht mir noch Unruhe", sagte er auf seinem Sterbelager, „das ist der gegenwärtige geistliche Zustand des Indianervolkes." Dieß Wort lief bald durch die Hütten der gläubigen Indianer, und sie sammelten sich vor seiner Wohnung und traten in kleinen Abtheilungen an das Bett ihres sterbenden Vaters.*) „Vater", riefen sie, „vergieb uns Alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir wollen unsre Herzen dem Heiland hingeben und für Ihn allein leben in dieser Welt." Da richtete der ehrwürdige Greis sich auf und wendete sein erblindetes Angesicht nach seinen reumüthigen Kindern hin, segnete sie inbrünstig, und warnte sie ernst und freundlich vor den Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, und den Abwegen der Sünde, zu denen sie sich so leicht verführen ließen. „Ich gehe nun hin, mein Volk", fuhr er fort, „um von aller Arbeit auszuruhen und daheim zu sein bei dem Herrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen und auch jetzt wird Er nicht von mir weichen. Ich habe meinen ganzen Lebensgang überblickt und gefunden, daß hier Vieles zu vergeben ist." Dann schwieg er eine Zeit lang still und schien in inbrünstigem Flehen verloren, aber bald rief er aus: „Der Heiland ist nahe; bald wird Er kommen, um mich heimzuholen!" Das waren seine letzten verständlichen Worte; die trauernden Indianer aber wollten sein Sterbelager nicht verlassen und sangen ihm von Zeit zu Zeit ein paar Liederverse zu seiner seligen Heimfahrt. Sanft und ruhig schlummerte er am 17. November 1808 Nachmittags ein zum bessern Leben, und als sein Odem stille stand, da fielen Alle unter einem Strom von Thränen nieder auf die Kniee und beteten. Eine Silbertanne pflanzten seine Indianer ihm auf das Grab; ihr Versprechen aber haben sie leider nicht lange gehalten; doch davon

*) Goßner, Biene 1856 p. 13.

ein anderes Mal (s. § 8.). Wir preisen Gott, der dem Vollendeten den Sieg gegeben hat, und sind deß gewiß, daß die 67jährige Arbeit dieses treuen Glaubensboten, und wäre von ihr auch kaum noch eine Spur sichtbar geblieben, dennoch nicht vergeblich gewesen ist in dem Herrn, dem er, ohne jemals irdischen Lohn zu begehren,*) in Demuth und Treue gedient hat bis an's Ende.

§. 7. Neuere Missionen: Die Mission im Gebiet der Vereinigten Staaten.

Basler Missionsmagazin 1825, II. 170 ff. 1828, IV. 578 ff. 1834, IV. 599 ff. 1855, III. 63 ff.
Wiggers, Geschichte der evangelischen Mission II. 2, 371 ff.
Calwer Handbüchlein der Missionsgeschichte. Stuttgart 1846. p. 508 ff.
Graul, die christlichen Missionsplätze der ganzen Erde. Leipzig 1847. p. 32 ff.
Evangelisch lutherisches Missionsblatt 1848. p. 165 ff.
Florey, Züge am Missionsnetz. Leipzig 1855. H. VI. p. 6 ff.

Nicht bloß die mährischen Brüder setzten das Werk der Mission unter den Indianern fort; auch Brainerd fand seine Nachfolger, und die Namen Samson Occum's, eines Indianers, Samuel Kirkland's, Gideon Blackburn's und Anderer sind noch in gutem Gedächtniß bei den evangelischen Christen Nord-Amerika's, und werden einst vor aller Welt genannt werden, wenn die Bücher aufgethan werden, die unter Gottes Siegel liegen. Erst spät, wie ihren Brüdern in Europa, wurde den amerikanischen Christen klar, daß ein Zusammenwirken nöthig sei für einen Zweck so groß wie die Bekehrung der Welt. Im Jahre 1787 entstand eine Gesellschaft in Neu-England für die Bekehrung der Indianer, seit dem Jahre 1796 fingen die Presbyterianer in Nord-Amerika an, der Mission ihre Thätigkeit auf's Neue zuzuwenden, und so entstand die Neu-Yorker, 1797 die nördliche Missionsgesellschaft. Die Generalversammlung der Presbyterianischen Kirche, welche für die innere Mission im Jahre 1802 ein stehendes Committee bildete, betheiligte sich schon im folgenden Jahre auch an der Indianermission und unterstützte zu gleicher Zeit die Missionen der unter Leitung der Synode von Pittsburg stehenden westlichen Missionsgesellschaft. Im Jahre 1818 errichtete die Generalversammlung in Verbindung mit der reformirten deutschen Kirche und der associirten reformirten Kirche eine vereinigte Missionsgesellschaft (united foreign missionary society), der die kleinern Presbyterianischen Missionsgesellschaften ihre Stationen überwiesen. Im Jahre 1827 aber gingen alle diese Missionen nebst der 1821 von den Synoden von Süd-Carolina und Georgien begründeten Tschikasaumission an das American Board of Foreign Missions*) über, welches 1810 gebildet seit 1812 auch seinerseits verschiedenen Indianerstämmen seine Sorge gewidmet hatte. Daneben bildete sich noch eine besondere Presbyterianische Indianermission, sowie seit 1820 die amerikanischen Baptisten und seit 1825 die amerika-

*) Basler Missions-Magazin a. a. O. p. 320.
**) cf. Wiggers a. a. O. I. p. 138 ff.

nischen Methodisten unter den Indianern zu missioniren begannen. Auch die englischen Baptisten betheiligten sich an dem Werk, und seit 1845 besteht auch eine deutsch lutherische Mission unter den Indianern im Staate Michigan. Am rothen Fluß und im nördlichen Hudsonia aber hat die englisch bischöfliche und die Wesleyanische Missionsgesellschaft das Feld ihrer Wirksamkeit gefunden (s. § 9.).

So schwierig es nun auch erscheint, die verschiedenen neuern Missionen unter den Indianern in eine bestimmte Ordnung zu bringen, wollen wir doch den Versuch machen, den Gang des Missionswerkes unter den verschiedenen Stämmen zur Anschauung zu bringen und am Schlusse durch eine allgemeine Uebersicht die Orientirung zu erleichtern. Wir beschäftigen uns daher zunächst mit der neueren Mission im Gebiete der Vereinigten Staaten, werden von da nach dem Britischen Nordamerika (§ 8) übergehen und zuletzt die Mission in Hudsonia (§ 9) betrachten.

a) Die Mission unter den Cherokesen (Tschirokesen.)

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. p. 198. 210. 231 ff. 245 ff. 1825, II. 209. 277 ff. 1828, IV. 501 ff. 599 ff. 1834, IV. 602 ff. 1855, III. 71.

Schon seit der Niederlassung der Brüder in Nord-Karolina (1753) hatte man die Mission der Cherokesen in Georgien, da, wo jetzt die Staaten Nord-Karolina, Süd-Karolina und Teneſſee zusammenstoßen, die früheste der von den Brüdern unternommenen Indianermissionen, von Neuem in's Auge gefaßt. Aber erst im Jahre 1799 erhielten die Brüder Abraham Steiner und Fr. Chr. von Schweinitz von den Mitgliedern der Nordamerikanischen Missionsgesellschaft in Salem den Auftrag, genaue Erkundigungen über diese Nation einzuziehen. Da die Häupter derselben sich willig bezeigten, das Evangelium in ihrem Gebiete verkündigen zu lassen, wozu sie vorzüglich durch Charles Hicks, ihren Dolmetscher, einen redlichen mit der Bibel nicht unbekannten Halbindianer, der später als Oberhaupt des Stammes die Mission eifrig beförderte, vermocht wurden, so gingen Abraham Steiner und Gottlieb Byhan 1801 von Salem aus und ließen sich zu Springplace auf einem erkauften Stück Landes unter den Cherokesen nieder. Eine Schule ward gegründet, in welcher nicht bloß Lesen, Schreiben, Singen und Englisch gelehrt, sondern auch Anweisung in der Haus- und Feldwirthschaft ertheilt wurde. Trotz des Mißtrauens der Indianer gegen die immer weiter um sich greifenden Weißen und der Schwierigkeiten, welche die Brüder bei Erlernung der wortreichen, biegsamen und kräftigen Sprache der Cherokesen zu überwinden hatten, hielten dieselben doch treulich aus, und am 13. August 1810 konnte die erste Taufe an Margaretha Vann vollzogen werden. Mit den Alten war nicht viel anzufangen, desto mehr Ermunterung bot der Blick auf die Jugend. Im Jahre 1818 befanden sich bereits fünf Cherokesenjünglinge auf der Missionsschule zu Cornwall, und Missionar Gambold, der seit 1805 mit seiner Gattin in Springplace wirkte, konnte schreiben: „Dreizehn Jahre haben wir nun gearbeitet, gebetet und geweint, und hatten keine andere Aussicht

vor uns, als daß unsere Schüler in's Heidenthum zurückfallen würden; jetzt aber sind bereits fünf derselben in einer Anstalt, wo sie nicht nur im christlichen Glauben und Leben unterrichtet, sondern durch die Gnade unsers Erlösers zu Evangelisten unter ihren Landsleuten gebildet werden." —

Nachdem bereits 1803 von Seiten der Presbyterianer der Prediger Gideon Blackburn den Versuch gemacht hatte, eine kleine Schule unter den Cherokesen anzulegen, erschien im Herbst 1816 der Prediger Cyrus Kingsbury als Sendbote der großen amerikanischen Missionsgesellschaft zum ersten Mal in der großen Rathsversammlung der Cherokesen mit dem Anerbieten, Schulen unter ihnen anzulegen. Nach einer lebhaften Berathung trat einer der ersten Häuptlinge zu dem Missionar, ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Du bist in unsern großen Rath gekommen. Wir haben gehört, was du uns gesagt hast und haben es verstanden. Wir freuen uns, dich zu sehen; es ist unser Wunsch, daß Schulen eingerichtet werden, und wir hoffen, sie werden für unsere Nation von großem Segen sein." — So wurde denn als erste Niederlassung Brainerd, 16 Stunden westlich von Springplace, gegründet und im Jahre 1817 von den Missionaren M. Hall, M. Coring und S. Williams mit ihren Frauen bezogen. Bald wurden die beiden hier angelegten Schulen von den Kindern der Eingeborenen fleißig besucht, und die Anzahl der Erwachsenen, welche in dieser Wildniß die ersten Keime einer lebendigen Gemeinde Gottes bildeten, bestand im September 1820 aus 20 Seelen, zu denen noch fünf Neger hinzukamen. Auch die andern Cherokesendörfer wollten nun Schulen haben, und es wurden zunächst in Talony und Chatuga dergleichen errichtet und von den Kindern, wie die Erbauungsversammlungen von den Erwachsenen, fleißig besucht. Von der Indianerstadt Creek-Path brachte ein Nationalgehülfe, David Brown, der dort seinen kranken Vater besucht, folgendes von den dortigen Indianer-Chefs unterzeichnete Schreiben zurück: „Wir die Chefs der Stadt Creek-Path, Cherokesen-Nation, haben uns an diesem Tage versammelt, um einen Plan zur Erziehung unsrer Kinder zu verabreden. Wir sehen täglich mit unsern Augen die guten Wirkungen, welche eine christliche Erziehung hervorbringt, und es liegt uns daher gar sehr auf der Seele, eine Schule in unserer Nähe zu haben, da die Entfernung von hier nach Dschikamougah so groß ist, daß wir die dortige Schule nicht benutzen können. Wir sprechen Sie daher um Ihre Beihülfe freundlich an. Wir können sogleich 25 Kinder zusammenbringen. Gegeben mit unsrer Hand, den 16. Februar 1820." — In Folge dessen ward Missionar Butrick von Brainerd nach Creek-Path gesandt, wo er mit einem Nationalgehülfen als Begleiter ankam, bald eine volle Schule hatte und in kurzem auch eine zweite für die Mädchen errichten mußte, an welche die treffliche Catharina Brown*) als Lehrerin berufen ward, eine bekehrte Cherokesin, deren Leben wir gern erzählten, wenn der Raum es hier erlaubte. — Mit dem Brüdermissionar in Springplace standen die Arbeiter der amerikanischen Gesellschaft im

*) Missionsfreund 1848, Nr. 5 und 6. Basler Missions-Magazin 1828, Heft IV.

besten Einvernehmen, und Butrick schrieb selber*): „Lange haben die Missionen der Brüdergemeinde viel unverdiente Schmach in Amerika tragen müssen. Aber der Herr hat sie in Gnaden angesehen und gesegnet; und ich glaube getrost sagen zu dürfen, daß sie der Hochachtung und Liebe der Gläubigen in Amerika werth sind." — Bald aber wurde die durch die Bekehrung so mancher Seele bereits gesegnete Mission durch die Nachricht gestört, daß die Cherokesen ihr Land an die Regierung verkaufen und jenseits des Mississippi ziehen müßten. Viele wanderten deßhalb fort, weil sie weder ihr Jägerleben aufgeben, noch sich der Regierung der Vereinigten Staaten unterwerfen wollten. So bekam diese Mission wie die der Brüdergemeinde zunächst zwei Abtheilungen, eine im Osten, in Georgien, die zweite im Westen in Arkansas. Die erstere schritt rasch und glücklich vorwärts in Gesittung und Bildung, und seit dem Jahre 1819 hielten die Oberhäupter regelmäßige Rathsversammlungen zu Neu-Echota, und stellten sogar im Jahre 1826 eine politische Verfassung nach dem Muster der Vereinigten Staaten unter sich fest. Tüchtige Predigtgehülfen und Katechisten aus den Eingebornen reisten unermüdlich unter ihren Stammgenossen und verkündigten das Evangelium. Schon 1821 hatten die Brüder eine Tagereise von Springplace nach Süden eine neue Station zu Dochgelogy angelegt, die amerikanische Mission hatte gleichfalls bis 1825 im Ganzen 8 Niederlassungen**) gegründet, Brainerd, Carmel (Talony, 1819), Creek-Path, Katuga (1820), Willstown, Haweis, Hightower (1823), Candys-Creek (1825), wo sie in Segen arbeitete, und denen später noch zwei, Neu-Echota und Red Clay (1835) hinzugefügt wurden.

Um das Jahr 1825 hörte ein ungebildeter junger Mann unter den Cherokesen, Georg Gueß, die Ueberlegenheit der Weißen komme daher, daß sie ein „redendes Blatt" haben und ihre „Rede fest machen können, daß sie bleibe." Das ließ ihm keine Ruhe, er nahm anfangs einen flachen Stein, ersann ein Zeichen für jedes Wort und versuchte zu schreiben. Man verlachte ihn, aber er blieb still und sann fort. Nachdem er etwa 7000 Zeichen für ebensoviel einzelne Wörter beisammen hatte, fand er doch, daß dieß für sein Gedächtniß zu schwer sei, theilte die Wörter in Sylben, die im Cherokesischen unveränderlich nur aus einem oder zwei Buchstaben bestehen, und nun reichten sechs Vokale und zwölf Consonanten und 85 Zeichen für die ganze Sprache zu. Schnell verbreitete sich die Kunde von seiner Erfindung, und in wenigen Jahren hatte dieser wilde Stamm seine eigne Sprache lesen gelernt. Die christlichen Cherokesen fingen jetzt an, die Stellen der heiligen Schrift aufzuschreiben, welche in der Predigt vorkamen, und dieß führte zu einer Uebersetzung des Neuen Testamentes. David Brown, ein junger von den Missionaren gebildeter Cherokese, übersetzte mit Hülfe mehrerer Stammesgenossen dasselbe unmittelbar aus dem Griechischen in seine Landessprache, eine Arbeit, die er am 27. September 1825 vollendete. Erst später kamen indeß einzelne Theile derselben gedruckt in die Hände des Volkes. Im-

*) Basler Missions-Magazin 1822, II. 246.
**) Basler Missions-Magazin 1828, IV. 600 ff.

mer mehr erfüllte sich, was ein ehrwürdiger Häuptling zu Creek-Path*) im Jahre 1827 nach einer Schulprüfung zu den Kindern sagte: „Liebe Kinder! Ich spreche oft zu euch, um euch aufzumuntern, im Erlernen guter Erkenntniß wacker fortzufahren. Solche Erkenntniß gereicht zu eurem eignen Besten und zum Wohl eures Landes. Ihr seid mit einem guten Werke beschäftigt; und immer macht es mir Freude, wenn ich sehen darf, daß ihr im Lernen vorwärts rückt. Ich fühle, wie viel von euch abhängt; in euren Händen liegt die künftige Wohlfahrt des Vaterlandes ꝛc." — Auch eine Druckerpresse war bald in Thätigkeit, und am 21. Februar 1828 erschien zu Neu-Echota die erste Nummer einer von Elias Boudinott, einem gründlich bekehrten, in der Missionsschule zu Cornwall erzogenen Cherokesen redigirten Zeitung in cherokesischer und englischer Sprache, der cherokesische Phönix genannt, deren einziger Zweck, nach den Worten des Herausgebers,**) die wahre Wohlfahrt der Cherokesen sein sollte, indem sie dieselben mit den öffentlichen Angelegenheiten ihres Gemeinwesens bekannt machte. Auch eine Nationalbibliothek und ein Museum hatten die Cherokesen in ihrer Hauptstadt Neu-Echota gegründet und waren, obschon zum großen Theil noch Heiden, in ihrer äußerlichen Bildung so weit fortgeschritten, daß sie schon im besten Gange waren, ihre Ebenbürtigkeit mit den Weißen auszuweisen.

Letztere aber waren keineswegs darnach gesinnt, die sich zu Tage legende Gesittung der Rothen freudig zu begrüßen und anzuerkennen, und zur Weiterbeförderung derselben beizutragen. Vielmehr erging im Jahre 1829 von dem Staate Georgien an die Indianer die Aufforderung, entweder ihre bisherige Selbstständigkeit aufzuopfern und sich, mit Verlust ihrer bürgerlichen Freiheiten, den Gesetzen jenes Staates ganz zu unterwerfen, oder auszuwandern und an den Arkansas zu ziehen, wo ihnen unter dem Schutze der Vereinigten Staaten beständige Wohnsitze zugesichert werden sollten. Da das Gebiet, welches die Cherokesen jetzt bewohnten, ihnen erst im Jahre 1819 durch die Regierungsbehörde der Vereinigten Staaten zugesichert war, hatten sie durchaus keine Lust, aus demselben zu weichen, und fürchteten nicht ohne Grund, daß es ihnen auch am Arkansas bald wieder ähnlich ergehen würde. Deßhalb wandten sie sich an den obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten und beriefen sich auf die feierlich abgeschlossenen Verträge. Ehe jedoch eine Entscheidung erfolgen konnte, wurden sämmtliche Missionare unter den Cherokesen von der Regierung des Staates Georgien aufgefordert, einen dem Besten der Indianer zuwiderlaufenden Eid zu leisten oder das Land zu meiden. Im Dezember des Jahres 1830, in welchem die Zahl der Cherokesen-Mitglieder der presbyterianischen Kirche 167, der Brüdergemeinde 45, der Baptisten 90 und der Methodisten 850 betrug, ward in dieser Angelegenheit eine Versammlung der Missionare von Repräsentanten der drei ersten Gesellschaften gehalten, welche die beabsichtigte Vertreibung der Nation für ein Ereigniß erklärte, das ihren Fortschritt in Religion und Civilisation mächtig verzögern, wenn nicht gänzlich aufhalten würde. Der

*) Missions-Magazin 1828, IV. 616.
**) Missions-Magazin 1828, IV. 624.

von dem Staate geforderte Eid des Gehorsams aber gegen sein den Cherokesen feindseliges Gesetz, wobei die denselben Verweigernden, wofern sie sich von einem gewissen Zeitpunkt an noch im Lande betreffen ließen, mit vierjährigem Gefängniß und harter Arbeit bedroht wurden, brachte die Missionare der amerikanischen Gesellschaft in noch größere Bedrängniß, als die der Brüdergemeinde. Denn Missionar Byhan zu Springplace war, weil er zugleich als Postmeister im Dienste der Vereinigten Staaten stand, von dieser Eidesleistung ausgenommen, allein Missionar Clauder zu Dochgelogy mußte weichen. Er kam zwar versuchsweise zurück, wurde aber festgenommen und unter Androhung von Zuchthausstrafe des Landes verwiesen. Im folgenden Jahre trat er indeß als Postmeister in Byhan's Stelle ein, und bediente nunmehr als Missionar beide Gemeinden. Zwei von den amerikanischen Missionaren dagegen, Worcester und Buttler, welche es wagten, ihre beiden Cherokesengemeinden gegen den Andrang offener Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit in Schutz zu nehmen*) wurden nach einem schimpflichen und grausamen Transport etwa anderthalb Jahr lang gefangen gehalten und, obschon durch ein Urtheil des höchsten Gerichtes der Vereinigten Staaten endlich freigesprochen, vom Staate Georgien dennoch nicht eher freigelassen, bis sie die weitere Verfolgung des Richterspruches aufgegeben hatten, wozu sie, um einem sonst drohenden Bürgerkrieg vorzubeugen, sich entschließen mußten. Die Entscheidung des höchsten Gerichthofes lautete allerdings, den Verträgen gemäß, zu Gunsten der Cherokesen; weil es aber bedenklich erschien, diese Entscheidung gegen die Regierung des Staates Georgien mit Nachdruck durchzuführen, so ließ die Regierungs-Behörde der Vereinigten Staaten es sich wiederholt angelegen sein, die Cherokesen durch vortheilhafte Vorschläge zur Abtretung ihres Gebietes und zum Abzug zu bewegen. Nach vielen deßfallsigen Bemühungen ließen sich endlich einige Oberhäupter im Dezember 1835 darauf ein, ihr Gebiet für fünf Millionen Dollar an die Vereinigten Staaten zu verkaufen und binnen zwei Jahren an den Arkansas zu ziehen. Damit war aber weder die Gesammtheit der Cherokesen, noch auch die andern Häuptlinge zufrieden und suchten daher die Ausführung jenes von ihnen nicht anerkannten Vertrages auf alle Weise abzuwehren. Allein obwohl Tausende von Bürgern der nördlichen Staaten an den Congreß Bittschriften einreichten, und manche Mitglieder des Congresses selbst die dringendsten Vorstellungen gegen die Aufrechterhaltung jenes Vertrages machten, wußten es doch die südlichen Staaten, in deren Gränzen die Cherokesen wohnten, durchzusetzen, daß mit einer mäßigen Zugabe in Geld der Vertrag aufrecht erhalten und die gewaltsame Vertreibung der Cherokesen und Besetzung ihres Gebietes angeordnet wurde. Da brachen endlich im Herbste 1838 an 16,000 Cherokesen mit ihren Missionaren auf und zogen in das ihnen angewiesene Gebiet am Arkansas. Die Missionare der Brüdergemeinde geündeten daselbst Beatties Prairie, Barren-Fork, von wo sie später nach Canaan übersiedelten, und Spring-Creek oder New-Springplace. Die amerikanischen Missionare, welche gleichfalls mit

*) Missions-Magazin 1834, IV. 606. Hoffmann Missionsstunden I. 212.

an den Arkansas zogen, fanden daselbst bereits mehrere Stationen vor, welche unter den früher auswandernden Cherokesen von ihrer Gesellschaft gegründet waren; so Dwight*), angelegt 1820 und später, 1828, mit Beibehaltung des Namens an einen andern Ort verlegt; Fairfield (1828) und Forks von Illinois, 1836 nach Park Hill übertragen. Dazu kamen nun 1838 noch Honey Kreek und Mount Zion. Die Anzahl der Gemeindeglieder betrug 240, nebst 170 Kindern in ihren Schulen. Die äußere Verwaltung ward unter einen weltlichen Superintendenten zu Dwight gestellt, und bei einer durchaus geregelten Staatseinrichtung blühte das gut angesiedelte Volk bald in erfreulicher Weise wieder heran.**) Eine behufs Unterdrückung des Branntweingenusses gegründete Mäßigkeitsgesellschaft zählte im Jahre 1844 bereits 2300 Personen, darunter 3—400 Weiße und Neger. Eine durch einen eingebornen Drucker betriebene Presse zu Park Hill hatte 1846 bereits den Matthäus, Johannes und die Apostelgeschichte in Cherokesischer, und mehrere Schriften des neuen Testaments in der Choktaw-Sprache geliefert. Unter den bereits seit 1822 vorkommenden Nationalgehülfen zeichnete seit 1831 als einer der fähigsten und thätigsten der Prediger Johann Huß sich aus.

Auch die amerikanischen Baptisten haben seit 1820 unter den Cherokesen am Arkansas missionirt und unter den Predigern auf ihren Stationen Cherokee, Flint, Taquohee, Osiyohee und Delaware befanden sich im Jahre 1846 schon fünf Eingeborne. Endlich haben auch die Methodisten seit 1825 ihr Netz unter den Cherokesen ausgeworfen und bei ihrer Weise, auch solche, welche nur ein Verlangen nach Erlösung haben, der Gemeinde beizuzählen, bald beträchtliche Eroberungen gemacht.

b) Die Mission unter den Creeks (Krihks) und Seminolen.

cf. Basler Missions-Magazin 1825, II. 200. 256.

Unter den Creeks, den frühern Nachbarn der Cherokesen in Georgien und jetzt auch am Arkansas, hatten schon im Jahre 1807 zwei Tischler, Karsten Petersen und Joh. Chr. Burkard, am Flintriver sich niedergelassen, mußten aber ihre Bemühungen für die Ausbreitung des Evangeliums im Jahre 1813 wieder aufgeben. In diesem und dem folgenden Jahr erlitt der jetzt auf 20,000 Seelen geschätzte Stamm durch Krieg mit den Vereinigten Staaten große Verluste. Im Jahre 1820 nahmen sich zuerst die Methodisten der Creeks wieder an, und sandten im folgenden Jahre den Prediger W. Capres als Missionar zu ihnen, der freundlich aufgenommen ward, und bald in dem ehrwürdigen Prediger Isaak Smith, der schon 1786 unter den Indianern gearbeitet, nebst dessen frommer Gattin, sowie an dem Prediger Hammill treue Mitarbeiter bekam. So wurde die Station Asbury gegründet. Missionare der amerikanischen Gesellschaft, welche 1830 von der Osagenstation Union

*) Missions-Magazin 1825. II. 287. 1828, IV. 606. 620.
**) Missions-Magazin 1834, IV. 610.

aus zu den Creeks kamen, fanden gleichfalls freundliche Aufnahme. Im Jahre 1832 aber blieb ein für die Choktaws bestimmter Baptist bei ihnen, und hatte im Oktober bereits eine Kirche von 40 Mitgliedern, während die Methodisten um diese Zeit schon 200 gesammelt hatten. Schon waren auch diese Indianer in der Civilisation ziemlich fortgeschritten, als sie gleichfalls zur Auswanderung genöthigt wurden. Die amerikanische Gesellschaft sah sich im Jahre 1836 veranlaßt, ihre Missionen aufzugeben, während die Baptisten, die schon früher zu Withington eine blühende Niederlassung gehabt, gleich den Methodisten, den Creeks in ihr neues Gebiet folgten und Ebenezer und Canadian River unter ihnen gründeten. Noch ist die Sprache dieses Stammes, dessen auch die amerikanischen Presbyterianer sich angenommen, nicht grammatisch bearbeitet und zur Schrift erhoben.

Mit den Creeks verwandt sind die Unteren Creeks oder Seminolen, welche zum Theil noch immer in Florida zurückgeblieben sind und mit den Waffen in der Hand das Erbe ihrer Väter vertheidigt haben. Als nach der Einverleibung der beiden Florida's in die Vereinigten Staaten der damalige Gouverneur Duval den Häuptlingen der Seminolen in einer großen Versammlung den Antrag machte, Lehrer zu ihnen zu senden und Schulen unter ihnen zu errichten, da gaben sie, nachdem sie einen Tag Bedenkzeit sich erbeten, durch Einen aus ihrer Mitte folgende Antwort: „Mein Bruder! Wir haben nachgedacht über den Vorschlag, uns Lehrer zu senden und Schulen unter uns zu errichten. Wir danken dir herzlich für die Theilnahme, die ihr für unser Wohl zeigt, doch können wir nach reiflicher Ueberlegung dieß Anerbieten nicht annehmen; denn was für den weißen Mann paßt, schickt sich deßhalb noch nicht für den rothen. — — — Lesen und Schreiben ist zwar recht gut für den weißen Mann, taugt aber gar nichts für den rothen. Wenn jener besser dadurch wird, so wird dieser dadurch schlechter. Einige der Creek's und Cherokesen lernten schreiben und lesen, und sind nun die größten Schurken unter den Indianern. Sie gingen nach Washington, um mit dem großen Vater wegen des allgemeinen Besten sich zu bereden, und das Erste, was wir Andern davon erfuhren, war, daß der weiße Agent uns ein Stückchen Papier zeigte, was, wie er sagte, ein Vertrag war, welchen unsre Brüder in unsrem Namen mit dem großen Vater abgeschlossen hatten, und da wir nicht wußten, was ein Vertrag sei, so erklärte er uns das Stückchen Papier, und siehe da! es bedeckte einen großen Strich Landes, und so fanden wir denn, daß unsere Brüder durch die Kunst, lesen und schreiben zu können, ihre Häuser und Ländereien sowie die Gräber ihrer Ahnen verkauft hatten, und daß es die weißen Männer durch die Kunst, lesen und schreiben zu können, gewannen. Sage daher dem großen Vater in Washington, daß es uns recht leid thut, seine Lehrer nicht unter uns aufnehmen zu können, denn Schreiben und Lesen bringt nur den weißen Männern Vortheile, taugt aber durchaus nichts für die Rothen." — Nach großen Anstrengungen und durch schwere Geldopfer ist es der Regierung der Vereinigten Staaten endlich gelungen, ein paar Tausend Seminolen zum Wegzug zu bringen. Doch sind auch Viele von ihnen schon freiwillig ausgewandert und haben unter ih-

ren Brüdern, den Creeks, sich niedergelassen, wo sie so zufrieden sind, daß sie eifrig ihre zurückgebliebenen Landsleute zu sich einladen. Schwierigkeiten aber macht bei ihnen der Umstand, daß man ihnen hat gestatten müssen, auch ihre (schwarzen) Sklaven mitzunehmen.

c) Die Mission unter den Choktaw's (Tschoktau's) und Chikasaw's (Tschikasau's).

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. 202. 207. 215 ff.; 1825, II. 203. 269 ff. 1828, IV. 578. 603. 631 ff.; 1834, IV. 611 ff.; 1855, III. 71.

Einen ähnlichen Entwicklungsgang, wie die Cherokesen, hatten die ursprünglich diesseits des großen Mississippistromes ziemlich weit im Süden wohnenden Choktaw's und Chikasaw's, die im Jahre 1832, wo sie auf etwa 20,000 sich beliefen und nur noch etwa 7 Millionen Morgen Land inne hatten, gleichfalls zur Auswanderung bewogen wurden, und jetzt zwischen den Sitzen der Creeks und Red River ein gemeinsames Staatswesen aufgerichtet haben. Als Heiden hatten sie keine Art von Gottesverehrung und nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, welches ein geistliches Wesen bezeichnete, und wenn man sie fragte: „Denket ihr auch je an Gott?" so antworteten sie: „Wie können wir an Ihn denken, da wir nichts von Ihm wissen?" Auch Zauberei ward unter ihnen getrieben, und dem Trunke waren sie in hohem Grade ergeben. Die erste Missionsniederlassung unter diesen Indianern gründete im Auftrag der amerikanischen Gesellschaft der Prediger Kingsbury am 27. Juni 1818 zu Elliot, Yalu Buscha von den Indianern genannt, etwa 150 Stunden südwestlich von Brainerd, und am 16. August wurde das erste Haus für die Missionsfamilie aufgerichtet. Von Anfang an aber legten die Choktaw's, und besonders die Chefs derselben, die freundlichsten Gesinnungen gegen diese Mission an den Tag. Bald ließen noch 16 Missionsgeschwister meist als Colonisten in der Wildniß sich nieder, und nach den ersten nothwendigen Einrichtungen wurde im April 1819 eine Schule mit 10 Schülern eröffnet, deren Zahl im Herbst d. J. bereits auf 54 gestiegen war. Die Jünglinge, denn das Alter der die Schule Besuchenden war zwischen 6 und 20 Jahren, wurden außer der Schule auch zum Ackerbau, einige auch zu nützlichen Handwerken, und die Töchter zu häuslichen Arbeiten angehalten; alle Schüler aber erweckten die schönsten Hoffnungen. Wie bereitwillig die Choktaw's die Unternehmungen der Missionare unterstützten, ergiebt sich unter anderm aus folgendem Schreiben einiger Häuptlinge vom 4. Juni 1820 an den Sekretär der Missionsgesellschaft:

„Bruder! Wir haben nun zum ersten Male die Schule unter unserm Volke besucht, seit sie hier errichtet ist. Sie ist in einem sehr blühenden Zustand, und es geht Alles gut. — Bruder! Unsere Herzen freuen sich, daß unsere Kinder so schnelle Fortschritte machen. Es ist uns ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie unsere Jünglinge unter der Aufsicht ihrer Lehrer auf dem Felde arbeiten und das Land bauen lernen. Denn wir sehen wohl ein, daß wir nicht länger bloß von der Jagd leben können. Unser Wild ist weg, und unsere Lehrer sagen uns, daß Gott uns einen neuen und besseren Weg zeigen will, uns zu erhalten und uns und unsere Weiber und Kinder zu kleiden. Wir freuen uns, zu sehen, wie unsere Töchter jetzt

kochen und Kleider machen lernen und Alles thun, wie die weißen Leute. — Bruder! Wir haben zuvor nie das Vergnügen gehabt, Jemand anders von der Mission, als Herrn Kingsbury zu kennen. Jetzt haben wir gesehen, und glauben, daß alle Missions-Brüder und Schwestern zu Elliot unsere Freunde sind und uns Gutes lehren, was wir zuvor nicht gewußt haben. — Bruder! Wir wünschten allen unsern guten weißen Brüdern im Norden, die uns fromme Missionarien hierher gesendet haben, unsern herzlichsten Dank für diese große Wohlthat auszudrücken. Wir sind in jeder Rücksicht mit unserer Schule und den weißen Brüdern und Schwestern der Missionsfamilie zufrieden und sehr vergnügt mit der Art und Weise, wie sie unsere Kinder behandeln. — Bruder, wir haben nie gewußt, welche große Kosten*) unsere guten weißen Brüder bisher auf unsere Schule verwendet haben, bis wir gestern eine Unterredung mit unsern Lehrern hatten, welche uns davon benachrichtigten. Wir fühlen uns um so mehr verbunden für die große Liebe, die unsre weißen Brüder dem rothen Volk im fernen Lande erzeigt haben. Eben so gewährt es uns große Freude, daß unser guter Vater, der Präsident der Vereinigten Staaten, seine hülfreiche Hand nach seinen rothen Kindern zu ihrem Besten ausgestreckt hat. Wir sind sehr dankbar dafür, daß derselbe so viel Geld auf unsere Schule verwandt hat und die Missionare in ihrem Werke unterstützt. — Bruder! Wir wünschen allen unsern weißen Freunden überall und allenthalben zu sagen, wie dankbar wir Alle sind für die großen Wohlthaten, die sie ihren unwissenden rothen Brüdern erzeigt haben, und wir hoffen, sie werden es nicht vergessen, daß wir noch immer ihrer Hülfe bedürfen. Wir haben jetzt eine gute Schule, in welcher 70 unserer Kinder durch Euere Liebe Unterricht erhalten. Aber, Brüder! wir wollen Euch offen und frei unser Bedürfniß darlegen. Wir haben mehr als 1000 Kinder in unserer Nation, die auf den Unterricht ihrer weißen Brüder sehnlich warten und nach ihnen hinblicken. Unsere Nation steht für jeden Missionar offen, und unsre Herzen sind bereit, sie aufzunehmen. — Wir können es wohl begreifen, Brüder, daß diese Missionen Euch große Kosten machen, und wir halten es daher für unsere Pflicht, Euch aus allen Kräften darin zu unterstützen. Wir sind deshalb kürzlich in den drei Distrikten unsres Landes eins geworden, daß jeder Distrikt auf 16 Jahre jedes Jahr 2000 Thaler*) liefern soll, was jährlich 6000 Thaler Beitrag ausmacht. — Wir sind Euere Freunde und Brüder Puckschanubbi (unterzeichnet †), Muschulatubbi (unterzeichnet ††)".

Aus einem eigenhändigen Briefe des Häuptlings David Folsom vom 3. September 1820 an einen Freund in Newark, gleichfalls Dankes und Bitten voll, heben wir nur Folgendes heraus:

„— — Bruder! Wir Choktaw's sind so lange in der Unwissenheit und Finsterniß gewesen, die uns viel geschadet hat. Die Choktaw's wissen, daß ein Gott ist, der alle Dinge erschaffen hat; aber keine Kenntniß von Jesu Christo, und darum waren die bösen Wege unsere Straße, weil Niemand war, der uns sagte, wie wir Gott dienen sollen. Jetzt hoffe ich, mein Volk hat einen treuen Freund gefunden (Missionar Kingsbury), der hoffentlich immer bei uns bleiben und uns aus der Finsterniß herausführen wird, damit wir Brüder und wie Ein Volk werden, und daß fortan unsere Kinder als Brüder und Schwestern leben und dem wahren Gott Israels dienen mögen. — — Wir sind umgeben mit unsern weißen Brüdern, und Choktaw's gehen hinüber zu den Weißen und kaufen gebranntes Wasser, und es schmerzt mich zu sagen, daß Viele meiner Landsleute also böse Gewohnheiten annehmen. Aber aus einem andern Blick muß ich Euch sagen, ich denke, die Choktaw's sind völlig reif, christlichen Unterricht anzunehmen. — — Wir haben einige weiße Menschen unter uns, die sehr schlechte Leute sind, und uns rothen Leuten ein böses Beispiel geben. Oft sagen sie uns, alle frommen Leute seien Betrüger, und die Bibel sei ein Possenspiel. Das sagen weiße Leute den rothen Choktaw's. Ich für meine Person kehre mich nicht an solchen Menschen. —

---

*) Dieselben betrugen bis zum Juni 1820 über 12,000 Thaler, womit im Februar d. J. auch schon eine zweite Niederlassung am Tombigbi-Flusse, 50 Stunden südöstlich von Elliot, begonnen war.

**) Das von den Vereinigten Staaten für abgetretenes Land bestimmte Jahrgeld, s. Missions-Magazin 1825, II. 204 cf. 1822, II. 217. 219.

Grüßet alle Freunde der rothen Leute und betet für uns arme Choktaw's und helft uns zu unserm Glück".

Der Schreiber dieses Briefes wohnte etwa 30 Stunden östlich von Elliot, wo drei seiner Kinder in die Schule gingen, und 16 Stunden westlich von der neuen Niederlassung, davon wir gleich hören werden, und begehrte nichts sehnlicher, als einen Lehrer in seinen Ort zu bekommen, dem er auf seine Kosten ein Schulhaus bauen und für eigne Rechnung ihn unterhalten wollte.

Ein Engländer aus Liverpool, Adam Hodgson, ein warmer Freund der Missionssache, der im Jahre 1820 eine Besuchsreise zu den Creeks, Choktaw's, Chikasaw's*), deren Stamm unter nur einem Chef 3625 Seelen zählte, und Cherokesen machte, kehrte auch in Elliot ein und freute sich herzlich über Alles, was er da sah und hörte.

In Bezug auf die dortigen Missionare schreibt er: „Mit besonderem Vergnügen wurde ich gewahr, daß sie von ihren Entbehrungen und Leiden, die nach der Natur ihrer Lage keineswegs gering sind, kaum ein Wort fallen ließen, und dabei bemerkten, daß der Soldat, der Matrose und der Kaufmann nicht selten Größeres für irdische Zwecke erdulden. Und doch ziehen sie oft 2—3 Monate unter den Indianern in den Wäldern umher, nicht selten unter anhaltenden Regenströmen, wie ich sie in England nie sah, indeß bei Nacht heulende Wölfe um ihr leichtes Zelt umherstreichen, oder der freche Panther sie an ihrer Thür besucht und ängstigt. Da indeß Andere um zeitlichen Gewinnes willen oft dasselbe ertragen, so wünschen sie, daß in den öffentlichen Missionsberichten nie dieser Mühseligkeiten und Gefahren gedacht würde, wenn nicht eine kurze Bemerkung dieser Art oft ein zweckmäßiges Mittel wäre, Leute vom Missionsdienst zurückzuschrecken, die ein gemächliches Leben bei demselben erwarten".

Auf die dringenden Bitten der Indianer wurde 1820 am Uktibbeha-See eine zweite Missionsstation angelegt, und im März 1821 kam Missionar Kingsbury dahin, der schon 10 Gebäude aufgerichtet und 70 Juchart Ackerlandes umgebrochen fand. Sie wurde Mayhew genannt und war sehr lieblich gelegen. Im Herbst desselben Jahres ward mit der Schule begonnen. Bei einem Besuche, den der Prediger Goodel Anfangs 1822 in Mayhew machte, legte Kingsbury in einer Ansprache den versammelten Häuptlingen den Zweck der Schule aus. Da antwortete einer der Vornehmsten unter ihnen: „Ich bin nicht gewohnt, an die Weißen eine Rede zu halten, aber wenn das Herz froh ist, so darf es immer ein Wort reden. Wir haben euren Worten zugehorcht. Wir haben die Sache nie zuvor so gut verstanden. Wir haben zuvor nie gewußt, daß die Missionare ohne Bezahlung arbeiten, und daß sie aus Liebe zu den Choktaw's Haus und Hof und Alles, was ihnen lieb ist, verlassen haben. Die Choktaw's sind unwissende Leute; sie wissen nur, wann der Tag kommt und wann die Nacht kommt. Das wissen sie, aber weiter nichts. Wenn Ihr zurückkommt, so sagt zu der frommen Gesellschaft: Ihr seid unsere Väter. Wir sind arm und schwach. Väter müssen für die Kinder sorgen. Wenn diese Missionare sterben, so sendet mehr. — Wir Alte werden wohl in unseren alten Gewohnheiten dahinsterben, aber mit unsern Kindern muß es besser werden."

*) Missions-Magazin 1825, II. 207.

Eine weitere Station wurde im Oktober 1822 zu Bethel (French-Camps) gegründet und von Missionar Williams nebst Familie bezogen. Die Indianer arbeiteten hier so eifrig an dem Schulhaus, daß sie bei Nacht große Feuer anzündeten, um bei deren Schein die Arbeit fortzusetzen. Sonntags wurde Gottesdienst in englischer Sprache vor weißen, rothen und schwarzen Zuhörern gehalten, da in einem Umkreise von 12 Stunden auch noch 12 Colonistenfamilien wohnten. Obschon der Missionar anfangs klagen mußte: „Die bösen Beispiele derer, die das Bessere kennen und nicht thun, haben die Sitten der Indianer so vergiftet, daß mit wenigen Ausnahmen die Meisten in die tiefste Lasterhaftigkeit versunken sind", wurde dennoch das Evangelium nicht vergeblich gepredigt, wirkte indeß hier mehr an den armen Negersclaven, als an den Indianern. Dennoch mußte im Jahre 1827 diese Station wieder aufgegeben werden, da fast alle Indianer aus der Nachbarschaft weggezogen waren. —

Im Oktober 1822 erhielt die amerikanische Missionsgesellschaft von dem Oberhaupt der sechs Städte der Choktaw's folgendes erfreuliche Schreiben:

„Wulatahumah, Oberster der sechs Städte, an die Gesellschaft des frommen Volkes, das Missionare den Choktaw's zusendet. — Brüder! Das erste Gesetz, das ich gemacht habe, ist dieses: Wenn meine Krieger über die Linie zu den weißen Leuten gehen, um Schnaps zu kaufen, und mit demselben die Pferde und das Vieh der rothen Leute einhandeln wollen, und sie betrunken machen, so soll der Schnaps auf den Boden geschüttet werden. Das Branntweintrinken hat unter meinen Kriegern ganz aufgehört. — Die Choktaw-Weiber haben lange Zeit die Gewohnheit gehabt, ihre Kinder um's Leben zu bringen, wenn sie ihnen nicht leicht Futter verschaffen konnten. Ich habe ein Gesetz gemacht, daß der Kindermord bestraft werden soll', damit nicht mehr so viele unschuldige Kinder sterben müssen. — Die Choktaw's haben ehemals Schweine und Vieh gestohlen und sie geschlachtet. Ich habe eine Schaar meiner treuen Krieger aufgestellt, die Jeden gefangen nehmen, der stiehlt, ihn an einen Baum binden und ihm 39 Streiche geben. — Es war die Sitte unter den Choktaw's, wenn drei oder vier Schwestern waren und sich verheiratheten, daß sie Alle in einem Hause mit einander lebten. So will ich es nicht mehr länger haben. Ich habe ihnen gesagt, daß sie von einander ziehen, besonders wohnen, das Feld bauen und ihr Brod verdienen. — Die Choktaw's haben einander ihre Weiber gestohlen und sind davongelaufen. Wir haben jetzt ein Gesetz gemacht, daß Jeder, der also thut, 39 Streiche erhalten soll, und ebenso auch das Weib, wenn sie von ihrem Manne fortläuft. — Manche Choktaw's laufen nach Mobile und Neu-Orleans hinab. Ich habe meinen Kriegern gesagt, daß sie zu Hause bleiben und arbeiten, und wenn sie gehen und ihr Feld nicht besorgen, so soll ihnen das Korn auf dem Acker abgebrannt werden. — Die Zahl der Männer, Weiber und Kinder in den sechs Städten ist 2164. — Ich wünsche, daß die frommen Leute Männer und Weiber senden mögen, um eine Schule in meinem Distrikt zu errichten, und daß sie das recht bald thun möchten. Ich fange an alt zu werden. Ich weiß nicht, wie lang ich noch leben werde. Ich möchte gern das gute Werk noch mit meinen Augen sehen, ehe ich sterbe. Man ist immer an uns vorübergegangen, und da war Keiner, der uns mit Rath und That beistehen wollte. Andere Völker haben Schulen, wir haben keine. Wir haben obige Gesetze gemacht, weil wir gern in die Wege der weißen Leute treten möchten. Wir hoffen aber auch, sie werden uns beistehen, damit unsere Kinder erzogen werden. — Dieß ist das erste Mal, daß ich einen Brief schreibe. Ich sage nichts weiter, ich habe meine Wünsche ausgesprochen. Ich hoffe, Ihr werdet mich nicht vergessen. Wulatahumah".

Eine neue Station, Goshen, 46 Stunden südlich von Mayhew und etwa 20 Stunden westlich von Emmaus, einem gleichfalls neu gegründetem Schulort, ward für die Missionare Veranlassung, sich nicht bloß

auf die Jugend einzuschränken, da die Indianer dieser Gegend für den Unterricht wenig Sinn hatten. Nachdem daher im Jahre 1824 zwei Erstlinge aus den Choktaw's in die christliche Kirche aufgenommen waren, fingen die Missionare munter an, die Choktaw-Sprache zu erlernen, und schon 1825 konnten sie in derselben predigen. Nun wurden nützliche Schulbücher in der Choktaw-Sprache abgefaßt und 1827 zu Cincinnati gedruckt, und Alt und Jung verlangte bald das Alphabet zu lernen, um die Offenbarungen des großen Geistes in ihrer eignen Sprache zu erkennen. Die Leitung der ganzen Mission auf den bisher genannten Stationen, wozu 1824 noch Ai-ik-hun-auh, auf der Straße nach Natchez, etwa 14 Stunden westlich von Mayhew, und später noch einige andere gekommen, hatte Missionar Kingsbury zu Mayhew. Hie und da wurde eine Seele aus dem harten Schlaf der Sünde aufgeweckt*), die Schulen gediehen und blüheten, obschon nicht überall gleich erfreulich, und auch in der bürgerlichen Verfassung der Choktaw's fanden bis Ende 1827 wichtige Veränderungen statt, indem an die Stelle von zwei unwürdigen Distrikts-Häuptlingen zwei andere verständige und vertrauenswerthe Volks-Obersten gewählt, und beschlossen wurde, alle zwei Jahre einen Landtag zu halten, an welchem durch Abgeordnete des Volks die Angelegenheiten desselben berathen, neue Verordnungen festgesetzt, und besonders darüber gewacht werden sollte, daß nichts von dem Landeigenthum ohne Einwilligung der Einwohner aller Distrikte künftig weiter veräußert werden dürfte. — Der Durst nach Erkenntniß wachte immer allgemeiner auf, und in der Nähe von Goshen fing der schon genannte Folsom, ein wackerer, christlich unterrichteter Mann, selbst eine Schule mit 40 Schülern an; und wer freute sich nicht, in dem Schreiben eines Choktaw-Jünglings zu Mayhew vom Juli 1826 an den Genannten zu lesen:

„Verehrter Herr! Ich freue mich, Gelegenheit zu haben, Ihnen ein Paar Worte zu schreiben. Uns macht der Gedanke Wonne, einen Häuptling zu haben, der ein Freund seines Volkes ist, die Wohlfahrt desselben will, und die Schulen in der Nation befördert. Wären nicht Sie und die Freunde der Mission gewesen, wahrlich, wir würden noch blind in der Wildniß umherirren. Wir haben Leute sagen gehört, die Missionare hätten uns nichts Gutes gethan; aber jetzt ist's Zeit für diese, die Augen aufzuthun und zu sehen, ob wir noch in derselbigen Lage seien, in welcher wir uns vor acht, oder auch nur vor vier Jahren befanden. Wir denken, Sie werden immer ein Freund der Schulen bleiben und dieselben aus aller Kraft unterstützen; auch hoffen wir, Sie werden sich von ihrem Volk nicht muthlos machen lassen. Vielmehr wird Sie Gott zum Werkzeuge machen, der Nation viel Gutes zu thun".

Hören wir dazu noch die Ansprache eines Choktaw-Häuptlings an eine Volksversammlung:

„Meine Kinder, Brüder und Freunde! Was ich euch sage, ist die Wahrheit; horcht wohl zu. Gottes Herz ist gut; ein solches Herz, wie dieses, müßt ihr haben; eure Väter, Mütter, Brüder, Schwestern nicht zu lieben, ist wahrlich nicht gut. Hört, was ich euch sage: liebt eure Freunde, liebet Gott, und lasset das böse Herz fahren. Gott siehet uns, und es schmerzt Ihn, daß wir böse Herzen haben. Damit muß es ein Ende nehmen. Wie es bei euern Altvätern war, die böse Herzen und einen bösen Sinn hatten, so kann und darf es nicht bleiben. Gottes Sinn ist gut, und so muß auch unser Sinn werden. Und wenn wir damit

*) Missions-Magazin 1828, IV. 633.

Gott dienen, so wird Er sich unser erbarmen und uns segnen. O Gott, gieb uns Allen ein neues Herz, ehe wir sterben. Was wird aus uns werden, wenn wir ein solches Herz nicht zuvor erhalten. Dem Tod können wir ja nicht entfliehen. Laß uns gut werden, daß wir dahin kommen, wo Du bist; und wenn wir sterben, so steige herab zu uns und erbarme Dich unser. Als Du den ersten Menschen geschaffen hast, hast Du sein Herz gut gemacht. Aber wir sind rohe, unwissende Leute; nimm das böse Herz von uns, und gieb uns neue Herzen. Wir Choktaw's haben vormals Dein Wort nicht gehört; wir hatten keinen Sinn, und unsere Gedanken waren wie der Wind. Jetzt hören wir Dein Wort, und haben ein liebes Haus, das wir Deinem Namen aufgerichtet haben. Erbarme Dich unser und höre uns. Dieser Tag ist Dein heiliger Tag, das wissen wir, und wir haben uns hier versammelt, Dich zu preisen. Blick auf uns herab und erbarme Dich unser. — Ihr müßt nicht stehlen. Wenn ihr etwas kauft, so möget ihr es nehmen; aber wenn ihr stehlet, so wird Gott, wenn ihr sterbet, zu euch sagen: Das ist der Weg zum großen Feuer; gehet hinein. Gott stiehlt niemals; ihr müßt auch nicht stehlen. Wenn euer Herz gut ist, so werdet ihr hinaufziehen, wenn ihr sterbet; ja wenn Gott euch liebt, so werdet ihr niemals sterben, sondern ewiglich leben. Was ich euch sage, ist ein wahres und liebes Wort; ihr müßt es hören und verstehen lernen. Dieß ist alles, was ich euch zu sagen habe. Meine Brüder, Kinder, Freunde, ihr habt es gehört; dieß ist alles".

Unter den Chikasaw's arbeitete seit 1821 die Cumberland- und die Methodistengesellschaft und seit 1827 trat die amerikanische Gesellschaft an ihre Stelle. Es wurden unter denselben die Stationen Monroe (1821), Tokshish, Martyn (1825) und Caney Creek (1826) aufgerichtet, welche bis zum Jahr 1834 sämmtlich erloschen. Auch unter den Chikasaw's, wie unter den Choktaw's, befanden sich Negersclaven, von denen ebenfalls eine Anzahl bekehrt wurden. Im Jahre 1829 bildeten die ordinirten Missionare unter den Choktaw's nebst denen unter den Chikasaw's ein Presbyterium, und die General-Versammlung errichtete die neue Synode von Mississippi, welche zu Mayhew ihre erste Sitzung hielt.

Während aber die Missionen unter den Choktaw's und Chikasaw's im besten Flor standen und über 400 Getaufte zählten, die jedoch meist erst in den Jahren 1828 und 1829 völlig bekehrt worden waren, erfolgten auch hier die Auswanderungsbeschlüsse der Vereinigten Staaten, unter welche die armen Choktaw's sich fügen mußten und versprachen, westlich vom Arkansasfluß sich niederzulassen. Aber große Bewegungen entstanden unter ihnen, und am meisten litten die Missionen darunter. Doch baten die Indianer die Missionare, sie zu den neuen Wohnsitzen zu begleiten, was auch theilweise geschah, als etwa zwei Drittheile des Volkes, 10—14,000 an der Zahl, auswanderten. Die bisherigen Stationen dauerten noch eine Zeit lang fort, bis sie sich endlich 1836 ganz auflösten, und alle hier gewonnenen Vortheile, auch die Gebäulichkeiten auf diese Weise für die Mission verloren gingen. Kaum aber hatten die Ausgewanderten das neue Land zwischen dem Arkansas und rothen Flusse (Red river) betreten, als sie vor Allem darauf bedacht waren, die Mission und die Schulen*) wieder in Gang gebracht zu sehen; und so groß auch die Schwierigkeiten bei der neuen Ansiedelung waren, indem zuerst dichte Urwälder gelichtet werden mußten, so wurde doch schon nach wenigen Wo-

*) Missions-Magazin 1834, IV. 616.

chen der Grund zu den beiden Missionsstationen Wheelock und Bethabara gelegt, an welche sich in der Folge noch mehrere anschlossen. Der Herr segnete die Bemühungen der Missionare, und bald gestaltete sich alles wieder zu einer schönen Ordnung. Ein Liederbuch in der Choktaw-Sprache wurde gedruckt und unter dem Volke verbreitet, auch andere nützliche Bücher angefertigt. Männer, wie der alte Tunupindschuffa,*) der, mit fünfzig Jahren 1827 bekehrt, einer der ersten unter den Auswanderern gewesen war und im Jahre 1834 als ein Aeltester der Kirche selig starb, Buschtopunne u. a. erfuhren die Kraft des Evangeliums an ihrem Herzen und erwiesen sie durch ihren Wandel. Als der alte Ischtanakahandscho, ein frommer und allgemein geachteter Choktaw-Greis tödtlich erkrankte, und sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu den Umstehenden: „Obgleich ich sterbe, hoffe ich doch in eine gute Welt dort oben zu gehen. Ich habe gesucht, meinem Gott zu dienen, und Seinen Namen um Gnade anzurufen, in und durch Christus, der für mich gestorben ist. Meine Gedanken sind jetzt bei Ihm, während ich hier in der Krankheit liege. Wenn ich sterbe, trauert nicht und bekümmert euch nicht meinetwegen. Ihr möget weinen, wenn ihr meinen Leib in's Grab leget; aber lasset das genug sein. Denket an das Eure, und trauert nicht!" — Aschtaholi, eine Choktaw-Frau, die von ihrem gottlosen und trunksüchtigen Manne oft viel zu leiden hatte, auch noch in ihrer Krankheit, an der sie am 28. März 1834 verstarb, begrüßte den Missionar Williams, der sie besuchte, mit den Worten: „O mein Bruder, ich freue mich gar sehr, dich zu sehen. Du siehst mich hier in großen körperlichen Leiden, aber selig in meiner Seele. Weil Jesus mir hilft, so liege ich gern so da und denke an Ihn. Er allein ist das Ziel meines Verlangens. Ich erhebe mein Herz zu Ihm im Gebet." Und mit strahlender Freude im Gesicht hörte sie den Worten des Missionars zu, mit denen er ihre Betrachtung zu unterstützen und zum Throne der Gnade zu beten versuchte. Bei derselben versammelten sich einst einige christliche Freunde und beteten und priesen vor ihrem Krankenbette den Herrn, der sie so mächtig tröstete. Da rief sie aus: „O das ist süß! das ist gut! das macht mein Herz fröhlich!" Und eines ihrer letzten Worte, ehe sie die Besinnung verlor, war: „O daß Jesus mich erlösete! O, mein Jesus, erlöse mich!" Aehnliches könnten wir von Mehreren erzählen zum Beweise, wie das Evangelium nicht ohne gesegneten Erfolg diesen Indianern gepredigt ward. Bald wurden denn auch noch mehrere Stationen, Stockbridge, Pine Ridge, Norwalk, Good Water und Mount Pleasant, errichtet. Die Schulen hatten guten Fortgang und Predigtreisen wurden in weitem Umkreise unternommen. Große Stücke der heiligen Schrift und andere Bücher wurden in der Choktaw-Sprache gedruckt und unter dem Volke verbreitet. Im Jahre 1845 aber wurden im Ganzen 148 Erwachsene und Kinder getauft. — Die Methodisten, welche seit 1825 an der Mission Theil nahmen, zählten schon 1828, nachdem sie durch Lagerversammlungen (camp meeting's) alles in Bewegung gesetzt

*) Calwer Monatsblatt 1842, 149 ff.

hatten, 1000 Glieder. Die Baptisten gaben die von ihnen besetzte Station Providence am rothen Flusse 1845 wieder auf. —

Choktaw's und Chikasaw's bilden jetzt einen in vier Distrikte getheilten Staat, davon die letzteren einen ausmachen. Wenn aber irgendwo unter den Indianern, so feiert hier die Mission des American Board, neben welcher noch die Methodisten und Presbyterianer thätig sind, ihre Siege, weshalb wir auch über diesen Stamm etwas ausführlicher geworden sind. Wir finden da im Jahre 1848 acht blühende Gemeinden mit 769 Seelen, und so stark ist der Zudrang zu den Gemeinden, daß in einem Jahre 218 dazu gethan wurden, und so groß der christliche Eifer in den Gemeinden, daß sie bis dahin bereits 1332 Pfund für allerlei christliche Anstalten in der Heimath, so wie für die Ausbreitung des Evangeliums in andern Heidenländern hergesteuert haben. Die einheimische Regierung selbst öffnet ihre National-Kasse auf das Bereitwilligste für den Unterhalt mehrerer Schulen; ja die Choktaw's haben sogar einen besondern Fond errichtet, um daraus die Erziehung eines Theils ihrer Söhne in den Colleges der Vereinigten Staaten zu bestreiten.

Ein kürzlich bekehrter Choktaw schreibt voll freudigen Dankes über die große Umwandlung, die das Evangelium unter seinen Landsleuten hervorgebracht, unter anderm Folgendes an die Sekretaire der amerikanischen Gesellschaft: „Ich will Euch erzählen, wie das Wort Gottes zuerst behandelt wurde. Die Choktaw weißen Leuten wußten wohl, daß die Schulen eine sehr gute Sache wären, und sie schenkten ihr große Gunst. Als sie aber fanden, daß darin das Wort Gottes gelehrt würde, traten sie alle weit zurück, und auf ihrer Seite standen einige stolze, blinde Indianer. Diese alle stemmten sich und stießen nun hart dagegen. Als aber gar Einige dem Worte Gottes beifielen, da entbrannten die Uebrigen in Wuth und wollten die Predigt aufhalten und diese Männer in ihr Vaterland zurück senden; ja Einige gingen so weit, daß sie ein Kriegsgeschrei gegen das Wort Gottes und gegen die Christen erhoben, und ein Paar schickten sich schon zu Kriegstänzen an. Wie wüthete da Satan für eine Weile. Aber, um es kurz zu machen, — nun sind wir überzeugt, daß die heilige Bibel ein großes, gutes Buch ist. Es thut Niemandem Schaden. Wir danken Euch, daß Ihr es uns zugesendet. Ihr könntet uns nichts Besseres zugesendet haben".

So ist diesem Volke, dessen Untergang noch vor einem Menschenalter unvermeidlich schien, eine glänzende Aussicht in die Zukunft eröffnet. Mäßigkeit, Ordnung und Gesetzlichkeit, Ackerbau und Gewerbe sind im Zunehmen begriffen. „Im Jahr 1818" — heißt es in einem der letzten Berichte der großen amerikanischen Missionsgesellschaft — „waren sie im vollen Sinne des Wortes ein heidnisches und wildes Volk. Die schlimmsten Laster des Heidenthums herrschten unter ihnen. Vielweiberei und Kindermord, Gefechte und Kriege waren ein Theil, und nur ein Theil ihres traurigen Erbes. Dazu waren auf diesen schlechten ursprünglichen Stamm einige der ärgsten Laster der Civilisation eingepfropft. Das ganze Volk war dem Trunke ergeben. Als Missionar Kingsbury einmal fragte: Ist denn kein Nüchterner unter Euch? — so wurde ihm die Antwort gegeben, Einer sei da. Gehen wir aber in ihre jetzige Heimath, betrachten wir ihre Fluren, sehen wir in ihre Häuser hinein, so begegnen uns überall Wohlstand und Verbesserungen aller Art. Prüfen wir ihre Schulen, so finden wir die gewissen Beweise einer verstandesmäßigen Auffassung, die zugleich lebendig und umfassend ist. Besuchen wir ihre

Kirchen, so erfahren wir, daß der Herr in der That und Wahrheit in ihrer Mitte ist. Mit freudigem Erstaunen fragen wir: Ist dieß das Volk, welches, als unsre Missionarien vor 34 Jahren kamen, so unwissend und tief versunken war?" —

d) Die Mission unter den Osagen.

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. 211. 246 ff. 258 ff.; 1825, II. 238 ff. 258 ff.; 1828, IV. 607 ff. 625 ff.; 1834, IV. 617.

Weit schwieriger, als bei den bisher genannten Stämmen, erwies sich die Missionsarbeit an den Osagen. Diese wohnten früher am Osagefluß im Staate Missouri, wo sie in die Groß- und Klein-Osagen sich theilten; eine Abtheilung hatte auch eine Gegend am Neoscho beim Arkansas inne. Jetzt hat das gesammte Volk am Arkansas, nördlich von den Cherokesen, seine Wohnsitze gefunden. Es war ein rohes, heidnisches, armes Volk,*) welches, obschon in einem sehr fruchtbaren Lande lebend, doch meist von der Jagd und etwas Viehzucht sich ernährte, dem Betteln und Stehlen ergeben und mit den Nachbarstämmen, besonders den Cherokesen, fast fortwährend in Krieg verwickelt war. Die erste Niederlassung unter den Osage-Indianern ging von der vereinigten Presbyterianischen Missionsgesellschaft aus und wurde im Jahre 1820 unter dem südlichen Zweig dieses Stammes, der etwa 8—10,000 Seelen in sich faßte, mit Bewilligung der Häuptlinge zu Union am Arkansas, etwa 10 Stunden oberhalb der Mündung des Grand-River gegründet und zunächst von zwei Predigern mit ihren Gattinnen und Kindern nebst etwa 12 andern Colonisten-Gehülfen bezogen. Bei ihrer Ankunft waren die meisten Osagen auf der Jagd, von den Anwesenden aber wurden sie mit großer Freude empfangen. Am Christfest erhielten sie einen Besuch von dem Häuptling, und vernahmen mit Freuden aus seinem Munde die Worte: „Für mich ist dieser Morgen wonnevoll. Ich bin froh in der Seele, diesen Tag erlebt zu haben. Jetzt werden meine Kinder lesen lernen, und leben wie die Christen. Wir wünschen Eure Religion kennen zu lernen, sie ist besser als die Unsrige." Doch mußten sie im Februar 1821 schreiben: „Wir leben hier in einem Lande der Finsterniß, dem das Licht des Evangeliums noch nie geschienen hat, wo man den Herrn Jesum nicht kennt, und noch kein Tempel Gottes errichtet ist. Ueberall stößt man nur auf Unwissenheit, Aberglauben und Götzendienst."

Noch war aber die Missionsfamilie zu Union nicht angekommen, als auch die Osagen am Missouri die Regierung um Einführung christlicher Schulen in ihrem Lande ersuchten, welche sie durch ihre Anhänglichkeit an die Regierung noch mehr zu verdienen glaubten, als die kleinen Osagen; „denn", bemerkte der alte Chef, „unsere Hände sind weiß, und die Hände der Arkansas sind blutig." In Folge dessen sandte die Vereinigte Missions-Gesellschaft zuerst den Prediger Milledaler nach Washington, um dort mit den Osagen-Chefs die nothwendigen Verhandlungen einzuleiten, und nachdem daselbst ein feierlicher Vertrag unterzeichnet worden, reiste auch

*) Missions-Magazin 1828, IV. 626.

nach dem Missouri eine Missionsfamilie ab und kam am 6. August 1821 daselbst an, wo sie am Maredicinefluß, etwa 2 Stunden oberhalb seiner Vereinigung mit dem Osagefluß, die Niederlassung Harmony gründeten. Die Indianer bewilligten ihnen sogleich ein herrliches Stück Land zum Eigenthum, schienen aber nach Unterricht mehr um zeitlicher Vortheile willen zu verlangen. Besonders fragten sie angelegentlich, ob die Missionare sich darauf verstünden, Schießpulver zu machen, was ihnen unendlich wichtiger zu sein schien, als die Religion.

Die Missionare zu Union richteten zwar Häuser auf und bebauten das Land, fingen auch eine kleine Schule an, hatten aber wegen der beständigen blutigen Händel zwischen den Osagen und Cherokesen mannigfaltige Noth und Gefahr. Nicht bloß die Cherokesen, sondern selbst viele Osagen stellten ihnen sogar nach dem Leben; doch kamen sie glücklich davon. In den benachbarten Indianerdörfern mußten sie oft die blutigen Gliedmaßen der ermordeten Feinde herumtragen sehen, und an Lebensmitteln hatten sie nicht selten Mangel. Dazu kam, daß ringsumher immer mehr weiße Auswanderer sich niederließen, um das herrenlose Land in Besitz zu nehmen, leider aber in der Regel weder das Wort Gottes, noch den Sonntag, noch den Sinn für's Ewige mitbrachten und so gut wie die Indianer der Missions-Hülfe bedurften. Doch wurden den Missionaren dann und wann einzelne Indianerkinder für die Schule zugeführt, so daß sie im Sommer 1823 deren 13 um sich versammelt hatten, ungerechnet ein ganz kleines, das von seiner Mutter ausgesetzt und von ihnen gefunden und aufgenommen worden war. Die Kinder fingen endlich an, am Arbeiten und Lernen Freude zu finden, und auch unter den Alten sah man bei Einzelnen die Abneigung gegen die Arbeit verschwinden. Dabei beschäftigten sich die Missionare fleißig mit Erlernung der schwierigen und an Wörtern für die Bezeichnung religiöser Begriffe ungemein armen Osagen-Sprache und legten eine Wörtersammlung und eine kleine Grammatik an. Im Jahre 1823 konnten sie schreiben: „Oft lachen unsere Indianer über die neuen Dinge, die sie hören; gemeiniglich aber fragen sie mit der größten Angelegenheit nach unserm Gott. Sie sagen, wir wissen mehr hiervon, als sie, und solche Rede hätten sie nie zuvor gehört. Sie wollen das Wort fest halten und immer darauf merken, denn wir werden ihnen immer die Wahrheit sagen. Unsere Aussichten werden immer erfreulicher."

In Harmony hatte die Missionsfamilie anfangs viel vom Fieber zu leiden, und drei Glieder derselben wurden sogar durch den Tod dahingerafft, doch begannen sie im Frühling 1822 sich sämmtlich wieder zu erholen, und nachdem sie den Aufbau eines Schulhauses und anderer Gebäulichkeiten, sowie die Anpflanzung von 40 Morgen Ackerlandes unter dem Beistand des Herrn glücklich zu Stande gebracht, hatten sie eines wachsenden Zutrauens unter den Indianern sich zu erfreuen. Die Anzahl der Schüler, welche fleißig und aufmerksam waren, mehrte sich; die Alten ließen gern im Evangelium und im Ackerbau sich unterrichten, und die Aussichten dieser Mission waren sehr ermunternd. Da wußten die Pelzhändler, denen der Congreß freien Verkehr mit den Osagen gestattete, die Häuptlinge derselben zu bereden, 25 Stunden weit von der Missions-Station hinwegzuziehen. Dadurch wurden viele Kinder der Schule ent-

zogen und das Werk in Harmony nicht wenig gestört; doch wandten sich die Missionare mit um so größerem Eifer der Erlernung der Sprache zu.

Von Union aus wurde im December 1823 eine neue, nur 2 Stunden entfernte Niederlassung, Hopefield, angelegt, zunächst mit der Absicht, die umherstreifenden Osagen, 5000 an der Zahl, die Segnungen des Ackerbaus zu lehren, und schon im folgenden Frühjahre siedelten sich 11 heidnischen Familien daselbst an; im J. 1826 aber wurde sie von einer Streifparthei Delawaren überfallen und mehrere Einwohner grausam ermordet; doch wurde der Ort gerettet. In demselben Jahre besaßen die Missionare zu Union 140 Morgen angebautes Land, und die Schule wurde von 50 Kindern fleißig besucht. Kriegerische Unruhen traten auch hier oft recht störend ein.

Von Harmony aus wurde gleichfalls in einer Entfernung von etwa 24 Stunden eine neue Niederlassung Neoscho an dem Flusse gleiches Namens gegründet, doch war unter dem umherstreifenden wilden und kriegslustigen Volke wenig auszurichten. In Harmony selbst, wo die Missionare gleichfalls mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, wurde 1825 die Schule von 40 Osagen-Jünglingen besucht, die sich in den Kriegsunruhen eine Zeit lang zerstreuten, später aber bis auf 35 wieder sammelten. Viele derselben lasen das Wort Gottes mit Verständniß, ohne daß es jedoch zu einem kräftigen Durchbruch des göttlichen Sinnes unter ihnen gekommen wäre.

So waren allmälig 4 Stationen, Union, Harmony, Hopefield und Boudinott, (Neoscho), unter den Osagen gegründet, aber wenn auch hie und da kleinere Osagenhäuflein zur Predigt des Evangeliums sich sammelten, und die Missionare von Zeit zu Zeit in den kleinen Indianerdörfern umherzogen, so lebte doch bei weitem der größere Theil des Stammes noch in roher Wildheit dahin, ohne von den dargebotenen Erleuchtungsmitteln des Christenthums Gebrauch zu machen. Eine blühende Schule zu Union mußte zu Anfang der dreißiger Jahre aufgegeben werden, weil die Eltern um den Unterricht ihrer Kinder sich nicht kümmern wollten, und nur die Schule zu Harmony dauerte mit gesegnetem Erfolge noch fort. Zwölf Jahre hatten die Missionare scheinbar umsonst unter diesem Volke von etwa 18000 Seelen gearbeitet, bis dahin aber mit großer Mühe sich soweit in den Besitz der Sprache gesetzt, daß ein Uebersetzungsversuch von einigen Evangelien gemacht und einige kleine Schulbücher in derselben angefertigt werden konnten. Doch wollte die Missionsgesellschaft auch dieses Volk nicht seinem gänzlichen Untergange überlassen, aber durch die neuen Auswanderungen wurden ihre guten Absichten zerstört.

Schon seit der Ankunft der Missionare im Osagenlande kamen dessen Häuptlinge durch gewisse zwingende Anträge von Regierungs-Agenten der vereinigten Staaten in großes Gedränge und schon ums Jahr 1827 wurde in einer ihrer Rathsversammlungen die Forderung an sie gebracht, das Land am Grand River zu verlassen und sämmtlich an den Neoscho-Fluß sich zurückzuziehen. Damals gab der Häuptling Klamore, ein Freund der Mission, dem Agenten im Namen der Häuptlinge zur Antwort:

„Mein Vater, ich habe mit meinem Volke gesprochen, das in dieser Angelegenheit auf meiner Seite steht. Gott sieht auf uns herab. Ich spreche zu euch an einem schönen Tage. Meine Brüder, meine Freunde, meine Kinder, sie stehen alle um mich her. Wir haben nur ein Wort zu sagen. Mein Volk ist weithin verbreitet, und du siehst sie nicht alle. Dort (auf das Dorf hindeutend), dort ist meine Stadt. Um eine Stadt zu machen, reiste ich durch's ganze Land, und ich fand einen guten Platz. Der Gouverneur Clark nahm mich mit sich nach Washington. Dort sah ich meinen großen Vater (den Präsidenten der Vereinigten Staaten). Er sagte zu mir: Wollt ihr eine Stadt bauen, so bauet sie an einen guten Strom. Ich habe es also gemacht, und meine Stadt gebaut. Ich habe meinem Vater Wort für Wort gefolgt, warum ändert er jetzt seine Gesinnung? Ich fürchte, er hat viele falsche Geschichten von Leuten gehört, die mir Unrecht thun und mein Land wegnehmen wollen. Mein Vater! viele rothe Häute (Indianer) reden Lügen. Merket dieß. Ich bin der einzige unter den rothen Häuten, der meinem Vater gehorcht hat. Man hat mir immer versprochen, mich glücklich zu machen. Ich habe es noch nicht gesehen bis auf diese Stunde. Mein Volk ist nicht glücklich; wir müssen hart jagen und hoch bezahlen für unser kleines Eigenthum. Ich wünsche, du möchtest ein Herz haben für unser Wohl. Ich fühle schlecht, ich darf nicht sagen, was ich fühle. Ihr nehmt da ein Stück Landes, und dort ein Stück Landes. Nein, das versteh ich nicht!"

Dennoch wurden die Osagen im J. 1836 sämmtlich zur Auswanderung genöthigt und bekamen ihre Wohnsitze am Arkansas nördlich von den Cherokesen. Die Missionare folgten ihnen dahin nicht, und so sehr auch die Vereinigten Staaten seitdem sich Mühe gegeben, diesen Stamm mit Ackerbaugeräthschaften und Zuchtthieren, Mühlen und Schmieden zu versehen, wollen die Osagen sich doch nicht zu einem geordneten Leben ansiedeln, und ziehen ihr altes Wander- und Räuberleben Allem vor.

e) Die Mission unter den Pawnee's (Pahni's), Schawnee's, Iowa's, Sack's, Otoe's und Omahau's.

cf. Missions-Magazin 1825, II. 223 ff. 218. 221.

Im Norden der Osagen, bis zum Platefluß und darüber hinaus wohnen die Stämme der Schawnee's, der Kansas, der Otoe's, der Omahau's, der Peoria's, der Wea's, der Potowatami's und der Pawnee's. Die Pawnee's, etwa 8000 Seelen, wohnten früher am Osagefluß, sind aber von Einwanderern an den Platefluß bis an den Missouri heraufgedrängt worden. Sie theilen sich in drei Aeste, die Grand-Pawnee's oder eigentlichen Pawnee's, am obern Missouri, und die südlicher gelagerten Pawnee-Loups und Pawnee-Republikaner. Ein gewisser Wohlstand ist unter ihnen nicht selten, und oft besitzt eine Familie bei 2—300 Pferde und Maulthiere, die sie meist bei ihren häufigen Einfällen in das spanische Gebiet stehlen. Sie sind sehr abergläubisch, und erst um 1820 wurde durch einen Pelzhändler das Opfern der Kriegsgefangenen unter ihnen abgeschafft. Als Anfangs 1822 eine Anzahl von Häuptlingen und Kriegern verschiedener Indianerstämme vom Missouri und dessen Seitenströmen nach New-York gekommen war, um die Angelegenheiten ihrer Stämme mit der Regierung zu berichtigen, wurde ihnen auch im Auftrag der vereinigten Missionsgesellschaft das Vorhaben derselben mitgetheilt, christliche Lehrer unter ihre Stämme zu senden, und von den Häuptlingen der Pawnee's, Kansas und

Omahau's mit Freuden begrüßt. Darauf schickte die Gesellschaft im Frühling desselben Jahres den Prediger Sal. Giddings nach dem Missouri ab, um unter diesen Stämmen an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Die Häuptlinge der Omahau's, mit denen er zuerst unterhandelte, waren anfangs etwas schwierig, erkannten in ihrer durch Big Elk (fettes Elennthier) gegebenen Antwort zwar die Ueberlegenheit und guten Absichten der Weißen und ihre eigene Armseligkeit an, hatten aber doch allerlei Besorgnisse und schlossen mit den Worten: „Mein guter Vater! habt Mitleiden mit uns, und laßt mich nur noch ein paar Jahre dem Büffelochsen nachlaufen. Bin ich einmal alt oder todt, so werden meine Kinder es wohl brauchen, daß ihr sie unterrichtet. Wenn wir kein Thier mehr im Walde haben, dann müßt ihr kommen und uns Indianer unterrichten." Schließlich aber, nachdem ihre Besorgnisse widerlegt waren, erklärten sie ihre Bereitwilligkeit, eine Missionsfamilie bei sich aufzunehmen und ihre Kinder zur Schule zu senden. Die Pawnee-Loups erklärten mit Freuden ein Gleiches, der Chef der Pawnee-Republikaner hatte endlich auch nichts dagegen, einen Versuch zu machen, die Grand-Pawnee's aber erklärten nach langer Berathung durch ihren obersten Häuptling Folgendes: „Bruder! Wir danken unsern weißen Brüdern für ihre Freundlichkeit. Wir glauben, der große Vater des Lebens hat die weißen Menschen neben sich gesetzt, und die rothen unter ihnen. Die weißen Menschen sind groß und verständig, denn der Vater des Lichts hat sie also gemacht. Er will es haben, daß die weißen Menschen weiß, und die rothen roth sein sollen. Der weiße Mann hat eine Medizin, der rothe Mann hat eine andere. Wir glauben, der Vater des Lebens hat die Absicht, der weiße Mann soll verständig sein und lesen und schreiben und Flinten und Pflüge und Messer machen. Er will aber auch haben, der rothe Mann soll nichts wissen und seinen Büffelochsen nachlaufen. Er hat uns in einigen Dingen gleich gemacht, aber wir sind arm und elend, wenn wir uns mit den weißen Leuten vergleichen. Warum sollten wir die Medizin wegwerfen, die der Vater des Lebens uns gegeben hat, und dafür die Medizin der weißen Leute nehmen? Dann, fürchte ich, würde er zürnen, und uns die Pestilenz dafür zusenden. — Bruder! Ich will euch nun meine eigene Meinung sagen. Mich dünkt, es würde gar gut sein, wenn unsere Kinder lesen und schreiben und den Boden bearbeiten und Kleider machen lernten, wenn es nicht Medizin wäre. Nach allem, was ich von den Amerikanern in den Staaten gesehen habe, werde ich immer Hochachtung und Liebe für sie haben. Ich liebe zwei Wege, den einen von dem Handelshaus zu unserem Dorfe, in das die Amerikaner uns ihre Güter bringen, den andern von unserm Dorf in den Wald zu den Büffelochsen und wilden Pferden." — Erst später trat unter den Pawnee's eine Mission der amerikanischen Gesellschaft in's Leben, nachdem einige Sendboten derselben, welche zu einer Expedition nach dem Indianergebiet jenseits des Felsengebirges beordert waren, die jährliche Karavane dorthin verfehlt hatten, und bei den Grand-Pawnee's und Pawnee-Loups zurückgeblieben waren. Ein Schulbuch in der Pawnee-Sprache wurde 1836 gedruckt, und später auch Theile der heiligen

Schrift übersetzt; die Regierung der Vereinigten Staaten aber sorgte dafür, daß Lehrer, Landbauer und Handwerker sich unter diesem Stamme niederließen. Gegen 300 Pawnees, unter ihnen die mächtigsten Häuptlinge, haben sich am Missionsplatz angesiedelt, was zu guten Hoffnungen berechtigt, wenn erst von den beständigen Einfällen ihrer unruhigen Nachbarn in Nordwesten*) nichts mehr zu fürchten sein wird. — Unter den Omahau's, wo auch die Presbyterianer **) thätig sind, und Otoe's arbeiten Baptistenmissionare zu Bellevue und Methodistenmissionare, haben aber mit der Unmäßigkeit der Leute und ihren fortwährenden Händeln viel zu kämpfen. Unter den die Jowasprache redenden Otoe's wirken gleichfalls die Presbyterianer, welche auch unter den sehr entarteten Jowa's und Sack's am Missouri Stationen angelegt haben. Schon sind mehrere Bücher in der Jowasprache gedruckt und das neue Testament übersetzt. — Unter den Schawnee's endlich oder Schawanee's, den Kansas und einigen benachbarten Stämmen, unter denen auch Methodisten arbeiten, haben die Baptisten unter dem Namen der Schawanee-Mission die vier Stationen: Schawanee, Stockbridge (Putawatamie), Ittawa und Delaware, wo auch eine Presse errichtet, und bereits über 100 Indianer getauft sind. — Am Kansasfluß hat endlich die Brüdergemeinde seit 1839 die Station West-Field, deren Einwohner meist von Neu-Fairfield in Ober-Kanada (s. d.) hiehergezogen sind.

f) Die Mission unter den Sioux und den Chippewa's (Tschippewäs).

cf. Basler Missions-Magazin 1834, IV. 619.

Die Sioux oder Dakota's, wie sie sich selbst nennen, auch unter dem Namen Nadowessier bekannt, deren Vorfahren nach ihren eigenen Traditionen von Norden herabkamen und nicht nur am Missouri und über das ganze Arkansasgebiet, sondern auch noch weiter im Süden sich ausbreiteten, finden wir weiterhin meist am mittleren Missouri im jetzigen Gebiet Jowa und vom obern Mississippi bis an den Winipegsee hin in einer Anzahl von gegen 8000 Seelen. Unter ihnen legte die amerikanische Gesellschaft im Jahre 1835 jenseits des obern Mississippi die Stationen Lac qui parle und Fort Snelling an, in welchen um 1840 bereits Gotteshäuser standen und Gewerbe und Feldbau vorwärts kamen. Die Weiber ließen sich gern zum Spinnen und Weben anleiten, und die Männer fanden Handarbeiten weniger entehrend und lächerlich, als dieß bei andern Wilden der Fall ist. Zwei neue Stationen, Traverse des Sioux und St. Peters wurden 1845 errichtet; außer einigen Elementarbüchern wurden mehrere Bücher des neuen Testamentes und ein Theil der Psalmen in die Landessprache übersetzt. Schon vor der Gründung dieser neuen Stationen hatten Missionare der Lausanner Gesellschaft auf der Station Red Wing sich niedergelassen, von denen sich einer durch seine ärztliche Hülfe während einer verhee-

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, 183.
**) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1850, 47.

renden Krankheit bei den Sioux sehr beliebt machte. Doch verboten dieselben ihren Stammesgenossen die Theilnahme am Unterricht, um auf diese Weise von der Regierung eine Beihülfe für eine Schule zu erpressen und hinterher die Unterweisung der Missionare umsonst zu benutzen. 1848 zählte die Mission erst 36 Getaufte. *)

Die Chippewa's oder Ojibwas (Odschibwä's), bittere Feinde der Sioux, ziehen sich am Obernsee bis nach Kanada hinein. Unter ihnen gründete 1830 die amerikanische Gesellschaft die erste Niederlassung La Pointe, auf einer Insel im südwestlichen Theile des Obernsees, wo mehrere Hundert Indianer sich angesiedelt hatten und überdieß ein bedeutender Verkehr mit der Nachbarschaft getrieben ward. Von hier aus 80 Stunden weiter nach Südwesten hin wurde eine zweite Stelle, der gelbe See genannt, von den Missionaren besetzt, von wo aus sie meist zu Wasser ohne Schwierigkeit nach St. Peter am Misisippistrome gelangen können. Etwa 400 Indianer sind in dieser Angelegenheit für ihren Unterricht erreichbar. Eine dritte Stelle ist Sandy Lake nahe am Misisippi, wo gleichfalls 300 Indianer wohnen, und von wo aus sie in einer wohlbevölkerten Gegend an den Quellen dieses Stromes leicht zu Wasser nach allen Richtungen sich bewegen können. Doch waren die drei zuletzt genannten Orte nicht sowohl feste Stationen, als zeitweilige Besuchsorte der Missionare, wo sie auf ihren wiederholten Reisen bleibende Eindrücke zurückzulassen Gelegenheit hatten. Ebenso am Lech Lake (See), da wo der Rabenfluß in den Misisippi einmündet, und wo sie unter einem Stamme der Chippewa's, der anfangs das Evangelium feindselig zurückwies, 1833 Eingang fanden. Feste Stationen waren noch Fond du Lac, 1839 wieder aufgegeben, und Pokeguma. Im Jahre 1833 ward die Chippewa-Sprache zur Schriftsprache erhoben, und später verfaßte D. James eine Uebersetzung des neuen Testamentes und ließ sie unter seiner Aufsicht drucken. Ein von einem eingebornen Methodistenprediger Peter Jones angefertigtes Liederbuch erschien 1836 zu Boston.

Dieser Peter Jones war ein bekehrter Häuptling der Chippewa's in Oberkanada, und hieß eigentlich Kahkewahquonaby. Er war etliche Mal in London zum Besuch der großen Missions-Jahresfeste, und bei einer solchen Gelegenheit sprach er einmal: „Laßt euch sagen, Brüder und Schwestern: Wir waren in einem elenden Zustande, ehe wir Jesum Christum fanden. Wir streiften umher von Ort zu Ort. Wir hatten kein Dorf, kein gutes Haus, keine Schafe, keine Ochsen, nichts von diesen guten Dingen. Aber als wir Jesum Christum erlangten, da begannen wir, diese guten Dinge zu begehren, und sobald der Herr unsere Seelen besuchte, bekamen wir Gesellschaften, wir bauten Blockhäuser, wir machten Dörfer, wir hatten Schafe und Ochsen, wir genossen das Leben. Und laßt euch sagen, christliche Freunde, wenn ihr den armen Indianern wohlthun wollt, müßt ihr ihnen Religion bringen. Einige versuchten, sie zu bekehren, indem sie sie zu Bauern machten und ihnen Ochsen und Pflüge gaben, aber ohne die Religion Christi; das ist niemals gelungen unter den Indianern. Aber wenn ihre Herzen erfahren, daß sie Sünder sind, und wenn sie finden, daß Jesus Christus für Indianer gestorben ist wie für weiße Männer, dann könnt ihr sie civilisiren. Von diesem wollen sie nichts wissen, sondern wie der Hirsch in den Wäldern wollen sie schweifen; sie müssen erst Christum haben, dann begehren sie dieß". — Als derselbe 1845 zum dritten Mal**)

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, 184.

**) Calwer Missionsblatt 1845 p. 73 ff.

in London war, konnte er sagen: „Vor etwa 23 Jahren wurde ich zur christlichen Religion bekehrt und habe seit mehr denn zwanzig Jahren als Missionar unter meinen Landsleuten gearbeitet. Es freut mich, euch sagen zu können, daß ich gesehen habe, wie Hunderte meiner eingeborenen Brüder zur Erkenntniß der Wahrheit in Jesu Christo gebracht wurden. — — Bevor Missionare zu uns kamen, waren wir Heiden. — Jetzt beten wir den Gott an, den ihr liebet, dem ihr dienet. — Der Gott der Christen macht unsre Herzen glücklich, und wir preisen den großen Geist, daß wir zur Erkenntniß des Einen wahren Gottes gebracht worden sind. Unsere Indianer waren in ihrem früheren Zustand in der That recht arme, tief versunkene Leute, sehr verfinstert in ihren Seelen. Wir wußten kaum irgend etwas; jetzt aber fangen wir an, unsere Augen zu öffnen und die großen Segnungen zu erblicken, welche der große Geist uns zugetheilt hat".

So hatte sich unter den Chippewa's schon ein kleiner Kern christlicher Indianer gebildet, und die Lust sich anzusiedeln und den Acker zu bauen ward immer allgemeiner. Auch zu Pokeguma war bereits ein erfreulicher Anfang gemacht; schon hatten sich mehrere freundliche Wohnungen erhoben, schon ruhte das Auge mit Wohlgefallen auf gut bestellten und nett eingehegten Feldern, — da fielen im Sommer 1841 die wilden Sioux ein, und die Chippewa's suchten ihr Heil in der Flucht. Drei Jahre lang wagten sie nicht, dahin zurückzukehren; die Häuser zerfielen, die Felder wurden vom Unkraut überwuchert, und als endlich der Friede und mit dem Frieden die Hoffnung der Missionare zurückkehrte, da fand es sich, daß Einige zu andern Stämmen sich geschlagen, Andere aber den Muth verloren hatten, und noch Andere von des weißen Mannes Branntwein sittlich vergiftet worden, — denn die Welle der weißen Bevölkerung wälzt sich mit alle dem Unrath, den sie mit sich zu führen pflegt, von den benachbarten Grenzen näher und näher, — und die vorher so hoffnungsvolle Station mußte gar aufgegeben werden.

Die Baptisten errichteten unter den Chippewa's und benachbarten Stämmen 1838 die Station Sault de Marie mit den Außenstationen Tikuamina und Michipicoton; die Presbyterianermission, welche zugleich die Ottowa's im Auge hat, zählte 1846 hier 16 eingeborene Kirchenglieder.

g) Die Mission unter den Ottowa's.

cf. Baseler Missions-Magazin 1828, IV. 611, 1834, IV. 620.

Unter den Ottowa's und einigen angrenzenden Stämmen begründeten die Presbyterianer die im Jahre 1827 an die amerikanische Gesellschaft übergegangene, später aber aufgegebene Mackinaw- und Maumee-Mission. In der Straße zwischen dem Huron- und dem Michigan-See, nahe bei dem 46.° nördlicher Breite, etwa 80 Stunden von der Greenbay, liegt die Insel Mitschilli-Mackinac, gewöhnlich Mackinaw, (Schildkröte) genannt, die gegen 3 Stunden im Umfang hat, und deren steiles Felsenufer in allmäliger Wölbung, wie der Rücken einer Schildkröte, bis zur Höhe von 300 Fuß sich erhebt, während ihr östliches Ende den Schwanz einer Schildkröte darstellt. Hier war der große Marktplatz des Pelzhandels, von den Indianernstämmen der nordwestlichen Wildniß so fleißig besucht, daß oft 1500—2000 derselben auf den Ufern der Insel kampirten, und dem Boten Christi Gelegenheit gaben, nach allen

Richtungen der nördlichen Indianerwelt thätig zu sein. Darum ließ Ende 1823 Missionar Ferry auf dieser Insel sich nieder, kaufte ein Stück Landes an, um die Indianer in Feld- und Gartenbau zu fördern, und richtete Schulen und Werkstätten ein, um in den letzteren die Knaben auch zu allerlei Handwerk anzuleiten. Sein Plan und Eifer fand bei den Kaufleuten Billigung und Unterstützung, und seine Arbeit ward unter Gottes Beistand so reichlich gesegnet, daß viele Indianer von nah und fern ihre Kinder in das Missionshaus brachten, deren Zahl bis auf 180 stieg, und deren Fortschritte zu guten Hoffnungen erweckten. Nach längerem segensreichen Wirken fand diese Mission 1837 ihr Ende.

Eine andere Mission blos unter den Ottowa's gründete die presbyterianische Gesellschaft in Maumee (Mommi), an dem Flusse gleiches Namens im nordwestlichen Ohio. Missionar van Tassel fing 1826 mit einer Schule an, welche bald 32 Indianerkinder in sich faßte, und ein frommer Indianerjüngling, Louis King, unterstützte ihn treulich bei diesem Geschäft. Die umherwohnenden Ottowa's waren indeß sehr träge und trunksüchtig; doch dauerte die Schule mit etwa 30 bis 40 Schülern fort, und ein kleines christliches Gemeinlein von etwa 25 Gliedern, unter denen einige Neger, war gebildet. Da verkauften ums Jahr 1833 die Ottowa's, deren ehemals mächtiger Stamm nur noch 700 Köpfe zählte, den einzigen ihnen noch übrig gebliebenen Landstrich, und wurden so, da sie sich beharrlich weigerten, auf die Westseite des Mississippi zu ziehen, auch, bis auf 12 Familien, das Anerbieten van Tassel's, auf dem der Mission gehörigen Lande sich anzubauen, zurückwiesen, völlig heimathslos. In Folge dessen ging auch die Maumeemission zu Ende.

Unter den Ottowa's in Michigan gründeten die Baptisten die Station Richland.

h) Die fränkische (deutsch-lutherische) Mission in Michigan.

cf. Evangelisches lutherisches Missionsblatt 1856, p. 50 ff., 1849, 21. 129. 148. 337; 1851, 35 ff., 50 ff., p. 209 ff.; 1852, 88 ff., 107 ff., 225 ff.; 1853, 174 ff., 313 ff.; 1854, 148 ff., 168 ff.; 1855, p. 21 ff., 129 ff., 145 ff.; 1857, p. 29 ff., 255 ff.

Im Norden Michigan's ließ sich im Jahre 1845 eine deutsche Missionscolonie aus Franken nieder, um der dortigen von der lutherischen Synode von Michigan geleiteten Missionsthätigkeit, für welche auch das Seminar zu Ann Arbour gegründet ist, einen Mittelpunkt zu verschaffen, und stiftete den Ort Frankenmuth,*) dessen Seelsorger, P. Crämer, nach wenigen Jahren berichten konnte: „Im Ganzen ist der Stand der Gemeinde gut, besonders hier. Grüne Fluren, ja weiße Erntefelder dehnen sich immer weiter aus. — Die Leute gewöhnen sich immer mehr an das Klima, — bald werden die ersten magern Jahre überstanden sein. Manchmal wandelt einen wohl Trübsinn an, besonders wenn man oft wenig Frucht des theuern Gotteswort wahrnehmen muß, vorzüglich wenn so viel Lieblosigkeit, Eigennutz, Kleinmuth ꝛc. zum Vor-

*) Steger, die protestantische Mission III., 2, 123 f.

schein kommt, — doch dann bescheidet man sich, daß die Kirche ein Glaubensartikel ist, und glaubt, was man nicht sieht, zumal da doch so viele aufrichtige Seelen darunter sind." Pastor A. Crämer von Frankenmuth war auch der erste Friedensbote, der die Indianer am Pine River aufsuchte, durch einen Dolmetscher mit ihnen redete und eine Art von Freundschaftsbund mit ihnen schloß. Die Heiden gewannen auch bald einiges Zutrauen und brachten ihm ihre Kinder bis nach Frankenmuth, 64 Meilen weit, zur Schule. Darüber wurden freilich die benachbarten Methodisten voller Neid, und die deutsch-lutherische Mission hatte von da an fortwährend mit ihren Machinationen zu kämpfen, um so mehr, da der Häuptling Bemassike und der Kern seiner Horde mit dem Treiben dieser Leute durchaus nicht zufrieden war, und sich darum wiederholt an Pastor Crämer um Rath und Hülfe wandte. Da dieser aber in seiner Gemeinde genug zu thun hatte, und nicht oft auf eine ganze Woche abkommen konnte, was doch jede Reise zu den Indianern am Pine River erforderte, so wandte er sich durch Pastor Löhe in Franken an die evangelisch-lutherische Missionsanstalt zu Dresden um einen Gehülfen. Diese sandte im Jahre 1847 ihren zwar für Ostindien bereits abgeordneten, aber durch Krankheit von der Abreise zurück gehaltenen Zögling Baierlein dem Pastor Crämer zur Hülfe. Dieser besuchte nun öfters die Indianer an ihren Orten, und besonders auch am Pine River.*) Auch der Häuptling von dort machte Besuche zu Frankenmuth, und klagte immer mehr über die Methodisten, die sich trotz seines Verbotes dort niederlassen wollten und seine Leute zu verführen drohten. Im Juli 1847 besuchte der Häuptling Bemassike wieder Frankenmuth, und klagte mehr als je über die Methodisten. Auf ihr wiederholtes Andringen, wie auch Verläumden des Pastor Crämer habe er ihnen geantwortet: „Der deutsche Schwarzrock hat mich zuerst besucht; wir sind Freunde, und wollen es auch bleiben. Euch aber kann ich nicht leiden. Ihr heulet früh und spät, und hüpfet und klopfet mit Händen und Beinen, als ob ihr in den Himmel hineinspringen wolltet. Als mir vor Kurzem mein Sohn starb, habe ich auch lamentirt, denn er war mein Sohn. Aber ihr heulet ohne Ursache, bis euch Gott auch eine Ursache geben wird; dann werdet ihr mit Recht heulen." — Im Herbste desselben Jahres, als Missionar Baierlein den Häuptling besuchte, machte ihm dieser den Antrag, auf sein Dorf zu ziehen und sich seiner Kinder und seiner Leute anzunehmen. Der Missionar ging darauf ein, wollte aber zuvor die Meinung der ganzen Horde darüber hören, die indessen gerade auf der Jagd zerstreut war. Deshalb reiste Baierlein im Mai 1848 wieder an den Pine River und hielt daselbst am 2. Juni vor der Rindenhütte des Häuptlings die betreffende Versammlung. Nach einer Ansprache des Missionars über den Zweck seines Hierseins und einer ernsten Berathung stimmten alle Indianer für sein Kommen, der Häuptling aber trat auf ihn zu, schüttelte ihm gewaltig die Hand, und sprach dann vor seinem Volke:

„Es ist mir sehr lieb, daß dieser unser Freund unter uns wohnen will. Denn wenn ich meine Leute um mich her ansehe, wie arm und herabgekommen sie sind, so thut es mir im

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, p. 322 ff.

Herzen wehe. Es sind zwar viele Feuer (der Weißen) um uns her, aber nicht immer ist ihre Wärme gut. Es kommen auch nicht selten Vögel unserer Farbe (indianische Methodistenprediger) hier an und bringen neue Dinge her, die nicht gut sind. Wenn ihr Alle diesen Weg einschlagen und so heulen und euch geberden solltet, als Manche von euch wirklich schon thun, so würde mir das sehr wehe thun. Hingegen würde ich mich sehr freuen, wenn ihr Alle in der Weise unterrichtet würdet, wie unser Freund hier euch zu unterrichten gesonnen ist, und wie ich ihre Gottesdienste an ihrem Orte (Frankenmuth), auch in Detroit und sonst gesehen habe. — Und ihr jungen Frauen solltet euch seinen Unterricht besonders zu Nutze machen; denn Manche von euch haben ihren Weg verfehlt und sind daneben getreten. — Und nun habe ich wenig mehr zu sagen. Ich bin ein alter Mann, und werde bald meinen Vätern folgen. Ich möchte diese Sache beendet wissen; ich möchte mein Volk auf einem guten Wege sehen, ehe ich sterbe; ich möchte, daß bald ein Schulhaus hergebaut würde. (Zum Missionar:) Sage uns doch, wie bald das geschehen wird? — Das ist's, was ich euch zu sagen hatte".

Darauf schüttelte er abermals dem Missionar sehr derb die Hand, und „lehnte sich wieder an den Busen seiner Mutter" d. i. er setzte sich wieder auf die Erde hin.

In Folge dessen brach Missionar Baierlein am 19. Juli 1848 von Frankenmuth auf, von 6 Franken begleitet, die zunächst ein Blockhaus zur Schule, Wohnung und Versammlungsort aufrichten sollten, und kam am 21. dess. M. am Pine River an, wo gerade große Hungersnoth herrschte. Dieß gab dem Missionar Anlaß, diese Stätte Bethanien, „Haus der Armuth" zu nennen. — Um diese Zeit berichtete Pastor Crämer von Frankenmuth: „Die Mission anlangend, habe ich am zweiten Pfingsttage das 19. Kind in unserer Kirche getauft. — Die meisten unserer Indianerkinder besuchen nun auch die deutsche Schule, singen die deutschen Lieder mit und fangen an im Katechismus zu lesen. Daneben geht die englische Schule fort, und den Religionsunterricht ertheile ich ihnen, da der Katechismus übersetzt ist, ausschließend indianisch, wiewohl sie in der Kirche fast schon alles deutsch mitbeten können. Die Knaben werden hin und wieder spielend angehalten, auf dem Missionslande und im Garten mitzuarbeiten, die Mädchen verwenden ihre freie Zeit auf häusliche Beschäftigung. Welschkorn, Kartoffeln, Kürbise, Melonen der Indianer auf dem Missionslande stehen im besten Wachsthum, und schon haben sie ein neues Stück zu klären angefangen. Trotz der schändlichsten Machinationen der Methodisten wächst das Zutrauen der Indianer zu uns sichtlich, und wenn sie einen Rath oder Hülfe bedürfen, so kommen sie zu uns, wie sich denn ein Häuptling so dringend um ein Stück Land für sich und seine Bande an uns gewendet hat, daß wir ein Stück für ihn gekauft haben, einstweilen bis zur Abbezahlung auf meinen Namen. Doch wichtiger als dies alles verspricht die Einladung zu werden, die Bemassike an Baierlein ergehen ließ, ganz zu ihm auf sein Indianerfeld zu ziehen und ihn und seine Bande zu unterrichten. Eben sind 6 Mann dort mit dem Bau eines Hauses beschäftigt, und während ich dies schreibe, ist auch die zarte Frau Baierlein auf einem Canoe dahin abgegangen."

Ende August begann die Schule zu Bethanien mit 8 Kindern, die sich bald auf 19 vermehrten. Auch die Alten stellten sich des Sonntags

zur Anhörung des Evangeliums ein, und das anfängliche wilde Wesen dieser Versammlungen machte bald einer bessern Zucht und Ordnung Platz. Im Winter zerstreuten sich die meisten Indianer wieder, ließen jedoch ihre Kinder zur Schule zurück, wo dieselben neben Lesen und Schreiben mit Freuden biblische Geschichte lernten. Das erste Christfest zu Bethanien wurde nach guter deutscher Sitte auch mit einem Christbaum und einer Weihnachtsbescherung gefeiert. Am 18. Januar 1849 konnten durch den hiezu eingeladenen Pastor Crämer bereits 10 Erstlinge unter den Indianerkindern, 5 Knaben und 1 Mädchen nebst 4 kleinen Kindlein, getauft werden, und trotz der feindseligen Bemühungen der Methodisten wurden vor dem Jahresschluß noch drei Seelen, unter ihnen als erste erwachsene Person die Tochter des Häuptlings, durch die heilige Taufe in die Kirche aufgenommen. Im Laufe des Jahres 1849 wurde Bethanien von dem Collegio der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig an die deutsch-lutherische Synode von Missouri, Ohio 2c. übergeben, in dem innern Gange derselben aber nichts verändert. Auch sandte die Synode dem Missionar in Theod. Eißfeld einen Gehülfen für die mehr äußerlichen Arbeiten der Mission. — Das folgende Jahr 1850 war ein Jahr der Trübsal. Bemassike starb, ohne die ihm so oft dargebotene Gnade in Christo sich angeeignet zu haben; Branntweinhändler ließen in Bethanien sich nieder, erhielten die ganze Horde drei Wochen im Taumel, machten sogar den Dolmetscher der Mission zum Säufer und Händler und drohten selbst an der Person des Missionars, der ihnen natürlich am meisten im Wege war, sich zu vergreifen. Dieser selbst war durch die vielen beschwerlichen Reisen, auf denen er den vierten Theil seiner Zeit verbrachte, ganz krank und hinfällig geworden, und wandte sich daher an das lutherische Missions-Collegium zu Leipzig mit der dringenden Bitte um einen Gehülfen, der, falls er stürbe, sein Nachfolger würde. Doch hatte sich eine kleine treue Schaar um den Missionar versammelt, welche bei ihm aushielt, und 2 Frauen, 4 Jungfrauen, 1 Jüngling und 3 Kindlein, und kurz vor Jahresschluß noch eine an 100 Jahr alte, ganz erblindete Urgroßmutter konnten getauft werden. Im Jahre 1851 ging der Kampf mit Heidenthum und Methodismus fort; am Ende aber brach sich doch die Macht des Heidenthums. Ein Kirchlein ward gebaut, von dessen kleinem Thurm eine Glocke von 140 Pfund die zerstreuten Indianer zum Gottesdienste rief; Gaben von nah und fern deckten die Kosten, und Missionar Mießler, der im Oktober 1851 von Deutschland anlangte, brachte als Liebesgaben aus dem Vaterlande auch den nöthigen Kirchenschmuck und die heiligen Geräthe mit. Zum Weihnachtsfest ward die Kirche zum ersten Mal damit geschmückt, und so auch dieses Jahr, in welchem trotz alles Kampfes wieder 17 Seelen hatten getauft werden können, mit Freude und Lobpreisung beschlossen. Die Gemeinde zählte nun an 40 Seelen, ein geordneter Gottesdienst war eingeführt, und für Hebung des Kirchengesangs ward von Missionar Mießler durch wöchentliche Singestunden gesorgt. Baierlein arbeitete ein Lesebuch in der Sprache der Indianer aus, mit Buchstaben- und Lese-Lektionen, aus einer kurzen biblischen Geschichte Alten und Neuen Testaments bestehend, nebst einem

Anhang mit einigen Liedern und Gebeten. Das Büchlein wurde zu Detroit gedruckt und machte in Bethanien viele Freude, so daß selbst mehrere ältere Personen sich täglich einfanden, um noch lesen zu lernen. — Im Sommer 1852, als Baierlein gerade zu Detroit war, um den Druck dieses Buches zu leiten, machten die Methodisten wieder große Anstrengungen und hielten selbst Campmeetings zu Bethanien; doch richteten sie so viel wie nichts aus, und die Indianer gewannen immer mehr an Zutrauen zu den Missionaren und Liebe zu dem Worte Gottes, so daß bei den stets zahlreich besuchten Gottesdiensten selten ein Gemeindeglied fehlte; auch die Heiden blieben nicht aus, und am Jahresschluß war das Gemeinlein wieder um 21 Seelen gewachsen, unter ihnen eine englische Frau mit 4 Kindern, die seit einem Jahre zu Bethanien wohnte. Schon im ersten Monate des Jahres 1853 traten drei alte Heiden zum Christenthume über, die bisher wenig Hoffnung gegeben hatten, und einer von ihnen ward ein sehr entschiedener Christ. Auch die übrigen Heiden gaben Hoffnung. So waren denn im Jahre 1853, als an Missionar Baierlein der Ruf erging, sein bisheriges Arbeitsfeld zu verlassen und nach Ostindien, dem Land seiner ersten Bestimmung, zu gehen, 60 Seelen aus den Heiden gesammelt, die immer mehr Liebe zu dem Worte Gottes an den Tag legten und in Sitten und Wandel sich besserten. Auch die äußere Lebensweise hatte sich vortheilhaft verändert. Die Rindenhütten begannen zu weichen und ordentlichen Blockhäusern Platz zu machen, deren 9 bereits errichtet und 6 bewohnt waren. Am 6. und 7. April dess. J. hielt der Präses der Missionskommission der Synode, Pastor Sievers, eine Versammlung in Bethanien, um die Gemüther über das Scheiden ihres Hirten zu beruhigen und zu trösten, wobei außer den Weibern und Kindern nur ein getaufter Mann und ein dem Christenthume nahe stehender Heide zugegen war, da die übrigen Männer sich auf den Fischfang begeben hätten. Letzterer stand auf und sprach: „Ich gehöre nicht zur Gemeinde, aber meiner Kinder wegen will ich doch ein Wort reden. Es ist wohl so, daß wenn wir auch alle aufstehen, unsere Hände ausstrecken und ihn (den Missionar) festhalten wollten, so würde das doch nicht helfen; er ist gerufen und wird eben doch gehen. Aber wenn wir nur alsbald wieder einen Mann bekommen, der so lehrt und thut, wie dieser, so werden wir wohl bestehen können. Sonst möchte es uns wohl gehen, wie einem Haufen dürren Laubes, wenn der Wind darein bläset: wir möchten nach allen Seiten hin zerstreuet werden." — Im Jahre 1853 wurde am Weihnachtsfeste zum ersten Male das heilige Abendmahl zu Bethanien gefeiert, wo Mießler und sein Mitarbeiter Röder das von Baierlein begonnene Werk in Segen fortsetzte, aber auch manche traurige Erfahrungen machen mußte, woran, außer dem Branntwein, die Methodisten nicht geringe Schuld trugen. Röder nahm im November den Ruf einer deutschen Gemeinde in Canada an, wodurch Mießler sich um des Haushalts willen genöthigt sah zu heirathen. Neue Trauer brachte das Jahr 1854.

Schon im Jahre 1845 war von Ann Arbour aus unter den Indianern zu Sibiwaing am Huronsee durch die Missionare Auch,

Dumser und Sinke eine neue Station gegründet,*) die bald fröhlich gedieh.**) Von hier aus entstand eine zweite Indianergemeinde zu Schibajang, 7 Meilen von Sibiwaing. Der Mangel eines Dolmetschers zu Schibajang, wo Missionar Auch wirkte, sich aber mit Vorlesen des Neuen Testamentes in der Chippewa-Sprache begnügen mußte, veranlaßte 1854 nebst andern Umständen die Missionskommission zu dem Plan einer Verbindung der beiden Stationen Bethanien und Schibajang zu einer Gemeinde, und schon waren nach mehrfachen Verhandlungen mit den Indianern die zu Schibajang mit Freuden bereit, nach Bethanien überzusiedeln, als in den 6 bis 7 Wochen zwischen dem Entschluß und der Ausführung desselben ein gottloser Branntweinhändler aus Lower Saginaw die ganze Gemeinde zum gänzlichen Abfall brachte.***) Die Bemühungen des Missionars Auch sowohl, als die des von Bethanien herbeieilenden Missionar Mießler hatten nicht den geringsten Erfolg; auf die frechste Weise sagten die bethörten Indianer alle Gemeinschaft ihnen auf, und Auch begab sich betrübten Herzens nach Sibiwaing, Mießler nach Bethanien zurück. Im folgenden Jahre kam auch über diese Gemeinde die Versuchung zum Aufbruch, und unterm 5. November 1856 schreibt Missionar Mießler: „Wir wissen nicht, was die Zukunft für uns bringt und ob wir die Unsern hier erhalten werden. Unsere Freude über ihr Bleiben in Bethanien, während fast alle andern Indianerdörfer Michigan's verlassen sind, ist eine Freude mit Zittern." Denn Gleichgiltigkeit gegen das Wort Gottes hat bei Vielen sich eingeschlichen, seit immer mehr Amerikaner in der Umgegend von Bethanien sich angesiedelt haben; eine neue Thür aber scheint sich dieser Mission, die auf Erweiterung im Staate Michigan geringe Aussicht hat, unter den Indianern am Rabbid(?)-Lake im Minnesota-Territorium aufzuthun, denen Mießler im Auftrag der Missionskommission im August 1856 einen Besuch abstattete und freundliche Aufnahme fand. Der Weg dahin führte ihn über die von einem englisch-bischöflichen Missionar Breck 1852 gegründete Station St. Columbus am Gull-Lake am obern Missisippi, die er in blühendem Zustand und unter den 400 daselbst ansässigen Indianern bereits 100 Getaufte fand. Missionar Breck machte Mießler besonders auf die Indianer am Mill-Lake, zwischen dem Missisippi und Obernsee, als ein für die deutsch-lutherische Mission passendes Arbeitsfeld aufmerksam, von dem R.-Lake nur eine gute Tagereise entfernt. „Es steht zu hoffen, daß der liebe Gott uns auch dahin den Weg bereiten und die Thür öffnen werde zur Verkündigung des Evangeliums."

i) Die Mission unter den Wyandot's.

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. 271 ff.; 1825, II. 254 f.; 1828, IV. 646.

Ein schwarzer Afrikaner, John Stewart, der im Staate Virginien erzogen worden war, wurde im Jahre 1815 zu Marietta durch Metho-

*) Basler Heidenbote, 1846 p. 97 ff.
**) Calwer Missionsblatt 1848, p. 43 f.
***) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1855, p. 34 ff.

disten gründlich zu Gott bekehrt und der Vergebung seiner Sünden in Christo Jesu gewiß. Da erwachte in ihm ein heißer Drang, den Heiden das Evangelium zu verkünden, und ohne alle Unterstützung machte er ganz allein zu den Indianern in der Wildniß sich auf. Er kam zuerst zu den Delawaren am Sandusky fluſſe, die eben in heidnischen Tänzen und Gesängen begriffen waren, und sich so schrecklich geberdeten, daß ihm für sein Leben bangte. Als sie endlich nachließen, zog er sein Gesangbuch aus der Tasche und fing an zu singen, und je mehr er sang, desto zutraulicher wurden die Wilden. Er aber zog weiter und kam nach einer gefahrvollen und beschwerlichen Wanderung bei den Wyandot's am obern Sandusky an. Hier fand er einen afrikanischen Landsmann, Namens Jonathan, der als Gefangener unter diesen Indianern lebte, sein Dolmetscher ward und ihn bei dem Stamme einführte. Stewart's Singen und Beten verschaffte ihm auch hier Achtung, aber als er nach etlichen Tagen eine förmliche Versammlung bestellte, erschien nur eine alte Indianerin, der er indeß predigte, als wären Hunderte beisammen. Am folgenden Tage gesellte sich noch ein alter Mann dazu, und Stewart predigte in derselben Weise. Am dritten Tage kamen schon 10 Indianer in die Versammlung, und hernach immer mehr, und da endlich auch sein Dolmetscher angefaßt und bekehrt wurde, strömten die Heiden zuletzt schaarenweise zu der Verkündigung des Evangeliums herbei. Am meisten setzte sie das in Verwunderung, daß der schwarze Prediger ihnen sagte, was in ihrem Herzen war. Als nun manche durch die Sorge um ihr Seelenheil sich abhalten ließen, auf die Jagd zu gehen, fingen die amerikanischen Pelzhändler an, für ihren Gewinn zu fürchten, verschrieen Stewart als einen gefährlichen Betrüger, und bedroheten ihn sogar mit dem Gefängniß. Er aber ließ sich nicht schrecken und arbeitete mit Jonathan noch zwei Jahre ohne Hülfe fort. Noch in der ersten Zeit reiste er einmal nach Marietta, und während seiner Abwesenheit hatten die Feinde Alles versucht, ihn zu verdächtigen und das Evangelium zu verschreien. Eine beim Volk sehr angesehene Indianerin hatte sich besonders feindselig erwiesen; aber auf einmal ward ihr Gemüth so wunderbar ergriffen, daß sie eine Zeitlang nicht zu reden vermochte. Sie erklärte darnach, sie sei in einem Traumbilde gewarnt worden, von dem Weg des Verderbens, auf dem sie wandle, abzulassen, und es sei ihr gesagt worden, Stewart zeige den Leuten den rechten Weg. Von nun an trat sie selbst den feindseligen Indianern entgegen und predigte ihnen Buße und Glauben.

Nach zweijähriger Arbeit unter den Wyandot's erbat sich Stewart von der vierteljährlichen Conferenz der Methodistenprediger, die gerade zu Madriver gehalten wurde, Unterstützung in seinem Werk, und der schon bejahrte Prediger Moses Hinkel erbot sich, als sein Gehülfe an den obern Sandusky zu ziehen. Als er, vorläufig auf ein Jahr, bei den Wyandot's war, von denen bereits zwei Häuptlinge wieder als Missionare unter ihre Brüder in der Wildniß ausgingen, erbaten sie sich „den alten Vater" wenigstens noch auf ein Jahr, wenn sein Jahr vorüber wäre. Kurz darauf wurde Prediger B. Finley als Missionar unter den Wyandot's ernannt und besonders die Errichtung von Schulen ihm an's Herz gelegt. Am 8. October 1821 brach er auf, und kam

nach acht beschwerlichen Reisetagen am obern Sandusky an, wo er bereits ein kleines Gemeinlein vorfand und erfreuliche Erfahrungen machte.

Eine Indianerin, die viel gelitten hatte, sagte einst zu ihm: „Theurer Bruder, ich danke Gott, daß Ihr noch einmal zu uns gekommen seid, und ich preise den guten Geist, daß ich noch einmal von Euch sein Wort hören darf. Er hat mir viel Kraft gegeben. Und nun ist meine Seele voll Liebe zu Jesu und zu seinem Volke, und ich bin bereit zu sterben. Nur meine Kinder halten mich noch auf; ich fürchte, sie möchten auf immer verloren gehen". Und dann fing sie an, dieselben zu erinnern, jetzt den Herrn zu suchen, weil jetzt dazu die beste Zeit sei.

Mit 14 Kindern fing Finley eine Schule an, die sich bald mehrte, und obschon Stewart 1823 starb, wurden doch Hunderte bekehrt, mit denen auch im Aeußerlichen eine durchgreifende Veränderung vorging. Ein Regierungs-Abgeordneter, Leibs, der im November 1827 die Niederlassung am obern Sandusky besuchte, fand dieselbe in einem sehr blühenden Zustande.

„Unter der christlichen Pflege des Missionars Finley", schreibt er in seinem amtlichen Berichte, „ist Ordnung, Eintracht und Fleiß auf diesem Platze einheimisch geworden. Sein verständiges Benehmen, sein ungeheuchelter Eifer für die Wohlfahrt der Indianer, sowie sein freundliches Wesen machen ihn für diese Arbeit besonders tüchtig, und die Früchte davon zeigen sich in jeder Indianerhütte. Die Wyandot's sind ein schöner Menschenschlag, und sie stehen in Hinsicht auf bürgerliche Civilisation ihren weißen Nachbarn in keinem Stücke nach. Sie besitzen einen ungemein fruchtbaren Landesstrich, auf dem sie niedliche Ansiedelungen angelegt haben. Ackerbau und Viehzucht ist so allgemein unter ihnen geworden, daß sie nun das Jagen nur noch zu ihrer Belustigung treiben. Ihre Kleidung ist wie die ihrer weißen Nachbarn, und sie scheinen so zufrieden und glücklich, als nur irgend ein Theil des amerikanischen Volkes. Ein Fremder würde glauben, er ziehe durch eine europäische Stadt, wenn ihm die Einwohner nicht zu Gesichte kämen, denn außer den niedlichen Häusern mit schönen Glasscheiben sieht man Pferde, Kühe, Schafe, Wagen, Pflüge und eine volle Geschäftigkeit der Handwerker. Ihre Niederlassung kann als eine wahre Schule für die übrigen Indianer betrachtet werden. Auch für ihren Missionar haben sie eine niedliche Wohnung aufgebaut, und einen schönen Garten für ihn angelegt, sowie 18 Jucharten Ackerfeldes mit Weizen für ihn bestellt. Die Schule wird von 70 Schülern von 4—20 Jahren besucht, und die Gattin des Schullehrers unterrichtet die Mädchen in weiblicher Arbeit. Ich fand ungemein viel Heiterkeit und Frohsinn unter der Jugend. Die Knaben gehen ihrem Vater im Ackerbau an die Hand. Im letzten Jahre haben sie eine ungemein niedliche steinerne Kirche, 40 Fuß in die Länge, und 30 in die Breite, aufgerichtet. Dieses Christen-Gemeinlein besteht aus 260 Mitgliedern, die in der Furcht und Ermahnung zum Herrn ihr Leben mit einander hier zubringen. Die erwachsenen Schulknaben erlernen regelmäßig ein Handwerk; und wohin nur immer das Auge blickt, wird es der heilsamen Wirkungen des Christenthums gewahr, die hier um so stärker hervortreten, je ergreifender der Contrast ist, den noch immer unter Tausenden der Indianer das Auge in diesen Gegenden erblickt".

Finley dehnte die Mission bis zum Huronflusse im Staat Michigan aus, wo Wyandot's und Shawnee's noch kleine Reservationen hatten, und nun über 20 Predigtorte mit 400 Bekehrten entstanden. Vom Jahre 1831 an kam aber ein Stocken in die Mission, da die Unterhandlungen über den Verkauf der Ländereien begannen. Wirklich verkauften auch nach und nach sämmtliche Wyandot's ihre Reservationen und wanderten meist jenseits des Missisippi aus. Doch sind eingeborene Lehrer mit ihnen gezogen, und so haben sie in die tiefen Urwälder das Evangelium mitgenommen.

k) Die Mission unter den Stockbridge-Indianern und Oneida's.

cf. Basler Missions-Magazin 1834, IV. 553 ff. Missionsfreund 1848, Nr. 14. 15.

Die Stockbridge-Indianer, welche zuerst in Massachusets wohnten und dann nach New-York vertrieben wurden, waren schon durch die Missionare Sergeant, Brainerd und Edwards mit dem Christenthum bekannt geworden und genossen seitdem fast ununterbrochen die Segnungen christlicher Predigt. Um 1820 kamen sie, um dem Andrang der Weißen los zu werden, an den Fuchsfluß, der in die Greenbay am westlichen Ufer des Michigansee's sich ergießt. Am östlichen Ufer des Flusses ließen sie sich nieder, schufen die Wälder in Ackerland um und bauten das schön eingerichtete und wohlhabende Dorf Kawkawlin. Ein Missionar der amerikanischen Gesellschaft ward seit 1827 der Seelsorger dieses aus etwa 350 Seelen bestehenden und die englische Sprache geläufig redenden Stammes. Eine prachtvolle Bibel, die ihnen schon in der ersten Pflanzungszeit ihrer Gemeinde durch Missionar Sergeant von einem frommen Britten, Francis Aiscouth, geschenkt worden, und die alle ihre bisherigen Wanderungen mitgemacht, bewahrten sie in einer Art von Bundeslade auf. Ihr Bethaus, das zugleich als Schule gebraucht wurde, war von unbehauenen Holzstämmen in der Mitte der Niederlassung unter dem Schatten herrlicher Eichen aufgerichtet und faßte über 300 Menschen, die sich hier allsonntäglich zum feierlichen Gottesdienst versammelten. Ein Kirchvogt hatte während desselben das Amt, mit einer etwa 10 Fuß langen grünen Ruthe die muthwilligen Knaben, wenn es deren gab, zu züchtigen, und die Erwachsenen, welche etwa nickten, unter dem lauten Ruf: Wach auf! wach auf! tüchtig an den Kopf zu stoßen. Nach Beendigung des Gottesdienstes und Ertheilung des Segens setzte die Gemeine sich ruhig wieder nieder und wartete, bis einer nach dem andern in der größten Stille zur Kirchthür hinausgehen konnte. Einen wohlthuenden Eindruck machte, bei der Weichheit und dem Schmelze ihrer Stimmen, verbunden mit einem scharfen, durch jeden Mißton verletzten Gehör, ihr Kirchengesang. Aber das alles konnte die Indianer zu Kawkawlin vor der Habsucht und Ländergier der Weißen nicht schützen, und ein neuer Umzug westwärts, welcher ihnen im Jahre 1830 zugemuthet ward, gab ihnen wiederum Gelegenheit, durch Geduld und Ausharren in ihrer christlichen Festigkeit sich zu erproben. Die Weißen hatten unter den Stockbridge's und ihren heidnischen Nachbarn, den Menomenie's und Winebago's, Streitigkeiten zu entzünden gewußt, und die letzteren, für deren Bekehrung man von der i. J. 1821 erfolgten Versetzung der Stockbridge-Indianer so Vieles gehofft hatte, wandten sich klagend an die Regierung. Diese besetzte alsbald die Handelsposten, führte ihre Behörden ein und nahm das Land in Besitz. Weiße Ansiedler drangen jetzt schaarenweise ein, mit ihnen die verruchten Branntweinhändler, denen doch nach einer ausdrücklichen Zusicherung der Regierung vom Jahre 1821 der Zutritt verwehrt sein sollte. Vergeblich waren die Beschwerden, welche die christlichen Indianerhäuptlinge auf der schon früher (§. 1) erwähnten großen Rathsversammlung im J. 1830 führten; eben so wenig Erfolg hatten die späteren Unterhandlungen

zu Washington, und so hielten denn dort, als alle ihre gerechten Erwartungen schmählich getäuscht waren, die christlichen Indianer am 5. März 1831 einen feierlichen Bußtag, und bald darauf begannen sie auszuwandern. Im Jahre 1834 war die Uebersiedelung an den Winebagosee vollendet und die Mission nahm ihre neuen Gebäude in Besitz. Noch im Sommer desselben Jahres aber ging eine Deputation des Stammes, den ehrwürdigen Häuptling John Metoxen an der Spitze, zu den Sack- und Fuchs-Indianern, um ihr altes Bündniß zu erneuern und das Christenthum und die Civilisation ihnen zu empfehlen. — Jetzt sind die Stockbridge-Indianer förmlich als Bürger der Vereinigten Staaten aufgenommen.

Ein gleich trauriges Schicksal, wie die Stockbridge-Indianer, hatten die früher am Oneidasee wohnenden und 1821 aus New-York ausgewanderten Oneida's am Duckflusse jenseits des Fuchsflusses, etwa 800 Seelen. Schon früher hatte die 1797 gestiftete nördliche Missions-Gesellschaft zu Fort Gratiot unter den Oneida's gewirkt, und eine Frucht dieser Wirksamkeit war wohl der alte Häuptling Skenandon, der, nachdem er 16 Jahre als Christ gelebt, in einem Alter von 110 Jahren am 11. März 1816 zu Oneida-Castel selig verstarb, nachdem er kurz vorher zu einem Freund, der ihn auf seinem Todbette besuchte, gesprochen: „Ich bin ein alter, wilder Wasser-Schierling. Die Stürme von mehr als hundert Wintern haben durch meine dürren Stengel gebraust. Mein Wipfel ist abgestorben. Das Geschlecht, dem ich angehöre, ist verschwunden und hat mich verlassen; warum ich lebe, das weiß allein der große gute Geist. Betet zu meinem Jesus, daß Er mir Geduld schenken möge, ruhig auf mein Sterbestündlein zu warten." — Andere christliche Oneida's*) fand Bischof Chase im Jahre 1827 am Sandusky, wo sie, aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängt, auf eine Einladung der Seneka's sich niedergelassen hatten, und, ohne Lehrer, aus einer Sammlung von Gebeten, welche aus der englischen Liturgie nebst dem Evangelium Marci 1787 in London in ihren Indianerdialect übersetzt und daselbst gedruckt war, sich erbauten. — Das Hauptverdienst um die Christianisirung der Oneida's erwarb sich aber seit 1815 der Halbindianer Eleasar Williams, dessen wunderbare Schicksale wohl einer näheren Betrachtung werth sind. In einem der alten Franzosenkriege in Nord-Amerika war auch die Stadt Deerfield in Massachusetts von den Indianern geplündert und niedergebrannt worden. Unter den vielen bei dieser Gelegenheit gemordeten brittischen Familien befand sich auch die des frommen und eifrigen Predigers Williams, welcher an diesem äußersten Gränzorte eine christliche Gemeinde schottischer Ansiedler Jahre lang mit unermüdeter Treue und Hingebung als Hirte geweidet hatte. Sein jüngstes Kind, ein Mädchen, wurde von den Indianern aus der Wiege geraubt, in die Wildniß geschleppt und nach Indianerweise erzogen, später aber an einen Häuptling in Unterkanada verheirathet. Lange konnte man von ihrem Schicksal nichts erfahren, bis sie endlich in Friedenszeiten unter den zerstreuten Indianerhaufen entdeckt und über-

*) Missions-Magazin 1828, IV. 643.

redet wurde, mit den Ihrigen einen Besuch bei ihren Verwandten in Massachusetts zu machen. Aber in Gefühl, Sprache und Sitten eine vollkommene Indianerin, konnte sie nie bewogen werden, Heimath und Stamm zu verlassen und mit ihrem Mann unter den Weißen sich anzusiedeln. Indeß wurde durch wechselseitige Besuche die Verwandtenliebe unterhalten, und der Indianer-Häuptling nahm zum Andenken an seinen Schwiegervater den Namen Williams an. Aus der nachfolgenden Generation stammten zwei Brüder, Eleasar und John Williams, welche ihr Vater um's Jahr 1800 nach einer Schule in Massachusetts brachte. Er selbst, ein Indianer-Häuptling, und seine Söhne waren damals in eine von Wohlhabenheit zeugende Indianerkleidung eingehüllt; ihr ganzer Aufzug aber war seltsam genug, um die Neugierde der lieben Schuljugend zu erregen, die auf den Straßen der kleinen Stadt den wundersamen Knaben haufenweis nachlief. Der Lehrer der Schule hielt es für Pflicht, anfänglich den wilden Launen der beiden Jungen nachzugeben, bis sie erst an die Schulzucht sich gewöhnt haben würden; doch hielt dieß schwer genug. Des Stillsitzens und Lernens ungewohnt, pflegten die wilden Knaben mit dem Ausrufe „Umpf" plötzlich über die Tische und Köpfe ihrer Mitschüler hinüber zu hüpfen und zu nicht geringem Schrecken derselben wild zum Hause hinaus auf den Straßen herum zu jagen. Die ersten Versuche dieser Kinder der Wildniß, die Buchstabentöne des lateinischen Alphabets nachzuahmen, erregten immer ein lautes Gelächter ihrer Mitschüler; dann aber rollte ihr blitzendes Auge wild in der kleinen Versammlung umher, und mit dem Rufe „Umpf" hatten sie sich schnell mit Einem Sprunge zu der nächsten Oeffnung der Schule hinausgeschleudert. Der Lehrer ertrug dieß alles in der Hoffnung, doch noch ein Paar Christen in diesen Indianerknaben zu erziehen, und seine Geduld trug am Ende den Sieg davon. Die beiden Knaben wurden zahm und aufmerksam; die Indianerkleidung ward auf die Seite gelegt; sie machten überraschende Fortschritte im Lernen und wurden bei ihrem rechtschaffenen Verhalten die Lieblinge der Einwohner. Namentlich der Aelteste, Eleasar, zeichnete sich bald durch Fleiß und Geisteskräfte aus, und vollendete seine wissenschaftlichen Studien auf einer theologischen Schule Nordamerika's, worauf er von dem Bischof Hobart zu New-York als Prediger des Evangeliums die kirchliche Ordination empfing, und im Jahre 1815 seine Missionsarbeiten unter dem Oneidastamme im Staate New-York anfing. Bald hernach stand er an der Spitze aller Bewegungen der New-York-Indianer, wodurch sie 1820 und 21 veranlaßt wurden, aus ihrem alten Vaterlande auszuwandern und das nordwestliche Gebiet in Besitz zu nehmen. Er selbst hatte im Namen seiner Indianerbrüder die Unterhandlungen mit der Regierung geleitet. Dem Moses des alten Bundes ähnlich war er Anführer der Stämme im bürgerlichen und religiösen Sinne des Wortes. Gleich Jenem zog er mit seinem Volke in das verheißene Land ein, und ließ sich dort als ihr Seelenhirt und Führer in ihrer Mitte nieder. Hier am Duckbache, auf dem westlichen Ufer des Fuchsflusses, dessen östliches die Stockbridge's eingenommen, verkündigte Eleasar Williams seinen Oneida's das Evangelium in ihrer Muttersprache, während auch die eng-

lische Sprache in den Schulen fleißig getrieben ward. Wohlangebaute Grundstücke, Wohnhäuser, Scheunen und ein Schulhaus waren in der Niederlassung dieses Stammes zu finden, und sie waren gerade damit beschäftigt, auch eine ansehnliche Kirche aufzubauen, wie sie dies schon früher im Süden der Oneida-Grafschaft gethan hatten, ehe sie genöthigt wurden, von dort zu weichen, als das Jahr 1830 auch sie gleich ihren Nachbarn aus den neuen Wohnsitzen vertrieb und Eleasar's schönste Hoffnungen vereitelte. „Hier auf diesem Flecke," sprach er in diesem Jahre zu seinem Freund Colton, der ihn besuchte, „sollte nach einem süßen, langgehegten Traume meines Herzens ein wissenschaftliches Seminar zur Erziehung von Indianer-Jünglingen errichtet werden. Kaum waren unsere Stämme in diese stille Waldeinsamkeit eingezogen, so wachte dieser Plan in meiner Seele auf. Dieses weite, schöne Land (das ihm die Regierung erst geschenkt hatte) sollte nach zweihundertjährigen Vertreibungen die bleibende Heimath unsers Volkes werden. Hier, hofften wir, sollte die Stätte für die langersehnte Wiedergeburt unsers Volkes sein. Hier, hofften wir, sollte sich unser Volk zu der Ruhe der Selbstständigkeit erheben, daß wir entweder eine gleiche Stellung im Staatenbunde einnehmen, oder im freundlichen Bunde mit der Nation, die uns so lange unterdrückt hat, als ein eigenes Volk leben könnten. Hier hatten die Amerikaner Gelegenheit, die Wunden zu heilen, die sie uns geschlagen, und die Schuld zu sühnen, die sie an uns auf sich geladen haben. Es lag in allen diesen Erwartungen nichts Erträumtes. Aber — — —" Und nun brach er in bittre Klagen aus über die Treulosigkeit der Amerikaner, und als Colton ihn fragte, ob denn gar keine Hoffnung mehr sein sollte, antwortete er: „Nein, die Lampe der Hoffnung ist schon längst ausgeblasen. Wir können keinen Schritt weiter thun. Unsere Stämme haben allen Muth verloren. Denn wo keine Treue ist, auf was können wir uns bei den Menschen verlassen? —" Doch war es Williams, der noch einmal in Washington das Wort redete für sein Volk; er war es auch, der an jenem denkwürdigen Bußtage die Predigt hielt. Dann ist er mit seinen Oneida's hinüber gezogen über den Missisippi und ist bei ihnen geblieben bis an sein Ende.

l) Die Mission unter den Seneka's, Tuskarora's und Abenaki's.

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. 269 ff.; 1825, II. 294 ff.; 1828, IV. 673 ff.; — 1822, II. 263; 1825, II. 291 ff.; 1834, IV. 622; 1855, III. 72.

Wenden wir uns nun zu dem Stamme der Seneka's, von denen gleichfalls Ueberreste nur geblieben, und von deren Wildheit wir bereits gehört (§. 6). Um dieselben bemühte sich seit 1795 ein Quäkerverein zur Beförderung der sittlichen Wohlfahrt der Indianer, und seit 1796 die New-Yorker Missions-Gesellschaft. Doch fand das Evangelium damals noch keinen rechten Eingang bei diesem Stamme, und noch im Jahre 1805, als Missionar Crane von Boston zu den Seneka's kam und ihnen sagte, er komme, um sie zu lehren, wie man den großen Geist verehren soll, nicht um ihnen ihr Land und Geld wegzunehmen, denn es gebe nur Eine wahre Religion, antwortete ihm der Häuptling Saguaha,

(Rothjacke),*) der zu Buffalo seine Aeltesten zum Rathe versammelt hatte, mit folgender Rede:

„Freund und Bruder, es war der Wille des großen Geistes, daß wir heute zusammen kommen. Er ordnet alle Dinge, er hat uns einen schönen Tag zu unserem Rathe gegeben. Er hat seinen Vorhang von der Sonne weggezogen und sie mit Glanz auf uns leuchten lassen. Unsere Augen sind geöffnet, daß wir klar sehen, unsere Ohren sind nicht verstopft, daß wir deutlich die Worte hören konnten, die Du gesprochen hast. Für alle diese große Gnade danken wir dem großen Geiste allein. Bruder, dieses Rathsfeuer ist von Dir angezündet. Du willst, daß wir unsere Meinung frei aussprechen, das macht uns große Freude, denn wir stehen aufrichtig vor Dir und können reden, was wir denken. Alle haben Deine Stimme gehört, und Alle sprechen zu Dir, wie Ein Mann. Bruder, horche was wir sagen. Es war eine Zeit, da diese große Insel unsern Vätern gehörte. Ihre Sitze erstreckten sich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Der große Geist hat sie für die Indianer geschaffen. Er hat den Büffel, den Hirsch und andere Thiere zur Nahrung gemacht. Er machte den Biber und den Bär, und ihre Felle dienten uns zur Kleidung. Er zerstreute sie über das Land und lehrte sie uns fangen. Das Alles that er für seine rothen Kinder, weil er sie liebte. Wenn wir über unsere Jagdgründe Streit hatten, so wurde er ohne viel Blutvergießen geschlichtet. Aber ein böser Tag kam für uns. Eure Väter fuhren über die großen Wasser und landeten an dieser Insel. Ihre Zahl war klein, sie fanden Freunde und nicht Feinde. Sie sagten uns, sie seien vor bösen Menschen aus ihrem Lande geflohen und kommen her, sich ihrer Religion zu erfreuen. Sie baten um einen kleinen Sitz. Wir hatten Mitleiden mit ihnen, gaben, was sie verlangten, und sie setzten sich unter uns nieder. Wir gaben ihnen Korn und Fleisch, und sie gaben uns Gift dafür. Die weißen Leute hatten jetzt unser Land gefunden. Die Nachricht kam zurück in ihre Heimath, es fanden sich Mehrere ein. Doch fürchteten wir sie nicht, wir nahmen sie auf als Freunde. Sie nannten uns Brüder, wir glaubten ihnen und gaben ihnen einen größeren Sitz. Endlich war ihre Zahl groß gewachsen. Sie brauchten mehr Land — sie brauchten unser Land! Unsere Augen wurden geöffnet und unsre Herzen wurden unruhig. Kriege fanden Statt. Indianer wurden gedungen, um gegen Indianer zu streiten, und viele unserer Leute wurden umgebracht. Sie brachten ein starkes Getränke zu uns, das war sehr stark und mächtig, und hat Tausende gemordet. — Bruder, unsere Sitze waren einst groß und die eurigen waren sehr klein. Ihr seid nun ein großes Volk geworden, und wir haben kaum einen Platz, unsere Teppiche auszubreiten. Ihr habt unser Land genommen, aber Ihr seid nicht zufrieden. Ihr wollt uns auch noch Eure Religion aufzwingen. — Bruder, höre noch weiter. Du sagst, Du seiest gesandt, uns zu lehren, wie der große Geist nach seinem Wohlgefallen verehrt werde, und wenn wir die Religion nicht ergreifen, die Ihr weißen Leute habt, so werden wir nachher unglücklich sein. Du sagst, Du habest Recht, und wir seien verloren. Woher weißt Du das? Wir vernehmen, daß Eure Religion in einem Buche geschrieben ist. Wenn es für uns wie für Euch bestimmt ist, warum hat es der große Geist nicht uns gegeben, und nicht allein uns, warum gab er nicht unsern Vätern die Kenntniß dieses Buches und die Mittel, es recht zu verstehen? Wir wissen davon bloß, was Du sagst. Wie sollen wir erkennen, wann wir glauben müssen, nachdem wir so oft von den weißen Leuten betrogen wurden? — Bruder, Du sagst, es gebe nur Einen Weg, dem großen Geiste zu dienen. Wenn es nur Eine Religion giebt, warum sind die weißen Leute über sie so uneinig unter sich, warum seid ihr nicht Alle einig, da Ihr ja Alle das Buch lesen könnt? — Bruder, wir verstehen diese Dinge nicht. Wir hören, daß Eure Religion von Euern Vorvätern gegeben und vom Vater zum Sohne fortgeerbt wurde. Wir haben auch eine Religion, die den Vorvätern gegeben und vom Vater zum Sohne fortgeerbt wurde. Wir beten nach dieser an. Sie lehrt uns dankbar für alle Güte zu sein, die wir erfahren, einander zu lieben und einig zu sein. Wir streiten nie über Religion. — Bruder, der große Geist hat uns Alle gemacht, aber er hat einen großen Unterschied geschaffen zwischen

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1855, p. 118 ff.

seinen weißen und rothen Kindern. Er gab ihnen verschiedene Gesichter und verschiedene Sitten. Euch hat er die Künste gegeben, für diese sind unsere Augen nicht geöffnet. Warum soll er uns nicht auch eine andere Religion gegeben haben, nach unserem Verstande? Der große Geist thut recht, er weiß, was für seine Kinder gut ist, wir sind zufrieden. — Bruder, wir begehren nicht, Eucre Religion zu zerstören und sie Euch zu nehmen, wir begehren nur, die unsrige zu behalten. — Bruder, wir hören, daß Du den weißen Leuten hier gepredigt hast. Sie sind unsre Nachbarn, wir kennen sie. Wir wollen eine kleine Weile warten und sehen, was es für eine Wirkung auf sie thut. Wenn wir sehen, es thut ihnen gut, es macht sie ehrlich und weniger geneigt, die Indianer zu betrügen, so wollen wir wieder überlegen, was Du gesagt hast. — Bruder, dieß ist unsere Antwort auf Deine Rede und das ist Alles, was wir jetzt zu sagen haben. Da wir Abschied nehmen, so wollen wir kommen und Dich bei der Hand nehmen und hoffen, daß der große Geist Dich auf Deiner Reise beschützen und Dich glücklich zu Deinen Freunden bringen wird".

Leider erwiderte der Missionar damals die Aufforderung, die Hand zum Abschied zu reichen, mit hastigem Aufstehen und mit dem kalten Wort: „Es sei keine Gemeinschaft zwischen der Religion Gottes und den Werken des Teufels." Doch ist hernach von Buffalo aus dem Seneka-Volke das Licht angebrochen. Es war im Jahre 1817, als zwei Amerikanische Bürger auf den Gedanken kamen, einige rothe Männer vom Stamme der Seneka's mit sich nach England hinüber zu nehmen und sie dort für Geld sehen zu lassen, indem sie hofften, daß dieselben in ihrer Nationaltracht und mit ihren Waffen die Neugierde des Publikums in hohem Grade auf sich ziehen würden. Nach vielen Schwierigkeiten und mehrfachen Berathungen des ganzen Seneka-Stammes schifften sie endlich mit sieben dieser Wilden zu Boston sich ein und kamen am 31. Januar 1818 zu Liverpool an. In Leeds, wohin sie am 6. April gelangten, wurden diese Indianer häufig von zwei Quäkern besucht, und es fanden lange Unterredungen statt, welche auf jene einen tiefen Eindruck machten. Nachdem die Fremdlinge später in ihre Heimath zurückgekehrt waren, empfingen die Quäker in Leeds ein Schreiben von den Häuptlingen der Seneka's in Nordamerika, in welchem diese ihre Dankbarkeit bezeugten für die gute Aufnahme, welche ihre jungen Landsleute bei ihnen gefunden hatten, und über ihren religiösen Zustand sich aussprachen. Sie meldeten, daß sie sich stets geweigert hätten, einen andern, als den großen Geist anzubeten, den auch ihre Väter verehrt hätten.

„Das bittere Unrecht", heißt es weiter in diesem merkwürdigen Schreiben, „das wir vom weißen Volk erlitten, und die Niederträchtigkeit, die wir immer unter demselben herrschen sahen, befestigte unsere Gemüther noch mehr gegen ihre Weise und ihre Religion; indem wir überzeugt waren, daß unmöglich etwas Gutes von einem Volke kommen kann, unter dem so viel Schlechtigkeit im Schwange ist. In diesem Unterjochungszustande sind wir und unsere Väter schon seit 200 Jahren; wir traten den Weißen unsere Ländereien ab, und flohen vor ihnen in die Wälder. So verringerten sich mit jedem Tag durch sie unsere Unterhaltungsmittel, und zum Lohne dafür vergifteten sie uns mit ihren Lastern und verhärteten uns in unserm Jammer. Der gänzliche Untergang lag vor uns, und kein Rettungsmittel war da. In solchen Umständen befanden wir uns, als unsre Jünglinge uns verließen, um Euer Vaterland zu besuchen. Fast um dieselbe Zeit, wo Ihr Euch so freundlich mit unseren Leuten beschäftigtet, und ihnen einen besseren Weg zum Glücke zeigtet, als der Weg unserer Väter ist, ergriff alle Herzen unseres Volkes eine wunderbare Unruhe. Wir fühlten uns gedrungen, die Religion unserer Väter auf's Neue zu untersuchen, und je mehr wir sie prüften, desto mehr fanden wir sie dunkel und ungenügend. Mochte immerhin ihre Religionsweise in den

alten Zeiten rein und vortrefflich sein, so war sie durch die vielen Hände, durch welche sie lief, so verfälscht und entstellt, daß wir in ihr nichts mehr finden können, das uns in dieser und in der künftigen Welt zu Gott, zur Rettung und zum Glück führen kann. In diesen Finsternissen und Verlegenheiten, worin wir uns nicht zu rathen und zu helfen wußten, kamen Boten des Wortes Gottes zu uns. Einige von uns fanden sich angeregt, ihr Wort zu prüfen; ein wenig Licht erleuchtete ihr Herz; sie luden andere ihrer Brüder ein, mit ihnen zu erforschen, ob das das wahre Licht sein möge, das wir suchen. Sie hörten aufmerksam zu und wurden überzeugt, daß dieß das Licht ist, das von Gott selbst kommt, um uns aus dieser schwarzen Welt hinaus zu der Welt, die droben ist, hinzuleiten. Von unserm Dorfe am Buffalo aus, wo dieses Licht zuerst wahrgenommen wurde, verbreitete es sich bald über die anderen Dörfer unseres Volkes und brachte eine große Bewegung unter ihnen hervor. Die Einen sagten, wir seien Narren geworden, wir hätten den Verstand verloren und ein großes Verbrechen begangen, daß wir die Religion unserer Voreltern verlassen haben, die Gott ausdrücklich den Indianern gegeben habe, um sie bis an's Ende der Tage zu bewahren. Dieß brachte eine große Verwirrung unter unserem Volke hervor. Die Einen sagten dieß, die Andern etwas Anderes; aber Viele von uns kamen herbei, um diesen neuen Weg zu erfragen, und kehrten mit der Ueberzeugung nach Hause zurück, daß sie das wahrhaftige Licht gefunden haben, daß das gute Buch, welches der weiße Mann zu uns gebracht hat, wirklich das Wort des lebendigen Gottes, und Jesus der einzige Retter der Sünder sei. Auf diese Weise wurde ein Licht in allen unsern Dörfern angezündet, das sich unaufhaltsam weiter verbreitet, ungeachtet der großen Finsterniß und des Widerstandes, der noch bei einer großen Anzahl unserer Leute stattfindet. — — Brüder! Ihr werdet Euch mit uns vereinigen, um den Herrn zu loben und Ihn zu bitten, daß Er das Werk seiner Barmherzigkeit, das Er unter uns angefangen hat, vollende, und die ganze Erde von der Erkenntniß seiner Wahrheit voll werde".

In Senekadorf, Tonawanda, Cataraugus und Alleghany wurde so im Jahre 1820 durch Missionar Hyde und andere das Evangelium unter 2000 Seneka's, deren etwa 1800 an den genannten Orten sich aufhielten, nicht ohne gesegneten Erfolg, obschon unter Widerstreben einzelner Häuptlinge und falscher Propheten verkündigt.*) Als Missionar Harris am 29. October 1821 in Seneka eintraf, um Namens der Vereinigten Missionsgesellschaft mit den Häuptlingen des Stammes weiter zu unterhandeln, war daselbst mit dem Bau eines Missionshauses schon ein Anfang gemacht, und der Häuptling Pollard sprach im Namen der Uebrigen seine Freude aus, daß in Seneka und Tonawanda Lehrer sich niederlassen sollten, versprach ihnen auch Schutz und Unterstützung, wenn schon er die von Seiten einer feindlichen Partei entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht verhehlte. So begann denn die Mission unter den Seneka's mit erneuter Lebendigkeit, und nicht ohne Segen.

Ein Häuptling, der den Missionar Harris einst nach dem Gottesdienst nach Hause begleitete, sagte unter anderm: „Wenn er in seinen jüngeren Tagen um sich her geblickt, und so viele seiner Kameraden der Wollust, dem Trunk und Spiel ergeben gesehen habe, so habe dieß einen so widrigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er den Entschluß gefaßt habe, gerecht und aufrichtig in allen Stücken zu Werke zu gehen, so weit es in seinen Kräften liege. Er habe das große Elend gesehen, in welches die Sünde stürze, und dieß habe eine Scheu vor derselben in ihm hervorgebracht. Aber wenn er auf seinen Weg zurückblicke, den er zurückgelegt habe, so ergreife ihn ein tiefer Schmerz, weil er finde, daß er nichts gethan habe im Leben, was Gott wohlgefallen könne. Er wisse es wohl, daß die Sünde in sein ganzes Thun sich hineingemischt habe. Er glaube, Christus sei allmächtig, und er sei überzeugt, daß wir nur durch Ihn Vergebung unserer Sünden erhalten können. Er fühle

*) Missions-Magazin 1822, II. 269 ff.

daher das Bedürfniß, stets mit Aufmerksamkeit auf das gepredigte Wort zu merken". — Ein anderer Häuptling äußerte in seinem gebrochenen Englisch: „Vor zehn Jahren Indianer nichts arbeit, kein Haus, kein Vieh, kein Korn. Jetzt viel Vieh, und Knaben, einige arbeiten, und jetzt mach eine Straße nach Buffalo". — Er schien darüber sehr vergnügt zu sein.

Doch gab es auch noch Widerstand genug. In einer großen Volksversammlung der Seneka's im Jahre 1822 hielt der Chef Pollard eine kräftige Rede zur Empfehlung des Christenthums, worauf der rothe Jacket (Rothjacke) äußerte, er wolle nichts dagegen haben, wenn man in diesem Distrikt einmal einen Versuch mache, was denn das Christenthum eigentlich zu leisten vermöge, und er wolle der Sache ruhig zusehen. Aber sobald man einen Versuch machen werde, das Christenthum auch in den andern Distrikten der Nation auszubreiten, so werde er sich widersetzen, so lange noch ein Funken von Kraft in ihm sei. — In demselben Jahre begann auch zu Seneka ein geordneter Schulunterricht, an welchem im Frühjahr 1823 bereits 10 Knaben und 8 Mädchen theilnahmen und gute Hoffnung gaben. Auch sonst erfuhren die Missionare Erfreuliches. Oft kamen nach den gottesdienstlichen Versammlungen Indianer zu ihnen, um über die Erfahrungen ihres Herzens und Lebens mit den Lehrern zu reden. Da sagte Einer, „oft denke er, seine Sünden seien zu groß, als daß sie ihm vergeben werden könnten, alsdann falle ihm ein, die Gnade Christi sei noch viel größer, und Er habe ja den schlechtesten Sünder zu sich eingeladen." Ein Anderer äußerte: „Jeden Tag bleibe er in der Erfüllung seiner Pflicht gegen seinen Schöpfer und Herrn zurück. Dieß fühle er tief, aber er habe es oft gehört und glaube es auch in seinem Herzen, daß Jesus ein allmächtiger Heiland sei. Seine ganze Hoffnung sei auf Jesu Gnade gebaut, und darum sei es sein Gebet, der Herr wolle mit ihm thun, wie es Ihm wohlgefalle. Es sei ihm Bedürfniß geworden, jeden Tag die Gnade Gottes zu suchen, und oft bete er gemeinschaftlich mit Andern, und oft allein im Walde, wo ihn Niemand sehe, als sein unsichtbarer Freund, dem er sein Herz ausschütte." — Am 13. April des folgenden Jahres konnten vier junge Häuptlinge vor etwa 150 heidnischen Indianern, die sich dabei sehr ruhig betrugen, auf den Namen des dreieinigen Gottes feierlich getauft werden.

Die Mission am Cataraugus, wohin die Vereinigte Gesellschaft im Jahre 1821 den Missionar Thayer nebst Familie schickte, um sich daselbst niederzulassen und eine Schule zu errichten, hatte anfangs bei dem Widerstreben mehrerer feindlichgesinnten Häuptlinge mit ihrem Anhang einen schweren Stand; die christlichgesinnten Häuptlinge aber errichteten etwa zwei Stunden von dem Indianerdorf eine Schule, für deren Erhaltung sie zu sorgen versprachen. Am 15. Januar 1822 wurde dieselbe feierlich eingeweiht und 16 Indianerkinder von 7—14 Jahren der Pflege und christlichen Erziehung der Missionsfamilie übergeben, wobei der alte Häuptling Crow in einer längeren Rede seinen Dank und seine Freude aussprach. Der oberste Indianer-Anführer, welcher bald darauf noch zwei Knaben in die Schule brachte, redete dabei die Kinder also an:

„Meine Kinder! Ich betrachte mich als euren Großvater. Nun hört mir zu. Ich habe ein paar Worte euch zu sagen. Ihr müßt aufmerken, daß ihr es verstehet. Sehet auf! hier

sind zwei neue Knaben, die gern mit euch lernen wollten. Ihr müßt freundlich untereinander sein und es machen, wie Brüder und Schwestern thun. Habt einander lieb und folget eurem Lehrer, und laßt mich nie hören, daß eines von euch seinen eigenen Weg geht und ungehorsam ist. Ihr müßt euren Lehrer für euren Vater und seine Frau für eure Mutter halten und also ehren, und immer gerne thun, was sie sagen. Eure Väter und eure Mütter wünschen, daß ihr bessere Sitten annehmen mögt, als sie selber haben. Und darum haben wir in euren neuen Vater und eure neue Mutter unser Vertrauen gesetzt, und wir wünschen, daß ihr es auch so machet. Was euer Lernen betrifft, so dürft ihr den Muth nicht verlieren, harret nur aus und sammelt die guten Lehren, die euch gegeben werden, wie einen köstlichen Schatz, so werdet ihr als brauchbare Söhne und Töchter unter unserem Stamm aufwachsen".

Die Schule nahm guten Fortgang; auch die bisher feindselige Heidenparthei nahm bessere Gesinnungen an, und im Juni 1823 wurde in einer Versammlung aller Häuptlinge am Buffalo, zu welcher sie Missionar Thayer freundlich eingeladen und ihm sogar ein Pferd geschickt hatten, der Beschluß gefaßt, die christlichen Sitten und Gebräuche, so weit sie es vermöchten, vor allem aber die christliche Ehe unter sich einzuführen, da sie die schlimmen Folgen ihrer bisherigen Lebensweise in diesem Stück genugsam eingesehen.

Zu Seneka und Cattaraugus bildeten sich kleine christliche Gemeinlein, und nachdem die Missionare die Volkssprache dieser Indianer hinreichend gelernt, um ihnen in derselben die großen Thaten Gottes verkündigen zu können, gab es im Jahre 1827 in Seneka 30, in Cattaraugus 20 Getaufte, die als gründlich bekehrt angesehen werden konnten und einen christlichen Wandel führten. An beiden Orten wurde auch in diesem Jahre zum ersten Mal das heilige Abendmahl mit den christlichen Seneka's gefeiert. Ein Mann, der eine Reihe von Jahren unter diesen Indianern verlebte, schrieb damals als Augenzeuge: „Man hat die Meinung zu verbreiten gesucht, daß die Seneka's ein ungewöhnlich wilder und der Verbesserung ganz unempfänglicher Volksstamm seien, und darum gemeint, daß jeder Missionsversuch unter denselben vergeblich sei. Der einzig mögliche Weg, auf dem man zu einem richtigen Urtheil über die Verbesserungsfähigkeit eines Volkes gelangen kann, besteht wohl darin, wenn man die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, seinen nunmehrigen Zustand mit dem früheren." Er bemerkt nun, daß es lange Zeit Lieblingsmeinung dieses Volksstammes war, die Trunkenheit sei kein Laster, sondern eine Tugend. Weiber und Kinder fühllos zu verlassen, war ein Vorrecht des Mannes; die unschuldige Gattin wurde nicht selten der Zauberei beschuldigt und zu Tode gequält. „Haß, Zorn und Zwietracht und ein ewiger Krieg waren die natürlichen Begleiter dieses jämmerlichen Zustandes, und Schmutz, Armuth und Verbrechen aller Art folgten ihm auf dem Fuße nach. Aber jetzt darf man getrost behaupten, daß alle Familien der Seneka's durch ihre vereinte Arbeit zureichende Mittel haben, sich selbst ehrlich und reichlich zu ernähren. Manche derselben haben noch Vorrath übrig, den sie jetzt an Korn, Erdäpfel, Heu, Gemüsen und Vieh auf ihren Wagen und mit ihren Pferden und Ochsen zu Markt führen und um Geld verkaufen, oder gegen Kleidungsstücke und nützliche Haushaltungsartikel vertauschen. Manche, die dem Trunke ergeben waren, haben diesem Laster gänzlich ent-

sagt; die Andern fangen wenigstens an, sich desselben zu schämen und es zu verbergen. — Die Gattin willkürlich aufzugeben und zu verlassen, kommt in unsern Tagen höchst selten mehr unter ihnen vor, und Jemand wegen Zauberei zu bestrafen, ist selbst unter den heidnischen Seneka's eine ganz unbekannte Sache geworden. Dagegen wird in den Familien, die sich als Freunde des Christenthums erklärt haben, eine allgemeine sittliche Verbesserung ihres Zustandes, Ordnung und Wohlstand ihres Hauswesens, sowie Reinlichkeit ihrer Personen und Kleidung immer sichtbarer. Einigkeit, Liebe und Friede verbreiten ihre beseligenden Einflüsse über Familien, in denen Friede und Wohlsein eine ganz unbekannte Sache war. — Und was hat eine solche mächtige Umwandlung hervorgebracht? — Nur der Einfluß der beseligenden Religion Jesu ist es, der den jammervollen Strom des Lasters unter diesem Volksstamme gehemmt, und viele Herzen der erleuchtenden Kraft der göttlichen Wahrheit geöffnet hat." Er berichtet dann weiter von dem zahlreichen Besuch und dem Ernst der erbaulichen Versammlungen, so wie von dem Interesse der Seneka's für ihre von etwa 50 Kindern besuchte Schule, zu deren Unterhalt sie 70 bis 80 Thaler subscribirt haben, ein armer Seneka für sein einziges Kind jährlich 5 Thaler. Weiter heißt es: „Schon ist einer der erwachseneren Jünglinge als Gehülfe für eine zweite Missionsstelle unter diesem Volksstamm aus dieser Schule abgerufen worden, um als Dolmetscher zu dienen. Ein Anderer hat eine Bileungsschule in der Nähe von Utika bezogen, um dort seine Vorbereitungsstudien zu vollenden und, wenn es des Herrn Wille ist, einst unter seinem Volksstamm das Amt zu treiben, das die Versöhnung predigt. Zwar ist es wahr, daß wir auf diesen Missionsstellen noch nicht jene tiefen und durchgreifenden Auferweckungen der göttlichen Gnade wahrgenommen haben, wie dieß zu Brainerd und auf andern Stellen der Fall ist; aber dabei haben die Arbeiter dennoch die ermunternde Erfahrung gemacht, daß der Herr auch hier mit seinem Werke ist. Vorzugsweise bedürfen sie der inbrünstigen Fürbitte der Gläubigen, weil diese Arbeitsstellen mit so manchen Versuchungen umgeben sind. Möge auch unter diesem Volksstamme die Sache Christi siegen!"

Unter den Tuskarora's wirkte zuerst die New-Yorker Missionsgesellschaft, welche ihre Mission unter den Tuskarora's und Seneka's 1821 an die Vereinigte Missionsgesellschaft überließ. Unter den ersteren arbeitete damals seit etlichen Jahren Missionar Crane, und hatte bereits den Grund zu einer Indianergemeinde gelegt. Der ganze Volksstamm, der am Tuskarora-Flusse wohnte, zeigte sich dem Christenthum sehr geneigt. Sie hatten schon das Jagdleben aufgegeben und sich dem Ackerbau zugewendet. Sie hatten gute Wohnungen, und in ihren Dörfern sah man Wagen, Pflug und Ackergeräthe aller Art vor den Thüren. Einer ihrer Söhne, ein hoffnungsvoller, frommer Jüngling, widmete sich dem Prediger-Berufe in einem Seminar zu New-York; ein anderer war in der Missionsschule zu Cornwall. Elisabeth Brown, eine fromme Cherokesin, hatte eine Schule unter ihnen errichtet, die bald gedeihlich aufblühte. Am 9. December 1820 langte eine Deputation der Vereinigten Missionsgesellschaft in dem von 260 Seelen, darunter 17 getauften Christen, bewohnten Dorfe der Tuskarora's an und erneuerte den mit

der New-Yorker Gesellschaft von ihnen geschlossenen Bund; dasselbe geschah am 13. December zu Seneka. Missionar Crane, der bei den Tuskarora's blieb, konnte im November 1821 nach manchen niederschlagenden Erfahrungen berichten, wie noch immer mehrere Indianer fortfahren, an dem Heil ihrer Seelen zu arbeiten. Einer der frechsten Sünder kam zu ihm, auffallend verändert, mit den Worten: „Seit drei Tagen ist mein Herz im Brand, und ich habe keine Ruhe." Der alte Cusik aber, seit Jahren der Dolmetscher der Mission, trat eines Tages voll Freuden bei ihm ein und äußerte: „Solche Zeiten habe ich unter unserm Volke noch nie erlebt! Alles ist Friede! Alles Ein Herz und Eine Seele!" — Am 1. Februar 1822 wurde zum ersten Male mit den Neubekehrten das heilige Abendmahl gefeiert, dem die Taufe von vier gläubig gewordenen jungen Indianern voranging. „Es war ein Gefühl einer seligen Harmonie und Liebe unter allen unsern Indianern," an deren Abendmahlsfeier auch mehrere weiße Colonisten aus der Nachbarschaft theilnahmen. „Ich bin nunmehr," schreibt Missionar Crane im Juni 1822, „in das sechste Jahr meines Aufenthalts unter den Tuskarora's eingetreten — und glaube getrost sagen zu dürfen, daß mit Gottes Hülfe unsere Arbeit unter diesem Indianer-Stamm nicht vergeblich war in dem Herrn. Mehrere dieser Indianer sind bereits, wie wir hoffen dürfen, selig aus der Zeit in die Wohnungen Gottes hinüber gegangen. Andere wandeln mit uns auf dem schmalen Pfade, der zu demselben Ziele führt." Dennis Cusik, einer jener vier Getauften, ging bald darnach selig aus der Zeit; Missionar Crane aber hatte, nachdem eine zwischen ihm und den Indianern entstandene Mißhelligkeit durch Abgeordnete der Gesellschaft, welche das Ungegründete der gegen ihn geführten Beschwerden an den Tag brachten, ausgeglichen war, seine Freude und Wonne an manchen redlichen Seelen.

Einer seiner Indianer kam z. B. in ein schweres häusliches Leiden, das seine Geduld auf eine schwere Probe setzte. Er kam zu Crane und sagte: „Ich bin ein Christ; ich darf nicht mehr als Indianer handeln. Ich habe die Sitte meiner Voreltern weggeworfen; und das gute Wort ist jetzt mein einziger Führer geworden. Die Gesetze meines Stammes gelten mir nicht mehr, und ich kann bei ihnen keine Hülfe suchen. Ich wünsche das auch nicht. Vielmehr möchte ich hören, was der Herr über den Fall sagt, in dem ich bin, und diesem will ich folgen. Ihr seid hieher gekommen, das Wort Gottes vor unsern Augen aufzuthun und uns den rechten Weg zu zeigen. Ich gebe Euch meine Hand darauf; führet mich nach dem Willen des großen Geistes durch die Sache hindurch, und ich will folgen".

Die Mission unter den Seneka's und Tuskarora's ging 1827 an die große amerikanische Gesellschaft über, welche die Arbeit an den im Staate New-York zurückgebliebenen Indianern fortsetzte. Die Gemeinde zu Tuskarora bestand um's Jahr 1834 aus etwa 200 bekehrten Indianern, zu denen sich weiße Colonisten aus der Nachbarschaft fast in gleicher Anzahl gesellten. Die Gemeinde zu Seneka faßte gleichfalls etwa 200, und die zu Cattaraugus 150 Seelen, sämmtlich Indianer, in sich. Die Glieder dieser Gemeinden hatten im Allgemeinen eine richtige Erkenntniß der Heilswahrheiten des Christenthums gewonnen, und viele derselben konnten als Muster lebendiger Gottseligkeit genannt werdtn. Auch die Schulen hatten einen guten Fortgang und wurden fleißig

besucht und von den Indianern zum Theil aus eignen Mitteln unterhalten. Die Evangelien wurden theilweise in die Senekasprache übersetzt, auch ein Liederbuch zum Gebrauch bei den Gottesdiensten in derselben angefertigt. Die Methodistenmission unter den Seneka's bei Buffalo errichtete eine Presse und gab eine Zeitschrift in der Senekasprache heraus, „der Erheber des Geistes" betitelt, welche von vielen Indianern gelesen wurde. Die Baptisten gründeten unter den Tuskarora's die Station Tonawanda. Obschon die Ueberreste der Indianer in New-York aus den durch Bündnisse ihnen zugesicherten Landstrichen oder Reservationen nicht mehr gewaltsam vertrieben werden können, wanderten sie doch bisweilen freiwillig aus oder ließen sich ihre Rechte abkaufen, wie sie denn 1842 die zwei nördlichen Reservationen, Tonawanda und Buffalo, mit den Gebäulichkeiten und Anlagen abgaben, und bei den südlicheren, Cattaraugus und Alleghany, sich dichter ansiedelten, was für die Mission durch ihre weitere Entfernung von der weißen Bevölkerung vortheilhaft war. Die Stationen der amerikanischen Gesellschaft unter den Indianern in New-York sind demnach: Tuskarora, etwa 2 Stunden östlich vom Niagarafluß; Seneka, 2 Stunden vom Buffalo; Cattaraugus, 12 Stunden südlich vom Buffalo, und Alleghany, noch südlicher. Lange störte der Unfriede und die Unmäßigkeit der Indianer; beides aber ward immer mehr beseitigt, und eine Mäßigkeitsgesellschaft machte gute Fortschritte. In Tuskarora besonders entstand 1842 eine neue religiöse Erweckung, und in etwa 4 Monaten wurden über 40 Personen getauft. Sämmtliche Gemeinden waren im Jahre 1845 im Ganzen 273 Seelen*) stark; der Stamm der Seneka's hebt sich, und noch in den letzten Jahren spricht sich ein in der Mitte der Tuskarora's lebender Missionar also aus: „Sollen wir zwischen den Tuskarora's und den Bürgern von New-York eine Vergleichung anstellen, so würde sie dahin lauten: Die weißen Leute fördern und erlauben obrigkeitlich die Fabrikation und den Verkauf berauschender Getränke; die Indianer legen ein Verbot darauf. Die weißen Leute entheiligen den Sabbath bis zu einem wahrhaft kläglichen Grad: Die Indianer feiern ihn in größerer Allgemeinheit. Gottlosigkeit ist unter den weißen Leuten bei Hoch und Nieder etwas Gewöhnliches: Die Indianer können in ihrer eigenen Sprache nicht gottlos sein. Der Unglaube hat sein Wesen unter den weißen Leuten, und Religion ist da in weiten Kreisen gering geschätzt; unter den Indianern ist ein Ungläubiger etwas Unbekanntes, und Religion ist allgemein hochgehalten." — Bei dem Jahresfest der großen amerikanischen Missionsgesellschaft im September 1852 hielten ein Tuskarora, zwei Seneka's und ein Choctaw Ansprachen, welche ein Beweis waren von der Kraft des Evangeliums unter ihrem Volke. —

An der Nordgrenze New-York's bei der Stadt St. Francis haben die Abenaki's eine Reservation, welche sie noch 1840 sich weigerten an die canadische Regierung abzugeben. Zu ihnen begab sich um's Jahr 1836 der Nationalprediger Osunkhirhine. Er gehört diesem Stamme an, und nachdem er in Hannover, in Newhampshire, eine gute

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, p. 202.

englische Bildung erhalten, hat er seit einer Reihe von Jahren an der geistlichen Förderung seiner Landsleute gearbeitet. Das Presbyterium in Champlain ertheilte ihm im Januar 1836 die Erlaubniß zum Predigen, und ordinirte ihn im Juni darauf zum Evangelisten unter seinem Volk, wo er nun mit Unterstützung der amerikanischen Gesellschaft als Missionar zu wirken begann. Die dortigen Indianer, 300 an der Zahl, waren fast alle wenigstens dem Namen nach Katholiken, als er seine Wirksamkeit begann. Jetzt ist über ein Drittheil protestantisch und die engere Gemeinde zählte schon 1845 etwa 60 eingeborene Mitglieder. Ein von Osunkhirhine in der Abenaki-Sprache verfaßtes Schulbuch ward auf Kosten des Board gedruckt. Mit den Papisten hatte er natürlich viel zu kämpfen, ließ sich aber dadurch nicht irre machen. „Ich weiß," schrieb er*) unterm 30. December 1844 an seine Committee, daß ich durchaus nicht im Stande bin, das, was für mich und mein Volk geschehen ist, irgendwie zu vergelten; Alles, was ich thun kann, ist, daß ich danke; und ich wünsche, Sie möchten den Freunden Christi sagen, daß ich ihnen für ihren freundlichen Eifer, die Sache des Erlösers zu befördern, demüthig dankbar bin. Aber noch vielmehr danke ich Gott, denn Er ist Alles in Allem; denn Er ist es, der Sein Volk in den Stand setzt, Anderen Gutes zu thun. Und je mehr ich in meinen Arbeiten Unterstützung und Segen erlange, desto mehr habe ich Ursache, mich zu demüthigen und auf Gott allein zu vertrauen."

m) Die Mission im Oregon-Distrikt.

An den Westgrenzen der Staaten, welche den Vereinigten Staatenbund bilden, liegen noch zwei bemerkenswerthe Gebiete, das Gebiet Missouri, östlich der Felsgebirge, und das Gebiet Oregon, westlich derselben. In Missouri leben die Indianer, in sehr vielen Stämmen getheilt, weniger vom Ackerbau, sondern nähren sich meist von Viehzucht, Jagd und Pelzhandel. Oregon hat ein schönes mildes Klima, ist bergig, aber fruchtbar und mit schönem Hochwald bedeckt. Die Indianer, welche es bewohnen, an 140,000 Seelen, gehören zu dem Stamme der Plattköpfe, so genannt von der sonderbaren Sitte, ihren kleinen Kindern mit einem Brette die Stirne platt zu drücken. Zu ihnen werden auch die Schlangen-Indianer oder Alliatan's zwischen dem Columbia und Multmonafluß, die Multmona's am Zusammenfluß beider Ströme, die Schahala's zur Rechten des Columbia, und die Tuschepa's, gegen die Quellen dieses Flusses hin, gerechnet. Sie sind sämmtlich von sanfter Gemüthsart, doch minder groß und stark, als die übrigen Indianer, wohnen in großen Hütten und leben fast bloß von Wurzeln. Die Männer kleiden sich bloß in ein Stück Tuch, das sie über die Schultern hängen; die Weiber binden darunter auch noch eine Schürze. Sie tragen Zierrathen in Nasen und Ohren und Korallenschnüre um den Leib und um die Ohren. Gleich den andern Indianern bemalen sie ihr Gesicht mit Farben; eigenthümlich aber ist die

*) Calwer Missionsblatt 1845, p. 39. cf. Missions-Magazin 1845, II. p. 163.

bei den Weibern für schön geachtete Wurstlippe, indem die Unterlippe durch ein ovales, allmälig eingeschobenes und eingezwängtes Stück Holz zu einer abscheulichen Größe erweitert wird. Vielweiberei und Kindermord herrschen bei ihnen, und ihr Elend wird vermehrt durch den von den Pelzhändlern eingeführten Branntwein, der das ursprünglich sanfte Volk immer grausamer und gefühlloser macht. An diese jenseit des Felsengebirges wohnenden Indianer dachte die Amerikanische Gesellschaft schon 1829, indem sie um diese Zeit den Missionar Green in Hawaii beauftragte, von dort aus eine Untersuchungsreise auf der gegenüberliegenden amerikanischen Nordwestküste anzustellen *). — Nicht lange nach dieser Zeit kamen vier Häuptlinge von den Plattkopf-Indianern nach Neu-Orleans und Washington. Sie hatten zu Fuß eine Reise von beinahe 3000 engl. Meilen (1200 Stunden) gemacht, um den General Clarke zu besuchen, den sie ihren großen Vater nennen, weil er der erste amerikanische Beamte war, den sie kennen lernten und zu dem sie das Vertrauen hatten, daß er ihnen in ihrem wichtigen Anliegen Auskunft verschaffen werde. Der Zweck ihrer Sendung aber war kein anderer, als um Erkundigung über den rechten Gottesdienst, wie er unter den weißen Leuten, die fern gegen Sonnenaufgang wohnen, sich findet, einzuziehen. Von einem weißen Manne, der auf einer Reise bis in ihr Land vorgedrungen, waren sie darauf aufmerksam gemacht und ihnen gesagt worden, es gebe bei denselben ein Buch, das Anweisung enthalte, wie man die Gnade Gottes erlangen und zu ihm beten könne, und Jeder, der diesem Buche folge, gehe nicht verloren, sondern werde nach dem Tode in das Land aufgenommen, wo der große Geist wohne, um ewig bei ihm zu leben. General Clarke bestätigte die Wahrheit dessen, was sie gehört hatten, und machte sie mit den Hauptlehren des Christenthums kurz bekannt. Allein nicht Alle hatten das Glück, mit dieser Botschaft zu ihrem Volke in die Heimath zurückzukehren. Zwei von ihnen starben in St. Louis; die beiden Andern, obgleich noch unwohl, traten den Rückweg in's Vaterland an. Dieser Vorfall bestimmte die Methodisten-Gesellschaft in Neu-England, den Missionar Jason Lee, einen Mann von ächter Frömmigkeit und kräftigem Körperbau, mit zwei Gehülfen zu den Plattköpfen zu senden. Sie sollten Alles mit sich führen, was in jenem wilden Lande zur Gründung einer Missionsstation nöthig ist, und schon im März 1833 gedachte Lee die Felsgebirge zu erreichen.

Eine neue Unternehmung in diesen Gegenden wurde 1834 angeordnet, welche zu der Aufrichtung einer Mission im Gebiet des Oregon- oder Columbia-Flusses im September 1836 führte. Missionar Spalding ließ sich unter den Nez Perce's zu Clear Water nieder, Dr. Whitmann unter den Kayuse's in Waiitlapu. — Im Jahre 1838 begaben sich die Missionare Nollau und Ries zu den unbekannten Indianern in's Innere des Landes, um die Plattkopf-Indianer aufzusuchen, wurden jedoch von der Ausführung ihres Planes durch die zu weite Entfernung und den sehr beschwerlichen Weg abgehalten. Doch ward in demselben Jahre eine Station unter den Ponderay's gegrün-

*) Basler Missions-Magazin 1834, IV. p. 624 ff.

det, wozu 1839 die Station Tschimakain unter den Plattköpfen, und Kamiah unter den Nez Perce's hinzukam. Von den bisher genannten Stationen gingen jedoch zwei wieder ein, und bloß Waiitlapu, Clear-Water und Tschimakain blieben bestehen. Hier werden regelmäßige Gottesdienste gehalten und die Zahl der die Schule besuchenden Kinder hatte schon im Jahre 1845 auf 130 sich vermehrt; auch im Ackerbau wurden bedeutende Fortschritte gemacht. Doch heißt es von dieser Mission*) um's Jahr 1847: „Die Mission unter den Oregon-Indianern, die zum großen Nutzen für sich selbst und für die in bedeutender Anzahl einwandernden Weißen eine Schneide- und Mahlmühle besitzt, ist noch in den ersten Anfängen. Alles, was sie bis jetzt ausgerichtet hat, ist das: Zwanzig Indianer haben die heilige Taufe empfangen, ein großer Theil der Uebrigen lernt den Schulunterricht, wenigstens für die Kinder, immer mehr schätzen, und eine noch größere Anzahl errichtet sich bequeme Häuser, bebaut den Acker und zieht Vieh. Nur auf Einer Station, zu Clear-Water, hat sich in der letzten Zeit ein gehässiger Geist gegen die protestantischen Missionare in anmaßenden, beschimpfenden und selbst drohenden Worten kund gegeben und die drohenden Worte sind auch zu Thaten geworden, — die Mission hat darüber einen großen Theil ihrer Habe eingebüßt. Das Beste dabei ist, daß nur die muthwillige Jugend und die unterste Hefe der Alten sich an derlei Ungehörigkeiten betheiligen, — und dieß auch nur in Folge äußerer Aufreizung. Ein unruhiger Weißer nämlich treibt dort, in Verbindung mit einem Delawaren-Indianer, sein unheilvolles Wesen, und römische Priester schleichen in der Nähe umher, um wo möglich im Trüben zu fischen". Letztere schaden besonders dadurch, daß sie den Indianern vorspiegeln, die protestantischen Missionare hätten den Auftrag, auch für die leiblichen Bedürfnisse der Eingeborenen vollständig Sorge zu tragen, wodurch viele der Letzteren sich zu Thätlichkeiten haben verleiten lassen.

Im Jahre 1839 veranstalteten auch die Methodisten eine Mission in diesen Gegenden; 50 Personen, unter ihnen 6 Missionare mit Familie, Tischler, Zimmerleute, Schmiede und mehrere Lehrerinnen machten sich zu diesem Zwecke auf den Weg. Sie hatten bald, besonders mit Hülfe ihrer Lagerversammlungen, 500 Indianer bekehrt. „So wurde denn auch an den Indianern in Oregon", heißt es in einem Bericht vom Jahre 1841**), „die Schrift erfüllt. Die Weisheit dieser Welt hielt es für nöthig, sie erst zu civilisiren, ehe man sie zu Christen machen könne; aber alle Versuche scheiterten. Da gefiel es Gott, seine Gnade zu verherrlichen, indem er einen ungelehrten Farbigen (Tumsowit) zum Werkzeug machte, die Wilden aus ihrem Sündenschlafe zu wecken. Ohne vorbedachte Pläne, ohne künstliche Hülfsmittel menschlicher Klugheit wurden die Wahrheiten des Evangeliums verkündigt: Gott war in Christo u. s. w., 2 Cor. 5, 19. Sie glaubten der Predigt, nahmen Gnade an, wurden erlöst von Schuld und Macht der Sünde und wurden selig. Diese überschwängliche Kraft ist Gottes, nicht der Menschen.

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, p. 182.
**) Steger, die protestantische Mission II. p. 109 f.

Denn diese Bekehrung der 500 Indianer innerhalb einiger Wochen war keine bloße Meinungsveränderung, — nein, es war eine Wiedergeburt ihres Herzens, der eine so tiefe Geburt voranging, daß Hügel und Thäler mit Schreien um Gnade wiederhallten."

n) Kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Indianer.

Basler Missionsmagazin 1855, III. 62 ff.
Evangelisch lutherisches Missionsblatt 1855, p. 43 ff.
Goßner, die Biene auf dem Missionsfelde, 1855, p. 37 f. 45 f.
Das Ausland. Eine Wochenschrift für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Stuttgart und Augsburg, 1856, p. 490 ff. 804 ff.

Wir haben schon im Anfang (§. 1.) darauf hingewiesen, wie die große Zahl der rothen Stämme in Nord-Amerika seit der Ankunft der weißen Einwanderer durch Krieg, Branntwein und Krankheiten, namentlich die Pocken, in reißend schnellem und Schrecken erregendem Maaße zusammengeschmolzen, so daß die Gesammtsumme der noch übrigen Ureinwohner von ganz Nord-Amerika kaum noch eine halbe Million beträgt, denen nur durch das Evangelium wirksame Hülfe gebracht werden kann, ohne welches sie einem unvermeidlichen Untergange entgegengehen. Es ist ein beraubtes und geplündertes Volk (Jer. 42), und es ist Niemand da, der da sage: Gieb wieder, was du geraubet hast. Nicht sowohl die Beschränkung ihres Gebietes an sich, sondern hauptsächlich die Vertreibung von den Grabstätten ihrer Väter, die angefangene und leider immer neu wiederholte und weiter fortgesetzte Verdrängung von den alten Wohnstätten, wodurch sie immer von neuem der Gesittung und Ordnung entrückt, in die wilden, ungebrochnen Wälder getrieben und den verderblichen Einflüssen des Abschaumes gesitteter Staaten preisgegeben werden, ist für sie eine nur zu reiche Quelle alles Elendes geworden. Denn hat der Indianer einige Fortschritte gemacht, und ist fast überredet, ein civilisirter Mensch zu werden, indem sein Wohnsitz nicht Wild genug hat, um ihn als Jäger zu ernähren, so verläßt er in der neuen wilden Umgebung bald die halbgewohnte Lebensweise, und kehrt in dem neuen Jagdgefilde von neuem zu dem umherschweifenden Jägerleben zurück. Trotzdem werden die Indianer noch fortwährend zurückgedrängt, und alle Jahre schließt man neue Verträge mit ihnen, weil gerade das Land, das die Indianer inne haben, von der Sucht der Weißen besonders begehrt wird. So sehen und genießen sie nie den dauernden und wohlthätigen Einfluß eines geordneten gesellschaftlichen Lebens. — Betrachten wir nun in der Kürze den gegenwärtigen Zustand zuerst der Irokesen in New-York, dann der übrigen Stämme diesseit des Felsengebirges, und endlich der Stämme im Westen der Felsengebirge und an den Ufern des stillen Meeres.

Der einst so mächtige Indianerbund der Irokesen oder sechs Nationen, zu dem die Oneida's, Onondaga's, Seneka's, Tuskarora's, Wyandot's u. A. gehören, ist jetzt bis auf 7000 Seelen zusammengeschmolzen. Davon leben etwa 4000 im Staate New-York auf sogenannten Reservationen, wo sie bei mehrjähriger Ruhe sich

ziemlich ordentlich haben einrichten können; die übrigen sind zum Theil um den Missisippi zerstreut, zum Theil auch in Kanada unter britischer Oberhoheit. Die auf den 9 Reservationen, von denen manche noch über 30,000 Acre Land enthalten, angesessenen Indianer haben im Ganzen 14,000 Acre urbar gemacht, wovon sie Mais, Weizen, Hafer, Gerste, Erbsen, Buchweizen, Kartoffeln 2c. erndten. Sie besitzen eine ziemliche Anzahl Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine u. s. f., und haben im Ganzen ein reichliches Auskommen; ja, manche Familien sind wirklich wohlhabend. Einige Jünglinge haben auf dasigen Universitäten die Rechte, andere Medizin studirt, und wirken nun unter ihrem Volke. Freilich fehlt es auch hier, wie überall, nicht an Faullenzern und Armen; aber die Mittel zu einem guten Auskommen sind doch einem Jeden geboten. Aller Bedrükkung, selbst von Seiten der Staatsbeamten, sind freilich auch diese Indianer noch nicht enthoben, wie denn um 1840 einer der über sie gesetzten Agenten allein die Seneka's in den vier Jahren seiner Amtsführung um beinahe 29,000 Dollars betrog, deren Wiederersetzung erst nach zehnjährigem Proceß verfügt wurde. Doch finden sie hier im Staate New-York immer noch eher Hülfe und Recht; dazu sind ihrer Viele schon so weit unterrichtet, daß sie sich nicht leicht ein X für ein U machen lassen. Es haben aber diese etwa 4000 Seelen, auf ihren 9 Dörfern, 8 Kirchen und 14 Schulen und zwar seit mehr als 30 Jahren, und dennoch sind ihrer im Ganzen nicht mehr als 350 Christen. Die Uebrigen gefallen sich meist noch in ihren altheidnischen Wegen, oder haben ihr Heidenthum fahren lassen, ohne doch das Christenthum dafür anzunehmen.

Sehr verschieden von den Irokesen in New-York sind diejenigen Stämme, die aus den Staaten gesetzlicher Ordnung verdrängt, in wilde Gegenden versetzt, und dann auf's Neue weiter getrieben wurden, „den Auswurf der Menschheit stets an den Fersen". Während jene im Ueberfluß sitzen, haben diese oft mit dem bittersten Mangel zu kämpfen. Die jährlichen Zahlungen, welche sie vom Staate erhalten, sind meist eben nur hinreichend, um die lüsternen Händler mit ihrem Feuerwasser herbei zu locken, und wenige Tage nach der Zahlung, auf die sie doch das ganze Jahr hindurch rechnen, haben die Indianer selten noch einen Heller, wobei das Schlimmste ist, daß das, was sie etwa dafür einkaufen, in der Regel nichts werth ist, da sie gleich den Kindern nur buntflimmernde Sachen begehren, sie mögen nützlich sein oder nicht. So kommen diese Indianer, obschon es immerhin manche bessere Ausnahme giebt, großentheils nie oder doch sehr schwer zur Selbstständigkeit und zum Schaffen mit eignen Händen, es sei denn daß sie der Hunger dazu antreibt. Ihre Wohnsitze haben diese Stämme in den ungeheuren Ebenen zwischen den fünf See'n und dem Felsengebirge nicht nur sehr zerstreut, sondern auch, in Hinsicht auf ihren Stammeszusammenhang, sehr zerstückt, wodurch, zumal ihr Aufenthalt noch immer fast alljährlich wechselt, eine genaue und in's Einzelne gehende Beschreibung ihres gegenwärtigen Aufenthaltes und Zustandes ziemlich schwierig wird. Werfen wir indessen einen Blick auf die einzelnen Hauptgruppen und folgen dabei ihrem eigenen Zuge von Osten nach Westen, bis zu den Felsengebirgen:

Die Chippewa's. Von diesem einst so mächtigen Stamm wohnen

noch etwa 1600 zerstreut und weit von einander im Staate Michigan. Ihre größten Haufen zählen etwa 100 Seelen, viele nicht halb so viel. Im Jahre 1851 wurden 3000 Chippewa's aus der Nachbarschaft des Obern-See's in ihre „neue Heimath", an den Quellen des Missisippi, versetzt. Einige Hundert blieben, meist Krankheits halber, zurück, von denen Viele sich eignes Land gekauft haben und wohl im Staate bleiben werden. Ihr Hauptsitz ist Grand und Little Traverse, im Norden des Michigan-See's. Sie haben römische, presbyterianische und methodistische Missionare unter sich, deren Berichte im Ganzen hoffnungsvoll lauten, und von denen die römischen das meiste Glück zu machen scheinen. — Ein andrer Theil der Chippewa's ist um den Grand- und Flat-River zerstreut. Auch unter ihnen arbeiten baptistische und methodistische Missionare, im Ganzen mit geringem Fortschritt. — Wieder ein anderer Theil ist um die Saginaw-Bai und die Flüsse hinauf bis an den Pine River zerstreut und leben in 10 bis 12 kleinen Horden zu 30—100 Seelen sehr weit von einander entfernt. Die Meisten davon sind bereits Methodisten, unter den heidnischen Ueberresten aber hat die lutherische Kirche (cf. h.) ihre 2 Stationen an der Saginaw-Bai und dem Pine River, 110 Meilen von einander, vielfach angefeindet von den Methodisten. — Eine größere Anzahl Chippewa's nebst andern Stämmen leben in Kanada (siehe §. 8.) und dem übrigen britischen Nord-Amerika. Unmittelbar an dessen Gränzen, an dem Flusse Pembina und um den rothen See lebten etwa 800 Chippewa's, mit welchen die Vereinigten Staaten im Herbst 1851 einen Vertrag abschlossen, wonach jene ihr dortiges Besitzthum von 5 Millionen Acres Land gegen eine Entschädigung von 230,000 Dollar*) abtraten, und an die Quellen des Missisippi verpflanzt werden sollen, weil das Land um diese herum für Ansiedelung der Weißen untauglich ist, die Chippewa's aber dort von den Sioux, ihren Erbfeinden, geschieden sind.

Die Menomenie's, Sioux und Winebago's. Von den Menomenie's, den Stammverwandten der Chippewa's, leben noch einige Ueberreste im Staate Wisconsin. Durch einen im Jahre 1845 geschlossenen Vertrag traten sie ihr Besitzthum in Wisconsin an die Vereinigten Staaten ab, doch fanden dabei einige Mißhelligkeiten statt, und ein Advokat hat dem armen Volke nachträglich noch zu 271,840 Dollars verholfen. Auch sie müssen sich nun nach dem Westen des Missisippi zurückziehen, wo man ihnen ein Stück meist sandiges und unfruchtbares Land, das für die Weißen zu schlecht, für die armen Indianer aber noch gut genug erscheint, angewiesen hat. Friedlicher und zum Ackerbau geneigter, als die Chippewa's, pflegen die Menomenie's ihre Kinder auch zur Schule anzuhalten, und die Kinder lernen gern. Sonst sind sie ebenso arm und hülflos, wie andere. — Westlich von Wisconsin ist das Territorium Minesota, und südlich von da der Staat Jowa. In

*) Diese Entschädigung sollte durch den Zeitraum von 20 Jahren ohne Interessen abgezahlt werden, und berechnet sich darnach der Preis des Acre auf 2 Cent. oder 10 Pfennige; die jährliche Summe aber trägt für jeden Indianer gerade eine wollene Decke zum Schutz gegen die Strenge des nordischen Winters aus.

beiden wohnen noch viele Indianer verschiedener Stämme in väterlicher Weise. Mit den Sioux in beiden Ländern, etwa 8000 Seelen, ist nach längern Verhandlungen, da sie sich von ihrem Land nicht trennen wollten, ein Vertrag geschlossen, durch welchen die Vereinigten Staaten ein Land von 35 Millionen Acre, größer als der ganze Staat New-York, als „der Garten des Missisippithales" gepriesen, für die nominelle Entschädigung von 3,075,000 Dollar, die sich aber in der Wirklichkeit auf 575,000 Dollar reducirt, für sich erlangt haben. „Für die Indianer," heißt es in dem Berichte der betreffenden Commission, „waren die weiten Gebiete, die sie abgetreten, von unbedeutendem Werthe, und ihre nomadische Besitzung ein wirkliches Uebel. Die Summe, die ihnen bezahlt werden soll, obgleich in Hinsicht auf den wirklichen Werth des Landes bloß nominell, wurde doch für so groß geachtet, als für das wirkliche Wohl der Indianer ersprießlich ist." Bezeichnend heißt es weiter: „Dieser Strich ist hinlänglich abgelegen, um die Indianer gegen irgend welchen Druck von Seiten der Weißen für viele Jahre zu schützen, indem das Land, aus welchem sie jetzt zu entfernen sind, eine sehr große Bevölkerung aufzunehmen vermag." Der vielen Jahre werden eben nicht sehr viele sein. — Im Jahre 1848 wurden auch die Winebago's aus Wisconsin nach Minesota versetzt. Aber das ihnen angewiesene Land gefällt ihnen nicht, und sie kehren immer wieder in ihre alten Wohnhütten zurück. Deßhalb hat ihnen das Gouvernement an ihren neuen Wohnsitzen — natürlich für ihr Jahrgeld — 700 Acre Land klären lassen, deren Ertrag für eine Volkszahl von 2000 Seelen „fast hinreichend" sein soll. Sie haben gute Schulen unter sich und einen hinreichenden Schulfonds; ihre sittliche Ausbildung hält aber, wie ihr Agent schreibt, nicht gleichen Schritt mit ihrer äußerlichen Verbesserung.

Westlich von Minesota und Jowa liegt das ungeheure Territorium Nebraska, von dem obern Missouri mit 30 Nebenflüssen durchströmt, die sich wiederum in mehrere Arme theilen. Hier auf den weiten Prairien leben noch viele Tausende von Indianern in beliebter und unumschränkter Wildheit, und nur wenige haben das rauhe Thierfell, das sie kleidet, mit einer wollenen Decke, und den Bogen mit einer Büchse vertauscht. Mit Herzenslust machen sie Jagd auf die Heerden der Büffel, wie auf die durchziehenden Karawanen der Europäer, denen bloß die größte Wachsamkeit, feste Ordnung und zahlreiche Gewehre Schutz verleihen gegen die Indianer, welche sich in gutem Rechte dünken, da die durchziehenden Weißen ihnen ihre Büffel wegschießen und ihr Holz und Gras vernichten. Um die wachsende Unzufriedenheit der Indianer über den Durchzug der Weißen, die in einen offnen Krieg auszubrechen drohte, abzustellen, wurde im Jahre 1837 eine Rathsversammlung bei dem Fort Laramie gehalten. Dahin kamen denn Dacota's, Assenoboin's, Arickera's, GrosVentre's, Craco's, Cheyenne's, Shoshone's und Arrapohoe's, 10,000 Vertreter von 50,000 Seelen, deren viele sich entweder noch nie oder nur auf dem Kampfplatze gesehen hatten, und lagerten 18 Tage friedlich neben einander. Ein Vertrag ward mit ihnen geschlossen, dessen wichtigste Artikel folgende waren: 1) die Indianer erkennen an und geben den Vereinigten Staaten das Recht, überall Stra-

ßen anzulegen und Militärposten zu errichten; 2) die Indianer versprechen Frieden unter einander zu halten, und abzustehen von aller Beraubung der Weißen, welche durch ihr Land ziehen, wie auch den Schaden zu ersetzen, der den Durchziehenden von ihren Leuten zugefügt werden möchte; 3) die Indianer wollen ihre Klagen über Zerstörung der Büffel, des Holzes und des Grases durch die Einwanderer nach erhaltenen Geschenken einstellen; 4) die Vereinigten Staaten verpflichten sich zur Zahlung von 50,000 Dollar für den Zeitraum von 50 Jahren, in Gegenständen, welche die (umherziehende) Lebensweise der Indianer erfordern wird. Auch bei der beiderseitigen Haltung des geschlossenen Vertrages wird doch der Zustand dieser Indianer immer bedenklicher. Die Büffelheerden verlieren sich immer mehr, und doch liefern sie fast allein Nahrung, Kleidung, Wohnung und Handelsartikel dem rothen Mann; dazu haben die Massen der durchziehenden Europäer Pocken, Cholera und andere Seuchen eingeschleppt, die schon Tausende von Indianern hinweggerafft haben und noch immerfort unter ihnen wüthen. Darum ist bereits ein Vorschlag gemacht, der leider wieder auf das unselige Versetzen hinausläuft. Es sollen nämlich die zum Ackerbau geneigten Stämme an irgend einem der Flüsse, soweit als möglich von der gewöhnlichen Auswandererlinie, feste Wohnsitze erhalten; die übrigen aber, die eben „unverbesserliche Wilde" sind, deren Civilisation Jahrhunderte Zeit kosten würde, möchte man nach einer billigen Entschädigung für ihr Land an die östlichen Gränzen von Neu-Mexiko zerstreut wissen. Immerhin eine trübe Aussicht für die Tausende von Nebraska!

Südlich von Nebraska ist das sogenannte Indian Territory, wohin die Regierung der Vereinigten Staaten viele Stämme aus den östlichen und mittlern Staaten verpflanzt hat. Auch dort wird des Wildes immer weniger, und die Indianer leiden oft Noth. Dortige Beamte aber prophezeien wiederholt: „In zehn Jahren ist gar kein Wild mehr vorhanden, und die Indianer müssen civilisirt sein, oder — umkommen." Deßhalb sucht sie die Regierung im Landbau zu unterstützen und ihnen dazu Lust zu machen. Aber vom Abschaum der Menschheit umringt, der, von dem Jahrgeld der Indianer angezogen, sie verfolgt und mit den Lastern der Weißen bekannt macht, denen sie nur zu leicht zur Beute werden, nehmen nur Manche von den zahlreich vorhandenen Missionaren sich ein besseres Beispiel, zumal das natürliche, einmal mißtrauisch gemachte Auge auch bei diesen oft nichts weiter als Eigennutz sieht, besonders da, wo die Stationen — mit dem Gelde der Indianer — vom Staate unterstützt werden.

Die Wea's und Peoria's fangen nun doch an, etwas mehr Ackerbau zu treiben, während ihre Nachbarn, die Miami's, zurückbleiben und sich ihre Jahrgelder immer mehr zum Verderben gereichen lassen.

Die Sak's und Fok's (Sack- und Fuchs-Indianer), welche die umliegenden Gemeinden durch ihre beständigen Räubereien beunruhigen, sträuben sich fast am meisten gegen alle Civilisation. Sie wollen keine Weißen, auch keine Missionare unter sich dulden, damit ja ihr väterlicher Aberglaube keinen Schaden leide. Ebendeßhalb mögen sie auch kein Blockhaus bauen oder auch nur bauen lassen, weil das eine Neue-

rung ist, welche die Weißen nach sich ziehen könnte, vor denen sie sich sorgfältig hüten. Pocken und andre Seuchen finden aber doch den Weg in ihre Mitte, und raffen sie zu Hunderten hinweg. Manche lassen sich darum das Impfen von weißen Aerzten gefallen; Andere sterben lieber, ehe sie sich einen Weißen zu Leibe kommen lassen.

Die Ottowa's kommen im Aeußerlichen besser fort, legen die falsche Scham vor der Arbeit immer mehr ab und haben in Folge dessen nicht nur gute Felder, sondern auch wohnliche Häuser u. s. w. Auch der verderbliche Trunk wird immer mehr gemieden.

Die Wyandot's zeichnen sich wieder durch Faulheit, Trunkenheit und Unwissenheit aus, vielleicht eben doch in Folge der zu großen Jahrgelder, da sie bis zu 60 Dollar der Kopf erhalten. Sie mögen durchaus nichts angreifen, und der abscheulichen Händler kommen immer mehr und sorgen durch ihren Branntwein und ihre bösen Rathschläge dafür, daß sie nicht recht zur Besinnung kommen. Ihre Zahl beträgt nicht über 600 Seelen, und davon sind in 10 Wochen Mehrere gefährlich verwundet und Einer erstochen worden, zehn in Folge zu großen Trunkes und dreizehn Andere, auch Säufer, an der Cholera gestorben. Selbst die Kinder folgen dem bösen Beispiel der Alten und bleiben von den Schulen weg. Alle Ermahnungen sind erfolglos, und ihr völliger Untergang scheint sehr nahe zu sein, obschon es auch hier noch einige bessere Ausnahmen giebt.

Den Delawaren wird ihr vieles Geld gleichfalls verderblich; sie sind im Rückfall begriffen, doch noch nicht so weit, als die Wyandot's, ihre „Oncles."

Die Shawnee's dagegen sind etwas nüchterner und fleißiger, unter ihnen gedeihen auch die Schulen besser und geben gute Hoffnung.

Die kleine Heerde der Muna-Indianer, von den Beamten „mährische Brüder" genannt und dem Namen nach alle Christen, sind nach dem Berichte des dort wohnenden Agenten bei allem Vorschub, den sie so lange von der Mission hatten, im Ganzen eine lüderliche und zerrissene Bande.

Die Choktaw's, noch über 14,000 Seelen, neigen sich mehr und mehr zum Bessern. Die Trunksucht nimmt ab, Fleiß und Betriebsamkeit nehmen zu, und ihre Lebensweise wird mehr und mehr geordnet. Für die Kinder sind gute Schulen errichtet und werden fleißig benutzt.

Die Chikasaw's, noch einige 1000 Seelen, leben im Lande der Choktaw's, ihrer Stammverwandten, unter diesen zerstreut. Sie haben gute Schulen, in welchen zugleich Landbau getrieben wird, und die Kinder lernen gern. Die jährlichen Kosten für ein Kind in dieser Schule sind 75 Dollars oder etwas über 100 Thlr., wovon ⅙ von der Missionsgesellschaft der Methodisten, ⅚ aus den Fonds der Chikasaw's bezahlt werden.

Die Creek's sind noch sehr zurück, und ihr Fortschritt wird durch gewisse Anforderungen, die sie bisher vom Staate vergebens zu erlangen suchten, mit aufgehalten.

Die Seneka's sind im Aeußern wohl versorgt, haben gute Wohnhäuser und einträgliche Felder, sind aber fast alle noch Heiden, und die

Kinder gehen wenig, ja fast gar nicht in die vorhandenen Schulen. Ebenso steht es mit den Quapaw's, ungeachtet sie seit 18 Jahren Missionare und Lehrer unter sich haben.

Die Osagen sind noch ganz ein Jägervolk, leiden aber oft bittern Mangel, da das Wild mehr und mehr verschwindet. Sonst sind sie begierig nach Unterricht für ihre Kinder; diese sollen anders werden, die Alten aber wollen bleiben, was sie sind.

Die von Florida mit großen Opfern hierher versetzten Seminolen, etwa 2500 Seelen, sind in einem unbefriedigten Zustande. Sie stehen unter dem viel zahlreicheren Stamme der Creek's, und dieß verträgt sich übel mit ihrem Freiheits- und Rechtsgefühl. Ihre Jahrgelder sind gering und hören in wenigen Jahren ganz auf. Man fürchtet Unruhen, und möchte sie doch gern freundlich erhalten, um mit ihrer Hülfe die noch übrigen Reste ihres Stammes aus Florida zu locken, die bisher, trotz Tausenden von Menschenleben und Millionen von Dollars, nicht haben entfernt werden können.

Die Cherokesen endlich unterscheiden sich von allen diesen Stämmen in eigener Weise. Durch ihre lange und nahe Berührung mit den Weißen sind sie fast alle gemischten Blutes, und so ist auch ihr Zustand ein Gemisch von Wildheit und Civilisation. Obschon sie die englische Sprache allgemein verstehen, haben sie doch ihre eigene zur Schriftsprache erhoben, und zu Talequa, ihrer Hauptstadt, wird eine Zeitung halb cherokesisch und halb englisch gedruckt. Sie haben unter sich 22 Elementarschulen und 2 Seminarien, davon das eine für Mädchen. Letztere beiden Anstalten kosten der Nation an 80,000 Dollar und sollen jede 100 Zöglinge fassen. Man findet bei ihnen 12 Kirchen mit ebenso vielen Predigern: 5 aus den Congregationalisten, 4 aus den Baptisten, 2 aus der Brüdergemeinde und 1 aus den Methodisten. Ihr Enthaltsamkeitsverein zählt etwa 1000 Glieder, und ihre Bibelgesellschaft hat 150 Dollars jährliche Einnahme. Endlich haben sie auch ein Gouvernement errichtet, wobei sie das der Vereinigten Staaten zum Muster nahmen, haben sich aber damit in bedeutende Schulden gestürzt. Trotzdem sind sie geneigt, diese Verfassung zu verändern, weil gerade die einflußreichsten Glieder besoldete Aemter haben und ihr persönliches Interesse dem Wohle des Ganzen nicht zum Opfer bringen mögen. Bei ihren ungeheuren Anstrengungen für ein geordnetes Erdenbürgerthum haben sie ziemlich allgemein das Himmelsbürgerthum aus den Augen verloren, und ihr Agent schreibt von ihnen: „Ich fürchte, der sittliche Zustand der Cherokesen ist ihrer Verstandesbildung nicht gleich. Der Stand ihrer Sitten ist niedrig; sie sind ein sehr verschlagenes und listiges, aber dabei keineswegs fleißiges Volk. Sie haben große Lust zum Handel, und lassen sich ihre Aecker gern von den Weißen bearbeiten."

Südlich und südwestlich von dem Indianer-Territorium liegt Texas, wo noch an 30,000 Indianer nach natürlicher Weise und Wildheit leben, aber vom Staate sehr bedrückt werden. Ihrer Subsistenzmittel beraubt, sind sie genöthigt zum Rauben, müssen dafür Jagd auf sich machen und sich todtschießen lassen, was natürlich ohne Vergeltung nicht abgeht. So wird auf beiden Seiten vieles Blut vergossen; das Gouvernement der

Vereinigten Staaten ist aber mit der Staaten-Regierung von Texas in Unterhandlung getreten, um die Indianer zu schützen.

Das Land zwischen dem stillen Ocean und dem Felsengebirge bietet nicht die ungeheuren Ebenen, wie das eben von uns durchwanderte Gebiet; Berge und Thäler wechseln mit einander ab, und bedingen eine Mannigfaltigkeit sowohl des Klima's und der Erzeugnisse, als auch eine Verschiedenheit unter den Eingebornen selbst. Während die Thalbewohner mild und ruhig, und aus Noth fleißig sind, haben die Indianer der Gebirge ein wildes, kriegerisches, unabhängiges und gewissermaßen unlenksames Wesen neben einer viel höheren Begabung auch in geistiger Beziehung. Einen Uebergang zwischen beiden Klassen bilden die am Fuß der Gebirge wohnenden Indianer. Im Allgemeinen tritt die Erscheinung dieser Stämme im Vergleich mit denen zwischen dem Felsengebirge und dem Atlantischen Meer zurück; ihr Schicksal aber wird endlich dasselbe sein.

Auch in Oregon sind die Weißen schon mit den Indianern zusammengestoßen. Das Gouvernement wollte dem Uebel womöglich begegnen und suchte auch mit ihnen Verträge zu schließen, vermöge deren sie, da der Strom der Einwanderung hier von Westen nach Osten geht, ihr Land abtreten und östlich an die Felsengebirge hin versetzt werden sollten. Aber keine Kraft der Ueberredung konnte sie vermögen, die Grabstätten ihrer Väter zu verlassen. Willig traten sie zwar ihr übriges Land ab, von ihren Wohnstätten aber waren sie nicht hinwegzubringen. Pocken und andere Seuchen haben auch die Tausende Oregon's verringert, aber sie weichen nicht. „Hier", sagten sie zu dem Agenten, „hier liegen die Gebeine unserer Väter, hier sollen auch die unsrigen liegen. Menschlicher wäre es und barmherziger, die Weißen tödteten uns hier auf der Stelle auf einmal, ehe sie uns von den Grabstätten unsrer Väter trieben. Wir werden nie das Land abtreten, das die Gebeine unserer Väter birgt". So mußte man sie denn auf kleinen Reservationen lassen, wo sie meist von Wurzeln u. dgl. sich nähren. Andere, weniger geschwächte Horden sind muthiger, und römische wie methodistische Missionare suchen ihr Wohl zu fördern. Im Ganzen aber sind die Zustände noch sehr urmassig.

Noch verworrener sind die Zustände der Indianer in Kalifornien und Mexiko, wo zwischen den Einwanderern aus Europa und den Ureinwohnern auch bald ein allgemeiner Krieg sich vorbereitete, dem man durch Verträge zuvorzukommen suchte. Denn „es ist billiger, die ganze Horde ein Jahr lang zu speisen, als eine Woche lang mit ihnen zu kämpfen". Einzelne Stämme haben sich in die Gebirge zurückgezogen und pflegen nur des Nachts herunter zu kommen, um den Weißen Vieh zu rauben. Auch mit ihnen hat man unterhandelt, und bei manchen Stämmen ist es gelungen, sie von ihren Wohnsitzen zu entfernen und auf kleine Reservationen zu beschränken, die meist ganz unfruchtbares Land enthalten. Die Indianer hatten dazu freilich keine Lust; sie klagten, und thaten es endlich nur, um vor dem weißen Manne sicher zu sein. Vergebliche Hoffnung! Sie werden diese Stätte nirgends finden. „Wo wären denn Keine von euch?" antworteten betrübt schon die Oregon-Indianer, als man sie nach Gegenden fragte, wo die Weißen sich

noch nicht niedergelassen hätten, um ihnen dort Reservationen anzuweisen. Bald genug werden auch die Tausende Kaliforniens dasselbe ganz in Besitz nehmen. Wie traurig! Ueberall betragen sich die Weißen so, daß die Indianer Alles daran geben, um von ihnen entfernt in Ruhe zu leben, und doch hat die Erde einen solchen Ort für sie nicht. Ach, daß doch die Weißen sich so bewiesen, daß ihre Nähe gesucht und nicht geflohen würde! Hier wäre noch ein großes Feld für die Ausstreuung unvergänglichen Samens. Aber Männer sind dazu erforderlich, wie sie nicht überall gefunden werden. — Gott walte in Gnaden auch über diesen Geschöpfen seiner Hand, und lasse ihnen nach der langen Nacht nun bald die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen mit Heil unter ihren Flügeln!

§. 8. Die Mission im Britischen Nordamerika.

cf. Calwer Handbüchlein ꝛc. p. 471 ff.

Wennschon sämmtliche Nordgegenden Amerika's oberhalb der Vereinigten Staaten unter britischem Einflusse stehen, so haben doch nur die nordwestlichen Gegenden unterhalb Labrador, welche man deßhalb allein zum britischen Nordamerika rechnet, eine ordentliche englische Gouvernementsverfassung. Es gehört dazu die Insel Neufoundland, die St. John's- oder Prinz Eduard's-Insel, Neubraunschweig und Neuschottland (Akadien) diesseit des Lorenzstromes, und Ober- und Unter-Kanada, im Ganzen ein Flächengehalt von 16,000 Quadratmeilen. Sämmtliche Länderstrecken sind nur gering bevölkert, und die über 1½ Millionen betragende Einwohnerzahl hat den neueren, sehr starken Einwanderungen das Meiste zu verdanken. Außer den Gegenden am Lorenzstrom sind landeinwärts meist unermeßliche Wälder, und man kann oft viele Meilen und ganze Distrikte durchreisen, ohne auf einen Menschen zu stoßen. Von dem Engländer Cabot 1497 entdeckt, 1608 aber erst von den Franzosen besetzt, wurde nach langen und blutigen Kämpfen zwischen Franzosen und Engländern ganz Kanada 1763 an die letzteren abgetreten. So kam es auch, daß die Bewohner von Unter-Kanada mit den Hauptstädten Quebeck und Montreal mehr katholisch-französisch, die von Ober-Kanada mit den Hauptstädten York und Kingston protestantisch-englisch sind.

Die Indianer in diesen Gegenden haben seit 100 Jahren das Schicksal ihrer Brüder in den Vereinigten Staaten getheilt. Unter den Stämmen, von denen noch Ueberreste auch in Kanada sich finden, waren einst die wichtigsten die Irokesen oder sechs Nationen, Akwanuschiani (Bundesvolk), wie sie sich selber nannten. An der Spitze dieses schon öfter erwähnten Bundes standen die Mohawk's, von welchen die Huronen und Ottowa's Seitenfamilien, und in Kanada nur bei Quebeck geringe Ueberreste sind. Ferner die Algonkinen, die jetzt hauptsächlich über Ober- und Unter-Kanada verbreitet sind, meist Pelzjäger, die aber durch den „Vernunftzerstörer", wie sie selbst den Branntwein nennen, allmälig ausgerottet werden, obschon unter ihnen jetzt die Missionen kräftig wirken. Stammverwandte der Algonkinen sind die Chip-

pewa's am Simcoesee zwischen dem Huron und Ontario, die in Dörfern wohnen, Ackerbau treiben und jetzt Missionare haben, die Knisteno's, bis nach Labrador hinauf, wo sie der Schrecken der Eskimo's sind, die Abbitobbis, Nenawehk's u. A. mehr zu den freien Indianern bis an den Mackenziefluß hinauf gehörende. Weiter die Lenappe's oder Delawaren mit den Mahikandern, Shawnee's, Illinesen, Miami's, Pottawatamie's, Winebago's u. A. Dann die Osagen mit den Sioux und Assiniboinen, letztere zwischen dem Obern- und Winipeg-See in Kanada wohnhaft. Endlich die Mikmak's oder Surikesen, einst auf der Ostküste von Kanada, Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, jetzt nur noch an der Südwestküste von Neu-Schottland und, wie man vermuthet, im Innern von Neufoundland. Die Meisten dieser Indianer, soweit sie in Kanada sind, befinden sich in einem elenden Zustande von Schmutz, Armuth und Unwissenheit. Ein Theil derselben ward durch römische Priester von Unter-Kanada aus, wo die römisch-katholischen Franzosen und Irländer den Hauptstamm der Bevölkerung bildeten, zur Taufe und zum Heiligendienst vermocht, ohne dadurch aus dem Zustande heidnischer Finsterniß gerettet zu werden. Erst durch das Hinzutreten der evangelischen Mission begann an den Punkten, wo Stationen errichtet wurden, eine sittliche Veränderung, welche dann von da aus auf die Umgebungen ihren Einfluß weiter und weiter ausdehnte. Außer der Brüdergemeine haben besonders die englischen und amerikanischen Methodisten das Missionswerk im britischen Nord-Amerika sich angelegen sein lassen, obschon die Pelzhändler mit ihrem Giftwasser auch hier ihnen die Arbeit in hohem Grade erschweren.

In dem Gebiet am Thamesfluss, 18 Stunden von seiner Mündung in den zwischen dem Huron- und Erie-See befindlichen See St. Clair, hat die Brüdergemeinde ihre Station Neu-Fairfield, den geringen Ueberrest einer mehr als 100jährigen Arbeit unter den Indianern in den Vereinigten Staaten. In Fairfield hatte, wie wir früher (§ 6.) gesehen, ein Theil der Bekehrten, nachdem er zwölf Jahre lang nach allen Seiten umhergetrieben worden war, endlich im Jahre 1792 einen Ort gefunden, da er ruhen konnte. Von hier aus wurde dann auch ein Missionsversuch unter den benachbarten Chippewa's gemacht. Missionar Denke errichtete 1802 seine Hütte auf einem wenig bewohnten Eilande im St. Clair, und verbrachte hier, von der übrigen menschlichen Gesellschaft wie abgeschnitten, einen Winter in der Wildniß unter den Chippewa's, bis er deren Sprache so weit erlernt hatte, daß er sich mit den Indianern nothdürftig unterhalten und mit stammelnder Zunge den Kreuzestod Jesu verkündigen konnte. Dann bezog er 1803 den Posten am Jongquakamik, 4 Stunden von Fairfield. Aber nach zwei Jahren schon starben die Häuptlinge, welche ihm Schutz zugesagt hatten, und in den Wilden erwachte der alte Groll gegen die Weißen: Saufgelage und heidnische Gaukeleien nahmen in der Nähe des Missionshauses überhand und nöthigten Denke 1806 zum Rückzuge nach Fairfield, wo er darauf einen jungen Chippewa als Erstling der Nation taufte. Auch ein anderweiter Missionsversuch am Sandusky (1804—11) mißlang, und so hatte die Brüdergemeinde bei Zeisbergers Hinschei-

den im Jahre 1808 nur die beiden Stationen Fairfield in Ober-Kanada und Gosen in Pennsylvanien. Im Jahre 1813 während des Krieges zwischen den Engländern und Nordamerikanern sah sich die Gemeinde genöthigt, aus Fairfield zu flüchten, und der Ort wurde von Letzteren zerstört. In betrübter und kümmerlicher Lage, obwohl von der Regierung und von einer Gesellschaft in New-York unterstützt, irrten die Geflüchteten an verschiednen Orten umher, bis sie 1815 nach geschlossenem Frieden nach Fairfield zurückkehren konnten, wo sie nun auf dem entgegengesetzten Ufer des Thamesflusses sich anbauten und den Ort Neu-Fairfield nannten. Um diese Zeit fingen die heidnischen Prediger wieder an, sich zu zeigen, unter ihnen besonders ein alter berüchtigter Zauberer, Quim, der von Jugend auf ein bitterer Feind der Missionare und der christlichen Indianer gewesen war. Im März 1816 aber ward den Brüdern die große Freude zu Theil, daß dieser alte verhärtete Sünder in einer schweren Krankheit in sich ging, und erst dem Helfer Jakob, dann dem Missionar Denke die große Bekümmerniß seines Herzens um seine Sünden darlegte, und dringend um die Taufe bat. Er bezeugte seinen Glauben mit solchem Nachdruck, daß alle Anwesenden zu Thränen gerührt waren. Am 11. März, kurz vor seinem Ende, ward er mit Namen Leonhard getauft, und freudig sprach in der Gemeinde Einer zu dem Andern: „Quim unser Feind ist nun unser Bruder geworden!" — In Gosen riß leider um diese Zeit große Trunksucht ein, und die Zerrüttung ward endlich so allgemein, daß die Versammlungen und Schulen aufhören mußten. Im Oktober 1821 wurden die Missionare abberufen, und den treugebliebenen Indianern als Zufluchtsort Neu-Fairfield angewiesen. Hier leben etliche Hunderte von Indianern unter dem Einflusse des Evangeliums, und daß unter ihnen ein lebendiger Geist weht, bezeugen Aeußerungen der Bekehrten, wie diese: „Wenn ich über mein vergangenes Leben denke, wie ich mich der Sünde hingab und böse Leidenschaft mich beherrschen ließ, so bin ich mit tiefer Schaam erfüllt, und doch freue ich mich auch, daß der Geist Gottes endlich Eingang fand in mein verderbtes Herz, mich von der Sündenherrschaft zu befreien; jetzt ist mir die Sünde ein Gräuel, ich fühle Sinn und Herz verändert, und mein Glaube wächst, wird stark und fest durch das Hören des göttlichen Wortes." Und wie lieblich klingt das Wort einer alten Großmutter am Sarge eines Enkels: „Ich liebte mein Enkelkind sehr und beklage meine Tochter um seines Verlustes willen, aber wenn ich denke, wie stark das Recht des Schöpfers an sein Geschöpf und des Erlösers an die Kinder ist, die Er mit Seinem Blut erkauft hat, wie selig sie bei Ihm sind, und welch ein Segen es ist, für immer von der Welt und der Gewalt des Satans erlöst zu sein, so stehe ich nicht an, das Kind gern in Seine Hände zu übergeben." — Von Neu-Fairfield aus wurden die Pottawatamie's besucht, von denen der alte Missionar Luckenbach, der über 40 Jahre unter den Indianern gedient hat, im Jahre 1844 schreibt: „Die Einsammlung der Indianer Nord-Amerika's ist stets nur langsam gegangen; jetzt scheint es durch die Arbeit anderer Gesellschaften rascher gehen zu wollen. Noch bleibt viel zu wünschen und zu thun. Unsre Puttawatamie's sind immer noch sehr wild und scheu, suchen

keine geistliche Gemeinschaft mit uns und fliehen eher vor dem Lichte des Evangeliums, und da sie stets von einem Jagdgrunde zum andern schweifen, so bleibt uns nur die Hoffnung, daß einst ihre Ohren für die Botschaft des Friedens aufgehen werden." — Im Jahre 1838 wurde von Neu-Fairfield aus eine Station zu Westfield*) am Missouri gleichfalls unter den Delawaren angelegt, die in wenigen Jahren 152 Seelen zählte. Allein im Jahre 1852 wurde das Besitzrecht des Landes streitig gemacht, und die dortigen Indianer mit ihrem Missionar Oehler genöthigt, sich nach einem neuen Wohnplatz umzusehen, den sie nach mehreren beschwerlichen und vergeblichen Wanderungen 19 englische Meilen von Westfield am Kansasflusse fanden, wo von den Delawaren ein Stück Land wirklich angekauft wurde. Am 28. Februar 1853 kam es zum Aufbruch von Westfield, aber in Folge heftigen Schneewetters brachen unter den im Freien campirenden Indianern Krankheiten aus und 8 von ihnen starben in wenig Wochen. Nach den neuesten Berichten fährt das Gemeinlein fort, an dem neuen Wohnort sich in der Stille zu bauen. Durchgängig herrscht ein guter Geist, und der Einbringung von Branntwein wird mit Entschiedenheit gewehrt. Reinlichkeit und Ordnung herrscht in dem neuen Oertchen, und die kleine Kirche ist bereits ganz hübsch in Stand gesetzt. Durch die Versetzung der Geschwister Oehler war die Gemeinde 3 Monate lang ihres Missionars beraubt, bis am 24. Juni 1854 deren zwei Nachfolger anlangten, welche mit herzlicher Freude begrüßt wurden. In Bezug auf diese Station wird bemerkt:

„Wenn irgendwo gesagt wird, es sei das Missioniren unter einem noch ganz unstäten Heidenvolk, das keine festen Wohnsitze habe, sondern von der Jagd lebe und umherziehe, fast unmöglich; es wäre zu wünschen, daß solche Völker, ehe ihnen das Evangelium gebracht werde, erst unter das Gesetz kämen, von der Civilisation unterjocht und zum Stillsitzen und Arbeiten gezwungen würden, welches eine nothwendige Bedingung der Empfänglichkeit für das Evangelium sei, so hat es sich wenigstens bei diesen Indianern anders gezeigt. Keine Macht der sie umgebenden Civilisation, keine Noth und Bedrängniß hat sie dazu bringen können, ihr unstätes Leben aufzugeben; sie sind gestorben und verdorben; — nur die Kraft des Evangeliums hat dieß über sie vermocht. Unsre bekehrten Indianer sind friedliche und arbeitsame Staatsbürger geworden, besitzen aber dennoch nicht die Geistesfähigkeit, um mit den immer weiter vordringenden europäischen Kolonisten gleichen Schritt zu halten und sich gegen sie zu behaupten, und haben daher äußerlich nichtsdestoweniger ein trauriges Loos in Aussicht. Es ist auffallend, wie sehr die Indianer an Bildungsfähigkeit hinter den Negern zurückstehen. Diese werden nicht unpassend mit Kindern verglichen, die zwar roh und ausgelassen sind, aber unter dem Zwang des Lehrmeisters trefflich lernen, wie man in Westindien sieht, wo es jetzt reiche Pflanzer und große Kaufleute von schwarzer Farbe giebt. Die Indianer dagegen gleichen in ihrem Character dem Alter, das fest am Hergebrachten hängt und sich jeder Zumuthung, in Sitten und Gebräuchen etwas Neues anzunehmen, entschieden widersetzt."

Ueber das ganze britische Nordamerika breiten die englischen Methodisten ihre Wirksamkeit aus. Doch haben sie ihr Augenmerk beinahe mehr auf die eingewanderten Europäer, als auf die Indianer gerichtet, und die Verwilderung der Ersteren gränzt auch oft nahe genug an Heidenthum. Die Methodisten unterhalten in Kanada, Neubraunschweig, Neuschottland und Neufoundland zusammen auf mehr als 80

*) Missions-Magazin 1855, III. p. 51 ff.

Stationen 87 Missionare mit 900 freiwilligen Lehrern, und die Zahl ihrer Gemeindeglieder beläuft sich auf 14000, unter welchen auch 1000 Indianer sich befinden. — In gleicher Weise wirkt die schon 1698 in England gegründete Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, welche über 50 Missionare unterhält, die in allen Städten Kanada's und wo möglich auch auf dem Lande Wochen- und Sonntagsschulen für Knaben und Mädchen zu errichten suchen. Die Missionare der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums wirkten auch nebenher unter den Indianern; an der Mission unter den etwa 2000 Mohawk's, welche am Grand River wohnen, nahmen verschiedene ihrer Sendboten in Ober-Kanada Theil; mehrere Schulen wurden angelegt und einige Theile der Bibel, in ihren Dialekt übersetzt, herausgegeben.

Die amerikanischen Methodisten haben im britischen Nord-Amerika vorzugsweise die eigentliche Missionsarbeit unter den Heiden im Auge. Der zahlreichste Stamm daselbst sind die Chippewa's*) mit ihren verwandten Stämmen, den Missisauga's, Assinibonen, Knistino's u. a., zusammen gegen 30,000 Seelen. Ihre Sprache wird sehr hoch gehalten, und wird verstanden vom Ontario-See bis an die Mündung des Mackenzie in das nördliche Eismeer. In ihr ist bereits das Neue Testament übersetzt. Sonst finden sich in Kanada auch noch 8000 Mohawk's und Monsey's oder Delawaren, seit den ältesten Zeiten die unversöhnlichsten Feinde der Chippewa's, bis nun jetzt das Evangelium angefangen hat, sie zu versöhnen, das auch in diesen Gegenden in der Chippewa-Sprache gepredigt, gebetet und gesungen wird. — Die erste von den amerikanischen Methodisten gesammelte Christengemeinde finden wir am Creditfluß, westlich von York, unter den Missisauga's. Hier haben sich vom Jahre 1825 an nach und nach 130 Familien niedergelassen, deren Mitglieder fast alle getauft sind und durch Ordnung, Fleiß und Friedensliebe sich auszeichnen. — Weiter westlich am Grand-River, der in den Eriesee sich ergießt, liegt ein beträchtlicher Landstrich, der den Mohawk's zum ausschließlichen Besitz überlassen ist. Hier siedelte im Jahre 1783 der berühmte Häuptling Johann Brandt sich an, und gründete an der Ostseite des Flusses das Städtchen Brandtfort. Er hatte es im Freiheitskriege treu mit den Engländern gehalten, und war nicht bloß durch Tapferkeit und Kriegserfahrenheit ausgezeichnet, sondern besaß auch eine wissenschaftliche Bildung, verstand Griechisch und Lateinisch, und übersetzte das Evangelium Matthäi in die Mohawksprache. Doch war sein Christenthum wohl mehr Sache des Verstandes als des Herzens, und sein Stamm war noch lange nicht christlich. Von Zeit zu Zeit kamen Methodisten-Prediger in die Gegend, ohne genügenden Eingang bei den Mohawk's zu finden, bis endlich im Jahre 1822 dem Missionar Torry, der von den Mündungen des Grand-River immer weiter herauf in die indianischen Ortschaften kam, die Bekehrung derselben gelang. So gründlich aber wurden sie durch den Glauben an Christum umgewandelt, daß sie

*) Basler Missions-Magazin 1828, IV. p. 647 ff.

die alte Stammesfeindschaft aufgaben und freiwillig ihre Missisauga-Brüder einluden, zu ihnen zu kommen und das fruchtbare Land und die Segnungen des Evangeliums brüderlich mit ihnen zu theilen. — Torry zog noch weiter, und ihm und seinen Mitarbeitern, namentlich eifrigen Nationalgehülfen, gelang es, auch zu den Kayuga's und Onondago's das Evangelium zu bringen. — Etwa drei Stunden unterhalb Brandtfort wohnen am Grand River auch noch gegen 300 Tuskarora's und Ottawa's, einst zu den sechs Nationen gehörig, jetzt gleichfalls Christen und um 1844 durch den Baptisten-Missionar Thomas auf ihr Ansuchen zu einer Gemeinde gebildet. — Ueber die westlichen Berge von Brandtfordt hin an den Quellen der Thames (Themse) sind die christlichen Indianer-Niederlassungen Monseytown und Chippewahtown, in deren Lebensweise seit 1825 durch Methodisten-Missionare große Veränderungen bewirkt sind, nicht weit davon, am Kararifluß ist eine Niederlassung christlicher Wyandot's, die früher am Sandusky in Ohio wohnten. — Seit 1827 haben die Methodisten auch zwischen dem Ontario- und Huron-See Arbeit gefunden. Auf drei Inseln des Reis-See's (Rice Lake) sind christliche Kirchen errichtet, die von 300 Missisauga's besucht werden; auf den Inseln im Simcoe-See ist eine Algonkinen-Gemeinde von 250 Erwachsenen; an der Quinty-Bai am Ontario-See hören 120 Mohawk's das Wort Gottes, und auf Grape-Island, einer Insel in dieser Bucht, besteht eine Gemeinde von ein paar hundert gläubigen Missisauga's, ebenso in Wilberforce am östlichen Ende des Huronsee's. Letztere Station ist von besonderer Wichtigkeit als Hauptsammelplatz der nördlichen Indianer, welche hier ihren Pelzmarkt haben. Deßhalb giebt es an diesem Orte reichliche Gelegenheit zur Ausbreitung des Evangelium's unter den Knistino's und Abbitibi's. — Im Ganzen haben die amerikanischen Methodisten ungefähr 2000 Erwachsene und 4000 Kinder in Unterricht und Pflege; je weiter aber die Gemeinden in der Wildniß, d. h. fern von dem Einfluß europäischer Kultur und des Branntweins sind, desto blühender und fruchtbarer sind auch die Missionen.

§. 9. Die Mission in Hudsonia.

Sondermann, die Mission der kirchlichen Missionsgesellschaft in England unter den heidnischen Indianern des nordwestlichen Amerikas. Nürnberg 1847.
Basler Missions-Magazin 1855, III. p. 75 ff.
Calwer Monatsblätter 1841, p. 167 ff; 1843, p. 164 ff; 1844, p. 164 ff; 1845, p. 145 ff; 1848, p. 164 ff; 1849, p. 164 ff; 1853, p. 145 ff. 161 ff; 1854, p. 152 ff; 1855, p. 145 ff; 1856, p. 162 ff.

Mit dem Namen Hudsonia, auch wohl Ruperts-Land, werden sämmtliche Nordländer Amerikas, welche die sogenannte Hudsonsbai-Gesellschaft inne hat, bezeichnet. Im Jahre 1669 nämlich hatte Carl II., König von England, dem Prinzen Rupert und einer mit ihm verbundenen Gesellschaft das Privilegium ertheilt, eine Expedition nach der Hudsonsbai behufs Entdeckung einer neuen Durchfahrt in die Südsee auszuführen, zugleich mit dem ausschließlichen Recht des Handels mit

Pelz, Mineralien und anderen Landesprodukten. Von den Gegenden, welche durch die in die Hudsonsbai fallenden Flüsse durchströmt werden, dehnte sich später die Macht und der Einfluß der Gesellschaft in dem Maße aus, daß ihr Gebiet jetzt vom atlantischen Ozean bis zum stillen Meere geht, und vom Polarkreis bis zur Nordgrenze Kanada's und der Vereinigten Staaten. Durch diese ganze ungeheure Strecke hin findet sich mit Ausnahme der Kolonie am Rothen Flusse keine Stadt und kein Dorf, keine Spur von Civilisation, außer den zur Betreibung des Pelzhandels mit den Indianern errichteten Stationen der Gesellschaft, Fort's genannt, jede etwa mit einem halben Dutzend hölzerner Häuser und etwa zwölf Mann Besatzung, in einer Entfernung von 20 bis 100 Stunden zwischen den dichten Wäldern, großen See'n, breiten Flüssen und mächtigen Bergen des noch im völligen Naturzustand befindlichen Landes zerstreut. Das hauptsächlichste ist York-Fort an der Westküste der Hudsonsbai. Die südlichen Gegenden des Landes sind fruchtbar und anmuthig, weiter nach Norden aber wird die Vegetation immer spärlicher, und die ausgebreiteten Ebenen sind zuletzt nur noch mit Moos bekleidet, die Berge ohne Grün im Sommer wie im Winter; Eis und Schnee und Kälte lästig und beschwerlich. Der Hauptreichthum der Hudsonsbai-Länder besteht in Pelzwerk; die Verbindung mit entfernten Gegenden wird durch zahlreiche, meist durch Flüsse verbundene Seen erleichtert, doch kann man in den nördlichen Gegenden nur wenige Monate lang die Fahrzeuge nach den entlegenen Eilanden richten, da die Ströme meist zugefroren sind. — Die Bewohner sind im Allgemeinen Indianer, doch sind auch Eskimo's unter ihnen, die im tiefsten Norden allein herrschen. Die Indianer, etwa 100000 an der Zahl in verschiedenen Stämmen, sind ein Wandervolk; ihre werthvollste Habe ist ihr Pferd, mit dem sie die Ebenen durchstreifen und auf die Büffelheerden oder auf den Feind sich stürzen, und ihr Kahn von Birkenrinde, mit dem sie über die Flüsse und See'n dahinfahren, an gefährlichen Stellen aber aussteigen und ihn auf den Schultern weitertragen. An den Gränzen erscheinen sie in einem viel kläglicheren und zerlumpteren Zustande, als im Innern des Landes, wo sie mehr den Eindruck von Männlichkeit und Unabhängigkeit machen und auch dauerhafter und bequemer sich kleiden. Sie glauben an einen großen guten Geist, Gheza Manito, aber auch an einen großen bösen Geist mit vielen Untergeistern, vor denen sie in beständiger Furcht sind und auf verschiedene Weise mit Hülfe ihrer Zauberer, Meda-Männer, und Propheten, Jossakihd, den Einfluß derselben auf sie und ihre Unternehmungen zu ergründen versuchen. Opfer, Zaubergesänge und Beschwörungen sind ihr Gottesdienst; finsterer Aberglaube durchzieht ihr ganzes Leben; Träume üben den größten Einfluß auf sie aus: an eine Seelenwanderung, an Riesen und Fee'n glauben sie. Die Begriffe des Indianers von der Geisterwelt überbieten alle unsere Vorstellungen. Wilde Geheimnisse, nie ruhender Argwohn und lähmende Furcht hausen in seinem Gemüth als Quälgeister, und nichts kann geeigneter sein, ihn zu einem wilden Menschen zu machen, als dieses. „Die Indianer," sagt ein Augenzeuge, „sind beinahe auf die möglich niedrigste Stufe menschlicher Wesen herabgesunken: sie bringen ihre Tage von der

Kindheit bis zum Tode ohne Hoffnung für dieses Leben hin, ohne daß auch nur Ein wahrhaftiger Lichtstrahl einer künftigen Hoffnung ihren finstern und freudlosen Pfad erhellte; denn Niemand hat ihnen von eines Heilandes Liebe erzählt." — Die Europäer aber waren auch hier für die Heiden zunächst die Anleiter zu noch tieferem Verderben geworden. Die Indianer in der Nähe der Fort's sah man als Sklaven an; Trunkenheit und Laster, Elend und Krankheit rissen unter ihnen ein; um jedes Fort der Compagnie aber bildete sich aus den Kindern und Nachkömmlingen europäischer Väter und indianischer Mütter ein verwahrlostes Mischvolk, das in der Regel den Unglauben der Väter zu dem Heidenthum der Mütter erbte und weiterhin gewöhnlich in die wilden Sitten der indianischen Verwandten hineingezogen wurde. Dieser Zustand der Dinge ward durch eine im Jahre 1811 von Lord Selkirk angelegte Colonie am rothen Flusse, die von Schottland und Kanada aus bevölkert wurde, nicht verbessert, und noch 1815, nachdem die Engländer bereits 145 Jahre im Besitz des Landes waren, schrieb der Gouverneur von York-Fort am Ende eines ungestümen Kampfes zwischen der Hudsonsbai- und zwischen der Nordwest-Compagnie im Hinblick auf die verwüstete Colonie am rothen Fluß: „Ich habe die verbrannten Ruinen von Häusern, Scheunen, einer Mühle, einem Fort und geschleiftem Pfahlwerk gesehen, aber nirgends auch nur die kleinste Kirche. Ich schäme mich, es zu sagen, daß durch die ganze Weite und Breite des Gebietes der Hudsonsbai-Compagnie kein Gotteshaus zu finden ist." —

Endlich faßte die Hudsonsbai-Compagnie in London den kläglichen Stand der Colonie am rothen Fluß in's Auge, und nach einem ziemlich erfolglosen Versuch zur Hebung der Erziehung unter dem Volke beschloß man, in Verbindung mit der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft einen Kaplan oder lieber einen Missionar auszusenden. Der zu diesem Werke bestimmte Prediger John West langte Ende August 1820 in York-Fort an, und bestieg alsbald ein indianisches Boot, welches, den Port-Nelson-Fluß hinauffahrend, ihn nach der Colonie (Douglas) am rothen Flusse bringen sollte. Auf seiner Fahrt passirte West zunächst Oxford-Haus, einen Posten der Compagnie, und etwa einen Monat nach seiner Abreise von York-Fort kam er zu der Station Norway-Haus am nördlichsten Ufer des über 100 Stunden langen und gegen 20 Stunden breiten Winipeg-See's. So fuhr er auf der glatten Fläche des See's dahin, an seiner Seite zwei schmutzige, halbangekleidete und ungeschliffene Indianer-Knaben, deren Einer ihm in York-Fort von seinem Vater anvertraut und der Andere in Norway-Haus übergeben worden war. Noch wußten sie nichts von Gott, aber West gab ihnen Anweisung, lehrte sie beten, und oft hörte man in gebrochener Aussprache von ihren Lippen das Gebet: „Großer Vater, segne mich durch Jesum Christum, unsern Herrn." Einer dieser Knaben ist hernach der erste eingeborne Missionar geworden. Am 13. Oktober lief die Schiffsgesellschaft in den rothen Fluß ein, und zwei Tage später, es war an einem Sonnabend, kam West nach einer sechswöchentlichen, beschwerlichen Reise von etwa 320 Stunden, die er zur Hälfte wenigstens in einem offenen Boote zugebracht, in der von römisch katholischen Kanadiern, 5—600 englischen

und schottischen Kolonisten, einer großen Zahl Halbindianern und einigen eingebornen Indianern bewohnten Kolonie am rothen Flusse an, wo er gleich am ersten Sonntag vor einer zahlreichen Versammlung predigte und fortan in Segen wirkte. Viele der Europäer vermochte er, ein geordnetes eheliches Leben anzufangen, und unter den Halbindianern taufte er die gar geringe Zahl, die dazu vorbereitet waren, unterrichtete diejenigen, welche danach Verlangen trugen, und begann eine Schule, in der die Kinder bald erfreuliche Fortschritte machten. Sein Herz aber zog West besonders zu den eingebornen Indianern, unter denen zwar die katholischen Priester von Kanada zu wirken versucht, sie aber dem Heidenthum nicht entrissen hatten. Aus den Wäldern seines eigenen Bezirkes, der sich bis an 160 Stunden in das Innere des Landes erstreckte, hatte er bereits eine beträchtliche Anzahl Kinder gesammelt, als er im Anfang des Jahres 1821 ersucht wurde, alle Posten der Compagnie, soweit das Klima und seine Umstände gestatteten, zu besuchen und auf eigene Beobachtung gegründete Vorschläge zur Anlegung von Schulen und christlichen Gotteshäusern in der kalten Wildniß des hohen Nordens zu machen. Auf einem von 3 Hunden, welche ein Treiber leitete, gezogenen Schlitten verließ er am 15. Januar bei einer Kälte von 40 Grad unter dem Gefrierpunkt seine Wohnung, um auf 300 Stunden die Eis- und Schneegefilde jener Gegenden als Bote Christi zu besuchen. Auf dieser beschwerlichen Reise besuchte er die zwei Posten Brandon-Haus und Biber-Bai, wo Europäer und Halbindianer seinem Worte Aufmerksamkeit schenkten, und hatte auch interessanten Verkehr mit einigen Indianern, und nachdem er fast 240 Stunden Weges zurückgelegt, kehrte er im Februar 1821 an den rothen Fluß zurück, wo er seine Arbeit wieder aufnahm. Sein Plan war, eine Anstalt für eingeborene Knaben zu errichten, wo sie nicht nur Unterricht im Christenthum und Bildung empfangen, sondern allmälig auch zum Ackerbau angeleitet werden und etwas von den Gewohnheiten des gesitteten Lebens lernen sollten. Von mehreren Seiten wurden ihm Indianerknaben dazu gebracht, und im Sommer 1822 nahm die Committee der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft die Missionsstation am rothen Fluß als die ihrige an, und beschloß, Herrn West baldmöglichst einige Gehülfen zuzusenden. Ein hölzernes Kirchlein nebst einer Schule ward erbaut, und vier Indianerknaben, unter ihnen die beiden zuerst von West unterwiesenen, wurden darin getauft. Nachdem West so den ersten Grund zu einer Missionsstelle gelegt und in kaum 3 Jahren eine bedeutende Veränderung in dem geistlichen Zustande der Colonie zuwege gebracht, kehrte er nach England zurück, und Missionar Jones, der im Oktober 1823 ankam, setzte das begonnene Werk Gottes fort. Bald war die vorhandene Kirche zu klein, und mit Hülfe des Gouverneur Simson wurde zu Image-Plains, 4 Stunden stromabwärts, eine zweite, solide Kirche erbaut, im Januar 1825 eingeweiht und bald eben so eifrig besucht, als die weiter oben stehende. Manche Gemeindeglieder kamen allsonntäglich 4—5 Stunden weit zum Gottesdienst. Auch mit den Schulen nahm es einen guten Fortgang; 169 Knaben und Mädchen aller Stände besuchten die Sonntagsschule, und die Knaben-Anstalt enthielt 12 Zöglinge, welche gute Fortschritte machten; 1825 aber verlor Jones 2 die-

ser hoffnungsreichen Knaben, William Sharpe und Joseph Harbridge, durch den Tod. 160 Stunden weit kamen die Verwandten des Letzteren herbei, um an seinem Grabe zu klagen, und in wildem Schmerz sich selbst zu zerfleischen.

Jones Gesundheit hatte durch die Strenge des ersten Winters gar sehr gelitten, und ein Blutgefäß in der Lunge war in Folge seiner angestrengten Arbeit bei der großen Kälte, da er Sonntags in beiden Kirchen, und Abends noch mit seinen Indianerknaben Gottesdienst hielt, ihm gesprungen. Deßhalb war seine Freude um so größer, im Oktober 1825 den Missionar Cockran und dessen Frau am rothen Flusse zu bewillkommnen, und der weibliche Theil der Bevölkerung erkannte bald den Segen, eine Missionarin unter sich zu haben. In dem folgenden Winter aber schlug die Büffeljagd leider fehl, und entstand in Folge dessen in der Colonie eine für Viele sehr drückende Hungersnoth; noch trauriger war im Frühjahr 1826 eine furchtbare, gerade in der Saatzeit eingetretene Ueberschwemmung, die nur drei Häuser in der Colonie stehen ließ, und Ursach neuen Mangels wurde, dem erst durch die gesegnete Ernte des Jahres 1827 abgeholfen ward. Die Frucht dieser Trübsale zeigte sich besonders an den Europäern und Halbindianern, während die Indianer trotz allen diesen Nöthen bisher von dem Evangelium noch wenig angefaßt waren. Eine alte Frau vom Saskatschewan-Stamme, wegen ihrer früheren Schönheit Rosenknospe genannt, die nördlich von der Hudsonsbai hergekommen bei ihrer an einen entschieden christlichen Halbindianer verheiratheten Tochter wohnte, und lange nicht zu bewegen war, von ihrem Götzendienst zu lassen, ward um die elfte Stunde noch zu Christo gebracht und auf seinen Namen getauft. Als Jones einmal wünschte, ihren früheren Lieblingsgötzen, der immer sorgfältig in ein Stück rothes Tuch eingewickelt war, zu sehen, erwiederte sie: „Nein, mein Großsohn! Es thut meinen Ohren wehe, wenn ich nur davon höre, und thut meinem Herzen wehe, wenn ich daran denke. Ich bitte dich daher, davon zu schweigen!“ Ein anderer Indianer Namens „Helm,“ der von Norway-Haus an den rothen Fluß gekommen, um sich unterrichten zu lassen, und mit seiner Frau bereits liebliche Proben abgelegt, daß dieser Unterricht an ihnen nicht vergeblich gewesen, starb leider noch vor der Taufe.

Waren nun auch bei den bisherigen Missionsbestrebungen am rothen Flusse, die zunächst mehr auf die innere Mission unter den verkommenen Europäern gerichtet waren, die Indianer nicht aus dem Auge gelassen worden, so waren doch beide Missionare, Jones und Cockran, überzeugt, daß, um nachhaltig auf die Eingebornen zu wirken, für diese allein, wenn auch unter nicht zu verhehlenden Schwierigkeiten, eine besondere Niederlassung gegründet werden müsse, und nachdem die Committee in England hiezu die Erlaubniß ertheilt, schritt Missionar Cockran zum Werke. Sechs Stunden nördlich von der Colonie, am rothen Fluß weiter hinab gegen den Winipeg-See zu, vier Stunden von Image Plains, wählte er 1829 einen hiezu geeigneten Punkt, Grand-Rapids (große Stromschnellen) genannt, wozu ein Landstrich von mehr als vier Stunden längs des Stromes und von einigen Stunden landeinwärts gehörte.

Bei diesem ersten Versuch einer ausschließlichen Indianerniederlassung betheiligte sich allerdings zuerst nur eine ganz kleine Zahl von Indianern, eine bei weitem größere von Halbindianern und außerdem einige wenige Europäer. Unendlich schwer hielt es, die Indianer auch nur den Gebrauch der verschiedenen Geräthe zum Ackerbau zu lehren, und oft warfen sie Hacke und Spaten, Beil und Sichel weg. Doch nach 2 Jahren hatten sich die 30 Bewohner von Grand-Rapids bis auf 300 vermehrt, besonders durch Indianer aus dem Stamm der Swampy-Cree's (Sumpf-Krih's), die auf Einladungen ihrer Verwandten familienweise — einmal landeten 20 Kähne auf einmal — herbeigekommen waren. Eine Kirche war gebaut, die Schule unterrichtete Knaben und Mädchen zugleich in Handarbeiten, jene in Landwirthschaft und Zimmerarbeit, diese im Wollespinnen. „Im Lauf von sieben Jahren (1829—36) waren aus den Blockhäusern des christlichen Theils der Bevölkerung in Grand-Rapids nette gemüthliche Wohnungen geworden mit einem kleinen Garten und Meierhof. Die früher öden sumpfigen Ebenen waren jetzt mit Viehheerden bedeckt oder mit wallendem Korn geschmückt. Eine Kirche und ein Schulhaus waren erstanden; statt der sonst täglich zu hörenden Klapper des indianischen Beschwörers erschallten jetzt Lobgesänge zu dem wahrhaftigen Gott. Ueber 60 Kinder besuchten die Wochenschule; die Zahl der Abendmahlsgäste war gegen 70; und die Gemeinde, welche durch die Taufe von Erwachsenen aus der Zahl der in der Niederlassung vorhandenen Heiden immer zugenommen hatte, umfaßte jetzt 600 Seelen."

Schon ein Jahr aber nach seiner Niederlassung in Grand-Rapids, was doch vorzugsweise von Halbindianern bevölkert wurde, hatte Missionar Cockran 1830 fünf Stunden unterhalb Grand-Rapids, zwischen diesem und dem Winipeg-See, eine den Saulteaux-Indianern nahe gelegene Stelle, Indian Reserves, zu dem Behuf einer bloß für Indianer bestimmten Station ausgewählt, zwei Jahre jedoch in vergeblichen Unterhandlungen mit dem Häuptling der dortigen Indianer, Pigwys, hingebracht. Als Hauptgrund gegen sein Vorhaben hielt der alte Mann dem Missionar immer entgegen, daß, wenn sie die Sitten ihrer Vorfahren aufgeben, und ihre „Medizin", ihre Trommeln und Beschwörungen bei Seite legen würden, „der Herr des Lebens" über sie zornig werden und zu ihrer Jagd und Fischerei kein Glück geben würde.

„Ehe ihr weißen Leute zu uns kamet," rief Pigwys einmal aus, „und unsern Boden belästigtet, waren unsere Flüsse voll Fische und unsere Wälder voll Wild; unsere Buchten hatten Biber in Menge und unsere Ebenen waren mit Büffeln bedeckt. Aber jetzt sind wir arm gemacht; unsere Biber sind fort für immer, unsere Büffel sind in das Gebiet unserer Feinde geflohen, die Zahl unserer Fische ist klein geworden, unserer Katzen und Bisamratten sind es nur wenige mehr, die Gänse fürchten sich, über den Rauch euerer Kamine hinzufliegen, und wir sind von allen Seiten dem Hunger preisgegeben. Ihr weißen Leute dagegen werdet reich und immer reicher über dem Staub unserer Vorväter; ihr durchwühlt die Ebenen mit dem Pflug, bedeckt sie im Sommer mit Kühen und im Winter füttert ihr euer Vieh mit Heu von dem nämlichen Moorland, von dem ihr unsere Biber vertrieben habt!"

Nach einem strengen Winter erneuerte Cockran im Frühjahr 1831 seinen Versuch, und Pigwys selbst schien dießmal nicht abgeneigt, aber die einflußreichsten Glieder des Stammes waren entschieden gegen das

Vorhaben, und so ging der Sommer hin, ohne daß etwas geschehen konnte. Im April 1832 nach einem noch härteren Winter machte sich Cockran abermals nach Netley-Creek, einem Theil von Indian Reserves auf, wo im Frühling und Herbst jeden Jahres der Stamm sich versammelte, um seinen Hauptzauberer über Glück und Unglück zu befragen. Ende Mai kam dieser, und Gott gab, daß er Ja sagte zu dem Beginnen des Missionars. Doch von 200 Indianern, welche auf dem Lagerplatz von Netley-Creek für den Sommer sich niedergelassen, vermochte Cockran nur ihrer sieben dazu, einen Versuch mit dem Feldbau zu machen, und nicht einmal auf diese konnte er sich verlassen. So arbeitete der treue Glaubensbote vom Montag bis Samstag in Netley-Creek im Schweiße seines Angesichts, und stand Sonntags wieder unter seiner Gemeinde in Rapids mit der theuren Botschaft vom Heiland der Sünder. Leider war der Sommer des Jahres 1832 ein ungünstiger; der alte Pigwys ward wieder bedenklich, und der Zauberer suchte auf alle Weise die Leute von der Einsammlung der Ernte abzuhalten. Doch sah Cockran am 3. September 1832 seine Indianer zum erstenmal mit ihren Sicheln in der Gerstenernte stehen, die mit Ueberwindung ihrer Trägheit binnen einigen Tagen glücklich eingebracht ward. Allein nur drei von den sieben, unter ihnen Pigwys, hoben den Ertrag der Ernte für den Winter auf, während die andern Vier ihn alsbald verschmausten. Im folgenden Frühjahr aber wuchs die Zahl derer, die an den Feldbau gingen, auf 14 an.

Wegen mannigfacher Störungen jedoch, denen die Niederlassung zu Netley-Creek durch die zwischen den Saulteaux- und Krih-Indianern bestehende Feindschaft ausgesetzt war, fand sich Cockran im Frühjahr 1833 bewogen, dieselbe aufzugeben, und mit Bewilligung des Häuptlings eine neue in Sugar-Point (sogenannt wegen der vielen dort wachsenden Zuckerahornbäume), eine starke halbe Stunde näher von Grand-Rapids anzulegen. Der Häuptling selbst war einer der Ersten, die hierher zogen, den Acker zurichteten und Blockhütten sich erbauten. Alsbald ging der Missionar auch an die Erbauung eines Schulzimmers und wußte endlich die Eltern zu überreden, ihm ihre Kinder in Unterricht zu geben, die er, um ihnen den Schulbesuch annehmlicher zu machen, täglich einmal speiste und im Winter mit warmer Kleidung versah. Aber er hatte da im Anfange keine leichte Arbeit. „Hätten wir", schreibt er, „eine gleiche Zahl wilder Waldvögel in einem Zimmer losgelassen, so würde es für uns nicht schwerer sein, uns unter ihnen zu bewegen. Sie rennen herein und heraus, lernen oder spielen nach Belieben, streiten miteinander, und immer suchen sie ihren Hader mit dem Messer oder Bogen und Pfeil auszumachen. Mit Gewalt einschreiten hieße geradezu sie wegtreiben." Doch siegte endlich die Geduld und Ausdauer des Missionars nach und nach über diese ungebändigte Schaar. Die Gemeinde in Grand-Rapids aber freute sich des unter ihren Stammgenossen zu Sugar-Point erblühenden Werkes und half es treulich fördern, so daß eine Kirche daselbst erbaut und am 4. Januar 1837 eingeweiht werden konnte, als bereits 47 Christenfamilien mit 260 Seelen unter dem sie noch umgebenden heidnischen Volke stunden. Längs des Stromes dehnte sich ein

kleines freundliches Indianerdörfchen von 23 weißgetünchten Häusern, jedes mit seinem Getreideschober voll Weizen und Gerste, aus, und inmitten des von angebauten Feldern und Wiesen umgebenen Ortes stand das Schulhaus mit 60 fröhlichen Kindern. Das hatte das Evangelium binnen 3 Jahren zu Sugar-Point ausgerichtet. Der Häuptling Pigwys wurde unter seinem Stamme ein hell leuchtendes Zeichen der Gotteskraft des Evangeliums, und bewies das sowohl gegen seine Widersacher, als bei dem Tode seines jüngeren, in der Schule zu Sugar-Point herangebildeten christlichen Sohnes Georg. Auch die Trunkenheit überwand er mit Gottes Gnade und konnte so im Februar 1838 die Taufe erhalten. Als im August desselben Jahres der Missionar Jones nach 15jähriger Arbeit in Rupertsland in die Heimath zurückkehrte, sandte Pigwys durch ihn der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ein Calumet und folgenden Brief:

„Meine Freunde! Es ist nie meine Gewohnheit gewesen, mein Werk in der Mitte aufzugeben; ich mußte es vollenden; ich denke, das werde auch bei Euch guten Leuten so sein; und was ich Euch in meinem früheren Briefe gesagt habe, dabei gedenke ich zu bleiben bis an's Ende meines Lebens; nur verwunderte es mich, meine Freunde, daß Ihr mir nie antworten solltet. — Meine Freunde, mein Herz ist betrübt, unsern betenden Lehrer (Cockran) wie einen Sklaven getrieben zu sehen, alle Leute in der Niederlassung zu unterrichten. Ihr kennet gewiß nicht die Entfernung, die er zu gehen hat. Ich kann nicht anders denken, als daß wir unsern Freund tödten. Ihr solltet wirklich aus Liebe uns Jemand senden, uns zu lehren. Freilich vergeht kein Sommer, an dem nicht einige der französischen (katholischen) betenden Lehrer kommen; aber es ist nicht mein Wunsch, sie zu suchen, und von ihnen mich im Wort des Lebens unterrichten zu lassen. Da Ihr bei uns angefangen habt, so wünsche ich, daß nur Ihr mich das Wort Gottes lehret. Ich bedaure, daß die Entfernung so groß ist, daß ich Euch nicht persönlich sehen kann, um Euch vollkommener meinen Sinn darzulegen. Ich hoffe indessen, Ihr werdet Euch meiner annehmen und meine Worte beantworten, so wenig deren ist. Mich dauert mein Freund Cockran. Es ist nicht leicht für ihn, hieherzukommen, uns zu lehren, wenn er oft fast bis zum Tod erfroren und von schweren Regengüssen durchnäßt ist. — Meine Freunde! Es ist nicht mein Wunsch, Eure Religion fahren zu lassen. Da ich mit ihr nun angefangen habe, so will ich auch bei ihr bleiben bis an's Ende; und ich habe meine Religion bei Seite gethan, und bin fest entschlossen, Eure Lehre festzuhalten und sie in mein Grab zu nehmen. Ich bin sehr betrübt, daß mein Freund Jones uns jetzt verläßt. Es ist Eure Freude gewesen, die gute Botschaft oder das Wort des Lebens allen Völkern in den verschiedenen Theilen der Welt zu bringen, — und zu uns, hoffe ich, werdet Ihr damit fortfahren; und ich habe keinen Zweifel, daß es an Euren Zuhörern nicht vergeblich sein werde im Laufe der Zeit. — Ich bin jetzt alt. Ich sorge jetzt nicht mehr so viel für meinen Leib, als ich für meine Seele zu sorgen wünsche. Ich halte daher Euren Unterricht fest. Meine Freunde, ich hoffe, Ihr werdet überlegen, was ich gesagt habe. Es war meine Absicht, daß mein Sohn, dessen Hand Euch im letzten Jahre geschrieben hat, im Laufe der Zeit Euch sollte nützlich werden; aber er ist nicht mehr; er hat mich für immer verlassen: ich hoffe daher, Ihr werdet noch aufmerksamer meine Lage überlegen. Ihr möchtet vielleicht entmuthigt sein, bei uns fortzufahren, da ihr höret, daß Viele unserer jungen Männer nicht wünschen, Eurer Lehre und Religion zu folgen; aber Ihr wisset wohl, Beharrlichkeit geht einen großen Weg, und wird gewiß bei Zeiten Viele gewinnen. Ich gebe Euch Allen jetzt einen freundlichen Wunsch, und hoffe, Ihr werdet dieselbe Freundlichkeit mir erzeigen, die ich Euch erzeigt habe, mir einen Brief zu senden und mich wissen zu lassen, was Ihr denkt. —

William King, Häuptling der Indianer am Rothen Fluß."

Einen ähnlichen Brief schrieben damals die Indianer insgesammt an die Committee, und trugen dem Ueberbringer auf: „Sage ihnen, sie sol-

len eilen! die Zeit ist kurz und der Tod rafft sehr schnell unsere Verwandte und Freunde hinweg. Sage ihnen, sie sollen eilen!" — Die Committee fand sich dadurch bewogen, alsbald Missionar Smithurst abzusenden, der im September 1839 ankam. Im Januar des folgenden Jahres wurde Pigwys Glaube ernstlich auf die Probe gestellt, da die Missionare ihm nicht gestatten konnten, seinen ältesten, in entschiedenem Heidenthum durch Selbstmord gestorbenen Sohn auf dem Kirchhofe unter den Gläubigen zu beerdigen. Als Zeuge und Bekenner des Herrn stand der trauernde Vater am Grabe seines Erstgeborenen und lud die ungläubigen Indianer zu dem Lebensfürsten ein. Trotz seines Vorganges und seiner späteren Bemühungen blieb aber die Zahl der bekehrten Indianer immer noch eine geringe, wozu das entschiedene Vorurtheil der rothen Heiden gegen den weißen Mann sicher nicht wenig beitrug. Die Liebe der wenigen Bekehrten zu ihren Verwandten sollte aber bald das Mittel für eine weitere Ausbreitung des Evangeliums werden.

Mehrere Familien aus der Nachbarschaft des Cumberland-See's, die bisher in Rapids sich angesiedelt hatten, wünschten sehnlich, ihre früheren Genossen in den dortigen Wildnissen christlich unterrichtet zu sehen, und die Antworten auf dorthin gekommene Botschaften waren so erfreulich, daß endlich der Beschluß gefaßt wurde, einen Arbeiter an den Cumberland-See zu schicken. Und wen sandte man? Einen von den beiden Knaben, welche Missionar West damals beten lehrte: „Segne mich, großer Vater; durch unsern Herrn Jesum Christum!" Henry Budd, vom Stamme der Krih-Indianer, war nach West's Heimkehr 1823 in die Pflege des Missionar Jones und von da in den Dienst der Hudsonsbai-Gesellschaft gekommen, welchen er 1837 wieder verließ, um in Rapids wohnend regelmäßig den Segen des christlichen Predigtamtes zu genießen. Jones vermochte ihn indeß, die Schule am rothen Fluß zu übernehmen, wo er als Mann von Festigkeit und Einsicht sich erwies. Er ward im Sommer 1840 nach Cumberland abgeordnet, wohin er nach einer Reise von etwa 200 Stunden über See'n und Flüsse in Begleitung seiner Frau und Mutter gelangte, anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, nach 2 Monaten aber schon eine Schaar von 24 Kindern im Unterricht hatte. Von dem ersten, für Sammlung einer Gemeinde wenig günstigen Niederlassungsorte wandte er sich schon im Laufe der beiden ersten Jahre nach Pas an den Ufern des Saskatschewan, wo Groß und Klein von seinem kräftigen, durchdringenden Zeugniß ergriffen ward und Viele die Taufe begehrten. Budd, als Katechist, konnte dieselbe nicht vollziehen, und kam deshalb Missionar Smithurst 1842 von Sugar-Point nach Cumberland-Haus, wie die neue Station genannt wurde, um die Tauf-Kandidaten zu prüfen und nach bestandener Prüfung, die aus mehrfachen Gründen nothwendig erschien, zu taufen.*)

„Das Resultat der Prüfung war sehr erfreulich. Alle bekannten, ein tiefes Gefühl von ihrem verderbten und verlorenen Zustande zu haben. Viele, wenn sie von ihrem vergangenen Leben und den elenden Täuschungen sprachen, unter welchen sie sich abquälten, waren sehr

*) Calwer Monatsblatt 1844, p. 166 f.

ergriffen, und bezeugten mit starken Ausdrücken ihre Betrübniß über ihre Sünden. Sie drückten sich u. a. aus, ihre Herzen seien so bekümmert, als wollten sie in Stücke zerspringen. — Sie hatten einen ziemlich klaren Begriff von dem Wesen der Versöhnung durch den Glauben an Jesum Christum, und versicherten ihren Entschluß, ganz auf Sein Verdienst sich zu verlassen, um Zugang zu Gott zu gewinnen. Sie waren vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit einer Sinnesänderung; und während sie auf Gnade durch das Verdienst Christi hofften, erwarteten sie zugleich, es werde ihnen so viel göttlicher Beistand gegeben werden, um sie in den Stand zu setzen, nach Seinem Willen zu leben. Schon seit längerer Zeit hatten sie alle ihre heidnischen Sitten abgelegt, pünktlich und treu die Anweisungen Budd's befolgt, auch Gelegenheit gehabt, einem bedeutenden Widerstand von Seiten ihrer heidnischen Nachbarn muthig entgegenzutreten. Ich (Smithurst) konnte mich in Allem nur von ihrer Aufrichtigkeit überzeugen." —

So wurden mit einem Male 85 bekehrte Heiden in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen, und am folgenden Tage auch 13 Ehepaare öffentlich und feierlich im Schulzimmer eingesegnet. Nach Smithurst's Abreise wirkte Budd in Segen fort und das Häuflein der Gläubigen mehrte sich trotz mancher Anfechtungen von Seiten römischer Priester, die auch hier bei den Indianern ihr Heil versuchten, bis endlich am 26. September 1844 in der Person J. Hunters, der mit seiner Frau von England kam, ein ordinirter Missionar auch für diese Station eintraf. Gleich am folgenden Sonntag hatte er nach einer sehr befriedigenden Prüfung wieder 31 Erwachsene und 37 Kinder zu taufen, Tags darauf aber 12 Paare aus der Zahl dieser Getauften zu trauen. Am 1. Oktober wurde auch das heilige Abendmahl gefeiert. Zum Weihnachtsfest kamen viele Indianer von der Jagd heim, um dem Gottesdienst und der Communion beizuwohnen, und Budd konnte ihnen bezeugen, daß sie auch während ihrer Abwesenheit von der Station den Sonntag heiligten und fleißig unter sich Gebetsversammlungen hielten.

Ehe wir nun die weitere Ausbreitung des Evangeliums von Cumberland-Haus aus verfolgen, erwähnen wir, daß im August 1844 Missionar Cowley, der schon seit 1842 vom rothen Flusse aus die Indianer an dem 50 Stunden entfernten Manitoba-See hin und wieder besucht hatte, sich bleibend daselbst niederließ und eine neue Station Manitoba*) gründete, wo er allerdings längere Zeit mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Im Sommer desselben Jahres 1844 besuchte auch der englische Bischof von Montreal die Niederlassungen am rothen Flusse,**) und überreichten ihm bei seinem Abschied die christlichen Indianer folgende Adresse: „Unserm vorgesetzten betenden Vater von Montreal. — Wir, die Krih- und Ojibbeway-Indianer und Mitglieder der englischen Kirche, wünschen zu unserm vorgesetzten betenden Vater einige Worte zu reden. Wir danken Dir, Vater, daß Du den weiten Weg gekommen bist, uns zu besuchen. Unser betender Vater (Missionar Smithurst) sagte uns, daß Du schon seit zwei Jahren vorhattest, zu uns zu kommen, aber daß Du sehr krank geworden bist und nicht gekonnt hast. Unsere Herzen sind sehr erfreut, daß Du nun doch gekommen bist, und wir danken Gott, daß er Dich

*) Calwer Monatsblatt 1849, p. 165 ff.
**) Sondermann a. a. O. p. 22 ff.

gesandt hat. Wir werden unter dem Beistande des heiligen Geistes zu thun suchen, was Du uns sagst. Wir danken dem englischen Volke im englischen Lande jenseits des großen Wassers, daß es uns einen betenden Vater gesandt hat und einen Lehrer zum Unterrichte unserer Kinder bezahlt. Du siehst, Vater, daß fast alle unsere jungen Leute das Wort Gottes lesen können. Wir leben nun sehr glücklich, und wir verdanken dieß Alles den guten Leuten im englischen Lande. Hätten sie nicht Mitleid mit uns, so würden wir alle Heiden sein. Wir beten jeden Tag für unsere große Mutter, die Frau Häuptling Victoria, und für ihre Verwandten, und für unsere vorgesetzten betenden Väter und für unsere betenden Väter. — Wir hoffen, Gott wird Dich wieder gesund zurückgeleiten, und wir bitten ihn, daß er Dich segne um unseres Herrn Jesu Christi willen. — Unterzeichnet für die Indianer von mir Heinrich Prince, im Namen meines Vaters Pigwys, Häuptlings der Indianer am rothen Flusse." —

In Cumberland-Haus hatten Missionar Hunter und seine Frau den äußern Umständen nach freilich im Anfange mit großem Mangel zu kämpfen, aber das Wort des Herrn lief am Cumberland-See und wuchs nicht bloß dort, sondern verbreitete sich auch von hier aus in die Nähe und Ferne. Auf ihren mannigfachen Zügen trafen die Christen von Cumberland mit andern Indianern zusammen und ließen keine Gelegenheit vorbei, wo sie mit ihren heidnischen Landsleuten ein Wort zu seiner Zeit reden konnten. Und so entstand in weiten Kreisen ein Suchen und Fragen nach der Botschaft des Heils. Schon 1842 war auf solchen Anlaß ein Häuptling von Lac La Ronge, Namens Hetsche Hukimau, 160 Stunden weit nordwestlich von Cumberland, zu Budd gekommen, um sich weiter unterrichten zu lassen. Er wiederholte seine Besuche und theilte das Empfangene daheim seinen Stammesgenossen mit, die es begierig aufnahmen, bis er endlich 1846 nach einem längeren Aufenthalte in Pas und regelmäßigem Unterricht bei Budd und Hunter getauft werden konnte und den Namen Paul empfing. Ein förmlicher Heißhunger nach dem „Wort des großen Geistes" hatte die Indianer am Lac La Ronge*) ergriffen, und Missionar Hunter sandte deshalb 1845 einen Indianer, Beardy, 1846 gleichfalls einen Eingebornen, Setten, der auch einer der ersten Zöglinge des Missionar West gewesen, nach dieser Station, bis er 1847 selber nach Lac La Ronge aufbrach. Unterwegs begegnete er dem Häuptling vom Rattenfluß, Kinnakachpu, mit seinem Weibe, die sich in Cumberland wollten taufen lassen, und da er sie wohl unterrichtet fand, taufte er sie am Ufer des Flusses. In Lac La Ronge aber, wo der Katechet Setten arbeitete, war bald kein Indianer mehr, der sich nicht zur Taufe gedrängt hätte. Mittlerweile drang Beardy 160 bis 200 Stunden weiter ins Innere, bis zu dem Handelsort Isle de la Crosse vor, in dessen Nachbarschaft römische Priester ihre Gaukeleien trieben, die Indianer aber lieber einen „englischen" Lehrer haben wollten. Noch weiter aber, bis zum Chippewah-Fort in der Athobasca-Gegend, 400 Stunden über Isle de la Crosse, war der Schall des

*) Calwer Missionsblatt 1851, p. 81 f.

Evangeliums gedrungen, und ein Häuptling von dort, Tripe de Roche, hatte Botschaft an Missionar Hunter gesandt und um einen evangelischen Lehrer gebeten. — Viele suchende Seelen kamen auch von den näher gelegenen Nippewäern nach Cumberland, noch andere von Mose-Lake (Elennthier-See), nur zwei Tagereisen von Pas entfernt, wo der Postbeamte sich der Indianer annahm, später aber eine besondere Station gegründet wurde,*) dahin einer der frühesten Bekehrten von Cumberland, Humphible, als Lehrer gesandt ward. — Wie auf der Station Lac La Ronge, so finden sich jetzt auch auf andern Stationen jener öden Gegend verhältnißmäßig zahlreiche christliche Gemeinden, so in Carp-River, etwa 6 Stunden von Lac La Ronge, in Fairford bei Manitoba, von wo im Mai 1851 wieder ein Nationallehrer, Pratt, nach Fort Pelly**) gesandt worden ist.

Vor allen aber ist Cumberland***) zu einem in die Nähe und in die Ferne leuchtenden hellen Licht geworden. In dem kurzen Zeitraum von 1844—1853 wurden dort 600 Eingeborene getauft, und viele und merkwürdige Beweise liegen vor, daß ihr Bekenntniß lauter und wahrhaftig ist. Wie hoch sie das Wort Gottes und die Predigt halten, erhellt auch daraus, daß sie um Weihnachten und Ostern, wo sie gewöhnlich der Lebensmittel wegen auf der Jagd sind, aus einer Entfernung von 40 bis 80 Stunden nach der Station aufbrechen, um diese Feste daheim zu feiern. Die Missionare geben ihnen das Zeugniß, daß Viele, sehr Viele, aufrichtige und ernste Christen sind, die in einfältigem, kindlichem Geist die Gebote ihres Heilandes zu halten bemüht sind. Ihre Haltung ist geordnet und fromm. Bei dem Gebetsgottesdienst sprechen sie aus dem Gedächtniß, und beim Gesange schweigt kein Mund. Sie haben eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, und können daheim ihren Freunden die leitenden Punkte einer gehörten Predigt wiederholen. Auf diese Weise bringen sie den größten Theil des Sonntags zu, theilen einander ihre christlichen Erkenntnisse mit, singen Lieder und beten. In jedem Hause ist Morgen- und Abendgottesdienst, und sogar auf ihren Jagdzügen wird diese Uebung aufrecht erhalten. Das heilige Abendmahl wird mit tiefer Bewegung der Herzen gefeiert. Die Bekehrung ihrer heidnischen Landsleute ist Allen ein großes Anliegen, und sie versäumen daher keine Gelegenheit, sie für Christum zu gewinnen. Mit dem innern Leben hat sich aber zugleich das äußere verändert. Auf beiden Seiten des Saskatschewan stehen gegenwärtig über 40 Häuser, deren Zahl noch immer wächst, während die älteren Ansiedler ihre Wohnungen mit Mörtel überziehen zum bessern Schutz gegen die strenge Winterkälte. Ein Schauspiel voller Leben ist es, wenn die Indianer über den Fluß setzen, um dem Abendgottesdienste beizuwohnen; 20 bis 30 Kähne rudern da zu gleicher Zeit mit einem Geräusch, das einer fernen Stromschnelle gleicht. Jedes Haus hat sein Stück angebauten Bodens, das sich jährlich erweitert, außerdem seine Kartoffelfelder, die auf

*) Calwer Monatsblatt 1853, p. 151. cf. Calwer Missionsblatt 1853, p. 41.
**) Calwer Monatsblatt 1853, p. 171.
***) Calwer Monatsblatt 1854, p. 156 ff.

einer Insel des Flusses liegen. Ebenso bauen sie Gerste, halten Vieh und Pferde. Vor Einbruch des Winters aber sieht man sie mit Herstellung ihrer Schlitten und ihres Arbeitsgeschirres fleißig beschäftigt, um Heu und Brennholz nach Hause zu schaffen, wie sie denn auch durch das Gehölz Wege bahnen, um mit ihren Pferden und Schlitten das Ergebniß ihres Fischfangs heimzubringen. Ein Geist der Ueberlegung, der Thatkraft, der Vorsorglichkeit ist an ihnen wahrnehmbar, — Eigenschaften, die dem Indianer in seinem wilden Zustande abgehen. Nicht eher machen sie zu ihren Jagdzügen sich auf, bis sie in ihrem Hause Alles wohl bestellt haben, und lassen mit sehr wenigen Ausnahmen Weib und Kinder daheim. Das ist aus Cumberland in 13 Jahren geworden hauptsächlich unter der Pflege des in sich selbst schwachen, aber im Herrn erstarkten Indianer-Katechisten Budd. Denken wir uns übrigens in die einsame und verleugnungsvolle Lage eines solchen Indianer-Missionars hinein, so werden wir verstehen, was derselbe am 11. Oktober 1852 schreibt: „Diesen Morgen ist es sehr kalt, der Boden ist in der letzten Nacht hart gefroren. Ich ging hinaus in den Wald, und fing an, den ersten Balken für mein Haus zuzuhauen, um doch einiges Brennholz vorräthig zu haben, wenn die einstweilige Hütte, welche zwei Indianer für mich errichten, fertig ist. Am Abend tönte die frohe Botschaft in meine Ohren: das Herbstboot! das Herbstboot! Ich bekam von Freunden in England ein Packet Briefe, die ich mit dem lebhaftesten Interesse und mit Thränen der Dankbarkeit durchlas. Der Gedanke, daß so viele gütige Freunde meiner auf diesem einsamen Platze gedenken, und so willig sind, mir und meinen armen Landsleuten Hülfe zu reichen, überwältigte mich ganz. Ich dachte: Was für gesegnete Früchte bringt doch das Christenthum hervor! Hier sind Herren und Damen, die ich nie gesehen habe, und die mich nur dem Namen nach kennen, und doch gedenken sie meiner als ihres Freundes und Bruders in dem Herrn Jesu Christo. Ich dankte Gott und gewann neuen Muth. Gern will ich die Hitze und Last des Tages und auch die Kälte meines Heimathslandes tragen für die Sache dessen, der unendlich mehr für mich gethan hat, wenn ich durch die Gebete und Wünsche so vieler gütigen Freunde und durch ihre großmüthigen Gaben unterstützt werde.“ — Wie wunderbar! Im September 1820 stammelt der unwissende Indianerknabe Henry Budd, vom Missionar West väterlich gelehrt, sein tägliches Gebet zum großen Vater um Segen. Zwanzig Jahre darauf ist dieser Knabe ein gesegneter und segnender Lehrer seines eigenen Volkes in Cumberland geworden, und nach dreizehnjähriger hingebungsvoller Arbeit wird derselbe 1853 zum Missionar ordinirt. — Im Oktober 1820 erschallt zum ersten Mal das Evangelium am rothen Fluß aus West's Munde. Ein Menschenalter darnach, im Jahr 1853, fließen von 10 verschiedenen Stationen eben so viele lebendige Quellbrunnen aus in die weiten Strecken und ungeheuern Wildnisse des Indianerlandes. Neben 7 europäischen arbeiten 2 eingeborene Missionare. Eine Schaar von ungefähr 1400 Gläubigen ist gesammelt und in 22 Schulen werden über 700 Kinder zum Heiland gewiesen!

Ein neues Arbeitsfeld aber ist seit August 1852 auf dem rechten Ufer des Saskatschewan, 15 Tagereisen flußaufwärts, westlich von Cumber-

land, in der Nähe der sogenannten „Ebenen", wo viele Tausende von Indianern zur Büffeljagd zusammenströmen, unter den Nippewäern (Nepowewin) durch denselben Henry Budd im Auftrag der kirchlichen Missionsgesellschaft in Angriff genommen. Bei einem kurzen Besuch im Jahre 1851 war Budd von den Nippewäern freundlich aufgenommen worden, als aber im Juni 1852 Missionar Hunt wegen Gründung einer bleibenden Niederlassung mit ihnen unterhandelte, war besonders der alte Häuptling Mahnsuk, ein verhärteter Sünder, anfangs entschieden dagegen. Alle seine Leute, erklärte er, hätten ihm gesagt, er solle dem Missionar Budd erklären, er möge ihnen drei Schritt vom Leibe bleiben, und wenn er nicht wolle, so möchte man's ihnen sagen, dann würden sie alle ihm dieselbe Erklärung geben, und wenn er nicht gutwillig gehe, so würden sie ihn binden und in sein Boot setzen und den Fluß hinunterschicken. Doch trennte sich Hunt schließlich von ihnen mit der Ueberzeugung, daß sie ihren Beschluß, keinen Missionar in ihrer Nähe dulden zu wollen, weiter überlegen würden, und daß Missionar Budd nichts von ihnen zu fürchten hätte. Budd ließ sich auch durch Mahnsuk's Drohungen in seinem Entschluß, nach Nepowewin zu gehen, nicht irre machen.

„Ich weiß nicht," sagte er, „wie mich die Indianer in Nepowewin aufnehmen werden. Was mir Mahnsuk sagen ließ, hat mein Verlangen, ihn zu sehen, nur noch verstärkt. Möge der Herr mit uns gehen und möge Sein Segen auf uns und unsern schwachen Bemühungen ruhen! Ich fühle meine eigene Nichtigkeit und Unzulänglichkeit für die große Aufgabe, die vor mir liegt. Welch' ein Abstand zwischen dem verwendeten Werkzeug und dem Werke, das zu Stande kommen soll! Wenn die Indianer in Nepowewin das Evangelium annehmen sollen, so muß in der That Gott Alles dabei thun. Zu Ihm flehe ich daher um Gnade und Beistand; zu dem Gott, der Sein Werk vorbereitet im Laufe der Jahre, und der es, wann Seine Zeit gekommen ist, vollführt durch die schwächsten Mittel und Werkzeuge. Große Erfolge durch die geringsten Mittel herbeizuführen, das ist die Weise Gottes, damit Ihm die Ehre zu Theil werde, und nicht den Menschen." —

Am 8. September 1852 traf Budd in Nepowewin ein, und die Indianer, deren Zelte alle um das Fort her aufgeschlagen waren, leisteten ihm selbst beim Landen hilfreiche Hand, Mahnsuk aber lag krank in seinem Zelte und sagte kein Wort vom Fortschicken. Als jedoch am folgenden Morgen der Missionar dem nach Cumberland zurückfahrenden Boote nachsah, trat ein Indianer zu ihm und suchte ihn vor den Ebenen-Indianern bange zu machen. „Das mag sein," sagte Budd „aber ich habe jetzt keine Wahl mehr, ich muß dableiben, ich mag wollen oder nicht, und muß sehen, wie ich durchkomme. Ich hoffe, die Ebenen-Indianer sind nicht so schlimm, daß sie mir ohne Ursache alles wegnehmen." — „Du wirst's bald sehen," erwiederte der Indianer; „es wird Dir nichts bleiben, weder Pferde noch Vieh, und wenn Du das Feld anpflanzest, so werden sie Dir die Frucht abschneiden und Dir nichts lassen." — „Das ist freilich sehr hart," entgegnete Budd, „aber ich kann nicht helfen. Ich bin nun einmal da, und bin entschlossen, mein Glück zu versuchen." — Schon zwei Tage nach Budd's Ankunft kam der alte Mahnsuk mit seinem Bruder Wullnk zu ihm, und Budd besprach sich mit ihnen über einen geeigneten Platz zur Errichtung seines Hauses, wo-

bei er Wulluk zu überzeugen suchte, daß Gott die Weißen wie die Indianer geschaffen und von beiden nach Seiner Weise verehrt sein wolle. Auf dem jenseitigen Flußufer, dem Fort gegenüber, schlug Budd auf einer lieblichen Stelle seine Wohnung auf, Sonntags aber hielt er regelmäßig Gottesdienst im Fort, wozu er auch Mahnsuk, dessen Frau nebst einigen andern Indianerinnen bald fleißig daran Theil nahm, öfters einlud, obschon vergeblich. „Mein Freund," sagte Mahnsuk auf gut heidnisch, „hättest Du einen großen Kessel mit Brod bereitet, so wären alle Indianer bereit gewesen, zu kommen, wenn Du sie verlangt hättest; aber weil Du von Nichts, als von der Gebets-Religion zu ihnen redest, so haben sie keine Lust zu kommen, ohne auch nur Etwas zu sehen, weßwegen sie kommen sollten." Und es ging freilich sehr langsam, ehe das Evangelium einen Eindruck auf den alten Mahnsuk machte und ihm nur klar wurde, daß er ein Sünder sei; der Missionar aber ließ den Muth nicht sinken, und trotz seines geschwollenen Fußes kam der Alte selber alle drei oder vier Tage über das Eis des Flusses herüber und verlangte nach Unterricht, obschon sein Bruder Wulluk, als er ihn im Herbst verließ, ihn davor gewarnt hatte. „Saget meinem Bruder," trug Mahnsuk einigen dorthin reisenden Indianern auf, „ich könne nicht von dem Platz der betenden Leute wegbleiben, ich sei fast alle Tage dort; ich nehme an ihren Versammlungen Theil und gehe alle Sonntage in den Gottesdienst; ich finde dort nichts Böses." Und als die Indianer nach den Ebenen auf die Büffeljagd zogen, der Alte aber wegen seines dickgeschwollenen Fußes nicht mit konnte, da sagte sein Stiefsohn zu der Mutter: „Mutter, Du hast in der ersten Hälfte dieses Winters das Haus der Betleute besucht, und bist regelmäßig in ihren Versammlungen gewesen, wie wenn Du dazu gehörtest; wir wollen Dir und dem Vater nicht im Wege stehen, zu thun, wie euch beliebt. Wenn ihr euch gern an sie anschließen wollt, so thut, wie es euch gefällt: ich werde euch darum nicht weniger lieb haben. Es ist augenscheinlich, daß die Religion, die der Missionar lehrt, die Oberhand gewinnen wird." — Am Abend vor Weihnachten traf eine Schaar Wulluks, sogenannte Dickholz-Indianer, hungrig und erfroren im Fort ein, und die ganze Schaar, ja selbst der alte Wulluk, wohnten dem Gottesdienst am Weihnachtsfest bei. Ende Januar 1853 aber fing Budd mit fünf Kindern eine Schule an, da ihm aus Mißtrauen nicht mehr überwiesen wurden. Vom Charsamstag an, Ende März 1853, zwei Wochen hindurch, wogte und wallte es in Nepowewin von ganzen Massen Indianern aus der Ebene, Krih's und Dickicht-Krih's, Stein-Indianer und Saulteaux, so daß an eine Feier des christlichen Osterfestes nicht zu denken war. Im Mai brachen die anwohnenden Indianer in ihre Sommerquartiere auf, Mitte Juni 1853 aber hatte Budd die Freude, die Uebersetzung der Psalmen in die Krih-Sprache beendet zu sehen, und reiste darauf nach Cumberland, wo der Diacon*) Budd durch den Bischof M'Donald zum Geistlichen und Missionar ordinirt wurde. Ende August kehrte er nach Nepowewin zurück, wo er am 1. Januar 1854 die Freude erlebte, den al-

*) cf. Calwer Missionsblatt 1852, p. 41 f.

ten Mahnsuk nebst seinem Weibe und einer andern alten Indianerin nebst deren Enkel als die Erstlinge der Nippewäer zu taufen. Zwei Tage darauf wurde das neugetaufte alte Ehepaar kirchlich getraut und nach beendeter Feierlichkeit erklärte Mahnsuk dem Missionar: „Ich habe mein altes Weib vorher schon lieb gehabt, aber ich denke, nach dem, was Du uns von der gegenseitigen Liebe gesagt hast, werde ich mir Mühe geben, sie fortan noch mehr zu lieben.“ Und von da an war Maguis Twatt, so heißt der alte Mahnsuk jetzt, täglich im Hause des Missionars und zeigte sich überaus begierig, in der christlichen Erkenntniß weiter zu kommen. Budd aber hatte nicht mit ihm allein sich beschäftigt, sondern war gerade in diesem Winter 1853—54 fleißig bemüht, die des Pelzhandels wegen nach dem Fort kommenden rothen Männer zu unterrichten, machte auch im März 1854 einen Besuch bei einem Häuflein weit in der Ebene drinnen,*) das einen Halbindianer, Georg Sutherland, zum Häuptling hatte, wo er freundlich aufgenommen ward und gerne länger geblieben wäre. — So steht nun bis heute der Indianer Budd unter den Nippewäern, das Wort der Wahrheit auszubreiten unter den einherfluthenden Indianerschaaren, und wir können nur den Herrn von Herzen bitten, daß Er auch ferner das Wirken seines treuen Knechtes segnen möge unter dem rothen Volk des Nordens.

An den Ufern der Hudsonsbai**) selbst hat die englisch-kirchliche Gesellschaft jetzt drei Hauptstationen: York-Fort an der Westküste, Moose-Fort an der Südküste und Fort George an der Ostküste; aus keinem Theile der Welt aber bekommt sie, nach ihrer eigenen Versicherung erfreulichere Berichte, als von ihrem Missionar in Moose-Fort, J. Horden, der z. B. unterm 15. Juni 1855 schreibt: „Heute Nachmittag besuchte ich eine kranke Frau, der ich gestern Arznei gegeben hatte, und freute mich im Vorübergehen, die Bewohner mehrerer Zelte in ihren Büchern lesen zu hören. — Wenn mir aber das schon wohl that, wie viel mehr freute mich der Blick in einen Kessel, der in einem der Zelte über dem Feuer hing. Das Zelt war von einem alten Ehepaar bewohnt. Ich fragte, was in dem Kessel sei; sie sagten, es sei eine Art Reis, den sie hier kochten, und der ihre Nahrung bilde. Sie hätten seit einiger Zeit nichts Anderes gegessen, denn sie möchten gern so lange als möglich zu Hause bleiben, um den Unterricht genießen zu können. Welche Entbehrung diese Indianer, die sonst fast nur Fleisch essen, damit ihrem Leibe auflegten, um der Seele eine Wohlthat zu erzeigen, das kann nur der recht beurtheilen, der die Indianer kennt. Aber unser Heiland sagt: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“

Diesen Hunger zu erwecken haben im nördlicheren Hudsonia auf ausdrückliche Aufforderung der Handelsgesellschaft seit 1840 auch die Methodisten in England sich angelegen sein lassen, nachdem schon Ende 1838 Missionar Evans mit dem bekehrten Chippewas Peter Jakobs eine Reise von etwa 2000 englischen Meilen gemacht und im Juni des

*) Calwer Monatsblatt 1855, p. 157 ff.
**) Calwer Monatsblatt 1856, p. 171 f. cf. Calwer Missionsblatt 1855, p. 69 f.

folgenden Jahres mit Hülfe der Hudsonsbai-Compagnie die erste Missionsniederlassung auf der Hudsonsbaistation gegründet,*) deren Schule bald 60 Kinder und Weiber besuchten. „Nun gehst du in die Schule den Tag über," sagte ein Indianer zu seinem Weibe, „während ich auf die Jagd gehe, und wenn ich auf den Abend nach Hause komme, kannst du mir sagen, was du gelernt hast." — Diese Mission der Methodisten in Hudsonia hat mancherlei Vortheilhaftes. Sie wird von der Handelsgesellschaft durch ansehnliche Summen unterstützt; und die drei ersten Missionare fanden die freundlichste Aufnahme nicht nur bei den Agenten, sondern auch bei den ansässigen Engländern. Dazu stehen mit den Letzteren die Indianer in freundlichem Verkehr: und nichts ist von dem Haß zu sehen, der die südlichen Indianer gegen die Europäer erfüllt hat. Haben daher auch die Missionare große Entbehrungen und Mühseligkeiten vor sich, indem sie nicht umhin können, durch die Eis- und Schneefelder hin lange und gefährliche Reisen zu machen, auf welchen es ihnen stets an allen gewohnten Bequemlichkeiten fehlen muß, so dürfen sie doch keine Feindseligkeiten fürchten, und weithin ist bereits einiges Verlangen nach dem Evangelium angeregt. Binnen wenigen Jahren wurden sechs Stationen, Hunderte von Stunden von einander, aufgerichtet, wo die Predigt fast überall mit freudiger Begierde aufgenommen ward und von denen aus die Missionare Reisen in die nähere und fernere Umgegend machten, den Indianern das Wort des Lebens zu verkündigen. Ein Versuch, die indianischen Sprachen zur Schrift zu erheben, ward gleichfalls gemacht, und mit eigens verfertigten Lettern zunächst Lieder gedruckt, deren freundlicher Klang und wohlthuende Musik Jung und Alt besonders freudig anregte, obschon der böse Feind sich auch ihrer zu bedienen wußte, durch falsche Propheten und Betrüger die armen heidnischen Indianer zu berücken und zu verwirren.**) Die erwähnten sechs Stationen sind: Moose-Faktorei im Süden der Hudsonsbai, 300 Stunden von Montreal in Ober-Kanada; Mitschipicoten, an den Ufern des Obern-See's; der Regen-See, 540 Stunden von Montreal; Fort Alexander am Winipegfluß, 625 Stunden von Montreal; Edmonton am Saskatschewan, 1160 Stunden von Montreal; Norway-Haus, im Norden des Winipegsees, 830 Stunden von Montreal, der wichtigste Mittelpunkt sämmtlicher Stationen. Dazu kommt noch eine weitere Niederlassung, Roßville, von der Missionar Evans im Juli 1844 schreibt: „Sie wird dieses Spätjahr aus 30 Wohnhäusern, einer unvollendeten Kirche, einem Schulhaus und einer Werkstätte bestehen. Das Bauholz wuchs am Dienstag, Morgens 9 Uhr, noch im Walde, und am Samstag, Nachmittags 4 Uhr, war Alles behauen, durch Hunde herbeigeschleppt und aufgerichtet. — Der Bau kostet uns nichts, da die Indianer Alles dabei thaten, und die Weiber die Rinde zum Dach lieferten. Gewerbsfleiß schreitet unter dem Einfluß des Christenthums vorwärts. Die von uns gebauten Felder versprechen eine reichliche Ernte, von Gerste, Rüben und Kartoffeln, das

*) Calwer Missionsblatt 1843, p. 82 ff.
**) Calwer Monatsblatt 1845, p. 148 ff.

Einzige, was dieses rauhe Klima uns zu bauen erlaubt." An diese Hauptstationen schlossen später noch andere sich an; schon im Jahre 1842 aber konnte Missionar Evans von Norway-Haus und Umgebung berichten: „Ich habe Ursache, es mit tiefer Demuth anzuerkennen, daß Gott diese Mission in hohem Grade gesegnet und die Arbeiten seiner Knechte mit sichtbarem Erfolge gekrönt hat. Die Summe derer, die in Norway-Haus und auf den Posten, die ich besucht habe, durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen worden sind, beträgt 193, unter denen 77 Erwachsene sich befinden. Ehen wurden 27 geschlossen. Wir haben drei große Klassen auf dieser Station, die aus 73 Personen bestehen, von welchen ungefähr die Hälfte förmliche Mitglieder der Kirche sind. Die Uebrigen stehen in Probe und sind noch ungetauft. Wir können Gott nicht genug danken, daß wir von jener Geißel der armen Indianer in Kanada befreit sind, dem Feuerwasser, dessen Gebrauch die Handelsgesellschaft im ganzen Lande verboten hat, eine ebenso weise als wohlthätige Anordnung." — In seinem Tagebuche berichtet Evans von gar lieblichen Erfolgen des Evangeliums an den Herzen der Indianer. So sprach in einer Klassenversammlung am 4. October 1840 ein Mann sich auf folgende Weise aus: „Letzten Sommer besuchte ich den rothen Fluß, wo ich zum ersten Male die Botschaft dieser guten Worte hörte. Ich fühlte, daß ich ein großer Sünder sei und daß ich in Finsterniß und auf dem breiten Wege zur ewigen Verdammniß mich befände. Ich lernte sehr wenig. Ich hörte, daß ich zu dem großen Geiste durch Seinen Sohn beten müsse, auf dessen Namen ich mich nicht mehr besinnen konnte, so sehr ich mir auch Mühe gab. Ich kam nach Haus. Ich ging oft in die Einsamkeit und schrie sehr heftig. O, mein Herz war sehr, sehr schwer! Ich versuchte es oft zu dem großen Geiste zu beten, daß er sich meiner, eines armen Indianers, erbarmen möge. Ich sagte: Großer Geist, ich höre, daß Du die armen Sünder selig machen willst. Ich möchte beten, aber ich weiß nicht den Namen Deines Sohnes. O erbarme Dich meiner und vergieb alle meine Sünden und mein verkehrtes Leben!" — Er setzte hinzu: „Ich hatte zu der Zeit keinen Lehrer hier, der mich unterrichtete, wie wir es jetzt haben, und ich weinte oft sehr, wenn wir zu Bett gingen; und ich konnte nicht schlafen, weil ich Niemand hatte, mich zu unterrichten. Der große Geist erbarmte sich meiner; denn da wir noch keinen Lehrer hatten, sandte Er mir einen Traum, der mich gar sehr ermuthigte. Im letzten Winter träumte mir einmal, ich sehe zwei Straßen. Die Eine war sehr breit und voll von weißen Leuten und Indianern; sie waren sehr gottlos, fluchten und zankten. Der andere Weg war nur ein Fußpfad; und ich sah nur wenige Personen darauf, von denen immer eine der Spur der anderen folgte; Etliche sangen, und sie gingen sehr schnell und sahen sehr glücklich aus. Ich betete in meinem Schlaf, der große Geist möge mich mit diesen gehen lassen. Als ich erwachte, dankte ich Ihm für diesen Traum. O nun habe ich mehr als einen Traum, mich zu trösten! O ja. Mein armes Herz ist aufgeheitert von den guten Worten. Wenn ich bete, so bin ich so sehr glücklich! O ich kann nicht sagen, wie gesegnet ich bin! Ich liebe den Sohn Gottes Jesus Christus, ich werde nie mehr Seinen großen Namen ver-

gessen!" Hier unterbrachen Freudenthränen seine einfache Geschichte, und sein volles Herz und glänzendes Angesicht sagten, was er nicht aussprechen konnte. — Ein alter Mann von achtzig Jahren sprach, „O ich bin der große Sünder gewesen! O wie viele Jahre habe ich auf der finstern Straße gewandelt! Mein Haupt ist (weiß) wie die Bergspitze im Winter; und ich werde bald unter der Erde sein. O, ich bin so dankbar, daß ich das gute Wort gehört habe! Ich höre mit weit geöffneten Ohren, und manchmal ist mein Herz sehr vergnügt, wenn ich von der Liebe des Sohnes Gottes höre. Ich denke, Er ist sehr barmherzig gegen mich gewesen, daß er mich Viele meiner armen Verwandten, die zur Erde gegangen sind, hat überleben lassen, damit ich diese gute Botschaft hören möchte. Wenn ich gestorben wäre, ehe sie kam, wäre ich sicherlich verloren gegangen; denn ich bin, wie ihr Alle wisset, ein großer Sünder gewesen. Aber jetzt bin ich begnadigt. O, nun habe ich Freude in meinem Herzen! Ich bin alt, ich kann nicht mehr jagen. Ich wünsche jetzt nichts mehr, als Jesum Christum zu sehen. Ich bin's gewiß, ich werde Ihn noch mehr lieben, wann ich Ihn sehe. Sein Geist sagt's meinem Herzen, daß ich Sein bin. Er segnet mich täglich, und mein ganzes Herz wünscht, Ihm zu dienen. Ich wünsche sehr, sehr, daß mein ganzes armes Volk überall die guten Worte des großen Geistes hören könnten, ehe sie sterben." — Ein Weib, das im Sommer 1841 mit ihrer Familie zu Norway-Haus getauft war, kam im folgenden Jahre auf Besuch zu Missionar Evans. Sie sagte: „Ich habe immer, seit ich getauft worden bin, zu dem großen Geiste gebetet. Mein kleines Kind wurde sehr krank, so daß wir alle meinten, es müsse sterben. Ich nahm es in meine Arme, kniete nieder und sprach zu dem großen Geist, was ich in meinem Herzen fühlte. Er war sehr gnädig; mein Kind ist wieder gesund geworden; Gott hat es mir zurückgegeben." Sie bemerkte ferner, der böse Geist habe ihr bisweilen gesagt, ihre Gebete seien thöricht, „aber," sagte sie, „mein Herz ist oft sehr glücklich geworden." Auf die Frage, wie sie bete, antwortete sie: „Ich sage: O großer Geist, erbarme Dich meiner, vergieb mir alle verkehrten Wege. Gieb mir einen guten Sinn. Bewahre mich vor Sünden. Segne meinen Mann und meine Kinder, und gib uns Allen gutes Leben (Gesundheit). Ich vertraue auf Jesum Christum. Amen." — „Und ich glaube," setzte sie hinzu, „daß er mit Nägeln an's Kreuz geheftet wurde, mich selig zu machen."

Von ihren Stationen aus machten die Missionare oft weite Reisen. So Missionar Barnley 1842 von Moose-Faktorei zu den Indianern am Groß-Wallfischfluß,*) so tief gegen Norden, daß während seines dreiwöchentlichen Aufenthalts daselbst das Boot, auf dem er gekommen, am 23. August plötzlich fest einfror; ebenso besuchte er die Indianer am Albany, im Sommer 1843 aber Rupertshaus**) und Fort Georg. Ebenso machte Missionar Rundle 1843 von Edmonton einen Ausflug zu den Krih's und Assiniboinen am Flusse Red Deer. Der uns schon bekannte Peter Jakobs aber besuchte

*) Calwer Monatsblatt 1843, p. 174.
**) Calwer Monatsblatt 1845, p. 151.

vom Regensee aus, wo er über große Stumpfheit der Indianer zu klagen hatte, mit seinem Gehülfen Henry Steinham 1844 die Indianer bei Lac Seul, die er in großer Armuth fand, und in Osnabourghaus, wo sie mit Freuden das Wort hörten und ihre Kinder unterrichtet und getauft wünschten.

Anziehend ist der Bericht des Missionars Mason in Norway-Haus vom August 1844, worin er schreibt: „Es ist nun ein Jahr, seit wir hier angekommen sind. Viele Prüfungen hatten wir durchzumachen. Aber durch die Güte des Herrn sind wir bewahrt und gesegnet worden, und unsere schwachen Arbeiten wurden mit einigem Erfolg gekrönt, was uns laut zu Lob und Dank auffordert. Missionar Evans nahm am ersten dieses Monats Abschied auf seine lange Reise in den Norden. Das ganze Dorf erhob sich in der frühesten Morgenstunde, um ihren geliebten Hirten zu sehen und ihm guten Fortgang im Werke des Herrn zu wünschen. — Nichts kann den Eifer und die Ausdauer der Emissäre Rom's übertreffen, ihre Grundsätze zu verbreiten und Anhänger zu gewinnen; und nichts kann diese ausgedehnten Distrikte vor dem römischen Katholicismus schützen, als eine Vermehrung der Arbeiter, welche die reine Lehre der Schrift verbreiten. Von allen Seiten kommen jährlich Priester an, und obgleich der Herr große und wirksame Thüren, nützlich zu werden, vor uns aufgethan hat, so können wir doch aus Mangel an Missionaren nicht durch sie eingehen." — Ueber die äußern und innern Verhältnisse seiner Station schreibt Mason weiter: „Mein Garten, den ich in diesem Frühjahre anbaute, versieht uns beständig mit frischen Gemüsen; und wir hoffen, für den langen Winter Kartoffeln und Saatfrucht für den nächsten Frühling zu bekommen. Die Gärten der Schulkinder sehen gut aus, wie auch die Gärten und Felder in der ganzen Niederlassung, so daß in diesem verhältnißmäßig ungünstigen Klima der Fleiß sich belohnt. Aber was das Beste von Allem und unendlich wichtiger ist, das ist der Fortschritt der Leute in den göttlichen Dingen. Ihre regelmäßige Benutzung der Gnadenmittel, ihr beständiger Umgang mit Gott, und ihre brennende Begierde nach der Errettung ihrer Brüder, die noch in der heidnischen Finsterniß sind, zeigen, daß sie an den heiligen Grundsätzen derer festhalten, welche neue Kreaturen in Christo Jesu sind." — Bei einem Liebesmahle hörte man Aeußerungen, wie diese: „O, ich bin heute dankbar. Ich denke daran, wie ich zum ersten Male das gute Wort Gottes hörte. Es war damals nur Morgendämmerung, und es war ein gesegneter Tag. Aber jetzt scheint es helle in meine Seele." — Ein Anderer sagte: „Als die Prediger zuerst kamen, haßte ich sie, und wollte nicht zu ihnen hingehen, noch hören, was sie zu sagen hatten. Aber nach und nach dachte ich, ich wollte doch hören. Gott fand mein hartes Herz: ich meinte, es müßte brechen. Jetzt liebe ich Gott und Seine Diener. O wie sehr: das kann ich nicht sagen." — Benjamin Sinclair, auf Probe als Ermahner angestellt, sagte, „Ich bin unwürdig. Ich fühle, daß ich Gott liebe und liebe Sein Volk. Ich dachte, da ich kam: Wie kann ich in den Himmel kommen ohne Heiligung? Gottes Wort sagt: Ohne Heiligung wird Niemand den Herrn sehen. Ich denke an die Zeit, da Missionar Evans kam; wir waren alle hungernd

und hatten nichts zu essen, auch keine Speise für unsere Seelen; seitdem haben wir beides reichlich bekommen."

Und sie bekommen es noch auch durch diese Mission, die bis heute besteht und in Segen unter den Indianern in Hudsonia wirkt, wie wir auch aus der Ansprache ersehen, die Peter Jakobs*) vor etlichen Jahren bei der Jahresversammlung der wesleyanischen Missionsgesellschaft in London hielt, und aus der wir zum Schluß nur folgende Stelle ausheben: „Als ich fand, daß Christus für meine Seele so köstlich ist, bewog es mich, das Evangelium auch meinen Landsleuten zu predigen; und ich bin nun bereit, nachdem ich euch besucht, und meinen Geist bei euch mit neuer Liebe, neuem Eifer und mehr Glauben angefüllt habe, wiederum fröhlich an meine Arbeit zu gehen in jenem sehr harten Lande, in jenem kalten Lande, unter den Wilden, die mir immer wieder nach dem Leben stellen. Es ist ein kaltes Land, wo die Leute vor Kälte umkommen. Aber ist das ein Grund, daß ich nicht wieder hingehen sollte? Nein, Brüder; ich liebe jenes Land, denn es ist das Land, wo ich das Werk Gottes fortschreiten sehe, wenn gleich langsam: wir können ja nicht erwarten, daß eine ganze Welt an Einem Tage fertig werde. Ich wünsche daher, ihr möchtet meiner in euren Gebeten gedenken, wenn ich zurückgehe; und wenn ihr meinem Freunde, Missionar Griffith, zwei oder drei Missionare nach Ostindien mitgebt, so gebt mir Einen, und ich will zufrieden nach Hause gehen. — — Ich vereinige mich mit meinen Landsleuten in der Fürbitte für euch, daß Gott euch vergelten möge, was ihr uns gethan habt; Er wird's vergelten, ja Er thut's. Ich weiß, daß, was ihr Jahr für Jahr für diese gute Sache gegeben habt, euch nicht reuen wird in der Todesstunde. Im Gegentheil, es wird eine Quelle großer Freude für euch sein."

Anhang.

Die Mission auf der Moskitoküste.

Florey, Züge am Missionsnetze. H. 6. Leipzig 1855, p. 19 f.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1850, p. 359 f.
Basler Missionsmagazin 1822, II. 186; 1850, IV. 131; 1853, II. 50; 1856, I. 84.

Ehe wir uns zu den Indianern in Süd-Amerika selbst wenden, werfen wir noch einen Blick auf die sogenannte Moskitoküste in Central-Amerika. Auf der Landenge, welche Nord- und Südamerika verbindet, haben die Engländer im Staate Yukatan eine 160 Stunden lange und 60 Stunden breite Besitzung, Honduras, aus Landstrichen entstanden, die sie Anfangs bloß zum Holzfällen benutzten, mit der Hauptstadt Belize am Flusse gleiches Namens, deren 4000 Einwohner fast zu zwei Drittheilen aus Negern bestehen, unter welchen Methodisten- und Baptisten-Missionare wirken. Den übrigen Theil der Landenge, südlich von Mexiko, bilden fünf kleine Freistaaten mit etwa 2 Millionen Einwohnern, darunter der größere Theil katholische Indianer. Auf der östlichen Seite des Staates Honduras, von jenem englischen Honduras zu un-

*) Calwer Missionsblatt 1851, p. 87.

terscheiden, von dem Meer von Honduras und der Moskitobai bespült, liegt die etwa 100 Meilen lange Moskitoküste, meist von unabhängigen Indianerstämmen bewohnt, den Mosko's oder Moskiten, Poyai's, Tauka's u. a. Diese Indianer sind ein röthlich-brauner, kräftiger Menschenschlag, meist nur mit einer handbreiten Binde von Baumbast um die Lenden bekleidet, geschickt im Schwimmen, Bootführen, Fischen und Jagen, unwissend und abergläubisch, dabei aber ehrlich und weniger lasterhaft, als andere barbarische Nationen. Sie lieben die Engländer, welche eine Zeit lang an der Mündung des Tinto eine Niederlassung hatten und sie gegen die Eingriffe der Spanier und Centralamerikaner schützten. Um das Jahr 1820 gab der König der Moskito's, der auf Kosten der englischen Regierung erzogen worden war, seine Geneigtheit zur Einführung des Christenthums unter seinen Unterthanen zu erkennen, und auch die andern Häuptlinge sprachen den Wunsch aus, ihre Kinder unterrichten zu lassen. Im Hinblick darauf errichtete die englisch-kirchliche und die Methodisten-Missionsgesellschaft in der Stadt Beliza eine Station. Letztere namentlich, die Methodisten, gaben sich Mühe mit den benachbarten Ureinwohnern, und arbeiteten eifrig unter den Kariben in Charibtown, von wo Missionar Stanton 1841 meldete, daß nach mehrjährigen Anstrengungen das Wort Gottes Eindruck mache, und eine Gemeinde sich zu bilden anfange. Zu St. Thomas im Staate Guatemala begann der von Prediger Goßner in Berlin ausgesandte Missionar Krause unter den von den Spaniern früher zur Annahme von Priestern, Kreuzen und Heiligenbildern gezwungenen, im Grunde aber noch heidnischen Indianern eine Mission, von deren Fortgang nichts weiter berichtet worden. Im April 1845 aber wurde der junge König der Moskito's in Beliza getauft und gekrönt, eine Missionspresse ward errichtet und die Bibel in die Moskitosprache übersetzt. In Rücksicht darauf gedachte auch die Berliner Missionsgesellschaft eine Niederlassung an der Moskitoküste zu gründen, doch ist der Plan nicht zur Ausführung gekommen. Dagegen landeten am 14. März 1849 die ersten Missionare der Brüdergemeinde, Pfeiffer, Lundberg und Kandler in Bluefield's an der Moskitoküste, wo sie am 16. April den Bau einer Kirche begannen. Der König bezeigte darüber sein herzliches Wohlgefallen und schickte vier Indianer, um zu helfen. Seine drei Schwestern aber, Agnes, Viktoria und Mathilde, von 18, 9 und 8 Jahren, zogen für eine Zeitlang ganz in das Haus der Missionare.*) Nachdem das erste Kirchlein baufällig geworden, wurde am 21. Juni 1852 der erste Pfosten der neuen Kirche im Beisein des Königs und des englischen Konsuls eingeschlagen, am 10. Juni 1855 aber dieselbe feierlich eingeweiht und an demselben Tage die Prinzessin Mathilde, die bisher im Missionshause gewohnt und eines sorgfältigen Unterrichtes genossen hatte, als Erstling dieser Station durch Bruder Pfeiffer in Jesu Tod getauft. Von den 6—700 Einwohnern in Bluefields, dem Hauptort des Landes und Sitz der Regierung, sind ungefähr der sechste Theil Indianer, die Uebrigen theils

*) Missionsfreund 1850, p. 99.

spanischer Abkunft, theils Deutsche, Engländer und Nordamerikaner, daher die Missionsthätigkeit in Bluefields bisher größtentheils auf die schwarze und farbige Bevölkerung beschränkt gewesen ist, da die dort wohnenden Indianer, obwohl sie englisch genug verstehen, bisher immer noch von der Kirche sich fern gehalten haben. — Eine neue Station hat am 12. Juni 1855 Missionar Jürgensen unter den Indianern zu Pearl-Kay-Lagoon begonnen. Bald nach seiner Ankunft daselbst brach die Cholera unter den Eingebornen aus und ward in der Hand Gottes ein Mittel, der Verkündigung des Evangeliums unter den sonst so todten und gleichgültigen Indianern die Bahn zu brechen. „Die Noth und Todesfurcht," schreibt Jürgensen selbst, „hat die Leute willig gemacht, mich zu hören, und ich darf sagen, daß meine Worte nicht ohne Eindruck blieben. Zur sonntäglichen Predigt, so wie zu den Bibellectionen und andern Versammlungen in den Abendstunden der Wochentage findet sich eine so große Zahl von Zuhörern ein, daß Viele draußen stehen müssen, und es wird mir geschenkt, daß ich sie bitten und ermahnen kann, sich zum Herrn zu wenden, damit sie selig werden."

B. Die Indianer Südamerika's.

Florey, Züge am Missionsnetz. VI., p. 24 ff.
Brauer, das Missionswesen der evangelischen Kirche I., p. 200 ff.
Die Wege Gottes unter den Indianern. 2. A. Basel 1849.
Missionsfreund, herausgegeben von Lange. 1857, Nro 11 ff.
Calwer Monatsblätter 1839, p. 166 ff.; 1842, p. 164 ff.; 1845, p. 163 ff.; 1854, p. 162 ff.
Reisen der Brüder Schomburgk in Britisch-Guiana, bearbeitet von Dr. W. Stricker. Frankfurt 1852.

§. 1. Land und Leute in Guiana.

Wenn man von dem großen nordamerikanischen Festlande gegen Mittag herabsegelt, so kommt man zuerst an dem schönen Kranze der westindischen Inseln vorüber, und stößt endlich auf das südliche Amerika. Dieß hat zum Theil das nämliche Schicksal gehabt, wie die neue Welt überhaupt. Da, wo Europäer sich niederließen, wurden die Eingebornen entweder ausgerottet, oder zu Sklaven gemacht, oder in die tiefen Urwälder zurückgedrängt. Hauptsächlich waren es hier die Spanier, deren Grausamkeit im weitesten Umfange sich kund that. Durch sie und die Portugiesen ist auch an vielen Orten das katholische Christenthum herrschend geworden, was fast überall den Zutritt evangelischer Missionare zu den noch übrigen Heiden unmöglich macht, wenn gleich in etlichen Freistaaten, die in den letzten Jahrzehnten sich gebildet haben, wenigstens die heilige Schrift eines bescheidenen Einganges sich erfreuen darf. Das ungeheure Land, das etwa 2000 Stunden, wenn man es sich in gerader Richtung denkt, gegen Süden sich ausstreckt, ist, wenn man das wilde Patagonien im äußersten Süden ausnimmt, nur an einer kleinen Uferstrecke, mit einer Länge von kaum 200 Stunden, für protestantische Missionare zugänglich. Nicht ferne von dem Punkte nämlich, wo der Gürtel der westindischen Inseln mit dem südlichen Festlande

zusammenstößt, ist die eine Gränze des großen Staates Guiana, (wie man ursprünglich das ganze Land zwischen dem Orinoco und Amazonenstrom nannte, deren beide Quellen tief im Innern nicht weit von einander liegen,) während seine andere Gränze sich an das ungeheuere Reich von Brasilien anlehnt. Guiana wird von dem atlantischen Ocean bespült, dessen Gewässer in den Zeiten der Fluth mehrere Stunden weit landeinwärts die flachen Küsten bedecken, während von der Landseite her die hohe Mauer eines halbkreisförmigen Gebirgskranzes von den umliegenden Ländern es abschließt und zahlreiche herrliche Ströme, die das Land fruchtbar machen, zum Meere entsendet. Nur an dem Ufer ist Guiana bekannt und von Europäern besetzt, da die vielen Wälder und Moräste einem tiefern Eindringen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, und wäre das Land nicht von unzähligen Bächen durchflossen, auf denen fahrend man allein landeinwärts kommen kann, so würde man durchaus genöthigt sein, an der äußersten Küste zu bleiben. Darum sind auch die Wohnungen der Menschen überall nur an Bächen oder Flüssen aufgeschlagen. Das Klima ist, da das Land in dem heißesten Erdstrich liegt, unter diesen Umständen natürlich eins der ungesundesten in der Welt, aber der Reichthum der Natur hat von jeher die Europäer trotz aller Gefahren hergelockt. Spanier, Engländer, Holländer, Franzosen und Portugiesen haben die Küste unter sich getheilt, weil aber der Antheil der Spanier und Portugiesen in der Folge zu den angränzenden größeren Ländern in Norden und Süden geschlagen wurde, spricht man nur noch von einem britischen (englischen), holländischen und französischen Guiana. Die Ansiedler sind Besitzer großer Ländereien oder Plantagen, auf denen in großer Menge Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle u. s. w. erzeugt werden. Dazu bediente man sich bisher der vom jenseitigen westafrikanischen Ufer herbeigeschleppten Negersklaven, die hier auf's härteste und grausamste behandelt wurden, so daß viele von ihnen in die Wälder entflohen und hier als sogenannte Maron- oder Buschneger förmliche Räuberkolonien bildeten.

Die ursprünglichen Einwohner des Landes, die Indianer, deren man etwa 30 verschiedene Stämme zählt, sind in die Wälder und Sümpfe verstoßen, und durften sich früher, so friedlicher Natur sie auch zum Theil waren, kaum ohne Furcht und Zittern in den europäischen Gebieten blicken lassen. Am bekanntesten sind bis jetzt die Stämme der Arawakken, Warauen, Aquaien oder Akoway, eigentlich Waquaien, und die von den westindischen Inseln eingewanderten Karaiben (Carabisen) geworden.*) Ihre Hautfarbe ist braunroth oder zimmetfarben, das Haupthaar schwarz, lang, straff und glänzend, der Bart bei den Männern dünn und regellos in Büscheln, meist aber ganz ausgezogen. Gewöhnlich gehen sie bis auf eine kurze Schürze um die Lenden ganz nackt. In ihren Hängematten liegend pflegen die Männer am liebsten des Müssigganges, wenn sie nicht zum Krieg ausziehen oder jagen und fischen. Außerdem liegt ihnen der Bau ihrer Hütten und die Herrichtung der sogenannten Kostgründe, das heißt das Umhauen und Abbrennen der Büsche zur

*) cf. Basler Heidenbote 1839, p. 51.

Düngung des Bodens ob; ebenso machen sie ihre Jagdgeräthschaften (früher Bogen und Pfeile, jetzt auch Gewehre, die sie von den Europäern erhalten), Fischangeln und allerlei Flechtwerk von Rohr, Körbe, Siebe, Kästchen und dergleichen zurecht, und verfertigen mit Hülfe des Feuers nicht ohne Geschick ihre Fahrzeuge, Korjare oder Kanoes genannt. Die meiste Arbeit aber liegt, wie bei den Indianern Nordamerika's, den Frauen ob, deren Sklavenloos so elend ist, daß viele Mütter ihre neugeborenen Töchter ermorden, um sie vor gleichem Jammer zu bewahren.*) Das Weib muß den Boden bauen, Brod und Trank bereiten, Brennholz zum Backen und Wärmen herbeischaffen, Schnüre zu den Hängematten machen, Töpfe fabriciren, Baumwolle spinnen, selbst mit den kleinen Kindern auf dem Rücken und unterwegs. Auch auf Reisen geht eine Frau mit, um für den Mann zu kochen und die anderen Geschäfte zu verrichten. Heirathen werden schnell und frühzeitig in Richtigkeit gebracht, sonderbar ist dabei, daß ein Schwiegersohn nie das Gesicht seiner Schwiegermutter sehen darf. Bei der Niederkunft ihrer Weiber sind die Männer meist ziemlich gleichgiltig, die Kinder aber werden gewöhnlich so lange gesäugt, bis das nächste bald wieder da ist. Gebrechliche Kinder läßt man in der Regel bald umkommen. Wird eine Frau zur Wittwe, so scheeren die Verwandten des Mannes ihr Haar, und sie darf nicht eher wieder heirathen, bis dasselbe eine gewisse Länge erreicht hat. Auch darf sie nicht heirathen, wen sie will, sondern der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes hat das Recht, sie zur Frau zu nehmen, und wenn ein Anderer sie zur Ehe begehrt, so muß er sie dem Berechtigten abkaufen.

Die Indianer sind sehr reinlich und baden sich deshalb schon am Morgen und auch des Tages öfter im Flusse. Vor ihren Hütten haben sie einen von allem Grase gereinigten Platz, den sie sehr sauber halten und wo sie gern sitzen und essen. Ueberhaupt wohnen sie gern auf Sand, und wenn der Boden lehmig ist, tragen sie Sand herzu. Auf den Schmuck ihres Leibes sind auch diese Kinder der Wildniß bedacht; rothe Farbe, die sie von dem Rokubaum gewinnen, vermischen sie mit Kraböl und schminken damit den ganzen Leib, bisweilen auch nur Hände und Füße, so daß man meint, sie hätten rothe Schuhe und Handschuhe an. Durch diesen rothen Anstrich meinen sie sich zugleich wider den Geist der Europäer, das ist den Teufel, zu wappnen. Nur auf dem Kopfe leiden sie Haare, die Männer tragen es kurz, die Weiber legen es oben auf dem Kopf in Zöpfen zusammen, die Barthaare rupfen sie aus, und auch die Augenbraunen rasiren sie ab und machen dafür einen schwarzen Strich hin. Bei vorhabenden Tänzen und Lustbarkeiten färben sie die Kopfhaare roth, den ganzen Körper aber bemalen sie mit allerlei schwarzen Figuren, ein Geschäft, das die Weiber besorgen und oft Tage lang dabei zubringen. Das Gesicht wird noch besonders mit dunkelrothen, gelben und weißen Strichen verziert. Dazu hängen sie noch blaugefärbten ostindischen Kattun vier bis sechs Ellen lang hinter sich her; eine Art Schellen an den Füßen und bisweilen noch ein über den Rücken hängender buntbemalter Rohrmantel vollenden den Anputz. Bei ihren Tänzen, welche meist Jag-

*) Calwer Missionsblatt 1847, p. 116.

den vorstellen, ahmen sie die Bewegungen und Sprünge der Thiere sehr geschickt nach; zwischen hinein bringen die Weiber den Männern Baiwar, ein berauschendes Getränk, nehmen aber auch selbst, mit Korallenschnüren und von Korallen durchflochtenen Schürzen geschmückt, am Tanze Theil, wobei das Stampfen mit den Füßen und das dadurch hervorgebrachte Schellengetön natürlich nicht fehlen darf. Manche Weiber machen sich auch so ausgeweitete Löcher in die Ohrläppchen, daß sie Korkstöpsel hineinstecken und darin ihre Näh- und Stecknadeln verwahren; manche Männer tragen an einem durch den mittleren Nasenknorpel gezogenen Faden ein zierlich ausgearbeitetes silbernes Blech als ganz besonderen Schmuck. — Nach dem Tode eines heidnischen Indianers, oft Monate, ja selbst Jahre nachher, veranstalten sie ein Saufgelage mit Baiwar, wobei jeder der Geladenen mit Peitschenhieben*) um die Waden empfangen wird. Hat er sein Theil, so stellt er sich unter die Reihe der Peitschenden und bewillkommnet auf gleiche Art die neuen Ankömmlinge. Nach solchem Peitschenfest haben sie oft lange an ihren verwundeten Beinen zu heilen, ja, mancher ist schon in Folge dessen gestorben. Am Schlusse des Festes werden des Verstorbenen Bogen, Pfeile, Fischangel und dergleichen in ein Loch vergraben, und nun ist sein Andenken vergessen. So geschieht es wenigstens bei den Arawakken; andere Stämme haben andere Todtengebräuche.

Unter einander sind die Arawakken höflich und bescheiden; jüngere Personen erweisen den Alten Ehre und selten trifft man bei ihnen heftige Zänkereien, außer wenn sie von Baiwar berauscht sind. Eigenthümlich ist, daß die Indianer sich den Rücken zudrehen, wenn sie mit einander reden; die Hunde, sagen sie, sehen einander an, wenn sie zusammenkämen, deshalb schickte es sich nicht für die Indianer. Ihre Besuche sind sehr ceremoniös und die Unterhaltung, welche meist um Jagd und Fischfang und um ihre Reisen sich dreht, geschieht in einem singenden, fast kläglichen Tone. Jeder Indianerstamm hat seine eigene Sprache; die der Arawakken hat zwar nicht in den Worten, wohl aber in den Wendungen Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, und ist schwer zu erlernen.**) Bei der Unterhaltung hören die jüngeren Indianer bloß zu, und selbst wenn sie etwas schon öfter gehört haben, thun sie doch, als ob sie es jetzt zum ersten Mal hörten. Die Hausfrau bringt jedem Besucher, sobald er sich gesetzt hat, ein Körbchen mit Cassabibrod oder was sie sonst gerade hat. Die Cassabiwurzel, welche ein ganzes Jahr zum Wachsthum braucht, liefert außer anderen Erdgewächsen und Baumfrüchten eine Lieblingsnahrung. Bei der Zubereitung wird die Rinde abgeschält und die Wurzel zerrieben, der giftartige Saft, welchen sie in frischem Zustande hat, ausgepreßt, und das Mehl auf einer thönernen oder eisernen Platte zu fingersdicken, süßlich schmeckenden Kuchen gebacken. Die Weiber essen stets allein und zwar meist in der Küche, die durch eine Blätterwand von dem übrigen Theil der Wohnung geschieden ist. Sie wohnen aber in den ungeheuren Waldungen zerstreut in einzelnen Hütten,

*) Calwer Missionsblatt f. K. 1853, p. 73 ff.
**) cf. Basler Missions Magazin 1856, I., p. 145.

in denen eine Familie oder auch eine kleine Gesellschaft von Verwandten campirt, und zwar unter der Oberaufsicht des Altwaters, der von den Uebrigen als Befehlshaber geachtet wird. Die Arawakken haben gleich den Buschnegern eine Art König oder Oberhäuptling, der immer einen Haufen Leute um sich hat und von ihnen respektirt wird. Er bestellt die Fischer und Jäger für die Kolonie nach einem alten Vertrage, hat aber trotz seines spanischen Rohres mit silbernem Knopfe, das er als Scepter trägt, dem Volke, das gern ungebunden, nicht viel zu befehlen. Ebenso ergeht es seinen Unterhäuptlingen, denn die Arawakken lassen sich einmal nicht gern viel sagen. Sonst hat ihr Leben, wie schon erwähnt, etwas Patriarchalisches. Uebrigens sind die Indianer nicht an den Boden gefesselt; denn sobald sie ihn nicht mehr fruchtbar finden, oder irgend eine abergläubische Ursache sie forttreibt, ziehen sie ohne Umstände weiter, was ihnen eben keine große Mühe macht, da ihr Hausrath außer den Hängematten und einigen hölzernen und thönernen Gefäßen fast aus Nichts besteht, und Holz, Baumrinde und Blätter zum Aufbau einer neuen Hütte überall im Busche sich finden.

Auch die Indianer Südamerika's, mit denen wir es hier zu thun haben, sind voller Sinnenlust, Herzenshärtigkeit und Rachsucht, falsch und heuchlerisch*) in hohem Grade, und dem Hang zu starken Getränken durchaus unterworfen; unfähig, Widerspruch zu ertragen, sehen sie jede Erinnerung von Seiten eines Andern als eine Grobheit an. — Eine eigentliche Gottesverehrung haben sie nicht, obwohl sie von allerlei Göttern erzählen. Den Schöpfer der Männer nennen sie Kururuman, den der Weiber Kulimina. Der Erstere, sagen sie, ist ein gutes Wesen, der den Menschen weder Böses noch Gutes zu Theil werden läßt. Einmal kam er auf Erden, erzählen sie, um nach den Menschen zu sehen, aber sie wollten ihn umbringen. Da nahm er ihnen die Unsterblichkeit und schenkte sie den Thieren, die sich häuten, z. B. den Schlangen. Aehnlicher Abgeschmacktheiten berichten sie noch mehr. Alle Krankheiten aber schreiben sie dem Teufel, den sie Jawahi nennen, und andern bösen Geistern zu. Denn sie glauben, Alles um sie her wimmle von bösen Geistern, deren größte Lust es sei, den Menschen allerlei Schaden und Uebel zuzufügen. Wenn Einer krank wird, so meinen sie, das habe der böse Geist gemacht, und darum bringen sie demselben sogleich ein Stück Fleisch zum Opfer. Wird's darauf mit dem Kranken besser, so meinen sie, der böse Geist habe das Opfer gnädig angesehen und ihn wieder gesund gemacht. Wird's aber schlimmer, so wenden sie sich an einen Teufelsbeschwörer oder Zauberer, damit dieser den bösen Geist bewege, von dem Kranken abzulassen. Diese Zauberer, Bogaier genannt, stehen in großem Ansehen. Will Jemand ein Bogaier werden, so muß er eine Zeit lang eine aus Tabaksblättern gekochte widerliche Brühe trinken, darf nur sehr wenig essen und während seiner Lehrlingschaft keinem Europäer nahe kommen. Auch muß er längere Zeit hinter seinem Lehrmeister mit niedergeschlagenen Augen einhergehen, und sich roth bemalen, wenn er zu einem Europäer gehen will. Die armen Lehrlinge sehen ganz ausge-

*) Wullschlägel Lebensbilder III. p. 172.

mergelt aus, und weil sie viel zahlen müssen, namentlich für die Marakka oder Zauberklapper, die sie nur von ihrem Lehrmeister erhalten können, so kommen sie ganz verarmt aus der Lehre. Ihre Kunst besteht nun darin, den Teufel oder bösen Geist aus dem Kranken, der zu ihnen gebracht wird, hinauszutreiben. Der Zauberer,*) dem man große Geschenke bringen muß, läßt sich endlich bewegen und kommt zu dem Kranken. Nachdem er ihn lange betrachtet, nimmt er denselben und trägt ihn in finsterer Nacht entweder in eine kleine Hütte von Palmblättern, wo er unter Klappern und Schreien seine Beschwörungen vornimmt, oder in den nächsten Wald. Da befestigt er die Hängematte des Patienten an zwei Bäume, so daß sie quer über den Fußpfad hängt, und beginnt dann seine Beschwörungen. Dabei darf aber Niemand anwesend sein, und der Kranke selbst muß die Augen zumachen, bis Alles vorüber ist. Der Zauberer nimmt seine Marakka, eine Art ausgehöhlten Kürbis, mit zerschlagenem Kristall und kleinen Kieselsteinen angefüllt, mittendurch mit einem Stocke, der oben und unten mit grünen, gelben und rothen Federn geschmückt ist, und macht ein schreckliches Geklapper. Dann fordert er den bösen Geist auf, vor ihm zu erscheinen; er murmelt, heult, knurrt, brummt, zischt — kurz, er ahmt alle möglichen Töne in der Welt nach, was in der tiefen Stille der Nacht wahrhaft schauerlich tönt und den armen Kranken mit einem unbeschreiblichen Grausen erfüllt. Ein Missionar (Bernau), der einmal zufällig und unabsichtlich bei den Akoway Zeuge einer solche Scene ward, sagte: „Ich habe in meinem Leben nichts so Schauerliches gesehen oder gehört, und es ist mir gewesen, als sei ich wie in der Hölle." Wenn nun dieser Höllenlärm eine Zeit lang gewährt hat, so macht der Zauberer mit seinem Stabe einen Kreis um den Kranken, fragt den bösen Geist, warum er mit dem Opfer, das man ihm dargebracht habe, nicht zufrieden sei, und befiehlt ihm, sogleich dem Kranken zu helfen. Dann wird der Leidende wieder in seine Hütte getragen, und wenn er wieder genest, so denkt man, der Zauberer habe geholfen. Wird er aber noch kränker und stirbt, so sagt der Zauberer entweder: der Teufel habe ihn getödtet, oder: er sei von einem Menschen vergiftet worden. Im ersteren Falle giebt man sich zufrieden, wickelt den Todten in seine Hängematte und begräbt ihn in die Erde. Darauf zündet man die Hütte an, in der er starb, und seine Verwandten ziehen von dem Orte weg auf Nimmerwiederkehr; denn sie meinen, die Seele des Verstorbenen halte sich da auf, und wenn man sie störe, so füge sie den Leuten allerlei Böses zu. Sagt aber der Zauberer, ein Mensch habe den Todten vergiftet, so füllt man einen Kessel mit Wasser, thut die Blätter von einer gewissen Pflanze hinein und setzt ihn über das Feuer. Von der Seite, wo der Kessel schäumend überläuft, muß dann der Mörder gekommen sein, und der Zauberer bezeichnet in Folge dessen genau den Wohnort und sogar die Person desselben. Nun erhält der nächste Anverwandte des Verstorbenen den schrecklichen Auftrag, Blutrache an dem vermeintlichen Thäter zu nehmen, setzt sofort eine seltsame Mütze auf, nimmt seinen Speer, Pfeil und Bogen zur Hand und geht aus, um sein Schlachtopfer zu suchen. Von diesem Augen-

*) Calwer Missionsblatt 1846, p. 66 ff.

blicke an, bis er wieder heimkehrt, darf er kein Fleisch essen, sondern muß von den Früchten des Waldes leben; auch darf er mit Niemand reden, der ihm auf dem Wege begegnet. Kommt er nun an den vom Zauberer bezeichneten Ort und findet den Mann, den er sucht, so mag er wohl Tage und Wochen lang lauern auf eine günstige Gelegenheit, um seine Rache zu vollziehen. Endlich trifft er den Mann allein; er schleicht hinter ihm her und schießt ihm einen vergifteten Pfeil durch den Rücken. Wenn der Unglückliche dann todt zu Boden fällt, schleppt er seine Leiche in's Gebüsch und verscharrt sie in eine Grube. Dahin kehrt er in der dritten Nacht darauf zurück und stößt mit einem spitzigen Stock so hinein, daß er den unter der Erde liegenden Leichnam durchbohrt. Dann zieht er den Stock wieder heraus, leckt etwas von dem daran befindlichen Blute ab und geht nun ruhig und zufrieden nach Hause. Anders verfährt der Bluträcher, wenn der vom Zauberer angegebene Thäter eine Frau oder gar ein Kind ist. In diesem Falle beschleicht er die unglückliche Person an einem einsamen Ort, wirft sie zu Boden, öffnet ihr mit Gewalt den Mund, drückt ihr die Zähne von einer giftigen Schlange in die Zunge, und läßt sie dann laufen. Ehe nun die bejammernswerthe Person ihre Hütte wieder erreichen kann, wird ihre Zunge entzündet und geschwollen, daß sie nicht mehr zu sagen vermag, wer es gethan hat, und nach einigen Stunden tritt unfehlbar der Tod ein. Demnach ist bei diesen Indianern eigentlich Niemand seines Lebens sicher, und der Haß eines Zauberers kann auch den Unschuldigsten verderben. Wie weit sie aber gehen können in der Bosheit ihres Herzens, zeigt das Beispiel einer Indianerin, die aus Unwillen darüber, daß ihr Mann ihre ältere Tochter einem Missionar in die Schule gab, ihr eignes jüngstes Kind lebendig in die Erde verscharrte und so elendiglich sterben ließ, nur um an ihrem Mann sich zu rächen.*) Was konnte nun von solchen Leuten ein Missionar, ein Fremder, erwarten? Trotz aller Gefahren aber, welche sowohl von Seiten der Indianer als des mörderischen Klima's, von Schlangen und allerlei Ungeziefer drohten, trotz aller Schwierigkeiten, welche das umherwandernde Leben der in der Wildniß zerstreuten Indianer, ihre schwer zu erlernende Sprache und so manches Andere entgegenstellte, hat die Liebe Christi schon vor mehr als hundert Jahren auch zu diesen verlornen Kindern der Wildniß sich einen Weg gebahnt, und auch hier war es zuerst die Brüdergemeinde, welche die Boten des Friedens mit dem Evangelio zu den friedlosen Heiden sandte.

§. 2. Die Brüdermission unter den Arawakken.

Uebersicht der Missionsgeschichte der evangelischen Brüderkirche in ihrem ersten Jahrhundert. Gnadau 1832 und 1833, I. p. 36. 71 ff.; II. p. 65 ff.; III. p. 50 f.
Basler Missionsmagazin 1856, I. p. 97 ff.

Schon im Jahre 1734 erhielt der nach England reisende Bischof Spangenberg den Auftrag, mit den Direktoren der surinamischen Han-

*) Calwer Monatsblatt 1845, p. 165 f.

delsgesellschaft in Amsterdam wegen Gründung einer Mission zunächst unter den armen Negersklaven Surinams, aber auch unter den in den Urwäldern herumstreifenden Indianern, vornemlich den Arawakken, in Unterhandlung zu treten. Nach Erlangung günstiger Bedingungen wurden im Jahr 1735 drei Brüder abgesandt, um an Ort und Stelle nähere Untersuchungen behufs eines zu errichtenden Missionspostens anzustellen. Ein Bruder fand dort sein Grab, die zwei andern kehrten 1736 zurück und erstatteten Bericht, und da ein Herr in Amsterdam Brüder für seine Neger in Berbice verlangte und für deren Unterhalt in der ersten Zeit zu sorgen versprach, wurden die ledigen Brüder Johann Güttner und Ludwig Christoph Dähne nach Rio de Berbice bestimmt.

L. C. Dähne war im Jahre 1713 in Wernigerode geboren. Sein Vater wurde zu Kriegsdiensten gezwungen, seine Mutter verlor er schon im achten Jahre und hatte bei seiner Stiefmutter eine schlechte Erziehung. Trotzdem spürte er schon in seiner Kindheit mächtige Züge der Gnade an seinem Herzen. Er wäre gern ein rechtes Kind Gottes geworden, und vergoß in sehnlichem Verlangen danach manche Thräne. Später war diese Sehnsucht des Knaben zwar nicht mehr so innig, doch wurde die Unruhe und Bekümmerniß um seine Seligkeit nie ganz ausgelöscht. Der erste Genuß des heiligen Abendmahls ergriff seine Seele mit neuer Gewalt. Beim Anhören einer Predigt kam er einst in solche innere Noth, daß er zum Hosdiakonus ging und ihm sein Elend klagte. Dieser rieth ihm, Gott um Vergebung der Sünden anzuflehen und sich vor Zerstreuungen zu hüten, auch betete er auf den Knieen herzbeweglich über den Jüngling. Aber die Unruhe seines Herzens wurde immer größer; er fürchtete sich vor der Sünde und konnte ihr doch nicht widerstehen, weil ihm ein versöhntes Herz fehlte. Damals, als er in seiner Angst nach Trost seufzte, war es, als ob ihm Jemand das Trostwort zugerufen hätte: „Sei zufrieden, der Herr Jesus hat Alles für dich gethan!" Von da an empfand er eine unaussprechliche Freude, mußte aber auch alsbald den Kreuzweg gehen. Seine nächsten Anverwandten wurden seine bittersten Feinde: seine Stiefmutter spie ihm in's Gesicht, und sein Vater stieß ihn zum Hause hinaus. So zog der junge Dähne, welcher die Schneiderei erlernt hatte, nach Jena. Hier lernte er Spangenberg kennen und erfuhr zuerst etwas von Herrnhut. Seinem Meister aber behagten die Bußpredigten des jungen Mannes so wenig, daß er ihn schon nach drei Monaten sein Bündel schnüren hieß. In Weimar wohin er nun kam, erging es ihm noch schlimmer. Sein Meister hatte ihn zwar wegen seines entschiedenen Wesens lieb, die Frau desselben aber haßte ihn, und als einmal der Mann nicht zu Hause war, erregte sie die andern Gesellen, Dähne zu schlagen, und gab ihnen selbst den Stock dazu. Dieser Auftritt wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und der Hauptprediger verlangte die Bestrafung der Uebelthäter; der Gemißhandelte aber bat für sie, mit dem Bemerken, daß sie genug gestraft seien, weil sie unbekehrte Menschen wären. Im Jahre 1735 kam Dähne nach Herrnhut. Oben auf dem Hutberge fiel er auf seine Kniee mit dem Seufzer, der Herr Jesus möchte ihn doch hier finden lassen, was er an so vielen Orten vergeblich gesucht habe. Graf Zinzendorf nahm den jungen Mann sehr freundlich auf; doch kam ihm Manches in Herrnhut wunderlich vor, bis einmal der bekannte Töpfer Leonh. Dober ihm auseinandersetzte, was es sei, in der rechten Gnade zu stehen, und was für selige Wirkungen sie hervorbringe. „Da wurde mir," erzählt er, „auf einmal klar, was mir fehle, und ich fing an, mein ganzes Herz und die Noth, die ich fühlte, unter vielen Thränen herauszusagen zu meinem bleibenden Segen." Im Jahre 1736 wurde er in die Brüdergemeinde aufgenommen und durfte in Berthelsdorf das heilige Abendmahl empfangen. „Es wurde mir dabei unaussprechlich wohl und ich genoß die langgesuchte und nun gefundene Seelenruhe," sagt er. — Jene Zeit war eine in der Brüdergemeinde reich gesegnete Missionszeit; auch der junge Dähne spürte einen Trieb zur Missionslaufbahn in seinem Herzen. Da erhielt er von Zinzendorf, der sich gerade in Berlin aufhielt, die Anweisung, bei ihm sich zur Mission zu stellen.

Mit Freudigkeit nahm er diesen Ruf an, obwohl es ihm schwer wurde, sein geliebtes Herrnhut zu verlassen. Einige Tage nach seiner Ankunft in Berlin sagte der Graf im Vorbeigehn zu ihm: „Du bist wohl schon ganz in Berbice?“ — Dähne hatte in seinem ganzen Leben nichts von Berbice gehört, und nun sollte er dorthin mit dem ledigen Zimmermann Joh. Güttner. Mit dem Grafen und seiner Gesellschaft mußte er aber zunächst nach der Wetterau, wo Zinzendorf ausführlich mit den beiden Brüdern redete und ihnen unter Andern vorstellte, sie möchten sich ja hüten, Plantagen anzunehmen, und nie aus den Augen lassen, daß sie allein um des Heilandes und Seiner Sache willen im Lande wären.

Von Leonhard Dober eingesegnet reisten die beiden Brüder am 7. Juni 1738 ab, und kamen am 12. September in der Provinz Berbice im holländischen Guiana an. Da ihre Sendung sich zunächst auf die Negersklaven bezog, machten sie bald in allen zur Plantage gehörigen Negerhäusern Besuche. Aber die Weißen standen ihnen hindernd im Wege: der Gouverneur war ihnen nicht hold, und die Uebrigen meinten, die Brüder seien eigentlich nur zur Aufsicht von Holland hergeschickt. Die guten Empfehlungen, welche sie aus Holland mitbrachten, wirkten darum gerade das Gegentheil. Doch die Brüder wußten, wohin sie ihre Zuflucht zu nehmen hatten. „Der Heiland half bei allem Druck gnädig durch, und das Gefühl Seiner Nähe erleichterte uns alles Schwere.“ Gott segnete ihre Arbeit im Leiblichen so, daß sie von den widrig gesinnten Verwaltern der Plantage nicht abhängig waren. Allein sie waren nicht nach Berbice gekommen, um sich kümmerlich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, sondern den armen Heiden das Evangelium zu bringen. Ein Haupthinderniß dabei war für sie, daß sie die Sprache ihrer Pfleglinge nicht verstanden und, weil sie vom Morgen bis zum Abend arbeiten mußten, auch keine Zeit zu deren Erlernung hatten. Während sie ernstlich auf Wege dachten, dem abzuhelfen, sandte der Herr selbst Hülfe, indem ein Herr von der Plantage der Handelsgesellschaft ihnen einen ruhigen Wohnsitz anbot, wo nicht blos viele Neger wohnten, sondern auch die Indianer leicht zugänglich waren, die ja nach ihrer Instruktion von den Brüdern keineswegs vergessen werden sollten. Bald bauten sie sich nun am Wironjefluſſe, etliche Stunden von seiner Mündung in den Rio de Berbice, in abgelegener Gegend an, nachdem ihnen dieser Winkel nebst einem Stück Feld durch eine schriftliche Urkunde zugesichert war. Auch wirkte ihnen derselbe Herr, der sie dahin gebracht, von Holland ein so günstiges Empfehlungsschreiben aus, daß der Gouverneur ihnen nichts mehr in den Weg legen durfte. Nun befaßten sich die Brüder mehr mit ihrem eigentlichen Berufe, und machten sich ernstlich an die Indianer, von denen die Arawakken ihnen am nächsten wohnten. Merkwürdigerweise faßten diese Waldbewohner bald Liebe zu den weißen Fremdlingen, weil sie hier eine Liebe spürten, deren Quell wir schon kennen. Durch ihren häufigen Verkehr mit den Holländern hatten manche Indianer etwas Holländisch gelernt, so daß die Brüder sich ihnen verständlich machen konnten, und bald merkten sie mit Freuden, daß die Wilden gern zuhörten, wenn ihnen etwas von ihrem Schöpfer und Erlöser erzählt wurde. Wollten die Brüder aber nachhaltig an den Arawakken wirken, so mußten sie die schwere Sprache derselben erlernen, wozu die Besorgung ihrer ärmlichen Wirthschaft ihnen

nicht die genügende Zeit ließ. Damals schrieben sie nach Hause: „Der Heiland wird uns nicht vergeblich hierher gebracht haben und wird zu seiner Zeit eine Thüre aufthun und dem armen Volke helfen. Wir glauben auf Hoffnung und denken, wenn nur eine Seele gerettet wird, so ist schon alle unsere Mühe und Arbeit bezahlt, weil eine jede Seele Sein Blut gekostet hat. Es sieht wohl sehr finster bei ihnen aus, wir wollen aber zeugen von der Gnade des Heilandes, bis Er das Licht läßt aufgehen hier in dieser dunkeln Wüste. Er gebe uns auf's Neue Muth, nicht müde zu werden, bis Er uns mit Seelen erfreut." — Dringend baten sie die Gemeinde in Europa um einen verheiratheten Bruder zur Unterstützung ihres Werkes unter den Indianern, und schon im Jahre 1740 kamen die Geschwister Heinrich Beutel ihnen zu Hülfe, nachdem es der Gemeinde klar geworden, daß die Mission unter den Indianern von der unter den Negern (die wir später weiter verfolgen werden) getrennt werden müsse. Beutel, der auch ein Zimmermann war, machte sich mit Güttner alsbald an die Erbauung eines neuen, geräumigeren Hauses, und noch vor Ablauf des Jahres war es fertig. Pilgerhut aber nannten die Brüder den Platz, wo sie ja stets als Pilger auf der Hut standen, mit den durchziehenden Indianern „Worte des Lebens zu wechseln."

Leider war die Armuth der Brüder noch immer ein Hinderniß, sich ihrem Evangelistenberufe ganz hinzugeben. Ihre Vorsteher in Deutschland waren nicht im Stande, ihnen Geld zu schicken; nicht einmal die Reisekosten konnten sie bestreiten, und Beutel mußte dieselben abverdienen durch seiner Hände Arbeit, ebenso der Bruder Johann Grä benstein, der im folgenden Jahre (1741) in Berbice zur Verstärkung eintraf. „Armuth, Schmach und Freude daran," wie es in jenem alten Liede heißt, das war der Brüder Loosung; doch gab Gott ihnen die Gnade, daß sie in dem mörderischen Klima gesund und bei aller Armuth in herzlicher Bruderliebe mit einander verbunden blieben. Da Gräbenstein ein ordinirter Bruder war, konnten sie nun in ihrer Hütte mit dem heiligen Abendmahl sich stärken, und als den Geschwistern Beutel ein Kind geboren wurde, taufte er es. In Folge dessen mußte er dem reformirten Kirchenrath in Berbice seinen Ordinationsschein vorlegen; aber von da an konnten die Brüder in Frieden ihrem Berufe obliegen. Leider ward in dieser Zeit Güttner, als er in Geschäften nach Paramaribo gereist, von einer Krankheit überfallen und starb schnell hinweg. Neben Bruder Hadwig, dem ersten Samenkorn von 1735, ward er in der Nähe der Stadt beerdigt. — In Pilgerhut aber ging fast kein Tag vorbei, wo die Brüder nicht von Einzelnen oder von ganzen Haufen der Indianer Besuche erhalten hätten. Dazu schenkte ihnen der Herr einen Mulattenknaben, welchen Dähne zur Schneiderei recht brauchbar fand. Von ihm lernten sie Etwas von der Indianersprache, er selbst aber erhielt durch Gottes Gnade einen tiefen Eindruck von dem Heil in Christo, so daß er hernach als Dolmetscher bei der Verkündigung des Evangeliums gebraucht werden konnte. Weitere Hülfe brachten die Brüder Zander und Meiser, welche 1745, und Kaske und Enter, welche 1746 mit ihren Frauen in Pilgerhut ankamen. Nun konnte das Hauswesen

besser eingerichtet und häufigere Besuche in den abgelegnen Indianerhütten gemacht werden, wobei die Brüder oft mit halbem Leibe durch das Wasser waten mußten. Kamen sie dahin, und waren die Männer etwa gerade auf der Jagd oder Fischerei, so flohen die Weiber und Kinder mit lautem Geschrei in den Busch, und nur durch große Freundlichkeit vermochten die Brüder nach und nach das Zutrauen dieser Wilden zu gewinnen. Mit Hülfe ihres Mulattenknaben übersetzten sie Stücke aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, welche sie bei ihren Besuchen im Busch den Indianern vorlasen, sangen und beteten. Mit Verwunderung und stiller Aufmerksamkeit hörten dann diese wohl zu, doch von einer Heilsbegierde war noch nichts wahrzunehmen, obschon die Indianer im Busch immerhin besser waren, als diejenigen in der Nähe der Kolonien, welche zwar von der holländischen Sprache Etwas, von den holländischen Sünden aber Vieles sich angeeignet hatten. — In dieser Zeit machten Dähne und Meiser, so wie die Geschwister Beutel, welche ihre drei Kinder zur Erziehung nach Europa brachten, eine Reise in die Heimath, wohin sie auch ein von einer Indianerin ihnen geschenktes Indianerkind mitnahmen, das später in der Anstalt zu Lindheim die Taufe erhielt und auch dort gestorben ist. Niels Klarup und Daniel Kamm aber füllten die Posten der abgegangenen Brüder in Berbice aus.

In den letzten Monaten des Jahres 1747 ward endlich das Flehen der Brüder erhört und ein Hunger nach dem Worte des Lebens unter den Arawakken rege. Fleißig kamen sie zu den Brüdern, um noch mehr von dem Gekreuzigten zu hören, und die Weiber, welche sonst vor ihnen flohen, wurden jetzt im Busche ihre Wegweiserinnen von Hütte zu Hütte. Im März 1748 aber kam eine alte Indianerin, die kaum noch gehen konnte, in die Missionshütte und bat unter den rührendsten Worten und Geberden um die heilige Taufe, die ihr denn auch am 31. März im Beisein von 40 Indianern auf feierliche Weise durch Bruder Kaske im Namen des dreieinigen Gottes ertheilt wurde. Sie empfing den Namen Hanna, und schon am folgenden Tage baten einige Männer dringend um die Gnade der Taufe. Bis Ende Juni aber waren schon 39 Indianer in die Kirche Christi aufgenommen, von denen mehrere sich bei den Brüdern niederließen und etwas Feld von ihnen erhielten. So war denn hier das erste Arawakken-Gemeinlein beisammen voller Gnade, Einfalt und Liebe, und besonders der Mulattenjüngling, Jonathan genannt, und eine verheirathete Indianerin, Sara, erwiesen sich als ein wahres Licht und Salz unter ihren Landsleuten. Die Zahl der Hörer und Bekenner wuchs von Woche zu Woche, der Gouverneur wies die Feinde der Brüder unter den Weißen zur Ruhe, daß sie getrost und furchtlos ihre Arbeit fortsetzen konnten. Eine unvergleichliche Hülfe aber erhielten sie am 27. Oktober 1748 durch die Ankunft des Bruders Theophilus Salomo Schumann, welcher so recht eigentlich der Apostel der Arawakken genannt zu werden verdient.

Th. S. Schumann war den 1. Juli 1719 zu Grabow im Brandenburgischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Frühe liebte der Knabe die Einsamkeit, und ein tiefer Hang zur Schwermuth ging durch sein ganzes Wesen. Die Mutter war traurig darüber, der er-

fahrene Vater aber hielt es für ein gutes Zeichen und ahnte, Gott werde seinen Sohn noch zu etwas Großem brauchen. Damals war in Brandenburg ein sehr wackerer Conrektor Vockeroth, dem das Seelenheil seiner Schüler so am Herzen lag, daß er keine Gelegenheit vorüberließ, sie zu einer herzlichen Bekehrung zu ermahnen. In dessen Schule that Vater Schumann seinen Theophilus, und die Funken, die von des Conrektors Lehrstuhl ausgingen, fingen bald Feuer in dem wohl bereiteten Herzen des Knaben. Er ließ Alles fahren, woran sein Herz bisher gehangen; Tag und Nacht lag er über seiner Bibel mit Gebet und Thränen. Dadurch fiel er endlich in eine schwere Krankheit, die ihm öfter das Bewußtsein raubte, aber selbst in der Fieberhitze zeugte er von göttlichen Dingen. Und der Herr, der ihn zu seinem Dienste noch gebrauchen wollte, schenkte ihm die Gesundheit wieder; sein Sinn aber blieb stets auf Jesum gerichtet. Im Jahre 1738 bezog Schumann die Universität Halle, wo er so eifrig studirte, daß man ihn schon nach 2 Jahren zum Lehrer am königlichen Pädagogium machte. Kollegen und Schüler gewannen ihn bei seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit, musterhaften Treue und ungemeinem Lehrgeschick gleich lieb; dennoch nahm er aus Angst um sein Seelenheil ganz unerwartet seine Entlassung. Umsonst suchte er Trost für seine bange Seele bei seiner inzwischen verwittweten Mutter; Tag und Nacht lag er seufzend auf den Knieen. Da sandte der Herr ihm einen treuen Knecht Gottes, den berühmten Abt Steinmetz von Klosterbergen zu Hülfe, der ihn zum Lehrer in seine Erziehungsanstalt berief. Bei diesem durchweg evangelischen Mann fand der Jüngling denn auch Erleichterung, obschon seine vorige Aengstlichkeit noch nicht ganz verschwand. Um jene Zeit besuchte er die Brüdergemeinden in der Wetterau, und bald war es ihm ausgemacht, daß er zu diesem Volk gehöre. Seine Gewissenhaftigkeit machte es ihm indeß schwer, sein bisheriges Amt aufzugeben, bis ein inbrünstiges Gebet im Freien an der Elbe ihm Gewißheit gab. Nun bat er um seine Entlassung, die er, wiewohl ungern, erhielt, und zog mit seinem trauten Freund und bisherigen Kollegen Cammerhof, später Bischof der Brüdergemeinde, 1743 in das Seminar der Brüder zu Marienborn. Hier wurde es nach und nach licht in seinem Wesen, und die frühere Aengstlichkeit gab einem freien, seligen Gnadenleben Raum. Doch blieb seine gewissenhafte Pünktlichkeit in allen Geschäften, sein hoher Ernst und seine seltne Treue; sein Lehrgeschick aber kam dem Seminar sehr zu Statten. Cammerhof hatte die Aufgabe, die Vorträge des Grafen Zinzendorf nachzuschreiben; Schumann ward sein Gehülfe und Sekretair des Grafen. Als Cammerhof nach Pennsylvanien berufen wurde, trat Schumann mit einem andern Freunde, Friedrich Franke, an seine Stelle; schon im folgenden Jahre aber erhielt er selbst den Ruf als Missionar unter den Indianern am Rio de Berbice in Südamerika, den er mit großer Freudigkeit annahm. Vor seiner Abreise verheirathete er sich noch mit einer theuren und gediegenen Schwester, Anna Maria Sonntag. Dieselbe war am 30. Mai 1717 zu Schenkwitz bei Landskrone in Böhmen geboren. Ihr Vater, Johann Michael Sonntag, ein ächter Abkömmling der alten Brüder, erzählte ihr nach einem Besuch in Herrnhut von dem, was er dort gesehen und gehört, und erweckte dadurch in ihr den Wunsch, zu dieser Gemeinde zu kommen, wo sie in ungestörter Freiheit des Gewissens leben könnte, während sie zu Hause von ihrer Mutter zur römischen Beichte und Messe, wogegen ihr Herz sich sträubte, gezwungen wurde. Im Jahre 1734 schleppte man ihren Vater um des Evangelium's willen in's Gefängniß, wo er 17 Jahre lang schmachten mußte und als Bekenner starb. Noch im Fortgehen segnete er seine Anna Maria, die ihren Vater auf Erden nicht wieder sehen sollte. Auch sie sollte gefangen werden, entkam aber, und nachdem sie einige Tage bei ihres Vaters Bruder sich verborgen gehalten, langte sie am 22. Juni 1734 in Herrnhut an, wo man bald diese Perle erkannte. Sie ward Schumann's Gehülfin, die beste, die er bekommen konnte. Im Herbst 1747 reiste er mit ihr nach Holland, von wo ihr Schiff nach langer Wartezeit im Juli 1748 absegelte, und im Oktober desselben Jahres in Guiana landete.

Mit Schumann und seiner Gattin trafen die Geschwister Schirmer und zwei ledige Brüder in Pilgerhut ein. Seine Ankunft aber erregte große Freude, denn ein Mann wie er hatte bisher den Brüdern

gefehlt. Mit apostolischem Eifer und Gaben griff er denn auch alsbald sein Werk an, und in wenigen Monaten konnte er zu Aller Verwunderung schon Arawakkisch sprechen. Von den getauften Arawakken zu Pilgerhut hatten die Meisten schon einen tiefen Eindruck von Christo, den sie zärtlich liebten, weil er sein Blut für sie vergossen. Besonders gefördert war ein Arawakken-Arzt, der in der Taufe den Namen Jephtha erhalten hatte, und bei seinen Stammesgenossen in großem Ansehen stand. Im Lande Berbice fanden sich damals etwa 2000 Seelen, in Essequebo und um den Corentynfluß noch bei weitem mehr. Einige Arawakkenbrüder hatten dort Verwandte, und so drang der Schall des Evangeliums weit in die Urwälder hinein; die Missionare aber besuchten bis auf 100 Stunden im Umkreise das Volk. Pilgerhut selbst war ein schönes Heidendörflein geworden, wo mit den Getauften etwa 80 Seelen lebten, wo man aus den Hütten arawakkische und deutsche Verse von Christi Wunden und seiner durchstochenen Seite (aruma attiadahüssia) hörte. „Wir möchten," sagt Schumann, „unserm Heiland anbetend zu Füßen niedersinken, so oft wir unser Heidendörflein ansehen."

Wenn man von Norden her in dasselbe kam, sah man fünf große Häuser, von denen jedes etwa 50 bis 60 Fuß lang und 25 Fuß breit war, und ungefähr 14 kleinere Häuser und Hütten. Auf der linken Seite lagen etwa vier Häuser, in denen Ungetaufte wohnten, und Fremde bei ihren Besuchen einkehrten. Den Tag hindurch waren sie im Busche, dagegen Morgens und Abends hielten ihnen die Missionare Versammlung. Da lasen sie ihnen Etwas vor; der junge Jonathan diente als Dolmetscher. Vier ledige Arawakkenjünglinge, die das Evangelium angenommen hatten, bauten sich auf Veranlassung der Missionare ein Häuschen ganz nahe an das Missionshaus, um den üblen Einflüssen entnommen zu sein. Sie standen, so viel sich solche freie Leute binden ließen, unter der Aufsicht der Missionare, und sollten einmal Verkündiger des Worts vom Kreuze unter ihrem Volke werden.

In der Nähe von Pilgerhut hatten die Besseren der Arawakken ihre Cassabigründe, doch geschah es aber auch öfters, daß die Missionare, welche selbst nicht selten bittern Mangel litten, ihnen mit Cassabibrod aushelfen mußten; auch für die Bekleidung der Bekehrten hatten sie zu sorgen. Aber woher nehmen? „Wir hoffen," sagt Schumann, „Gott werde uns das Nöthige dazu bescheeren." In der Missionshaushaltung herrschte übrigens große Rührigkeit. Schumann's Frau machte sich an die bekehrten Arawakinnen, Bruder Kaske mit seiner Frau und Gräbenstein suchten die Indianer im Busche auf, während die ledigen Brüder vergnügt auf ihrer Profession arbeiteten, einige Brüder aber stets zu Hause blieben, weil beständig Indianer kamen, denen sie Rede und Antwort stehen mußten. Schumann leitete das Ganze, und nachdem gerade in der ersten Zeit seines Wirkens kein Arawakke wieder zur Taufe sich eingefunden, konnten doch im December 1748 mehrere getauft werden, und im Frühjahr 1749 zählte Schumann bereits 72 Getaufte, darunter 6 Kinder. Am 2. März desselben Jahres sah er durch Abwesenheit des Dolmetschers sich genöthigt, zum ersten Male selber in arawakkischer Sprache den Tod des Herrn zu verkündigen, und es ging gut. Merkwürdiger Weise hieß gerade an diesem Tage die Loosung: „Er wird predigen lassen in allerlei Sprachen." — Mit den weißen Leuten in der Kolonie, obschon der Gou-

verneur Löß ner es wünschte, ließen die Brüder sich nicht ein. — Bald sollten auch bekehrte Arawakken in die siegende Kirche eingehen, und die Ersten, welche der Herr in sein Himmelreich aufnahm, waren der Altvater Simeon und die alte Mutter Nanni. Sie starben als gläubige Christen und wurden auch christlich, mit Leichengefolge, Liturgie und Predigt, in stiller Andacht zu ihrer Ruhe gebracht. Eine andere Indianerin, Mirjam, die ihr Ende nahe fühlte, ließ ihre Kinder noch vor ihre Hängematte kommen und sprach zu ihnen: „Ich gehe nun von euch zum Heiland!“ und zu ihrer getauften Tochter: „Du wirst mir nachkommen und mich da wiederfinden. Aber ihr,“ sprach sie zu ihren beiden der Bekehrung abgeneigten Söhnen, „ihr werdet nicht zu mir kommen, wenn ihr ungehorsam seid.“

Das Werk Gottes schritt nun rasch vorwärts, und die Zahl der Arawakken, welche in der Pflege der Brüder standen, stieg bald auf 140, während Schumann schon im Juni 1749 alle Versammlungen ohne Dolmetscher halten konnte. Er übersetzte auch eine ziemliche Anzahl von Liederversen, das Evangelium und den ersten Brief des Johannes, die Leidens- und Auferstehungsgeschichte und andere wichtige Stücke in's Arawakkische. Dabei vergaß er auch das Werk in den Wäldern nicht, wohin er mit Jephtha im Mai 1749 eine Missionsreise machte. Durch ein Gewitter kamen sie da vom Wege ab und auf einen ganz unbekannten Indianerplatz, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden und bis tief in die Nacht hinein aufmerksame Zuhörer fanden. Einer von diesen wollte gerade zu den Indianern an der Corentyn, denen er nun das Gehörte verkündete, worauf auch von der Corentyn welche nach Pilgerhut kamen, die aber, welche nicht dablieben, das Wort Gottes zu ihren Landsleute zwischen dem Orinoko und Essequebo trugen, denen sie wenigstens die Hauptsumma des Evangeliums erzählen konnten. Da gab's denn Bewegung unter den Heiden; einige spotteten darüber, andere, und darunter ganze Familien, beschlossen sich auf den Weg zu machen, um selbst zu sehen und zu hören. Dazwischen hatten die Brüder neue Anfechtungen von Seiten der Weißen in der Kolonie; „der Herr aber,“ sagt Schumann, „hielt seine Hand über uns,“ und auch die Verläumdungen, wodurch man die Indianer gegen sie einzunehmen suchte, hatten keinen Erfolg, also daß die Gemeinde zu Pilgerhut im Frieden sich bauen und ihr Licht in den dunklen Urwald leuchten lassen konnte. Schon Anfangs 1750 kamen eilf Indianer vom Orinoko nach Pilgerhut, wo sie zwei Tage blieben und sich Alles ansahen, nach einigen Monaten aber mit ihrem Häuptling wiederkamen, wo ihnen denn Schumann einfältig die seligsten Geheimnisse des Evangeliums erzählte. Zwei Arawakken, die vom Tode Jesu und der ihnen widerfahrenen Gnade zeugten, weckten die Indianer am Korentynfluß aus ihrem Sündenschlafe auf. Um dieselbe Zeit lagen die Brüder in der Gemeindeversammlung zu Pilgerhut auf den Knieen und beteten zum Herrn, er wolle sie doch wieder einmal etwas von der apostolischen Gnadenzeit sehen lassen. Und kaum war das geschehen, so kamen 7 Indianer von der Corentyn als Abgesandte her, um zu erkunden, was die Brüder ihnen von ihrem Schöpfer und Erlöser zu sagen hätten. Die Brüder aber malten

ihnen Christum vor Augen, als ob Er unter ihnen gekreuzigt wäre. Mit Freuden eilten die Kinder der Wälder zu den Ihrigen zurück, und ganze Gesellschaften von 15, 20 und mehr Personen kamen noch in demselben Jahre nach Pilgerhut. Es war rührend anzusehen, wie dieses Volk eine Gegend verlassen hatte, wo sie Wild und Fische im Ueberfluß fanden, und mit Freuden Hunger litten, um sich nur von Jesu satt hören zu können, ja wie einige alte Leute selbst auf Krücken herzukrochen. Ohne die Ab- und Zugehenden gehörten am 1. September über 300 Seelen zur Gemeinde und über 200 wohnten beständig zu Pilgerhut. Unter den Ankömmlingen, deren Zahl sich beständig mehrte, war auch einer von den Paletijus, die von den Wilden selbst „die Wilden" genannt werden und tief im Lande wohnen, ebenso fanden sich auch die ersten Aquaien ein. An der Corentyn aber machte Bruder Kaske in Begleitung des Indianerbruders Aquila, der mit ihm den Strom durchschwamm, einen erfreulichen und gesegneten Besuch.

Im Frühling dieses Jahres schrieb Schumann an seinen ehemaligen Kollegen Franke: „Der Heiland trägt es hier auf etwas Ganzes an, das ist gewiß. Der Schall des Evangeliums breitet sich immer weiter aus. Du kannst wohl denken, daß dieß alle Beschwerlichkeiten süß und zur Gnade macht, und mir klingt für die Zeit keine Sprache so schön, als die arawakkische, und wenn ich ein neues Wort finde, Etwas vom Heiland und Seinem Verdienst auszudrücken, so freue ich mich ungleich mehr, als wenn ich in unsern Bergen einen Klumpen Gold fände. Es gibt aber auch Bitterkeiten, und recht empfindliche, mit darunter. Denn unter einem Häuflein aus den Heiden kommen manchmal Sachen vor, darüber man roth und blaß wird. Aber weil ich weiß, daß wohl Niemand dem treuen Heiland mehr Mühe gemacht hat, als ich, so kann ich mich drein finden und sie dennoch recht herzlich lieb haben". — Und Ende Juli schrieb er wieder an denselben und rühmte die außerordentliche Macht der Gnade an den Indianern: „Die werden auf einmal lichte und selig, und gehen wenige Tage nachher so vergnügt zu ihm in die ewige Heimath, als wären sie 60 Jahre lang Christen gewesen. Und das mit anzusehen, ist etwas unaussprechlich Seliges".

Am 14. März 1751, da Schumann sich eben nach Geschwistern sehnte, „die recht warm aus dem Schooß der Gemeinde kämen," langte Bruder Dähne mit den Geschwistern Beutel wieder in Pilgerhut an. In Europa war es ihm eigen ergangen. Nach 35 Jahren hatte er seinen alten Vater in Wernigerode zum ersten Mal wiedergesehen. Kaum war er aber eine Stunde bei ihm gewesen, als ein Stadtdiener kam und ihm einen herrschaftlichen Befehl vorlas, schon des andern Morgens frühe aus dem Lande zu gehen. So verhaßt war damals die Arbeit der Leute, welche von Herrnhut ausgingen. Desto mehr hatte er dann sammt Beutel in Herrnhut sich gestärkt, und nun kehrten sie wieder nach Pilgerhut zurück. Mit Verwunderung sahen sie da, wie das Wort vom Kreuze sich trotz aller Feindschaft Bahn gebrochen hatte, und freuten sich, daß sie nach der Thränensaat der ersten Zeit nun Zeugen und Gehülfen der Freudenernte sein durften. Leider wurde ihnen gleich im Anfange ein lieber Bruder, Enter, nach sechsjähriger Arbeit von der Seite genommen. Auch an anderweitigen Anfechtungen fehlte es nicht. Die Direktoren in Amsterdam wurden durch Pflanzer und den holländischen Prediger wiederholt mit falschen Anklagen gegen die Brüder behelligt. Um diese zum Abzug zu bewegen, suchte man sie zur Eidesleistung und zu Waffenübungen zu nöthigen. Man verlangte, daß sie

ihre freien, aus der Ferne herbeigekommenen Getauften zur Fischerei und zu andern Diensten für die Kolonie anhalten und ihre Zerstreuung bewirken sollten. Schumann's gründliche Verantwortung vor dem Gouverneur und dem Rathe, und der Besuch einiger Herren von der Regierung in Pilgerhut verschafften der Mission wieder Ruhe.

Als in jener Zeit Bruder Schirmer, welcher Gewissensbedenken hatte, einen Eid zu leisten, nach Europa abreisen wollte, ersuchten ihn mehrere Indianer, Briefe, welche sie, des Schreibens unkundig, dictirten, „an ihre Brüder und Schwestern über der großen See" mitzunehmen. Der uns bereits bekannte Jephtha z. B. ließ schreiben: „Nachdem ich erwachsen war, hatte ich in so vielen Jahren meinen Seligmacher nicht gekannt. Hernach hörte ich von Ihm, und bekam auch ein Verlangen, das zu erfahren, was ich hörte. Hernach hat Er mich mit Seinem Blut gewaschen, und das hat mich frei gemacht von meinem Ungehorsam. Das hat mein Herz hingenommen, daß Er für mich gestorben ist, und Sein Blut für mich vergossen hat. Das habe ich hernach nicht vergessen, und darum werde ich Ihn in meinem Herzen lieb haben; darum gebe ich Ihm täglich mein ganzes Herz hin. Ich bitte Ihn herzlich, daß ich nicht ein einzig Mal von Seiner durchstochenen Seite wegkommen möge. Er hat mich erstaunlich lieb, darum hat Er mich zu sich gebracht". — Thomas, ein anderer Bruder ließ schreiben: „Wenn ich's doch so haben möchte, wie unsere Brüder, die lange, lange vor uns den Heiland gekannt haben, ich meine, wie Thomas, da er des Heilands Hände und durchstochene Seite küßte. So wie er möchte ich's gerne haben". — Seine Frau Esther dictirte: „Als ich in der Savanne wohnte, kam Enter in mein Haus und fragte mich: Kennst du deinen Schöpfer? Ich antwortete: Wer ist mein Schöpfer? Denn ich kannte Ihn nicht. Hernach war der Bruder mit seiner Frau über eine Woche bei uns. Da fragte ich ihn mehrmals: Wer ist denn der Kururuman? Da sagte er mir von Ihm. Hernach hat mich aber der Jewahu erstaunlich geplagt, und auch meine Kinder. Da sagte ich zu ihnen: Wir wollen zu den Leuten hingehen. Und da ich hierher kam, so hörte ich deutlich von meinem Schöpfer. Darauf ging ich hin und nahm hurtig einen Haufen Cassabi aus meinem Felde, um gleich wieder hieher zu kommen, denn ich hatte ein großes Verlangen, von meinem Schöpfer zu hören. Da war aber Thomas widrig und Gideon (ihr Schwiegersohn) auch und sagte: Hole deine Kinder wieder von ihnen weg. Ich antwortete: Ich muß zu meinem Schöpfer, daß ich ihn erkennen möge. Hier würde ich sammt meinen Kindern des Teufels sein. So verlasse ich dich, sagte Thomas. Ich sagte: Niapái (gleichviel); und kam mit allen meinen sechs Kindern hieher. Thomas war vier Nächte weg, kam aber doch endlich auch uns nach. Nun jetzt kenne ich meinen Schöpfer und habe Ihn in meinem Herzen, auf Ihn gehet all mein Verlangen. Er ist mir gnädig, und es ist mir wohl bei Ihm. Ich sage zu Ihm: Du kannst mich nicht von Dir werfen, ich fasse Dich mit meiner Hand. Seit meine Tochter zu Ihm gegangen, habe ich auch ein Verlangen, zu Ihm zu gehen. Ueber Eins bin ich betrübt, wenn mein Herz nicht brennet gegen Ihn. Ich möchte Ihn gern recht lieb haben, weil Er für mich am Holze gestorben ist. Ich kann vor Freude darüber nicht mehr fest schlafen. Wenn die Hähne krähen des Morgens, so singe ich vor Freuden über Ihn. Da ich meinen Schöpfer noch nicht kannte, schlief ich wie ein Stück Holz, jetzt kann ich nicht mehr so hart schlafen. Wenn ich des Morgens aufwache, so weine ich auch manchmal vor Ihm und sage: Ich will gern zu Dir gehen, lieber Heiland, denn Du hast mich erlöset mit Deinem Blute". — Aquila endlich, der damals den Bruder Kaske über den Fluß Kanjen brachte, ließ schreiben: „Ich habe meinen Schöpfer von ganzem Herzen lieb, und ich freue mich, zu Ihm zu kommen und Seine Wunden zu küssen, wenn ich werde von der Erde gehen, denn Er giebt mir das ewige Leben. Er kennt mein Herz. Ich war von meinem Schöpfer verloren, da kam Er und nahm das unreine, kalte und steinharte Herz von mir weg, und machte es weich durch Sein Blut".

Im August 1753 hielt der Helfer Jephtha einen Vortrag in der Gemeinde, das erste Zeugniß von Jesu Tod, das ein Arawakke in öffentlicher Versammlung ablegte, und bald konnten und durften auch andere

begabte Indianerbrüder Vorträge halten, nachdem bereits im Februar eine Gesellschaft von 8 bewährten Brüdern und 11 Schwestern zu einer Konferenz gebildet und mit ihnen wöchentlich über den Stand des Reiches Gottes inner- und außerhalb der Gemeinde geredet, auch der zu ihrem Gehülfendienste nöthige Unterricht ihnen ertheilt worden war. Es wehete damals „eine besondere Gnadenluft" durch das Indianergemeinlein, davon 261 bereits getauft und 71 zum Abendmahlsgenuß zugelassen waren. Auch auf die Kinder, denen täglich eine Kinderstunde gehalten wurde, machte die Liebe des Heilandes einen tiefen Eindruck. „Das erbarmende Herz Jesu," schreibt Schumann in dieser Zeit, „ist auf sein hiesiges Häuflein gerichtet: das sieht und fühlt man, und darum kann man in kindlicher Zuversicht thun, was Er befiehlt." Nur ein Beispiel dafür:

Ein neunjähriger Knabe wurde von einer giftigen Schlange gebissen, was seinen Tod herbeiführte. Dieser liebe Knabe war wirklich eine auserwählte Seele. Als seine Mutter einen andern Sohn verlor und sehr weinte, sagte er: „Weine nicht, er ist ja beim Heilande, zu dem werden wir auch bald kommen, da finden wir ihn ja wieder. Den Tag vor dem Bisse fragte ihn sein Helfer: „Was machst du?" Er erwiederte: „Wenn ich zum Heilande komme, kann ich nichts vor Ihn bringen, als Sein Blut". Beim Fischen geschah es, daß eine Schlange ihn biß. „Ich werde nicht bei euch bleiben, ich gehe zum Heiland", sagte er sogleich zu seinen Eltern. Man brachte ihn alsbald nach Hause. Auf verschiedene Fragen seiner Mutter antwortete er wenig, nur das sagte er: „Ich habe keine sonderlichen Schmerzen, aber es ist mir nicht so, Vieles zu reden". Und bald darauf: „Nun ist's vorbei, ich fühle keine Schmerzen mehr". Als er das gesagt hatte, nur eine Stunde nach dem Bisse, verschied er.

Seit dem Jahre 1754 entstand in Pilgerhut ein Mangel an Lebensmitteln, namentlich an Cassabi, wodurch die gläubigen Indianer genöthigt waren, oft mehrere Meilen weit in den Busch zu gehen. Hier waren denn die Helfergeschwister recht am Platz und thaten ihre Pflicht mit aller Treue; der Segen aber floß auf sie selbst zurück. Das zeigte sich recht deutlich, als Nathanael Seidel auf seinen Visitationsreisen auch nach Pilgerhut kam und mit nachhaltiger Wirkung für Weiße und Braune vier Wochen sich aufhielt. Da gab es denn manche köstliche Herzensergüsse von Seiten der Arawakken.

So äußerte Nathanael, ein Urenkel der alten Hanna, in der Konferenz: „Ich habe zum Heiland gesagt: Du bist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Beweise dieß auch an mir, der ich mich als einen sehr elenden Menschen kenne". — Ein anderer Helfer sagte: „Ich habe viel in diesen Tagen an die Erstlinge aus den Heiden gedacht, und es ist mir dabei so gewesen: Lieber Heiland, diese kamen zu Dir mit Gold, Weihrauch und Myrrhen; ich bin von Murrika — einem fernen Wohnort wilder Indianer — zu Dir gekommen, und habe Dir nichts zu bringen, als ein armes, verderbtes und unreines Herz, aber das sollst Du auch ganz haben und ewiglich behalten und damit machen, was Du willst. Mache es nur hier auf Erden ganz fertig, wie Du es gern hättest, wenn ich zu Dir kommen werde. Jene gingen wieder in ihr Land, nachdem sie Dich gesehen; ich will bei Deinen Kindern bleiben, bis Du mich zu Deiner Familie droben rufen wirst". — Jephtha sprach sich so aus: „Mir hat angelegen und ich habe es dem Heiland gesagt, daß Er mein Herz ganz heilen und mit Seinem Blute entzünden möge, damit ich den armen Leuten von meiner Nation, die Ihn noch nicht kennen, mit einem seligen und warmen Herzen bezeugen könne, was ihr Schöpfer an sie gewendet hat".

Während die Bedrückungen der Weißen immer mehr aufhörten und der Gouverneur Ryswyk selbst sich den Brüdern sehr geneigt bezeigte, wuchs die Gemeinde um Pilgerhut fortwährend, so daß sie endlich 300 Seelen und darüber umfaßte. So viel konnten sich am Wironje-Fluß in die Länge nicht halten, und deshalb war es Schumann's Herzenswunsch, tiefer in's Innere des Landes einzudringen, und er betrachtete es als seine größte Freude, wenn er es noch erlebte, daß an der Saramakka und Corentyn Plätze für die Indianer errichtet würden. Zur Gründung dieser neuen Missionsstationen, Saron an der Saramakka und Ephrem an der Corentyn, wurde unser treuer Arbeiter Dähne, der Gründer von Pilgerhut, wieder ausersehen mit Schumann's Beihülfe. Letzterer wollte gerade zurückreisen, als er die Nachricht von dem Tode seiner lieben Ehefrau erhielt, welche am 20. August 1757 nach der Entbindung von Zwillingen gestorben und Tags darauf mit denselben begraben worden war. Als er nach Hause kam, traf er nur einen Leichenhügel.

„Die Wehmuth und den Schmerz über diesen Verlust", schrieb er nach Europa, „kann ich nicht ausdrücken, ob ich wohl dem Heiland nicht genug danken kann, daß Er mir ein so treues Herz zehn Jahre lang geschenkt hat. Um so mehr thut es mir weh, daß ich ihr die letzte Liebespflicht nicht habe erweisen können. Ich könnte mir's nicht vergeben, wenn die Reise nicht unumgänglich nothwendig gewesen wäre. Sie willigte auch darein und übergab sich ganz dem Heilande, der es dann so gefügt hat, wie es für sie freilich am Seligsten ist, aber ich habe meinen Verlust schmerzlich zu beklagen, sie fehlt mir überall. Ihr Herz hing am Martermann, und sie war seine Sünderin. — In diesem Jahre hatte sie oft Ahnungen vom Heimgehen und manchmal die lieblichsten Träume davon, daß man es ihrem Blick des Morgens ansah, daß es ihr beim Heiland und bei der Gesellschaft um Ihn herum sehr wohl gewesen war. Unter den Indianergeschwistern war sie als eine Mutter geliebt und geehrt".

Auf der Rückreise nach Pilgerhut war auch der liebe, theure Jephtha durch den Tod von Schumann's Seite gerissen worden, und kaum war er heimgekehrt, so entschlief auch der Indianerbruder Cornelius, Jephtha's Freund, unter dem Gesange der Brüder. Jetzt vermochte Schumann seinen Dienst nicht länger fortzusetzen; er ordnete Alles mit den Brüdern und reiste im September 1758 mit zwei Töchtern und dem ledigen Bruder Peter Schmidt nach Europa ab. Hier sah er seinen Sohn Christian Ludwig im Pädagogium der Brüdergemeinde wieder, wohin er ihn schon früher geschickt hatte, und stärkte sich in der Gemeinde. —

Es sind jetzt aber 100 Jahre, daß Dähne mit seinen Mitarbeitern zu dem großen und gefahrvollen Werke der Gründung von Saron und Ephrem auszog, Anfangs 1757. Eine Reihe von Brüdern, besonders ein ehemaliger Schiffscapitän Nicolaus Garrison, waren bei Anlegung der neuen Station sehr thätig, wobei es freilich durch viel Ungemach, Noth und Gefahr hindurchging. Gräbenstein, der plötzlich erkrankte, verlor dabei sein Leben; oft aber schwebten die Brüder in der Mündung unbekannter Flüsse in der größten Gefahr, Kahn und Leben zu verlieren, oft waren Alle, außer Dähne und Garrison, krank. Ein paar Mal saßen diese Beiden auf der Saramakka in einem kleinen Kahn 48 Stunden lang im Regen, dessen sie zuletzt so gewohnt wurden, daß sie sein gar nicht mehr achteten. Saron nannten sie nach Jes. 65, 10. diese

neue, hoffnungsvolle Station, bei deren Aufrichtung die Brüder Nyberg, Bräuer, Zander, Dähne und Mente sich gar rührig erwiesen.

Nyberg, ein sehr wackerer Bruder, ein Zimmermann, war bei Borjo in Finnland geboren. Voll Bekümmerniß über seine Seligkeit kam er 1742 nach Kopenhagen und wurde da mit den Brüdern bekannt, die ihm viel von Herrnhut sprachen. Er ging dahin und entschied sich, dem Herrn zu leben und Ihm zu dienen, wo Er ihn brauchen wollte. Im Jahre 1756 träumte ihm einmal, er solle hurtig einpacken, denn er wäre berufen, unter die Heiden zu gehen. Eben wollte er Morgens an die Arbeit gehen, als sein Traum sich schon erfüllte, indem er den Antrag nach Surinam erhielt. Er war es, welcher an der Saramakka den ersten Busch umgehauen hat, und als der erste Versammlungsplatz in Saron eingeweiht wurde, wohnte er dieser Feier noch bei. Da erging an den thätigen und unverdrossenen Arbeiter der Ruf zur himmlischen Ruhe. Es war die erste Leiche, die zu Saron niedergelegt wurde, auf einem schönen, mit Aloebäumen umschlossenen Platze.

Die Brüder hatten überhaupt in Saron einen schweren Anfang, denn so gut der Boden auch war, kostete doch seine Urbarmachung viele Mühe. Zwar sammelte sich bald eine kleine Schaar von Indianern um die Brüder, doch zum Jagen und Fischen waren es ihrer zu wenige, und von ihren Kostgründen konnten sie unter einem halben Jahre keinen Ertrag hoffen. Viele Lebensmittel mußten weit her von Paramaribo unter großen Anstrengungen der gemietheten schwarzen Träger geholt werden, die in der Regenzeit bis an den Leib durch's Wasser zu gehen hatten. Später bekamen die Brüder zwar von Pilgerhut ein Fahrzeug, aber als sie einmal damit am Seeufer landeten, kam ein spanischer Kreuzer und wollte es wegnehmen. Doch der Indianer Stephan, welcher spanisch reden konnte, sagte freimüthig zu den Leuten: „Ihr müßt uns nichts nehmen, es gehört den Brüdern an der Saramakka, die uns den Weg zur Seligkeit lehren, die brauchen es, und unser Schöpfer sieht Alles, was ihr thut." Da ließen die Räuber Alles stehen und zogen sich auf ihr Schiff zurück. Saron aber, wo es noch mehr solcher Leute gab, wie Stephan, blühte lieblich empor, und am Schlusse des Jahrs 1757 waren bereits über 30 Indianer daselbst. Unter Leitung des Missionars Zander ließ sich Alles aufs Lieblichste an, und besonders unter den Kindern war das Wirken des heil. Geistes zu spüren.

So war ein liebes Mädchen mit seinen Eltern vom Orinoko nach Pilgerhut gekommen und wurde 1757 in Saron getauft. Jedermann hatte eine Freude an dem siebenjährigen Kinde. Wenn es sang, mußte man sich freuen. Im November d. J. war Zander nach Paramaribo gegangen; da war das Kind noch munter, aber bald nachher erkrankte es. Vor seinem Verscheiden sagte es: „Nun gehe ich, meines lieben Heilandes Wunden zu küssen. Gern hätte ich's dem Bruder Zander gesagt, daß ich zum Heiland gehe, aber er holt die Brüder und Schwestern ab, die über die See zu uns kommen. Die werde ich mit diesen Augen wohl nicht sehen. Liebe Mutter, sage ihnen doch, ich sei zum Heiland gegangen. Da werde ich sie schon einmal sehen und mich mit ihnen bei Seinen Wunden freuen". —

Nachdem er bei der Stiftung von Saron mit thätig gewesen, führte Dähne noch im Frühjahr 1757 den Entschluß aus, das Land an der Corentyn in Besitz zu nehmen, einige Indianer begleiteten ihn und halfen ihm eine Hütte bauen. Das war der Anfang von Ephrem. Bald aber machten sich alle Indianer wieder fort bis auf einen, Namens Christoph. Nach einigen Monaten wurde der krank, und durchziehende In-

dianer, besonders Zauberer, sagten ihm: „Du wirst bei diesem Blanken nimmer gesund, denn der Teufel hat zu viel Gewalt bei ihm, und du wirst sehen, daß der Blanke auch noch krank werden wird.“ Als es darum mit Christoph etwas besser wurde, ging er auch davon, und Dähne war nun ganz allein in der Wildniß. „Ich habe dann,“ schreibt er, „die meiste Zeit mit meinem liebsten Heiland allein Haus gehalten, und mit einem vergnügten, seligen Herzen gethan, was ich konnte.“ Und: „Der Heiland tröstete mich durch Seine liebe Nähe in dieser Wüste so kräftig, daß ich recht selige Zeiten hatte.“ Doch mußte er hier so schwere Arbeit thun, wie noch nie in seinem Leben, und dazu bekam er das Fieber. In dieser Noth half ihm Gott durch Schumann, der ihn besuchte und Arzenei mitbrachte. Oefter kamen auch Indianer, meist Kalepina und Warauen, die gar nicht begreifen mochten, warum Dähne sich hier ein Haus gebaut, und ihm mittheilten, daß ihre Landsleute ihn umbringen wollten. Er aber „redete darüber mit dem Heiland, der ihm den Trost Seiner Durchhülfe gab, und so hielt er im Glauben aus. Längere Zeit beunruhigte ihn auch ein Tiger, der des Abends brüllend seine Hütte umschlich. Zur Vorsicht machte er wohl ein Feuer in seiner Hütte, welches indessen des Nachts oft ausging, „aber ich fürchtete mich nicht,“ sagt er, „vor diesem sonst so grimmigen Thiere, und es hat mir nie etwas gethan.“ — Eines Abends, als er sich zur Ruhe legen wollte, fiel eine ziemlich große Schlange*) von einer Latte des Daches auf ihn, schlang sich zwei bis dreimal um seinen Hals und Kopf herum, und zog immer fester zusammen. „Ich dachte,“ erzählt er selbst, „das könne mein Ende sein, und schrieb daher die Veranlassung desselben mit Kreide auf den Tisch zur Nachricht für meine Brüder, damit sie nicht glauben möchten, die Indianer seien Schuld an meinem Ende. Indem aber fiel mir ein, die Schlange im Vertrauen auf das Wort des Herrn (Marc. 46, 18) von mir abzustreifen; und ich that es mit solcher Geschwindigkeit, daß etwas von meiner Haut im Gesicht mit abging.“ Es war finster um ihn her, er wußte nicht recht, wohin er die Schlange geworfen hatte; doch legte er sich ruhig in seine Hängematte nieder, und der Herr half abermal, daß ihm nichts geschah. Die größte Gefahr aber drohte ihn von den wilden und grausamen Karaiben, welche ihn im November 1757 zu ermorden beabsichtigten. Was dabei geschehen und wie er durch Gottes Gnade auch dießmal gerettet worden, wollen wir uns von ihm selbst erzählen lassen:

„Als ich Mittags beim Essen war, kamen 50 Mann in ihren Canoes angerudert und umringten meine Hütte. Das war ein grausamer Anblick. Einige hatten eiserne Hacken oder Hauer, andere hölzerne Schwerter und dergleichen Instrumente mehr. Ich ging zu ihnen hinaus und bewillkommnete sie arawakkisch auf's Freundlichste; sie antworteten mir hart, ich sollte karaibisch reden. Indeß gab ich wohl Acht, wer das Commando führte. Als sie unter einander karaibisch redeten und merkten, daß ich's nicht verstand, mußte ihr Dolmetscher hervortreten und mich arawakkisch fragen: „Wer hat dir erlaubt, hierher zu bauen und zu wohnen?“ Antwort: „Der Gouverneur.“ — „Warum bist du auf unser Land gekommen?“ Nun trat ich zum Oberhaupt dieser Leute und sagte ihm mit Freimüthigkeit: „Ich habe Brüder jenseits

*) Wullschlägel Lebensbilder II, p. 56 f.

der See, die haben gehört, daß in diesem Lande Indianer wohnen, die ihren Schöpfer nicht kennen; mich haben sie aus Liebe zu euch hergeschickt, damit ich erst eure Sprache lerne und euch dann das Weitere sage. Auch werden künftig noch mehrere zu dem Zwecke herkommen". — „Du bist wohl ein Spanier?" Nein. „Oder ein Franzose?" Nein. „Bist du denn ein Holländer?" Ich komme wohl von Holland, aber noch weiter her. Genug, ich bin einer von den Brüdern, die euch lieb haben, und jenseits der See wohnen. „Hast du denn nicht gehört, daß dich die Indianer haben todtschlagen wollen?" Ja, aber ich habe es nicht geglaubt, und du hast selbst unter deinen Indianern Leute, die bei mir gewesen sind und wissen, daß ich euch lieb habe. „Das ist wahr, und sie haben mir auch gesagt, du seist ein andrer Christ, als andere Blanke." Nun, wenn du weißt, daß ich dich lieb habe, wie wolltest du mich todtschlagen können? — Er sagte mit Lachen: „Das ist auch wahr!" Nun änderten alle ihre Mienen, und der Kreis ging auseinander. Nur der Anführer blieb noch bei mir, fragte mich um mancherlei, worüber ich ihm Erklärung gab, und da er hörte, daß keine andern, als Brüder, hier wohnen würden, wurde er freundlich, und beim Weggehen gab er mir auf mein Ansuchen von seinen Lebensmitteln, versprach auch, mich mehr zu besuchen. So half mir der Heiland von Tag zu Tag gnädig durch, daß ich beim Schluß des Jahres gar viele Ursache fand, Ihn zu loben und Ihm zu danken". —

So führte Dähne unter mancherlei Noth und Ungemach in dieser Wildniß sein Leben getrost in der Hoffnung fort, daß bald Brüder aus Europa zu seiner Unterstützung kommen würden, was jedoch erst im Jahre 1759 geschah. Mittlerweile that er in seiner Einsamkeit, was er konnte, pries den ihn besuchenden Indianern die Sünderliebe Jesu an, bekam von den durchreisenden bisweilen Cassabi, war bei aller Dürftigkeit fröhlich und selig im Umgang mit seinem Heiland und hatte endlich die Freude, daß einige Indianer in der Nähe seiner Hütte sich anbauten, und auch für Ephrem, nachdem zwei Brüder zur Hülfe gekommen, eine Gnadenzeit anbrach.

An der Berbice ging es indessen traurig. Die dortigen Brüder waren nicht ordinirt, und getrauten sich daher nicht, das heilige Abendmahl zu halten und die neugebornen Kinder der Indianer zu taufen. Die Noth an Lebensmitteln nahm zu und eine Seuche raffte im Jahre 1759 in Pilgerhut allein 40 Leute hinweg. Da richteten sich Aller Blicke wieder auf den theuren Schumann, und auch dieser hatte eine große Sehnsucht nach seinen Arawakken. In Deutschland hatte er die Herzen für seine Pfleglinge mächtig erregt, besonders auch seine jüngste Schwester durch seine Zeugnisse aufgeweckt. Am 31. October 1759 verheirathete er sich wieder zu Zeist in Holland mit der Schwester Anna Catharine Leder, und reiste mit ihr und mehrern neuen Missionsgehülfen nach Berbice ab. Am 23. Januar 1760 langte er in Surinam an, wo der Gouverneur ihn sehr liebreich empfing und noch viele Andere seiner Ankunft sich freuten, von welcher man sich neuen Segen für die Mission versprach. Br. Dähne holte die Ankömmlinge auf dem Fahrzeuge der Brüder am 4. März von Paramaribo ab, zunächst nach Saron, an dessen aus 43 Seelen bestehender Gemeinde Schumann als an einer lieblichen Blume in der Wildniß sich erfreute, dann nach Ephrem, wo gerade ein Wohn- und Versammlungshaus erbaut ward, in welchem sie mit 12 indianischen Geschwistern ein gesegnetes Abendmahl feierten. Am 8. April kamen sie in Pilgerhut an, zur Freude der dortigen Brüder, die nun wieder Hoffnung hatten. Denn viele gläubige Arawakken hatte der Tod

dahingerafft, unter ihnen auch die alte Hanna, jene Erstgetaufte in Pilgerhut, deren letzte Worte waren: „Nun freue ich mich, meinen Heiland zu sehen." — Ernst und thätig griff Schumann das Werk wieder an, aber leider sollte es nicht lange währen. Am Sonntag den 28. September 1760 predigte er zum letzten Male seiner Gemeinde vom Schlaf und der Auferstehung des Lazarus mit großer Innigkeit. Am folgenden Morgen erkältete er sich stark bei der Arbeit, bekam Fieber und war außer Stande, seinen Indianern zu Michaelis von den Engeln zu erzählen, wie er ihnen versprochen. Am Dienstag hielt er über seine Kräfte wieder eine Stunde mit den Kindern. Es folgte ein heftiger Fieberanfall die ganze Nacht durch. Am folgenden Tage bereitete er seine Ehefrau auf seinen Abschied vor und bestellte ihr Alles, was er noch auf Erden auszurichten hatte. Schon im Frühjahr, als er in Paramaribo am Fieber krank lag, war es ihm ausgemacht gewesen, daß er bald heimgehen würde, doch hatte er damals den Heiland gebeten, ihn nur noch so lange hienieden zu lassen, bis er seine Aufträge ausgerichtet hätte. Nun war dieß geschehen. Am 4. October, da die Tageslosung war: „Für uns zur Sünde gemacht, damit wir heilig seien um und um," hielt das Hausgemeinlein auf seinen Wunsch ein Liebesmahl. Am 5. October, wieder einem Sonntag, freute er sich wenigstens, das Singen und Lesen von seinem Bette aus zu hören; am folgenden Tage war die Fieberhitze sehr stark und er redete darin meist arawakkisch, zuweilen lateinisch und griechisch, selten deutsch. Seine gleichfalls kranke Frau rief im höchsten Schmerze aus: „Ach du lieber Heiland, was will das noch werden?" Schumann erwiederte: „Jetzt gleich gehen wir zu Ihm!" Immer wollte er fort, endlich aber ward er still und schien zu schlummern. So lag er anderthalb Stunden mit gefalteten Händen da, wollte sich noch zum Gebet erheben, konnte aber nicht; sein letztes Stündlein war nahe. Es war eine ernste Stunde — seine liebe Frau im tiefsten Schmerze, die weißen und braunen Geschwister in Thränen um das Sterbelager. Sie hielten ihm eine Sterbeliturgie. Als sie den Vers anstimmten: „Wenn mein Mund wird erblassen in Jesu Arm und Schooß, will ich Sein Blut auffassen, das Er für mich vergoß; das wird auch mein Gebeine mit Lebenskraft durchgehen, dann fahr' ich zur Gemeine, mein Leib wird auferstehen;" — da schlug er seine Augen auf und sah mit Herzlichkeit die Anwesenden an. Es war sein letzter Blick; um halb 7 Uhr verschied er still und sanft, den 6. Oktober 1760. Nur 41 Jahre hatte seine Pilgerfahrt gewährt, aber er hat viel gearbeitet und Vielen zum Leben geholfen.

Schumann's Tod war ein harter Schlag für die ganze Mission; für Pilgerhut aber nahte das Ende. Die äußere Noth stieg daselbst so hoch, daß die armen Indianer mit Pflanzen und Baumfrüchten, die man sonst nicht aß, ihr Leben zu fristen genöthigt waren. Da brach die Seuche auf's Neue aus und ergriff auch die Missionare, so daß die Versammlungen ganz ausgesetzt wurden. Alles floh von Pilgerhut, und Ende 1762 waren nur noch 22 Arawakken da. Bald sollte es ganz aufhören. Es war in der Nacht des 28. Februar 1763, als man in der Ferne Gewehrfeuer vernahm, einige Tage nachher auch das dumpfe Brüllen der Kanonen. Die Neger waren in blutigem Aufstande begriffen und hatten

schon mehrere Weiße umgebracht. Am 2. März erfuhren die Brüder, daß die Rebellen nur noch eine Stunde von Pilgerhut stünden. Nun war es Zeit zur Flucht, und in zwei Fahrzeugen machten sich die Brüder Meiser, Vögtle, Nitschmann und Vester mit den wichtigsten Sachen auf den Weg nach Demerary, während die Geschwister Beutel, Climan und die Wittwe Bambey noch einige Tage im Busch in der Nähe blieben, um wo möglich Pilgerhut im Besitz zu behalten, wenn es von den Negern verschont würde. Aber es blieb nicht verschont, und so verließen sie es denn tief betrübt, um nimmer wieder dahin zurückzukehren. Auf der Flucht ging noch die arawakkische Grammatik und das Wörterbuch, die Schumann beide mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte, verloren. Am 14. April 1763 langte die Missionsfamilie in Demerary an und ward nebst den sie begleitenden Indianergeschwistern von einem Herrn Finnet auf dessen Plantage freundlich aufgenommen. —

Die Gemeinde zu Saron, welche Schumann im Jahre 1760 im schönsten Gange traf, wurde besonders von Karaiben aufgesucht, die in ganzen Gesellschaften, 10—20 Mann hoch sich einfanden, ja im August d. J. kamen ihrer über 100, um sich in Saron anzubauen. So ging das Werk Gottes hier bald erfreulich vorwärts, als mit einem Male ein höchst betrübendes Ereigniß eintrat. Die Karaiben fingen oft entflohene Negersklaven wieder ein, und brachten sie ihren Herren um 60 Gulden Fanggeld zurück. Da faßten die Buschneger den Entschluß, Saron zu zerstören, damit die Indianer genöthigt wären, diese Gegend zu verlassen. Als im Jahre 1761 die Karaiben auf ihre alten Wohnplätze gegangen waren, Lebensmittel zu holen, und Saron so bloß war, führten sie ihren Entschluß aus. Sonntag den 25. Januar, als die Gemeinde grade in der Predigt war, rückten die Buschneger an, schossen mit Gewehren und Pfeilen, und steckten das Missionshaus in Brand. Alles mußte fliehen, und Saron wurde zerstört, worauf die schwarze Bande entfloh. Einige Brüder, Schirmer und Cleve, kehrten darnach mit einer Anzahl Indianer wieder zurück und beschlossen die kleine schüchterne Heerde in Saron wieder zu sammeln und zu weiden. Dabei gab's aber Hunger und Krankheit vollauf, und der weniger Kranke mußte dem Kränkeren dienen bei Cassabi und Wasser. Auch die Entflohenen befanden sich im größten Elend. Doch hatten die Brüder bei allem Schmerz die Freude, daß die Indianer in allem Unglück an ihrem Heiland hielten und noch sterbend sich zu ihm bekannten. Bald kam auch die erbetene Hülfe aus Europa, unter andern Br. Millins mit seiner Frau, der bei der Nachricht von der Zerstörung Saron's geschrieben hatte: „Ich gehe in des Heilandes Namen getrost, und wäre es auch in den Tod hinein." Bald machte er sich an das Karaibische, aber binnen Jahresfrist starben mehrere Missionare, und auch Millins ward todtkrank und verschied, jener Erklärung gedenkend, unter dem Gebet und den Thränen der Geschwister. Nun waren Schirmer und Cleve wieder allein, erholten sich aber völlig von den ausgestandenen Leiden und brachten Saron 1762 wieder in Blüthe. Doch waren die Indianer stets in Furcht und Besorgniß wegen der rebellischen Neger, von denen öfter Schaaren

durch Saron zogen und sich sehr unverschämt zeigten, und manche verliefen sich wieder.

Dähne, der von Ephrem 1760 nach Saron sich begeben, mußte 1761 mit von da fliehen, hielt aber noch 3 Jahre im Lande aus und half Saron wiederherstellen. Nachdem er sich darauf in Europa gestärkt hatte, kehrte er 1765 als Missionar der Buschneger nach Surinam zurück. Matt von den vielen Strapazen, die er hier und früher unter den Indianern als Gründer aller Stationen durchzumachen gehabt hatte, zog er sich endlich 1768 nach Zeist in Holland zurück. Er behielt aber ein Herz voll Liebe zu den Heiden und ließ nicht ab, für sie brünstig zu beten, bis der Herr am 6. Februar 1769 den treuen Knecht zur ewigen Ruhe eingehen hieß. Was aber sein Mitarbeiter Garrison von ihm zeugte: „Dähne ist gar sehr treu für die Sache des Heilandes," das ist volle Wahrheit.

Der kleinen Gemeinde zu Ephrem brachte 1762 das Fieber eine schwere Heimsuchung, eine größere der Negeraufruhr 1763, in welchem schon Pilgerhut erlegen war. Auch in Ephrem mußten die Brüder weichen, und als der Aufruhr 1764 gedämpft war und die Missionare auf ihre Stationen zurückkehrten, fanden sie ihr Haus so verderbt, daß es nur mit Mühe wieder bewohnbar gemacht werden konnte. Doch fanden sich getaufte und ungetaufte Indianer wieder ein. Weil aber Ephrem in mancher Beziehung nicht günstig lag, und die Indianer doch wieder zu einer Gemeinde versammelt werden sollten, zogen es die Brüder vor, vier Stunden weiter hinauf an der Corentyn ihr Standquartier aufzuschlagen. Ephrem war also auch verlassen.

Hoop (Hoffnung) ward die neue Station an der Corentyn genannt, weil die Brüder, als sie sich 1764 hier niederließen, die Hoffnung hatten, Pilgerhut an dieser Stelle wieder aufleben zu sehen. Und in der That schien es auch, als ob das Werk des Herrn hier wie in Saron noch recht lange fortgeführt werden könnte. Nach vier Jahren standen in Hoop 10 Indianerhütten, und Schirmer und Cleve predigten 80 bis 100 Seelen das Wort von der Versöhnung. Aber Saron, diese einst so liebliche Blume, wo die Brüder 1766 noch ein neues Versammlungshaus gebaut hatten, fing an zu welken, und statt zuzunehmen, verringerte sich das Gemeinlein. Dazu starb am 6. Juli 1768 der liebe treue Schirmer, welcher die Sprache und Lebensart der Leute zu Saron so gut kannte. Endlich starb nach 16 Jahren treuen Wirkens auch Br. Johann Conrad Cleve, der auf den drei Missionsplätzen mit großer Treue gearbeitet hatte, und nach vielen Strapazen und mehreren Krankheitsanfällen auf einer Reise zu seiner kranken Frau am 17. Mai 1775 heimging. Dieser Verlust war schwer zu ersetzen, da die Gehülfen aus Europa erst lange Zeit brauchten, die schwere arawakkische Sprache zu erlernen. Deßhalb mußte auch Saron, wo ohnehin die Zahl der Indianer immer mehr abnahm, 1779 gänzlich aufgegeben werden, um alle Kraft auf Hoop zu verwenden.

In Hoop war jetzt eigentlich auch nur ein Arbeiter, Jacob Erdmann Burkhardt; denn einer mußte Krankheits halber nach Europa zurück, der andere, Vögtle, konnte wegen Altersschwäche wenig mehr

leisten. Der im Jahre 1784 ankommende Bruder Samuel Wagner, der das Ganze der Surinamischen Mission unter seine Leitung bekam, brachte Burkhardt eine Gattin und noch einen ledigen Bruder zum Gehülfen für Hoop. Doch wollte diese Gemeinde wegen des herumziehenden Lebens der Indianer und weil sie von den Nationalhelfern sich wenig sagen ließen, nicht recht zunehmen. Christian Ludwig Schumann beschäftigte sich lange Zeit mit der Sprache der Karaiben, verfertigte auch eine Sprachlehre derselben und ein Wörterbuch. Hin und wieder kamen auch Karaiben nach Hoop, aber zu einer eigentlichen Mission unter ihnen kam es nicht. Um diese Zeit besuchten auch Arawakken, die früher in Pilgerhut die Segnungen des Evangeliums genossen, vorübergehend Hoop, und manche legten herzliche Bekenntnisse ab, doch wenige blieben. Im Jahre 1788 zählte man nur 80 wirkliche Gemeindeglieder, welche die Lehrer und ihre Versammlungen ordentlich besuchten; 40 andere Getaufte wohnten doch so nahe, daß die Brüder zuweilen bei ihnen einsprechen konnten; aber noch eine gute Anzahl ihrer Getauften wohnten weiter weg und waren außer aller Verbindung. Da starb Burkhardt, und Niemand war da, der seine Stelle ausfüllen konnte, denn Felix Gutherz, welcher seine Wittwe ehelichte, hatte so viel mit der arawakkischen Sprache zu thun, daß er erst 1789 die Bedienung des Gemeinleins übernehmen konnte. Vögtle, der allein die Sprache verstand, that noch, was sein vorgerücktes Alter erlaubte. Aber bei Vielen der Arawakken riß Gleichgültigkeit ein, und wollte man ihnen das Evangelium verkünden, so pflegten sie wohl zu sagen: „Das ist ja eben das, was ich von dem alten und jungen Schumann, Quandt, Vögtle, Burkhardt so oft gehört habe; wir haben es ja nicht vergessen.“ Selbst solche, die noch die Versammlungen besuchten, konnten ihre Verwunderung zu erkennen geben, daß man ihnen immer wieder dasselbe vorsage. Bestrafte man sie über ihre Abweichungen, so wurden sie böse und sagten: „Wir wollen lieber von der Kirche wegbleiben.“ Blattern, Ruhr und Fieber rafften viele Arawakken weg, und man fand viele verlassene und zerfallene Hütten.

So standen die Sachen, als im März 1789 Joh. Jak. Gottlob Fischer aus Würtemberg in Hoop angestellt wurde, ein Mann von ausgezeichneter Thatkraft und Beharrlichkeit, mit dem noch einmal eine bessere Zeit für die arawakkische Mission anzubrechen schien. Von den Kindern, die er in der Schule um sich sammelte, lernte er bald die Sprache, und konnte bereits am 1. September zum ersten Mal arawakkisch predigen. Schon im April hatte er 30 lehrbegierige Schulkinder um sich, und der Eifer, womit er sich bemühte, die getauften Arawakken zu einer steteren und thätigeren Lebensart zu gewöhnen, belebte den sehr gesunkenen Muth seiner Mitarbeiter aufs Neue. Da er den Boden in Hoop zum Cassabibau nicht geeignet fand, suchte er 2 Stunden davon in Aulibisst taugliches Land, welches das dortige Oberhaupt den christlichen Indianern zum Anbau überließ. Ende 1790 wurde ein großes Schulhaus gebaut, und 11 Hausväter errichteten neue Häuser in geordneter Reihe hinter Apfelsinen- und Fruchtbäumen. Den Hausvätern wurden über ihre häusliche Einrichtung nützliche Belehrungen ertheilt. Man suchte sie von Müs-

siggang und Betteln zu entwöhnen, und Kinder und Erwachsene wurden zu allerlei Arbeiten angeleitet. Im Juli 1791 arbeiteten die Indianer in die Wette, ihr Cassabiland am Aulibissi zu klären, und eben so thätig zeigten sie sich in Hoop, ihre Felder mit Welschkorn und Bananen zu bepflanzen. Ende Oktober d. J. wurden den 108 ständigen Bewohnern von Hoop Ordnungen vorgelesen, wodurch dem heidnischen Wesen der Eingang abgeschnitten und ihnen zu einer gesitteten Lebensart Anweisung gegeben werden sollte, und sie versprachen, dieselben zu halten. Eine solche geordnete Gemeinde erweckte die Aufmerksamkeit der Wilden in der Umgegend, und veranlaßte Manche, auch dahin zu ziehen. Warauen und Karaiben fanden sich zum Besuch ein, denen man erklärte, daß man ihnen gern nützlich sein wolle. Doch wollte die neue Ordnung in Hoop den Indianern auf die Länge nicht behagen, und sie hatten 1792 schon im Sinne, sich wieder zu zerstreuen, wurden jedoch durch das standhafte Betragen und die liebreichen Vorstellungen der Missionare davon abgehalten. Im Jahre 1795 zogen 109 Personen nach Hoop, unter ihnen 36 Warauen, die sonst durch Aberglauben, Leichtsinn, Arbeitsscheu und Hang zum Stehlen vor andern Wilden sich auszeichnen. Die Eroberung von Berbice aber durch die Engländer, 1796, hinderte allen Verkehr mit Surinam, so daß die Indianer ihre Balken, Bretter, Schindeln u. dgl. nicht mehr absetzen konnten. Dazu kam eine Mißernte und die Verhinderung der Zufuhr von andern Lebensmitteln durch englische Schiffe. Bruder Kluge mit 6 Indianern gerieth einmal (1797) in Gefangenschaft der Engländer, aber auf Vorstellung der dortigen Regierung bekamen sie ihre Freiheit und das Schiff nebst Ladung für 700 Gulden zurück. Im folgenden Jahre ertheilte der Gouverneur in Surinam den Brüdern sogar Erlaubniß, in ihren besondern Geschäften nach Berbice zu gehen. Der ruhige Verkehr mit der englischen Nachbarkolonie, selbst während des Krieges, wurde jedoch durch Fischer's Unvorsichtigkeit unterbrochen, indem er mit Genehmigung des holländischen Posthalters die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes, welche sich für Nord-Amerikaner ausgaben, aber Engländer waren, nach Berbice beförderte. Auf Befehl der Regierung in Paramaribo mußte er deßhalb mit seiner Familie unverzüglich den Missionsposten an der Corentyn verlassen, zu großem Schmerz der Indianergemeinde, und begab sich nach Nord-Amerika. Doch wurde im Februar 1799 den Missionaren der Verkehr mit Berbice wieder gestattet. Nach Fischer's Abreise setzte Bruder Kluge mit seinen Gehülfen das Werk in Hoop eifrig fort, und im Jahre 1800 trat Theodor Schulz in den Dienst der arawakkischen Mission, der die Sprache mit dem besten Erfolg erlernte. Die Gemeinde in Hoop zählte 1801 im Ganzen 208 Einwohner, darunter 169 Getaufte, gerieth aber durch den berhandnehümenden Hang der Arawakken zur Trunkenheit und zum Herumschweifen immer mehr in Verfall, bis am 18. August 1808 durch einige übelgesinnte junge Leute sämmtliche zur Mission gehörige Gebäude in Asche gelegt wurden. Dennoch hielten Geschwister Lösche und Bruder Berg noch auf dem Posten aus; aber als Bruder Büchner im Auftrag der Helferconferenz in Paramaribo 1808 Hoop besuchte, fand er Alles im kläglichsten Zustande, von Innen und Außen.

Die in's Heidenthum zurückgefallenen Getauften verspotteten muthwillig die Bemühungen der Brüder, sie zur Rückkehr zu bewegen. Der größte Theil der Nation hatte sich von der Corentyn weggezogen, und die Helferconferenz wurde nach Erwägung aller Umstände durch's Loos angewiesen, den Missionsposten an der Corentyn aufzuheben. So endete die Mission der Brüder unter den süd-amerikanischen Indianern, nachdem sie im Ganzen 70 Jahre bestanden. Spätere Versuche, durch Bitten einzelner Indianer veranlaßt, dieselbe zu erneuern, hatten keinen bleibenden Erfolg, und die Brüder Wilhelm Christian Genth und Johannes Hafa, die 1812 am linken Ufer der Corentyn in Berbice sich niederließen, sammelten zwar eine kleine Schaar Indianer um sich, sahen sich aber durch die Gleichgültigkeit derselben genöthigt, 1815 dieses Werk aufzugeben und ihre Thätigkeit den Negersklaven auf den benachbarten Pflanzungen an der Neukeer, wohin sie durch englische Pflanzer eingeladen waren, zuzuwenden.

So hörte die Mission der Brüder unter den Arawakken gänzlich auf, und die gesegneten Wohn- und Erbauungsplätze, die einst so oft vom Lobe Gottes ertönten, sie sind wieder mit hohem dichten Gebüsch überwachsen, darin man nur das Geschrei der Papageien und anderer Waldbewohner hört. In Pilgerhut ist kein Pilger mehr, Saron ist kein Garten mehr, Ephrem trägt keine Früchte mehr und Hoop gibt keine Hoffnung mehr. Aber wenn einst die Stimme des Lebensfürsten die Todten zum Leben ruft und der Schall der letzten Posaune auch in diese Urwälder tönt, da werden auch hier sich Gräber aufthun, aus denen selige, herrliche Indianer mit ihren Lehrern und Lehrerinnen hervorgehen und Den rühmen und preisen in Ewigkeit, der auch ihrer Seelen sich erbarmet und ihnen geholfen hat zum ewigen Leben.

§. 3. Neuere Missionen.

Bernau, Missionary Labours in British Guiana, London 1848.
Brett, Indian Missions in Guiana, London 1851.

Auch nach dem Untergange der Brüdermission unter den Arawakken hat die christliche Liebe die Indianer in Guiana nicht vergessen oder gar aufgegeben. Mit Wehmuth sahen die andern evangelischen Missionsgesellschaften auf die alten Missionsblüthen hin, und hie und da wurde der Wunsch rege, die alte mühevolle Arbeit in Segen zu erneuern. Vorzüglich hat seit 1827 die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ihr Augenmerk auf die Indianer gerichtet, und im Jahr 1831 wurde am Mazamnifluß, einem Arme des Essequibo, etwa 30 Stunden landeinwärts, ein Platz zu einer Mission angekauft, der den Namen Bartica Point erhielt. Weil aber dieser Punkt der Gesundheit weniger zuträglich ist, so wurde im Jahr 1837 von Missionar Bernau (aus der Missionsschule zu Basel) der Sitz der Mission eine Meile weiter östlich nach Bartica Cove oder Grove verlegt, wo eine ganz neue Niederlassung gegründet werden mußte. Bernau machte Anfang 1837 am Corentynflusse, wo besonders die ehemaligen Missionen blühten, eine Untersuchungsreise, und schreibt von den Indianern daselbst folgendes:

„Was soll ich von ihnen sagen? Wenn ich sie recht schildern soll, so muß ich ein Gemälde mit den schwärzesten Farben hinstellen. Nicht nur ihre Wohnungen sind ganz mit Gebüsch umgeben und für den Fremdling beinahe unzugänglich, sondern auch ihr Geist ist von Aberglauben und Unempfindlichkeit so überwachsen, daß jede Spur eines Gewissens und der Erkenntniß Gottes bei ihnen verwischt scheint. So weit sind sie vornemlich durch die geistigen Getränke herabgesunken, die von den Europäern ihnen gereicht werden. — Kalt und frostig ist Alles umher, — kein Freund, keine Frucht, keine Blüthe, wie man es etwa noch unter Namenchristen finden kann, erquickt den einsamen Wanderer. Aber der Herr ist nahe, und Er kann Alles ersetzen".

Mit wehmüthigem Gefühl stand der Missionar vor dem Platze, auf dem einst das Bethaus staud, und sich erinnernd, daß hier einst wahre Gläubige gewesen seien, fragte er nach etwaigen Ueberbleibseln. Man zeigte ihm eine Frau, die in ihrer Kindheit von frommen Eltern dem Herrn geweiht worden war, aber sich selbst überlassen, fern von den Gnadenmitteln, hatte sie nichts Unterscheidendes an sich, als den Christennamen, und da sie weder englisch noch holländisch verstand, konnte Bernau mit ihr nicht einmal reden. Die Leute indessen hörten, daß er ein Prediger sei, und einer derselben, anscheinend ein Häuptling, setzte sich vor ihm nieder und sagte: „Domine (Prediger), kommst du, uns zu lehren? O, das frent mich, Gutes zu lernen!" Von der Stumpfheit der Indianer zeugt aber folgendes Gespräch Bernau's mit einem derselben:

„Diesen Morgen", schreibt er, „kamen Etliche zu mir und forderten Branntwein. Ich sagte ihnen durch einen Dolmetscher, daß ich ein Prediger sei und ihnen gerne den Weg zur Seligkeit zeigte. — Wer hat dich gemacht? fragte ich Einen. Er antwortete: Der große Geist; und wenn ich sterbe, muß meine Seele zu ihm gehen, mein Leib in's Grab. — Ich sagte ihm, daß sein Leib am jüngsten Tage wieder hervorgehen werde, um den Lohn der Werke bei Leibesleben zu empfangen. Er lachte und sagte spöttisch: Niemand kommt und sagt uns, daß das wahr sei. Woher weißt du es? — Ich sagte, das Buch, in dem ich sie zu unterrichten wünsche, lehre das. Domine, erwiderte er, ich bin zu alt, um zu lernen; da sind meine Kinder. — Da er zwei Weiber hatte, so zeigte ich ihm, wie das dem großen Geiste mißfalle. O, entgegnete er, ich werde sie alle verlassen, wenn ich sterbe. Damit ging er weg; er schien ein Oberhaupt von Allen, und obgleich es erst 8 Uhr Morgens war, bereits betrunken zu sein. — Wann wird die Sonne der Gerechtigkeit mit ihren heilenden Strahlen in dieser Wildniß aufgehen? Der Herr erbarme sich ihrer!"

Dennoch wagte es Bernau noch in demselben Jahre (1837) im Vertrauen auf den Herrn, die Niederlassung in Bartica Cove anzulegen. Er wandte sich zunächst an die neun von ihm bereits Getauften und sagte ihnen, wie sehr er bedauern müsse, so weit von ihnen entfernt zu sein und nicht einmal in jeder Woche mit ihnen sprechen zu können; auch stellte er ihnen vor, wie viel sie gewinnen würden, wenn sie ihre elenden Wohnplätze verließen. Nach einigem Zögern sagten sie endlich in ihrer Sprache: „Wenn du glaubst, daß es für uns und unsere Kinder besser sei, so wollen wir kommen und bei Dir wohnen." Nachdem er dann zunächst eine Musterwohnung für eine Wittwe fertig gebracht hatte, die gedielt und mit Thüren und Fenstern versehen war, so waren sie alle mit Freuden einverstanden, sich eben solche Häuser zu bauen. Auch ein Bethaus wurde gebaut, und die Indianer selbst sagten: „Es macht uns Freude, in der Nähe eines anständigen Gotteshauses zu wohnen, und den Do-

mine in unsrer Mitte zu haben." So konnte denn Bernau unterm 21. Juli 1838 mit Freuden berichten:

„Fremde, die ab- und zugehen, schütteln den Kopf zu dem, was sie sehen; und sie erstaunen, wie ein solcher Hungerort, wie sie sich ausdrücken, sollte so verbessert werden können. Nächst der Predigt wirkt nichts so mächtig auf die Gemüther der Eingeborenen, als ein musterhaftes Beispiel von Thätigkeit, Ordnung und Pünktlichkeit. Es ist ein lieblicher Anblick, vor jedem ihrer Häuser einen Garten zu sehen, bepflanzt mit allen Arten nützlicher Gewächse, während hinter den Wohnungen die Felder sich erstrecken, auf denen sie ihre Lebensmittel bauen. Wenn ich bedenke, daß dieser Platz vor 18 Monaten noch Wald gewesen ist, so muß mein Herz dem Herrn danken für diesen überraschenden Erfolg. Ich darf nicht vergessen, zu bemerken, daß viele Indianer mit willigem Herzen zu der neuen Kirche beigesteuert und ihre Scherflein bis zum Betrag von 12 Gulden dargebracht haben. Dieß ist bei Indianern etwas Großes, und sicherlich ein Beweis, daß die Gnade an ihnen arbeitet, um so mehr, da sie so große Neigung haben, ihr Geld selbst zu behalten."

Allmälig siedelten sich in Bartica Cove 120 Personen an. Dem schnellen Fortschritt dieser Mission in Betreff der Ansiedlung der Indianer stand aber vornämlich der Mangel an Lebensbedürfnissen aller Art entgegen, indem die farbigen Leute zu stumpf und die Indianer zu nachlässig waren, auf den Fall eines Mißwachses etwas zurückzulegen, weshalb auch Bernau genöthigt war, um alle Lebensbedürfnisse nach der Stadt zu schicken und dort einen hohen Preis zu bezahlen, was ihm manchmal Unruhe machte.

In demselben Jahre 1838 begab sich Missionar Youd noch tiefer landeinwärts, und ließ sich in Warraporta, am Essequibofluß, wo die zweite Reihe der Wasserfälle beginnt, 80 Stunden von Bartica, nieder. Als er hier ankam, wohnten wenige Indianer in der Nähe, aber bald vergrößerte sich ihre Zahl durch das Hinzukommen mehrerer von den Urafällen und einiger von Cartawo, wo Missionar Doyce, der Katechist des H. Youd, vormals gearbeitet hatte. Im Jahre 1841 hatten sich bereits gegen 100 Indianer um Missionar Youd versammelt, als einmal zwei junge Indianer zu ihm kamen und um christlichen Unterricht baten. Er nahm sie auf, und besonders einer von ihnen machte ihm große Freude. Nachdem beide Knaben etwa 10 Monate bei dem Missionar gewesen, kam eines Tages ihr Vater und verlangte, sie sollten mit ihm gehen zu einem heidnischen Tanz. Der Missionar erklärte ganz ruhig, wenn die Knaben gerne mitgehen, so könne und wolle er sie nicht davon abhalten. Die Knaben aber wollten nicht gehen und sagten ihrem Vater, daß solche heidnischen Tänze eine große Sünde seien. Da ging der Vater anscheinend ruhig hinweg, aber in seinem Herzen hatte er dem Missionar den Tod geschworen. Am folgenden Tage sandte er ihm ein Stück von einem erlegten Reh zum Geschenk, und Youd und seine Frau, welche keine Gefahr ahnten, ließen es zurichten und aßen davon. Alsbald aber fühlten sich beide sehr unwohl, und schon in der Nacht darauf starb die Gattin des Missionars, dieser aber, der eine stärkere Natur hatte, nahm ein Brechmittel und rettete dadurch sein Leben; denn der Rehbraten war vergiftet gewesen. Wenige Tage darauf bekam Youd zum zweiten Mal Gift, er wußte selbst nicht, wie. Auch dießmal wurde sein Leben durch das nämliche Mittel gerettet, aber er wurde

doch so krank, daß er genöthigt war, zu seiner Erholung näher an die Meeresküste zu gehen. Hier kam er bald wieder zu Kräften und konnte nach einiger Zeit wieder zu den Indianern zurückkehren. Bald aber zeigte auch jener Mann sich wieder, wie er verdächtig um die Wohnung des Missionars herumschlich, der deshalb sehr besorgt war und sich beim Essen sorgfältig in Acht nahm. Dennoch erreichte der Indianer auf irgend eine Weise seine schändliche Absicht. Eines Tages fühlte Yound gleich nach dem Essen eine große Schläfrigkeit und legte sich für eine Stunde zur Ruhe nieder, aber ein heftiger, stechender Schmerz weckte ihn vom Schlafe auf, und er merkte, daß er Gift bekommen habe. Sogleich griff er wieder nach einem Brechmittel, doch zu spät; das Gift hatte dießmal schon zu mächtig gewirkt, und er starb nach einigen Tagen. Als der rachsüchtige Indianer aber vernahm, daß es ihm endlich gelungen sei, den Missionar zu tödten, rief er voll Freuden: „Jetzt ist alles gut!" — nahm seine Flinte und that einen Freudenschuß in die Luft. Doch als er zum zweiten Mal geladen und nochmals losschießen wollte, zersprang das Gewehr und verletzte ihn so, daß er in wenigen Minuten eine Leiche war. — Missionar Pollitt, Yound's Nachfolger, mußte wegen Kränklichkeit die Station bald wieder verlassen, was uns nicht Wunder nehmen darf, wenn wir die Mühseligkeiten und Gefahren erwägen, mit denen die Knechte Gottes dort in ihrem Berufe zu kämpfen haben.

So machte Pollitt einst eine Reise auf dem Essequibo, mit 4—10 Indianern, welche ruderten. Alles ging gut, aber eines Tages, als die Sonne sehr heiß brannte, beschloß er lieber in der Nacht bei hellem Mondschein weiter zu fahren. Nachdem sie daher am Tage unter dem Schatten eines Baumes ausgeruht, stiegen sie nach Aufgang des Vollmondes wieder in's Schifflein und fuhren getrost weiter. Pollitt befahl sich und seine Ruderer dem Herrn, legte sich in dem Boote nieder und schlief ein. Jetzt kam eine den Indianern wohlbekannte Stromschnelle. Vorsichtig, aber ganz getrost, fuhren sie vorwärts zwischen den Felsen hindurch, während das Wasser so laut rauschte, daß Pollitt davon erwachte. In dem Augenblick stieß das Schifflein an einen von den Indianern in der Dämmrung nicht bemerkten Felsen und schlug plötzlich um, so daß Alle, die darin waren, in's Wasser fielen. Die gute Hand Gottes aber fügte es, daß Pollitt im Umstürzen einen aus dem Felsen hervorwachsenden Strauch erfassen konnte, an welchem er sich festhielt und, während die Indianer von dem rasch dahinfließenden Wasser schnell fortgerissen wurden, durch die brausenden Wellen immer von einer Seite auf die andere geworfen wurde und in beständiger Gefahr war, von der heulenden Tiefe verschlungen zu werden. Die Gewalt der Strömung hinderte ihn, sich auf den Felsen hinaufzuziehen, und von dem beständigen Hinundherbewegen ward er so erschöpft, daß er endlich lieber den Strauch loslassen und sich dem Flusse überlassen wollte. Als er aber die Hand, mit der er sich festhielt, aufmachen wollte, konnte er es nicht; denn sie war krampfhaft festgeschlossen. Auf dem Felsen befand sich obendrein ein großer Ameisenhaufen von jener schwarzen Art, deren Bisse äußerst schmerzhaft sind. Die fingen nun an, den armen Pollitt über und über zu bedecken, so weit sein Leib aus dem Wasser hervorragte, und er litt von ihren Stichen so schrecklich, daß er den Herrn flehentlich bat, doch seinen Leiden durch den Tod ein gnädiges Ende zu machen. Denn schon mehrere Stunden lang hatte er in dieser schrecklichen Lage dagehangen. Endlich ward er erlöst. Die Indianer, welche mit ihm in dem Boote gewesen waren, konnten gut schwimmen, hielten sich auch an dem umgeschlagenen Boote fest und brachten es endlich wieder nach oben. Dann schwangen sie sich wieder hinein und ruderten mit der größten Anstrengung nach dem Felsen hin, wo sie zu ihrer innigen Freude ihren lieben Lehrer noch hängen sahen, ihn an den Armen faßten und in das Boot hineinzogen. So war Pollitt durch Gottes Gnade gerettet, aber freilich war er noch lange nachher so krank und leidend, daß er nur langsam sich erholte.

Mit größerem Glück und festerer Gesundheit arbeitete dagegen Bernau auf seiner Station Bartica Grove, von wo er unterm 13. Mai 1840 also schreiben konnte:

„Unter manchen Prüfungen haben wir doch auch Spuren, daß der Herr unter uns wirksam ist, und daß Einige vorhanden sind, die den Heiland lieb haben und angefangen haben, Ihm ihr Herz zu geben. Die Zahl derer, die sich bei uns anbauen, wächst, und sie sehen und fühlen nun, daß der Herr sie gnädig heimgesucht hat. Obwohl ich weiß, daß der Satan nicht säumen wird, so vertraue ich doch auf Den, der gesagt hat: Niemand soll meine Schafe aus meiner Hand reißen. Unsere Schule zählt nun im Durchschnitt 50 Kinder, und ich freue mich, sagen zu können, daß ihr Benehmen und ihre Fortschritte im Ganzen befriedigend sind. Unter den ältern Leuten sind jedoch Einige, die nicht hören wollen; aber mag es sein — das Evangelium wird ihnen wenigstens gepredigt. Auf meinen Reisen, welche häufiger und ausgedehnter sind, als vordem, erfahre ich manches Ermunternde, und das Einzige, was mir entgegengehalten wird, ist: „Wir wissen's nicht besser, und Niemand bekümmert sich um uns." Indessen schicken sie nun ihre Kinder aus großer Entfernung in die Schule, und nicht Wenige haben ihre alten, lieben Wohnungen verlassen und sich bei uns angesiedelt".

Im Juni 1841 aber bestand die kleine Gemeine, welche sich um die Missionare Bernau und Edmund Christian versammelt hatte,*) aus 150 Indianern verschiedener Stämme und ihren Abkömmlingen von Weißen und Schwarzen. Von diesen waren etliche 40 Communikanten und 10 Taufkandidaten, die Uebrigen Heiden und Kinder. Für die älteren Knaben war eine Normalschule in lieblichem Gedeihen; auch für das weibliche Geschlecht war eine Erziehungsanstalt eben eröffnet, hauptsächlich aber für Waisen, deren schon 12 in die Anstalt aufgenommen waren. Die Kirche war im Bau begriffen. Die Kolonie hatte 500 Pfund Sterling dazu beigetragen, die Indianer aber waren keineswegs zurückgeblieben und Manche von ihnen hatten mit der That bewiesen, daß sie sich des Tages ihrer Heimsuchung erfreuten. Der Mangel an Lebensbedürfnissen erschien indeß immer noch als ein großes Hinderniß für das Fortschreiten der Mission, da die im Walde aufgewachsenen Indianer sich zum Anbau des Landes gar nicht recht bequemen konnten. Deshalb mußte auch alle Aufmerksamkeit auf das heranwachsende Geschlecht gerichtet werden, und wirklich sproßte die Saat auch lieblich empor. „Wir haben etwa 60 Kinder," schreibt Bernau, „und mein Herz ist voll Lobes und Dankes gegen den treuen Herrn, wenn sie in sanften Melodien ihre Stimmen zum Preise ihres Erlösers erheben."

Eine weitere Missionsniederlassung unter den Indianern in Guiana wurde im Jahre 1840 am Pomeroonfluß gegründet. An den Ufern des Aragiaco, oberhalb seiner Vereinigung mit dem Pomeroon, ist ein kleiner Landstreifen, vormals von einer Anzahl Neger bewohnt, die beim Holzhauen beschäftigt waren, und zur Zeit der Negerbefreiung den Platz verließen. Anfangs 1840, als Missionar Brett hinkam, standen noch drei von den Hütten, welche sie bewohnt hatten, und ein hölzernes Gebäude, das den Kolonisten des Distrikts früher als Kirche gedient hatte und zwar in einem jämmerlichen Zustande sich befand, aber, da das Balkenwerk desselben noch gesund war, zur künftigen Missionskapelle bestimmt ward. Eine der drei Hütten war von einem fieberkranken weißen

*) Basler Heidenbote 1841, p. 89.

Segelmacher bewohnt, der den Platz bald verließ, in der zweiten hielt eine alte Negerin mit mehreren schwarzen Kindern sich auf, die dritte stand zur Verfügung des Missionars.

„Es war", berichtet dieser, „eine sonderbare, nicht sehr einladende Wohnstätte; die Vorderseite war mit Brettern und Schindeln verkleidet, die beiden Enden bloß mit Schindeln, auf Latten genagelt, und die Rückwand bestand aus den gespaltenen Stämmen der Manicolepalme überkleidet mit Brettern der Buschpalme. Das Haus hatte ein Strohdach, aber dasselbe war voll Löcher. Inwendig war es durch Scheidewände von ungehobelten Brettern in drei Gemächer eingetheilt. Zwei davon hatten gedielte, aber sehr zerfallene Fußböden auf der bloßen Erde; das dritte war augenscheinlich zu einer Art von Schmiede benutzt worden, und der Holzblock, der als Ambos gedient hatte, stand noch darin. Wegen der niedrigen Lage des Hauses drang das Wasser, so oft der Fluß zur Fluthzeit anschwoll, durch die Spalten des alten Fußbodens hervor, und bei feuchter Witterung kam gewöhnlich auch eine Anzahl kleiner Frösche, die an den grünfeuchten Wänden hin und herspazierten. Durch die Oeffnungen des Daches fielen beständig Flocken von alten rustigen Spinnweben u. dergl. herunter, woran die zahlreichen Insekten arbeiteten; auch fehlte es nicht an einem großen Nest von Holzameisen, welche an den verschiedenen Theilen des Gebäudes nagten. Diese wurden durch Arsenik vertrieben, und die Wände, die sehr schmutzig aussahen und voll Ungeziefer waren, wurden von einem Manne geweißt, den ein benachbarter Koloniſt zur Hülfe geschickt hatte".

Hier nahm die alte Negerin den Missionar in Empfang und zeigte sich willig, seine Haushaltung zu übernehmen; ein schwarzer, eilfjähriger Knabe aber, welcher bei ihr wohnte, wurde veranlaßt, seine Hängematte im Hause des Missionars aufzuschlagen. Ein wackliger Tisch mit drei Füßen — der vierte wurde durch einen Ast von einem benachbarten Baum ersetzt — und ein kleiner hölzerner Stuhl, der vorn niedriger war, als hinten, bildeten zu Anfang das ganze Mobiliar. — Am nächsten Sonntag wurde der Gottesdienst in der zerfallenen Kapelle eröffnet, war aber sehr schwach besucht. Auch eine Schule wurde mit 2 oder 3 schwarzen und farbigen Kindern angefangen, und jenseits des Flusses eine Niederlassung der Warauen besucht. Aber die große Unwissenheit der Indianer, ihre rohe, wilde Lebensweise, ihre heidnischen Vorurtheile, ihre Abhängigkeit von ihren Zauberern; alles das stand dem Eingang des Evangeliums im Wege. Endlich knüpfte sich bei den Arawakken etwas an, und schon zu Ende des Jahres wurden die Versammlungen von 60 Personen besucht. Mittlerweile wurde 1841 ein besseres Missionshaus gebaut, und wer die Tage geringer Dinge nicht verachtete, konnte sich da und dort an einer Frucht göttlicher Gnadenwirkungen erlaben.

„Von der Zeit an", schreibt der Missionar, „wo der erste Arawakke durch Gottes Gnade bewogen wurde, nach dem lebendigen Gott zu fragen, war noch kein ganzes Jahr vergangen, und schon kam mehr als die Hälfte von den Leuten in der Umgegend in unser geringes Bethaus. Einige Monate nachher erwachte ich eines Morgens früher, als gewöhnlich, und hörte zu meiner Verwunderung leise Töne von der Gegend her, wo mehrere Indianer die Nacht zuvor ihr Lager aufgeschlagen hatten. Ich horchte aufmerksam, und hörte, wie Einer von ihnen in ihrer Sprache betete, worauf Alle das Gebet des Herrn mit einander hersagten. Dieß ist seitdem der Brauch in vielen Familien gewesen, und oft haben ich und meine Mitarbeiter zugehört; aber nie war mir dieser Ton so lieblich, als damals. Ich sah darin einen Beweis, daß die Indianer ihren großen Vater jetzt nicht mehr als ein weit entferntes, von ihnen geschiedenes Wesen betrachten, sondern nach langen Jahren der Unwissenheit ihn als den Gott kennen lernen, der das demüthige Gebet seiner Geschöpfe hört".

Bald nahm die Versammlung in der kleinen Kapelle so zu, daß dieselbe erweitert werden mußte, und bestand aus Engländern, Kreolen, Arawakken, Kariben, Aquaien und Warauen. Letztere wollten Anfangs immer durch die Fenster ein- und aussteigen, und zuweilen kauerte sich Einer auf dem Fenstersims nieder und sah ruhig mit an, was darinnen vorging. Der Gottesdienst wurde in englischer Sprache gehalten, welche die Meisten freilich nicht verstanden, bis Andere, die ein wenig mehr Kenntniß davon hatten, ihnen den Inhalt verdolmetschten. Dennoch kamen Manche 8 bis 9 Stunden weit auf dem Flusse hergerudert, saßen mit großer Ehrfurcht während des Gottesdienstes in dem Kirchlein und warteten, bis ihnen durch einen Dolmetscher auch etwas zu Theil wurde. Bald that das Evangelium auch im Aeußeren Wunder an diesen Indianern; Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Beschäftigungen derselben zeugten davon; und als im Frühjahr 1843 der englische Bischof von Guiana die Niederlassungen am Pomeroon besuchte,*) wartete seiner in Pompiaco, am Zusammenflusse des Arissiako-Creek mit dem Pomeroonfluß, eine große Versammlung von Indianern, mehr als 200 Arawakken und Kariben, und schienen hocherfreut über den Besuch desselben, da sie wußten, daß ihr Ort so weit von dem Wohnort des Bischofs, und dieser wiederum so weit von europäischen Wohnungen entlegen war. „Ich werde nie," sagt er selbst, „das angenehme Schauspiel von mehr als zwanzig Kanoe's vergessen, gefüllt mit wohlgekleideten Indianern beider Geschlechter, und einer Anzahl Kinder mit strahlenden Augen, wie sie in schöner Ordnung an das Missionsschiff, worin wir saßen, sich anschlossen. Sie selber freuten sich über ihren stattlichen Aufzug, und hatten dabei einen sichtbaren Eindruck von der feierlichen Veranlassung, welche sie herbeigerufen hatte." — Beim Abendgebet war Brett's Haus zum Erdrücken voll, und alle benahmen sich mit Anstand und achtungsvoller Stille. Am folgenden Sonntag wurden zwei erwachsene Indianer getauft und darauf mit einander getraut; 40 Indianer wurden confirmirt, und ebenso viele nahmen am heiligen Abendmahle Theil.

Mittlerweile war auch Bernau's Arbeit unter den Indianern in Segen fortgegangen.

Ein Zauberer, Pipa, früher sein Feind und Widersacher, dem Bernau einst die Hand in's Feuer hielt, um ihm einen Vorschmack des ewigen Feuers, um das er sich nicht kümmern mochte, zu geben, kam durch Gottes Gnade zur Erkenntniß seiner Sünden, und als der Missionar etwa 6 Wochen nach jenem Vorfall ihn besuchte, fand er ihn ganz elend in seiner Hängematte liegen. „Ach", rief Pipa auf die Frage, was ihm fehle, „seit du mir den Finger in's Feuer gehalten hast, finde ich keine Ruhe mehr. Ich sehe nichts als Feuer um mich und über mir und unter mir. Wenn ich schlafe, träume ich von Feuer. Wenn ich in den Busch gehe und sehe mich um, so ist's mir, als stehe der Busch in Flammen. Wenn ich an's Wasser gehe, so sage ich zu mir selbst: wohin würdest du kommen, wenn du jetzt im Wasser ertränkest? In's Feuer! in's Feuer! antwortet mein Herz. Ach, was bin ich für ein elender Mensch! Was soll ich machen!" Bernau, welcher sehen wollte, ob der Mann auch ein rechtes Sündengefühl habe, sagte zu ihm: „Pipa, du weißt selber, daß du ein gottloses Leben geführt und Gott, deinen Schöpfer, ganz vergessen hast. Du hast die angebotene Gnade

*) Calwer Missionsblatt 1844, p. 65.

bisher verachtet; du hast Alles gethan, um auch Andere von Jesu abzuhalten. In der That, du hättest wohl verdient, an den Ort zu gehen, wo das ewige Feuer brennt". — „O Lehrer", antwortete Pipa, „du hast recht, ich bin ein sehr gottloser Mann; aber du weißt nichts von den verborgenen Sünden meines Herzens!" Tiefseufzend deutete er auf sein Herz und rief: „Da, da liegt die Bergeslast!" — Jetzt sagte der Missionar in feierlichem Tone: „Pipa, es ist ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, Sünder selig zu machen!" Damit verließ er den Zauberer und betete unterwegs herzlich für ihn zu dem Gott aller Gnade. Einige Zeit hernach erfuhr er, daß Pipa sehr krank sei, und machte sich sogleich auf den Weg, ihn zu besuchen. Bei seinem Eintritt sah er alsbald, daß der Kranke dem Tode entgegen eile. „Wie geht's dir, Pipa?" redete er ihn an. „Ich habe vollkommenen Frieden!" war die Antwort. „Du vollkommenen Frieden?" sagte Bernau voll Verwunderung. „Du, der du dein ganzes Leben lang ohne Gott und Heiland hingegangen bist, — wie bist du zum Frieden gekommen?" — „Es ist wahr", erwiderte Pipa ruhig, „ich bin ein großer Sünder gewesen und verdiene das ewige Feuer; aber sagtest du nicht zu mir, daß Jesus Christus in diese Welt gekommen ist, Sünder selig zu machen? Ich glaube an dieses Wort, und ich habe zu Jesu gebetet, Er möchte mir vergeben und mir helfen — und ich fühle, Er wird mich annehmen!" — Von da an brachte der Missionar fast täglich einige Stunden an diesem lieblichen Krankenbett zu und sah mit freudiger Verwunderung, wie schnell dieser Mann unter der Wirksamkeit des heiligen Geistes in der Erkenntniß Jesu Christi zunahm. Pipa siechte noch einige Wochen hin, aber während dieser Zeit war es seine größte Lust, das Wort Gottes zu hören und zu betrachten, und seine Seele hing mit inniger Liebe an dem Heiland und sehnte sich, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Endlich kam seine Abschiedsstunde, und er entschlief in vollem Frieden und mit fröhlichem Glauben. — Auch anderen Indianern that der Herr das Herz auf. Unter denen, die sich um Bernau sammelten, war auch ein ältlicher Mann, ein Arawakke, Namens Franzen. Er hatte in seiner Jugend ein ausschweifendes Leben geführt; aber nachdem die vorlaufende Gnade Gottes ihn durch mehrere schmerzliche und empfindliche Schläge, unter die auch der Verlust seines Weibes gehörte, mürbe gemacht, fiel das Wort vom Kreuze bei ihm auf einen wohl vorbereiteten Boden. Zwar setzte es bei ihm noch manchen gewaltigen inneren Kampf; aber in Kraft göttlicher Gnade brach er endlich durch, ließ sich taufen, und wurde bald ein sehr brauchbarer Hülfslehrer in den Schulen. „Oft", sagt Bernau von ihm, „oft hörte ich ihn mit brennendem Herzen von der Liebe Jesu reden, und besonders innig und beweglich wußte er seine noch heidnischen Landsleute einzuladen, daß sie zu dem lebendigen Gott sich möchten bekehren. Eines Abends, als er am Flusse mit Fischfang sich beschäftigte, zog er sich eine Erkältung zu, und von da an nahm seine Gesundheit zusehends ab. Ich besuchte ihn täglich. Als ich ihm eines Tages sagte, daß wahrscheinlich diese Krankheit seine letzte sein werde, glänzten seine Augen, und indem er mich bei der Hand faßte, rief er: „Glaubst du wirklich, daß ich dem Himmel so nahe bin? Nun, dann will ich mein Haus bestellen, damit ich nur noch an Jesum denken kann; denn seit ich Ihn recht kenne, habe ich mich immer gesehnt, bei Ihm zu sein". Als ich ihm einige Verse aus Röm. 8. las, rief er: „O gnadenreicher Gott, das ist ein lieblich Wort! Ich danke Dir, daß Du mir die Gewißheit gegeben hast, daß nichts im Himmel und auf Erden mich von Dir scheiden kann!" — Am Tage vor seiner Heimfahrt schickte er nach mir. Als ich eintrat, sagte er: „Ich habe dich zu mir bitten lassen, um wegen meiner Kinder mit Dir zu reden; ich weiß, du wirst ihnen Vater sein". Dann rief er seine drei Kinder herein und sagte: „Meine theuern Kinder, ihr habt keinen Vater mehr, aber der Domine (Lehrer) wird euch Alles sein. Folget ihm, liebet ihn, lernet fleißig, und bald werden wir einander wiedersehen. Ich gehe zu eurer Mutter. O meine theuren Kinder, liebet euren Heiland; denn ihr wisset, Er ist für uns gestorben. Wollet ihr Ihn nicht lieb haben?" — Dann gab er jedem seinen Segen, legte hierauf ihre Hände in die meinigen und sagte: „Gehet nun mit eurem Vater. Warum weinet ihr? Ich weiß, er wird für euch sorgen". — Nach einer Pause rief er: „Betet, o betet!" Auf die Frage, wie er sich fühle, sagte er: „Ganz selig; nur fühle ich mich manchmal so einsam, als wandelte ich allein im Gebüsch; zu andern Zeiten ist Alles dunkel um mich. Aber hier — auf seine Brust deutend — hier

ist's helle, hier ist Ruhe! Mir ist sehr wohl!" Als ich ihn verließ, sagte ich zu ihm: „Franzen, schaue auf Jesum! Er wird dich begleiten!" — „Ja, ja", entgegnete er, „lebe wohl, wir werden uns bald wiedersehen!" — Am folgenden Tage schien er nichts mehr wahrzunehmen; doch bewegten sich seine Lippen wie im Gebet. Wir Alle knieten an seinem Lager nieder und empfahlen seine Seele dem guten Hirten, und nach wenigen Stunden war er in die ewige Ruhe eingegangen". — Ihm folgte nicht lange darauf seine jüngere Tochter,*) Amalia, des Vaters Liebling, ein frommes liebes Kind von sieben Jahren. Als sie bettlägrig wurde, brachte Bernau (nach seiner eignen Aussage) manche glückliche Stunde an ihrem Lager zu. Wenn er mit ihr betete, war sie jedesmal besonders dankbar. Einmal las er ihr etwas vom neuem Jerusalem; da erhob sie sich vom Bette und rief: „Ja, dort werde ich bald sein!" und als er sie nach dem Grunde dieser Hoffnung fragte, sagte sie: „Ist nicht Jesus auch für mich gestorben?" Obschon noch ein Kind, bekannte sie sich doch als eine Sünderin. „Aber ich weiß", fügte sie hinzu, „Jesus hat mir vergeben, Er hat mich zu Seinem Kinde angenommen!" Auf die Frage, ob sie denn nicht gern noch länger leben möchte, entgegnete sie: „Ja, ich möchte es wohl; aber ich fürchte, ich könnte undankbar gegen den Herrn Jesus werden. Du (Bernau) hast mir oft gesagt, daß im Himmel keine Sünde mehr sei, und kein Schmerz und kein Tod mehr; dahin möchte ich am liebsten gehen, und — — — ich werde bald dort sein!" — Am Abend vor ihrem Heimgang war sie so schwach, daß sie regungslos dalag, aber als die Umstehenden an ihrem Bett um Verkürzung ihrer Leiden beteten, und daß der Herr sie in die ewige Ruhe aufnehmen möchte, erhob sie sich plötzlich und sprach laut und innig ihr „Amen!" dazu. Auf Bernau's Frage, ob sie viel Schmerzen habe, erwiederte sie: „Ja, sehr große, — aber in dieser Nacht werde ich im Himmel sein!" — Dann rief sie ihren jüngern Bruder John und ihre ältere Schwester Leonora, und bat sie, diese Nacht bei ihr zu bleiben. „O habet den Herrn Jesus lieb. Sehet wie glücklich ich bin. Ich sterbe nun!" — das waren ihre letzten Worte. Erschöpft sank sie auf ihr Lager zurück, und nach wenigen Stunden eilte ihr Geist gen Himmel. — Leonora, ihre ältere zwölfjährige Schwester, überlebte sie nicht lange, auch sie starb einen seligen Tod und ging im Frieden heim zu ihrem Heiland. Dem Verscheiden nahe rief sie ihren Bruder John und sprach: „John, mein Bruder, du bleibst allein übrig von unserer Familie; ach komm zu Jesu, denn Er ist sehr freundlich. Ich gehe zu . . ." Hier ging ihr die Stimme aus; allein nach einer Weile fuhr sie fort: „ich . . zu den Engeln im Himmel; und heute noch werde ich dort sein." — Als John zu weinen anfing, sah sie ihn voll Liebe an und sagte: „Bruder, weine nicht; ich werde bald sehr glücklich sein. Lerne nur brav, Lieber". Erschöpft sank sie auf's Lager zurück. Bernau betete, und als er von den Knieen aufstand, winkte sie dankend mit der Hand. Bald schlummerte sie zur ewigen Ruhe ein. —

„Die Indianer um uns her," schreibt Bernau von Bartica Grove unterm 2. Januar 1843, „sind mehr als je aufgeregt, obgleich die Meisten von ihnen keinen bestimmten Gedanken dabei zu haben scheinen. Dennoch mußte ihnen jede Vergünstigung gemacht werden, in Betracht ihres entarteteten Zustandes und des wahrhaft beklagenswerthen und schrecklichen Stumpfsinnes, in welchem sie in den verflossenen Zeiten hingebrütet hatten. Dessenungeachtet haben wir Beweise, daß das Wort Gottes an ihnen arbeitet. — Wir haben manche liebliche und auffallende Beispiele an einzelnen Personen, obgleich oft Jahre verstreichen, ehe sie zum Lichte gebracht werden. Jetzt nach mehreren Jahren fangen sie an, Zutrauen zu uns zu fassen." Nur die scheuen, abergläubischen und verrätherischen Akaway's machten eine Ausnahme. Während aber die Indianer in der Nähe der Weißen auf erstaunlich schnelle Weise vornemlich an den Kinderblattern hinstarben, wurde durch den Segen Gottes, den

*) Basler Heidenbote, 1849, p. 44.

er auf die Impfung legte, auch nicht ein Fall in der Mission tödtlich, und die Station war überhaupt im Zunehmen begriffen, indem hier mehr Kinder geboren wurden, als in jeder andern indianischen Niederlassung, während die Sterblichkeit dazu sich wie Eins zu Zehn verhielt, ein Umstand, der ohne Zweifel nächst Gott den Wirkungen der Civilisation, wie auch der gesunden Lage des Ortes zugeschrieben werden mußte.

Von Bartica Grove aus unternahm Bernau in Begleitung des bekehrten Karibenhäuptlings Erie und des Arawakkendolmetschers Friederich auch von Zeit zu Zeit Reisen unter den benachbarten Indianern, Arawakken, Akaway's und Kariben, und machte nicht selten auf denselben recht ermunternde Erfahrungen.

So kam er auf einer solchen Reise einmal an eine 100 englische Meilen entfernte Bucht, die in eine Art Savanne führte. Hier hatten die Leute nicht so bald von seiner Ankunft gehört, als sich gegen 80 Personen in einem der Häuser versammelten, denen er in ihrer eigenen Sprache die Leidensgeschichte des Heilandes vorlas. Als er den Verrath des Judas las, holten etliche einen tiefen Seufzer, als wollten sie einen so niederträchtigen Undank verdammen; und als er die Verleugnung Petri las, standen vielen der Zuhörer Thränen in den Augen. Besorgt, sie zu ermüden, fing Bernau an, das Gehörte auszulegen; aber als er das Buch bei Seite legte, fragten sie: „Willst du aufhören, zu lesen?" — Er sagte: „Wenn ihr weiter hören wollt, will ich fortfahren", worauf sie entgegneten: „Wir sind noch nicht müde denn das haben wir nie zuvor gehört. Wir hören auch wohl gern den englischen Lehrer, können aber nicht verstehen, was er sagt. Das verstehen wir ganz gut." Es war Nachts eilf Uhr, da er mit Lesen und Reden aufhörte, und die ganze Nacht hindurch hörte er die Leute mit einander von dem reden, was sie gehört hatten. Vor sieben Uhr Morgens aber kamen die Indianer schon wieder, um noch mehr zu hören. — Auf derselben Reise*) gelangte Bernau zu einer Niederlassung am Pomerun, wo sich während des Tages gegen 80 Kariben um ihn sammelten. „Gegen Abend", berichtet er, „fing Erie an, über die Absicht unseres Besuches zu ihnen zu reden; und nie traf ich aufmerksamere Leute an. Sie schienen an den Lippen des Predigers zu hängen, der auf eine feurige und einfache Weise davon redete, wie Gott die Welt also geliebt habe, daß Er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle durch Ihn selig würden. „„Das haben wir nie zuvor gehört"", entgegnete einer der Häuptlinge; „„wir möchten wünschen, ihr lebtet bei uns; dann wollten wir und unsre Kinder mehr von diesem guten Wort lernen; aber da ist Keiner, der für uns sorgte"". Erie, der bisweilen durch Bemerkungen, die sie machten, unterbrochen wurde, fuhr fort, über ihren verlorenen Zustand zu reden, und wie verkehrt es wäre, wenn sie das Anerbieten des Allmächtigen, das ihnen jetzt gemacht werde, nicht annehmen würden. Als ich sah, daß es spät wurde, entließ ich sie mit den Worten: „„Ich hoffe, theure Freunde, was ihr heute gehört habt, werdet ihr nie wieder vergessen."" — „„Nein"", antwortete Einer von den Alten, „„wir werden daran denken; aber warum kommst du nicht und bleibst bei uns?"" Ich sagte ihnen dann, daß ich am Essequibo wohne, und daß dort Viele seien, die Gott lieben, worauf er entgegnete: „„Gut, wir werden gehen und dich dort sehen"". Als ich mich zur Ruhe gelegt hatte, luden sie Erie ein, in das Haus zu kommen, wo sie ihre Hängematten aufgehängt hatten, und ihnen noch etwas mehr zu sagen. Er willigte ein und fesselte, nachdem er sich mit ihnen um das Feuer gesetzt, ihre Aufmerksamkeit bis 4 Uhr Morgens. Endlich fingen sie an, Fragen zu machen, bis das Gespräch so laut wurde, daß ich erwachte und fand, daß die Sonne über uns aufgegangen war. Sobald sie bemerkten, daß ich wach war, kamen sie herbei, setzten sich um mich her und verlangten, noch mehr von Gott zu hören".

Bei einer Missionsversammlung in Georgetown am 28. Februar 1844 legte der Gouverneur von Guiana folgendes Zeugniß ab: „Von

*) Calwer Monatsblatt 1845, p. 175.

den Missionen in Bartica Grove und Pomeroon kann man fast buchstäblich sagen: die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das Gefilde wird fröhlich stehen, und wird blühen, wie die Lilien (Jes. 35, 1.). Einer, der vormals mit den Waldprodukten an diesem Fluß Handel getrieben hat, versicherte mich, die Arbeitsplätze, wo dereinst Hunderte und aber Hunderte von Negern beschäftigt waren, seien jetzt mit Indianern angefüllt; die Neger haben den Fluß verlassen, und man finde in diesem Augenblick mehr indianische Arbeiter, als man beschäftigen könne. Vom Fluß aus sind die Indianer auch bis an die Küste gekommen, und wie mir kürzlich ein Beamter gemeldet hat, verrichten sie dort ihre Arbeit zur vollen Zufriedenheit." — Im folgenden Jahr, als die Indianer mit ihrem Geschäft am Waramuri, wo ein Missionsposten errichtet werden sollte, fertig waren, gingen 60 Mann alsbald von der neuen Mission hinweg, um eine Zeit lang an der Küste zu arbeiten und Geld zum Ankauf von Kleidungsstücken für sich und ihre Familien zu verdienen. Denn der Indianer, der auch nur Einmal eine Kirche besucht hat, fühlt augenblicklich, daß er sich anständig kleiden muß, oder sich nicht mehr da sehen lassen darf.

Das erste europäische Kleidungsstück, das der wilde Waldmensch sich anschafft, ist gewöhnlich ein Hemd. Dieß trägt er, bis es ihm fast vom Leibe fällt; dann kauft er ein neues und zieht es über das alte an, wenn er in der Kirche erscheinen will. Es kommt nicht selten vor, daß das neue kürzer ist, und die Fetzen des alten darunter herabhängen. Ein Karibe begnügt sich zuweilen mit einer Weste, und trägt unter derselben sein indianisches Kleidungsstück. Nach und nach aber kommt es so weit, daß er vom Kopf bis zum Fuß gekleidet ist. — Wenn die Frauen des Waldes, deren einziger Anzug aus Glasperlen nebst einigen silbernen Zierrathen und Jaguarzähnen bestand, anfangen, auf eine anständigere Kleidung zu denken, so sehen sie mehr auf die Menge, als auf den Geschmack. Die Karibenfrauen konnten sich Anfangs nicht genug Kleider anlegen. Nur das Gesicht, die Hände und die bloßen Füße waren sichtbar, alles Uebrige war mit einem verwirrten Haufen gedruckten Kattun's, Halstücher u. dergl. von den schreiendsten Farben und Mustern bedeckt. Das ihnen eigne Wohlgefallen an Schmucksachen warf sich auf große Ohrringe und Zierrathen von irgend einer Art von Tomback oder Semilor. „Ich war einmal", sagt der Missionar, „genöthigt, einige leise Bemerkungen darüber zu machen; und am folgenden Sonntag waren, mit Ausnahme eines einzigen Paares, sämmtliche Ohrringe verschwunden".

Der Einfluß des Christenthums zeigt sich bei den Indianern am Pomeroon in allen Beziehungen, namentlich auch in der Behandlung des weiblichen Geschlechtes, die früher eine sehr harte war, in einem anständigen Verhalten, in Mäßigkeit und Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken, in Verwerfung des heidnischen Aberglaubens und Zauberwesens. Einige der ersten Bekehrten waren ehemalige Zauberer oder Piaimänner. Zwei von ihnen am Pomeroon hatten ihre Klappern zerbrochen, ehe sie sich an die neue Religion anschlossen; andere übergaben sie den Missionaren zum Zeichen ihrer aufrichtigen Sinnesänderung. Einige davon wurden in der Missionsschule aufgehängt, um sie der Verachtung der jungen Leute preiszugeben; die andern wurden nach England geschickt. Die christlichen Indianer beten miteinander, wenn einer krank ist, und schicken nach ihrem Missionar, statt den Zauberer zur Beschwörung des Yarahu kommen zu lassen.

„Vor einigen Jahren", erzählt Missionar Brett, „verloren wir einen unserer tüchtigsten Bekehrten durch den Biß einer Labariaschlange. Er hieß Hendrik Yanke. Während er ein wildes Thier im Wald verfolgte, trat er auf die Schlange, ohne es zu bemerken, und augenblicklich verwundete sie ihn mit ihren Giftzähnen. Ich sah ihn drei Tage nachher: er lag in folternden Schmerzen, sein Fuß, sein Bein und die ganze rechte Seite waren entzündet und zu einer ungeheuren Größe angeschwollen. Er erzählte, er habe die Schlange erschossen, sobald er den Biß fühlte; dann sei eine schwarze Wolke über seine Augen gezogen. Nach einiger Zeit hatte er sich so weit erholt, daß er nach seinem nicht weit entfernten Hause kriechen konnte. Nachdem er so lange am Leben geblieben war, dachte er, er könnte wieder davon kommen, drückte aber dabei seine Ergebung in den Willen Gottes aus. Wirklich erholte er sich scheinbar und konnte wieder umhergehen; allein sein Blut war ganz vergiftet, und bald sank er wieder zusammen. Er suchte ärztlichen Beistand, aber ohne Erfolg. Auf beiden Seiten des Rückgrats bildeten sich große Abscesse, und nicht lange, so traten die Zeichen der herannahenden Auflösung hervor. Er kam nun auf die Station, wo man ihm allgemein große Theilnahme bewies. Seinen Glauben an Christum und seine Unterwerfung unter den Willen Gottes sprach er auf erfreuliche Weise aus, obgleich bei'm Blick auf seine kleinen Kinder die Thränen in seinen Augen standen. Acht Monate, nachdem er gebissen worden, starb er. Ein Bambusgebüsch an der Rückseite des Hügels wurde zum Begräbnißplatz ausersehen; einer der ersten, welche hier beerdigt wurden, war der arme Hendrik. Oben am Grabe errichtete sein Bruder einen Pfosten von hartem Holz mit den Anfangsbuchstaben H. Y. — Mehrere andere christliche Arawakken sind dort begraben, auch Jane, ein schönes kleines Karibenmädchen, eine unsrer besten Schülerinnen. — — Die Auftritte aber, die wir an diesen Gräbern beobachteten, haben uns hinreichend überzeugt, daß das Herz des rothen Mannes, sobald es von der erkältenden Macht abergläubischer Furcht befreit ist, ebensogut zarter Empfindungen fähig ist, als das des weißen."

In Bartica Grove wuchs mittlerweile die Bevölkerung und bot im Ganzen ein liebliches Bild von dem umwandelnden Einfluß des Evangeliums dar; die Schulen waren im Steigen und die Kinder machten Fortschritte, was selbst unparteiische Reisende bezeugen mußten, wie der schon im August 1840 daselbst eingekehrte Bernhard Ries.*) „Ich hatte," sagt derselbe, „Gelegenheit gehabt, in England, Frankreich und Deutschland mit den Schulanstalten näher bekannt zu werden, und lasse mich nicht leicht täuschen durch ein Sonntagsgewand, das man für eine kurze Zeit anzieht. Meine Erfahrung hat mich in den Stand gesetzt, ein Urtheil abzugeben; und ich versichere, daß Herrn Bernau's Schule, hinsichtlich ihres beabsichtigten Zweckes religiöser Bildung und Erziehung, wie man sie in der bürgerlichen Gesellschaft fordert, keiner ähnlichen Anstalt in Europa nachsteht. Herr Bernau hat das Verdienst, die Kinder der Indianer, die, als sie zu ihm kamen, nur Eine Stufe über den unvernünftigen Thieren standen, zu wohlerzogenen Christen umgebildet zu haben u. s. w." Gleiches Lob ertheilte später der gelehrte Reisende Schomburgk, der am Christfest der Taufe von 18 Erwachsenen in Bartica Grove, denen Tags darauf 6 Kinder folgten, beiwohnte und durch ihren Anstand und ihre Antworten sehr befriedigt, auch bei der Schulprüfung anwesend war, der Station und ihrer gesammten Einrichtung, besonders auch den Schulen. „Ich habe," sagt er schließlich, nur den aufrichtigen Wunsch auszudrücken, daß ähnliche Anstalten auch in andern Theilen Guiana's gegründet werden, und dieselbe Hülfe den

*) Calwer Monatsblatt 1845, p. 169.

Resten der Ureinwohner innerhalb des britischen Eigenthums dargeboten werden möchte, wodurch ihr nachwachsendes Geschlecht weit über ihre gegenwärtige religiöse Unwissenheit erhoben werden würde. Dieß ist der einzige Ersatz, welchen ihnen England für den Verlust ihres Landes und für das Elend, das die Europäer ihnen zugefügt haben, anbieten kann." — Bernau selbst schreibt von Bartica Grove unterm 14. März 1845*) nach Basel:

„— — Zwar sind es nicht die vielen Tausende Ostindiens, noch auch die dicht bewohnten Gruppen der Südsee, an welche unser Ruf ergeht; nein, es ist nur ein Ueberrest von einst mächtigen Nationen, und nun zerstreut und einsam umherirrend, ein Fremdling im Lande seiner Väter. — — Doch wer kann dieses Verhängniß über die Ureinwohner Amerika's ergründen? wer die Gründe erläutern, nach welchen ein gerechter Gott die Welt regiert? Mir gebührt es nicht; sondern nur treu zu sein in dem, was der Herr mir anvertraut. Unsere Gemeine beläuft sich auf beinahe 100 Personen, die sich monatlich um den Tisch des Herrn sammeln, während 50 andere sich auf die Taufe vorbereiten. Der Charakter des Indianers ist langsam im Handeln, und, ehe er überzeugt ist, sehr zurückhaltend und nicht selten argwöhnisch. Hat er sich aber überzeugt, oder ist er vielmehr durch die Gnade seines Gottes überzeugt von der Wahrheit, so ist sein Fortschreiten nicht so unterbrochen oder heuchlerisch, als es bei andern Nationen nicht selten der Fall ist. Freilich sind die Bekehrten auch manchen Schwachheiten unterworfen und machen sich oft mancher Fehler schuldig; doch ist dieß nicht sowohl einem bösen Zustand ihres Herzens, als vielmehr ihren Gewohnheiten und Sitten zuzuschreiben. — Unsere Schulen sind ermunternd und lassen hoffen, daß der gute Same seiner Zeit Früchte tragen wird. — Die Knabenschule zählt 48 Kinder verschiedener Stämme, von welchen 35 als Waisen von der (Miss.) Gesellschaft gekleidet und beköstigt werden. Nach zurückgelegtem 13. Jahre verlassen sie die Schule, um in der 70 englische Meilen entfernten Stadt Georgetown ein Handwerk zu erlernen. Andere gehen ihren Eltern zur Hand, und es ist erfreulich, die Rückwirkung, welche sie dadurch ausüben, wahrzunehmen. Während der Schuljahre ist es mir besonders angelegen, sie zur Thätigkeit, vorzüglich im Ackerbau und Gartengeschäft, zu ermuntern und anzuleiten; und auch hierin gelingt es uns über Erwarten. In Verstandesgaben sind sie nicht zurück; insbesondere aber zeigt sich eine vorherrschende Neigung zur Nachahmung in mechanischen Dingen; weshalb sie sehr bald eine gute Hand schreiben lernen. In der Rechenkunst aber hält es etwas schwer, und selten überschreiten sie die Regel-de-tri; doch ist dieses auch nicht nothwendig für ihr künftiges Leben. — Die Mädchenschule zählt 42 Kinder, von denen 25 als Waisen ebenfalls auf Kosten der Gesellschaft erzogen werden. Wie gewöhnlich in dergleichen Schulen werden sie in das Hausgeschäfte eingeleitet, um zu ihrer Zeit als Frauen und Mütter, denen der Schlüssel zu den Herzen der Kinder anvertraut ist, solche zu erziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. — Noch ist eine andere Schule mit dieser Station verbunden, in der etliche 20 Kinder, meistens Halbweiße, Unterricht empfangen. — Unsre Station Warraputa (Warraporta), mehr im Innern des Landes, wird wahrscheinlich aufgegeben werden, indem es scheint, das Klima sei sehr ungesund. Herr Christian, der kürzlich dorthin gesandt wurde, ist erkrankt und wird vielleicht nach Europa zurückkehren müssen". —

Leider erging es Bernau nicht besser, und Anfangs 1846 mußte er seiner geschwächten Gesundheit wegen Bartica Grove verlassen und sich nach Europa begeben. Während er sich daselbst befand, forderte die Mission in Guiana ein neues Opfer, indem im Jahre 1847 der gleichfalls von Basel ausgegangene Missionar Meier**) in Komaka, etwa

*) Basler Missions-Magazin 1845, IV. 13 ff.
**) cf. Basler Heidenbote, 1848, p. 33 ff.

40 Stunden von Neu-Amsterdam stromaufwärts, wo er, wie beim Manaka-Bach, mit seiner treuen Gattin Susette unter den Indianern das Werk des Evangeliums trieb, vom Herrn zur ewigen Ruhe gerufen ward.

Johannes Meier war aus dem schweizerischen Dorf Oftringen im Kanton Aargau gebürtig. Er hatte von dem Jammer der Heiden gehört, und wollte gern Alles verlassen, um ihnen das Evangelium zu bringen. Nachdem er sich in der Stille des Missionshauses zu Basel vier Jahre lang vorbereitet, begab er sich zunächst nach England, und als er hier in London war und alle die Herrlichkeit der Reichen und Vornehmen sah, da wurde sein Herz tiefbewegt, und er machte mit dem Heiland einen Bund, in welchem er zu Ihm sagte: „Lieber Herr Jesus, ich begehre nichts von der Pracht und Eitelkeit dieser Welt. Mein einziger Wunsch ist, daß ich Dir möge ähnlich werden und daß ich Dir etliche Seelen aus den unglücklichen Heiden dürfe zuführen. Wenn nur Du, lieber Heiland, mir versprichst, daß Du mit mir sein wolleſt auf allen meinen Wegen, und daß Du mich ernähren und kleiden wolleſt, so will ich gerne im Uebrigen ganz arm sein und gar nichts haben, und nur auf Dich trauen, daß Du mich versorgeſt. Auch will ich gerne hingehen, wohin Du mich sendeſt, und wäre es auch in die traurigſte Einöde, wo noch verlassene Heidenseelen zu retten sind. Ja, ich will gerne von aller Welt vergessen sein, wenn nur Du, o mitleidiger Jesus, bei mir biſt." — Als er nun diesen Bund gemacht hatte, wurde ihm überaus wohl im Herzen, und er fühlte innerlich, wie der Heiland sein Ja dazu sage. Darnach ging er im Jahre 1840, ohne von einer Missionsgesellschaft unterstützt zu sein, im Glauben und festen Vertrauen, daß der Herr ihn ernähren und kleiden werde, zu den Indianern Guiana's, wohin sein Herz ihn zog, und begann mit seiner trefflichen Gattin die schwere Arbeit zunächst an dem Stamme der Arawakken. In dem Dorfe Komaka am Berbice-Strom fand er einen Indianer, der in Neu-Amsterdam etwas Englisch gelernt hatte und ihm nun als Dolmetscher diente. Durch ihn ließ J. Meier den Leuten sagen, er wolle gern bei ihnen bleiben und ihnen zeigen, wie man selig werden könne, und obschon die Indianer dem Fremdling nicht recht trauten, lenkte doch Gott ihre Herzen, daß sie ihm zu bleiben erlaubten und ihm eine Hütte bauten, in welche er mit seiner Gattin und seinen wenigen Habseligkeiten einzog. Hier in der einsamen Wildniß erneuerte er in der ersten Nacht, die er in seiner Hütte zubrachte, jenen in London mit dem Herrn geschlossenen Bund, und empfahl sich und seine Gattin in die treue Obhut und Pflege seines himmlischen Vaters. Fortan hatte er nur eine Sorge, die Indianer zu bekehren, deren Sprache zu erlernen er mit Eifer sich bemühte, denen er, sobald er einige Sätze darin stammeln konnte, überall nachging und vom Heiland ihnen erzählte. Davon schreibt er denn selber im Februar 1847: „Herumreiſen und Predigen war mein hauptsächlichstes Werk, wobei es sehr vieles zu erdulden gab, was besonders auf meine Gesundheit nachtheilig wirkte. Ich mußte z. B. oft auf heißem, ja auf glühendem Sande mit bloßen Füßen und unter brennender Sonnengluth wandeln, oft aber im Wasser bis zu den Knieen, oder auch bis zum Leibe und Halse, und dann in der Nacht war ich ohne Decke. — Dabei giebt es so viele beschwerliche Dinge, wovon man in Europa nichts weiß. Da giebt es sehr viele kleine Mücken, die Einem in Mund, Nase und Augen fliegen, daß man oft wie blind wird und böse Augen bekommt. Auch giebt es, was wir Tschigo nennen, ganz kleine Insekten, die graben sich in den Fuß und legen da Eier, aus denen Junge hervorkommen. Hier leben sie vom Safte zwischen dem Fleische und der Haut, was nicht geringe Schmerzen verursacht, bis man sie aus dem Fleisch und der Haut herausgenommen hat, wo man oft gegen 100 solcher Eier zu tödten hat. Thut man letzteres nicht, so kann man gar nicht schlafen vor Schmerzen. Meine Füße sind oft so wund, daß ich keine Schuhe tragen kann, sondern barfuß gehen muß. Soll ich noch mehr sagen von den Stechfliegen, den Ameisen, die uns oft aus unserer Hütte vertreiben, dem Muskitowurm, den Sandfliegen, der Fußkrätze, den Schlangen, Scorpionen, Holzschleichern, den Tigern, der Sonne und dem Mond, wie sie uns in diesem Lande zusetzen? Kürzlich kam ein Tiger mehrere Mal zu unsern Hütten und tödtete einen Hund und ein Huhn; auch wollte er das Kind eines Indianers, das in einer Hängematte lag, ergreifen, aber er wurde von einem unserer bekehrten Indianer erschossen, und nun dient seine Haut meinen

lieben Kindern zu einem Bette. — Wir haben nun ein kleines Haus gebaut, wie die Indianer es haben, und darin wohnen wir und halten unsere gottesdienstlichen Versammlungen mit den Indianern. Da ist aber kein gemachter hölzerner Boden, kein Glasfenster, kein Hausgeräthe, außer was wir etwa selbst mit unsern Händen roh zu machen im Stande sind. — Doch ist dieß durchaus kein besonderer Grund, daß wir nicht glücklich uns fühlen könnten, sondern eher das Gegentheil." — Binnen 6 Jahren durfte J. Meier 45 Heiden taufen, und diese neubekehrten Indianer, für welche er auch Stücke aus der heiligen Schrift in ihre Sprache übersetzte und ebenso ein kleines Liederbüchlein verfertigte, waren ihm gar lieb. Sie bildeten zwei Gemeinden an verschiedenen Plätzen, in Komaka und 40 Stunden davon am Manaka-Bach, zwischen denen er nun auf dem Berbice-Flusse immer hin und her reiste, um bald da, bald dort das Evangelium zu verkünden. An jedem Ort blieb er allemal zwei Sonntage, wo er dann jeden Abend seine lieben Brüder, wie er die bekehrten Indianer nannte, zu Gebet, Lesen und Betrachten des Worts, und jeden Sonntag zum Abendmahl um sich versammelte. Auch besuchte er meist jeden Monat die von Komaka entfernten Gläubigen in verschiedenen Gegenden. Da sagt er denn in seinem letzten Briefe, den er auf Erden geschrieben: „Es däucht mich oft, ich könne mich mit dem Erzvater Jakob vergleichen. Nach langer und mühevoller Arbeit in der Hitze des Tages und in der Kälte der Nacht bin ich durch den Herrn zwei Heere oder vielmehr zwei Heerden geworden; aber über dem Ringen und Mühen in und für Gott ist meine natürliche Kraft zu Grunde gegangen, wie Jakob's Hüfte; aber genug, daß mich der Herr gesegnet hat". — Durch seine unermüdlichen Arbeiten, Reisen und Leiden, namentlich aber durch die Sonnenhitze in jenem Lande wurde allmälig seine sonst starke Gesundheit ganz gebrochen. Er litt namentlich viel an furchtbaren Kopfschmerzen. Im August des Jahres 1847 machte er noch eine Reise nach der Stadt Neu-Amsterdam, um dort ein Boot voll Lebensmittel zu holen, wozu ihm der treue Gott durch einen lieben Freund in England gerade ein wenig Geld hatte zukommen lassen. In der Stadt mußte er drei Tage fieberkrank auf dem Bett liegen, konnte aber doch noch wieder zu seinen Indianern zurückkehren. Hier sagte er zu seiner lieben Gattin, er werde wohl nicht mehr lange hienieden leben. Am Samstag ging er noch eine Stunde weit, um gläubige Indianer zu besuchen. Am Sonntag Morgen bekam er heftiges Erbrechen bis auf's Blut, und dann Fieber; am Montag war er besser. Am Dienstag, den 1. September, trat das Erbrechen wieder ein, wobei er sagte, er könne es wegen der Hitze kaum aushalten: sobald es kühler sei, werde es aber besser werden. Um drei Uhr wünschte er sich in die Hängematte zu legen; als er aber sich hineinlegen wollte, fing sein Körper an zu sinken, während sein Haupt und die Arme auf der Hängematte ruhten. Seine Gattin glaubte, es wäre nur eine Schwäche, und wollte ihn mit Hülfe eines Indianers zum Bette zurücktragen; aber wie sie ihn aufnahmen, verschied er in ihren Armen. Das war das sanfte, selige Ende dieses treuen Knechtes des Herrn; seine tiefgebeugte, gläubige Gattin aber schloß das Schreiben, worin sie einem Freunde seinen Hingang anzeigte, mit den schönen Worten: „Gottes Wort war seine Richtschnur in allen Dingen, war es nun für ihn oder wieder ihn; er hatte richtig gewandelt und ist zum Frieden gekommen. Doch was ich auch sagte, ich meine nicht zu klagen; meine Seele trauet auf meinen Gott, der mir hilft und der bis hieher geholfen und der Gleiche ist in Ewigkeit. Diese 8 Jahre, seit ich meine irdische Vaterstadt verlassen, vertrauend auf den lebendigen Gott und sein Wort, begleitend einen Knecht Gottes, welcher durchdrungen war von der Liebe Gottes, diese 8 Jahr kann ich mit vollem Herzen sagen: Wie soll ich dem Herrn vergelten für alle Wohlthaten, die Er an mir gethan hat? Nie hatte ich Ursache zu bereuen, nach dem Worte Gottes im Glauben gehandelt zu haben; was ich dahinten gelassen, habe ich hundertfältig empfangen (aber auch nach dem Worte Gottes mit Verfolgung) mit solchem Segen und Frieden Gottes, für welchen ich keine Worte habe".

Missionar Bernau ging*) nach 1½jährigem Aufenthalt in Europa, wo er zu Basel verweilte, gestärkt wieder zu seinen Indianern in Bartica

*) cf. Basler Heidenbote 1847, p. 61.

Grove, wo er 1848 ankam. Da fand er freilich viel wieder nachzuholen und aufzurichten, was während seiner zweijährigen Abwesenheit vernachlässigt war,*) und der ihm von England aus zugesandte Missionar Lohrer, gleichfalls in Basel gebildet, ward ihm, doch leider nur kurze Zeit, ein willkommener Gehülfe. J. J. Lohrer, von Thuningen in Würtemberg, war geboren am 13. September 1821, trat in das Missionshaus zu Basel im August 1841, ging dann im Sommer 1846 nach London, um in die Dienste der kirchlichen Missionsgesellschaft zu treten, und wurde im Jahre 1848 nach Bartica Grove bestimmt, um dort in Gemeinschaft mit Bernau zu wirken. Er kam im December an**) und war, obwohl durch öftere Fieberanfälle vielfach angegriffen, ununterbrochen thätig in seinem herrlichen Beruf. Seine Liebe zog die Heiden an, und sein Ernst und Eifer gewannen Manche für Christum. Im Januar 1853 ging er, weil seine Gesundheit einer Luftveränderung bedurfte, ohne Weib und Kind nach Georgetown an der Meeresküste, kam aber schon fieberisch an. Am Samstag, den 8. Januar, wurde er ernstlich krank, und am Montag schon nahm ihn sein Herr zu sich. „Alles ist recht und gut; nichts könnte ich anders wünschen" — das waren seine letzten Worte. Seine edle Gattin eilte auf die Nachricht von seiner Erkrankung unter dem heftigsten Regen im Boote den Fluß herab, traf ihn aber nicht mehr am Leben. Ein Freund schreibt über sie: „So eben habe ich unsere Schwester verlassen, tief darnieder geschmettert von ihrem Verlust; aber Sie wissen, sie ist eine Frau des Gebets und in der Schule Christi wohl geprüft; und der, welcher den Nordwind mäßigt für das frisch geschorene Lamm, ist auch mit ihr. Jetzt, da sie es mit Wirklichkeiten zu thun hat, erprobt sich auch die Kraft und Wahrhaftigkeit ihres Glaubens." —

Die Mission am Pomeroon befand sich Ende 1850 in einem blühenden Zustand. Die Zahl der getauften Indianer war schon recht ansehnlich, auf der Schulliste standen 68 Kinder, und die Sonntagsschule war von Erwachsenen und Kindern fleißig besucht. Auch auf der Station am Mahaiconi waren 40 bis 60 Kinder in der Schule, und das würdige Benehmen vieler von den ältern Indianern ließ die Missionare hoffen, daß ihre Arbeit daselbst nicht vergeblich gewesen sei in dem Herrn. Leider aber mußte Bernau nach mehrjähriger erneuter Thätigkeit sein Arbeitsfeld in Bartica Grove abermals verlassen, und die Committee der kirchlichen Missionsgesellschaft berichtet***) im Jahre 1854: „Die Mission in Britisch Guiana ist annoch ohne die nöthige Oberaufsicht. Missionar J. H. Bernau war außer Stand, auf sein Missionsfeld zurückzukehren, und die Committee suchte ohne Erfolg nach einem Missionar, der seinen Posten einnähme. Sie hat jedoch einen Geistlichen an Ort und Stelle veranlaßt, monatlich dort einen Besuch zu machen, und ein eingeborener Lehrer wird zu uns gebracht werden, um für den geistlichen Stand dort vorbereitet zu werden." So arbeitet denn jetzt in Britisch Guiana auf 1 Station 1 europäischer Lehrer, 1 europäische Lehrerin,

*) Basler Missions-Magazin 1850, II. p. 25.
**) Basler Heidenbote 1849, p. 40.
***) Basler Missions-Magazin 1855, I. p. 116.

1 inländischer Lehrer, bei 72 Communicanten, 2 Schulen und 60 Schülern. Wir aber halten uns im Hinblick auf diese Mission an das Wort des treuen Bundesgottes: Seid stille und erkennt, daß Ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, Ich will Ehre einlegen auf Erden. — Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakob's ist unser Schutz, Sela. Ps. 46, 11. 12.

Anhang.

Die Patagonische Mission.

Missionsfreund, herausgegeben von Ahlfeld, 1852, p. 87 ff.
Goßner, die Biene auf dem Missionsfelde, 1852, p. 60; 1855, p. 40; 1857, p. 19.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt, 1855, p. 210 ff.
Basler Missions-Magazin, 1849, III. 199; 1850, II. 293; 1852, II. 136; 1854, III. 86; IV. 18.

Ganz und gar versäumt war bisher das große Land Patagonien, südlich vom Vorgebirge Corientes, ein Gebiet, das von der Laplata-Republik bis zur Magellansstraße in einer Länge von 420 Stunden hinabreicht. Die ganze Ostküste, selbst in der Nähe der großen und wasserreichen Flüsse, läßt nur selten einen Baum erblicken, und die Ebenen sind öde, trostlose Steppen, auf denen besonders viele Pferde und Straußen sich tummeln. Das Klima ist sehr gesund, aber für die Erzeugnisse des Bodens sehr ungünstig, weil es zu selten regnet. An der Westküste, von welcher sogleich die Anden beginnen, ist der Himmel selten heiter, indem ein dichter Nebel dieselbe fast immer bedeckt. Europäer haben sich nirgends niedergelassen, doch suchen sie emsig die See-Elephanten an der Küste, aus deren Speck Thran bereitet wird. Die Bewohner des Landes, die Patagonier, von den Spaniern Serrano's, Bergbewohner, genannt, nennen sich selbst Tehuelhets und theilen sich, über 100,000 an der Zahl, ebenfalls in mehrere Stämme mit verschiedenen Sprachen. Sie sind stark und wohlgenährt, über 5 Fuß hoch, von straffen Muskeln und festem Fleisch. Ihr Gesicht ist rund, etwas platt, die Augen sind lebhaft, die Zähne sehr weiß. Ihr langes schwarzes Haar tragen sie über dem Wirbel festgeheftet. Ihre Hautfarbe ist kupferbraun, bei den Weibern etwas heller. Der Anzug der Männer besteht in einem um den Körper geworfenen Rock von Thierfellen, ohne Aermel, der mittelst eines Gürtels um den Leib gebunden wird. Wenn sie zu Pferde sitzen, haben sie öfters lange Stiefel an von der Haut eines Pferdebeins, die ganz abgezogen und so mit dem Huf an die Füße angelegt wird. Gesicht und Körper bemalen sie mit bunten Linien, auch schmücken sie sich mit Ringen, Armbändern und Glaskorallenschnüren. Die Kleidung der Frauen ist ziemlich dieselbe. Ihre Hauptwaffe ist die Kugelschleuder, zwei runde Steine, welche durch starke Riemen verbunden und netzförmig damit eingefaßt sind, doch haben sie auch noch Lanzen, Bogen und Keulen. Als umherirrendes Jägervolk nähren sie sich von dem Fleische der wilden Lama's, der Pferde, des Straußes und anderer Thiere. Das Pferd ist ihnen Alles, und ihre Wohnung macht höchstens ein leichtes Zelt von Häuten oder Binsen aus. Das ganze Hausgeräth darin besteht

aus einigen Fellen zum Schlafen, einem alten Beutel von Haut verfertigt, einer Schüssel, auch von Haut gemacht, zum Trinken, und vielleicht einigen kleinen Steinen, worauf sie das Fleisch rösten, sowie einem Bündel spitziger Stäbe, die zum Trocknen der Häute gebraucht werden. Die Patagonier sind sehr räuberisch, tapfer und kriegerisch, dabei aber entsetzlich träge und in Armuth, Unwissenheit und Rohheit versunken. Sie haben nur dunkle Begriffe von einem guten Geist; weit mehr fürchten sie Gespenster aller Art und vornehmlich den bösen Geist, den sie als einen großen, schwarzen Mann beschreiben, welcher in den Einöden umherschweift, jedes Wort und jede Handlung der Menschen kennt und nach ihrer Aufführung das Wetter einrichtet, auch Krankheiten, Hungersnoth und anderes Unglück verursacht. Dem Todten geben sie, damit sein unzufriedener Geist nicht wiederkehre und sie plage, sein bestes Pferd, seine Lanze u. s. w. mit ins Grab. Bei manchen Stämmen wird der Mann sowohl als sein Pferd einbalsamirt, geräuchert und getrocknet, dann in den Wald getragen und mit Baumzweigen bedeckt; bei andern werden die Verstorbenen beerdigt, das Pferd aber an den Leichenhügel angebunden und seinem Schicksal überlassen. — Im Jahre 1833 hatten die nordamerikanischen Missionare Arms und Coan den Auftrag, die Thunlichkeit einer Mission in Patagonien zu untersuchen, hielten sich zehn Wochen lang unter den Wilden auf und fanden gastliche Aufnahme. Aber sie konnten nur Pferdefleisch und Straußeneier zur Nahrung bekommen, und der ganze Aufenthalt war überhaupt mit so großen Mühseligkeiten verbunden, daß sie selbst muthlos nach Hause zurückkehrten, und sich auch bis jetzt noch Niemand gefunden hat, der sein Leben in die Hand gelegt und diesem Volke den Fürsten des Lebens gepredigt hätte.

Südlich von Patagonien, an der äußersten Spitze von Südamerika, durch die Magellansstraße von dem Festland getrennt, liegt eine Gruppe von drei großen und vielen kleinen Inseln, von Osten nach Westen 150 Stunden lang und 70 Stunden breit, deren unregelmäßige, zerrissene Formen, hohe und steile Felsenküsten und in wilder Verworrenheit sich aufthürmende Gebirge die Spuren ihres vulkanischen Ursprungs deutlich erkennen lassen, davon sie auch den Namen Feuerland bekommen haben. Das Klima derselben ist nicht so kalt und schrecklich, als es früher geschildert wurde; Labrador hat viel höhere Kältegrade und ist viel öder. Es giebt hier noch Wälder, und Hunde und Füchse, ja Hirsche und Rehe bewohnen das Festland, die Küste aber ist reich an Seevögeln, Gänsen und Enten, das Meer bietet im Ueberflusse Robben, Seelöwen und verschiedene Muschelarten. Aber Monate lang sind diese Inseln in düstern Nebeln eingehüllt, die wildesten Stürme toben durch ihre Felsenstraßen, wo die beiden größten Meere der Welt sich begegnen, und die Wasserhosen sind in keinem Meerestheile so heimisch, wie hier. Doch haben auch diese Inseln ihre Bewohner an dem stillen Volk der Pescheräh's, sogenannt von dem Wort Pescheräh, womit sie die Fremdlinge begrüßten, dem einzigen, das man von ihnen gehört haben wollte, und das so viel als Freund bedeuten soll. Sie sind von mittlerer Größe, haben eine gelbbraune Gesichtsfarbe, ein breites Gesicht, hervorstehende Backenknochen, eine flache Nase mit weiten Nasenlöchern und einen sehr großen

Mund. Die langen, schwarzen, groben Haare sind bei den Männern durch einen Reif auf dem Kopfe etwas zusammengehalten, um die Schultern hängt die Haut von einem Seelöwen oder Seehund, über den Hüften mit einem Strick aus Seehundsgedärmen festgebunden. Eine Schürze von Federn und ein Stück Seehundsfell, welches über den Knöchel zusammen gebunden ist, um den Fuß, bisweilen auch noch eine Federmütze auf dem Haupt, vollenden den Anzug, Gesicht und Schenkel aber werden mit rothen, weißen und schwarzen Streifen bemalt. Dazu tragen die Frauen um die Hand- und Fußgelenke noch einen sehr kunstvoll aus Fischgedärmen geflochtenen Ring; auch schöne aus Muscheln zusammengereihete Halsbänder dienen als Schmuck. Ihre Hütten, von denen die größten 24 Fuß Umfang und 6 Fuß Höhe haben, bauen sie aus großen Baumzweigen, die mit dem starken Ende in die Erde gesteckt und oben durch Stricke von Binsen zusammen gehalten werden. Der Fußboden ist mit Seehundsfellen bedeckt, in der Mitte aber ein Platz für das Feuer, um welchen herum Bündel trocknen Grases als Betten und Stühle dienen. Der Rauch zieht durch eine Oeffnung oben ab. Etliche Kannen aus Baumrinde, einige Binsenkörbe und ein Beutel zur Aufbewahrung ihrer Farben und Halsbänder bilden den ganzen Hausrath. Fische, Robbenfleisch und Thran machen die hauptsächlichste Nahrung der Pescheräh's aus, die man in mehrfacher Beziehung die Eskimo's des Südens nennen könnte, und was sie von Europäern bekommen oder entwenden konnten, selbst die Talglichter, wurde mit großem Appetit verzehrt, wenn es nur fett war, wogegen sie dem Brode durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnten. Wurfspieße, Bogen und Pfeile von zierlicher Arbeit sind ihre Waffen; ihre größte Kunstfertigkeit aber entwickeln sie im Bau ihrer Kähne, die sie aus Baumrinde geschickt und zweckmäßig verfertigen. Von Obrigkeiten, Versammlungen und überhaupt einer staatlichen Einrichtung hat man bei diesem elenden Volke bisher noch nichts gefunden. Der Mann ist auch hier, wie bei den meisten Heiden, der faule Herr, der, wenn er nicht jagt und fischt, am liebsten am Feuer kauert, während das Weib selbst den Kahn ausbessern, das Ruder führen und überhaupt die schwersten Arbeiten verrichten muß. Weder evangelische noch katholische Reisende haben auch nur eine Spur von Religion oder Gottesverehrung bei den Pescheräh's wahrgenommen. — Schon im vorigen Jahrhundert versuchten die Spanier an der Magellansstraße eine Kolonie zu begründen, nicht um die Eingebornen zu bekehren, sondern um bei ihren Fahrten nach Peru und Chile einen Haltpunkt an der Küste zu haben. Aber sämmtliche Kolonisten sind Hungers gestorben, und noch heute heißt ihr Wohnplatz deshalb der Hungerhafen. Auch die auf den benachbarten Falklands-Inseln gegründeten Niederlassungen haben nie gedeihen wollen. Aber die Liebe des Herrn, die nicht schläft und schlummert, hat auch dem Volke der Pescheräh's einen Freund zu erwecken gewußt, der durch das alles sich nicht abhalten ließ, diese Armen mit der Botschaft des Friedens aufzusuchen und ihnen selbst sein Leben zum Opfer zu bringen.

Allen Gardiner, so hieß der treue Mann, war 1794 in Berkshire, nahe bei Wallingford, geboren; eine frühe Neigung zu Unternehmungen und Abenteuern ließ ihn den Seemannsberuf wählen. Die Saat der

göttlichen Wahrheit, welche entschieden religiöse Eltern in sein Herz ausgestreut, trat bei ihm zuerst wirklich in das Leben, als er bei dem empörenden Götzendienste in einem Tempel in China zugegen war. Ein feuriger Missionseifer war die unmittelbare Folge solcher Bekehrung, welchen er sich bald ernstlich auszuüben berufen fühlte, da er als Lieutenant auf Ihrer Majestät Schiff „Dauntleß" Augenzeuge von der tiefen sittlichen und geistigen Erniedrigung der Ureinwohner an den Grenzen von Chile und Buenos Ayres gewesen. Gleich nach seiner Rückkehr nach England, 1823—1824, war er bemüht, die Londoner Missionsgesellschaft zu vermögen, sich jener Südamerikaner anzunehmen; und obgleich ihm dieß nicht gelungen, sehen wir doch 13 Jahre später Capitän Gardiner, nachdem er einen Theil der Zwischenzeit auf eine Missionsthätigkeit in Südafrika verwandt hatte, auf seine eigne Hand nach Buenos Ayres gehen, um das Wort Gottes der umnachteten Bevölkerung zu bringen, was jedoch an dem beständigen Kriegszustande zwischen den Einwohnern und den Pampas-Indianern scheiterte. Darauf wandte sich der unerschrokkene Streiter des Kreuzes nach Mendoza, zu den Araucanischen Indianern, im Süden der Grenze von Chile, und nach Valdivia, wo er aber an dem Katholizismus einen noch ärgern Widersacher fand, als ihm das Heidenthum entgegenstellen konnte; weßhalb er nach Patagonien und Feuerland, die er, als jenen Einflüssen entlegen, für die Missionsthätigkeit günstiger hielt, als das verhältnißmäßig civilisirtere Innere, seine Augen richtete. Nach England zurückgekehrt, sprach er darüber auf die eindringlichste Weise in der Schrift: „Ernste Ansprache an die britischen Christen, zu Gunsten der Patagonier" sich aus, und der Erfolg seiner unausgesetzten Bemühungen war die Bildung der patagonischen oder südamerikanischen Missionsgesellschaft. Im Auftrage derselben, aber auf seine eigenen Unkosten, segelte er am 12. Dezember 1844 in Begleitung des Katechisten Hunt am Bord der Brigg „Rosalie" nach Patagonien ab. Dieselbe ging am 18. Februar in der Gregory-Bai vor Anker, und das Schiffsvolk unterstützte daselbst die Beiden bei der Errichtung zweier hölzerner Häuser und der Unterbringung ihrer geladenen Vorräthe; worauf das Schiff seine Reise ohne sie fortsetzte. Nachdem sie hier einige Monate das äußerste Ungemach und alle Entbehrung ertragen, beständiger Beunruhigung und Gefahr durch das zügellose und räuberische Wesen der Eingeborenen ausgesetzt, erfuhren sie von einem daselbst einlaufenden spanischen Fahrzeuge, daß entweder Chile oder Buenos Ayres seine Ansprüche auf Patagonien geltend machen würde. Dieß veranlaßte sie, das Erscheinen eines englischen Schiffes zu benutzen und, wiewohl mit schwerem Herzen, den Schauplatz ihrer beabsichtigten Liebesarbeit noch vor deren eigentlichem Beginn wieder zu verlassen. Aber nach einem kurzen Aufenthalt in England begab sich der unermüdliche Gardiner mit einem jungen Spanier, Frederico Gonzalez, im Auftrage der Patagonischen Missionsgesellschaft wiederum nach Südamerika, um sich vor der Gründung einer neuen Station von der Lage der Ureinwohner noch genauer und umfassender zu unterrichten. Die beschwerlichsten Reisen durch ungeheuere Wüsten und Wälder, wo Fieber und Ruhr sie mehr als einmal niederwarfen, bildeten den Hauptinhalt dieser Unter-

nehmung. Capitain Gardiner indessen hielt sich für alle diese Mühen und Leiden mehr als entschädigt durch die Zusage von Schutz und die Erlaubniß zu Missionsversuchen unter den Ureinwohnern, welche er von dem Präsidenten der Republik Bolivia erhielt. Auf seinen Bericht wurde nun von der Committee beschlossen, nicht allein in Bolivia eine Station anzulegen, sondern auch nach Feuerland ein Missionsunternehmen vorzubereiten, dessen Ausführung Gardiner wie zuvor übernahm. Aber seine Bestrebungen scheiterten auch dießmal vollständig an dem Verhalten der Eingeborenen, welche sich nicht nur aller seiner Vorräthe und Habe bemächtigten, sondern ihm und den 4 Seeleuten, welche ihn begleiteten, ohne Weiteres sogar auch noch die Kleider vom Leibe zogen. Die dadurch veranlaßte schleunige Rückkehr, so wie das aus verschiedenen andern Ursachen unvermeidlich gewordene Aufgeben der seit Kurzem erst in Bolivia errichteten Station vermochte indeß Gardiner's Liebe zu den armen Heiden eben so wenig auszulöschen, als seinen Muth niederzuschlagen. Er war überzeugt, die Feuerländer würden das Evangelium annehmen, wenn es ihnen nur erst in ihrer Muttersprache verkündigt würde; und bis ihre Sprache erlernt werden könnte, sollte man, schlug er vor, die nöthigen Vorräthe auf bedeckten Booten behalten, auf welche, vom Ufer entfernt ankernd, man sich im Nothfalle selbst zurückziehen könnte, um vor Belästigungen gesichert zu sein. Diesen Plan aber vermochte die Patagonische Missionsgesellschaft, deren Mittel durch die vorhergehenden fehlgeschlagenen Versuche erschöpft waren, ohne Hülfe nicht auszuführen, und Gardiner legte denselben, deshalb nach Sachsen und nach Edinburg reisend, der Brüdergemeinde und den Missionsgesellschaften in Schottland persönlich vor, welche ihn jedoch sämmtlich, wiewohl höchst ungern, von der Hand weisen zu müssen glaubten. Da wurden von einer christlichen Dame zur Patagonischen Gesellschaft nicht weniger als 7000 Thaler beigetragen, und in Folge dessen alsbald Anstalten zur Ausführung des Unternehmens getroffen. Als Theilnehmer an der Expedition boten sich der Wundarzt Richard Williams von Burslem, und der Lehrer einer Sonntagsschule in London, John Maidment, beide als Katecheten, selbst an, und der Schiffszimmermann Joseph Erwin aus Bristol, so wie die Fischer John Badcock, John Bryant und John Pearce aus Cornwales wurden als erprobt christliche Männer zu Begleitern ausgewählt. An der Spitze stand Gardiner als Führer, dieser treue Bote Christi, der nun zum letzten Male, Vaterland, Familie und Elternhaus verlassend, die Einöden des Oceans überschritt, um nach dem entfernten Schauplatz seines Todes auf dieser schaudererregenden Küste zu gelangen.

Am 7. September 1850 segelten die 7 Boten Christi auf dem Barkschiff „Ocean Queen (Seekönigin)" von England ab. Mit europäischen Lebensmitteln bis zum Juni 1851 versehen, sollten sie zunächst nach der Insel Picton am Beagle-Canal sich wenden, wofern sie aber da sich nicht halten könnten, nach Staateneiland sich zurückziehen. Sie waren dazu mit theilweise überdeckten Booten versehen; im Juni 1851 aber sollten ihnen weitere Nahrungsmittel von England aus über die Falklands-Inseln nachgesandt werden. Glücklich landete die kleine Schaar am 5. Dezember 1850 auf der Pictoninsel. Von hier schrieb Gardiner an

die Committee: „Ich weiß, wir werden bei Ihnen unvergessen sein, so oft Sie dem Throne der Gnade nahen; das giebt mir Trost und Kraft. Und wenn wir diese verlassenen Indianer ansehen und bedenken, daß sie sowohl wie wir zum ewigen Leben bestimmt sind, so brechen unsre Herzen über ihnen, und wir fühlen uns willig, zu opfern und geopfert zu werden in dem Dienste, ihnen das Evangelium der Gnade in ihrer eignen Sprache zu verkündigen. Mein letztes Wort an Sie ist: Betet für uns!" — Das war der erste und letzte Brief, der von diesem Boten des Friedens einging. Die mitgenommenen Lebensmittel wurden ihnen zum Theil geraubt von denen, die sie zu segnen gekommen waren, zum Theil verdorben von der Fluth. Ihre Boote zerschellte zum Theil der Sturm nach einigen Wochen; die bestellten und heißersehnten Lebensmittel blieben aus, weil keine Gelegenheit vorhanden war, sie ihnen zukommen zu lassen, ungeachtet an den verschiedensten Hafenorten, wie Liverpool, London, Bristol, Swansea, Plymouth, Portsmouth, Boston, New-York, Montevideo und Valparaiso Erkundigungen eingezogen wurden. So waren sie von aller Welt verlassen, nur der Herr und ihr Glaube an Ihn ist ihnen geblieben.

So schrieb am 8. Mai 1851 Gardiner in sein Tagebuch: „Süßen Frieden haben, deren Sinn fest gegründet Auf dem zu Zion gelegten Felsen steht; Keine ängstlichen Sorgen stören ihre Ruhe, Welche irdischen Uebel ihnen auch begegnen, Mitten im Sturme sind sie heiter vor Anker; Ihre Seelen sind in Geduld gefaßt. — Dessen Kinder, deß wachsames Auge Der Raben wahrnimmt, wenn sie schreien, Was brauchen sie zu fürchten oder Böses zu ahnen? Sie wissen, ihre Haare sind alle gezählt, Und auch herabfallen kann nicht der geringste Sperling Ohne ihres Vaters unumschränkten Willen. — Komme denn, was will, demüthig werden wir's erwarten; Noch nie verzog sein Arm, bis es zu spät war; Seine Verheißung wird nicht, kann nicht fehlen. So schwarz auch die Nacht, Der Morgen wird heranbrechen; Sein Eigenthum wird der Herr nicht verlassen; Die Gebete des Glaubens werden doch obsiegen, Und die Prüfung wird uns süß dünken, Die uns wartend zu seinen Füßen legte". —

Bis zum 22. Mai (1851) reichten ihre Lebensmittel; von da ab erlaubten sie sich nur so viel zu genießen, als das Leben unabweislich erfordert. Am 11. Juni stirbt John Badcock, als der erste dieser treuen Schaar, nachdem der Scharbock bereits unter ihnen ausgebrochen, und sie in einer Höhle bei Spanierhafen hatten Zuflucht suchen müssen, aus welcher die Fluth sie wieder vertrieb. Am 4. Juli haben sie noch: „eine halbe Ente, ein Pfund Salzfleisch, ein Pfund Thee, ein Quart Reis, zwei Tafeln Chocolade, vier Quart Erbsen und — sechs Mäuse", die als Leckerbissen verzehrt wurden. Alles irgend Genießbare wird gegessen. Am 22. Juli haben sie nur noch Muscheln und das Moos vom Felsen, das sie zu Gallert einkochen. Damit fristen sie ihr Dasein noch bis zum 23. August, da entschläft Erwin, der Zimmermann, und am 24. August Bryant, der zweite Fischer. Beide werden in Einem Grabe begraben. Die kleine Schaar, nur noch aus 4 Personen bestehend, ist um 1½ engl. Meilen von einander getrennt. Denn Williams und Pearce verließen die Uebrigen, um irgendwo Nahrung zu suchen; ihre todten Körper wurden später in einiger Entfernung am Coockfluß gefunden. Gardiner und Maidment sind allein übrig; letzterer starb in den ersten Tagen des September. Am 3. September schreibt Gardiner in seinem — später aufgefundenen — Tagebuche:

„Herr Maidment war gestern so schwach, daß er bis Mittag nicht aufstehen konnte. Seitdem habe ich ihn noch nicht wieder gesehen und daher auch nichts genossen. Ich kann nicht auf und weiß nicht, ob er noch im Leibe ist, oder in der beseligenden Nähe des gnädigen Gottes, dem er so treu gedient hat. — Gepriesen sei mein himmlischer Vater für die mannigfache Gnade, die ich genieße, — ein bequemes Lager, kein Schmerz, kein Nagen des Hungers, obgleich außerordentlich schwach. — Aber ich bin durch seine reiche Gnade in völligem Frieden, erquickt durch das Gefühl der Liebe meines Erlösers, und durch die Versicherung, daß es Alles weise und gnädig gefügt ist; und ich bete, daß ich den vollen Segen empfangen möchte, welchen es mir ohne Zweifel bringen soll. Meine Sorge ist alle auf Gott geworfen, und ich warte nur seiner Zeit und seines gnädigen Wohlgefallens, mit mir zu handeln wie es Ihm recht dünkt. Ich lebe nun oder ich sterbe, sei es nur in Ihm. Ich befehle meinen Leib und meine Seele in seine Obhut, und bete flehentlich, daß Er meine theure Frau und Kinder unter den Schatten seiner Flügel nehmen, sie trösten, behüten und stärken wolle und sie heiligen durch und durch, damit wir in einer lichteren Welt mit einander preisen möchten und anbeten die Gnade dessen, der uns erlöset hat mit seinem theuren Blute und uns wie Brände aus dem Feuer gerissen, damit wir die Kindschaft erlangten und Erben würden seines himmlischen Reiches. Amen". — Und einen Tag später schreibt er weiter: „Es ist nun kein Zweifel mehr, daß mein theurer Mitarbeiter seiner irdischen Mühsal entnommen ist und vereinigt mit der Gesellschaft der Erlösten in der Gegenwart des Herrn, dem er bis an's Ende gedient hat. Unter diesen Umständen war es eine gnädige Fügung, daß er das Boot (dieß stand auf dem Lande) verließ, da ich die Leiche nicht hätte entfernen können. Er hinterließ ein wenig Pfeffermünzwasser, und das ist mir sehr zur Stärkung geworden. Aber sonst war kein Wasser vorhanden, und in Besorgniß, vom Durst gequält zu werden, bat ich den Herrn, daß er mich stärken möchte, etwas Wasser zu bekommen. Er erhörte mein Flehen. Gestern war ich im Stande, aufzustehen, und eine hinlängliche Menge, die am Hintertheil des Bootes (vom Felsen) niederträufelte, mit meinem Gummischuh aufzufangen. Wie vielfache Gnade empfange ich aus den Händen meines himmlischen Vaters! Gelobt sei sein heiliger Name!" — Und am 5. September, einen Tag vor seinem Tode, schreibt er noch mitzitternde r Hand: „Groß und wunderbar ist die Leutseligkeit meines gnädigen Gottes über mir. Bis hieher hat Er mich erhalten, vier Tage ohne Speise, aber ohne Gefühl von Hunger und Durst". — Diese Zeilen waren schon sehr unleserlich geschrieben, aber noch einmal hat er seine Kräfte zusammengerafft, um an den noch übrigen Katecheten in dem andern Boote zu schreiben, der aber um dieselbe Zeit die Krone des Lebens erhalten haben wird. Er schreibt: „Mein theurer Williams! Es hat dem Herrn gefallen, noch einen von unserer kleinen Gesellschaft heimzurufen. Unser theurer heimgegangner Bruder verließ das Boot am Dienstag Nachmittag, und ist noch nicht wieder gekommen. Ohne Zweifel ist er vor dem Angesichte seines Erlösers, dem er so treu gedient hat. Noch eine kleine Weile, und — (hier kommen unleserliche Stellen) — dem Allmächtigen Lob zu singen ..... Thron ... ich fühle weder Hunger noch Durst, obgleich ... Tage ohne Speise ... Maidments Güte gegen mich ..... Himmel .... Dein treuer Bruder in Christo. Allen F. Gardiner. September 6. 1851." —

Das waren die letzten Worte dieses bis zum Tode treuen Knechtes Gottes. Am 21. Januar 1852 fand Capitain Morshead, der die Missionare aufzusuchen und ihnen Lebensmittel zu bringen gekommen war, die Leiche des Capitain Gardiner und seine Papiere. Ein leserlich geschriebener Zettel, aber ohne Datum, enthielt die Worte: „Wenn ihr das Ufer entlang anderthalb englische Meilen südwärts geht, werdet ihr uns in dem andern Boote finden. Weilet nicht; wir sind am Verhungern". — Von dem ersten Boote aus, neben welchem die Gebeine Gardiner's lagen, dieser Anweisung folgend, traf man wirklich die Ueberbleibsel von Williams und Pearce an. Und so wie die beiden Felseninschriften auf Picton-Eiland, „geht nach Spanierhafen" — auf die Spur nach der Felseneinöde von Spanierhafen geführt hatten, so leitete unsern des ersten

Bootes die Felseninschrift „Psalm 62, 6—9" zur Entdeckung der Grotte, in welcher Maidment sein Sterbebette gewählt. Die aufgefundenen Gebeine wurden am 22. Januar Vormittags unter militärischen Ehrenbezeugungen zur Stelle bestattet, wobei Lieutenant Underwood die Leichengebete las, und ihre Grabschrift bilden die Worte der von ihnen selbst verzeichneten Psalmstelle: „Aber meine Seele harret nur auf Gott u. s. w." — Auf den Falklands-Inseln fanden sich 30 Fässer und Kisten vor, die für sie im Juni 1851 hinspedirt worden waren; aber kein Schiff hatte sich gefunden, welches die weitere Beförderung davon übernommen hätte.

So waren diese treuen Knechte Gottes im eigentlichen Sinne des Wortes verhungert, aber obwohl gestorben, reden sie noch, und ihr trauriges und schönes Ende hat die christliche Barmherzigkeit nicht entmuthigt, sondern vielmehr zu neuem Eifer entflammt. Die Patagonische Missionsgesellschaft bereitete alsbald eine neue Aussendung vor. Ein zu diesem Zwecke eigens angekauftes Schiff erhielt zum Andenken an den ersten heldenmüthigen aber unglücklichen Leiter dieser Mission dessen Namen „Allen Gardiner". Es war ein schöner Morgen, da es vom Stapel gelassen wurde, und Viele hatten sich zu Land und See herbeigefunden, um Zeugen dieser Festlichkeit zu sein. Am Vormittag wurde ein Bazar von Arbeiten zum Besten dieser Mission abgehalten, der eine beträchtliche Summe eintrug. Am Nachmittag füllte sich der Schiffsbauplatz allmälig mit Zuschauern, und um 4 Uhr, der festgesetzten Stunde zum Hinablassen des Schiffs, waren 1500 Menschen zugegen. Gesang, eine zeitgemäße Ansprache und Gebet, worauf die Benennung des Schiffes folgte, gingen dem Vom-Stapel-lassen voraus. Am 19. October 1854 hat dann zu London die Abfertigung des Katechisten Philips, des Arztes Ellis und des Capitains Snow mit einer Anzahl Kolonisten zu einer neuen Mission nach Patagonien und Feuerland statt gehabt, und am 24. Oktober ist der „Allen Gardiner" nebst gut verwahrten Booten nach dem Orte seiner Bestimmung unter Segel gegangen. Mehrere Mitglieder der Committee und eine Anzahl Frauenzimmer begaben sich an Bord und begleiteten die Missionare von Bristol aus eine Strecke weit den Fluß hinunter. Bei Kingsrod wurde dann ein Abschiedssegen gehalten, und die ganze Schiffsmannschaft stimmte herzlich in das Lied mit ein, welches der selig vollendete Diener Gottes, Allen Gardiner, gedichtet hatte. Dann kehrten die Missionsfreunde an's Land zurück. Drei Freudenrufe vom Schiff aus und zwei Kanonenschüsse gaben bald darauf das Zeichen zur Weiterfahrt. Am 22. November war das Schiff schon an den Cap Verdeschen Inseln, gedachte Weihnachten in Rio Janeiro (Brasilien) zu feiern, und dann nach einigen Wochen an der Südspitze Amerika's zu ankern. Die Friedensboten wollten auch den Häuptling Casimiro auf Patagonien aufsuchen, der gar ernstlich um christlichen Unterricht gebeten hat, damit er auch sein Volk zu lehren im Stande sein möchte. Der Sicherheit wegen wird aber ihre Station vorerst auf den Falklands-Inseln und zwar auf West-Falkland sein, wo die britische Regierung 10,000 Morgen Landes der Mission geschenkt hat, deren nächster Zweck ist, unter der Leitung eines Geistlichen der bischöflichen Kirche so viele Eingeborene Feuer-

land's und Patagonien's herüberzubringen, zu unterhalten und zu unterrichten, als sich willig finden lassen, zu kommen. Wenn einmal ihre Sprache erlernt ist, und freundliche und häufige Verbindungen mit dem Festlande bestehen werden, so sollen daselbst verschiedene Stationen gegründet werden.

So eilt denn die Wahrheit Gottes hinaus unter alle Völker bis an die fernsten Enden der Erde. Gesäet wird sie freilich überall mit Thränen, aber auf die Thränensaat folgt eine selige Ernte. Und wenn einst Alles, was sonst gesäet wurde, längst verwelkt sein wird, verdorrt und vergangen vor der Gluth des Feuers, das Alles läutert, dann wird diese Saat noch grünen und Frucht bringen zu rechter Zeit. Darum wollen wir nicht ablassen, zu beten:

„Komm heilger Geist, Herre Gott!
Erfüll mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn,
Dein brünstig Lieb entzünd in ihn'n.
O Herr, durch deines Lichtes Glanz
Zu dem Glauben versammelt hast
Das Volk aus aller Welt Zungen;
Das sei dir, Herr, zu Lob gesungen.
Hallelujah! Hallelujah!"

Druck von Velhagen und Klasing in Bielefeld.

Kleine

Missions-Bibliothek

oder

Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege

auf dem

Gebiete der evangelischen Heidenmission

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Erster Band: Amerika.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen und Klasing.
1858.

Die evangelische Mission

unter den

Negern in Westindien und Südamerika

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen und Klasing.
1858.

E99
.E7B89

Vorwort.

Den Freunden der Mission übergebe hiermit die dritte Abtheilung der „Kleinen Missionsbibliothek," mit welcher der erste Band dieses Werkes, die evangelische Heidenmission in Amerika, zum Abschluß gebracht ist.

Unter den mir zu Gesicht gekommenen Anzeigen resp. Beurtheilungen des ersten Heftes ist mehrfach die Befürchtung ausgesprochen, es dürften am Ende die größeren Missionsgebiete, wie Indien, China ꝛc. zu kurz davon kommen. Dagegen war schon in der Vorrede zu genanntem Hefte ausgesprochen, daß der Umfang der einzelnen Abtheilungen nach der Menge des zu bewältigenden Stoffes sich richten würde, was im 2. und 3. Hefte bereits geschehen ist und auch ferner geschehen wird. Aus dem verhältnißmäßig bedeutenderen Umfange dieser letzten Abtheilungen ist aber, wenn nicht bei allen, so doch vielleicht bei vielen Freunden der Mission eine andere Befürchtung hervorgegangen, die nemlich, daß es nun mit den einzelnen Abtheilungen etwa gar in steigender Progression so fort gehen werde. Dem gegenüber halte ich mich zu der bestimmten Erklärung verpflichtet, daß schon die nächstfolgende Abtheilung bei von nun an gedrängterer Bearbeitung der letzten an Stärke nicht gleichkommen, und jedenfalls die folgenden Bände den Umfang des vorliegenden ersten nicht erreichen werden. Es ist demnach den Freunden der Mission die Möglichkeit gegeben, im Laufe etlicher Jahre etwa um denselben resp. einen geringeren jährlichen Preis, wie das treffliche, aber doch immer nur Einzelnes gebende Basler Magazin oder die Nachrichten aus der Brüdergemeinde, nach und nach ein vollständiges Werk sich anschaffen zu können, dessen Besitz eben eine ganze Bibliothek zu ersetzen im Stande sein wird.

Möge nun der treue Herr der Missionen, der bis hierher zu der mühsamen aber doch köstlichen Arbeit Kraft und Segen gegeben, auch ferner zu dem in Seinem Namen und zu Seiner Ehre unternommenen Werke Sich in Gnaden bekennen, und auch weiterhin den Weg ihm bahnen, damit bald ein zweiter Band die großen Thaten Gottes in Afrika verkünden und für Mohrenland, das seine Hände nach Ihm ausstreckt, anklopfen könne an recht viele Herzen, die Er hat errettet von der Obrigkeit der Finsterniß und versetzet in das Reich Seines lieben Sohnes, — auf daß mehr und mehr in Erfüllung gehe Seine Verheißung: Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln, und die Könige im Glanz, der über dir aufgehet!

Delitzsch, im Mai 1858.

Dr. Burkhardt.

Inhalt.

Amerika.

3. Die Neger in Westindien und Südamerika.

A. Die Neger in Westindien. Seite

§. 1. Westindien und die Negersklaven 3

§. 2. Die Brüder in Westindien . . . . . .

a) die Brüder in Dänisch-Westindien bis Ende des 18. Jahrhunderts 18

b) die Brüder in Britisch-Westindien bis Ende des 18. Jahrhunderts 59

§. 3. Thomas Coke und die Methodisten bis zum Jahr 1830 . . . 79

§. 4. Die Brüdermission bis zum Jahr 1833 127

§. 5. Die Baptisten. Thomas Burchell und William Knibb 156

§. 6. Die Kirchliche und andere Missionsgesellschaften 211

§. 7. Die wichtigsten Missionen in Westindien bis auf die neueste Zeit

a) die Brüdergemeinde 215

b) die Methodisten 232

c) die Baptisten 236

Anhang: Die Mission unter den Negern in Nordamerika 240

B. Die Neger in Süd-Amerika.

§. 1. Die Brüdermission unter den Buschnegern 243

§. 2. Die Brüdermission unter den Negersklaven in Surinam 269

§. 3. Die Mission unter den Negern in Britisch-Guiana 286

I. Amerika.

3. Die Neger in Westindien und Südamerika.

A. Die Neger in Westindien.

Basler Missions-Magazin 1819, H. 3; 1822, H. 1; 1824, H. 4; 1828, H. 2 1830, H. 2, p. 262 ff.
Dritter Jahresbericht der Berliner Missions-Gesellschaft ꝛc. Berlin 1827, p. 31 ff.
Calwer Monatsblätter 1849, p. 131 ff.; 1842, p. 129 ff; 1839, p. 145 ff. u. a.
Steger, die protestantischen Missionen, I. p. 124 ff.; II. p. 113 ff.; III. 1, p. 98 ff.; 2, p. 132 ff.
Hoffmann, Missionsstunden. 2. A. Stuttgart 1848. p. 262 ff.

§. 1. Westindien und die Negersklaven.

Wer sich recht augenscheinlich davon überzeugen will, welchen Segen Gott auf das stille, vertrauensvolle Missionswirken unter den Heiden legt, der betrete mit uns Westindien, „diese Welt von mehr als hundert bewohnbaren Inseln und von tausenden kleiner Eilandflecke und aufragender Klippen und Meerfelsen, welche wie ein Wall von Nord- nach Südamerika zieht und diese zwei Festländer zusammenknüpft. Sie blicken in ihrem lachenden Grün, mit ihren herrlichen Bergformen den Seefahrer reizend an, umfluthet von ihrem durchsichtig schönen Elemente, auf dem der schaukelnde Kahn nicht im Wasser, sondern in der Luft zu schweben scheint, weil das Auge bis funfzig Klafter tief hinab jedes Muschelthier, jede Koralle, jede der tausend Ungestalten der Meerthiere in so scheinbarer Nähe erblickt, als könnte sie die ausgestreckte Hand ergreifen." Westindien wurde diese Inselwelt genannt, weil sie bei ihrer ersten Entdeckung durch Christoph Columbus im October 1492 und in den folgenden Jahren nur als ein Vorposten des gesuchten (Ost-) Indiens erschien, den man auf westlichem Wege erreicht zu haben glaubte. Diese Täuschung schwand zwar später, aber der Name ist geblieben. Man kann diese Inseln, welche man gewöhnlich in die Bahama's, die großen und die kleinen Antillen eintheilt, als die Reste eines durch Erdrevolutionen zertrümmerten Hochlandes ansehen, welches das Mittelglied zwischen den Columbischen und Alleghany-Bergen bildete; denn fast alle Inseln sind gebirgig, viele der östlichen auch vulkanisch. Die Küsten sind größtentheils steil und bieten sichere Häfen in den zahlreichen Buchten.

Der Boden zeigt in vielen Gegenden große Fruchtbarkeit; Zucker, Kaffee, Baumwolle, Taback und viele andere Produkte werden von dorther uns zugeführt. Das Klima ist völlig tropisch. Im August beginnt regelmäßig die bis Ende des Jahres dauernde Regenzeit, welche die Erde mit einer wahren Wasserfluth überströmt und die Luft mit Dünsten anfüllt, deren verderbenbringende Wirkung hauptsächlich in dem verheerenden gelben Fieber sich kund giebt, vor welcher pestartigen Krankheit man nur in dem höheren und milderen Innern gesichert ist. Gewitter sind nicht heftig, schrecklicher aber und nicht ungewöhnlich Erdbeben und Orkane, welche letztere bisweilen zur Regenzeit fürchterlich zu wüthen pflegen. Die stärksten Bäume werden durch sie entwurzelt, Menschen und Thiere dabei erschlagen, die Felder aufgewühlt, der Sand wie Meereswellen fortgejagt, Häuser umgestürzt, ja von der Stelle gerückt und ihre Bewohner unter den Trümmern erschlagen.

Die ersten Entdecker des Westindischen Archipels waren die Spanier, unter ihnen der erste Columbus, welcher 1492 die Bahama's, Cuba, Haiti und Portorico, 1493 Dominika und die nördlicheren kleinen Inseln, 1494 Jamaika, 1498 Trinidad entdeckte. Damals fand man diese Inseln von einheimischen Indianerstämmen bewohnt, von denen jedoch die meisten verschwunden sind; denn schon im Jahre 1503 erfolgte die Vertheilung der Eingebornen unter die Europäer, wodurch jene wider Willen der Regierung zu Sklaven gemacht wurden, was eine allmälige Ausrottung des Urstammes zur Folge hatte. Nur auf Trinidad leben noch einige Tausend Indianer, und die Reste der Karaiben auf St. Vincent wurden schon 1796 nach der Insel Roatan neben Honduras, und durch die Spanier von dort nach Truxillo gebracht, von wo sie sich über die Moskitoküste verbreitet haben. Die jetzigen Bewohner Westindiens sind größtentheils Neger, an der Zahl gegen 2 Millionen, die vor Abschaffung des Sklavenhandels von Europäern an der Westküste von Afrika eingehandelt und zur Arbeit in den Plantagen hierher geschleppt wurden. Die dortigen Europäer, etwas über eine halbe Million, stammen auf den einzelnen Inseln gewöhnlich von der dort herrschenden Nation, sind daher theils Spanier, theils Engländer und Franzosen; außerdem leben hier auch Holländer, Schweden und Dänen. Mulatten in verschiedenen Abstufungen und meist im Genuß aller bürgerlichen Rechte begreifen die übrige Zahl, so daß die Summe der gegenwärtigen Bewohner Westindien's sich auf 3½ Million belaufen mag. — Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sehen wir die Blüthe dieser Inseln sinken und Anbau und Bevölkerung abnehmen, weil die Regierung durch despotische Einrichtungen jede freie Entwickelung der innern Kraft der Kolonie hemmte. Durch Auswanderung der Kolonisten verödeten sie immer mehr; bei dem Sinken der Spanischen Macht folgten feindliche Unternehmungen anderer Seemächte, und, was vor Allem die Kolonien dem Untergang nahe brachte, war das Raubsystem der Flibustier, Europäischer Seeräuber, die zuletzt einen förmlich organisirten Raubstaat bildeten. Erst im siebenzehnten, besonders aber im achtzehnten Jahrhundert, nachdem auch andere Europäische Mächte ansehnliche Inseln erwarben, beginnt die neue Blüthe

dieser Kolonien, die sich die Europäischen Seemächte immer einander zu entreißen suchten. Spanien besitzt jetzt die größte Insel (Cuba), England die meisten und durch ihre Produkte wichtigsten. Unbedeutend ist das Gebiet der Dänen und Holländer, noch geringer das der Schweden. Frankreich hat seine ehemals so wichtigen Inseln fast alle eingebüßt; nur eine gehört dem Freistaat Kolumbien.

Die **Bahama**-Inseln oder **Lucayas**, welche südöstlich von Florida in ziemlich weiter Ausdehnung sich erstrecken,*) sind gegen 500, deren aber nur 12 von einiger Bedeutung sind. Die übrigen sind meistentheils bloße Klippen, und die wenigsten haben Einwohner. Sie befinden sich im Besitz der Engländer und zählen etwa 16,500 Einwohner mit einer Negerbevölkerung von c. 12,000 Seelen. Die größten sind: **Bahama, Lucayo** oder **Abaco, New Providence** mit der Hauptstadt Nassau, **Eleuthera** und **Guanahäni** oder **St. Salvador**, die erste, welche Columbus 1492 entdeckte. Auch Harbour-Island, Turks-Island (Türkeninsel) und Bermuda gehören zu dieser Gruppe. — Südlich von den Bahama's liegen die (4) **großen Antillen: Cuba**, den Spaniern gehörig, 150 M. lang und 30 bis 50 M. breit, mit über 200,000 Negersklaven, wohin noch kein evangelischer Missionar gedrungen; **Jamaika**, die wichtigste Besitzung der Engländer in Westindien, 269 Q.-M. groß; **Haiti**, (auch St. Domingo oder Hispaniola), früher im Besitz der Spanier und Franzosen, jetzt der Neger und Mulatten, und **Portorico**, den Spaniern gehörig, 182 Q.-M. groß und bis jetzt der evangelischen Mission gleichfalls unzugänglich. — Zu den **kleinen Antillen**, welche von Portorico an nach dem südamerikanischen Festland sich hinziehen, gehören zuerst die **Virginischen** Inseln, deren man gegen 60 zählt, meist klein und zum Theil unbewohnt. Weiter **St. Thomas, St. Croix** (auch St. Crux oder Kruz), und **St. Jean** (Jan, John), welche unter Dänischer, **Virgin Gorda, Tortola, Anagada** u. a., die unter Englischer und theilweise Spanischer Herrschaft stehen. Den Holländern gehören **St. Eustach** (Eustathius) und **St. Martin**, den Engländern **Anguilla** und **Barbuda**, das zwischen diesen beiden liegende **St. Barthelemy** den Schweden. Den Engländern ist wiederum **St. Christoph** oder **St. Kitts, Newis, Montserrat, Antigua, Dominika**, den Franzosen **Guadeloupe** und **Martinique**. Den Engländern gehören endlich **St. Lucie, St. Vincent, Barbadoes, Grenada** und die **Grenadillen, Tabago** und **St. Trinidad**. Von den s. g. Inseln unter dem Winde gehört Margarita dem Südamerikanischen Freistaate Venezuela, und Curaçao den Holländern an.

Auf den Inseln Westindien's aber haben die Spanier von Anfang an fürchterlich gehaust. Die harmlosen Indianer, denen der edle Bartholomeo de las Casas, „der Beschützer der Indianer," in einem Briefe an den König von Spanien das Zeugniß gab: „Sie sind einfach, gutmüthig, arglos, wahrhaftig, friedlich und geduldig. Aber sie sind ein weiches, zartes und kraftloses Geschlecht. Die Bauernkinder haben dort

*) cf. Die Karte im Basler Missions-Magazin, 1822, H. 1.

weniger Körperkraft, als die Fürstensöhne Europa's, die in allem Luxus erzogen sind. Sie sind arm aber zufrieden, ohne Stolz und Ehrgeiz. Gelehrig, klug und sittenrein sind sie für die Annahme des Christenthums vorbereitet. Wenn sie den wahren Gott kennen lernen, so kann es kaum ein glücklicheres Volk auf Erden geben, als sie." — Diese armen Indianer wurden, obschon der alte Columbus seine Entdeckung mit Missionsgedanken*) unternommen, bald durch unmäßige Arbeit, durch Krankheiten, welche die üppigen Eindringlinge brachten, durch Feuer und Schwert der Inquisition ausgerottet. „Die Spanier vergaßen," schreibt Las Casas, „daß sie Menschen sind, und behandelten sie mit einer Grausamkeit, die der Tiger, Wölfe und hungrigen Löwen würdig war. Seit 42 Jahren hat man sie verfolgt, unterdrückt und zerstört mit allen Mitteln, die menschliche Bosheit bis dahin erfunden hat, ja die Tyrannen haben noch neue Mittel ausgesonnen. So kam es, daß von den drei Millionen Eingebornen, die Columbus auf Hispaniola antraf, jetzt nur noch 200 am Leben sind, daß auf der großen Insel Cuba nicht Ein Ureinwohner mehr zu finden ist, daß Puerto Rico (Portorico) und Jamaika ganz von ihnen entleert sind; daß auf den 60 Lucayen-Inseln, die eine halbe Million glücklicher Einwohner nährten, nur noch eilf Bewohner dieser Race sich finden." — Die Spanier vertheilten die Ländereien der Inseln unter sich, die darauf wohnenden Indianer waren Sklaven, ihre Kinder wurden zur Arbeit weggenommen und erlagen dieser selbst oder den grausamsten Züchtigungen, wenn sie dieselbe nicht leisten konnten. Die Weiber behandelten die Unmenschen als ihr Eigenthum, in einer Weise, die jeder Schilderung widerstrebt. Krieg brach aus, aber was konnten die schwachen und schlecht bewaffneten Indianer gegen die Kanonen, Flinten, Schwerter, Lanzen, Pferde und Hunde der Spanier ausrichten? Es war kein Krieg, sondern eine fortgehende Metzelei. Friedliche Ortschaften wurden genommen, Greise, Weiber und Kinder gräßlich gemordet; man wettete, wer am Besten einen Menschen in der Mitte des Leibes mit Einem Schwertschlag durchhaue, wer am Schnellsten ihm den Leib öffne und lebendig ausweide. Kinder riß man von der Mutterbrust, nahm sie an Einem Bein und zerschmetterte ihnen den Kopf am nächsten Stein oder warf sie in's Wasser mit dem Hohnruf: „Das ist zur Erfrischung!" An dreizehn lange Gabeln steckte man eben so viel Indianer, briet sie bei lebendigem Leibe und nannte dieß gotteslästerlich „ein Opfer für Gott zur Ehre Jesu Christi und der zwölf Apostel." Andere übergoß man mit Pech und zündete sie an. Eine Wohlthat meinte man denen zu erweisen, welchen man, nachdem sie in Wasser geworfen und getauft worden waren, die Hälse abschnitt, damit sie vor dem Rückfall in's Heidenthum bewahrt blieben. Wen man nicht mordete, dem hieb man die Hände ab und hieß ihn spottend gehen, um den Geflohenen Briefe zu bringen. Die Kaziken (Häuptlinge) wurden auf dem Roste langsam gebraten oder aus Barmherzigkeit lebendig verbrannt. „Ich sah einmal, „sagt Las Casas, „vier oder fünf angesehene Indianer am Feuer gebraten. Als die Schlachtopfer

*) Missionsfreund 1848, p. 78 ff.

durch ihr lautes Wehgeschrei die Ruhe des commandirenden Offiziers störten, gab er den Befehl, sie zu erdrosseln. Aber dagegen widersetzte sich der Aufsicht führende Richter; er ließ ihnen ein Stück Holz in den Mund bringen, damit ihr Schreien nicht gehört werden könnte; dann schürte er mit eigener Hand das Feuer an und verbrannte sie zu Tode." Doch genug von solchen Gräueln, davon sich noch viel berichten ließe! „In der Geschichte des Menschengeschlechts dürfte man vergeblich nach Scenen von solcher Grausamkeit suchen, wie die Spanier an den Bewohnern dieser Inseln ausgeübt haben." Danach kann es aber Niemand Wunder nehmen, wenn die Indianer von dem bittersten Hasse gegen ihre Bedränger erfüllt waren, so daß einer ihrer Kaziken, Hatuey, lieber ungetauft die Hölle und ihre Qualen erdulden, als getauft mit den Spaniern im Himmel leben wollte. Noch am Marterpfahl, da er später (1511) durch Velasquez zum Tode verurtheilt war, bemühte sich ein Franziskaner ihn zu bekehren und versprach ihm, falls er Christ würde, den sofortigen Eingang in die Freuden des Himmels. Nach kurzem Schweigen fragte Hatuey: „Giebt es auch Spanier an dem Ort der Seligkeit?" — „Ja," war die Antwort, „aber nur gute." — „Die Besten von ihnen," entgegnete unwillig der Häuptling, „haben nichts Gutes: ich will nicht an einen Ort gehen, wo ich Einem von diesem verfluchten Volke begegnen könnte." — In der That, die Spanier haben sich, wie Peter Heylin 80 Jahre nach Las Casas schreibt, „auf das Unmenschlichste gegen dieses unbewaffnete Volk betragen, haben sie wie Schlachtopfer getödtet oder sie in ihren Minen und bei den härtesten Arbeiten verwendet. Hätte Karl V. nicht befohlen, (ein Befehl, den freilich in Westindien Niemand achtete) daß die Eingebornen nicht durch Zwang wider ihren Willen zu dieser Arbeit herangezogen werden, und daß die Spanier sich anderswo nach Sklaven umsehen sollten, sie würden in kurzer Zeit gänzlich ausgerottet worden sein, dem Christenthum und dem Evangelium zu großer Schande."

Als nun die spanischen Eroberer an Stelle der aussterbenden Indianer Arbeiter brauchten, da gab der edle Bartholomeo de las Casas, anfangs Pfarrer auf Cuba, später Bischof von Chiaga, der auf alle Weise das Loos der unglückseligen Eingebornen zu mildern bemüht war, den gut gemeinten, aber von ihm noch auf seinem Sterbebette schmerzlich bereuten Rath, statt der schwachen Indianer lieber die starkgebauten, kräftigen Neger Westafrika's als Arbeiter zu verwenden. Schon lange zuvor aber hatte der scheußliche Negerhandel, durch welchen nun Westindien aufs Neue die Marterkammer eines in Sklavenketten herbeigeschleppten Volkes wurde, seinen Anfang genommen. Bereits im Jahre 1442, nachdem in Afrika schon lange Sklaverei und Sklavenhandel bestanden, kamen durch den portugiesischen Prinzen Heinrich den Seefahrer die ersten zehn Negersklaven nach Europa. Bei der Entdeckung der Westküste Afrika's aber durch die Portugiesen war der Werth eines Sklaven auf der Insel Arguin so gering, daß man vierzehn für ein Pferd hingab. Portugiesische Seefahrer holten noch vor der Auffindung Westindiens an der westlichen Küste Afrika's die schwarzen Kriegsgefangenen der Mauren, die sie gegen Waaren eintauschten und nach Spanien

brachten. Bald begann man, sie von dort nach Westindien zu senden, um an den Goldbergwerken, und als diese nicht mehr so ergiebig waren, auf den Feldern der Europäer zu arbeiten. Die ersten kamen dahin im Jahre 1503; seit 1511 aber begannen die Spanier mit Genehmigung des Königs Ferdinand V. ihrer Mehrere einzuführen. Nach Ferdinand's Tode und während der Minderjährigkeit Karl's V. schlug Las Casas dem Cardinal Ximenes vor, die Einführung der Neger nach Westindien systematischer zu betreiben, um dadurch den Leiden der Indianer ein Ziel zu setzen, fand aber mit diesem Vorschlag wenig Gehör, weil der Cardinal es für unmenschlich hielt, ein altes Uebel durch ein neues heilen zu wollen, auch den Indianern noch auf andere Weise helfen zu können meinte. Leider blieben seine deßfallsigen Pläne unausgeführt, und Karl V., dem man nach seiner Thronbesteigung vorstellte, wie die Indianer auf den westindischen Inseln immer mehr abnähmen, und die Arbeit von vier Indianern durch die Arbeit Eines Negers reichlich ersetzt würde, ertheilte im Jahre 1517 seinem Günstling Lebresa, einem Flamänder, das Privilegium, jährlich 4000 Afrikaner nach Westindien zu führen. Bald genug erkannte er zwar das durch diese Erlaubniß angerichtete Uebel und erließ daher im Jahre 1542 Gesetze zum Schutze der Indianer und Neger, gab letzteren die Freiheit und verbot den Sklavenhandel. Aber sein kaiserlicher Wille scheiterte an der Habsucht seiner Unterthanen und der vermeintlichen Unentbehrlichkeit der Sklaverei, und Philipp von Spanien hob die Gesetze seines Vorgängers wieder auf. Neue Einfuhren von Afrikanern begannen, bald wurde die von Karl V. festgesetzte Zahl überschritten, und in wenigen Jahren zählte man auf den westindischen Inseln eben so viel Neger als Spanier. Den Activhandel mit Negern hatten die Portugiesen lange Zeit allein, da sie allein afrikanische Besitzungen hatten, und die Ehre, welche den portugiesischen Seefahrern in ihrer Heimath zu Theil wurde, ward nach der Zahl der mitgebrachten Sklaven abgemessen, deren jährlich 7—800 allein nach Portugal geführt wurden. Dem Vorgange der Portugiesen folgte zuerst der englische Seefahrer Hawkins, 1562, dessen Handel jedoch die Königin Elisabeth ernstlich mißbilligte. Sein Beispiel blieb längere Zeit ohne Nachahmung; seit aber 1631 Karl I. einer neuen Handelsgesellschaft, die sich mit Negerhandel nach Westindien befaßte, seine Bestätigung ertheilte, trieben die Engländer den Sklavenhandel in stets wachsender Ausdehnung. Eine im Jahre 1662 entstandene Gesellschaft unternahm es, die britischen Kolonien Westindiens jährlich mit 3000 Sklaven zu versorgen, deren Zahl sich in kurzer Zeit auf 9000 vermehrte. Ein Parlamentsbeschluß vom Jahre 1697 erlaubte allen britischen Unterthanen den Sklavenhandel, und während im Jahre 1712 die Zahl der englischen Sklavenschiffe auf 33 sich belief, hatte sie im Jahre 1725 sich bis auf 200 vermehrt. Von 1700—1786 sind nach angestellten Berechnungen allein auf Jamaika 610,000, und von 1680—1786 nach dem britischen Westindien überhaupt 2,130,000 Neger eingeführt worden. Den Engländern folgten bereits im 17. Jahrhundert auch die Franzosen, Holländer und Dänen, ja selbst die Brandenburger, seitdem Fried-

drich Wilhelm das Fort Friedrichsburg auf der Goldküste hatte erbauen und zugleich auf der später dänischen Insel St. Thomas in Westindien eine Kolonie errichten lassen. Die Zahl der Neger, welche in den Jahren 1788—1790 die Engländer aus Afrika wegschleppten, betrug 38,000, die Franzosen 20,000, die Holländer 4000, die Dänen 2000, die Portugiesen 10,000, zusammen 74,000; und durch diesen Zufluß kam es, daß im Jahre 1826 auf den westindischen Inseln allein die Anzahl aller Nicht-Weißen 2,360,000 oder $83/100$ aller Bewohner, in den Nordamerikanischen Freistaaten aber, die sich bald genug auch am Sklavenhandel betheiligten, über $1\frac{1}{2}$ Millionen betrug. Die Gesammtsumme der ausgeführten Neger Afrika's beläuft sich seit Entstehung des abscheulichen Menschenhandels, (über den wir später in West-Afrika noch mehr beibringen werden), auf 30,000,000, und bis auf diesen Tag dauert dieser entsetzliche Handel fort, obschon England ihn seit 1807 aufgehoben, und er wird auch nicht eher aufhören, bis das Heidenthum in Afrika durch das Evangelium von Jesu Christo gefallen ist.

Wie die Neger in ihrem Vaterlande durch List und Gewalt zu Sklaven gemacht werden, welche Gräuel der Sklavenhandel dort im Gefolge hat, wie Entsetzliches die armen Gefangenen bis zu ihrer Einschiffung erdulden müssen, davon werden wir genug und übergenug zu erzählen haben, wenn wir erst West-Afrika selbst betreten; hier nur eine Geschichte statt vieler ähnlichen:

Ein Negersklave, Namens Mungo, erzählte: „Meine Heimath ist weit, weit jenseits der mächtigen Tiefe. Ich hatte einst Freunde, — aber wo, ach, wo sind sie jetzt? Sie liegen in den Schatten der schlanken Palmen, und vergießen Thränen für den armen Mungo: oder vielleicht hat dieselbe grausame Hand sie geraubt, welche mich hinwegriß. Vielleicht erfahren sie jetzt die grausame Behandlung eines Arbeitaufsehers. Meine Erzählung ist kurz: Ich bin der Sohn des mächtigen Orion. Monde rollten dahin und kamen wieder, als ich in einer Nacht meinen Kahn losband und über die glatte Oberfläche des Flusses hinüberruderte. Ich schaute hinauf zu dem flimmernden Firmament. Tausende von Sternen strahlten am Himmel. Ich blickte nach Westen. Ein schwarzes schreckliches Gewölk wälzte sich daher. Blitze schossen quer über den ganzen Himmel. Der Wind heulte, und die Wellen erhoben sich zu Bergeshöhe. Ich wandte meinen Kahn gegen das Ufer. Da traf mein Ohr der Knall der großen Flinte (Kanone). Ich kannte die Ursache. Des weißen Mannes Leben war in Gefahr. Ich besann mich keinen Augenblick, und trieb meinen leichten Kahn über die schäumenden Wogen. Mit großer Schwierigkeit gelangte ich an Bord des Schiffes, und zeigte den weißen Leuten, auf welchem Wege sie ihr Schiff der Gefahr entreißen konnten. Sie folgten meiner Anweisung und entkamen dem Sturm. Ich wollte in meinen Kahn steigen und wieder nach Hause fahren. Da fielen die grausamen, hartherzigen Ungeheuer über mich her, und warfen mich in Ketten". — So wurde dem Neger, einem Heiden, von Christen gelohnt; und nun schmachtete er als Sklave in harter Knechtschaft. Können wir es uns vorstellen, in welches Elend ein solcher Neger, der noch dazu aus einem hohen Hause stammte, sich gestürzt fühlen muß?

„Der Sklavenhandel", sagt Oldendorp*), „thut an den Negern gewissermaßen, was der Tod an allen Menschen thut; jeder äußere Unterschied unter ihnen ist aufgehoben; Kinder der Könige und Fürsten, der Kaufleute und des Pöbels stehen in völliger Gleichheit neben einander, und unterscheiden sich nur dadurch, daß sie, je höher sie standen, desto bitterer ihren Verlust empfinden". Dadurch werden sie bisweilen sogar

*) Siehe die Litteratur zu §. 2.

zum Selbstmord getrieben. „Ich bin ein Fürst", sagte ein eben verkaufter Sklave zu seinem Herrn, „ich bin zwar in deiner Gewalt, aber nie werde ich dir dienen". — „Ich war weit größer in Guinea, als du bist", sagte eine Sklavin zu ihrer Herrin, „ich hatte viel mehr Sklaven in meinen Diensten, als du hast; ehe ich deine Sklavin werde, soll mich der Hunger tödten". Nur sehr Wenigen indeß giebt der Stolz Kraft genug, sich das Leben zu nehmen; die Meisten finden sich bald in den allgemeinen Untergang aller ihrer Rechte, Sitten und geselligen Unterschiede.

Begleiten wir nun die unglücklichen Neger zunächst auf ihrem Schmerzenswege nach Westindien. Leicht haben sie es noch, wenn sie auf der Küste selbst verhandelt werden; schrecklich aber sind ihre Leiden, wenn sie tief aus dem Inneren nach dem Meere geschleppt werden. Mungo Park reiste eine Zeit lang mit einem Sklavenhändler, der eine zahlreiche Schaar an einer großen eisernen Stange gefesselt oder mit Stricken zusammen gebunden mit sich fortführte. Nicht die Leiden der Reise, nicht die Qualen, welche sie ohne alle Möglichkeit des Schutzes von den Insekten auszustehen hatten, konnten den Unmenschen bewegen, mehr für sie zu thun, als für ihre Erhaltung und die Sicherung seines Gewinnes nur eben durchaus nothwendig war. Allgemein herrscht unter den Negern der Glaube, die Europäer, welche sie fortführen, wollten sie mästen und dann schlachten und aufessen. Ein Neger aus Unterguinea, der zuletzt befreit und zu Sierra Leone getauft ward, erzählte hernach von seinem Eintritt in das Sklavenschiff, nachdem er bereits so und so viel Mal von einem Herrn an den andern verkauft war*):

„Als ich endlich an den Ort kam, sah ich das Meer zum ersten Male. Mein Herr brachte mich auf ein Boot, und führte mich mit drei andern Sklaven zu dem Portugiesen-Volke. Wir mußten den ganzen Tag im Boote bleiben und hatten nichts zu essen. Gegen Abend kamen wir an den Ort, wo Portugiesen-Leute wohnen. Ich hatte nie in meinem Leben weiße Menschen gesehen und fürchtete mich sehr. Ich dachte: jetzt bist du sicherlich zu den Leuten gekommen, die dich essen. Die Portugiesen kauften mich um einen eisernen Riegel. Als ich auf das große Schiff kam, sah ich nichts als weiße Leute; die Schwarzen waren alle unten. Ich wußte damals nicht, wie ein Haus auf dem Wasser leben kann. Ich dachte, sie bringen mich in ein großes Haus. Als ich auf dem Verdeck des Schiffes war, kamen zwei weiße Leute, meinen Kopf mit einem Messer zu schaben (d. i. die Haare abzuschneiden). Ich zitterte am ganzen Leibe und dachte: jetzt ist's aus! Als sie fertig waren, machten sie ein großes Loch auf; und als ich hinab sah, war Alles dicht voll Schwarze über einander, bis auf den Boden hinab; auch fand ich einen meiner Landsleute hier. Darüber freute ich mich sehr. Sogleich fragte ich ihn, was die Weißen für Leute seien. Er sagte, er wisse es nicht; woher sie kommen: er meinte, sie kommen aus dem Wasser heraus. Ich fragte ihn, ob sie Menschen fressen. Er sagte, er glaube es; denn er wüßte nicht, wozu sie alle die Schwarzen brauchten, die sie kaufen. Nun war meine Furcht wieder groß. Ich dachte, sie werden uns aufbewahren, bis wir fett sind, und uns dann verzehren. Ein Schwarzer war unter uns, welcher behauptete, er sei im Portugiesen-Land gewesen, sie äßen die Leute nicht, sie ließen sie arbeiten. Dieß machte mich ein wenig leichter. Aber jetzt kamen weiße Leute zu uns in's Loch hinab und legten uns allen eiserne Stangen um die Füße. Das brachte mich in große Angst. Wenn sie nicht im Sinn haben, uns umzubringen, dachte ich, wozu die eisernen Stangen an unsern Füßen. O Massa (Herr)! wie ich mich da fürchtete!"

Und er hatte wohl Grund, sich zu fürchten, der arme Bursche! Werden doch alle Sklaven zusammen in den unteren Raum des Schiffes ge-

*) Calwer Monatsblatt 1845 p. 10. cf. Hoffmann, Missionsstunden p. 128.

bracht, wo sie paarweise, das rechte Bein des Einen an das linke des Andern mit Ketten gefesselt, liegen. In den best eingerichteten Schiffen*) hat Jeder so vielen Raum, daß er ausgestreckt liegen kann, ohne sich jedoch nach der Seite bewegen zu können; und nach oben ist die Decke etwa anderthalb Fuß über ihm. In kleineren und volleren Schiffen müssen sie aber oft auf der Seite liegen. Das ist der Zustand dieser armen Schwarzen, schon beim Verkaufe häufig von ihren Weibern und Kindern getrennt, unter einem Haufen solcher, deren Sprache sie oft nicht verstehen, mit der bangen Furcht, in Kurzem aufgefressen zu werden! Mit Speise versorgt man sie so weit, als es zur Erhaltung ihres Lebens eben nöthig ist; dann und wann werden sie auch aufs Verdeck in die frische Luft geführt, um durch Spiel und Tanz sich zu erheitern. Aber wo soll bei den Unglücklichen die Fröhlichkeit herkommen? Grausame Peitschenhiebe machen alles möglich**). Wird aber ein Sklavenschiff von einem englischen Kreuzer verfolgt, dann müssen die Neger oft viele Tage lang in den verpesteten unteren Räumen bleiben, damit sie nicht entdeckt und befreit werden; ja, sie werden im schlimmsten Falle wohl gar in die Fluthen des Meeres versenkt, um jede Spur von ihnen verschwinden zu machen. Viele sterben auf der Ueberfahrt, Manche hungern sich in Verzweiflung zu Tode, Manche stürzen sich bei günstiger Gelegenheit über Bord, um in den brausenden Wogen das Ende ihrer Qualen zu suchen. Je mehr aber das Schiff sich Amerika nähert, desto milder werden die Sklaven behandelt, um ihnen für den Verkauf ein möglichst gesundes und frisches Ansehen zu verschaffen.

Endlich ist Westindien, das Ziel der Reise, erreicht; aber den Leiden der Unglücklichen ist damit kein Ziel gesetzt; die härteste Prüfung kommt erst noch. Viele von ihnen leiden an Wunden und Geschwüren, welche die Ketten und die elende Lage auf dem Schiffe hervorbrachten; dem Verkäufer aber ist es nur darum zu thun, seine Waare möglichst bald um einen annehmbaren Preis loszuschlagen, und ihr zu diesem Zwecke schnell ein gutes Aussehen zu verschaffen. Da müssen denn die heillosen Quacksalber herbei, welche die vorhandenen Schäden mit scharfen Mitteln und giftigen Tränken in kürzester Zeit heilen, unbekümmert darüber, daß die Opfer einer solchen lediglich auf den Sklavenmarkt berechneten Arzneikunde oft für ihr ganzes Leben dadurch siech und elend werden, oder eines frühen Todes sterben. — Nach diesen Vorbereitungen werden die Gefangenen wie eine Viehheerde auf den Sklavenmarkt geführt, die Käufer kommen, beschauen und betasten sie, und wenn der Handel abgeschlossen ist, kümmert man sich nicht darum, ob die Gattin dadurch von dem Gatten, das Kind von der Mutter gerissen wird; vergeblich sind alle Thränen, alle Bitten und Beschwörungen der Unglücklichen, sie nicht von einander zu trennen; mit roher Gewalt werden die Jammernden auseinander gerissen.

„Ich habe", schreibt Oldendorp, „einige Mal dem Verfahren mit den eben angekommenen Bussalen (in Guinea geborene und erhandelte Negersklaven) in St. Croix

*) Siehe das Bild im Calwer Missionsblatt für Kinder, 1844, p. 111.
**) cf. Calwer Missionsblatt für Kinder, 1849, p. 143.

zugesehen, und ihrer Versteigerung beigewohnt. In einem geräumlichen Hofe eingeschlossen, lagen sie truppweise, vermuthlich nach ihren Landsmannschaften, beisammen. Größtentheils hatte ein Strahl von Hoffnung die finstern Gesichter der zum Verkauf aufgestellten Neger erheitert. Die Freude, von ihren auf der Insel befindlichen Landsleuten besucht zu werden, hatte unstreitig großen Antheil daran. Durch die Unterredung mit denselben, welche sehr lebhaft war, bekamen sie ohne Zweifel eine bessere Vorstellung von ihrem künftigen Schicksal, und der Augenschein lehrte sie, daß man ein Sklave sein könne, ohne zugleich höchst unglücklich und trostlos zu sein. Eine neue Pfeife mit Tabak, die jedem erwachsenen Neger gereicht, und der verzuckerte Reis, der ihnen zur Speise in großen hölzernen Gefäßen aufgetragen wurde, mag auch Etwas dazu beigetragen haben. Sie lagerten sich in kleinen Haufen um diese Gefäße herum und bedienten sich der flachen Hand statt des Löffels. Eine Menge Blanke (Weiße) waren zur Schau da, um diejenigen auszusuchen, die sie zu kaufen gedachten. Mir gaben verschiedene mit freundlichen Mienen und Winken zu verstehen, daß sie wünschten, von mir gekauft zu werden. Ehe der Verkauf erfolgt, haben sie eine genaue Untersuchung der Beschaffenheit ihres Körpers auszustehen, welche bisweilen von einem Wundarzt geschieht. Ihre Versteigerung ist von der Versteigerung jeder andern Waare nicht verschieden. Dem Meistbietenden werden sie zugeschlagen. Wenn erst die Starken und Gesunden verkauft sind, so kommt die Reihe an die Kranken und Schwachen. Da diese armen Menschen doch nicht recht wissen, was alles das, was ihretwegen bei der Versteigerung vorgeht, zu bedeuten hat, so stehen sie dabei gemeiniglich große Bangigkeit aus, und erwarten den Ausgang mit Zittern und Beben. Die Höhe des Preises steigt oder fällt aus verschiedenen zufälligen Ursachen. Damals wurden die stärksten und größten Neger für 230 bis 270 Stücke von Achten verkauft, welches man für einen niedrigen Preis ansah, weil er sonst auf 300 Stücke stieg. Für eine Mutter mit 3—4 Kindern werden oft bis 500 Stücke bezahlt. Uebrigens ist bei dem weiblichen Geschlecht die Jugend und die gute (Körper-) Bildung eine Ursache des höheren Preises derselben". — In einem neueren Bericht aus Havannah (der Hauptstadt von Cuba) vom Jahre 1838 heißt es unter anderm: „In der Abendkühle besuchten wir den Markt. Eine jüngst angekommene Ladung von 220 menschlichen Wesen war hier zum Verkauf ausgestellt. Sie saßen im Kreise nach ihrer Größe geordnet. Während unseres Besuches, der länger als eine Stunde dauerte, hörten wir keine Silbe von Einem unter ihnen. Als wir in den Kreis traten, waren Aller Augen auf uns gerichtet, als ob sie in unsern Gesichtern ihr zukünftiges Loos hätten lesen wollen. Sie alle waren fast nackt, nur mit einem bunten Hemde leicht bekleidet. Auf der Brust trugen sie ein Zeichen. Mit wenigen Ausnahmen waren sie nur Haut und Knochen. Zu schwach, um sich aufrecht zu halten, lagen sie auf dem Boden, ihren Rücken gegen die Mauer gestützt. Sobald ein Käufer kam, hieß man sie aufstehen; mit Mühe gehorchten sie dem Befehl. Einige unter ihnen waren alt und grau; aber der größere Theil waren Kinder von zehn bis fünfzehn Jahren. Wenn sie standen, schienen ihre Beine so dünn wie Rohr und kaum fähig, das Skelett der zerrütteten Gestalt zu tragen. Der Verkäufer sagte uns, daß sie verschiedenen Stämmen angehörten, und daß sie einander nicht verständen. Während wir da waren, wurden fünf kleine Knaben und Mädchen ausgesucht und nach dem Inneren verkauft. Auf Familienbande wird keine Rücksicht genommen: einmal getrennt, begegnen sie einander nie wieder".

Die besseren Herren übergeben die erkauften Sklaven sogleich älteren Negern, welche sie in der creolischen Sprache, dem Negerdialekt der am Meisten in der Kolonie gesprochenen Europäischen Sprache*) unterrichten und zur Arbeit anleiten. Auf einigen Inseln ist es auch gewöhnlich, die Neuangekommenen diesen Aelteren als Kostgänger zu vertheilen, und ihnen dafür eine kleine Zulage zu bewilligen. Je nach den Arbeiten, zu welchen sie von ihren Herren gebraucht werden, ist nun das Loos der Sklaven härter oder erträglicher. Am besten haben es die Handwerker oder Ambachtsneger, und die Hausneger. Unter jenen, die allerdings die große Minderzahl bilden, findet man Maurer, Zimmerleute, Schreiner,

*) Oldendorp I, p. 424 ff.

Böttcher, Schmiede, Schneider, Schuster ꝛc., die wegen ihrer Geschicklichkeit oft einen großen Werth für ihre Herrschaften haben und deßhalb manche Vortheile vor den Andern genießen, auch gleich den Feldnegern ein Stück Land zu ihrem Gebrauch bekommen, und außer den Sonntagen auch am Sonnabend für sich arbeiten können. Die Hausneger werden in den Haushaltungen der Herren als Bediente, Kinderwärter ꝛc. beschäftigt; ist ihre Treue erprobt, so werden sie auch wohl Aufseher in den Häusern. Eine geringe Anzahl werden in den Packhäusern als Packhausneger verwendet. Die Meisten aber trifft das bittere Loos der Camina's oder Feldneger. „Ist es eine Kaffeepflanzung, wo der Neger zu arbeiten hat, so geht es noch gut, denn hier hat er nur die Erde um die alten Pflanzen zu hacken, neue zu setzen, Unkraut auszujäten, die Früchte zu sammeln, zu trocknen und auszuschalen. Schon härter ist seine Arbeit in der Baumwolle. Er muß dieselbe vor Tagesanbruch von den Stöcken sammeln, die Wolle sorgfältig vom Samen befreien und sie dann packen helfen. Hier ist die Anstrengung groß. Aber am größten ist sie erst auf dem Zuckerfelde. Da muß der Neger ganze Tage lang in der Gluth der Tropensonne gebückt mit der Hacke arbeiten, er, der in seiner heißen Heimath vor der Macht des Tagesgestirns in den Schatten seiner Hütte oder der gewaltigen Bäume sich zurückzieht. Hier erliegt er fast unter der unerträglichen Arbeit und der Gluth, die vom Himmel und der rückstrahlenden Erde zugleich ausgeht. An den dampfenden Kesseln der Siederei, an der Mühle, die den Saft des Zuckerrohrs auspreßt, steht wieder der Neger fast erdrückt von harter Arbeit". In der Regel werden die Feldneger in 3 Abtheilungen vertheilt; ein Drittel, die gesunden und tüchtigen Männer und Frauen säubern den Acker, machen Löcher, pflanzen und ernten; ein Drittel, junge Knaben und Mädchen, schwangere Frauen und Wiedergenesende dienen zum Ausjäten; die kleinen Kinder endlich stehen unter besonderer Aufsicht und treiben die kleinsten und leichtesten Beschäftigungen. Dabei ist die Arbeit auf den größeren Plantagen fest und bestimmt geregelt. Die auf den verschiedenen Pflanzungen befindlichen Negersklaven wohnen gewöhnlich in aus etwa 50 ärmlich aufgerichteten Negerhütten bestehenden Dörflein zusammen, von wo aus sie zur bestimmten Stunde von ihren Aufsehern zur Arbeit getrieben werden. Früh um 4 Uhr giebt der Bomba oder Treiber durch das Blasen des Tutu oder den Schall einer Glocke das Zeichen zum Aufstehen, um 5 Uhr verliest er das Namenverzeichniß und führt sie aufs Feld, nachdem sie vorher das den Abend zuvor für das Vieh gesammelte Futter abgegeben und ihr Frühstück genossen haben. Die Arbeit, welche ihnen vom Bomba nach der Instruktion des Meisterknechts täglich angewiesen wird, währt dann in den drei Abtheilungen gewöhnlich bis 8 Uhr, und nach einer halben Stunde Erholung wieder bis Mittags 12 Uhr, wo sie 2 Stunden Ruhe haben. Dann wird fortgearbeitet bis 6 Uhr. Doch müssen sie Mittags erst ein Bündel Gras zum Viehfutter und Abends deren zwei sammeln, ehe sie an ihr Mittags- oder Abendessen denken können. Bisweilen kommt zu ihrer gewöhnlichen Arbeit noch sogenanntes Donkerwerk oder Nachtarbeit: das Aufräumen des herrschaftlichen Hofes, Wasser- und Misttragen u. dgl., womit sie oft bis tief in die Nacht zu thun haben.

Die schwerste Arbeit giebt es in der Kropzeit oder der Zuckerernte, welche auf großen Plantagen oft ein halbes Jahr dauert. Haben die Neger, außer der Erntezeit, fünf und einen halben Tag für ihre Herrschaft gearbeitet, so können sie den halben Sonnabend und den Sonntag zu ihrem eignen Nutzen anwenden, und ihre eignen kleinen Haushaltungen und Güter versehen. Hierdurch war es allerdings Manchem möglich gemacht, sich durch den angestrengtesten Fleiß so viel zu erwerben, daß sie sich loskaufen und sogenannte Freineger werden konnten. Doch die angestrengte Arbeit an sich ists noch nicht, die das Loos des Negers so unselig macht. Auch der Europäer müht sich ja oft über seine Kräfte ab, aber den armen Neger lockt kein Lohn, kein Besitz, kein Lob; er darf seine Arbeit nicht wählen, sondern ein eiserner Wille gebietet ihm, und das Werk muß gethan sein, er sei krank oder gesund, muthig oder innerlich niedergedrückt. Er hat keine Aussicht auf Erden, nicht einmal die, bei seiner gewohnten Arbeit oder bei seinem menschlichen Herrn zu bleiben; denn der nächste Tag kann ihn auf den Sklavenmarkt führen. Fesseln und Schläge aber sind sein Loos, wenn er die ihm befohlene Arbeit nicht leisten kann. Hinter den Feldnegern her geht bei ihrer Arbeit der Treiber, einer der stärksten Neger, und trägt eine Fuhrmannspeitsche von furchtbarer Kraft. Mit ihr knallt er, so stark er kann, und die Streiche, die er damit auf den Rücken jedes ihm lässig scheinenden Sklaven oder auch nur aus Muthwillen führt, durchschneiden gewöhnlich Haut und Muskel und lassen blutende Wunden und lebenslängliche Narben zurück, so daß ältere Sklaven auf dem Markte nach den Narben ihrer Rücken geschätzt werden. Und nun denke man an den Schmerz der Negermutter, die eben ein Kind geboren hat, und die das arme Wesen muß verschmachten lassen, weil ihr die Peitsche keine Zeit läßt, es zu nähren; man denke an den Seelenschmerz des Vaters, der seinen jungen Sohn neben sich zu Anstrengungen gezwungen sieht, die sein Leben rasch aufzehren!

Und dennoch ist auch das noch nicht das Schlimmste. Der Neger ist seinem Herrn gegenüber ein völlig rechtloses Geschöpf, allen Launen desselben Preis gegeben, ohne irgend ein Mittel zu seinem Schutz. Zwar ist das rechtliche Verhältniß der Neger nicht überall gleich; am mildesten sind sie von alten Zeiten her bei den Spaniern behandelt worden, am härtesten sollen die Holländer mit ihnen verfahren sein; in keiner Europäischen Besitzung aber genießen die Negersklaven einen wirksamen, rechtlichen Schutz, der nicht von den Herren auf irgend eine Weise umgangen werden könnte, da vor Gericht kein Zeugniß eines Negers gegen einen Weißen gilt. Die Gesetze aber, welche ihr und ihrer weißen Herren Verhältniß scheiden, sind die allerhärtesten und strengsten. Ein Sklave, der an irgend einem Weißen, es mag sein Herr sein oder nicht, er mag auch aufs Grausamste von ihm beleidigt worden sein, sich thätlich vergreift, wird mit Abhauung der Hand oder mit dem Tode bestraft, wenn nicht der Weiße Fürbitte für ihn einlegt. Widersetzt er sich gegen den Meisterknecht, so wird ihm die Hand abgehauen. Einem entlaufenen Neger, der drei Monat ausgeblieben, wird durch den Büttel ein Fuß abgehauen; wenn er abermals entläuft, auch der andere. Missionar Oldendorp sah selbst einen solchen, der beide Füße verloren hatte. Ward ein Neger am

Leben gestraft, so sollte, wenigstens auf den dänischen Inseln, dem Eigenthümer dessen Werth auf Landeskosten ersetzt werden. Dieß Gesetz wurde von einigen Unmenschen so gemißbraucht, daß sie unbrauchbare Sklaven als todeswürdige Verbrecher den Gerichten überlieferten, um für den erhaltenen Preis sich brauchbare zu verschaffen. Dergleichen erdichtete Verbrechen zu beweisen, wurde deshalb den Herren nicht schwer, weil sie ja viele Mittel in Händen haben, der Sklaven zu allerlei Zwecken sich zu bedienen, und das Zeugniß eines Sklaven gegen einen Weißen vor Gericht nicht gültig ist. Welche furchtbare Gräuel und Schandthaten ein solches Verhältniß, das den Herren im Grunde Alles gegen ihre Sklaven erlaubte, hervorrief und möglich machte, davon nur einige Beispiele:

„Auf Barbados ließ einmal ein Unmensch von Pflanzer ein Negermädchen auf den Boden fesseln und peitschte sie, daß sie dem Tode nahe war. Zwei Herren kamen auf ihr Jammergeschrei herbei, stießen die Thür ein und fanden die Unglückliche. Der Quäler rief ihnen höhnisch zu, er habe ihr nicht mehr als 39 Streiche auf einmal gegeben, wie das Gesetz vorschreibe. Aber das habe er diese Nacht schon drei Mal gethan und werde es auch das vierte Mal thun, die Eindringlinge aber werde er verklagen. — Ein Andrer schnitt einem Kinde den Mund auf von einem Ohr zum andern, um die Mutter zu strafen; er selbst wurde angeklagt und mußte eine kleine Geldstrafe zahlen. — Ein Aufseher warf wegen eines kleinen Vergehens einen Neger in den kochenden Zuckerkessel. Die Folge war nur, daß er entlassen wurde und den Sklaven bezahlen mußte. — Ein vierzehnjähriges Mädchen wurde, weil sie zu spät zur Arbeit kam, so lange gepeitscht, bis sie regungslos niedersank. Dann schleppte man sie an einem Beine auf dem Boden in's Hospital, wo sie starb. — — Ein Neger war geflohen und eingeholt worden. Der Eigenthümer ließ den Wundarzt kommen, um ihm einen Fuß abzunehmen, damit er nicht wieder davonlaufe. Der Arzt weigerte sich. Da zerbrach der Elende dem zitternden Neger das Bein, und der Wundarzt mußte es abnehmen, sollte der Unglückliche nicht sterben. — Ein Negermädchen wurde 17 Tage lang mit den Füßen so in den Stock gespannt, daß sie weder sitzen noch liegen konnte. Man rieb ihr die Augen mit rothem Pfeffer, damit sie nicht schlafen konnte, und schlug sie fünf Mal furchtbar. Ein heftiges Fieber ergriff sie, man nahm sie aus dem Gefängniß, und der Treiber schlug sie. Am folgenden Tage wurde sie krank in die Feldarbeit getrieben, aber sie konnte nicht hacken. Peitschenhiebe waren die Folge. Der Besitzer und seine Frau glaubten noch nicht, daß sie krank sei; am andern Tage mußte sie wieder hinaus in die glühende Hitze aufs Zuckerfeld. Dort starb sie um Mittag". — Und nun nur noch zwei solcher Schauergeschichten, die ein Missionar erzählt: „Ein Sklavenbesitzer verübte eines Sonntags Morgens seine barbarischen Grausamkeiten, während wir im Gottesdienste waren, und das Geschrei der gequälten Negerfrauen unterbrach oft unsere Andacht. Aber bei der barbarischen Gesetzgebung war dem nicht abzuhelfen. Dieser Mann brauchte Geld. Eine seiner Sklavinnen hatte zwei schöne Kinder, er verkaufte eins davon und riß es aus der Mutter Armen. In ihrer hülflosen Verzweiflung stieß die Negerin ein furchtbares Geheul aus, und für dieses Verbrechen wurde sie gegeißelt. Einige Zeit darauf verkaufte er das andere Kind. Sie verfiel in eine Art von Wahnsinn, heulte Tag und Nacht im Hofe, raufte sich die Haare aus, rannte in den Straßen hin und her und zerriß den Himmel mit ihrem Geschrei und begoß im wörtlichen Sinne mit ihren Thränen den staubigen Weg. Ihr Geschrei war stets in ihrem gebrochenen Neger-Englisch: „„Der böse Massa, er meine Kinder verkaufen. Was mich thun! mich kein Kind haben!"" Sie stand vor meinem Fenster, sie hob die Hände gen Himmel und rief: „„Mein Massa! thu mein Massa Prediger sich über mich erbarmen! mein Herz thun so, (damit schüttelte sie sich heftig,) mein Herz thun so, weil mich kein Kind haben. Mich gehen in Massa's Haus, in Massa's Hof und in meine Hütte, aber es nicht sehen"". Und nun rief sie zum Himmel empor. Man durfte aber nicht sehen, daß ich sie mitleidig ansah. — Ein Ehepaar, das 24 Jahre zusammen gelebt und viele Kinder erzogen hatte, wurde durch Verkauf auf verschiedene Inseln getrennt. Dasselbe geschah noch kurz vor der Negerbefreiung an einem frommen Negerpaar mit 9 Kindern. Die wackere Gattin mit den Kindern wurde auf ein fernes Eiland verkauft. Da stand der Vater am Strande, küßte

mit heldenmüthiger Festigkeit eins der Kinder nach dem andern, segnete sie und sagte: „„Lebe wohl, sei redlich und deinem Herrn gehorsam!““ Jetzt aber sollte er von seinem Weibe Abschied nehmen. Da stand er, fünf oder sechs Schritte von der Mutter seiner Kinder, unfähig zu reden, regungslos, unverrückt den starren Blick auf den vieljährigen Gegenstand seiner Liebe gerichtet, der jetzt für immer aus seinen Augen schwinden sollte. Er stand, und nur das Feuer seiner Augen verrieth die Gluth seiner Seele. Nach einigen Minuten sank er sinnlos auf den Ufersand, Blut stürzte ihm aus Nase und Mund. Man beschäftigte sich mit ihm, und inzwischen flog das Schiff mit seiner geliebten Familie über die Meeresfläche dahin". —

Bei einem so rechtlosen Zustande und bei dem Zusammenleben der Neger aus so verschiedenen Stämmen kann natürlich von einem eigenthümlichen Leben unter ihnen nicht die Rede sein. Die Vorsicht der Herren hat ihnen nur so viel davon gelassen, als mit dem Sklavendienste vereinbar erscheint. Dem Manne ist die Heirath erlaubt, aber von einem Familienleben findet sich unter den heidnischen Negern keine Spur. Weib und Kind gehören nicht ihm, sondern seiner Herrschaft, die sie nach Belieben durch Verkauf von einander trennen kann, denn wenn auch z. B. in Jamaika die Verkäufer durch einen Eid gebunden waren, Neger von derselben Familie beim Verkauf nicht zu trennen, so ward dieß dennoch nur zu oft übertreten, und durch Kauf oder Erbschaft kamen Sklaven von einer Insel auf die andere. Und in dieser schweren Lage entbehrten die armen Neger jeglichen Trost der Religion. „Mit dieser beschäftigte man sich nur insoweit, daß bei Einschiffung der Sklaven in Afrika sorgfältig getrachtet wurde, die Mitnahme von Fetischen zu hindern. Nichtsdestoweniger gelang es einzelnen, diese geweiheten Kleinigkeiten zu verbergen und mit an den Ort ihrer Verbannung zu bringen. Oder sie wußten auch in Ermangelung ihrer gewohnten Fetischmacher (Priester oder vielmehr Zauberer) selbst einen Fetisch zu wählen; eine Puppe aus Lehm geknetet, aus Holz geschnitzt, eine Koralle, eine Muschel, ein Federchen reichte hin, dem Andachtsbedürfnisse des Negers zu genügen, aber die namenlos schändlichen Gräuel der Unkeuschheit, die an's Fetischwesen sich knüpften, waren alle mit nach Westindien gewandert. Mancher wählte sich auch etwa die Sonne, den Mond, den Ocean, eine Flußquelle, einen Felsblock, eine Schlange zum Gotte. Die bebende Furcht vor dunklen Zaubermächten regierte das Herz des armen Schwarzen, der ja schon ein Leben der Angst und Qual zu leben gehabt hätte, wenn auch nicht die jenseitigen Mächte ihm solche eingeflößt hätten". — Die Kongo-Neger verrichteten an den ankommenden Bussalen eine Art Taufe, welche aber durchaus ohne religiöse Bedeutung, vielmehr ein reines Gaukelspiel war, das sie wahrscheinlich portugiesischen Priestern in ihrer Heimath abgelernt hatten, und die nur dazu diente, den Verlassenen an dem neuen Wohnort zu einer Art Pflegeeltern zu verhelfen. Gewöhnlich wurde dabei dem Täufling Wasser auf den Kopf gegossen, etwas Salz in den Mund gegeben, und in Kongo'scher Sprache über ihn gebetet. Ein erwachsener Bussale mußte vor dieser Taufe für die Sünden, die er in Afrika begangen, mit 6 Peitschenhieben büßen. Nach der Taufe ward von Vermögenden eine Gasterei angestellt, und der Täufer erhielt einige Realen für seine Mühe. „Vermögende Neger und Negerinnen nehmen diejenigen, welche sie auf diese Weise taufen lassen, zu Kindern an; und sie werden,

nebst dem Täufer, von ihnen Taufväter und Taufmütter genannt. Als Eltern sorgen sie möglichst für sie; und wenn sie sterben, so ist es ihre Schuldigkeit, ihnen einen Sarg und ein Sterbekleid zu verschaffen. Gewöhnlich begräbt der Täufer diejenigen, die er getauft hat; er singt bei dem Grabe und hält an die Begleiter eine Anrede. Bisweilen sind bei einer solchen Taufe auch etliche Pathen, welche ebenfalls die Verbindlichkeit auf sich nehmen, für den Getauften zu sorgen". — Die Geburt eines Kindes war gleichfalls der Anlaß zu den seltsamsten Gebräuchen des Aberglaubens. Die Wöchnerin wurde eingesperrt und das Kind bis zum neunten Tage stets bewacht, um böse Geister abzuwehren. Und wie die Furcht vor diesen das Leben der armen Schwarzen durchbebte, so hatten sie auch im Tode keine Hoffnung. Zwar wähnten Viele von ihnen, nach dem Tode in ihr Vaterland zurückzukehren, und Mancher brachte sich deßhalb selbst um's Leben, bis ihre Herren die Leichen der so Gestorbenen mannigfach verstümmeln ließen und dadurch Anderen die Lust benahmen, ihrem Beispiel zu folgen, da sie doch nicht ohne Arme oder ohne Beine oder ohne Kopf in ihrer Heimath wieder ankommen wollten. Unnatürlich aber und empörend waren und sind zum Theil noch die Begräbnißgebräuche*) der Neger Westindiens.

Kaum hatte ein Verwandter oder Freund seinen letzten Athem ausgehaucht, so fingen die Neger unter Trommelschlag und Absingen von Liedern an, sich aufs Wildeste und Tollste zu geberden. Noch ehe der Leichnam kalt war, verschloß man ihn in einen kastenartigen Sarg und eilte mit ihm zur Beerdigung, und die Träger, nicht selten betrunken, machten die seltsamsten und lächerlichsten Bewegungen. Zuweilen standen sie plötzlich still und hielten die Ohren in einer horchenden Stellung an den Sarg, indem sie vorgaben, der Leichnam sei im Stande, zu sprechen. Bald hieß es, er sei zornig und müsse besänftigt werden; bald gab er Anweisung zu einer andern Vertheilung seiner Verlassenschaft, oder tadelte die Art und Weise der Leichenbegleitung, oder weigerte sich, gegen den Begräbnißplatz vorzuschreiten, bis einige Schuldposten, die er ausstehen hatte, eingezogen, diese oder jene Verdächtigung seines Charakters beseitigt, dieser oder jener Diebstahl eingestanden wäre, oder bis die Träger eine neue Portion Rum bekommen hätten. Um die Menge desto wirksamer zu hintergehen und so ihre Forderungen zu verstärken, die zuweilen von den Leidtragenden selbst eingeflüstert waren, nahmen sich die Träger heraus, die Fragen des Verstorbenen zu beantworten, seine Wünsche zu verdolmetschen; sie sprangen mit dem Sarg auf den Leichenzug zurück, oder taumelten von einer Seite der Straße zur andern, oder ließen den Leichnam an der Thür eines Schuldners oder selbst eines Nachbars stehen, und wollten ihn durchaus nicht weiter tragen, bis seine vorgeblichen Forderungen erfüllt waren. Auf den Pflanzungen fanden diese Begräbnißfeierlichkeiten in der Nacht statt, bei Fackellicht, unter Trommeln, Tanzen, Singen, Trunkenheit und Schwelgerei. Der Sarg wurde gewöhnlich von zwei Trägern auf dem Kopfe getragen, ein Mann mit einer weißen Flagge ging voran, und die berauschte Menge folgte hintennach. Vor jedem Hause in dem Negerdorfe machten sie Halt, angeblich, um Abschied zu nehmen; eigentlich aber war ihre Absicht nichts Anderes, als Erpressung und Betrug. Die Melodieen, welche sie bei dem Begräbniß sangen, waren vermuthlich afrikanischen Ursprungs. Nachdem der Leichnam in's Grab gelegt und zum Theil mit Erde zugedeckt war, wurde das Begräbniß durch die Leichenbegleiter vollendet, indem jeder von ihnen hinter sich Erde auf den Sarg warf, um den Verstorbenen zu verhindern, daß er ihnen nach Hause nachfolge. Gewöhnlich wurde die Feierlichkeit damit geschlossen, daß man Hühner und andere Hausthiere opferte, die in Stücke zerrissen und auf das Grab gestreut wurden, welches man noch überdieß mit Blut und andern Dingen beschüttete. Dieß geschah unter den heftigsten und ausschweifendsten Aeußerungen der Betrübniß: sie stampften

*) cf. Calwer Missionsblatt für Kinder, 1845, p. 5 ff.

mit den Füßen, zerrauften sich das Haar, zerschlugen sich die Brust, erhoben ein Geschrei und geberdeten sich aufs Wildeste und Tollste. Kaum war jedoch die Leichenbegleitung wieder im Hause zurück, so erschallten die Trommeln lebhafter, der Gesang wurde heiterer, Tanz und Lustbarkeiten begannen, und die Nacht wurde mit Lärmen und Schwelgen zugebracht, bis der folgende Morgen die Ermatteten wieder zu ihrer harten Arbeit und unter die Geißel des Treibers zurückrief.

„Die äußerste Unwissenheit der Neger in Sachen der Religion und Sittlichkeit auf allen Pflanzungen, wo keine Unterrichtsanstalten für sie getroffen sind," heißt es in einem Jahresbericht der Methodisten-Missionsgesellschaft, „läßt sich gar nicht mit Worten beschreiben." Und wie konnte es auch anders sein? Waren sie doch in den Augen ihrer Herren nur „Hausthiere, die nichts zu verstehen brauchten, als die wohlverständliche Sprache der Peitsche." — „Ihr jungen Leute," sagte ein bekehrter Neger am 1. August 1845 in Montrose zur Feier des siebenten Jahrestages der Negerbefreiung in Westindien unter Vorzeigung einer Negerpeitsche,*) „kennt diese Peitsche nicht, aber eine Menge von meinen alten Brüdern und Schwestern kennen sie gar wohl: sie wissen die Zeit noch recht gut, wo man von früh bis in die Nacht nichts hörte, als die Streiche der Peitsche, bam, bam, bam, klatsch, klatsch, klatsch!" — Keine Zeit hatten die Armen zum Unterricht, wenn auch Jemand willig gewesen wäre, ihn zu ertheilen. Der Tag brachte die heiße Arbeit, der Abend die tödtliche Ermüdung, oder, wenn am folgenden Tage ein christliches Fest die Arbeit hinderte, die wilden Heidentänze, die dann wirklich an lasterhafter Unzüchtigkeit, an wilder Rohheit und berauschter Raserei Alles übertrafen, was man vom wildesten Getümmel der entzügelten Lust etwa auch in Europa sehen konnte. Nichts Abscheulicheres gab es, als ein Sonntag oder gar eine Weihnachtszeit in Jamaika. Der Sonntag war der Markttag in ganz Westindien, und Scenen so empörender Art begegneten dem Auge auf jeder Straße, daß sittsame Personen das Ausgehen an demselben vermieden. In Hinsicht ihrer sinnlichen Neigungen findet man zwischen den Thieren des Feldes und den heidnischen Negern keinen Unterschied. Nur selten oder vielleicht nie soll eine heidnische Negerin der Verführung ihres wollüstigen Herrn haben widerstehen können, und freilich haben sich christliche Negerinnen häufig durch ihren Widerstand dagegen den härtesten Mißhandlungen Preis geben müssen. Der Heerd des häuslichen Lebens fehlte dem Neger fast ganz. „Er heirathete nach Belieben und auf beliebige Zeit; ein Handel war die Ehe; wenn der eine Theil nicht gab, was er versprach, so war die Lösung der Bande da. Ein versprochenes und nicht gegebenes Taschentuch hat Ehen getrennt, aus denen eine Schaar von Kindern entsprossen war. Wie konnte es auch anders sein, so lange die Sklavenbesitzer noch ohne Rücksicht auf diese heiligen Bande die Neger verkauften und kauften?" Hätte man aber auch regelmäßige Ehen ihnen verstattet, es wäre bei ihrer zügellosen Wollust doch vergebens gewesen. An eine Fortpflanzung der Sklaven war daher nicht zu denken, und um die Kolonien zu erhalten, mußte deßhalb nach den Ansichten der Pflanzer jährlich neue Zufuhr aus Afrika

*) Calwer Missionsblatt 1846, p. 51.

den Verlust ersetzen. Eine Zählung auf Jamaika im Anfang der Zwanziger Jahre ergab, daß unter 340,000 Sclaven in den letzten 14 Jahren kaum 600 rechtmäßige Ehen stattgefunden hatten. — So führten die Feld- und Plantagen-Neger lange Zeit ein Leben wie die wilden Thiere. Essen, Trinken und Schlafen erschien den heidnischen Schwarzen als der einzige Zweck des Lebens, und ihr Verständniß war in eine Nebelwolke eingehüllt, welche kaum die himmlischen Lichtstrahlen der Wahrheit zu durchdringen vermochten. „Wenn mich hieher komm," erzählte ein Neger auf Jamaika nach seiner Bekehrung, „mich nicht im Stand, ein Wort zu tragen. Wenn mich Jemand schilt, mich nehm Messer und Stock und mich nicht ruhig, bis mich sein Blut trink. (Jetzt mich nehm zwanzig Wort.) Damals mich stehl, mich trink, mich alles Böse thu. Jemand mir sag, muß beten. Mich sag: nein, für was mich beten; Rum das beste Beten für mich. Gieb mir gut Essen, das besser als beten." Das war so ihre Weise, und das Sklavenjoch machte es eher schlimmer als besser. — Von Erziehung seiner Kinder weiß der heidnische Neger nichts. Kaum fangen die Kinder zu lallen an, so wird ihnen die Verstellungskunst gelehrt. Reden und Lügen scheint ihnen dasselbe zu sein. In ihren Leidenschaften, besonders im Zorn, überschreiten sie jedes Maaß, und selten vergessen sie eine erlittene Beleidigung. Von gegenseitigen Verpflichtungen haben sie wenig oder gar keinen Begriff, und sie können es nicht einmal glauben, daß Stehlen eine Sünde sei. Davon nur Ein Beispiel. Ein Neger wurde von einem Aufseher gerade in dem Augenblick ertappt, als er Zucker stahl. „Ich habe nichts gestohlen," sagte er und betheuerte wiederholt seine Unschuld. — Was sagst Du da, Bursche? Hast Du denn nicht gerade das gestohlene Gut in Deiner Hand? — „Aber ich hab's nicht gestohlen, Massa, ich hab's nur genommen." — Wie meinst Du das, Schurke? — „Nun, der Zucker gehört dem Massa, und ich gehöre auch dem Massa, ist Alles eins; darum sage ich, ich hab's nicht gestohlen, hab's nur genommen." — Was heißt du denn Stehlen, Kerl? — „Wenn ich in eines Bruders Haus und Feld einbreche und nehme ihm etwas weg, dann habe ich gestohlen, Massa." — Ohne natürliche Liebe sind Einzelne auch so hart gegen ihre Kinder, die ja freilich auch das Eigenthum des Herrn sind, als ob sie ihnen nicht angehörten, und ein Pflanzer versicherte, er habe Negerinnen in seiner Niederlassung, denen er nicht einmal die Nahrung für ihre eigenen Kinder anvertrauen könne.

Aber dieses so tief in irdisches Wohlgefühl und Stumpfheit für die höheren Dinge versunkene Negervolk konnte vielleicht nur durch gänzliche Zerstörung seiner nationalen Verhältnisse und völlige Abhängigkeit von den Europäern für das Reich Gottes empfänglich werden, das in Westindien sich so mächtig ausgebreitet hat. Der Herr hat die armen Negersklaven eben besonders genommen, wie dort den Taubstummen im Evangelio (Marc. 7, 33), und gerade in Westindien ruft Er durch Thatsachen uns zu: „Seid stille und erkennt, daß Ich Gott bin; Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, Ich will Ehre einlegen auf Erden." Hier, wo die Finsterniß lange Zeit kräftigen Widerstand gethan hat; hier, wo die ersten Boten des Evangeliums in den Kerker geworfen; hier, wo die armen Neger, welche an Gottes Wort ihre Herzen erquickten, nicht

selten zu Tode gemartert wurden: hier hat der Herr Ehre eingelegt unter den Heiden; Er wird seine Herrschaft behaupten, bis daß Er alle Feinde legt zum Schemel seiner Füße.

§. 2. Die Brüder in Westindien.

J. Lork, Beiträge zu der neuesten Kirchengeschichte in den königlich Dänischen Reichen. Kopenhagen 1757. 1762. 2 Bde. I. p. 64 ff.; II. p. 88 ff.
Ch. G. A. Oldendorp, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jan. Barby 1777. 2 Theile.
Basler Missionsmagazin 1825, IV. p. 611 ff.; cf. 1819, III. p. 317 ff.
Uebersicht der Missionsgeschichte der evangelischen Brüderkirche in ihrem ersten Jahrhundert. Gnadau 1832 und 1833. I., p. 7, 19, 28 ff.; 60 ff.; II., p. 36 ff.
Salfeld, Nachrichten aus der Heidenwelt. VII. Hamburg 1846.
Missionsfreund 1847, p. 81 ff.; 1849, p. 65 ff.
Bormbaum, evang. Missionsgeschichte in Biographieen. III. 1. Düsseldorf 1856.

a) Die Brüder in Dänisch-Westindien bis Ende des 18. Jahrhunderts.

Es war im Anfang des 18. Jahrhunderts, als das durch Philipp Jakob Spener und andere Knechte Gottes neu erwachte Leben in der evangelischen Kirche Deutschlands in mancherlei Anstalten zur Förderung der Gottseligkeit und eines thätigen Christenthums sich offenbarte. Auf dem Pädagogium zu Halle, welcher Ort um diese Zeit durch August Hermann Franke und seine Freunde der Mittelpunkt solcher Bestrebungen zur Ausbreitung des Reiches Jesu Christi geworden, erhielt damals der junge Graf v. Zinzendorf (1710—16) seine Erziehung. Frankens Munterkeit und in schweren Prüfungen bewährter Glaube, die tägliche Gelegenheit, in seinem Hause erbauliche Nachrichten aus dem Reiche Gottes zu hören, Zeugen aus allerlei Landen zu sprechen, Missionare kennen zu lernen, Verjagte und Gefangene zu sehen, stärkten des Jünglings Eifer für die Sache des Herrn mächtig, und mit auserlesenen Freunden verband er sich zu einer christlichen Gemeinschaft unter dem Namen des Senfkorn-Ordens, zu treuem Bekenntniß der Lehre Jesu in Wort und Wandel, zu thätiger Liebe gegen den Nächsten und zur Bekehrung der Unbekehrten, auch der Juden und Heiden; eine Verbindung, welche die Schulzeit in Halle weit überdauerte. Der Besuch des in Ostindien mit großem Segen arbeitenden Heidenapostels Ziegenbalg mit einem getauften Malabaren im Jahre 1714 machte tiefen Eindruck auf Zinzendorf. Im Jahre darauf schloß er mit seinem Jugendfreunde Friedrich v. Watteville aus Bern, den gleiche Liebe zum Herrn und gleicher Eifer für Sein Reich beseelte, einen Bund zur Bekehrung der Heiden, und zwar, wie Zinzendorf schreibt, „nur solcher, an die sich sonst Niemand mehr machen würde." Ihre Idee war nicht, dieß selbst zu bewerkstelligen, denn sie waren beide von den Ihrigen in die große Welt bestimmt, und wußten von nichts, als Gehorsamsein; sie hofften aber, Gott, der dem Baron v. Canstein einen Franke zugeführt habe, werde ihnen auch Leute zuweisen, die zu so wichtigem Dienst genugsam wären. Dergleichen Verbindungen wurden von Einigen für Kinderei,

von Andern für Hochmuth erklärt. „Gott weiß es, daß ich keine Ehre dabei suchte, zumal in jener Zeit der ersten Liebe; ich wußte wohl, daß die Leute mich damit nur auslachten.“ Mannigfache Verkettung der Umstände brachte den Vorsatz der Jünglinge erst nach 16 Jahren zur Ausführung, und seitdem ist aus jenem Senfkorn nun schon lange ein Baum geworden, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. — Die Brüdergemeinde hatte auf den Gütern des Grafen ein Haus gefunden; im Jahre 1722 hatten die armen vertriebenen Auswanderer aus Mähren*) am Hutberge bei Berthelsdorf in der Lausitz den ersten Baum für den Aufbau von Herrnhut gefällt. Ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten, Irrthümer und Verschiedenheiten in der Lehre, Streit über die Kirchenzucht, Uneinigkeiten aller Art hatten die wenigen Hunderte lange zu keiner rechten Gemeinschaft kommen lassen; da vereinigte sie am 13. August 1727 der Herr durch eine besonders mächtige Wirkung seiner Gnade beim Genuß des heiligen Abendmahls zu Einem Leibe; sie betrachteten sich von nun an als Glieder, deren einzige Bestimmung es sei, zu des Leibes Besserung zu wirken und des Herrn Ehre auszubreiten, wo nur immer Er sie dazu brauchen wollte. Im Jahre 1728 fanden die Missionsgedanken des Grafen bei 26 Männern der Gemeinde Anklang; sie zogen zusammen in eine Wohnung, in der sie sich gemeinschaftlich für das große Werk der Heidenbekehrung ausbilden wollten. Es kam eine lebendige Regung unter sie, sich ganz im Dienste des Herrn zu verzehren und Leib und Seel' und Geist zu Seiner Freude anzuwenden, und die Wirkung davon sollte sich bald zeigen.

Als der Graf Zinzendorf im Sommer 1731 nach Kopenhagen gereist war, um den Krönungsfeierlichkeiten König Christian VI. beizuwohnen, wurden seine Bedienten, unter ihnen David Nitschmann, nachheriger Bischof der Brüdergemeinde, mit einem westindischen Neger Anton, dem Kammermohren des Oberstallmeisters Grafen v. Laurwig bekannt. Der erzählte ihnen, wie er oft nach schwerer Arbeit in der Zuckerplantage der Dänischen Handelsgesellschaft auf St. Thomas einsam am Meeresstrande sitzend nach einer göttlichen Offenbarung sich gesehnt und von dem unbekannten Gott sich Licht erbeten über die Lehre Jesu, von welcher unter den Europäern geredet und in ihrer Kirche gepredigt, nach welcher aber so wenig gelebt werde. Da habe Gott auf wunderbare Weise es gefügt, daß er von einem Dänischen Herrn gekauft und nach Kopenhagen geführt, hier aber im Dienste des Grafen Laurwig im Christenthum unterrichtet und später getauft worden sei. Dann schilderte er ihnen das Elend der Negersklaven auf St. Thomas, sprach von der Sehnsucht, die nicht bloß er als blinder Heide gehabt, sondern die auch seine dort zurückgebliebene Schwester Anna gefühlt habe, welche jetzt noch zu Gott flehe, daß Er ihr einen Mann zuführen möge, von welchem sie den Weg zur Seligkeit lernen könnte. Das ging dem David Nitschmann durch die Seele, und nicht minder dem Grafen, der das alles von ihm erfuhr und von dem Neger selbst sich wiederholen ließ. Kaum war er nach Herrnhut zurückgekehrt, als er am 23. Juli 1731 der

*) cf. Missionsfreund 1848, Nr. 7 und 8, p. 32.

versammelten Gemeinde daselbst von seiner Reise, von dem Neger in Kopenhagen und von den Schwarzen auf St. Thomas erzählte. Dadurch wurden zwei junge, im Herrn innig verbundene Brüder, Leonhard Dober und Tobias Leupold, in ihrem Innern kräftig angeregt, unter die Sklaven nach St. Thomas zu gehen. Aber erst am folgenden Tage entdeckte ein Freund dem andern seinen Trieb, nachdem ein von Dober aufgeschlagenes Schriftwort (5 Mos. 32, 47) sie des göttlichen Rufes noch gewisser gemacht, und am Abend, als der Graf den ihn besuchenden Magister Schäfer auf die singend vorüberziehende Brüderschaar mit den Worten hinwies: „Herr Magister, hier unter diesen Brüdern sind Boten zu den Heiden in St. Thomas, Grönland, Lappland ꝛc.“ — faßten sie Muth, ihren Trieb ihm und der Gemeinde vorzulegen. Bei verschlossenen Thüren schrieben sie am 25. Juli darüber an den Grafen einen Brief, den sie ihm heimlich überreichten und an dessen Schlusse die Bitte aussprachen: „Lieber Bruder, behalten Sie es bei sich und überlegen es, und seien Sie so gnädig, und lassen Sie uns Ihre Gedanken darüber wissen. Der Herr aber führe uns allezeit rechte, obgleich rauhe Wege.“ Hocherfreut las Zinzendorf in der Singstunde diesen Brief der Gemeinde ohne Nennung der Namen vor; diese aber war bedenklich und wollte nichts von der Sache wissen. Da kam am 29. Juli Anton selbst, der mit Dav. Nitschmann dem Grafen nachgefolgt war. In Holländischer Sprache, wobei Zinzendorf sein Dolmetscher war, erzählte er vor versammelter Gemeinde mit bewegtem Herzen von dem Elend, der heidnischen Blindheit und den Sünden der Neger in Westindien, und wie seine Schwester Anna und mit ihr gewiß noch viele Andere nach der Botschaft vom Heil sich sehnten und das Evangelium mit Freuden aufnehmen würden. Freilich, fügte er hinzu, werde es schwer sein, die Neger im Christenthum zu unterrichten, weil ihnen der Sklavendienst wenig Zeit übrig lasse, den Unterricht anzuhören, und auch ihre Herren es nicht erlauben würden; er glaube daher, dieser Zweck sei nicht anders zu erreichen, als wenn ihr Lehrer selbst Sklave würde und auf diese Weise beständig unter ihnen sein und mit ihnen reden könne. Leonh. Dober und Tob. Leupold aber wurden dadurch so wenig abgeschreckt, daß sie vielmehr sich gleich bereit erklärten, selbst Sklaven zu werden, wenn den Negern mit dem Evangelium anders nicht beizukommen wäre, und ihr Leben im Dienste des Heilandes aufzuopfern, wenn sie nur eine Seele für Ihn gewinnen könnten.

„Weil von mir verlangt wird“, sagt Dober in einem Aufsatz, der die noch immer schwankende Gemeinde günstiger für das Unternehmen stimmen sollte, „den Grund, den ich dazu habe, bekannt zu machen, so kann ich sagen, daß mein Sinn nie gewesen ist, für diese Zeit zu reisen, sondern nur, mich fester in unserm Heiland zu gründen; daß aber, wie der gnädige Herr Graf von der Reise nach Dänemark zurückgekommen und von den Sklaven erzählte, mir solches so aufgefallen, daß ich's nicht wieder los werden können. Da entschloß ich mich, wenn noch ein Bruder mitgehen wollte, daß ich mich zu einem Sklaven geben, und ihnen so viel sagen wollte, als ich von unserm Heiland erfahren habe; weil ich gewiß glaube, daß das Wort vom Kreuz auch in der Niedrigkeit eine besondere Kraft an den Seelen beweist. An meinem Theil dachte ich auch: wenn ich auch Niemand darin nützlich werden sollte, wenn ich dann doch nur meinen Gehorsam gegen unsern Heiland dadurch bezeugen könnte! Ich überlasse es der Gemeinde Gutachten, und habe keinen andern Grund, als daß ich denke, daß noch Seelen auf der Insel seien, die nicht glauben können, weil sie Nichts gehört haben“.

Dennoch verfloß über der Prüfung des Vorhabens der beiden Brüder durch die Gemeinde, die eine Mission unter den Negern für unmöglich und jenes für einen Einfall hielt, wie ihn wohl begeisterte junge Leute zu haben pflegen, ein ganzes Jahr, indem auch besonders der Aelteste, Martin Linner, ein alter und kränklicher Mann, gegen die Aussendung seines Gehülfen Dober war. Auf Zinzendorf's Rath entschied endlich das Loos; Dober selbst zog es, und es lautete: „Lasset den Knaben ziehen, der Herr ist mit ihm." Nun verstummte jeglicher Widerspruch, und am 13. August 1732, da die Gemeinde das große Abendmahl wieder beging, wurde L. Dober confirmirt, d. i. in die Gemeinde aufgenommen und zugleich zum Streiter Christi von M. Linner eingesegnet. An Leupold's Stelle, der sich für dießmal das Loos zum Bleiben gezogen, erbat sich L. Dober zu seiner Begleitung den Zimmermann David Nitschmann, der mit Freuden den Antrag annahm, obschon er Frau und Kinder zurücklassen mußte. Am 18. August 1732 entließ die Gemeinde in lieblicher Feier die beiden Sendboten zu ihrem neuen Werke, und am 21. August, Morgens 3 Uhr, verließen sie Herrnhut, von wo Zinzendorf ihnen bis Bautzen das Geleite gab.

So wanderten denn die Erstlinge der Heidenboten von Herrnhut, dem Herrn und seiner Gnade in ermunternden Segenswünschen empfohlen, und mit der Anweisung, sich in allen Dingen von dem Geiste Jesu Christi leiten zu lassen, jeder mit sechs Thaler Reisegeld versehen, über Wernigerode, Braunschweig und Hamburg zunächst nach Kopenhagen. „Von den Frommen wurden ihnen unterwegs beinahe überall nur Einwendungen gemacht," auf welche L. Dober jedoch zu antworten pflegte: „Ich wundere mich selbst, wenn ich an mein Vorhaben denke, ich kann aber doch nicht anders, als meinem Triebe einfältig folgen und dem Willen Gottes, wie ich glaube, dadurch dienen." Die edle Gräfin Stollberg zu Wernigerode war Eine der Wenigen, die ihnen Muth zusprach mit den Worten: „Gehet hin, und wenn sie Euch auch todtschlagen um des Heilandes willen, Er ist es Alles werth." Auch der Abt Steinmetz, welcher gerade in Wernigerode war, wünschte ihnen viel Segen zu ihrem Vorhaben, und schenkte dem D. Nitschmann eine Bibel, in welche er schrieb: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich unter euch Heiden Etwas wüßte, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten." — In Kopenhagen, wo sie am 15. September 1732 wohlbehalten anlangten, riethen ihnen Hohe und Niedere von ihrem gewagten Unternehmen ab. Kein Schiff werde sie mitnehmen, sagte man, und in den Kolonien sei gar keine Möglichkeit, den Sklaven das Evangelium zu predigen. Ihr Vorhaben, selbst Sklaven zu werden, sei unausführbar, da in St. Thomas kein Weißer als Sklave gebraucht werden dürfe. Auch von ihrem Handwerk könnten sie nicht leben, da bei der dortigen Theuerung aller Lebensbedürfnisse unbemittelte Weiße sich durchaus nicht forthelfen könnten. Zu alledem kam noch der niederschlagende Umstand, daß der Neger Anton, welcher die erste Veranlassung zu dem Vorhaben der Brüder gegeben, mittlerweile den Einflüsterungen Uebelgesinnter Gehör geschenkt und alle früheren guten Eindrücke in seinem Herzen erstickt hatte. So widerrief er denn Alles, was er in Herrnhut von dem Verlangen seiner Schwester

und anderer Neger nach dem Heiland erzählt hatte und bemühte sich, die beiden Missionare von ihrem Vorhaben abzubringen, gab ihnen aber doch, als er sie unbeweglich fand, einen Brief an seine Schwester Anna auf St. Thomas mit. Und die Brüder? Sie schöpften immer neue Kraft und Trost in aller Bekümmerniß aus ihrem Umgang mit dem Herrn. „Sollte Er etwas sagen und nicht thun? Sollte Er etwas reden und nicht halten?" (4 Mos. 23, 19.) Dieser Spruch aus ihrem Loosungsbüchlein half ihnen über manche schwere Sorge hinweg. Die große Standhaftigkeit und Innigkeit, die sie in Folge dessen an den Tag legten, gewann ihnen immer mehr die Herzen derer, welche für die göttliche Wahrheit empfänglich waren, zuerst der beiden Hofprediger Reuß und Blum, dann auch der Königin und der Schwester des Königs, Charlotte Amalie, welche den Brüdern eine Holländische Bibel und eine Beisteuer zur Reise zustellen ließ. Einige Staatsräthe entließen sie mit den Worten: „So geht denn in Gottes Namen, unser Heiland hat Fischer erwählt, sein Evangelium zu predigen und Er selbst war ein Zimmermann und eines Zimmermanns Sohn." Dennoch weigerte sich die Westindische Handelscompagnie, die Brüder auf einem ihrer Schiffe mitzunehmen, doch der Herr sandte ihnen in dem Königlichen Mundschenken Martens einen Freund, durch dessen Vermittelung ein holländischer Schiffscapitän sich bereit finden ließ, sie als Handwerker, Nitschmann als Zimmermann, Dober als Töpfer, nach St. Thomas zu bringen. Freunde in Kopenhagen sorgten für das Passagiergeld, und am 8. October gingen die Brüder in See, von dem Schiffsvolk als Thoren verlacht oder bemitleidet. Doch wußten sie durch ihr Betragen auch diese rohen Leute nach und nach für sich zu gewinnen, und so traten sie endlich am 13. December 1732 in St. Thomas wohlbehalten an das Land, „nicht ohne banges Vorgefühl des Kampfes, der ihnen hier mit Satans Reich bevorstand."

Von den drei westindischen Inseln, welche der Krone Dänemark gehören, ist St. Thomas*) vier Meilen lang und größtentheils eine Meile breit, St. Jan drei und eine halbe Meile lang und noch nicht eine breit, St. Croix, die größte, sieben Meilen lang und etwa 2 Meilen breit. Die beiden ersten, welche ohne gehörige Untersuchung als des Anbau's unwerth von den frühern englischen Kolonisten verlassen wurden, nahmen um 1672 die Dänen in Besitz; St. Croix, um das sich im 17. Jahrhundert Holländer, Engländer und Spanier stritten, blieb zuletzt den Franzosen, allein in einem Kriege mit England wurde es 1695 wieder verlassen, und nachdem es 38 Jahre wüst gelegen, brachte es der König von Dänemark 1733 durch Kauf an sich. Bei Entstehung der Mission fanden sich unter den Weißen auf jenen Inseln Dänen, Engländer, Holländer, Deutsche (besonders Brandenburger), Spanier und Franzosen.

Es war an einem Sonnabend, als Dober und Nitschmann auf St. Thomas, dem damaligen Mittelpunkt der Kolonie, landeten, und schon am folgenden Tage, als die Brüder eben ihre ersten Einrichtungen in dem fremden Lande überlegten, lud ein Pflanzer, Namens Lorenzen, dem sie ohne ihr Vorwissen von einem Freunde in Kopenhagen waren empfohlen worden, sie gastlich in sein Haus und bot ihnen daselbst ein Unterkommen, wodurch ein schwerer Sorgenstein von ihrem Herzen ge-

*) cf. Oldendorp a. a. O. I. p. 33 ff.

nommen wurde. Noch an demselben Sonntag suchten sie Anton's Schwester Anna und deren Bruder Abraham auf, und lasen ihnen Anton's Brief vor, in welchem derselbe den Geschwistern von seiner Bekehrung erzählte und sie ermahnte, seinem Beispiel zu folgen. Die darin angeführte Stelle Joh. 17, 3 gab den Brüdern erwünschten Anlaß, diesen so wie den andern anwesenden Negern in einem Gemisch von Deutsch und Holländisch das Heil, was allen Menschen, auch den armen Negersklaven, in Christo erschienen sei, zu verkündigen. Deß klopften die Neger freudig in die Hände; denn bisher hatten sie gemeint, nur für ihre weißen Herren sei Christus in die Welt gekommen, für die schwarzen Sklaven aber gebe es keine Erlösung. Einen besonders tiefen Eindruck von dieser ersten Predigt empfingen Anna und Abraham, welche von Stund an die Brüder als Boten des Himmels ansahen.

Letztere besuchten von nun an jeden Sonnabend und Sonntag die Neger, denen sie an den andern Wochentagen allerdings nicht nahe kommen konnten, besonders auf den Pflanzungen der dänisch-westindischen Handelscompagnie, lernten ihren äußern und innern Zustand immer mehr kennen und gewannen durch ihre Freundlichkeit das Zutrauen der armen Schwarzen, die ja in den Weißen bisher nur harte und grausame Menschen kennen gelernt hatten. Da es sie indeß drückte, das Brod ihres gastlichen Wirthes umsonst zu essen, auch für die ungehinderte Ausübung ihres Berufs als Missionare ein Alleinwohnen ihnen vortheilhafter erschien, wurden sie mit Lorenzen eins, nach dem Dorfe Tappus, wo derselbe ein noch unvollendetes Haus besaß, zu ziehen und letzteres auszubauen. Nitschmann übernahm die Ausführung des Baues, wobei Dober ihm als Handlanger diente; nach vier Wochen war das Haus fertig, und die Brüder hatten mit ihrer Hände Arbeit so viel verdient, daß sie ihr eigenes Brod essen konnten. Darüber vergaßen sie indessen keineswegs ihren Missionsberuf. Anna und Abraham fingen an, das Heil zu suchen: auch andere Neger besuchten theils einzeln, theils in größerer Anzahl die Brüder, und wurden, da sie meistentheils Holländisch verstanden, in dieser Sprache von ihnen mit dem Evangelium bekannt gemacht. Auch der getauften Freineger, deren es bereits eine Anzahl auf St. Thomas gab, nahmen die Brüder sich an, und da jene meist schon durch ihr Wissen von Christo rechte Christen zu sein meinten, obschon sie fast Alle in groben Sünden lebten, zeigten sie ihnen nach 1 Joh. 2, 3, daß der Glaube an Jesum Christum mit dem Sündendienste nicht bestehen könne. Dabei mußten sie freilich öfters von den Negern den Einwurf hören, sie übertrieben Alles gar zu sehr und wollten zur Sünde machen, was doch so viele Christen nicht für Sünde hielten, die doch denselben Gott anbeten. „Ihr wollt auch Alles verbieten," sagte ihnen einmal ein Neger im Zorn; „wer kann denn so werden, wie Ihr die Leute haben wollt?", worauf sie schlicht und gerade antworteten: Wer der Sünde diene, er sei schwarz oder weiß, könne kein wahrer Christ sein. — Schmerzlicher und betrübender indeß, als jene Einreden waren für die Brüder Erfahrungen wie die, welche sie mit einem getauften Freineger, einem Schmidt, Namens Alexander, machten. Den hatten sie bald nach ihrer Ankunft kennen gelernt und gar manches erbauliche Ge-

spräch, welches sie oft mit einem Gebet oder Liede beschlossen, mit ihm gehabt; er that viele Fragen, die von großer Aufmerksamkeit zeugten, und die Brüder hegten von ihm die schönsten Hoffnungen. Da erfuhren sie auf einmal, daß er in groben Sünden der Unzucht und der Trunkenheit lebe. Sie stellten ihm sein Unrecht ernstlich vor und ermahnten ihn zugleich liebevoll, den Heiland zu suchen, bei dem allein Vergebung für seine Sünde sei. Alexander erkannte sein Unrecht und wollte sich bessern, aber die Sündenliebe riß ihn immer aufs Neue hin und machte ihn zuletzt so ungehalten über die wiederholten Ermahnungen der Brüder, daß er ihnen gänzlich den Rücken kehrte.

Durch den zu Tappus 1733 fertig werdenden Hausbau hatte Nitschmann sich so empfohlen, daß der Eigenthümer der Plantage Muskitobai, J. L. Carstens, ihm eine ähnliche Arbeit auftrug, wobei Dober wieder half, und außerdem vier Neger, denen im täglichen Umgange der Heiland angepriesen wurde, wie auch andern sie besuchenden Schwarzen, denen die Brüder durch ihr Beispiel bewiesen, wie nichtig ihre öfters vorgebrachte Entschuldigung sei, daß sie vor vieler Arbeit nicht dazu kommen könnten, sich mit dem ihnen angebotenen Heil zu beschäftigen, da sie (die Brüder) bei ebenso vieler Arbeit doch so viel Zeit übrig hätten, sich mit ihnen zu beschäftigen, und ihnen das Evangelium ans Herz zu legen. — Dober mochte indeß nicht länger von Nitschmann's Verdienst mit leben, um so weniger, da dieser nach dem Willen der Gemeinde zu Herrnhut mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Europa zurückkehren sollte. Er versuchte es daher, von Lorenzen treulich unterstützt, mit der Töpferei, allein der Thon auf St. Thomas war unbrauchbar, und so beschloß er denn, nach Muskitobai zurückzukehren und dort durch Fischerei seinen Unterhalt zu suchen, obschon Lorenzen auch dieß ihm abrieth und zum zweiten Male Haus und Tisch ihm anbot, bis ein Unterkommen für ihn sich fände. Dober aber wäre am liebsten in eine Negerhütte gezogen und hätte da mit Negerkost und Negerarbeit vorlieb genommen, wenn ihn nur ein Schwarzer aufzunehmen gewagt hätte. Dazu ward er am 4. März vom westindischen Fieber befallen und nur Nitschmann's treue Pflege, der auf die Nachricht davon sogleich herbei eilte und seine Gebete mit denen des Kranken vereinte, half dazu, daß er durch Gottes Gnade schon nach zehn Tagen wieder genas. Bald hernach fand sich für Nitschmann eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa, und mit muthigem Herzen und starkem Glauben sah Dober, der nicht zu bewegen war, St. Thomas zu verlassen, am 17. April 1733 ihn scheiden.

In einem Briefe an die Gemeinde zu Herrnhut, welchen er ihm mitgab, schreibt Dober u. a.: „Er ist Haupt, und wir sind Glieder. Ich habe manche Angst gehabt, und doch noch keine Leiden; der Heiland sei dafür gelobt! Es hat mir zum Nutzen und zur Stärkung gedient. Und wenn ich den ganzen Weg betrachte, den mich der Herr geführt hat, so muß ich sagen: ich bin viel zu wenig aller der Vatertreue; denn Er hebt und trägt der Seinen kleine Zahl, und es hat sich doch auch schon bewiesen nnd gezeigt, daß Er es ist, der uns gesandt hat, obwohl Wenige dem Evangelio gehorsam sind. Ich bitte euch, geliebteste Brüder, daß ihr meiner gedenket, und kämpfen helfet über dem Evangelio und meinem Beruf, den ich auf den Heiland angefangen habe, daß ich darin treu sein möge, und der Herr die Herzen öffnen wolle; denn ich glaube, daß ich durch die Handreichung eures Gebetes und durch die Gnade unseres Heilandes nicht werde zu Schanden werden über meiner Hoffnung".

Nitschmann kam am 16. Juni in Kopenhagen an, wo er die Stimmung für die Brüdermission viel günstiger und vielfache Gelegenheit fand, durch seine Erzählungen ihr noch mehr Liebe zu erwecken; am 24. Juli sah er die Seinigen in Herrnhut wieder. Nach seiner Abreise wohnte Dober in Lorenzen's Hause, versuchte es dann nochmals mit der Töpferei wie mit der Fischerei, allein vergebens, und wäre zuletzt gewiß übel daran gewesen, wenn nicht der neue Gouverneur der Insel, Gardelin, ihn Anfangs Mai 1733 um seiner Treue und Gottesfurcht willen zu seinem Haushofmeister gemacht hätte. Da ging es ihm nun äußerlich ganz wohl, er hatte auch Zeit, mit den Negern sich zu beschäftigen, und dennoch fühlte er sich nicht glücklich.

„Die Schiffsleute", schreibt er, „die mich bisher (seit er mit ihnen nach Westindien gekommen) so verspottet hatten, verwunderten sich darüber und priesen mich glücklich; mir aber war etwas ängstlich dabei, wiewohl mir mein Herr gleich Erlaubniß gegeben, zu gewissen Zeiten auszugehen, wohin ich wollte, wenn ich nur meine Sachen in Ordnung hielte. Da war ich nun einige Zeit; hatte eine Tafel mit dem Gouverneur, und mit einem Wort, wie die Leute zu sagen pflegen, was man sich nur wünschen kann. Ich schämte mich aber so sehr, daß es meinem ersten Plan nicht gemäß war, nämlich ein Sklave auf St. Thomas zu sein; und die ganze Lebensart war mir so ungewohnt und unangemessen, daß ich manchmal ganz betrübt darüber war. Ich mußte mein Herz damit zufrieden stellen, daß ich gewiß wußte, es wäre nach des Herrn Führung geschehen; denn ich hatte einen festen Bund mit Ihm gemacht, keine Condition bei irgend Jemand zu suchen, sondern mich kindlich und blindlings seiner Providenz zu überlassen".

Während seines Hofmeisteramtes, in welchem er seine Neger durchaus nicht vernachlässigte, hatte Dober die Freude, daß auch Anna's Mann, Gerd, nachdem er dem Evangelium längere Zeit widerstrebt, mit dieser und Abraham sich verband, das Heil in Christo zu suchen, und den heidnischen Lustbarkeiten, an denen sein Herz früher sehr gehangen, entsagte. Anna, welche in der Umkehr ihres Mannes eine Gnadenerweisung des Heilandes sah, fühlte sich dadurch getrieben, Ihn noch inniger zu lieben, und während Abraham mit großem Ernste seiner Seelen Seligkeit suchte und deßhalb auch eifrig lesen lernte, legte sie schon manch schönes Bekenntniß ab. „Wenn ich die ganze Welt haben könnte," sagte sie einst, „und mich das vom Heiland abhielte, so wollte ich mir nicht die Mühe geben, sie anzusehen;" und ein anderes Mal antwortete sie auf Dober's Frage, wie sie sich befinde: „Gott sei Dank! ganz wohl. Ich habe zwar den ganzen Tag vor Arbeit nicht Zeit gehabt, mein Gebet mündlich zu thun; ich habe aber allezeit in meinem Herzen zum Heiland gerufen. Ich danke Gott für die Gnade, daß ich mitten unter Andern bei Ihm sein kann." — Alle drei vereinigten sich zu regelmäßigen Zusammenkünften, die auch Dober besuchte; allein auch ihre anfangende Einigkeit störte wieder Mißverständniß und Verdacht; auf St. Thomas entstand eine Hungersnoth; auf der benachbarten Insel St. Jean empörten sich die Feldneger und verbreiteten dadurch unter Herren und Sklaven der benachbarten Inseln Furcht und Mißtrauen. Dazu erkrankte Dober im Winter 1733—34, und kaum war er genesen, als er den Gouverneur um seine Entlassung bat, welche er auch, obwohl ungern, am 19. Januar 1734 erhielt, um ganz seinem Missionsberufe leben zu können.

Nun nahm der treue Mann, Ueberfluß und Bequemlichkeit im Stiche lassend, ein Wächteramt im Dorfe Tappus an, womit er zwar nur so viel verdiente, daß er bei Brod und Wasser kümmerlich leben konnte; aber er konnte doch nun seine drei erweckten Neger wieder fleißiger besuchen, und hatte die Freude, noch einen vierten, Namens Heinrich, für den Herrn zu gewinnen. Alle vier bezeugten freudig, daß es ihnen nur um den Heiland zu thun sei, und daß sie sehnlich verlangten, in Treue und Gehorsam gegen Ihn beständig zuzunehmen. Im April d. J. nahm Dober das ihm angetragene Aufseheramt auf einer Baumwollenplantage an, wo er volle Freiheit hatte, den unter ihm stehenden Negern das Evangelium zu verkündigen; aber während sich ihm solche günstige Aussichten eröffneten und er nicht daran dachte, St. Thomas so bald zu verlassen, war der Tag schon vor der Thür, da er, nach Herrnhut zurückberufen, seine lieben Neger wieder verlassen sollte.

Schon im Jahre 1733 hatte die Dänisch-Westindische Handelscompagnie, wie bereits erwähnt, die große und schöne Insel St. Croix (Kroa) von den Franzosen zu neuem Anbau käuflich an sich gebracht. Der Oberkammerherr von Pleß, welcher durch die Bekanntschaft mit den ersten Brüdermissionaren von der Treue und Geschicklichkeit der Brüder eine gute Meinung bekommen hatte, hielt in einem Schreiben an die Gemeinde zu Herrnhut um 12 Brüder an, welche er als Ober- und Untermeisterknechte auf seinen sechs neu anzulegenden Plantagen anstellen wollte, zugleich mit dem Wunsche, daß sie unter den Negern der Insel das Christenthum auf gleiche Weise verbreiten möchten, wie auf St. Thomas. Der Graf von Zinzendorf war zwar bedenklich über die Vermengung äußerer Aufträge mit dem Missionsberufe; weil aber im Gemeinrathe die meisten Stimmen für die Annahme des Antrags waren, so ließ er es geschehen. Doch machte er in Kopenhagen für die Brüder und für Alle, welche durch sie bekehrt würden, völlige Gewissensfreiheit aus und daß die Kolonie ganz nach der Verfassung der Brüdergemeinde eingerichtet würde. Dagegen forderte man von den Brüdern den Eid der Treue gegen den König und die Westindische Compagnie, den alle Bewohner der Dänischen Besitzungen zu leisten hatten. Aus denen, die sich freiwillig dazu anboten, wurden darnach durchs Loos 18 Personen, 4 Ehepaare, 5 verheirathete Männer, die ihre Frauen einstweilen zurückließen, und vier ledige Brüder ausgewählt und Tobias Leupold zu ihrem Vorsteher gesetzt. Spangenberg begleitete sie bis Kopenhagen, von wo sie am 3. December 1733 unter Segel gingen, in Norwegen aber überwintern mußten und erst am 11. Juni 1734, von den Beschwerden der langwierigen Reise hart mitgenommen, in St. Thomas eintrafen. Groß war Dober's Freude, als er unter den Ankommenden seinen alten Freund Tob. Leupold begrüßen durfte; aber der Wunsch, mit ihm zugleich Mission zu treiben, wurde nicht erfüllt, da die Brüder ihm die Nachricht brachten, daß er von der Gemeinde in Herrnhut an M. Linner's Stelle zum Aeltesten erwählt sei und mit der nächsten Gelegenheit nach Europa zurückkehren solle. So gab er denn sein bisheriges Amt auf, um den an seine Stelle tretenden Brüdern in Tappus mit Rath und That beizustehen, und verließ nach rührendem Abschied

von seinen Negern, die er in heißem Gebete dem Herrn empfahl, in Begleitung eines 7jährigen Negerknaben, Oly aus Loango, der später in Ebersdorf getauft wurde, aber schon 1736 starb, auf demselben Schiffe, welches die neuen Ankömmlinge gebracht hatte, am 12. August den Ort seiner bisherigen Wirksamkeit, und langte am 5. Februar 1735 wohlbehalten in Herrnhut an. Obwohl er mit so großer Treue dem Riesenwerke der Westindischen Mission Bahn gebrochen, dachte er doch von seiner Arbeit gering und dankte dem Herrn, daß er seine Hoffnung nicht ganz hatte fehlschlagen lassen. Wenige Jahre darauf (1738) finden wir ihn als ersten Judenmissionar der Brüder zu Amsterdam, wo im folgenden Jahre S. Lieberkühn an seine Stelle trat. Dober starb am 1. April 1766 in Herrnhut.

Nach Dober's Abreise ging die Mission auf St. Thomas bald wieder ein; denn die zur Fortführung seines Dienstes hingeschickten Missionare starben in kurzer Zeit oder gingen zur Unterstützung der neuen Kolonie nach St. Croix. Die neuen Ansiedler aber, welche sofort mit 12 für den Oberkammerherrn erkauften Negern dahin übersetzten, trafen auf dieser höchst ungesunden und dicht bewaldeten Insel die härtesten Schläge. Ihre lange, höchst beschwerliche Seereise hatte Einige schon aufs Aeußerste entkräftet, so daß sie ans Land getragen werden mußten; unbekannt mit dem Klima und dessen Gefahren überarbeiteten sich die Andern, theils beim an's Land Schaffen ihrer Sachen, theils bei Ausrodung des 38 Jahre wüst gelegenen Bodens der Pflanzungen. So kam es, daß in Kurzem zehn von ihnen ein Opfer des Klima's und der Strapazen wurden. Dazu lähmten Unfriede und Händel der Nahrung ihre Arbeit an den Herzen der Neger, und auch in ihren Predigten herrschte mehr gesetzliche Schärfe, als das Wort von Christo dem Gekreuzigten vor. Indessen war die Gemeinde in Herrnhut 1734 mit einem besonders reichen Maaße des heiligen Geistes gesegnet worden, und ohne von mehr als zwei Personen auf St. Croix gehört zu haben, die aus der Zeit gegangen, fühlte sie sich doch getrieben, eilf Andere dahin nachzuschicken, die, von einem bessern Geiste beseelt, bald Liebe, Einigkeit und Eifer für das Heil der Neger unter der Kolonie wiederherstellten; aber auch sie wurden, wie andere Europäer, häufig hingerafft, ohne eine Frucht des verkündigten Wortes an den Heiden zu sehen. Wenige kehrten in den Jahren 1735 und 1736, an Leib und Seele elend, nach Hause; zwei verunglückten auf der See, und der Letztlebende, Matthäus Freundlich, zog im December 1736 nach St. Thomas hinüber. Als aber die erste erschütternde Todesnachricht im Jahre 1735 in Herrnhut einging, sang die Gemeinde am 8. Juni in der Abendsingstunde zum Gedächtniß der zehn Entschlafenen eine Cantate Zinzendorf's, in der es u. a. hieß: „Es wurden zehn dahin gesä't, Als wären sie verloren; Auf ihren Beeten aber steht: Das ist die Saat der Mohren." Und noch im August desselben Jahres reiste Friedrich Martin, nachdem er bei Oly's Taufe noch Taufzeuge gewesen, nach St. Thomas ab, um in das Werk des ersten Heidenapostels der Brüdergemeinde daselbst einzutreten.

Friedrich Martin, 1704 in Oberschlesien geboren, hatte nach sei-

ner Aufnahme in die Brüdergemeinde in seinem 20. Jahre sich dem Heilande gänzlich übergeben und brannte vor Verlangen, das angefangene Werk auf St. Thomas weiter zu führen, wozu die Gemeinde freudig ihre Einwilligung und ihren Segen ertheilte. Von schwächlichem Körper, aber feurigen Geistes, ist Martin der Erneurer und eigentliche Begründer der Kirche des Herrn auf St. Thomas geworden. Mit ihm zog ein Schneider, Joh. Andr. Bönike, der durch Ausübung seines Handwerks für den leiblichen Unterhalt sorgen sollte, damit Martin ganz dem Geschäft des Predigens obliegen könnte; an Beide schloß sich noch der Arzt Theod. Wilh. Grothaus aus Kopenhagen an, der mit seinen medizinischen Kenntnissen der Brüdermission dienen wollte, leider aber wenige Tage nach der Ankunft auf St. Thomas, wohin sie am 13. März 1736 gelangten, verstarb. Kaum angelangt am Orte seines Wirkens, ging Martin mit besonders freudigem Eifer an seine Missionsarbeit. Nachdem er vor allen Dingen die vier von Dober Bekehrten, Gerd, Anna, Abraham und Heinrich, aufgesucht, und von ihnen mit Freuden aufgenommen worden, machte er am 25. März, einem Sonntag, unter brünstigem Flehen zu dem Herrn nach der Kompagniepflanzung sich auf. Unterwegs begegnete ihm ein junger Neger, Namens Immanuel. „Willst du," fragte er ihn, „deinen Heiland kennen lernen, der als das Lamm Gottes die Sünden der Welt getragen hat?" — „Sehr gern," antwortete jener, und bot zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit zwei Hühner, seine ganze Habe, dem Lehrer an. Martin bestellte ihn auf den Abend zu sich, und Immanuel war hernach unter den ersten Täuflingen. Mit den Negern auf der Kompagnieplantage hielt Martin dann den ersten Sonntagsgottesdienst in Holländischer Sprache, und von dem an kamen immer mehr Schwarze hinzu, welche christlichen Unterricht begehrten; Etliche waren auch willig, Lesen und Schreiben zu lernen. Von Plantage zu Plantage reiste Martin nun umher, „ein eifriger, treuer Diener des Herrn, der voll Glaubens und Liebe, mit dem festen Bewußtsein seines göttlichen Berufes, die Herzen muthig zu ergreifen und zu fesseln wußte. Voll brennender Menschenliebe ging er den Sklaven nach, erzählte ihnen, wie liebreich der Herr gegen sie gesinnt sei, und wie viel er um ihretwillen gethan und gelitten habe, und lockte ihnen dadurch das Bekenntniß ab, daß ein solcher Herr es wohl werth sei, das ganze Herz und Leben ihm hinzugeben. Von jeder Entschuldigung, die sie vorbrachten, wußte er ihnen den Ungrund auf der Stelle zu zeigen. Hatte er von einem Neger einmal den Eindruck, daß der Herr sein Herz ergriffen habe, so ließ er ihn nicht aus den Augen, und beschäftigte sich mit unglaublicher Standhaftigkeit so lange mit ihm, bis er ihn für Christus gewonnen hatte. Er versäumte keine Gelegenheit dazu, mochte sie auch noch so ungeschickt scheinen; so ergriff er einmal eine Negerin mitten in einem wilden Tanze, hob sie heraus und stellte ihr so ernstlich und kräftig die göttliche Gnade und Liebe gegen sie vor, daß sie sich entschloß, der Welt und ihrer Lust zu entsagen und ein Eigenthum des Heilands zu werden. Seine Vertraulichkeit und Freundlichkeit gewann ihm das Herz der Neger; wenn er sich zu diesen so tief erniedrigten und verachteten Menschen, wie zu guten Freunden, niedersetzte, ihnen die Hand

reichte, und die Liebe des Heilandes, von der er mit ihnen sprach, ihm aus den Augen leuchtete, so konnte kein Herz ihm völlig widerstehen. Und wie seine Worte, so waren seine Thaten. Seinen geringen Vorrath theilte er unablässig mit den Dürftigen, mochten sie gläubig oder ungläubig sein; bei einer Hungersnoth am Ende des Jahres 1736 rettete er zwei ausgehungerte Neger, die er in den letzten Zügen fand, durch ein Brod vom Tode; seine Thür war fast immer von Krüppeln, Lahmen und Elenden besetzt. Dieser apostolische Wandel gab seinen apostolischen Lehren Nachdruck und Kraft. Von einer Pflanzung zur andern verbreiteten die Neger die Botschaft des Friedens; bald wurde die Wohnung der Brüder, worin sie ihre Abendbesuche erhielten, zu eng und zu klein, und schon fühlte sich ein Neger, Namens Clas, gedrungen, ein Versammlungshaus zu erbauen."

So war die Mission in frischem, fröhlichen Aufblühen, als im September 1736 A. G. Spangenberg St. Thomas besuchte, um daselbst eine Visitation zu halten und, da Martin nicht ordinirt war, die hiezu tüchtig erfundenen Neger zu taufen. Letzteres geschah am 30. September desselben Jahres auf der Plantage Muskitobai nach sorgfältiger Prüfung an den drei gegründetsten und erleuchtetsten Negern, Immanuel, Clas und Jost, welche in der Taufe die Namen Andreas, Petrus und Nathanael erhielten. Bei genauer Erforschung des Zustandes der zahlreichen Versammlung, welche die Abendstunden der Brüder besuchte, stießen sie auf mancherlei merkwürdige Erfahrungen. Besondere Freude machte ihnen eine alte freigelassene Negerin Marotta, die schon in ihrem Vaterlande Guinea dunkle Begriffe von dem dreieinigen Gott erhalten hatte. „Es ist nur Ein Gott," sagte sie, „der Pao, Vater, heißt. Sein Sohn, Masu, ist die Thür, wodurch man allein zum Vater kommen kann, und dann ist noch der Geist, der Ce heißt." Im Gefühl ihrer Sündhaftigkeit pflegte sie als Heidin jährlich ein Lamm oder eine Ziege zu opfern, um die Gottheit zu versöhnen; als die Brüder aber von dem einigen, vollkommenen und ewigen Opfer sprachen, das Christus für alle Sünder gebracht, war sie voll Erstaunens und konnte das Wort nicht fassen. Erst nach genauerem Unterricht und nachdem sie Gott um Erleuchtung gebeten, wurde sie davon überzeugt und unterließ nun ihr Opfern, bereitete aber an den hohen Festtagen ein Lamm und lud einige Neger zu Gaste, mit denen sie zu fleißigem Gebete sich verband. Spangenberg schreibt von ihr:

„Sie ist eine Frau, wie Cornelius in der Apostelgeschichte (Kap. 10). Sie fürchtet Gott und thut recht. Ehe sie in der Morgenstunde einen Bissen zu sich nimmt, fällt sie auf die Kniee, beugt ihr Angesicht zur Erde und betet an. Wenn sie schlafen gehen will, thut sie ein Gleiches, und hat eine große und ungemeine Ehrerbietung gegen Gott. Sie sagte, daß sie diese Gewohnheit von ihren Eltern gelernt, und daß auch Andere in ihrem Lande dem Herrn also dienten; aber die Leute in Guinea, die an den Seeküsten wohnten, wüßten Nichts davon. Sie konnte es nicht begreifen, daß die Blanken so wenig Ehrerbietung vor Gott hätten, und Ihm gleichsam nur ein Compliment machten. Sie sagte, wenn ihr Jemand etwas Besseres zeigte, so wollte sie davon ablassen, indessen aber dabei bleiben, damit Gott nicht mit ihr zürnen möchte. Wir ermahnten sie, dabei zu bleiben und noch eifriger zu beten, ja allezeit zu beten und nicht laß zu werden. Sie war drei Wochen am kalten Fieber krank gewesen und befand sich noch sehr schwach. Wir fragten sie, ob sie keine Arznei gebrauchte oder sonst Et

was nöthig hätte. „O nein", sagte sie, „der Herr hat mich niedergeschlagen, Er wird mich auch wohl wieder aufrichten", und that hinzu: wenn sie auf Gott sähe, so mache Er sie zu rechter Zeit gesund. Sie hatte aber noch nie das Evangelium von Jesu Christo gehört. Wir fragten sie, ob sie nicht etwas von Christo hören wollte, der uns zu gut in der Welt erschienen. „O ja", sagte sie, „aber mir ist gesagt worden, ich müßte erst gut holländisch und hernach auch lesen lernen, und wenn das geschehen wäre, so könnte ich beten lernen; dazu bin ich aber zu alt". Wir bedeuteten sie, daß das nicht nöthig sei, denn Gott verstehe alle Sprachen, wisse auch das Sehnen ihres Herzens, und werde es Alles hören. Darum sollte sie nur Ihn bitten, daß Er ihr immer mehr Licht und Erkenntniß geben möchte. Sie erzählte uns darauf, wie sie es mit ihren Opfern mache. Wenn sie nämlich neue Früchte bekommt, es sei, was es wolle, so ißt sie davon nichts, bis sie etwas davon genommen und verbrannt hat. Dann fällt sie auf ihre Kniee nieder und dankt Gott von Herzen, der ihr Gesundheit gegeben, die Früchte zu pflanzen, und nun auch das Leben gespart, sie zu genießen; und alsdann braucht sie die Früchte. Eben diese alte Negerin kam zu ihrem Herrn, dessen Sklavin sie gewesen, als ihm ein Kind gestorben war, und sagte ihm u. a.: er möchte sich doch nicht so sehr darüber betrüben; denn es käme ja von Gott, und es könnte ja nichts geschehen ohne dessen Willen. Wenn er aber nicht zufrieden damit wäre, so könnte er Gott leicht erzürnen. — Uebrigens war es ihr sehr wichtig, daß Gott Leute über die große See schickte, den armen Negern Worte des Lebens zu bringen; und sie ermahnte ihr Volk wie eine Mutter, daß sie ja darauf merken sollten".

Liebliche Hoffnungen durften die Brüder auch von der freien Mulattin Rebekka hegen, die als Kind aus Antigua gestohlen, in St. Thomas an eine gute Herrschaft verkauft worden war, wo sie das Amt einer Haushälterin mit vieler Treue versah. Sie hatte lesen gelernt und dadurch eine Kenntniß von der heiligen Schrift und andern Büchern sich erworben; besonders hatten Erzählungen von Märtyrern einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Noch jung war sie durch einen römisch-katholischen Priester auf St. Thomas getauft worden, hatte aber beständig nach einem Lehrer sich gesehnt, der ihr den Weg zur Seligkeit zeigte. Sie fand einen solchen in Fr. Martin, der auch seinerseits gleich beim ersten Besuch in Rebekka die Gaben erkannte, wodurch sie zu einer Arbeiterin unter ihrem Geschlechte geschickt ward.

Von jener Zeit an wuchs der Hunger nach dem Wort Gottes unter den Negern, deren nun täglich fast 200 zu den Abendstunden sich einfanden, am Unterricht im Lesen und Schreiben mit Freuden Theil nahmen und schon dabei oft ein Verlangen nach der Erkenntniß des Heilandes gewannen. Nach den Leseübungen folgte dann der eigentliche Unterricht im Christenthum, bestehend in Gesang, Lehre und Gebet; daran schlossen sich noch vertrauliche Unterredungen mit den Einzelnen, wodurch die Zusammenkünfte oft bis Mitternacht sich verlängerten. Jeder, der zu diesen Abendstunden sich meldete, ward mit Freuden aufgenommen; nur wer in offenbaren Werken des Fleisches lebte und auf wiederholte Mahnungen nicht davon abstehen wollte, dem wurde der Zutritt bis zur Aenderung seines Sinnes untersagt. — Während auf solche Weise zwischen Martin und den Schwarzen ein Band der innigsten Liebe sich knüpfte, blieb auch Haß und Feindschaft nicht aus, insbesondere von Seiten der Weißen, unter denen es Leute gab, welche ohne Scheu behaupteten, die Neger seien Geschöpfe des Teufels, und die ewige Seligkeit sei nur für die allein von Gott erschaffenen Weißen. Ein Neger, Mingo, der darüber Spangenberg befragte, und später nach dessen Wort behauptete, sowohl Schwarze als Weiße seien nach dem Bilde Gottes ge-

schaffen und durch das Blut Jesu Christi erkauft, zog sich dadurch viele Leiden zu. Manche Herren ließen zwar die Besuche ihrer Neger bei den Brüdern willig zu, andere aber suchten sie durch furchtbare Peitschenhiebe davon abzuhalten und verbrannten die von den Missionaren ihnen geschenkten Bücher. Besonders hatten auch einige Negerinnen dafür zu leiden, daß sie, nachdem sie die Predigten der Brüder gehört, den wollüstigen Zumuthungen ihrer Herren widerstanden; eine derselben legte unter den Peitschenhieben ihrer Verfolger das schöne Bekenntniß ab: „Habe ich sonst für böse Dinge leiden können, warum sollte ich nun nicht auch um des Guten willen etwas erdulden?“ Manchen wurden freilich ihre Leiden auch zu schwer, und sie ließen sich durch die Drohungen und Mißhandlungen ihrer Herren von dem betretenen guten Wege wieder abschrecken. Diesen aber war kein Mittel zu schlecht, den verhaßten Missionaren ein Leid anzuthun. So bestellte eine feindselig gesinnte Frau Spangenberg einmal während seines Aufenthalts auf der Insel in das Fort; als er aber hinkam, hatte sie einige dazu eigens gemiethete Soldaten aufgestellt, welche ihn mit den ärgsten Schimpfreden überhäuften und sogar mit Steinen warfen. Nachdem er so mit den Brüdern Freud und Leid des Missionslebens getheilt, verließ Spangenberg am 31. Oktober 1736 St. Thomas und schrieb über das, was er hier gesehen und erfahren, an die Gemeinde zu Herrnhut: „Hier ist ein großer Streit des Lichtes und der Finsterniß. Es ist eine offene Thür aufgethan und sind viele Widersprecher. Wie gern bliebe ich hier, um an der Schmach der Brüder sowohl als an ihrem Segen Theil zu nehmen!“

Kurz vor Spangenberg's Abreise war Martin nach St. Croix gefahren, von wo er am 5. November zurückkehrend, seinen Gehilfen Bönike*) nicht bloß erkrankt, sondern auch entschlossen fand, sich von ihm zu trennen. Trotz der eindringlichsten Vorstellungen von Seiten Martins folgte er auch wirklich den Eingebungen seines hochmüthigen Herzens, begab sich im Juli 1737 nach Muskitobai und fing auf eigne Hand den Unterricht der Neger an, nahm aber noch in demselben Jahr ein trauriges Ende, während Martin in Matth. Freundlich, der im December 1736 von St. Croix herüberkam, einen neuen und treuen Mitarbeiter fand. Joh. Christ. Schöneweck, der am 28. August 1737 zu ihrer Unterstützung von Herrnhut kam, erlag sammt seiner Gattin, die des weiblichen Geschlechts sich annahm, bereits im November desselben Jahres dem Tode; Martin aber, nachdem er von schwerer Krankheit genesen, setzte mit Freundlich das Werk in den Abendversammlungen zu Tappus und auf den Plantagen fröhlich und in Segen fort, und ein Regen und Bewegen entstand unter den Negern, wie nie zuvor. Und was das Wort in ihrem Herzen wirkte, zeigen Aeußerungen, wie die eines bekehrten Negers Matamba, den sein Meisterknecht eines Abends fragte, woher er komme: „Von Tappus,“ war die Antwort, „da lernen jetzt die Neger Gottes Wort.“ — „Ach,“ erwiderte jener, „können die Weißen das Wort Gottes nicht halten, wie viel weniger werden es die Schwarzen können.“ — „Ich glaube gern,“ ent-

*) cf. Wullschlägel Lebensbilder, II. p. 5.

gegnete Matamba, „daß diejenigen, die Gottes Wort nicht glauben und lieber der Sünde dienen, es nicht halten können, aber wer daran glaubt, wird vom Geiste Gottes gelehrt, und der kann es halten."

Dem entsprechend lesen wir in einem Briefe des Negers Petrus an seinen Bruder in Amsterdam: „Ich bin über die Gnade, die ich vom Herrn in mein Herz bekommen habe, sehr vergnügt. Darum habe ich von den bösen Sachen abgelassen, und den Herrn Jesum Christum lieb gewonnen, der für uns gestorben ist. Wir bitten auf unsrem Platze den Herrn miteinander: O lieber Herr, erbarme Dich über uns arme Geschöpfe; segne uns zusammen; lehre uns Dich recht erkennen, daß nichts Böses unter uns bleibe; laß uns Gutes thun, daß kein Hochmuth, kein Geiz, keine Hurerei und kein Ehebruch unter uns sei. Nichts von diesen bösen Dingen müsse unter uns bleiben!" — Rebekka aber äußert sich in einem Briefe: „Ich habe nicht gewußt, daß es so ein geistliches Leben gebe. Ich habe wohl allezeit Lust zu den Wegen des Herrn, aber keinen rechten Grund davon gehabt, sondern immer nach einem Lehrer verlangt, der mich unterwiese. Ach, wie gut ist der Herr! — helft mir Ihn loben, der mich aus der Finsterniß ziehet. Ich will von ganzem Herzen sein Kreuz auf mich nehmen und seinem armen Leben nachfolgen. Aber wie elend finde ich mich in mir selber! Gedenket meiner in eurem Gebete!"

Bei dem gesegneten Fortgang des Missionswerkes auf St. Thomas stellte sich bald die Bildung einer geordneten Negerchristengemeinde als nothwendig heraus, und Friedrich Martin erhielt deshalb auf seinen Bericht eine vom Bischof David Nitschmann den 25. Januar 1737 in London unterzeichnete schriftliche Ordination,*) indem man es „der Schrift nicht ungemäß fand, daß der Geist der Zeugen, wo der Leib nicht gegenwärtig sein kann, in den Gemeinden wandle, binde, löse und und segne." Dieß wurde sowohl der Regierung in Kopenhagen, als dem Gouverneur von St. Thomas angezeigt, und in diesem und dem folgenden Jahre stieg die Zahl der Getauften schon auf dreißig. Kraft seiner Ordination taufte Martin alsbald 7 Neger und Negerinnen, unter ihnen auch Marotta, hielt das Abendmahl mit Petrus und Andreas, und traute den Missionar Freundlich mit der uns schon bekannten, mittlerweile als Nationalgehülfin bewährten Mulattin Rebekka. Christliche Zucht und Ordnung wurde in der neuen Negergemeinde eingeführt.

„Alle Getauften wurden in kleine Gesellschaften von 5, 6 oder 10 Personen getheilt, die sich über ihren Herzenszustand brüderlich mit einander besprachen. Die Aufsicht über diese kleinen Kreise vertraute Martin 5 Nationalgehülfen an, welche er für die tüchtigsten zu diesem Berufe erkannt hatte. Mit der Taufe war er nicht allzuschwierig; bei wem er ein aufrichtiges Verlangen nach seinem ewigen Heile wahrnahm, mochte er auch in vielen Stücken noch schwach und unbefestigt sein, den nahm er durch die Taufe in die Gemeinde auf, und überließ es der Wirkung des heiligen Geistes, ihn durch das Bad der neuen Geburt selbst zu befestigen und zu gründen. Nachher jedoch wurden nur diejenigen, die Festigkeit im Gange durch die göttliche Gnade erlangt hatten, nach einer kurzen Rede von der Wichtigkeit und dem Segen des heiligen Abendmahls, zu dem Genusse dieses Sakramentes zugelassen. In allen Getauften, besonders den Abendmahlsgenossen, suchte Martin die ihnen anvertraute Gabe durch unablässige, treue Anwendung zu wecken; er ließ sie die erweckten, lernbegierigen Neger fleißig besuchen, und die Erfahrungen, welche sie an ihrem eignen Herzen gemacht hatten, ihnen mittheilen. Einige ließ er auch kurze Briefe aufsetzen, nahm diese bei einem Besuche in St. Croix mit, und las sie den dortigen, früher von der Predigt der Brüder angeregten Negern vor, was auf diese einen tiefen Eindruck machte. Unter

*) Vollständig mitgetheilt bei Vermbaum a. a. O. p. 78 ff.

den gläubigen Negern wurde eine christliche Eheordnung eingeführt; die in die Ehe tretenden wurden unter Gesang und Gebet der ganzen Gemeinde dazu eingesegnet. Nach Art der ersten Christen wurden zur Beförderung innigerer Gemeinschaft und herzlicherer Theilnahme in allen Lebensverhältnissen öfters Liebesmahle mit den Negern gehalten, wozu bald dieser einen großen Fisch, den er gefangen hatte, bald jener ein anderes Gericht, das er sich sauer verdient hatte, hergab. Jede Versündigung gegen äußere Pflichten, Ungehorsam gegen Vorgesetzte u. dgl. m. wurde, nach Verschiedenheit der Umstände, mit mehr oder weniger Schärfe geahndet. Der Lehrling oder Getaufte, der sich hartnäckig oder trotzig gegen seine Herrschaft aufführte, wurde von den Versammlungen so lange ausgeschlossen, bis er mit herzlicher Reue um Vergebung bat; dieß wirkte meistens mehr, als alle Züchtigungen des Meisterknechtes; es wurde den Schuldigen bald unerträglich, des gesegneten Unterrichtes zu entbehren, und sie baten mit Thränen um Wiederannahme. Einige, die sich durch das Singen guineischer heidnischer Lieder zum Anstoß Anderer versündigt hatten, wurden darüber in öffentlicher Gemeinversammlung ernstlich erinnert, und ihnen die Ausschließung angekündigt, der sie jedoch durch ernstliche Abbitte zuvorkamen. Ueberhaupt wurden Alle, die noch in offenbaren Werken des Fleisches lebten, von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Auf Pflanzungen, wo viel gläubige Neger waren, wurden ihnen Aufseher bestellt, die besonders darüber zu wachen hatten, daß sie treu, fleißig und ehrerbietig gegen ihre Vorgesetzten waren, und die Uebertreter sogleich anzeigen mußten: dieß hatte zur Folge, daß manche Herren den Beweis selbst in die Hände bekamen, wie sehr die Predigt des Evangeliums zum Vortheil ihrer Sklaven und ihrer selbst gereichte. Aber alle diese Einrichtungen waren dem treuen Missionar noch nicht genug; er ging noch außerdem unter den Negern umher und unterredete sich mit jedem einzeln, und die großen Schwierigkeiten, welche der Dienst, die Entfernung der Pflanzungen und die äußere Lage der Sklaven diesem Geschäft in den Weg stellten, überwand er durch unermüdeten Eifer und Geduld".

Für die Abendversammlungen in Tappus, welche obenein durch die dort herrschende Einrichtung, daß kein Neger nach 9 Uhr Abends sich auf der Straße durfte sehen lassen, sehr verkürzt wurden, wurde das daselbst gemiethete Haus bald zu enge, weßhalb die Missionare ihrem Freunde Carstens den Auftrag gaben, eine gerade zum Verkauf kommende kleine Plantage von etwa 27 Morgen Feld mit den dazu gehörigen 9 Sklaven für sie zu kaufen. Dieß geschah am 10. Juli 1738, und am 12. August siedelten die Brüder nach dem neuen, in der Mitte vieler anderer Plantagen gelegenen Besitzthum über, dem sie, weil von dem Berge aus, auf welchem die Gebäulichkeiten lagen, durch den Schall einer Posaune die gläubige Gemeinde rings umher zu den Gottesdiensten gerufen werden konnte, den Namen Posaunenberg gaben. — Als aber durch dieß Alles die junge Gemeinde im schönsten Aufblühen war, brach plötzlich ein furchtbarer Sturm gegen dieselbe los. Ein früheres Mitglied der Brüderkolonie in St. Croix, Tim-Fiedler, hatte sich von aller Verbindung mit der Gemeinde zurückgezogen und im Juli 1738 auf einer Plantage von St. Thomas die Stelle eines Meisterknechtes angenommen. Fr. Martin besuchte ihn noch dann und wann und suchte ihn von seiner Untreue zu überzeugen, richtete aber damit nichts aus. Da kam jener plötzlich in den Verdacht eines Diebstahls auf den v. Pleßischen Plantagen und wurde gefänglich eingezogen; Martin, Freundlich und dessen Frau Rebekka wurden als solche bezeichnet, die von dem Diebstahl etwas wissen sollten. Ehe sie aber noch deßwegen vor Gericht gefordert wurden, hatte der große Widerspruch und die Feindschaft, welche um dieselbe Zeit die Brüdergemeinde in Europa zu erdulden hatte, sich auch bis Westindien verbreitet, wo die Herren nicht

leiden mochten, daß ihre Sklaven frömmer und tugendhafter würden, als sie selbst waren, und der holländisch-reformirte Prediger J. Borm verschmähte nicht, mit den Missionsfeinden gemeinsame Sache zu machen. Er focht die Gültigkeit von Martin's Ordination und der von ihm ertheilten Sakramente an, weil er keine Königliche Bestätigung habe, und wirkte ein gerichtliches Urtheil gegen ihn aus, wonach ihm bei Strafe alle Handlungen eines ordinirten Geistlichen untersagt wurden, bis von Kopenhagen eine weitere Entscheidung erfolgt sei. Martin, dessen Gemeinde im Ganzen bereits auf 400 Neger angewachsen war, erklärte, daß nur Gewalt ihn hindern werde, auch ferner zu thun, was seines Amtes sei, und berief sich auf die den Brüdern in Westindien von Anfang an zugestandene Religionsfreiheit. Aus Vorsorge wählte er indeß aus der Gemeinde 2 Mitälteste, Zacharias und Abraham, und 8 Gemeindediener, welche die Pflege der Gemeinde für den Fall übernehmen sollten, daß dieselbe den Brüdern unmöglich gemacht würde. Und dieß geschah nur zu bald. Die Missionare sollten in Fiedler's Angelegenheit vor Gericht eine eidliche Aussage thun, die sie aus Gewissensbedenken entschieden verweigerten. In Folge dessen wurden sie zu einer Geldstrafe von 30 Thalern verurtheilt, die sie nicht bezahlen konnten. Deßhalb wurden am 25. Oktober Martin, Freundlich und Rebekka in's Gefängniß geführt, nachdem ersterer Abends zuvor noch 200 um ihn versammelte Neger zur Treue gegen den Herrn ermahnt und in der Nacht noch zehn getauft hatte. Beim Herausgehen aus ihrem Hause sangen sie den Vers: „Die Liebe wird uns leiten, den Weg bereiten — Wir sehen schon von Weitem die Grad' und Zeiten von unsern Seligkeiten. Nur treu! nur treu!" In der Gefangenschaft erfuhren die Brüder viele Liebe, besonders von ihrem treuen Freunde Carstens, und die Neger, welche sich unter ihren Fenstern versammelten, wollten lieber von den dort aufgestellten Soldaten Schläge erdulden, als des Zuspruchs ihrer Lehrer entbehren. Die Geldstrafe der Brüder aber wurde bei ihrer fortgesetzten Verweigerung des Eides auf 60 und zuletzt auf 90 Thlr. erhöht, die sie nimmermehr bezahlen konnten und deßhalb einer sehr langwierigen Haft entgegensehen mußten. Da wandte sich Martin in einer Bittschrift an den Gouverneur, die in dessen Abwesenheit dem Commandanten übergeben und von diesem wohl freundlich aufgenommen wurde, in der Sache selbst aber nichts änderte. Darin sagte er unter anderem:

„Sie wissen gar wohl, daß ich hier bin, den armen Heiden den blutigen Erlöser, Jesum, unsern Heiland, bekannt zu machen, der auch für Sie, mein Herr, bezahlt hat. Und nun sollen einige hundert Seelen seufzen über Sie? Können Sie das auf Ihr Herz und Gewissen nehmen und die Sache noch länger aufhalten? Ich leide nicht allein, sondern die armen Seelen, die Hunger nach Jesu und seinem Wort haben, müssen mitleiden. Denken Sie, daß Er das Seufzen der Elenden nicht hören wird? Da wir Missionare hier sind, um Jesu Wort zu verkündigen, so können wir nicht anders, als uns streng und gewissenhaft an sein Wort zu halten; ja wenn es nöthig ist, so wollen wir es mit unserm Blute bezeugen, daß es Sein Wort ist, und daß dasselbige ewige Wahrheit bleibet. Urtheilen Sie selbst, wem es recht ist zu gehorchen, Gott oder den Menschen? Wir bitten nur, daß die unschuldigen Seelen, die durch uns leiden müssen, möchten verschont werden. — Geld haben wir nicht, die uns auferlegte Strafe zu bezahlen. Leib und Seele aber gehört dem Herrn Jesu zu; dem haben sie Sein Blut gekostet".

Mittlerweile ward auf den Antrag des reformirten Predigers, der ihre Ehe nicht als rechtmäßig anerkennen wollte, weil er die Ordination Martin's für ungültig erklärte, die Anklage gegen Freundlich und Rebekka wieder aufgenommen, und als Leute, die auf geschehene Ermahnung fortführen, ohne Trauung mit einander wie Eheleute zu leben, wurde er am 22. December zu einer Geldstrafe von 100 Thalern und lebenslänglicher Karrenarbeit verurtheilt, Rebekka aber sollte zum Besten des Hospitals als Sklavin verkauft und aus der Kirche ausgeschlossen werden; bis zur Vollstreckung des Urtheils aber mußten beide in ihr Gefängniß zurück. Martin, der im November tödtlich erkrankte, erhielt endlich die Erlaubniß, zu Carstens, der sich für ihn verbürgt hatte, in's Haus zu ziehen, und ward von diesem auf's Treuste gepflegt. Die schweren Prüfungen aber, welche ihre Lehrer zu erdulden hatten, gingen bald auch auf die Neger über. Viele Herren beschuldigten sie der Störung ihrer nächtlichen Ruhe durch ihr Beten und Singen. Einer machte sich sogar das grausame Vergnügen, ihre Lesebücher anzuzünden, und sie brennend ihnen so lange in's Gesicht zu schlagen, bis die Flamme ausging. Aber trotz aller Verfolgungen und Schmähungen setzten die Neger ihre Erbauung unter sich fort und die Zahl der Gläubigen mit Einschluß der Lehrlinge stieg gerade während des Druckes um zweihundert, so daß Martin Anfangs December nach Herrnhut schreiben konnte: „Die Gemeinde wächst täglich von der Zeit an, daß wir im Gefängniß sind. Der Heiland beweist sich kräftig unter ihnen. Auch Blanke werden durch unser Gefängniß zum Nachdenken gebracht. Ich glaube, Jesus wird es dem ganzen Lande zum Segen machen. Auch im Fort läßt uns der gute Heiland nicht ohne Segen. Es ist da fast kein Soldat mehr, der das Herz hat zu lästern, so schlimm es auch im Anfange in dem Stück unter ihnen war. Die Offiziere sind uns so geneigt, als es sein kann. O, ich kann es nicht beschreiben, was der Herr an uns gethan hat. Er lasse nur unsern Wandel in der Menschen Augen leuchten, und uns immer geschickter, treuer und lebendiger zu allen Seinen Geschäften werden, wir mögen gefangen sitzen, oder in Freiheit sein." — Auch als Martin in Carstens Hause aufgenommen war, blieb seine Krankenstube selten leer von besuchenden Schwarzen, und mit Freudenthränen priesen sie Gott im Januar 1739 für seine Genesung. Aber noch hatten die Verfolgungen ihr Ende nicht erreicht. Am 22. Januar 1739 wurden sämmtliche von Martin getaufte Neger in das Kastell zu Tappus citirt, um in dessen Gegenwart von dem reformirten Prediger Borm geprüft zu werden. Er legte ihnen erst Fragen über die Sakramente vor, dann aber auch über andere Lehrpunkte, welche ihre Fassungskraft oft weit überstiegen. Martin, der Letzteres bemerkte, ward zur Ruhe verwiesen und mußte schweigen. Dann wurden die Neger gefragt, ob Martin seine Lehre nicht für besser ausgegeben habe, als die lutherische oder reformirte; ob er nicht über Leiden und Verfolgungen geklagt habe; ob er nicht gelehrt habe, daß nach der Auferstehung die Neger über die Weißen herrschen würden. — Auf die Frage nach den Sakramenten antworteten die Neger einfältig und klar, auf die, welche ihnen zu hoch waren, gaben sie meist gar keine Antwort, auf's

Bestimmteste aber stellten sie in Abrede, daß Martin seine Lehre für besser ausgegeben, oder bei Erwähnung von Verfolgungen über die Personen seiner Verfolger geklagt habe. Auf die Frage von dem Zustand nach dem Tode gab eine Negerin die Antwort: „Nach dem Tode sind wir bei Gott, und da werden wir Alle gleich sein." Endlich wurden auch drei Neger, welche sich von den Brüdern getrennt hatten, — einer der zuerst Getauften, der wegen unordentlichen Wandels von der Gemeinde ausgeschlossen worden, und zwei Lehrlinge — verhört; allein auch ihre Aussagen waren zu Martin's Vortheil. Eine zweite Prüfung sollte nach Verlauf von acht Tagen stattfinden, aber es kam nicht dazu.

Ganz unerwartet nämlich, aber „gerade zu der Minute, da er sollte," kam am 29. Januar 1739 der Graf Zinzendorf auf St. Thomas an, zugleich mit den zur Verstärkung gesandten Ehepaaren Georg und Maria Elisabeth Weber, Valentin und Veronika Löhans. Ohne das Mindeste von den traurigen Umständen seiner Brüder zu wissen, hatte er sich gerade diese Visitation gewählt, um dem unverständigen Urtheil seiner Feinde, ja selbst einiger Brüder in Herrnhut zu begegnen, daß er nur immer Leute in ein ungesundes Land bringe, wo sie bald sterben müßten. Ueber Amsterdam hatte er die Reise mit ungewöhnlicher Schnelligkeit in noch nicht 5 Wochen vollendet. Sobald er an's Land trat, fragte er einen Neger: „Wo sind die Brüder?" — Sie sind alle im Gefängniß. — „Wie lange?" — Schon über 3 Monate. — „Was machen denn die Neger in der Zeit?" — O, sie gehen im Guten fort, und es ist eine große Erweckung unter ihnen: der Brüder Gefängniß predigt auch. — Gleich am andern Tage ließ Zinzendorf den Gouverneur ersuchen, Freundlich und Rebekka frei zu lassen, und sie wie Martin sind nie wieder ins Gefängniß zurückgekehrt. Als sie zu dem Grafen kamen, küßte er ihnen die Hand, um seine Ehrfurcht vor den leidenden Bekennern Christi auszudrücken. Am folgenden Tage zogen die Brüder mit dem Grafen aus Carstens Hause, der sie alle gastlich aufgenommen, nach Posaunenberg, wo sich eine große Anzahl von Negern versammelt hatten. Nachdem hier Martin ein brünstiges Gebet gehalten, sprach der Graf auf seine Bitte zu der Versammlung über den Glauben des Apostel Thomas, und als er seine Rede mit seinen Lieblingsworten aus dem lutherischen Katechismus begann: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott u. s. w. sei mein Herr" — stimmten die Hunderte der anwesenden Neger in kreolischer Sprache*) ein und riefen: „mein Herr, mein Herr, der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat," wodurch der Graf in das freudigste Erstaunen gerieth. Er hatte Gelegenheit, den Zustand der Mission nach allen Seiten kennen zu lernen, auch legte er die Streitigkeiten mit dem Gouverneur bei: leider aber gelang es ihm nicht, den Prediger Borm den Missionaren geneigter zu machen. Ebenso dauerte die Gährung der Widriggesinnten, welche die Brüder ganz von der Insel vertreiben wollten, auch während seiner Anwesenheit fort. So als er am 15. Februar auf dem Posaunenberge, dessen Kauf er in Richtigkeit brachte, die Abschieds- und Einweihungsrede hielt, fielen einige betrunkene Leute,

*) Oldendorp a. a. O. I, p. 435 ff.

der Byevogt und Fiskal mit einem Pflanzer unter Hauen und Stechen ein, jagten die Neger auseinander und zerschlugen alles Hausgeräthe. — Von dem Zustand der Mission und seinen Verrichtungen schreibt der Graf: „Die Gemeine in Thomas ist zweimal so groß, als sie der Saal in Herrnhut fassen kann. Ihre viel tausend Thränen, die sie bei meinem Dasein in den Versammlungen vergossen, ihre Treue unter den harten Leiden (denn ein Neger ist eine sehr ängstliche und furchtsame Kreatur), die etliche treue und apostolische Arbeiter aus ihrem Mittel, machen sie einem sehr lieb und ehrwürdig. Meine Verrichtung möchte wohl gewesen sein, die Brüder, welche alle gefangen saßen, zu erlösen, die Gemeine einzurichten, etliche neue Plätze mit Arbeitern zu besetzen und meinen Brüdern zu zeigen, daß uns St. Thomas zum Besuch weder zu weit, noch zu ungesund ist." Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte reiste Graf Zinzendorf am 17. Februar 1739 wieder ab und nahm zugleich ein Schreiben der bekehrten Neger an den König und eines der Negerin Marotta im Namen von 250 Negerinnen an die Königin mit. Das erstere, von Petrus, Mingo, Andreas und Abraham im Namen von 650 Negern an den König gerichtet, lautete folgendermaßen:

„Gnädiger Herr König! Nun haben wir Hoffnung, daß Ew. Majestät befehlen wird, daß wir fortfahren dürfen, den Herrn Jesum kennen zu lernen. Wir stehen bis daher fest, wenn es Gott den Herrn beliebt, ob wir gleich von Allen sehr bedrückt werden, die da kommen und uns schlagen und hauen, wenn uns der Baas (Lehrer) den Heiland lehrt, die die Bücher verbrennen, unsere Taufe eine Hundstaufe und die Brüder Vieh heißen und sagen, die Neger müßten nicht selig werden, und ein getaufter Neger wäre Brennholz in die Hölle. Sie haben die Brüder, sonderlich Baas Martinus, die Gott an uns gebracht hat, und welche von zwanzig Verstorbenen übergeblieben waren, über drei Monate lang aufs Fort gesetzt und wollen sie vom Lande bannen. Alle berufen sich nun auf Ew. Majestät und sagen, Sie hätten verboten, daß die Neger den Heiland sollten kennen lernen, und Sie würden Baas Martinus bald wegjagen. Aber wir glauben es nicht, und bitten Ew. Majestät, daß Sie uns lassen den Herrn kennen lernen und bei der Brüderkirche bleiben: denn wir wollen mit ihnen zum Heiland gehen. Wir wollen unsern Meistern in allen Dingen gehorsam sein: nur wollen wir unsere Seelen in den Himmel zum Herrn Jesu schicken. Denn wir haben unsere Herren bestohlen, sind maron (in den Busch) gelaufen, nach Portorico gegangen, faul gewesen, und haben den Herrn die Lebensmittel entwendet: aber nun ist das Alles anders bei uns, wie die Meister selbst wohl wissen. Mancher Neger hat sich für das Böse standhaft Hände und Füße abhauen lassen; wir wollen gern unsern Kopf für die Gemeine unters Beil hinlegen um des Herrn Jesu willen, wenn unsre Herren uns todt machen, wie sie sagen. Gott der Herr segne unsern gnädigsten König tausendmal". — Marotta, in der Taufe Magdalena genannt, schrieb an die Königin: „Große Königin! In der Zeit, da ich in Papaa in Afrika war, habe ich dem Herrn Mafu gedient. Nun ich in's Land der Blanken gekommen bin, wollen sie mir nicht zulassen, dem Herrn Jesu zu dienen. Vorher hatte ich nicht den Grund dazu, den ich nun habe. Ich bin in meinem Herzen sehr betrübt, daß die Negerinnen in St. Thomas dem Herrn Jesu nicht dienen sollen. Die Blanken wollen Ihm nicht gehorsam sein; das mögen sie thun, wie sie wollen. Aber wenn die armen schwarzen Brüder und Schwestern dem Herrn Jesu dienen wollen, so werden sie angesehen, als wären sie Maronvolk. Wenn es der Königin beliebt, so bitten Sie den Herrn Jesum für uns, und bitten Sie auch den König, daß er Baas Martinus des Herrn Wort predigen lasse, damit wir Ihn kennen lernen, und daß er uns Neger taufe auf den Namen des Vaters, Sohnes und des h. Geistes. Der Herr bewahre Sie und segne Sie, nebst Sohn und Tochter und der ganzen Familie, und ich werde zum Herrn Jesu für Sie beten".

Ueber St. Jan und St. Croix, wo er an den Gräbern der dort entschlafenen Brüder stand, reiste der Graf Zinzendorf in Begleitung

der zwei Neger Andreas und Jens Rasmus, nachdem er am 15. Februar in creolischer Sprache an seine Brüder aus dem Mohrenland eine Abschiedsrede gehalten, nach Europa ab, traf am 1. Juni 1739 bei seiner Familie in Marienborn ein und erstattete am folgenden Tage der Gemeinde einen ausführlichen Bericht über seine Reise und die Arbeit der Brüder auf St. Thomas. Kaum aber war er von dort abgereist, als die wüthenden Anfälle und Verfolgungen der Feinde der Mission sich wieder erneuerten. Ein Verbot des Gouverneurs ward ausgewirkt, daß kein Neger nach Sonnenuntergang die Pflanzungen seines Herrn verlassen sollte, und als die Brüder im Vertrauen auf die ihnen verliehene Religionsfreiheit dennoch mit ihren Versammlungen auf Posaunenberg fortfuhren, drangen eines Abends*) sechs Weiße mit dem wilden Ruf hinein: „Schlagt todt! schießt, haut, stecht!" — hieben mit ihren Degen auf die Neger ein, verwundeten mehrere und zerstreuten die Uebrigen. Seitdem pflegten sie die Versammlungen in einem Gehölz zu halten und stellten Wächter aus, um das etwaige Herannahen der Weißen anzuzeigen. Indeß hörten nach einigen ähnlichen Vorfällen diese thätlichen Angriffe immer mehr auf, der Gouverneur nahm die Brüder in Schutz, und immer mehr Herren schickten ihre Sklaven in den Unterricht. Die Neger aber wurden gerade durch diese Drangsale vor einem falschen Namenchristenthum bewahrt, und Einige hatten, wie Oldendorp versichert, in dieser schweren Zeit eine so inbrünstige Liebe zu dem Heiland und eine solche Seligkeit in Seiner Gemeinschaft, daß sie mit Freuden bereit waren, Alles um Seinetwillen zu leiden.

In Folge einer Conferenz, welche Zinzendorf vor seiner Abreise mit den Missionaren gehalten, wurden vom Februar 1739 ab die Negerversammlungen nicht mehr bloß auf Posaunenberg beschränkt, sondern auch in Tappus, Muskitobai und der Perl, einer Plantage auf der Nordseite der Insel, welche dem wackern Carstens gehörte, abgehalten. Nach der Perl zog Missionar Weber mit seiner Frau; auf Muskitobai, wo Weber's erst gewesen, traten die Helfer Mingo und Andreas an ihre Stelle, und im Mai zog Martin, der zugleich die Aufsicht über sämmtliche Stationen führte, selbst dahin; in Tappus fanden Löhans und Frau, die bei Carstens im Hause wohnten, seit dem Mai 1739 ihren Wirkungskreis. Im Juni desselben Jahres traf endlich die lange erwartete Königliche Entscheidung über die Frage wegen Martin's Ordination von Kopenhagen ein. Er ward als ordentlicher Lehrer der Neger anerkannt und bestätigt, wodurch ihm die ungehinderte Verrichtung kirchlicher Handlungen zugestanden wurde. Dem reformirten Prediger war dabei zugleich angedeutet worden, daß er auch nur tolerirt sei, und sich darum aller Aeußerungen gegen die Brüder zu enthalten habe. Von nun an sammelten sich die Neger in Schaaren um die Predigt des Worts; treue und geschickte Nationalgehülfen konnten schon in Abwesenheit oder Krankheit der Brüder in den öffentlichen Versammlungen auf Posaunenberg erbauliche Vorträge halten; für die Neger auf den Pflanzungen aber sorgte Martin durch Erwählung von 16 „Fischern,"

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II. p. 7 ff.

gläubige Neger, die je 2 und 2 auf der ganzen Insel umher gesandt wurden, ihren Brüdern auf den Plantagen das Evangelium zu verkündigen. Sonnabend und Sonntag waren die Tage, an denen sie ihr Netz auswarfen, und in Kurzem gab es auf 52 Pflanzungen heilsbegierige Neger. Martin aber konnte i. J. 1714 nach Deutschland schreiben: „Es ist fast kein Tag, da nicht Seelen kommen, die ihr Elend fühlen und um Gnade schreien und weinen. Geht man aus, so hört man hier einen im Zuckerfeld, dort einen im Busche, den dritten hinter seinem Hause beten und weinen, daß der Heiland ihn von seinen Sünden mit Seinem Blute reinigen wolle."

Schon vor seiner Reise nach Westindien hatte der Graf Zinzendorf beschlossen, einen studirten Prediger nach St. Thomas zu schicken. Er wählte dazu den zu Hof im Voigtlande geborenen Albin Theodor Feder, der, nachdem er in Jena, Leipzig und Halle studirt, 1734 nach Herrnhut gekommen und da von dem in der Gemeinde brennenden Feuer entzündet worden war. Nachdem er von König Christian VI. in Kopenhagen in seinem Amte bestätigt worden war, auch im August 1739 ein Königlicher Befehl deßhalb an die Westindische Kompagnie und den Gouverneur auf St. Thomas ergangen, machte er sich reisefertig. Ihn begleitete ein munterer Zeuge, Christian Gottlieb Israel.*) Aus Cubau in Schlesien gebürtig und im Waisenhaus zu Herrnhut erzogen, hatte er später das Schneiderhandwerk erlernt. Er hatte einen schwachen und gebrechlichen Körper, ein steifes, kurzes Bein, und war ausgewachsen; aber er fühlte ein brennendes Verlangen, dem Heiland unter den Heiden zu dienen, und hatte seinen Trieb schon i. J. 1738 der Gemeinde in Herrnhut schriftlich dargelegt. „Ich weiß," schrieb er, „an wen meine Seele glaubt. Er hat mir einen Sinn gegeben, daß ich nicht zum Zweck haben will, was vergänglich ist. Ich verlange nichts mehr, als Sein Werk zu treiben und Andern die Gnade anzupreisen, die Er mir geschenkt hat. Ich glaube, daß ich unter die Heiden gehen werde, wann es der Heiland wird haben wollen. Ich will ein Pilger sein, der nichts hat und nichts haben mag, als nur den gekreuzigten Heiland zu verkündigen." — Am 17. November 1739 lief das Schiff, welches die Beiden trug, aus dem Texel an der holländischen Küste in See, und brachte sie nach mancherlei Ungemach am 7. Januar 1740 zu der holländischen Insel St. Eustachius, wo sie am 13. Januar eine nach St. Thomas bestimmte englische Barke bestiegen. Unterwegs aber litten sie in der Nähe der westindischen Insel Tortola Schiffbruch, und Feder verlor sein Leben in den Wellen.**)

Der Kapitain kannte nämlich diese Fahrt nicht. Am 16. Nachts ging er bei Skrop einem kleinen, sehr hohen und felsigen Eilande vor Anker, um die Unkosten des Einlaufens in einen Hafen zu ersparen. Am 17. Morgens entstand ein Gewitter mit Sturm; die Anker wurden gelichtet, aber ehe der zweite noch aufgewunden war, wurde die Barke an eine nur wenige Schritte von Skrop entfernte und nicht sehr hoch aus dem Wasser ragende steile Klippe mit solcher Macht getrieben, daß sie augenblicklich festsaß. Kapitain und Matrosen retteten sich alsbald ins Boot und überließen die beiden

*) cf. Missionsfreund 1847, p. 85 ff.
**) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II. p. 16 ff.

Brüder nebst den Uebrigen ihrem Schicksal. Diese kletterten nun mit drei Negern von der Barke auf die Klippe, wo sie indeß so wenig Raum hatten, daß Einer sich über den Andern legen mußte. Am Fuß der Klippe lagen Felsenstücke in der Entfernung eines Schritts von einander, bis an das felsige Ufer des nahen Skrop. Ueber diese wollte Feder sich retten, und ließ sich daher an einem Strick von der Klippe herunter; die brandenden Wellen aber rissen ihn fort und zerschlugen ihn zwischen den Felsen. Noch einmal erblickte Israel seinen dahinschwimmenden Gefährten schon ohne Bewegung und mit zerrissenen Kleidern, und segnete ihn mit den Worten: „Gehe hin, mein lieber Bruder, im Frieden!" darauf nahmen die Wogen den Körper auf immer hinweg. Unter diesen kläglichen Umständen wurde Israels Herz mit wunderbarem göttlichen Trost erfüllt; er begab sich ganz in den Willen des Herrn, und sang in der augenscheinlichsten Todesgefahr den Vers aus dem Brüdergesangbuch:

„Wo seid ihr, ihr Schüler der ewigen Gnade?
Ihr Kreuzgenossen unsres Herrn!
Wo spüret man eure geheiligten Pfade,
Daheime, oder in der Fern'?
Ihr Mauerzerbrecher, wo siehet man euch?
Die Felsen, die Löcher, die wilden Sträuch',
Die Inseln der Heiden, die tobenden Wellen,
Sind unsre vor Alters bestimmete Stellen".

Unterdessen machten seine Leidensgefährten Versuche zu ihrer Rettung; einige legten, da das Hintertheil der Barke näher an die erwähnten Felsstücke getrieben war, Bretter an, und kamen glücklich an's Ufer von Skrop; Israel aber konnte wegen seines lahmen Fußes nicht von der Klippe über das Bugspriet auf das Hintertheil des Schiffes gelangen: gleich darauf sank dasselbe unter, und die noch darauf befindlichen fünf oder sechs Personen ertranken. Einem Knaben warf Israel noch den Strick zu, an welchem Feder sich hinabgelassen hatte, aber er war nicht im Stande, ihn heraufzuziehen, und mußte ihn mit Betrübniß ertrinken sehen. Betend wandte er sich zum Herrn, und bekam von Ihm die Ueberzeugung, daß er keinen Rettungsversuch wagen, sondern noch ruhig auf der Klippe bleiben solle. Da brandeten nun nach dem völligen Scheitern des Schiffes die tosenden Wellen über ihn hinweg aber spülten ihn nicht fort, trugen die Trümmer des Fahrzeugs über sein Haupt, aber zerschmetterten ihn nicht; denn der Herr war bei ihm und erhörte sein Flehen. Nachmittags endlich zeigten sich Leute auf Skrop und warfen ihm und dem Neger, der noch bei ihm war, Stricke zu, daran sie durch die See und die steilen Felsen von Skrop hinaufgezogen und errettet wurden. Von Skrop ließ sich Israel nach Tortola übersetzen, und kam von hier nach St. Jan, wo er drei Wochen bis zu seiner Abreise nach St. Thomas warten mußte. Als er später einmal von seinen Brüdern gefragt wurde: Was hast du auf der Klippe gemacht, da Alles um dich ertrank? war die Antwort: „Ich habe unsern ledigen Brüdervers gesungen: Wo seid ihr, ihr Schüler ꝛc." — Was hast du denn gedacht? — „Wann ich zu meinem Herrn komme, wenn es doch die Gemeinde wüßte". — War dir dein Beruf streitig? — „Ich habe ihn da nicht erst untersucht". — Wie war dir's um deine Seele? — „Ich wäre des Herrn gewesen, wenn ich geblieben wäre. Der Text des Tages war mir ganz helle: Wie schön leuchtet der Morgenstern, voll Gnad' und Wahrheit von dem Herrn".

Am 18. Februar 1740 erreichte Israel das Ziel seiner Reise und begann seine Thätigkeit zunächst auf der Plantage Muskitobai, lernte in kurzer Zeit Kreolisch und fing an mit seltenem Eifer den gekreuzigten Heiland zu predigen. Im Mai erhielt er den Ruf, die Arbeit auf Posaunenberg zu übernehmen, da Martin wegen seiner geschwächten Gesundheit eine Reise nach Pennsylvanien machte, von wo er erst im September zurückkehrte, und vertrat mit großer Treue dessen Stelle. In den von ihm gehaltenen Missionsconferenzen ward man einig, den Negern nichts als das Kreuz Christi zu predigen; der Leseunterricht, der früher dazu gedient hatte, das Evangelium den Schwarzen nahe zu bringen, von Vielen aber jetzt bloß dazu benutzt wurde, um lesen zu lernen, und dann

von den Versammlungen weg zu bleiben, wurde beschränkt, und Alle, bei denen kein Verlangen nach Herzensbekehrung wahrzunehmen war, davon ausgeschlossen. Später ward er ganz aufgegeben und, was bei dem vorgeschrittenen Zustand der Gemeinde auch anging, den Negern unter sich überlassen. Die bisherige allzustrenge Disciplin mußte einer herzlichen Seelenpflege nach Klassen der Gemeinde weichen, und sollten in Zukunft nur offenbar boshafte Verführer von derselben ausgeschlossen werden. So brach eine neue Gnadenzeit für die christlichen Neger an, und Israel konnte mit Freuden an Zinzendorf schreiben: „Die Gnade, die der Heiland unter uns beweist, ist unaussprechlich; die Seelen schmelzen wie Wachs. Fühlen sie ihr Verderben, so nahen sie sich zum Gotteslamme. Täglich finden Seelen Gnade, und es kommen noch viel neue." Zu Martin aber, der am 26. September von Nordamerika zurückkehrte, kamen fast jeden Tag Neger, die voller Freuden bezeugten, daß sie vom Heiland „Pardon" (Vergebung der Sünden) empfangen hätten. „Noch heute," sagte einmal einer, „könnte ich freudig sterben, weil ich meiner Seligkeit gewiß bin." Am 9. October taufte Martin auf Posaunenberg 9 Neger und 29 Negerinnen, und kein Monat verging, auch im folgenden Jahre, welches überhaupt ein rechtes Segensjahr für die Mission war, da nicht mehrere die heilige Taufe empfangen hätten. So wurden am 26. Februar 1741 neunzig Personen getauft,*) unter ihnen auch Anna, die, nachdem es längere Zeit mit ihr rückwärts gegangen, seit dem vorigen Jahre die Zeichen eines neuen Lebens an sich geoffenbart hatte. Auch die Sterbebetten der Negerchristen verkündigten den Preis göttlicher Gnade, und so konnte denn Valentin Löhans um jene Zeit schreiben: „Was thut doch der Heiland für Gnade und Barmherzigkeit in diesen Tagen unter den Heiden! Sie ist unaussprechlich groß. Jesu Blut kommt über sie und schmelzt sie und macht sie sehen, welch' eine Liebe Er ist. Mancher, der steintodt war, wird durch den Tod Jesu, welcher unsere beständige Predigt ist, gerührt, daß er nach Gnade schreiet. Das Herz bricht einem, wenn man zuhört, wie sie zu des Lammes Füßen liegen und weinen." — Das Gleiche schreibt und bezeugt auch Bruder Israel und sagt: „O wie freudig sind sie dann, wenn sie den Glauben an Jesu Wunden gefunden haben. Sie kommen in der Nacht gelaufen und erzählen es zur Freude unserer Seelen." —

Im Jahre 1740 wurde auch durch Israel und Martin ein Versuch gemacht, die Mission auf St. Croix zu erneuern, wo ersterer mit den Geschwistern Weber im October sich niederließ. Aber die Schwierigkeiten der Einrichtung daselbst wurden bei der fortwährenden Kränklichkeit der dasigen Arbeiter, denen auch die Neger auf St. Croix mit viel geringerer Heilsbegierde entgegen kamen, fast unübersteiglich. Israel, der hier den Grund zu langer Krankheit legte, schrieb zwar: „Wir sind stille und warten darauf, daß der Heiland die todten Herzen der Neger lebendig mache; und unterdessen zeugen wir ihnen, daß Er für sie gestorben ist, und daß sie das ewige Leben bekommen, wenn sie sich zu ihm bekehren" — ward aber im December 1741 nach St. Thomas zurück

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II. p. 10.

berufen, wohin im Januar 1742 auch die Geschwister Weber, mit Schwären und offenen Wunden bedeckt, ihm folgten. So mußte dieses Vorhaben, obgleich 50 Neger die Abreise der Missionare betrauerten, ohne gründliche Bekehrung auch nur eines Einzigen wieder aufgegeben werden.

Im März 1742 begaben sich Israel und die Geschwister Weber, im Mai auch Martin auf Einladung des Grafen Zinzendorf nach Pennsylvanien zum Besuch. Israel aber hielt es dort nicht lange aus und kehrte schon im September in Begleitung des Bruders Johann Böhner nach St. Thomas zurück, in großer Schwachheit, und doch unermüdlich, da er allein den Negern predigen konnte, indem die übrigen Brüder abwesend waren, und Böhner erst die Sprache lernen mußte. Zwar erschien das Jahr 1742 nicht so gesegnet, als das vorhergehende, doch konnte Israel gegen Ende desselben an die Gemeinde in Herrnhut schreiben:

„Der Heiland ist kräftig und gnädig unter uns. Sein Leiden, sein Tod und die dadurch gestiftete Versöhnung ist unsere Lehre. Ich mag auch sonst nichts wissen, als daß sein Blut das Lösegeld für uns und die ganze Welt ist. — Aber der Fürst der Finsterniß ist sehr geschäftig, die Seelen durch Verführungen und Drohungen vom Heiland abzuhalten, und gewinnt auch Viele. Ich hoffe aber, der Heiland wird sie aus seinem Rachen reißen. Helft uns darum bitten und ringen über dem Evangelio. Betet für mich, daß mir der Heiland helfe, seine Gemeinde zu führen, daß sie auf Ihn, den Eckstein, gegründet und durch sein Blut fest werde. Es ist mir nicht darum zu thun, daß nur bald ein großer Haufen werde; sondern daß sie den Heiland lebendig an ihrem Herzen erfahren mögen. Viele denken, es sei genug, wenn sie nur das Wort hören. Das ist aber gewiß, daß der Heiland eine Gemeinde hier hat. Es giebt Seelen unter den Negern, die Ihn innig lieben und in Proben Treue beweisen; und die ganze übrige Schaar sehe ich an, als wäre sie auch schon da. Dankt Ihm für alle die Segen, und bittet, daß Er uns alle zu seinen ganzen Leuten mache".

Auch in den Briefen, welche bekehrte Neger damals mit an die Gemeinde in Europa sandten, finden sich gar liebliche Aeußerungen und Bekenntnisse, wie denn auch die Sterbenden zeigten, daß sie im Glauben an den Erlöser die Schrecken des Todes überwunden hatten.

So schreibt z. B. der Neger Josua: „Ich danke dem lieben Heiland für die große Gnade, daß Er sein Licht in meinem Herzen hat scheinen lassen, daß ich aus der Finsterniß gekommen bin. Ehe sein Licht mir schien, war ich ganz todt; aber seitdem seine Gnade in mein Herz gekommen ist, fühle ich Leben und will nur für Ihn leben. Er ist für meine Sünden gestorben. Ich bitte Ihn, daß Er mich bei sich behalte, und ich glaube, Er wird es thun. — Ich glaube auch, Er wird noch viele Seelen zu sich ziehen, die hungrig und durstig werden nach seiner Gnade. — Ich danke Ihm, daß ich der Welt habe entsagen können. Bei Ihm will ich bleiben, weil Er mir alle meine Sünden vergeben hat". — Maria, die Aeltestin der schwarzen Schwestern, schreibt: „Ich armes elendes Würmlein möchte den Heiland gern recht lieb haben. Warum? Er hat mir viele Sünden vergeben. Ich war so sehr ungläubig, und konnte mir nicht vorstellen, daß der Heiland aus mir etwas würde machen können. Ich fühle aber, daß seine Gnade groß über mir ist. Ich danke Ihm, daß Er Sein Blut für mich vergossen und es über mein verderbtes Herz hat fließen lassen, wodurch es von Sünden frei geworden ist. — Ich schäme mich, wenn ich an mich gedenke, und an die große Gnade, die Er an mir gethan hat. Ich will gerne für den Heiland leben und eine recht arme Sünderin werden. Sein Blut ist Leben und Kraft in meinem Herzen, und davon will ich auch bei meinem Volke zeugen, so lange ich lebe". — Und als die Negerin Naemi, die am 18. Juli 1742 starb, gefragt ward, ob sie auch gern aus der Welt zum Heiland gehe, erwiederte sie: „Mit Freuden, jetzt gleich will ich zu Ihm gehen!" und mit diesen Worten gab sie den Geist auf.

Im Mai 1743 kehrte Fr. Martin verheirathet und von zwei Brüdern begleitet aus Nordamerika zurück, Israel aber, dessen Zustand seit Anfang dieses Jahres sich immer mehr verschlimmert hatte, fühlte sein Ende herannahen, obwohl es bisweilen mit ihm besser zu werden schien. „Der Heiland," schrieb er in dieser Zeit, „mache mit mir, was Er will. Ist meine Zeit aus, so nehme Er mich als einen Sünder, der an Seine Wunden glaubt, zu Sich. Will Er mich noch brauchen, so mache Er meine Hütte gesund. Meine Brüder wollen es immer noch nicht glauben, daß ich schlafen gehen soll. Sein Wille geschehe! das ist der Schluß!" — Am 21. Juli versammelte er die gläubigen Neger noch einmal um sein Lager und nahm Abschied von ihnen mit den Worten:

„Ich wollte gern noch ein paar Worte mit euch sprechen; aber ich bin sehr schwach. Durch meine langwierige Krankheit und Schmerzen bin ich so ausgezehrt, daß ich Hoffnung habe, bald zum Heiland zu gehen. Um Gemächlichkeit und guter Tage willen bin ich nicht hier gewesen. Das wißt ihr. Ich habe mein Leben um des Heilands und um eurer Seelen willen gern aufgeopfert. Euch habe ich Nichts als das Lamm Gottes und seinen Tod verkündigt. Vergesset den Heiland und seine bittren Schmerzen nicht. Seid meinen Brüdern und Schwestern gehorsam in Allem, fragt sie um Alles und thut Nichts für euch selbst. Ich bin mit vielen Thränen und Seufzern meines Herzens für euch vor dem Heilande gestanden. Jetzt werde ich, wie ihr sehet, bald zu Ihm gehen. Ich bin zufrieden, wenn Er mich noch diese Stunde zu sich ruft. Darum bitte ich euch, vergeßt Ihn nicht, vergeßt Sein Blut und Seinen Tod nicht. Seid Ihm getreu, damit ich mich freuen könne, wenn ihr auch zu Ihm kommt. Seid Ihm getreu, und anderen Schwarzen zum Exempel, und sucht sie auch zum Heiland zu bringen. Er könnte mich wohl gesund machen, das glaube ich, aber jetzt sehe ich doch nur meinen Abschied vor mir. Gedenket meiner vor dem Heiland in eurem Gebet und seid Ihm empfohlen!"

Unter vielen Thränen sagten die Neger ihm Lebewohl, und am 2. August ging der treue Knecht Christian Israel ein zu seines Herrn Freude. Auf dem Gottesacker der Weißen in Tappus ward er am folgenden Tage unter großer und allgemeiner Theilnahme begraben.

Fr. Martin blieb zwar die Seele der Mission auf St. Thomas, wendete aber seine Thätigkeit fortan besonders der Mission auf St. Croix und St. Jan zu. Die zur Bedienung der Mission erforderliche Kirchenfreiheit erhielt eine Bestätigung und Erweiterung durch ein Rescript Christian VI. vom 22. Mai 1744 an die Dänisch-Westindische Kompagnie, durch welches den Brüdern zugestanden wurde, außer dem jedesmaligen ordentlichen vom Könige bestätigten Lehrer, welcher bis daher allein Kirchenhandlungen verrichten durfte, vier bis fünf Diakonen als seine Stellvertreter zu ernennen. Ein Rescript Friedrich's V. vom 18. August 1747 fügte erläuternde Bestimmungen hinzu, und stellte zugleich das ganze Missionswerk unter den Schutz der Regierung, welcher ihnen auch fortan mit großer Geneigtheit gewährt wurde. Eine lange Krankheit aber, welche um diese Zeit auf St. Thomas herrschte und alle Brüder ergriff, hemmte den fröhlichen Fortgang der Mission, und mehrere von jenen starben. Als indeß die Gemeine in Bethlehem (in Nordamerika) im Jahre 1745 die Nachricht hörte von dem Entschlafen der Zeugen in St. Thomas, so wurde Alles entzündet vor Verlangen, auch das Leben daran zu wagen; „und hätte ich," schreibt Spangenberg, „herumgefragt, wer nach St. Thomas in das Pestloch gehen

wolle, ich hätte 20 bis 30 Brüder und Schwestern gefunden, die gleich gegangen wären." Aus ihrer Mitte bekam dann auch die Mission öfters ansehnliche Verstärkungen, und der Bischof D. Nitschmann, Chr. Heinr. Rauch, Johannes v. Watteville, Nathanael Seidel, begaben sich von da zu den ihnen aufgetragenen Visitationen derselben. C. H. Rauch, der im Jahre 1745 die Westindische Mission visitirte, durfte Zeuge der Gnade sein, die an den Negern ihr Werk trieb, und hatte besondere Freude an den Nationalgehülfen Abraham, Petrus und Mingo.*)

Nach dem Weggang der Geschwister Weber von St. Croix (Jan. 1742) hatte Martin die Insel öfters besucht, aber nur bei den Negern auf der Kompagnieplantage Princeß, die meist auf St. Thomas getauft und von da nach St. Croix gebracht worden waren, freundliche Aufnahme gefunden, indem die übrigen durch den dortigen holländisch-reformirten Prediger gegen den Missionar gestimmt waren. Nachdem aber in der Nähe von Christianstadt eine eigene Plantage für die Brüder angekauft worden, ließ Martin 1744 mit seiner Gattin für längere Zeit auf St. Croix sich nieder, hielt im Februar die erste Versammlung und konnte schon am 12. Juli 1744 vier Neger von der Plantage Princeß taufen, „die ersten in dem bisherigen Todtengarten aufblühenden Pflanzen." Er trieb hier die Missionsarbeit ähnlich, wie auf St. Thomas, von vier Nationalgehülfen als „Fischern" unterstützt. Ende 1745 eilte er den erkrankten Brüdern auf St. Thomas zu Hülfe, und die auf St. Croix sich sammelnde Negergemeinde ward von den Nationalgehülfen bedient. Unter ihnen zeichnete sich Nathanael aus, der ein neunzigjähriges Alter erreichte, und von seiner Erweckung und dem ersten Anfang der Mission Folgendes erzählt:

„Als ich unsere Brüder das große Wort verkündigen hörte, daß Gott unser Heiland die Menschen so geliebt hat, daß Er ein Mensch wurde und für sie starb, damit sie nicht den ewigen Tod erleiden möchten, war es, als ob ein Pfeil mein Herz durchbohrte. Ich folgte den Brüdern von Ort zu Ort, um noch mehr von diesem großen Worte zu hören. Und wenn keine Brüder bei uns waren, so kamen wir Gleichgesinnte zusammen, und wiewohl wir nicht viel wußten, unterredeten wir uns doch von dem Gott, welcher selbst die Neger liebt, und wurden oft von Dankbarkeit so hingenommen, daß wir alle weinten und ein brennendes Verlangen fühlten, den Herrn kennen zu lernen und Seine Gnade zu erfahren. Zu der Zeit mußten die gläubigen Neger viel Widerstand und Verfolgung erdulden. Um uns keinen Mißhandlungen von Seiten der weißen Leute auszusetzen, nahmen wir einen Umweg durch die Wälder, um das Evangelium zu hören; doch je beschwerlicher es war, zum Versammlungsplatz zu gelangen, desto seliger fühlten wir uns daselbst; denn der Friede Gottes waltete auf eine besondere Weise unter uns, und wir sprachen oft bis spät in die Nacht zusammen von dem Heil unsrer Seele".

Auf der Insel St. Jan**) fing im Jahre 1741 der mit den Brüdern verbundene Plantagenaufseher Jens Rasmus selber an, seinen Negern, denen sich bald andere zugesellten, Versammlungen zu halten, baute auch ein Haus zur Aufnahme besuchender Brüder, welche Anfangs von den meisten Weißen großen Widerstand erfuhren. So begab sich, nachdem Fr. Martin bereits seit 1741 öftere Besuche in St. Jan gemacht und

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II. p. 67 f.
**) cf. Oldendorp a. a. O. I. p. 37 ff. II. p. 708 ff.

daselbst unter den Negern ein heilsbegieriges Volk gefunden, Missionar Tutweiler im Jahre 1744 auf die Pflanzung eines gewissen Moll und bat den Meisterknecht um Erlaubniß, seine Neger im Worte Gottes unterrichten zu dürfen; er erhielt sie, und die Neger wurden auf Befehl des Meisterknechts zusammenberufen. Tutweiler predigte ihnen in Gegenwart des Aufsehers das Evangelium, aber als er eben mit seiner Rede fertig war, ergriff ihn der Meisterknecht beim Arm und schlug ihn auf eine grausame Weise. Als der Missionar ihn um die Ursache fragte, sagte er ihm unter den heftigsten Drohungen, er wolle ihm ein für alle Mal die Lust benehmen, wiederzukommen und seine Neger zu verführen. Von Schmerz und Schreck ganz betäubt, begab sich der Gemißhandelte zu einem Freunde der Brüder, stellte jedoch keine Klage bei der Obrigkeit an, ging vielmehr nach St. Thomas zurück, wo er, an sich schwach und kränklich, zwar von den Folgen der Schläge sich etwas erholte, aber noch vor Ende des Jahres an einem hitzigen Fieber starb, der fünfunddreißigste von denen, die in einem Zeitraum von 11 Jahren auf der Hinreise zur Mission oder bei ihrem Dienste selbst das Leben verloren. Trotz solcher Anfechtungen aber ging das Wort auf St. Jan seinen Gang, und im Februar 1745 konnte Fr. Martin bei einem seiner Besuche daselbst die Erstlinge der schwarzen Heiden von St. Jan taufen, einen Greis, Namens Moses, und eine Negerin, Eleonora, die schon vor ihrer Taufe andere Negerinnen auf das Heil in Christo eifrig hingewiesen, und nachher damit in Segen fortfuhr, eine treue Helferin.

Um diese Zeit kam unter allen Missionsarbeitern, Fr. Martin allein ausgenommen, ein Verfahren auf, das ohne baldige Abhülfe der Mission leicht hätte sehr schädlich werden können. Da sie nemlich gewahr wurden, daß selbst Getaufte von ihrem ersten Eifer nachließen und wohl gar wieder in Sünden geriethen, glaubten sie durch größere Strenge dem Verderben steuern zu müssen, schlossen solche Gefallene nicht bloß von der Gemeinde aus, sondern unterließen auch öfters ganz, einem solchen Ausgeschlossenen dennoch als Bruder nachzugehen und ihn womöglich zur Umkehr zu bewegen. Durch solche gesetzliche Strenge erregten sie aber bei dem Einen Niedergeschlagenheit, bei dem Andern Zorn und Erbitterung. Dazu kam, daß sie die vom Grafen Zinzendorf den Missionaren der Indianer 1742 gegebene Ermahnung, bei den Heiden nicht sowohl auf die Bekehrung ganzer Haufen, als vielmehr zunächst einiger Erstlinge auszugehen, einseitig auffaßten, und, indem sie der Getauften und Abendmahlsgenossen mit großem Eifer wahrnahmen, ihre zahlreichen Lehrlinge außer Acht ließen und Niemand tauften, noch weniger zum heiligen Abendmahl zuließen, der das Ideal, was sie von einem solchen Erstling sich gemacht, nicht erreichte. So kam es, daß die Sakramente fast nur noch Erkennungszeichen für die Gläubigen, und nicht Gnadenmittel für hülfsbedürftige Sünder waren, und von 1741—44 Niemand, 1745 nur hundert Personen getauft wurden. Darüber riß denn Muthlosigkeit unter den Negern ein; die Verirrten geriethen immer tiefer in's Verderben, die Kranken und Schwachen blieben ohne Pflege. Nur Fr. Martin, obgleich er zu der obenerwähnten Strenge in der Kirchenzucht

sich auch etwas hinreißen lassen, fand doch gegen diese übertriebene Vorsicht bei der Taufe vieles zu erinnern, konnte aber damit bei seinen Mitarbeitern nicht durchdringen, bis es ihm nach der Ankunft des ordinirten Bruders Meining auf St. Thomas gegen Ende 1746 möglich ward, eine längst gewünschte Reise nach Europa anzutreten. Und hier hatte er die Befriedigung, daß auf einer im Jahre 1747 zu Herrenhaag von den Hauptarbeitern der Brüdergemeinde gehaltenen Synode die Behandlungsweise der Heiden näher untersucht und für die Zukunft richtigere Grundsätze darüber festgestellt wurden, deren Ausführung dem Bischof Joh. v. Watteville bei der auf den dänisch-westindischen Inseln demnächst abzuhaltenden Visitation übertragen wurde.

Mit freudigem Geist und neuen Gehülfen kehrte Martin am 6. August 1748 auf sein Arbeitsfeld, dem seine Anwesenheit gar Noth that, zurück, „ermunterte die Muthlosen, sammelte die Zerstreuten, und verkündigte die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unsers Heilandes gegen alle armen Sünder mit solcher Kraft, daß durchgängig der ehemalige Gnadengang von Neuem anfing, und das Volk begierig zur Anhörung des tröstlichen Evangeliums sich drängte." — Am 26. April 1749 langte denn auch Joh. v. Watteville in Begleitung mehrerer Brüder von Nordamerika auf St. Thomas an, wo die Gemeinde ihn mit Freuden empfing. Er begann sein Visitationsgeschäft damit,*) die Missionare auf die schädlichen Folgen einer übertriebenen Kirchenzucht aufmerksam zu machen, und sie durchgängig zur evangelischen Behandlung der armen Neger zurückzuführen. Alle Verirrte sollten wieder aufgesucht und aufs Neue in Pflege genommen werden. In Folge dieses Beschlusses entstand alsbald eine allgemeine Bewegung unter Getauften und Ungetauften; die Sonntagsversammlungen wurden von 8—900 Negern besucht, und an einem Bettage meldeten sich 380 neue Leute als Lehrlinge, die man von nun an namentlich aufzeichnete. Alte, Blinde und Lahme, kamen einen weiten Weg hergekrochen, um der Taufe theilhaftig zu werden, und es wurden in den acht Wochen der Visitation an den Bettagen über 100 Neger getauft. Zur bessern Seelenpflege wurde die Gemeinde in fünf Klassen — Lehrlinge, Taufcandidaten, Getaufte, Abendmahlscandidaten und Communikanten — eingetheilt, denen auch besondere Vorträge gehalten wurden. Endlich wurde festgesetzt, von nun an auch die Kinder der Getauften gleich nach der Geburt zu taufen. Von St. Thomas aus besuchte v. Watteville auch St. Croix, wo er mit den Helfern und Helferinnen mehrere Conferenzen hielt und auf der Plantage Princeß 7 Neger taufte, und St. Jan, wo die Mission sehr darnieder lag und nur 15 Personen sich zur Predigt einfanden. Am 8. Juni hielt er seine Abschiedsrede über 1 Kor. 2, 2, taufte noch 23 Personen und feierte mit den Brüdern auf St. Thomas das heilige Abendmahl, worauf er am folgenden Tage nach Nordamerika abreiste.

Nach dieser Visitation nahm die westindische Mission einen neuen, kräftigen Aufschwung; die Brüder arbeiteten mit Eifer und Hingebung nach den in den Conferenzen mit v. Watteville festgestellten Grund-

*) cf. Vormbaum a. a. O. p. 152 f.

sätzen; die Gouverneurs von St. Thomas und St. Croix zeigten sich der Mission gewogen; die meisten Herren gaben ihren christlichen Negern gute Zeugnisse, und es galt bald für gewiß, daß die Sicherheit der Weßen nicht besser befördert werden könne, als wenn in ihren Pflanzungen recht viel bekehrte Neger seien. Von Zeit zu Zeit wohnten selbst mehrere Weiße den Gottesdiensten der Neger andächtig bei; unter den Letzteren aber ward die Erweckung immer allgemeiner, und es schien fast, als wollte die ganze Negerbevölkerung von St. Thomas ein Eigenthum des Herrn werden. Aber das Jahr 1749 sollte den Brüdern noch großes Herzeleid bringen. Ein hitziges Fieber, das im September d. J. auf der Insel wüthete, warf sämmtliche Missionare auf's Krankenlager, und Weber's Gattin und Meining sanken in das Grab. Nichtsdestoweniger nahm der früher beschlossene Bau einer geräumigen Kirche seinen Fortgang, und dieselbe konnte am Christabend 1749 feierlich eingeweiht werden. Martin verweilte mittlerweile seit dem Juli auf St. Jan, wo es ihm gelang, eine bleibende Mission unter den Negern zu gründen, deren Bestand durch den Ankauf einer Plantage, die unter dem Namen Bethanien einen guten Klang in der Missionsgeschichte erlangt hat, gesichert ward. Am 23. November wurde das neue Gotteshaus daselbst eingeweiht, und am 30. November 7 Erwachsene getauft. Von hier ging Martin nach einem Besuch auf St. Thomas nach St. Croix, wo er mit Frau und Kind am 12. Januar 1750 wohlbehalten ankam und von den Negern freudig in das für ihn erbaute Haus geleitet wurde. Am 17. Januar aber, wo auf Princeß ein neues Versammlungshaus eingeweiht wurde, fühlte er sich, nach einem vorhergegangenen Fieberanfall, sehr schwach; am 18. Januar predigte er zum letzten Mal, darauf mußte er das Bett hüten, und seit dem 24. Januar kam acht Tage lang kein Schlaf in seine Augen. Er suchte seine bekümmerte Frau zu trösten, und nachdem er die Loosung des Tages — es war der 1. Februar — sich vorlesen lassen, sprach er zu ihr: „Jetzt magst du immer auf mich Acht haben, denn nun werde ich bald den letzten Kuß vom Heiland bekommen, und so wird meine Seele weg und bei Ihm sein. Grüße Alles von mir, in St. Thomas und wo du hinkommst." Und nach diesen Worten ist er still und sanft entschlafen, Vormittags 10 Uhr. Am andern Morgen ward er, seinem Wunsche gemäß, auf der Plantage Princeß begraben. Der Helfer David sprach an seinem Grabe, die dankbaren Neger aber errichteten darüber ein einfaches Denkmal von Mauersteinen. Das beste aber hat er selber durch sein Wirken sich gegründet. „Vierzehn Jahre hindurch verkündigte er mit apostolischem Muthe und Glauben vielen tausend Negern das Heil in Christo. Auf jeder der drei Inseln hat er eine christliche Gemeine aus den Heiden gesammelt, und drittehalb Hundert haben durch ihn die heilige Taufe empfangen." — Die Zahl der zur Pflege der Brüder gehörigen Neger auf St. Thomas war auf 1222 gestiegen. Georg Weber trat nun als Ordinarius der Westindischen Mission auf, und führte die Aufsicht darüber bis zu seiner Abreise nach Europa im Jahr 1760.

Gleich nach Martin's Tode kam auch eine stehende Mission auf St. Croix zu Stande, und der erste, der sich 1751 bleibend dort niederließ,

war Georg Ohneberg, der, in Martin's Fußstapfen tretend, das Werk mit gutem Erfolg fortführte.

Er hatte gerade in vorzüglichem Maße die Gabe empfangen, welche den Missionaren vor der letzten Visitation so gefehlt hatte; durch sein liebreiches, zuvorkommend freundliches Betragen gegen Alle, durch sein Aufsuchen der Spuren göttlicher Herzensbewegung bei den Entfremdetsten gewann er sich bald allgemeines Zutrauen. Seine Willfährigkeit, alle Arten von Leuten anzunehmen, veranlaßte eine weiße Frau, ihre getaufte Negerin zu fragen, ob denn der Missionar ohne Unterschied Gute und Böse annehme. „Er macht keinen Unterschied", antwortete die Negerin; „wer sich nur aus seinem Verderben will helfen lassen, ist ihm willkommen. Wenn er aussuchen und nur die Guten annehmen wollte, dürften nur Wenige kommen; auch ich hätte nicht gedurft, denn ich war eine der Schlechtesten; aber der Heiland hat mich angenommen und mir Barmherzigkeit erzeigt".

Böswillige heidnische Neger suchten zwar den Missionar durch wiederholte Brandstiftungen wegzuschrecken, welche die Zerstörung der Kirche und der Wohnungen der Lehrer bezweckten. Durch die gnädige Obhut des Herrn wurden jedoch diese Anschläge meistens noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt. Eine Stunde von Princeß wurde auf einem von den Brüdern erkauften Grundstücke Friedensthal angelegt, und im Jahre 1755 die neue Kirche daselbst eingeweiht, nachdem die Gemeinde sich auf 305 Personen gemehrt hatte. Am Westende der Insel, wo der Ort Friedrichsstadt erbaut wurde, entstand unter den großen Erweckungen der Neger auch ein Predigtplatz.

„Die meisten unserer Abendmahlsgenossen", heißt es in den Berichten der Jahre 1750 bis 1755 von St. Croix, „beweisen sich als treue Liebhaber und gehorsame Schüler Jesu Christi. Es ist ihnen groß und wichtig, daß der Sohn Gottes sich ein so niedriges und schlechtes Volk zum Gegenstand seiner Gnade und Liebe ersehen hat. „„Mein Herz zerfließt mir oft"", sagte eine Negerin, „„und ich weine viele Thränen über der großen Erbarmung und Liebe Gottes gegen mich und mein ganzes Volk; denn wir sind ja das schlechteste Volk unter der Sonne!"" Andere sagten, sie sähen den Verlust ihrer Freiheit als eine göttliche Wohlthat an und hielten sich in ihrem gegenwärtigen Zustande für viel glücklicher, als sie in Guinea gewesen. Dort wären sie wegen der beständigen Kriege und des Menschenraubes keinen Tag sicher, und dabei ohne Erkenntniß des Heilandes und ohne Trost gewesen. Zu ihrem wahren Glücke wären sie auf die dänischen Inseln als Sklaven verkauft worden, denn da hätten sie Gott, ihren Heiland, zu ihrer ewigen Seligkeit kennen gelernt". — Eine abgefallene Negerin, welche als Abendmahlsgenossin in Vergehungen gerathen war, wurde, da sie reuig um Vergebung bat, wieder angenommen. Bei dieser Gelegenheit hielt Bruder Ohneberg eine Rede darüber, wie die Ursache der meisten Sündenfälle die sei, daß man nicht in seinen Augen völlig zum armen Sünder geworden sei. Ein solcher traue sich keinen Augenblick zu, ohne den Heiland durchzukommen, und lebe bloß aus der Gnade im Glauben an Sein Verdienst. Darauf versammelte er die Helfer und Helferinnen besonders, ließ die Negerin herein kommen, und sagte zu ihr: „Meine liebe Schwester! Du bist auch eine große Sünderin, und hast den Heiland und uns durch deine Untreue viel Betrübniß gemacht; wir haben dich lange Zeit mit großem Schmerz müssen dahingehen lassen, weil nichts mit dir anzufangen war. Aber des Heilands Treue wurde durch deine Untreue nicht wieder aufgehoben: Er hat kaum gesehen, daß es dich anfing zu reuen, und daß du gern wieder bei Ihm sein wolltest, so kam Er dir mit offenen Armen entgegen, und nun will Er dir Alles vergeben und dich von den Stricken des Satans losmachen. Laß dich durch diese große Gnade deines Herrn tief beugen, und sündige hinfort nicht mehr". Darauf betete er über sie, verkündigte ihr im Namen Jesu die Absolution und die Freiheit von des Satans Macht, und empfahl sie der Gnade Gottes und der Pflege des heiligen Geistes; dann wurde ihr von den Helferinnen der Kuß des Friedens ertheilt, und sie in die Gemeinschaft der Gläubigen wieder aufgenommen.

Im Jahre 1755 ward auch der Freiherr von Proeck als der erste königliche Generalgouverneur der drei von der westindischen Kompagnie für Königliche Rechnung übernommenen Inseln eingesetzt, und nahm in Christiansstadt auf St. Croix seinen Wohnsitz. Derselbe erwies sich der Brüdermission als wahrer Freund und Beschützer, wie er denn auch bei Gelegenheit einer entdeckten Negerverschwörung im Jahre 1759 der christlichen Neger sich väterlich annahm und selbst für den ungestörten Fortgang ihrer Abendandachten Sorge trug.

Nach St. Jan war noch vor Martin's Tode Missionar Johann Schur 1749 als stehender Missionar gekommen, starb aber leider schon im folgenden Jahre. Vier Jahre lang konnte diese Insel nur von St. Thomas aus besucht werden, und die Neger daselbst waren ganz krank vor Verlangen nach ordentlicher geistlicher Pflege. Endlich zog im Jahre 1754 Joh. Brucker dahin, und von dem an nahm die Zahl der Negergemeinde auf St. Jan schnell und erfreulich zu.

Ueber den innern Zustand des Missionswerkes äußerte sich Nathanael Seidel nach seinem ersten Besuch im Jahre 1753 also: „Es ist gewiß ein großes Werk des Heilandes auf diesen Inseln, und der Dienst der Brüder unter diesem armen schwarzen Volk gereicht Tausenden zu ihrem ewigen Heil. Mir hat mein Herz gebebt, als ich dieses Werk mit Augen gesehen habe. Herzlich habe ich dem Heiland gedankt, daß ich das Glück gehabt, zehn Wochen unter ihnen zu sein. Zehn Jahre sollten mir nicht lange unter ihnen deuchten. Ich habe mit unsern Brüdern und Schwestern einen seligen Verlaß gemacht, und sie alle getrost, wohl und gesund verlassen. Ich werde es nicht vergessen, daß ich in St. Thomas gewesen bin." — Zu ihrem äußern Bestehen arbeiteten die Missionare mit ihren Händen so viel, als ihr eigentlicher Beruf ihnen gestattete, und außer der Zuckerarbeit, die sie mit ihren wenigen Negern auf ihrer Plantage in St. Thomas verrichteten, ward ihnen der Mühlenbau besonders einträglich. Doch wurden die Unkosten der Mission durch die Reisen der vielen erforderlichen neuen Gehülfen stark vermehrt, so daß noch beträchtliche Zuschüsse aus Europa und Nordamerika nöthig waren.

Im Jahre 1757 waren seit der Stiftung der Mission in Dänisch-Westindien 25 Jahre verflossen; auf St. Thomas waren 963 Erwachsene und 216 Kinder, auf St. Croix 374 Erwachsene und 92 Kinder, auf St. Jan 103 Erwachsene und 6 Kinder getauft worden, und 47 anderwärts Getaufte auf den drei Inseln in die Gemeinde aufgenommen. Von 66 Brüdern und 33 Schwestern, welche theils von Europa, theils von Nordamerika dahin gesendet worden, waren in diesem Zeitraum 35 dort begraben, und 10 hatten ihr Leben auf der Reise zur See oder zu Lande geendigt.

Der Missionar Joh. Böhner, der durch seinen langen Dienst eine große Fertigkeit in der kreolischen Sprache sich erworben hatte, ließ es sich besonders angelegen sein, Stücke der heiligen Schrift und Kirchenlieder in diese Sprache zu übersetzen. Im Jahre 1761 beendigte er die Uebersetzung der Harmonie der vier Evangelien. Bei dieser Uebersetzungsarbeit hatte er wegen der Armuth der Sprache und wegen mancher den

Negern gänzlich fehlenden Anschauungen viele Schwierigkeiten zu überwinden. So wußten die Neger z. B. nichts vom Schnee, und die Stelle Jes. 1, 18 mußte deßhalb übersetzt werden: „Eure Sünden sollen wie ein weißes Tuch werden". Später wurden diese Uebersetzungen, wennschon langsam, fortgesetzt, und einige Manuscripte nach Europa zum Druck geschickt.

Während des ganzen nun folgenden Zeitraums von 1760 bis zum Schlusse des Jahrhunderts hatte das Werk Gottes unter den Negern in Dänisch-Westindien einen guten Fortgang. Durch ein königliches Rescript vom Jahre 1774 wurden die den Brüdern in Westindien 1747 ertheilten Freiheiten aufs Neue bestätigt, und die königlichen Statthalter, überzeugt von dem heilsamen Einfluß der Mission auf die Sicherheit und den Wohlstand der Inseln, fühlten sich verpflichtet, dieselbe zu ermuntern und zu unterstützen. So insbesondere die General-Gouverneurs v. Proeck, Clausen, Repsdorf, Schimmelmann und Malleville. Letzterer, der als Commandant von St. Thomas ein Herzensfreund der Brüder geworden, hatte die Sache der Mission ganz zu der seinigen gemacht, und schämte sich bei seiner hohen Stellung nicht, ein fleißiger Gast in den Versammlungen der aus Sklaven bestehenden Gemeinde in Friedensthal zu sein und auch das heilige Abendmahl mit derselben zu begehen. Elf Tage vor seinem am 22. Oktober 1798 erfolgenden Tode rief er noch in Gegenwart des ihn besuchenden Missionar Wind unter Thränen aus: „Ach mein Herr Jesu, wenn ich Dich nicht hätte, und wenn Dein Blut nicht für die Sünder red'te, wo sollt' ich Aermster unter den Elenden mich sonst hinwenden! Ach ja, Dein Blut Herr Jesu, Dein Blut!" Zufolge seines letzten Willens ward er auch auf dem Missionsgottesacker zu Friedensthal beerdigt. — Kamen auch von Zeit zu Zeit noch betrübende Beispiele vor, daß Eigenthümer und Verwalter ihre Neger vom Besuch der Kirche durch Drohungen und harte Strafen abzuhalten, oder durch Lockungen oder Grausamkeiten zur Sünde zu verführen suchten*), so wurde doch von der Mehrzahl derselben der Arbeit der Brüder nichts in den Weg gelegt. Die Beständigkeit der Brüder in der Predigt des Evangeliums, ihr dem entsprechender Wandel, ihre Geduld bei der langen und mühsamen Missionsarbeit, und das gebesserte Leben und Betragen der Neger verschafften der Mission eine durchgängige Achtung. Die Beispiele der Getauften, welche durch Anwendung der Kirchenzucht zur Reue über ihre Vergehungen bewogen wurden, verstärkten den Eindruck, und es fehlte daher nicht an Herren, die ihre Neger selbst zum Besuch der Predigt in der Missionskirche antrieben.

Ein recht einleuchtendes Beispiel von den guten Wirkungen der Kirchenzucht kam im Jahre 1765 auf St. Thomas**) vor. Hier ließ ein Meisterknecht, ungeachtet aller Bitten der ihm untergebenen Sklaven, sein Vieh beständig in ihren kleinen Anpflanzungen weiden, so daß diese dadurch ganz zu Grunde gerichtet wurden. Vergeblich wandten sich die Neger deßhalb an den Oberaufseher der Pflanzung; sie fanden keine Hülfe. Da faßten etwa 40 unter ihnen, meist junge Leute, den verwegenen Entschluß, sich mit Gewalt Recht zu verschaffen, gingen hin und schlugen das Vieh des Meister-

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II, p. 69. 92.
**) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II, p. 95 ff.

knechts todt, verwüsteten seinen Garten, plünderten seine Küche ꝛc. Nun sah dieser sein Unrecht ein und wollte sich mit ihnen vergleichen; die erbitterten Neger aber wollten sich auf Nichts einlassen, wenn er nicht selbst aus der Pflanzung wegzöge. Vergebens legten mehrere Herren aus Tappus sich ins Mittel, um zu verhüten, daß die Neger nicht erst der strengen Gerechtigkeit in die Hände fielen. Auch eine Anzahl getaufter Neger und Taufcandidaten war in die Empörung verwickelt; die Missionare mußten sich also darum bekümmern. Sie machten nun in der nächsten Sonntagsversammlung bekannt, daß diese Widerspenstigen, so lange sie in ihrem Ungehorsam und ihrer Unversöhnlichkeit beharrten, von der Gemeinde ausgeschlossen sein sollten. Keiner von ihnen war zugegen, aber sie erfuhren bald, was der Baas gesagt hatte. Einige der christlichen Neger, bei denen sie sich nun Raths erholten, stellten ihnen vor, wie sie durch ihr ungeschicktes Betragen und ihre jetzige Unversöhnlichkeit nicht allein sich selbst in's Unglück stürzen, sondern auch die Gemeinde und den Lehrer in Schmach und Schaden bringen würden; ehe sie sich nicht mit dem Meisterknecht vertragen hätten, könnten sie nicht wieder angenommen werden. Dieß wirkte. Alle entschlossen sich sogleich, ihr Unrecht wieder gut zu machen, und den Meisterknecht um Verzeihung für ihre Hartnäckigkeit zu bitten. Als die Andern das Vorhaben der christlichen Neger erfuhren, folgten sie ihrem Beispiel und gingen mit ihnen hin, ihre Reue zu bezeugen und Besserung zu versprechen. Der Meisterknecht erstaunte und konnte nicht begreifen, woher diese schnelle Veränderung käme, war auch zur Versöhnung bereit, nur wollte er wissen, ob sie ihn noch von der Pflanzung weg haben wollten. „Nein, Meister", sagten sie, „wir bitten vielmehr, daß du länger auf der Pflanzung bleibest, und wir versprechen, künftig gehorsame Neger zu sein". Nun vergab er ihnen und bat sie auch seines Unrechts wegen um Verzeihung. Zuletzt fragte er sie noch, ob sie wohl wüßten, daß ihr Lehrer sie am letzten Sonntag von der Gemeinde ausgeschlossen hätte. „Ja, das ist es eben", antworteten sie, „was uns in Noth und Kummer und zur Erkenntniß unsres Unrechts gebracht hat". Und nun baten sie ihn demüthig um seine Verwendung bei den Lehrern, welche er ihnen zusagte. Sechs von ihnen brachten seine schriftliche Fürbitte an Missionar Mack, und baten unter Bezeugung herzlicher Reue um Wiederaufnahme in die Gemeinde, was ihnen denn auch am folgenden Sonntag unter lebhafter Theilnahme und zur großen Freude der ganzen Gemeinde gewährt ward.

Die harte Behandlung, welcher die Neger in Westindien noch häufig ausgesetzt waren, blieb in ihren Folgen nicht ohne Einfluß auf die Mission. „Wie viele Mühe", schreiben die Brüder im Tagebuch von Bethanien (St. Jan) 1767, „hatte nicht der Missionar, mißhandelte Neger von dem Vorsatz, zu entlaufen, abzubringen! In welche Verlegenheit kam er nicht, als er unter einer großen Anzahl derselben eine Art von Verzweiflung und den Keim einer Empörung bemerkte! Er ruhte nicht eher, als bis er mit Jedem einzeln gesprochen, und ihn von allen Gedanken an Selbsthülfe ab, und zu dem Entschluß einer durchgängigen Unterwürfigkeit und ausharrenden Geduld gebracht hatte. In der Predigt, die er hernach hielt, gab er alle dem noch den Nachdruck durch die Vorstellung der unaussprechlichen Geduld, womit der Heiland Sein unschuldiges Leiden ausgestanden hat. Das wirkte in den Gemüthern der fast Verzweifelten eine völlige Veränderung, und erstickte den Funken, ehe er zur verheerenden Flamme werden konnte". — Aus dem Tode machten sie sich weniger, als aus den anhaltenden Plackereien eines unverständigen Meisterknechts; aus dem Beispiel Jesu aber schöpften sie Kraft zum Dulden*).

Ein Beispiel solcher Unerschrockenheit in Todesgefahr gab ein Getaufter, welchen sein betrunkener Herr erschießen wollte. Der Neger sah den Anstalten zu seinem Tode ruhig zu, ohne sich in seiner Arbeit dadurch stören zu lassen oder ein einziges Wort

*) cf. Wullschlägel a. a. O. II, p. 109 ff.

zu reden. Nur befahl er in einem stillen Gebet seine Seele dem Heiland zu Gnaden. Der Schuß ging an ihm vorbei, so daß er nur am Arme gestreift wurde, und sein Herr ließ es dabei bewenden, sagte ihm aber, er hätte zwei Kugeln für ihn geladen gehabt. Kaltblütig antwortete der Neger: „Herr, ihr habt euer Geld für mich ausgegeben, daher könnt ihr mit meinem Körper machen, was euch beliebt. Wenn ihr mich aber um's Leben bringt, so kommt meine Seele zum Heiland, dem sie gehört, weil Er sie mit seinem Blute erkauft hat. Indessen weiß ich nicht, womit ich euren Unwillen verdient habe, denn ich diene euch mit aller Treue und noch nie bin ich euch entlaufen". Damit war es denn für dießmal gut. — Als eine standhafte Dulderin aber erwies sich u. A. jene Negerin in Friedensthal (St. Croix) 1772, eine Abendmahlsschwester, deren Herrin im Hause keine Arbeit für sie hatte, weßhalb sie ausgehen und anderwärts welche suchen und des Sonnabends den gesetzten Lohn dafür bringen mußte. Als sie nun aber nicht so viel hatte aufbringen können, ließ die Frau sie einige Tage lang in ein Loch in Ketten legen. Dann wurde sie an einen Pfahl gebunden und so zerhauen, daß es ein Jammer war anzusehen. In diesem Zustande mußte sie noch 10 Tage auf bloßer Erde liegen. Die eigenen Kinder der Frau baten für die Negerin, aber vergebens. Sie erzählte den Brüdern nachher, sie hätte gebetet: „Lieber Heiland, Du bist ja für meine Sünden gebunden und geschlagen worden, hilf mir die Schmerzen überstehen, Du weißt ja, daß ich's nicht ändern konnte, o stehe mir bei!" Da hätte sie einen unbeschreiblichen Trost in ihr Herz bekommen und die Schläge mit Geduld erlitten.

Um das Jahr 1760 belief sich die Zahl der Getauften auf allen drei Inseln an 2000, und der Lehrlinge waren eben so viele. Von Jahr zu Jahr aber waren die Negergemeinden in starkem Zunehmen begriffen, und die heilsbegierigen Schwarzen ließen sich durch nichts vom Besuch der Versammlungen abhalten.

So sagte eine gläubige Negerin auf St. Thomas zu dem Aufseher, der sie davon abhalten wollte: „Ich habe eine Seele, von der muß ich Rede und Antwort geben Dem, der für mich am Kreuz gehangen ist; darum kann ich mich nicht von der Kirche abhalten lassen, weil ich da Sein Wort höre und für mein armes Herz Nahrung bekomme". Und eine Andere, vor Alter schon ganz krumm, kam trotz der harten Strafe, welche ihr Herr darauf gesetzt, zu den Brüdern gekrochen: „Von der Kirche", sagte sie mit einem lichten und getrosten Blick, „kann ich nicht wegbleiben, wenn mir auch der Meister den Kopf abreißen wollte, oder den Bauer nähme und mich in zwei Theile theilte. In meines Gottes Hause will ich bleiben bis in meinen Tod!" — „Unsere Kirche", sagte ein Nationalhelfer in Friedensthal 1777*), „hat den Namen, daß nur die dummen und einfältigen Leute hineinkommen; wir sind auch arme dumme Leute, aber ich finde doch eine Veränderung bei den Leuten, die zu uns in die Kirche kommen, und bin überzeugt, daß es die rechte Kirche für die armen Neger ist. Wessen Herz nicht durch das hier gepredigte Wort weich wird, wird gewiß nirgends weich".

Das fortgehende Wachsthum der Gemeinden gab Veranlassung zur Anlegung neuer Missionsplätze. Da die Kirche in Neu-Herrnhut, der den Brüdern gehörigen Pflanzung auf St. Thomas, die Kommunikanten nicht mehr fassen konnte, wurde 1771 in Krumbay, später Niesky genannt, eine neue angelegt, die bloß den Versammlungen am Westende der Insel diente. In demselben Jahre wurde Friedensberg am Westende von St. Croix, und im Jahre 1782 Emmaus auf St. Jan als eigne Kirchfahrt eingerichtet.

Durch Erbtheilung wurden im Jahre 1767 sechszehn zur Brüderkirche gehörige Neger auf St. Croix nach der noch ganz heidnischen Insel Eustachius versetzt; alle Bemühungen, dieß zu verhindern, waren ver-

*) cf. Wullschlägel a. a. O. II, p. 181.

gebens. Sie unterhielten aber von dort aus durch Briefe die Verbindung mit St. Croix, und ein Bruder, der sie im folgenden Jahre besuchte, hatte die Freude, sie alle noch in der guten Herzensstellung anzutreffen, mit welcher sie von St. Croix abgegangen waren. Ein ähnliches Schicksal hatten mehrere nach der englischen Insel Tortola versetzte Neger, welche Missionar Zenner von St. Jan 1778 besuchte und auf ihre Bitten Willens war, dort den Anfang zu einer Mission zu machen; ein Plan, der durch seinen Tod 1780 scheiterte.

Die Aufsicht über das ganze Missionswerk führte von 1762 an Johann Martin Mack*), der vorher der Mission unter den Indianern in Nordamerika in gefahrvoller Zeit gedient hatte. Im Oktober 1770 ward er zu Bethlehem von dem ältesten Bischof der Brüderkirche, David Nitschmann, demselben, der Leonh. Dober nach St. Thomas begleitet hatte, zum Bischof geweiht, um erforderlichen Falls die Gehülfen der Mission ordiniren zu können. Er verwaltete sein Amt bis an sein den 9. Juli 1784 in Friedensthal erfolgtes seliges Ende, „unter dem sichtbaren Segen des Herrn, mit unermüdeter Sorgfalt, und genoß die Achtung und Liebe sowohl seiner Mitarbeiter und des Negervolkes, als der Weißen jedes Standes". Außer ihm waren um diese Zeit 23 Brüder und Schwestern im Dienste der Mission, von denen mehrere neben der eigentlichen Missionsarbeit durch Betreibung ihrer Handwerke zum äußern Bestehen derselben beitrugen. Welche angestrengte Thätigkeit ihr Beruf mit sich führte, sehen wir aus Oldendorp's Worten: „Der um seine Rettung verlegene Heide will Unterricht und Trost von seinem Lehrer haben; und da er am Tage keine Zeit hat, denselben zu besuchen, so wendet er die Nacht dazu an. Sein geistliches Bedürfniß ist sehr dringend. Ist er krank und gebrechlich, so verlangt er von seinem Lehrer besucht zu werden, wenn er gleich stundenweit von ihm entfernt wohnt. In allerlei andern Angelegenheiten begehren sowohl Getaufte als Lehrlinge den Rath ihres Lehrers. Sie legen ihre Streitigkeiten ihm zur Entscheidung und Vermittlung vor, bringen sich bei ihm wegen der Taufe und des Abendmahls in's Andenken, und eröffnen ihm ihren Herzenszustand. Man stelle sich vor, daß dieses von etlichen Hunderten und Tausenden geschieht, so wird man einigermaßen den weitläuftigen Umfang der beschwerlichen Arbeit eines Missionars einsehen können". — Bei der großen Mitgliederzahl der einzelnen Gemeinden und der Entlegenheit vieler Plantagen würde es den Missionaren indeß nicht möglich sein, auch bei der angestrengtesten Thätigkeit den Forderungen ihres Amtes zu genügen, wenn sie dabei nicht durch treue Nationalgehülfen unterstützt würden, welche nicht bloß die besondere Aufsicht in ihren Bezirken zu führen, sondern auch bei Begräbnissen und andern Gelegenheiten kurze Vorträge zu halten haben. Vor allen andern dieser Klasse zeichnete der Helfer Cornelius**) in diesem Zeitraum durch seine Gaben wie durch seine Treue sich aus.

---

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder ꝛc. III, p. 66 ff. — Nachrichten aus der Brüdergemeine, 1857, IX, p. 767 ff.

**) Calwer Monatsblatt 1842, p. 137 ff. — cf. Basler Heidenbote 1848, p. 49 ff.

Schon bald nach dem Beginn der Mission auf St. Thomas fühlte auch Cornelius sein Herz von der Macht der Liebe Jesu getroffen und besuchte fleißig die Versammlungen der Brüder, konnte sich indeß nicht gleich entschließen, der Welt und dem heidnischen Wesen ganz abzusagen. Als er so einmal in einer sehr geräuschvollen Gesellschaft seiner Landsleute sich befand, ging Missionar Martin gerade vor dem Hause vorbei, erblickte seinen Schüler Cornelius, winkte ihm, herauszukommen, und stellte ihm ernstlich und nachdrücklich vor, wie unpassend solche Gesellschaft für Einen sei, der sein Herz dem Heiland geben wolle. „An dieser Stätte", sprach er, „hat der böse Feind sein Wesen, dem du doch, wie du mich versichert hast, nicht dienen willst. Ich finde aber jetzt, daß dein Herz noch nicht los von ihm ist, denn du liebst die Eitelkeit der Welt und die Gesellschaft der Kinder des Unglaubens, in denen er sein Werk hat. Daher ist es besser, du bleibst aus unsern Versammlungen und vom Unterricht weg". Das verdroß zwar den Cornelius, aber sein Vergnügen war gestört, und er ging mißmuthig nach Hause, wollte auch den Brüdern nicht wieder zu nahe kommen. Aber er fand keine Ruhe in seinem Herzen, bis er zu Martin kam, und, wider Vermuthen freundlich empfangen, unter Thränen seinen Seelenzustand offenbart und endlich sich dem Heiland ganz zum Eigenthum ergeben hatte. Am 1. Juni 1749 getauft und noch in demselben Jahr zum heil. Abendmahl zugelassen, blieb Cornelius der empfangenen Gnade treu und nahm täglich zu in der Erkenntniß Christi und seiner selbst. Im Jahre 1752 schrieb er an einen Bruder in Europa*): „Ich bin ein armer Staub zu den blutigen Füßen meines Heilandes, und fühle die Größe der Liebe, welche mein Gott und Heiland zu mir hat. Ich kann es nicht aussprechen, aber es beugt mich vor Ihm nieder als ein Würmlein. Die Sache des Heilandes liegt mir immer sehr nahe. Gedenke unser fleißig in Deinem Gebet zum Heilande, daß Er uns bei sich erhalte, denn wir sind ein armes schwarzes Volk. Wir waren verlorene Schafe, aber Er hat uns gefunden. Nun wollen wir sonst von nichts wissen, als von Seinem Tod und Leiden. Davon haben wir ein Gefühl in unsern Herzen und glauben daran". — Bald fing er an, vor seinen Landsleuten zu zeugen, und da er ausgezeichnete Gaben besaß, säumte man nicht, ihn 1754 als Gehülfen anzustellen. Er konnte fertig lesen und schreiben, und Kreolisch, Holländisch, Deutsch, Englisch und Dänisch geläufig sprechen. Als geschickter Maurer stand er dem königlichen Bauwesen vor, und Jedermann schätzte ihn als einen tüchtigen, rechtschaffnen und ehrlichen Mann. Bei dem Bau der steinernen Negerkirchen auf allen 6 Missionsplätzen der 3 Inseln arbeitete er mit musterhaftem Fleiß. Indessen war er Sklave bis zum Jahre 1767, da er, nachdem er seine Frau bereits losgekauft, sich selbst frei kaufte, und später, da Gott seinen treuen Fleiß segnete, allmälig alle seine 6 Kinder. — Seine Freiheit benutzte er zum Dienste seiner gebundenen Brüder, denen er nicht nur fast den ganzen Tag, sondern häufig auch ganze Nächte widmete. Seine ungeheuchelte Demuth gewann ihm alle Herzen, und seine Lehrvorträge waren höchst anziehend und erwecklich. In einer 1772 gehaltenen Rede über die Worte: „Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch (1 Joh. 1, 3)", sagte er u. A.: „Das kann ich euch versichern, liebe Zuhörer! den Platz, wo ich meinen lieben Heiland mit heißen Thränen um Gnade bat, werde ich nie vergessen; denn mein Herz wurde mir so leicht, daß ich von der Stunde an glauben konnte, daß mein lieber Heiland mir alle meine Sünden vergeben habe. Das ist nun schon über 24 Jahre, und ich kann euch heute noch mit einem freudigen Herzen sagen, daß ich gehört, gefühlt, gesehen und erfahren habe, wie gnädig der liebe Heiland gegen uns arme Schwarze ist. Ach, gehet doch zu Ihm, Er wird euch helfen und euch von euren Sünden rein waschen, daß ihr auch das Leben aus Ihm in euren Herzen fühlen werdet ꝛc." Seine Gabe, sich auszudrücken, war bewundernswürdig, und sein Vortrag voll Geist und Leben, so daß auch Weiße aus allen Ständen ihn gern und mit Erbauung anhörten. Seiner Predigt aber entsprach sein Wandel. Mitzutheilen und Wohlzuthun war ihm Wonne; jeder Hungrige, Nothleidende und Verlegene fand bei ihm milde Gabe, treue Unterstützung und herzlichen Rath. So verlieh ihm der Herr in Gnaden, daß er gegen 50 Jahre an Seinem Werke mithelfen durfte, und hat Vieles durch ihn ausgerichtet, also, daß das Andenken an ihn bis heute noch lebendig ist. Als nun im Jahre 1801 sein Ende herannahte, da hörte man den 84jährigen Cornelius sagen: „Ach! ich hätte für meinen Heiland mehr thun und Ihm treuer dienen sollen! Ich hoffe aber, Er werde mich aus Gnaden annehmen; denn ich gehe als ein armer Sünder von hin-

*) cf. Wullschlägel a. a. O. II. p. 29.

nen, der nichts aufzuweisen hat, als Seine Gnade und die Gerechtigkeit aus Seinem Blute". Dann berief er seine Kinder zu sich, und als diese nebst etlichen seiner Enkelkinder um sein Lager versammelt waren, nahm der alte Vater seine Kräfte noch einmal zusammen, richtete sich im Bette auf, entblößte sein schneeweißes Haupt und sagte: „Ich freue mich herzlich, meine lieben Kinder, euch vor meinem Ende noch einmal hier beisammen zu sehen; denn ich glaube, mein lieber Heiland wird nun bald kommen und euren Vater zu sich nehmen. Ihr wißt, lieben Kinder, was mein größtes Anliegen für euch gewesen ist, so lange ich bei euch war, und wie ich euch oft mit Thränen ermahnt habe, eure Gnadenzeit nicht zu versäumen, sondern euch mit Leib und Seele eurem Gott und Heiland gänzlich hinzugeben und ihm treulich nachzufolgen. Ich habe auch bisweilen diese oder jene Sache genau genommen, wovon ich glaubte, daß sie euch schaden und den Heiland betrüben könne, und bin mit väterlichem Ernst dagegen angegangen; aber es geschah doch aus Liebe. Indessen kann es doch wohl sein, daß ich manchmal zu scharf gewesen bin. Ist dieß der Fall, lieben Kinder, so bitte ich euch, vergebt mir's! ach vergebt es eurem sterbenden Vater!" Und da die meisten seiner Kinder in lautes Weinen ausbrachen, und vielmehr ihrerseits um Vergebung baten, da sie oft ungehorsame Kinder gewesen, ermahnte sie der Sterbende zur Liebe und Einigkeit untereinander, warnte sie vor Hochmuth und schloß mit den Worten: „Wenn ihr diesen Rath eures Vaters befolgt, so wird meine Freude vollkommen sein, wenn ich euch Alle dereinst in der Ewigkeit wiedersehen und zum Heiland werde sagen können: Lieber Heiland, hier ist dein schlechter Cornelius, und die Kinder, die Du ihm gegeben hast. Ich weiß gewiß, der Heiland wird euch nicht verlassen; verlaßt nur Ihn nicht!" — Alle Anwesenden waren tief ergriffen, der Missionar aber fiel neben dem Bette auf die Kniee und betete für den Sterbenden. Und da er mit den Worten schloß: „Amen, Herr Jesu, komm bald und hole Dir dein Schäflein!" da rief der Kranke nach: „Ach ja, Herr Jesu, komm bald, komm, komm doch bald!" Dabei sah er heiter und vergnügt, und Dank- und Freudenthränen rollten über seine Wangen. Unter dem Gesange seiner Kinder schlummerte er nach drei Tagen sanft und still, ohne daß man es gewahr wurde, zum ewigen Leben hinüber. Von seinen Kindern, zum Theil Gehülfen bei der Nation, hatte er 12 Enkel und 5 Urenkel erlebt.

Während die Brüder auf St. Thomas und St. Croix in den ersten Jahren von 1760 an über den innern Wohlstand ihrer Gemeinden und über den Fortgang des Evangeliums unter den heidnischen Negern sich freuen konnten, zeigte sich bei der Gemeinde auf St. Jan ein trauriges Zurückkommen. Der Eifer im Besuch der Versammlungen ließ nach, wogegen selbst Getaufte in Zorn, Zwietracht und Schlägereien sich vergingen, oder unter den Entlaufenen sich befanden. Missionar Brucker ließ es sich zwar ernstlich angelegen sein, dem eingerissenen Verderben zu steuern, aber es dauerte lange, bis seine Bemühungen wieder einen gesegneten Erfolg hatten. — Einem heftigen Orkan, der im August 1772 besonders auf St. Croix große Verheerungen anrichtete und namentlich in Friedensthal sämmtliche Gebäude nebst der Kirche zerstörte, unter deren Trümmern die Brüder und Schwestern in schwere Lebensgefahr geriethen, folgten hernach allgemeine Theurung, Hungersnoth und Krankheiten, welche viele Menschen, sonderlich Neger, und binnen wenigen Monaten auch sieben Missionsgeschwister hinrafften. In Folge dessen entstand aber eine neue Erweckung unter den Negern; jeden Monat kamen welche, die dem Evangelium gehorsam wurden, und obschon die Predigt in Friedensthal fast ein Jahr lang unter freiem Himmel gehalten werden mußte, hatte sie darum doch nicht weniger, oft 800—1000 Zuhörer. Von den Brüdergemeinden in Europa und Nordamerika aber, so wie von verschiedenen Freunden, gingen zur Abhülfe der entstandenen äußeren Noth außerordentliche Beiträge ein. Im August 1785 wurden

ebenso die Kirche und Missionsgebäude in Friedensberg durch einen Orkan zerstört, während öftere Erdbeben auf der Insel ohne Schaden vorübergingen.

Am 21. August 1782 waren 50 Jahre verflossen seit der Aussendung der ersten Heidenboten nach Westindien, L. Dober und D. Nitschmann, die Feier dieses Gedenktages*) wurde aber auf den nächstfolgenden Sonntag den 25. August verlegt und da unter dem gnädigen Bekenntniß des Herrn zu den zahlreich besuchten festlichen Versammlungen auf allen drei Inseln begangen. Es waren bis dahin in Dänisch-Westindien 8833 Erwachsene und 2974 Kinder durch die Brüder getauft oder in die Gemeinde aufgenommen worden; von den Missionaren nebst ihren Frauen und Kindern aber 127 heimgegangen.

Johannes Lorez, Mitglied der Unitäts-Aeltesten-Konferenz, verweilte vom 20. Januar bis 8. Juni 1784 behufs einer Visitation der dortigen Mission in Dänisch-Westindien. In seinem Bericht darüber**) giebt er folgendes Bild von dem damaligen Zustande dieser Mission:

„In sämmtlichen Negergemeinden auf den drei Inseln waltet Gnade und Wahrheit. Ihre Versammlungen sind lebendig, und der Geist des Herrn waltet kräftig darin. Das Zeugniß des Evangelii ist fruchtbar und unterhält die Erweckung, die immer weiter um sich greift. Zur Förderung des Gnadenganges und zur Erhaltung guter Ordnung sind die Gemeinglieder in Chöre und Klassen getheilt. Da die Neger gewöhnlich sehr früh heirathen, so sind eigentlich nur drei Chöre, die besondre Versammlungen haben, der Verheiratheten, Wittwen und Kinder. Die wenigen Wittwer (denn die meisten derselben heirathen bald wieder) nehmen an den Chorversammlungen der Wittwen mit Theil. Der Klassen sind vier: die Abendmahlsgenossen, die Getauften, die Lehrlinge und die Ausgeschlossenen. Einer jeden derselben werden noch besondere Versammlungen und auf ihre Umstände passende Anreden gehalten. Die Candidaten zum heil. Abendmahl und zur heil. Taufe werden besonders unterrichtet; alle vier Wochen des Sonntags wird das heil. Abendmahl gehalten. In jeder Woche sind ein paar Abende zu öffentlichen und Privatversammlungen bestimmt, die aber nicht so zahlreich besucht werden können. Die weißen Brüder besorgen alles dieß; nur in den Versammlungen der Chöre und Klassen werden sie von den Nationalhelfern unterstützt. Die verschiedenen Plätze sind nicht hinlänglich mit weißen Brüdern und Schwestern besetzt, daher die Besuche derselben bei den Negern auf den Pflanzungen, wo sie wohnen, fast ganz unterbleiben; auch können sie die ihrer Pflege befohlenen Neger nicht genugsam kennen lernen, und müssen sich auf das Zeugniß der Helfer verlassen. Die Helfer und Helferinnen besorgen die Aufsicht über die Neger auf den Pflanzungen, und den Besuch bei ihnen, die Helfer halten auch Vorträge, namentlich bei Begräbnissen. Sie versammeln sich alle vierzehn Tage bei den Missionaren zu einer Conferenz, worin die Vorschläge, wer zu taufen, zum Abendmahl zuzulassen, von der Gemeinde oder seiner Klasse auszuschließen sei, erwogen, alle erfreuliche oder bedenkliche Vorgänge bei den Negern angezeigt, und ihnen die nöthigen Instruktionen gegeben werden. — Die Brüderkirche steht auf diesen Inseln im Genuß aller Rechte einer Kirche, ihre kirchlichen Handlungen werden anerkannt, das Zeugniß aus ihrem Kirchenbuch hat Gültigkeit; jede Religionspartei ist von der andern unabhängig. — Jeder Platz hat für sich eine gemeinschaftliche Haushaltung, da jeder der zum Dienst der Mission angestellten Brüder und Schwestern mit dem Nöthigen versorgt wird, und dagegen Alles, was von ihm etwa erworben wird, zur Bestreitung des Aufwandes abliefert. — Die Regierung ist so sehr von dem heilsamen Einfluß der Mission auf Sicherheit, Ruhe und Wohlstand der Inseln überzeugt, daß sie es zu ihrer Dienstpflicht rechnet, sie zu ermuntern, zu unterstützen und zu beschützen. Als 1783 auf dem West-Ende von St. Croix sich das Gerücht von einer Negerverschwörung verbrei-

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder, III, p. 48 ff.

**) cf. Fortsetzung von Cranz, Brüderhistorie. III. Abschnitt. Barby 1804, p. 21 ff.

tete, Viele eingezogen wurden, und ein Befehl erging, Niemand sollte sich nach 6 Uhr auf der Straße sehen lassen, verstattete die Polizei allen denen, welche die Versammlung in Friedensberg besuchen wollten, auf eine von den Missionaren unterschriebene Karte den Durchzug. — St. Croix ist das größte Feld für die Mission, die beiden Gemeinden enthalten mit den Lehrlingen und Kindern weit über 5000 Seelen; in St. Thomas waren 2500, in St. Jan 800".

Damit die Angelegenheiten aller drei Inseln künftig nach einem gemeinsamen Plane berathen werden könnten, richtete Lorez eine sogenannte Helferconferenz für's Ganze ein, die unter Martin Mack's Vorsitz aus den Missionaren Melchior Schmidt, Schaukirch, K. G. Reichelt und Auerbach bestand. Durch seinen Besuch schien ein neues Leben entstanden zu sein, und Lehrer und Zuhörer, Arbeiter und Pflegbefohlene waren zu erneuter Thätigkeit, Aufmerksamkeit und Folgsamkeit erweckt.

Am 16. Oktober 1784 ging in Friedensberg (St. Croix) der Missionar Melchior Schmidt*) selig heim, der, nachdem er 1743 in die Gemeinde zu Herrnhut aufgenommen worden, und später in mehreren Brüdergemeinden in Pennsylvanien gedient, seit 1765 mit seiner Frau dem Ruf zum Dienst bei der westindischen Mission gefolgt war. „Mein Herz entflammte", schrieb er selbst einmal, „gegen die armen Schwarzen, sobald ich sie ansichtig wurde. Wir haben hier abwechselnd auf allen drei Inseln zwar das westindische Jammerthal reichlich genossen, aber auch die Wonne gehabt, zu sehen, was das Wundenblut an den Herzen der armen Sünder thut. Und wie viele Beweise der Treue und Barmherzigkeit des Herrn habe ich selbst genossen!"

Die Zunahme der Gemeinden erregte den Missionaren oft ernste Sorgen wegen der Unmöglichkeit einer gründlichen Seelenpflege. So war z. B. die Gemeinde Friedensthal auf St. Croix 1787 mit den Lehrlingen auf 3858 Seelen angewachsen. Bruder Schaukirch schrieb: „Der Heiland helfe nur, daß wir alle Seelen wohl wahrnehmen können! Freilich ist das bei der großen Zahl etwas Schweres. Viele zu haben, und sie nicht zu kennen, und nicht zu wissen, wo und wie sie sind, darüber kann ich nicht getröstet sein!" — Auf St. Jan kamen um dieselbe Zeit die Neger von einer Plantage, wo eine Erweckung entstanden war, oft mitten in der Nacht zu den Missionaren; die aber „ließen sich gerne im Schlaf stören, um den verlegenen Seelen den Heiland zu verkündigen". — Viele der Bekehrten standen im herzlichen und vertraulichen Umgang mit dem Heiland; so z. B. der 1789 auf St. Thomas heimgegangene Petrus. Etliche Zeit vor seinem Ende sagte er öfters: „O wenn mich der Heiland doch bald holen wollte!" Eines Tages sahe man ihn auf dem Felde mitten unter der Arbeit auf die Kniee fallen und die Hände falten; und da man wieder nach ihm sah, war er verschieden.

Eine außerordentliche Dürre, die vom Jahr 1789 bis zum September 1791 anhielt, verursachte auf allen drei Inseln einen drückenden Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser, zumal die sonst gewöhnliche Zufuhr von Nordamerika wegen des eingeführten Papiergeldes und des allge-

*) cf. Wullschlägel a. a. O. III. p. 75 ff.

meinen Mißwachses ausblieb. „Alles Pflanzen war umsonst", schrieben die Missionare; „das Trinkwasser war überall zu Ende, durchgehends war Hunger und Krankheit, und auch die gut gesinnten Herren konnten mit dem besten Willen ihren Negern nicht helfen". Bei Anderen mußten die armen Schwarzen, so entkräftet sie auch waren, immerfort arbeiten, und wurden, wenn sie vor Mattigkeit hinfielen, mit Schlägen wieder aufzustehen genöthigt. Manche Eigenthümer verkauften ihre Sklaven auf spanische oder französische Inseln; selbst kleine Kinder entriß man ihren Müttern. So kamen mehrere Getaufte nach Portorico und Domingo, von wo sie die Brüder um Taufscheine baten, um nicht noch einmal getauft zu werden. Eine große Anzahl von Negern verhungerten; manche wurden durch den Genuß schädlicher Dinge vergiftet. Eine traurige Folge dieser Noth war das überhandnehmende Stehlen, wozu sich auch etliche Gemeindeglieder verleiten ließen, die es ohne diese äußerste Noth sicher nicht gethan hätten. Andere aber widerstanden dieser Versuchung, und litten lieber den Tod*). Ueberhaupt war bei einem großen Theil der christlichen Neger eine unerschütterliche Zuversicht zum Heiland und Ergebung in seine Wege wahrzunehmen; Einigen diente die Noth auch als Warnung, sich von ihren Abwegen zu bekehren. Die Brüder thaten, was sie nur immer konnten; sie theilten ihr Brod mit den Hungrigen, und wurden durch Beiträge aus Europa in den Stand gesetzt, Viele vom schrecklichen Hungertode zu retten. Bruder Schlegel in Friedensberg (St. Croix) schrieb um diese Zeit: „Ich muß zum Preise meines treuen Herrn und Heilands sagen, daß Er mich und meine Frau bei aller unserer Armuth als Sein Eigenthum erhalten, und uns in allen Umständen das gläubige Zutrauen zu Ihm und den Trost für's arme Herz aus Gnaden geschenkt hat". — Zu der Hungersnoth kam im November 1789 noch eine heftige und allgemeine Epidemie, an der sehr Viele starben. Auf manchen Plantagen, wo sonst über 100 Neger im Feld arbeiteten, waren jetzt kaum 3 oder 4 da, die Etwas thun konnten. „Es ist aber sehr auffallend", heißt es in den Berichten der Brüder aus jener Zeit, „daß das schwere Gefühl, welches während der Zeit, da bloß über Hunger und harte Behandlung geklagt wurde, so sehr drückend war, sich nun, da noch die Krankheit dazu kam, merklich verlor". Die Krankenbesuche gewährten den Missionaren viel Erbauung, denn die armen Neger freuten sich der Aussicht, bald aufgelöst und bei Christo zu sein.

Nicht lange hernach brach eine neue große Noth über diese Inseln herein, indem am 12. und 13. August 1793 ein verheerender Orkan besonders auf St. Thomas und St. Jan wüthete, die Kirche und Missionsgebäude in Bethanien zertrümmerte und auch auf den übrigen Missionsplätzen viele Zerstörungen anrichtete. „Schrecklich", sagt Bruder Schedewig**) in Bethanien am Schluß seines Berichtes, „war die Verwüstung auf der ganzen Insel; ganze Plantagen waren mit allem Vorrath zu Grunde gerichtet, auch unser Baumwollenfeld, worauf wir eben an 300 Pfund zu ernten hofften. Die dicksten Bäume sind mitten

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder III. p. 105.
**) cf. Ebendaselbst III. p. 140 ff.

entzwei geborsten und weggeführt. Alle Schiffe auf der Ostseite sind gescheitert, und viele Menschen auf der Insel haben das Leben eingebüßt".

Etliche Jahre nach diesen Unfällen, 1797, visitirte Joh. Renatus Verbeek von der Unitäts-Aeltesten-Konferenz die Westindische Mission. Die für Rechnung derselben getriebenen Gewerbe brachten jetzt schon so viel ein, daß sie ohne fremde Beihülfe sich durchbringen und noch zum Bestehen anderer Missionen mit beitragen konnte. — Am Schlusse dieses Zeitraums, im März 1801, wurden die drei Inseln, in Folge der kurzen, zwischen Dänemark und England ausgebrochenen Fehde, von den Engländern eingenommen, und die Brüder hatten nicht nur ihren Antheil an der allgemeinen Noth zu tragen, sondern mußten auch ihr Wohnhaus in Friedensberg auf einige Monate zu einem Lazareth für die englischen Truppen hergeben.

Die sechs Stationen der Brüdergemeinde in Dänisch-Westindien waren am Schluß des Jahrhunderts: Neu-Herrnhut, früher Posaunenberg (1735), und Niesky (1771) auf **St. Thomas**; Friedensthal (1751) und Friedensberg (1771) auf **St. Croix**; Bethanien (1749) und Emmaus (1782) auf **St. Jan.**

b) Die Brüder in Britisch-Westindien bis Ende des 18. Jahrhunderts.

Der erste Versuch der Brüder, ihre Westindische Mission auf die Britischen Inseln auszudehnen, ward im Jahre 1743 gemacht, wo Fr. Martin von St. Jan aus das nahe Tortola besuchte, und hier einige Quäker sich erboten, den Brüdern ihr Haus zu einer Negerversammlung einzuräumen. Im Jahre 1759 wurde der Besuch dieser Insel von einigen Brüdern wiederholt, die ein Grundstück anzukaufen Willens waren; doch kam die beabsichtigte Missionsniederlassung nicht zu Stande. Glücklicher waren die Brüder innerhalb des oben angegebenen Zeitraums auf Jamaika, Antigua, St. Kitts, Barbadoes und Tabago.

Jamaika.

Um das Jahr 1753 hatte die Predigt des Evangeliums zu London auch zwei begüterte Plantagenbesitzer aus Jamaika, die Herren Barham und Foster, gewonnen, die an den christlichen Unterricht ihrer Neger schon viele vergebliche Bemühungen und Kosten gewandt hatten. Da sie bei näherer Bekanntschaft mit der Brüdergemeinde von dem großen Erfolge ihrer Wirksamkeit unter den Negern in Dänisch-Westindien hörten, baten sie den Grafen Zinzendorf, ihnen einige Brüder zur Predigt des Evangeliums zu verschaffen, und auf ihr ausdrückliches Verlangen wurde im Oktober 1754 der Bruder Zach. Georg Caries mit noch 2 Brüdern nach Jamaika gesendet. Der erste Anfang der Mission war vielversprechend, indem die Beförderer derselben für den Unterhalt der Brüder sorgten und auf dem der Mission geschenkten Grundstück Carmel ein Wohnhaus und eine Negerkirche errichteten. Auch war noch kein Jahr verstrichen, als schon 800 Neger den Predigten regelmäßig beiwohnten, und Ende 1755 waren darunter schon 26 Getaufte, an deren Herzen das Evangelium seine umwandelnde Kraft erwies. So bot Je-

mand einem Getauften, Ludwig, ein Pferd an, wenn er Etwas thun wollte, was dort zu Lande weder von Schwarzen noch Weißen für etwas Böses gehalten ward, aber wider sein Gewissen lief. Deßhalb wies er es entschieden von sich und sagte: „Um eines Pferdes willen mag ich meine Seele nicht verderben!“ — Bald baten auch andere Plantagenbesitzer um Unterricht für ihre Neger, und die weißen Leute drängten sich so zahlreich zu Caries Vorträgen, daß er sich genöthigt sah, ihnen besondere Predigten zu halten. So ging es 2 bis 3 Jahre in Segen fort; die Anzahl der Katechumenen belief sich auf 400, die der Getauften auf 77, und außer auf den zwei Missionsplantagen, Carmel und Emmaus, wurde noch an drei Orten, auf der Bogue, in Island und in Mesopotamia gepredigt. Unter den in den Jahren 1757 und 1759 aus Europa und Nordamerika kommenden neuen Missionsgehülfen bestanden aber Einige aus gleichen Gründen, wie auf St. Thomas, auf einer strengern Disciplin bei den Getauften und auf einer späteren Taufe bei den Lehrlingen. Darüber verloren jene das Vertrauen, und für Viele von diesen ging der entscheidende Augenblick ihrer Heimsuchung verloren; sie erkalteten, verloren sich wieder in die Welt und, weil sie ohne feste Verbindung mit der Gemeine waren, wurden sie nicht mehr aufgesucht und gepflegt. So kränkelte die Mission mehrere Jahre fort, indem die Arbeiter auch unter sich in Mißhelligkeiten geriethen und endlich die Arbeit gar liegen ließen. Zwar versuchte Nathanael Seidel bei seiner Visitation 1759 die Eintracht wiederherzustellen, übertrug Chr. Heinr. Rauch allein die oberste Leitung, und nahm Caries mit nach Europa zurück; gleichwohl verflossen noch einige Jahre, ehe die Mission auf Jamaika von dem durch die Schuld ihrer Arbeiter erlittenen Schaden sich wieder erholen konnte. Erst von 1764 an, wo Friedrich Schlegel von Bethlehem zur Leitung derselben ankam, begann eine neue Gnadenzeit für diese Mission. Friede, Liebe und Eintracht beseelte wieder die Brüder; ein besonders lebendiger Geist der Liebe und Andacht begleitete das Zeugniß der Prediger von der Liebe des Heilandes, überall ging das Wort tiefer und gründlicher in die Herzen der Getauften ein, und die Zahl der Zuhörer vermehrte sich ansehnlich. Da hörte man Aeußerungen, wie die einer getauften Negerin in Mesopotamien, 1766: „Ich hätte es nie geglaubt, daß Einem beim Heiland so wohl werden könnte!“ — da sagte ein Neger, Amos: „Ich habe oft schon gedacht, wenn mich mein Herr frei geben wollte, und noch Geld dazu, um wieder in mein Land zu gehen und nichts vom Heiland zu hören, so wollte ich nicht; ich will viel lieber ein Sklave bleiben und vom Heilande hören und vergnügt sein!“ — Als ein reiches Gnaden- und Segensjahr*) zeichnete besonders das Jahr 1767 sich aus. Mächtig regte sich unter den Negern das Verlangen nach christlichem Unterricht und nach der h. Taufe. Eine Negerin, die eine halbe Stunde weit von dem Missionsplatz Mesopotamia wohnte, und wegen eines kranken Fußes nicht gehen konnte, kam durch Wasser und Koth auf Händen und Füßen gekrochen, um sich taufen zu

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II, p. 88. 98. 107. 112.

lassen. In den Versammlungen spürte man ein besonderes Feuer vom Herrn, und der Zeugengeist kam selbst über die Neger in der Bogue.

So äußerte sich einer von diesen beim Sprechen der Abendmahlsgeschwister: „Es wird nun immer schöner und seliger hier in der Bogue; wir sind aber jetzt wie die Knaben, die in die Schule gehen und einen Buchstaben nach dem andern lernen. Wir wissen nicht viel, aber der Heiland giebt uns Eins nach dem Andern zu fühlen und zu genießen. Wenn ich vor vier oder fünf Jahren gefragt wurde, was ich mache, so sagte ich: ich habe den Heiland lieb und denke viel an Ihn; jetzt aber kann ich nicht so sagen, denn ich habe Ihn zu wenig lieb und denke nicht genug an Ihn; ich fange nun aber an, etwas von Ihm zu schmecken".

Die Besucher und Helfer waren fleißig und eifrig, und zum Segen unter ihrem Volk geschäftig. Ueberall nahm die Zahl der Zuhörer zu, und an sechs Predigtplätzen wurden in diesem Jahre 131 getauft. — Auch die Freineger, welche in dem Aufstand 1760 einen Zufluchtsort in den Bergen gefunden, wurden mehrmals daselbst besucht, und obschon sie die Brüder anfangs mit finstern und widrigen Mienen empfingen, erfuhren sie doch die Kraft des Evangeliums an ihren Herzen und riefen beim Abschied Alle mit einer Stimme, daß die Brüder bald wiederkommen möchten. — Leider brachte der am 12. September 1770 erfolgte Tod des Missionar Schlegel eine Stockung in dem schönen Gange des Missionswerkes auf Jamaika hervor. Die Begierde nach dem Evangelium verlor sich wieder bei den Negern, so daß die Brüder an einigen Orten aus Mangel an Zuhörern nicht predigen konnten; selbst manche Getaufte kamen von der erlangten Gnade ab und fanden wieder Gefallen an dem alten heidnischen Wesen*). Ein besonderes Hinderniß war, daß die Brüder ganz auf gewisse Pflanzungen eingeschränkt waren, und der Besuch von Negern anderer Plantagen von den Eigenthümern und Verwaltern nicht gern gesehen ward. Eine drückende Hungersnoth und die Furcht vor einem feindlichen Angriff der Insel wirkten gleichfalls nachtheilig auf den Gang der Mission. Dennoch zählte sie Ende 1778 überhaupt 425 Getaufte, die im Ganzen dem Evangelio Ehre machten und von der gefährlichen Negerverschwörung 1776 sich durchaus fern hielten.

Im Jahre 1787 erhielt Bruder Samuel Church die Aufsicht über diese Mission, deren Hauptplätze, außer der den Brüdern gehörigen Viehplantage Carmel, Bogue und Mesopotamia waren. An beiden Orten zeigten sich die Getauften sehr gleichgültig gegen die Verkündigung des göttlichen Wortes, und ein Theil derselben war wieder ganz in die Irre gerathen. Nicht viel besser ward es unter Church's Nachfolger, Christian Lister, und eine neue Erweckungszeit unter den Negern auf Jamaika wurde sehnlich erwartet. Noch 1799 schreibt Bruder Nathanael Braun von Mesopotamia:

„Es ist nicht viel Erfreuliches von hier zu sagen; vielmehr ist es unbeschreiblich wehthuend, so wenig Begierde nach dem Evangelium zu finden, nicht nur unter den Heiden, sondern auch bei unsern Getauften, deren wir in Mesopotamia nur 46 haben, während Tausende von Negern ganz in unserer Nähe leben, die das Wort des Lebens hier hören könnten. Aber das wollen sie noch nicht, sondern sie lieben den Dienst der

*) cf. Wullschlägel II, p. 171 ff.

Sünde; und dabei herrscht ein Eigendünkel, wie wir es noch nirgends so gesehen haben. Nur ein Beispiel: Kürzlich begegnete ich einem Neger, der mich fragte: „Meister! wenn ihr Neger tauft, nehmt ihr Geld von ihnen?“ Ich sagte: „Nein, aber wir verlangen etwas Anderes, nämlich daß die, welche wir taufen, sich dem Herrn Jesu mit Leib und Seele hingeben, und der Welt und Sünde entsagen“. — „Wohlan“, erwiederte er, „ so will ich mich auch taufen lassen. Ich bin dessen würdig, denn ich habe eine gute Gemüthsart und bin jederzeit gut gewesen!“ — So hat der Gott dieser Welt die Sinnen der armen Neger auf dieser Insel verblendet, und es gehört eine Gotteskraft dazu, ihre Augen zu erleuchten. Wir empfehlen sie Alle mit uns dem Gebet der lieben Geschwister, und fühlen uns gedrungen auszurufen: Herr, wie lange hast Du Geduld mit uns, die, anstatt Dich zu erfreuen, Dich so vielfach betrüben!“

Unter solchen Umständen freuten die Brüder sich um so mehr, wenn sie bei ihrer Arbeit auch nur ein wenig Segen sahen, und sowohl in Mesopotamia als auch in Bogue erhielt die kleine Negergemeinde doch von Zeit zu Zeit einigen Zuwachs, so daß zu Ende des 18. Jahrhunderts in Mesopotamia, wozu auch die Pflanzungen Elim, Two-milewood und Lankaster gehörten, 190, in Bogue aber 40 Gemeindeglieder sich befanden. Einen weit günstigeren und erfreulicheren Gang nahm dagegen das Missionswerk auf der Insel

Antigua.

Nach Antigua, dieser zirkelförmigen, 5 Quadrat-Meilen großen, von etwa 40,000 Menschen, darunter $^9/_{10}$ Neger, bewohnten Insel, einer der kleinen Antillen, wurde im Jahre 1756 ein Engländer, Samuel Isles (Eils), der acht Jahre lang der Mission auf St. Thomas mit Segen gedient hatte, entsendet. Der treue und eifrige Missionar hatte zwar keine großen Schwierigkeiten von außen, aber unter den Negern selbst zeigte sich fast gar keine Theilnahme. Doch hatte er am 14. Januar 1757 die Freude, die erste Negerin zu taufen, der bald mehrere folgten, und nachdem er aus England Gehülfen erhalten, wurde im Jahre 1761 in der Hauptstadt St. Johns ein Platz, Springgarden, zu einer ersten Niederlassung gekauft, und eine Kirche und ein Wohnhaus daselbst errichtet. Leider aber starb Isles schon drei Jahre darauf, ohne noch ausgebreitetere Wirkungen seiner Arbeit gesehen zu haben, und im Jahre 1769 war die kleine Negergemeinde so weit herabgekommen, daß sie nur noch 14 Mitglieder zählte. Die Verkündiger des Evangeliums konnten hier nicht, wie sie gehofft hatten, von ihrer Hände Arbeit leben und geriethen daher zuweilen in Schulden, erfuhren aber auch manche liebevolle Unterstützung aus Europa, Nordamerika, ja von den gläubigen Negern auf St. Thomas. Auf die bisherige Thränensaat folgte indeß eine freudenreiche Ernte, seit Missionar Peter Braun aus Nordamerika 1769 angekommen, ein Mann, der von da an bis 1791 das Werk des Herrn auf Antigua mit unermüdetem Fleiße trieb, und dessen treuen Eifer ein ausgezeichneter Segen begleitete. Obschon von Außen in den dürftigsten Umständen*), von denen er freilich selbst urtheilte: „Für uns Missionare ist es am Besten, wenn wir arm, klein und niedrig einhergehen, und nur so viel zu erwerben suchen, als wir zur höchsten Noth brauchen, damit der große Zweck nicht verabsäumt wird, warum wir da

*) Wullschlägel, a. a. O., II, p. 150 ff.

sind", — brachte er es mit Gottes Hülfe dahin, daß die Gemeinde in St. Johns Ende 1771 bereits 139 Mitglieder zählte, außer einer Menge beständiger und aufmerksamer Zuhörer.

In dem Schlußberichte des Jahres 1771 von Antigua lesen wir: „Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie die Seelen immer mehr erleuchtet werden, und wie der heilige Geist ihnen ihr Elend immer mehr aufdeckt. Man möchte bald auf den Gedanken kommen, daß die armen Neger leichter zum Genusse der Seligkeit in Jesu Wunden kommen, als die weißen Leute! Der Raum auf unsern Predigtplätzen ist überall viel zu klein. So z. B. auf Martins-Plantage; es ist nicht zu beschreiben, welche Veränderung man unter den dasigen Negern wahrnimmt; sie können jetzt die Worte des Lebens nicht zu viel hören, denn wenn ehemals Jemand von ihnen hätte sollen zur Versammlung in die Stadt kommen, wie jetzt Viele — meilenweit herkommen, so hätte man sie mit Stricken herziehen müssen. Aber nun zieht sie der Heiland mit Seinem Liebesseile". — „O wie froh bin ich", sagte Georg, ein getaufter Neger, „daß ich den Heiland gefunden habe. Ich bin in Wahrheit ein armer Mann, und habe nicht so viel Verstand, als Andere. Ich kam bei einem Zimmermann in die Lehre zu eben der Zeit, als David bei einem Schmied. Er ist nun schon Meister, und ich kann wenig taugliche Arbeit machen; obgleich ich mir alle Mühe gegeben habe, etwas zu lernen, aber mein Kopf ist zu dumm dazu. Nun hat man mich zu David in die Schmiede gethan, den Blasebalg zu treten, und oft kann ich das nicht recht machen. Ich wüßte mir nicht zu helfen, wenn ich mich nicht an den lieben Heiland hielte und Ihn bäte, daß Er mir durchhelfen wolle. Er erhält mich dann klein und vergnügt, und ich mühe mich in der Arbeit, so gut ich kann". David, der dabei saß, sagte darauf: „Ich bin in Wahrheit ein armer Mensch; ich habe wohl mein Handwerk gelernt, aber ich habe nicht so viel Geduld und bin nicht so demüthig, wie Georg; das macht mich oft beschämt".

Bald mußte die Kirche erweitert werden, und es ist rührend zu hören, wie an jedem Versammlungsabend jeder Neger einen Stein zum Bau derselben mitbrachte, da die Herbeischaffung der Materialien auf andere Weise zu schwer fiel; Maurer und Zimmerleute machten in ihren Freistunden die Bauarbeit, und die übrigen Neger speisten sie. Ebenso eifrig boten sie die Hand zur Erbauung einer geräumigen Kirche im Jahre 1773. „Seit Jahr und Tag", schrieben damals die Missionare, „ist eine ganz besondere Regung unter die hiesigen Neger gekommen, daß sie ein Verlangen nach dem Worte Gottes und nach unseren Versammlungen empfinden". Eine Kohle zündete die andern an*). „Wenn ich nicht zu den Versammlungen kommen kann", sagte ein Getaufter, „so ist es mir gerade so, als wenn ein Meister allen Negern ihr Korn gäbe, das ihnen wöchentlich von ihrem Herren zugemessen wird, und ich bekäme nichts". Und eine Negerin in St. Johns, die sonst, so oft sie zur Versammlung eingeladen wurde, sich damit entschuldigte, daß sie keine Zeit habe, sagte, als sie jetzt wieder darum befragt wurde: „Ja, nun habe ich Zeit! Ich finde nun Etwas in den Versammlungen, und darum finde ich auch Zeit dazu". Was aber dadurch an ihnen gewirkt wurde, bezeugte ein Treiber, der, auf seine Neger hinweisend, zu Missionar Braun sagte: „Das ist ein liebes Volk, seitdem sie zur Versammlung gehen, welches erst seit Kurzem geschieht, sie sind ganz umgeändert". — Im Jahre 1774 heißt es in einem Berichte von St. Johns auf Antigua:

---

*) Siehe Wullschlägel, Lebensbilder II, p. 154 ff.

„Es herrscht fortwährend eine besondere Gnadenzeit unter unserem Volke, besonders seit dem großen Orkan vor zwei Jahren, welcher eine Gelegenheit war, daß viele Neger zum Nachdenken über sich kamen, und dieses hat seitdem so zugenommen, daß fast in dem ganzen Lande die Neger in ihren Herzen unruhig sind. Am 16. Januar wurden wieder über hundert Neger auf's Neue aufgeschrieben. Unsere Kirchen und Versammlungsplätze sind stets überfüllt. Auch zu den Klassen kommen die Leute 8—9 engl. Meilen weit, wenn sie noch so müde von der Arbeit sind. Wir sind auch dem Heiland sehr dankbar, daß Er uns treue Nationalhelfer geschenkt hat, wie z. B. einen Abraham auf Doheggs-Plantage. Dieser hat die Namen aller seiner Pflegbefohlenen auf seinem Stocke bezeichnet. Jüngst that er in der Helferconferenz ein herzliches Bekenntniß von seiner und seiner Nation verdorbener Art, und wie schwer es einem Neger werde, aufrichtig zu sein. — Das ist wohl wahr, es ist ein blindes, schlechtes Volk von außen und innen, indessen sehen wir doch nun, daß die Saat der Neger blühet, und Viele sind schon zu Jesu Wunden gebracht; das macht, daß man sie lieb hat" — Und in einem späteren Bericht von 1775 schreibt Missionar Braun: „Es giebt hier immer sehr Vieles zu thun. Der Wunsch so vieler Neger, ganz des Heilandes zu werden, ihr Verlangen, getauft zu werden, ihr Hunger nach dem Worte Gottes, welcher daraus zu erkennen ist, daß, wenn sie des Tages Last und Hitze getragen haben, und oft noch dazu gepeitscht worden sind, sie des Abends 4, 8, auch 10 engl. Meilen gelaufen kommen, öfters ohne den ganzen Tag etwas gegessen zu haben, — das macht uns oft die Augen übergehen. Dies ist ja wahrhaftig Gottes Werk. Es kommt dabei allerdings doch noch viel Schlechtes vor. Weil der Menschen zu viele sind, so kennen wir sie leider, namentlich die neuen Leute, nicht zur Hälfte, und es ist ihre beständige Klage, daß wir nicht Notiz von ihnen nehmen, ob sie gleich schon lange zu uns kommen. Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige, das geht hier in Erfüllung".

Die Gemeinde in St. Johns zählte um diese Zeit bereits 2000 Neger. Noch nie hatte die Brüdergemeinde, wie überhaupt keine evangelische Mission, so große, weit ausgedehnte Erfolge ihrer Arbeiten gesehen. An jedem Bettage, dergleichen alle acht Wochen gehalten wurden, gelangten 30—40 Erwachsene zur heiligen Taufe; die Erweckung verbreitete sich so schnell, daß kaum zeitig genug eine hinreichende Anzahl Nationalgehülfen zum Dienst der Gemeinde angestellt werden konnte.

Die weite Entfernung vieler ihrer Kirchkinder veranlaßte die Brüder im Jahre 1774, einen zweiten Missionsplatz in Baileyhill, unweit Falmouth, anzulegen. Die Kirche daselbst wurde beinahe ganz durch die freiwilligen Hände der Neger aufgeführt, und drei Viertheile der baaren Auslagen sind durch ihre Beiträge bestritten worden. Bald war aber diese zweite Negergemeine nicht minder zahlreich, als die erste, und in beiden wurde der Zuwachs in Kurzem so stark, daß man sich genöthigt sah, eine jede derselben in zwei Abtheilungen, wechselsweise, mit dem h. Abendmahl zu bedienen. Zugleich wurden auf verschiedenen Pflanzungen, theils von den Negern selbst, theils von den Eigenthümern und ihren Verwaltern, Anstalten getroffen, daß die Missionare von Zeit zu Zeit daselbst Versammlungen halten konnten.

Am Charfreitag 1776 war in St. Johns auf Antigua das Begräbniß der begnadigten Nationalgehülfin Mary.

Sie war 1771 getauft, gelangte das Jahr darauf zum heiligen Abendmahl, und wurde schon 1773 Helferin. So tief sie in ihrem heidnischen Zustande in groben Sünden gesteckt hatte, so herzlich liebend und fest hing sie hernach am Heiland, wußte die Gnade, die der Sünderfreund an ihr gethan hatte, hochzuschätzen, und pries sie auch Andern fleißig an. Seit einem Jahre bekam sie die Wassersucht und wurde von der Schwester Braun und den Negerschwestern fleißig besucht. Sie sagte öfters:

„Ich muß viel leiden, aber der Heiland, der immer mit und bei mir ist, erleichtert mir Alles; o welch einen guten Heiland habe ich!“ Am Gründonnerstag las ihr die Schwester Braun aus der Leidensgeschichte vor. Unter dem hohenpriesterlichen Gebete rief sie aus: „O ja! Ich in Ihm und Er in mir!“ Als ihr nachher vom heil. Abendmahl vorgelesen wurde, fing sie an zu beten und wiederholte schon mit gebrochenen Worten: „Ja, das ist es: Er in mir und ich in Ihm!“ — „Bald“, rief sie dann aus, „werde ich Ihn von Angesicht sehen, meinen guten Heiland“. Als darauf die Schwestern ihr einige Verse gesungen hatten, betete sie noch recht kindlich zum Heiland und sagte dann: „Nun sind meine Augen gebrochen“, und in wenigen Minuten stand ihr Athem stille und ihr Geist stieg betend zum Heiland. Die Schwestern Braun und Engler sangen ihr noch einige Verse nach und wünschten: „O daß unser Ende sei wie das Ende dieser seligen Schwarzen!“

Am Gründonnerstage 1777 war in St. Johns bei dem Lesen und Betrachten der großen Angst, die der Heiland am Oelberg für uns ausgestanden und die Ihm Schweiß wie Blutstropfen ausgepreßt hat, ein durchgängiges Weinen bei der großen Menge Volks. Am großen Sabbath sammelte sich das Volk die ganze Nacht hindurch zur Feier des Osterfestes, bei welcher die nahe Gegenwart des auferstandenen Herrn und Heilandes kräftiglich waltete. Mittags war eine Taufhandlung, durch welche 43 Personen der Kirche Christi einverleibt wurden, und zu den Taufcandidaten wurden 51 neue hinzugeschrieben, wodurch diese Klasse allein 453 Personen stark ward. In den folgenden Tagen — schreiben die Missionare — hörten wir die erfreulichsten Zeugnisse von dem Segen der Feiertage.

„Viele äußerten: sie hätten immer dasitzen und zuhören mögen, sie könnten die Leidensgeschichte unsres Herrn nicht oft genug hören. Es ist dem armen Volk gewiß darum zu thun, ganz des Heilands zu werden; ja dieß Verlangen ist bei ihnen so groß, daß sie Alles darüber vergessen. Denn wie wir es auch schon erwähnt haben, ist ihr erster, oft sehr weiter Gang nach dem Feierabend zu uns in die Versammlung, oder um ihr Herz bei uns auszuschütten. Wenn sie dann sehr spät wieder nach Hause kommen, müssen sie erst ihr Essen zurichten, nämlich die harten Saubohnen, die ihre gewöhnliche Kost sind, rösten, dann zwischen zwei Steinen klein reiben und dann vollends zum Essen zubereiten. Da bleibt ihnen nicht viel Zeit zum Schlaf, denn den folgenden Morgen mit Tagesanbruch müssen sie wieder auf dem Felde sein und arbeiten. Und bei alledem sind sie recht vergnügt und selig“.

Freilich mußten die Brüder auch manchmal betrübende Erfahrungen machen. So heißt es z. B. von St. Johns*) im März 1778: „Der Schmerz über Einige unserer Leute, die in Versündigungen gerathen sind, veranlaßte uns diese Woche, mit allen Geschwistern einzeln und gründlich zu sprechen. Wir lernen freilich mehr und mehr die verderbte, verführerische und betrügliche Negerart kennen. Man denkt oft, man habe einen gesetzten und soliden Bruder oder Schwester vor sich, aber man darf sich nicht darauf verlassen, denn ehe man es sich versiehet, sind sie in etwas Schlechtes hinein gerathen. Solche Leute machen uns hernach die meiste Mühe. Dessenungeachtet können sie nicht von uns bleiben, und am Ende laufen sie doch dem Heiland in die Hände.“ — Dazu kam noch in demselben Jahre eine schwere Hungersnoth unter den Negern. Viele banden den Leib mit Tüchern zusammen; Andere sah man hie und da entkräftet liegen, da sie ihre gewöhnliche Feldarbeit nicht mehr ver-

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II, p. 83 ff.

richten konnten; nicht Wenige starben vor Hunger oder an der Ruhr. Einige Verwalter waren unmenschlich genug, die von den Eigenthümern für ihre Neger gesandten Lebensmittel dem Vieh, das auch kein Futter hatte, zu geben. Andere bewiesen sich sehr feindselig gegen diejenigen, die zu den Brüdern in die Kirche kamen, und suchten sie auf alle Weise daran zu hindern. Unter diesen schweren Umständen bewies sich die Macht der Gnade vielfältig an den Getauften. Die ihrer Natur nach wilden und rachgierigen Neger ergaben sich geduldig in alle Noth und Druck und in erlittenes Unrecht.

Ein Getaufter fand sein Haus erbrochen und bestohlen, als er von der Arbeit kam. „Sie haben mir doch," sagte er mit fröhlichem Munde, „das Beste, was ich habe, des Heilands Gnade in meinem Herzen, nicht rauben können; ich bedaure sie mehr als mich." — Einem Andern wurde, während er sich in Baileyhill in der Versammlung befand, alles das Seinige geraubt, indem ein Dieb die Wand seines Hauses durchbrach. Als er nach Hause kam und diese Verwüstung fand, setzte er sich hin und betete: „Lieber Heiland! Du weißt, daß ich diesen Abend nicht ausgegangen bin, um schlechte Sachen zu treiben, sondern um Dein Wort zu hören und einen Segen für mein Herz zu genießen, und nun ist mir unterdessen dieses Unglück widerfahren. Ich bitte Dich, hilf mir wieder zu dem Meinigen, noch vor Sonnenaufgang!" Ihm geschah nach seinem Glauben und Gebet, denn den nächsten Morgen entdeckte er den Dieb mit allen seinen Sachen. Ersteren ließ er laufen, und dankte dem Heiland, daß Er ihn erhört habe.

Schmerzlich war es für die Neger wie für die Missionare, wenn jene, wie es zuweilen vorkam, auf andere Inseln versetzt und ihrer Pflege entrückt wurden. Dagegen zeigten sich auch bei sterbenden Negern die Gnadenwirkungen des Evangeliums an den Herzen der armen Schwarzen. So ward am 9. Juli 1779 in St. Johns eine Taufcandidatin begraben, deren Aeußerungen vor ihrem Heimgange davon zeugten, wie tief Jesu Leiden und Tod ihrem Gemüthe eingedrückt waren, und die ihren Glauben auch in ihrem Wandel bewährt hatte. Als sie krank wurde, hatte sie ein unwiderstehliches Verlangen, nach Springgarden zu gehen; „denn," sagte sie, „ich muß erst getauft werden, ehe ich sterbe." Die Missionare wußten aber nichts davon. Den 8. verlangte sie zu Br. Braun zu gehen, und kam bis vor die Thür ihrer Wohnung. Plötzlich rief sie aus: „Ach, ich sehe ein großes Licht, ich sehe den Heiland vor mir, wie Er gekreuzigt war!" — fiel nieder und verschied. Große Freude erlebten die Brüder auch an manchen Helfern, deren von Herzen gehende Beredtsamkeit auch zum Herzen ihrer Landsleute ging.

So sagte der bewährte Helfer David 1779 in einer Rede an die neuen Leute, die großen Eindruck machte: „Ich danke dem Heiland, daß Er mich aus Guinea, wo ich frei war, über das Meer hierher gebracht hat, wo ich Sein süßes Evangelium hören kann. Ob ich nun gleich ein Sklave bin und hart arbeiten muß, so mache ich mir daraus nichts, weil der Heiland mich durch Seinen Tod von der erbärmlichen Sklaverei der Sünde befreit hat, daß ich ihr, wenn ich an Ihn glaube, nicht mehr dienen muß. Aber das bloße Hören des Evangeliums hilft uns nichts: der Heiland will unser Herz haben, und wenn wir Ihm das geben, so erfahren wir den Segen davon; wir bekommen Ihn lieb, und lernen glauben, daß Er uns liebt. Dies bezeuge ich auch getrost als Wahrheit, die ich selbst erfahren habe, und Gott mein Heiland weiß, daß ich euch nicht lüge! So hat Er mein Herz genommen, und so gebt Ihm eure Herzen; und dann will ich mich freuen, wenn ihr Alle, die ihr von meiner Farbe seid, Gnade von dem Heiland erlanget." — Den Taufcandidaten erzählte derselbe 1780 in einer Rede: „Da ich Candidat zur heiligen Taufe war, konnte ich nicht begreifen,

warum ich so lange auf die Taufe warten mußte. Da sagte mir ein Bruder, die Schuld werde wohl an mir selbst liegen, und deutete mir auf eine Sache, die nicht nach des Heilands Sinn sei. Das war mir ganz unbegreiflich; doch dachte ich zu Hause darüber nach, und der Heiland machte mir diese Sache klar. Ich betete um Hülfe und Vergebung, und was geschah? In Kurzem wurde mir die Gnade der heiligen Taufe zu Theil." — Der alte Helfer Adam sagte 1781: „Es sind nur drei Plätze, die mich ziehen, Springgarden, Baileyhill und der Himmel, wo ich ewig beim lieben Heiland sein werde." Sein Verlangen nach dem heiligen Abendmahl, welches er lange nicht hatte genießen können, drückte er so aus: „Ein Vater hat Kinder, und er speiset sie alle; wenn aber eines nichts bekommt, ist das Kind nicht betrübt und hungriger, als die andern? So ist es auch mit mir."

Den christlichen Negern überhaupt konnten aber die Missionare im Jahre 1780 bezeugen: „Es ist uns sehr erbaulich, beim Ankündigen von Kollekten nicht nur Willigkeit bei unsern Negern zu finden, sondern sogar ihre Freude zu sehen, wenn sie etwas zur Unterstützung des Missionswerkes thun können. Ueberhaupt sind sie mildthätig und theilnehmend; das haben sie besonders in der letzten Hungersnoth 1778—1779 bewiesen. Wenn ein Hungriger Etwas bekam, und er sah einen andern Hungrigen neben sich, so theilte er die Bissen mit ihm, wodurch wir uns selbst oft beschämt fühlten. Mancher, dem wir damals mit den aus England erhaltenen Erbsen aus der Noth geholfen hatten, kommt nun und bringt uns aus Dankbarkeit Etwas von seinen selbstgepflanzten Gemüsen. — Als kürzlich das Pferd von unserm Baileyhill-Posten untauglich wurde, boten sich die Neger gleich an, uns ein neues zu kaufen; „„denn,"" sagten sie, „„wenn unsere Lehrer durch Ermattung stürben, wären wir wieder wie Schafe ohne Hirten."" Wir wollten ihnen diese Kosten nicht zumuthen, da die Pferde hier sehr theuer sind, aber sie veranstalteten selbst eine Kollekte, die über 150 sächsische Thaler betrug. Es war dann ein allgemeiner Jubel unter dem Volk, als Bruder Watson eines Abends auf dem neuen Pferde hergeritten kam, da sich eben die Leute zur Versammlung einfanden."

Zum Eintritt in die Charwoche 1780 versammelte sich in St. Johns so viel Volk, daß auch der Platz vor der Kirche ganz besetzt war. Es war ein erhebender Anblick, wie die Neger zuströmten, die Mütter mit ihren Kindern auf dem Rücken, Andere mit Bündeln auf dem Kopf, die sie vom Markte brachten, und die sie nun zusammenlegten, Wächter dazu bestellten, und in die Kirche eilten. Am Gründonnerstag durchdrang und zerschmolz die große Seelenangst, die der Heiland für uns ausgestanden, das Volk so sehr, daß fast Alles weinte. Ebenso war es in den zwei Versammlungen am Charfreitag. Das heilige Abendmahl am Ostertag war von einer mächtigen Gnadenregung begleitet; und wir dürfen auch bezeugen, schreiben die Missionare, daß wir es schon beim Sprechen wahrgenommen hatten, daß die Herzen unsrer Abendmahlsgenossen in der Marter Jesu lebten. Auch in Baileyhill fand das Volk sich in der Charwoche so zahlreich ein, daß die Missionare kaum zur Kirche kommen konnten. „O welch eine Freude ist es," schreiben sie, „zu sehen, daß die unergründliche Liebe des Heilandes über alle Macht der Finsterniß in den Herzen der armen Neger siegt! Am Charfreitag standen so viel Menschen draußen, daß wir gleich noch eine zweite Versammlung

hielten, und dem Heiland nochmals auf den Knieen unsern Dank für Sein bitteres Leiden und Sterben darbrachten."

Im Jahre 1782 wurde der Missionsplatz Baileyhill wegen seiner unpassenden Lage auf einem sehr steilen Berge aufgegeben, und dafür Gracehill (Gnadenberg) angelegt. Die Missionare hatten sich nicht getäuscht in ihrer Erwartung, als sie dem Orte diesen Namen gaben, denn sie schreiben in dem darauf folgenden Jahr: „Wir können nicht unbezeugt lassen, daß der Heiland uns hier eine ganz eigene Freude mit unserm Volk bereitet. Es ist durchgängig ein wahres Gnadenfeuer wahrzunehmen, und die Versammlungen sind außerordentlich zahlreich besucht. So läßt sich mit freudigem Aufthun des Mundes das Evangelium verkündigen!" — Der Heiland ließ den Segen so stark gehen in den Festzeiten jener Jahre, daß Bruder Braun von der Feier des Weihnachtsfestes 1782 sagt, er habe dergleichen auf Antigua noch nicht erlebt, und es sei der Segen, der in den Gemeinden walte, gar nicht zu beschreiben. „Es ist ganz außerordentlich," fährt er fort, „wie viel neue Leute sich jetzt herbeifinden; wir haben alle Hände voll zu thun, und oft kaum Zeit, einen Bissen Brod zu essen." Zu Weihnachten 1782 wurden 26 Personen getauft, und am Pfingsttag 1783 war wieder ein unvergeßlicher Segenstag einer Taufe von 43 Erwachsenen und 8 Kindern.

Eine neue Kirche war 1784 in St. Johns meist durch die Hände der Neger unter Dach gebracht; drei Viertheile der baaren Auslagen waren ebenfalls durch sie bestritten worden. Nun legten sie eben so freudig und munter die letzte Hand an zum völligen Aufbau derselben; und weil sie in der Woche ihre Arbeit nicht liegen lassen durften, so wurden die Sonntage dazu verwendet, mit einziger Unterbrechung der gottesdienstlichen Versammlungen. Maurer und Zimmerleute arbeiteten mit solcher Lust, daß die Arbeit in der Hälfte der Zeit fertig wurde. Diejenigen, die keine Handwerker waren, oder sonst nicht mit Händen arbeiten konnten, halfen mit Darreichung von Speise und Trank. — Nun erzählen aber die Missionare aus diesen und den folgenden Jahren von großen geistlichen Segnungen auf dieser Insel. Es sei ein außerordentlicher Drang unter den Leuten gewesen, zu der Klasse der Taufcandidaten aufgenommen zu werden, und der Getauften, die das heilige Abendmahl begehrten, seien so Viele gewesen, daß die Missionare von Morgens früh bis Abends spät in Anspruch genommen waren, sie Alle anzuhören. In einer Woche wurden über 1200 Personen gesprochen. Kinder wateten beim schlechtesten Wetter durch Koth und Morast, um die für sie angesetzten Bettage nicht zu versäumen, baten auch um besondere Versammlungen außer der Zeit. Alle Neger waren so begierig, für ihr Herz Etwas zu genießen, daß, wenn die Helfer im Besuchen die Runde machten (was meist bei Nacht geschehen mußte), die Leute ihnen von einer Plantage zur andern nachzogen, wie die Schafe ihrem Hirten nachgehen, um noch mehr von ihrem Heiland zu hören. Große Schaaren von Heiden konnten innerhalb weniger Monate der Kirche Christi einverleibt werden. In St. Johns war am Bettag im December 1785 eine Taufhandlung von 68 Erwachsenen und 9 Kindern; im Laufe dieses Jahres waren bloß in der Gemeinde St. Johns 339 Erwachsene und 34

Kinder getauft worden. Am 5. Juni 1786 wurden 44 Erwachsene und 7 Kinder getauft. Am 2. April war wieder eine Taufe von 55 Erwachsenen und 6 Kindern; 90 Personen kamen zu den Taufcandidaten, welche Klasse damals an 700 angewachsen war. Unter den Täuflingen an letzterem Tage war den Missionaren besonders ein alter Mulatte bemerkenswerth, der sonst das greulichste Leben in Sünde und Schande gelebt hatte. — So gehen in jenen achtziger Jahren die Berichte fort*).

Unter diesem fortgehenden Segen vom Herrn blieben denn freilich auch Verfolgungen aller Art von Seiten der Feinde des Evangeliums nicht aus.

So schreibt der ehrwürdige, im Dienste des Herrn ergraute Missionar Peter Braun 1787 von Antigua: „Ich getraute mich nicht, und vielleicht könnten's manche andere Geschwister auch nicht, so viel zu ertragen, als unsere armen Negergeschwister oft um des Heilands willen erdulden müssen", und weiter heißt's in jenem Berichte „Manche Weiße handeln im Einverständniß mit einander, um den Versammlungsbesuch zu unterdrücken. Ein gewisser Herr schlägt eine Negerschwester, so oft er sie sieht. Einmal sagte sie zu ihm: „Was thue ich denn Unrechtes, daß ihr mich immer schlagt?" Antwort: „Weil du es nicht lassen kannst, in die Versammlungen zu gehen." — „Ach, wenn es darum ist," erwiderte sie, so segne euch Gott! Ihr könnt mir doch nicht so viel zu Leide thun, als der Heiland um meinetwillen gelitten hat." — Ein Helferbruder, Richard, war dem Verwalter verhaßt, weil er allgemein als ein sehr frommer Mann bekannt war, der auch gut lesen konnte. Der Verwalter setzte ihn vom Zuckersieden ab und an die härteste Arbeit, legte ihn oft unschuldig in den Stock und ließ ihn peitschen. Bei einem solchen Anlaß (1790) sagte der Bruder: „Ich möchte doch wissen, warum ich gepeitscht werde?" Antwort: „Du bist ein Taugenichts und weißt zu viel!" Richard erwiderte: „Mein Heiland hat so viel unschuldig für mich gelitten, und um Seinetwillen will ich gern leiden, thut mit meinem Körper, was ihr wollt; wenn ich todt bin, so kommt meine Seele zu Jesu!" Diese Worte schlugen doch den Verwalter, und er ließ nach mit Schlagen.

Der gute Einfluß, den die Missionsarbeit der Brüder auf den sittlichen Charakter der Neger hatte, war übrigens in die Augen fallend. Selbst bei solchen Negern, die sich nicht zur Kirche hielten, hatte das Beispiel der Gläubigen die Wirkung, daß sie sich grober Ausschweifungen zu schämen anfingen, und nicht selten hörte man sie auf der Straße einander ermahnen, davon abzulassen. Weil bei den christlichen Negern die Verweise ihrer Lehrer weit wirksamer waren, als die härtesten körperlichen Züchtigungen, so schickten die Verwalter öfters solche Neger, die sich vergangen hatten, zu ihrem Lehrer, anstatt sie zu strafen. Unmenschlichkeiten gegen die Neger wurden immer seltener, und die meisten Pflanzer wußten den Werth ihrer christlichen Sklaven wohl zu schätzen.

Ein Herr, welcher einen solchen durch den Tod verloren hatte, ersuchte den Missionar, ihm eine Leichenrede zu halten, und sagte mit Thränen in den Augen: „Seines Gleichen an Treue und an jeder andern Tugend wird man kaum auf der ganzen Insel finden, und wenn der allmächtige Gott die Thore des Himmels irgend Einem öffnet, so thut Er es gewiß diesem alten, ehrwürdigen Neger." — „Ich erinnere mich noch wohl der Zeit," sagte ein anderer Herr, „da nicht nur die weißen Leute sich vor den Negern fürchteten, sondern auch letztere einander nicht trauen konnten. Denn Mordthaten waren damals sehr häufig. Aber als die Missionare der Brüder das Evangelium zu predigen anfingen, bewies es seine Kraft und änderte die Herzen der Sklaven."

Auch höhern Ortes wußte man die Bemühungen der Brüder um die

*) cf. Wullschlägel, Lebensb. III. p. 96 f.

Bekehrung der Neger gebührend zu würdigen. Dem Königlichen Geheimen Rathe wurde im Jahre 1788 auf Verlangen von den Brüdern in England ein Bericht von ihren Missionen auf den Britischen Inseln in Westindien übergeben, worauf sie veranlaßt wurden, Mittel zu mehrerer Beförderung dieser Missionen anzugeben. In ihrer Antwort auf die desfalls ergangene Anfrage wandten die Brüder auf Antigua zwar alle mögliche Behutsamkeit an, um nicht den Unwillen der Pflanzer zu reizen, die hier wie auf den andern Inseln es ungern sahen, daß die Verbesserung des Zustandes der Neger in England zur Sprache gekommen war, wodurch sie fürchteten, in ihrem Eigenthumsrecht beschränkt zu werden. Gleichwohl erweckte die Vermuthung, daß den christlichen Sklaven besondere Vorzüge bewilligt werden möchten, eine ungünstige Stimmung gegen die Brüdermission unter den Pflanzern. Indeß nahm man doch keine weiteren Folgen für die Mission in's Ganze davon wahr, die sich vielmehr fortwährend des Schutzes und der Geneigtheit der angesehensten Personen auf der Insel zu erfreuen hatte.

Im November 1790 machte Missionar Watson von Antigua aus auch einen Besuch auf der Insel Montserat,*) wo er einige Tage verweilte und den dortigen Negern auf ihre Bitte mehrere Versammlungen hielt. In der ersten derselben, die im Freien gehalten werden mußte, und in Folge dessen nicht ganz ohne Störung abging, sagte der mit Watson gekommene Negerbruder Tobias unter Anderem zu seinen Landsleuten: „Kommt nur nach Antigua, da werdet ihr sehen, wie viele Neger zu großem Segen den Gottesdienst beiwohnen. Schämt euch, daß ihr so steinerne Herzen habt! Wo denkt ihr denn, daß eure Seelen nach dem Tode hinkommen, wenn ihr den Heiland nicht kennen lernt? Ich danke Gott, daß ich auf Antigua wohne, und segne unsre Lehrer, die sich mühen, uns den rechten Weg zur Seligkeit zu zeigen!" Eine Negerin aber, von der Watson einmal auf der Straße einige Orangen kaufen wollte, gab ihm von ihren besten, wollte aber keine Bezahlung annehmen, sondern sagte: „Ich halte mich für wohl bezahlt durch das, was ich in eurer Predigt gehört habe. Gott stärke euch, daß ihr heute Abend wieder zu uns reden möget."

In der Aufsicht über das Ganze der Mission auf Antigua wurde der durch vieljährige und unermüdete Arbeit abgemattete Missionar Braun im Jahre 1791 von seinem ebenerwähnten treuen Gehülfen Watson abgelöst, der aber leider schon im folgenden Jahre seinen 16jährigen gesegneten Dienst bei der Mission beschloß, wie denn nicht bloß ihn und seine Frau der Tod hinraffte, sondern beim Jahresschlusse 1792 alle Missionsgeschwister auf Antigua krank waren, außer Br. Schneckenburger, welcher allein zur Besorgung der, ohne die neuen Leute aus 5600 Personen bestehenden, Negergemeine übrig blieb. Watson's Nachfolger ward Christian Heinrich Tschirpe, der in seinem Schlußbericht vom Jahre 1793 schreiben konnte: „Die Stärke unserer beiden Negergemeinen ist jetzt, ohne die neuen Leute, in St. Johns 6530, in Gracehill 2835 Personen. Wir sind jedoch nicht blind an

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder III. p. 122 ff.

unsern Gemeinden, und wollen ihre Mängel und Gebrechen, so wie unsre eignen, nicht verschweigen. Die Sünden, die unter den heidnischen Negern im Schwange gehen, kommen leider auch bei manchen Getauften vor. Wir kommen aber hier auf uns selbst, und gestehen offenherzig: Wir sollten mit mehr Wärme und Angelegenheit des Herzens das Werk vom Kreuze predigen; unsere Herzen sollten mehr in Jesu Liebe brennen, und unser eignes Leben sollten wir mehr in den Tod geben. Daher erscheinen wir am Schluß des Jahres mit unsern lieben Negergemeinen vor dem Gnadenstuhl und bitten: Gott sei uns armen Sündern gnädig!"

Ein merkwürdiges Zeugniß zur Ehre des Herrn und Seines Werkes führen die Missionare auf Antigua in demselben Jahre 1793 an: Man hatte nämlich auf der Insel aus gewissen Kennzeichen bestimmt einen Orkan erwartet, und es wurde darüber viel gesprochen, warum wir doch damit verschont geblieben seien. So sagte kürzlich einer der ersten Beamten öffentlich im Rathhause: „Ich denke, wir haben in dem Theil viel den armen Negern zu verdanken, die zur Brüderkirche gehören. Denn wenn ehemals ein Orkan die Insel bedrohte, liefen die Neger zusammen und tanzten und spielten, um ihre Götter zu versöhnen, jetzt aber schreien sie zu dem wahren Gott und Er erhört sie; daher sehen wir selbst Verwalter solche Neger auffordern, zu Gott um Abwendung des Uebels zu beten." Es wurde ihm von den übrigen Magistratspersonen völlig beigepflichtet und Einer der Herren setzte hinzu: „Ehe die Neger von Jesu Christo hörten, konnte man am Montag nicht Stricke genug kaufen, um diejenigen, die am Sonntag Böses gethan hatten, zu strafen; zwanzig, dreißig und mehr wurden in einem Jahre gehängt. Wie hat sich nicht das Alles geändert, seitdem die Brüder ihnen das Evangelium predigen!" — Dabei waltete der Friede auf Antigua auch in den Hütten der Elenden. Auch Bruder Tschirpe schreibt davon in demselben Jahre:

„Den 27. August feierte ich mit dankbarem Herzen als den Gedächtnißtag meiner Berufung zum Missionsdienst, und glaubte dessen Andenken nicht besser erneuern zu können, als indem ich Krankenbesuche machte. Ich kam mit meiner Frau und Bruder Waters unter Andern zu einem Hause, worin eine getaufte Schwester lag. Die Negerin, die sie besorgte, hatte nicht Lust, uns zu ihr zu führen, weil sie in einem so armseligen Zustande sei. „Ja," sagte ich, „eben darum wollen wir sie besuchen" Nun führte sie uns zu ihr. Eine Thüre, die einen Schweinestall verrieth, wurde geöffnet, und ich kroch mit Bruder Waters auf den Knieen hinein. Wir konnten darin nicht aufrecht stehen, sondern mußten uns auf unsere Ellenbogen stemmen und so mit der Kranken reden, welche in diesem morastigen Loch auf Brettern lag, ohne andere Bekleidung, als ein Stück Packleinwand. Ihrem Herzen nach war sie aber selig, voll Sehnsucht nach dem Heiland, und betete ohne Unterlaß. Sie wünschte, daß wir mit ihr singen und beten möchten, und wir stimmten an: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das sei mein Schmuck- und Ehrenkleid ꝛc." Sie dankte herzlich und mit Thränen, und wir waren froh, sie besucht zu haben. Bald darauf ist sie verschieden. — Fast in eben so elenden Umständen lag der alte Neger Matthäus, auch auf harten Brettern und bloß mit Packleinwand bedeckt. Als wir eintraten, betete er eben zum Heiland, daß Er ihn von allem seinen Jammer erlösen und aus Gnaden zu sich nehmen wolle. Auf Befragen, ob er der Vergebung seiner Sünden versichert sei, sagte er: „Ja, der Heiland ist auch für meine Sünden gestorben!" Ich betete mit ihm unter einem sehr seligen Gefühle, denn ich konnte es inne werden, daß der Herr an diesem Orte sei. — Es ist gewiß, daß solche Krankenbesuche, so beschwerlich sie mitunter sein mögen, dem eigenen Herzen zum reichen Segen dienen können." — Ein kranker Abendmahlsbruder, Joseph, den Tschirpe auch besuchte, sagte un-

ter Anderem: „Ich bin ein armer Sünder, aber das hindert mich nicht, zum Heiland zu nahen. Aber Eins macht mir das Herz schwer, und darüber weine ich oft Tag und Nacht: Es kommt mir nämlich vor, als ob ich den Heiland, der mich bis in den Tod geliebt hat, nicht mehr so recht lieb hätte, nicht so lieb als vor 17 Jahren, da ich zum heiligen Abendmahl gelangte. O, da brannte mein Herz! Jetzt aber ist es oft viel zu unempfindlich und gleichgültig gegen meinen Erlöser. Dazu kommt noch, daß ich alter Mann am Rande des Grabes mich jetzt oft so verdorben fühle, wie nie zuvor." Ein Strom von Thränen begleitete dieses offenherzige Bekenntniß, mit welchem der Missionar ihn zum Heiland wies.

Am 6. Januar 1795 kam ein allgemeiner Schrecken über die Insel Antigua, denn es hieß, die Franzosen seien gelandet, was sich jedoch als ein falscher Lärm erwies. Ueber diesen Schrecken erklärte sich die Helferin Rebekka folgendermaßen: „Alles lief und schrie: Wo sollen wir hin? — Ich dachte: Nirgends als zum Heiland. Ich ging in meine Wohnung, setzte mich auf mein Bett und betete zu Ihm; ich fühlte Seinen Trost und Frieden und schlief ruhig ein." — In dem folgenden Jahre 1796 gelang es endlich, außer den bisherigen 2 Missionsplätzen, (Springgarden in) St. Johns und Gracehill, noch einen dritten, Gracebay, nicht weit vom Seestrande bei Oldroad zu errichten, wohin sogleich 1200 Mitglieder der beiden andern Negergemeinden gewiesen wurden.

Auf welche wunderbare Weise mancher Neger bekehrt ward, davon berichten die Brüder in St. Johns vom Jahre 1797:

Der Nationalhelfer Peter war durch eine eigenthümliche Veranlassung zur Erkenntniß seines verlornen Zustandes und des Heils in Christo gekommen. Er hieß früher Nero, und war der erste Treiber auf einer Plantage. Da begegnete ihm einst eine Negerschwester, die eben aus der Versammlung kam, und sah, wie er eine Henne, die einer armen Negerin gehörte, schlachten wollte, weil sie in seinem Garten gescharrt hatte. Sie stellte ihn darüber zur Rede und verwies ihm das Ungerechte seines Vorhabens; er aber kam mit seiner großen Treiberpeitsche in entsetzlichem Ungestüm auf sie zu und fragte drohend, was sie mit diesen losen Worten meine? Die Schwester sagte ihm ganz unerschrocken und einfältig ihre Gedanken, wiederholte dann, was sie eben in der Versammlung gehört hatte, und predigte ihm den Heiland mit solchem Nachdruck, daß es dem gewaltigen Mann in's Herz drang, und er mit einem Strome von Thränen fragte: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" Die Schwester wies ihn nun liebreich zum Heiland und rieth ihm, den Bruder Braun zu besuchen. Er that es und bekehrte sich gründlich. Später heirathete Peter eine Schwester, und beide wurden sehr brauchbare Helfer, deren Wandel Andern zum Muster dienen konnte. Als ihm seine Frau vor seinem Heimgang Etwas zur Erquickung anbot, sagte er: „Ich brauche nichts mehr, ich hungere nur nach dem Heiland und verlange Ihn zu sehen; weine nicht, ich bin versöhnt und ganz mit dem Heiland einverstanden."

Während so bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts das Werk des Herrn auf Antigua in Segen fortging, ward doch auch so mancher rüstige Arbeiter, so manche treue Arbeiterin frühe heimgerufen. So entschlief im Jahre 1798 die Schwester Agnes Reichel, geborne Peter, in ihrem 36. Lebensjahre zu Gracebay, nachdem sie noch kurz zuvor gegen ihren Gatten geäußert: „Ich bin jetzt sehr vergnügt hier, und es macht mir Muth, daß ich die Liebe und das Vertrauen der Neger fühle." Wenige Tage darauf befiel sie das Fieber, am 17. Januar mußte sie sich legen, am 23. früh rief sie aus: „O, das ist ein schöner Tag!" — Darauf verlor sie die Sprache, und entschlummerte in Frieden, während ihr Mann ihr mit großer Wehmuth den Segen des Herrn ertheilte.

Noch am Tage vor ihrem Ende hatte sie sich dahin ausgesprochen: „Ach — ich bin ein sehr armes Wesen, aber der Heiland ist mein Alles, und Er selbst wird mich schon zubereiten." — Damit scheiden wir jetzt von Antigua, und wenden uns nach dem 30 Stunden weiter nach Westen gelegenen, unter die Statthalterschaft von Antigua gehörenden St. Christoph oder

St. Kitts.

Schon seit mehreren Jahren hatten die Brüder Einladungen bekommen, auf dieser 3 Quadratmeilen großen Insel mit etwa 25000 Einwohnern, deren mittlerer Theil sehr gebirgig und voll schroffer Klüfte und dichter Waldungen ist, eine Mission unter den Negern zu errichten, als im Jahre 1775 Martin Mack auf seiner Reise nach Antigua mit Herrn Gardiner, der solches vornehmlich wünschte, weitere Abrede nahm, in Folge deren diese Mission im Jahre 1777 in's Leben trat und durch den guten Ruf der blühenden Mission der Nachbarinsel, die Bereitwilligkeit der Neger zur Annahme des christlichen Unterrichts, sowie die Geneigtheit ihrer Herren und Vorgesetzten, auf alle Weise dazu behilflich zu sein, bald einen gesegneten Fortgang hatte. Die Brüder Birkby und Gottwald, durch Missionar Braun von Antigua bei ihrer ersten Einrichtung unterstützt, mietheten unweit der Hauptstadt Basseterre eine Wohnung und predigten außerdem auf den Pflanzungen umher. Am 14. November 1779 war die erste Taufe von 2 Negerinnen, und die Gnadenregung verbreitete sich bald weiter, wennschon es auch hier nicht an Weißen fehlte, die den Brüdern feindlich gesinnt waren. So fragte noch im Jahre 1783 ein Herr eine Negerin, warum sie in die Versammlungen der Missionare gehe; diese würden sie geraden Weges zur Hölle führen. Sie aber war beherzt genug, zu erwidern: „Wenn sie auf dem Wege zur Hölle sind, so will ich mit ihnen gehen." — Im Jahre 1785 wurde ein Grundstück für die Mission in Basseterre erstanden; die Bewegung aber, die im Jahre 1789 unter den Negern entstand, und ihr Zulauf zu den Versammlungen fing an, Aufsehen zu machen. Der Stadtpfarrer hielt nun auch alle Wochen ein paarmal Versammlungen für die Neger. Die Methodisten waren ebenfalls geschäftig, und da die Neger hier gleich zur Taufe gelangen konnten, gingen einige derselben von den Brüdern zu jenen über, während diese, dadurch ungestört, ihr Werk in der Stille forttrieben. Die zunehmende Anzahl ihrer Kirchkinder machte noch im Jahre 1789 den Bau einer Kirche nöthig, wobei die Neger nicht nur selbst treulich Hand anlegten, sondern auch nach ihrer Armuth zu den Kosten beitrugen; selbst die Neger von Antigua schickten eine Beisteuer dazu ein. Die neue Kirche war immer mit begierigen Zuhörern angefüllt; neue Erweckungen entstanden, und seit Weihnachten war der Zulauf so groß, daß von verschiedenen Pflanzungen das ganze Volk zusammenkam. Der Raum in der Kirche reichte nur Abends in der Woche noch zu; Sonntags mußten Viele im Hofe und auf dem Begräbnißplatze stehen. Viele Neger kamen des Sonntags bis 10 englische Meilen weit, mitten aus dem Lande über die hohen Berge, um

die Versammlungen zu besuchen. Im Jahre 1793 entstand auch auf der Nordseite der Insel eine Erweckung, und die Neger bauten auf eigne Kosten Versammlungshäuser, in welchen die Missionare bei ihren fleißigen Besuchsreisen predigten. Es konnten in diesem Jahre über 300 Personen getauft werden, und auch unter den Kindern war ein sehr erfreuliches Leben wahrzunehmen. Eine ausgezeichnet begnadigte Seele war Hanna, eine der Erstlinge unter den Getauften, die in diesem Jahre heimging. Sie sah mit Freuden ihrer letzten Stunde entgegen und rief öfters aus: „Gnade! Gnade! nichts als Jesu Christi Gnade!" und bat, bei ihrem Begräbniß das Lied zu singen: „Gnade ist ein schönes Wort ꝛc." — Die Missionare schrieben damals: „So haben wir noch viele Neger, die sich als wahre Liebhaber Jesu bewähren und als lebendige Zeugen von dem, was Sein Blut an armen Sündern thut." — Kurz, es war ein Feuer vom Herrn unter sie ausgegangen, und das brannte fort, so daß sich von Jahr zu Jahr eine beständige Vermehrung begieriger Zuhörer der Predigt des Evangeliums zeigte, und alljährlich eine beträchtliche Anzahl zu der Gemeine der Gläubigen hinzugethan wurde. Natürlich fehlte es auch unter ihnen nicht an einzelnen betrübenden Vorgängen, wie die Missionare im Jahre 1795 einen erzählen:

Ein Abendmahlsbruder, dem von seinem Herrn Unrecht geschehen war, ließ sich vom Zorn so weit hinreißen, daß er sich eine Hand abhauen wollte Durch einen herzueilenden Neger wurde aber der Streich noch so gewandt, daß die Hand nur leicht verletzt wurde. Auf die Nachricht von diesem Vorfall besuchte Bruder Schneller diesen Neger und stellte ihm ernstlich vor, daß er seine Glieder nicht als die seinigen anzusehen, und also auch kein Recht habe, sie zu verletzen. Auch stehe in der Schrift, daß die Knechte, die unter dem Joch sind, ihren Herren unterthan sein sollen, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen! Er erkannte sein Unrecht und gestand, daß es eine Folge davon gewesen sei, daß er sich nicht an den Heiland gehalten habe.

Dennoch heißt es in dem Berichte weiter: „Wir können bei Anführung solcher Vorfälle und mancher sonstiger Gebrechen in unserer Gemeinde doch nicht leugnen, daß wir oft mit Scham und Freude erfüllt sind, wenn wir auf der andern Seite die Gnade sehen, die der Herr an diesem Volke thut." — An einem Gemeindetag, den 29. August, wurden 60 Erwachsene in Jesu Tod getauft, und bis zum Schluß des Jahres 1800 war die Negergemeinde auf St. Kitts bis auf 2569 Getaufte und Taufcandidaten angewachsen, denen auf sieben Predigtplätzen das Wort des Lebens verkündigt wurde, während die Obrigkeit auch hier alle Zuneigung gegen die Mission bewies und dem Wirken der Brüder eine rühmliche Anerkennung nicht versagte. — Nicht von so segensreichem Erfolge begleitet, vielmehr eine der geprüftesten, war die Mission der Brüder auf

Barbadoes.

Diese 10 Quadratmeilen große, an Zuckerpflanzungen reiche, aber furchtbaren Orkanen ausgesetzte, von 110,000 Menschen bewohnte, und am weitesten nach Osten hinausliegende Insel der kleinen Antillen ward im Jahre 1765 von den ersten zwei Brüdermissionaren betreten, allein

ihres Wirkens war nicht lange; der Eine verstarb bald nach der Ankunft, der Andere vernachlässigte Anfangs seinen Missionsberuf über dem Betreiben seines Gewerbes, das ihn bei seinem Wirken für die Bekehrung der Neger ernähren sollte; darnach gab er ihn ganz auf. Ein Dritter, der zur Ausfüllung der durch den Tod des Ersten entstandenen Lücke geschickt wurde, starb eben so rasch hin. Doch gab man darum das Unternehmen nicht auf, und im J. 1767 traf zunächst Benj. Bruckschaw auf der Insel ein und predigte den Negern theils in Bridgetown, theils in seinem Hause auf dem Lande. Die Geistlichen der Insel aber gaben den Brüdern ein gutes Zeugniß, und ermahnten selbst Jedermann, die Neger zu Bruckschaw's Predigt zu schicken, dessen Vorhaben auch der Präsident des Rathes billigte. Nachdem Bruckschaw bald hernach an Bennet von Bethlehem einen Gehülfen bekommen, errichteten sie in Bunkershill, im Kirchspiel St. Thomas, ein Wohnhaus mit einem Versammlungssaal für die Neger. Diese fanden sich häufig ein, Gott dankend, daß er ihnen nun auch Lehrer gegeben, und schon am 10. September wurde die erste Negerin getauft. Die Missionare benutzten außerdem jede Gelegenheit, den armen Schwarzen das Wort vom Kreuz zu verkünden, und nicht ohne Erfolg.

So kam Bruder Bruckschaw am 2. Weihnachtstage 1768 bei einer Plantage vorbei, wo getrommelt und getanzt wurde, so daß man den Lärm zwei englische Meilen weit hören konnte. Er ging zu ihnen hinein, und da sie augenblicklich aufhörten, sagte er zu ihnen: „Meine lieben Kinder! Ich kann nicht unterlassen, euch zu sagen, daß eure Freude an dem jetzigen Weihnachtsfeste nicht rechter Art ist, denn ihr könnt unmöglich um des Herrn Jesu willen auf eine solche wilde Weise tanzen und singen; aber kommt einmal in einem andern Negerhause zusammen, da will ich euch erzählen, wie man sich auf eine bessere Weise erfreuen und vergnügen kann.“ Sie antworteten: „Ach ja, Herr! wir armen Neger thun dieses nur, weil wir nichts Besseres wissen.“ Einige von ihnen folgten ihm gleich auf dem Fuße nach, was er kaum vermuthet hatte, und er hielt ihnen eine recht gesegnete Versammlung. — Ein andermal kam Bruckschaw zu einer Leiche, bei welcher die Neger unter wildem Geschrei trommelten und sangen, so daß man das Gefühl hatte, als wäre ein böser Geist im Hause. Dennoch ließen sie ihn Tags darauf ersuchen, das Begräbniß zu halten. Als er hinkam, ging es noch sehr unordentlich zu, daß es ihm in der Seele weh that. Sobald er aber seine Rede anfing, begleitete der Heiland seine Worte mit einem solchen mächtigen Gefühle, daß die Meisten von ihnen sich der Thränen nicht enthalten konnten, auch einige anwesende Weiße so gerührt wurden, daß sie weinten. Aehnliche Eindrücke bekamen die Weißen übrigens öfters in den Negerversammlungen;*) von den Schwarzen aber schrieben damals die Missionare: „Das haben wir schon oftmals wahrgenommen, die Neger hängen insgemein so sehr an ihren thörichten und abgeschmackten Dingen, daß man alle Geduld verlieren und sich nicht mehr mit ihnen abgeben möchte. Sobald man aber anfängt, mit ihnen von Jesu dem Gekreuzigten zu reden, und der Heiland bekennt sich dazu, daß das Wort Etlichen in's Herz dringt, so verursacht das ein seliges Gefühl, daß man sich über seinen Unglauben schämen muß und gerne wieder alles Gute von ihnen hofft.“

Im Jahre 1768 erhielten die Brüder auf Barbadoes auch noch zwei Gehülfen aus Europa, fanden überdieß auf ihrer Profession viel Arbeit und bekamen dadurch Gelegenheit, an vielen Orten, wo sie hinbestellt wurden, den Negern zuzusprechen. Eine Frucht ihrer Arbeit war auch jene getaufte Negerin Hanna, deren in einem Bericht vom Jahre 1770 erwähnt wird.

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II. p. 118.

Ihre Herrin, eine sehr gottesfürchtige Frau, welche viel in der Bibel las, wobei Hanna zuhören durfte, sagte einst zu ihr: „Ich glaube, eure Taufe bei den Brüdern ist nicht gültig, weil ihr nicht mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet worden seid.“ Die Negerin antwortete: „Das habe ich von Mehreren gehört, und das hat mich wohl ein ganzes Jahr aufgehalten, daß ich nicht zur Taufe gelangte. Aber, Frau, ich hörte einmal zu, als Sie in der Bibel von unserm lieben Heiland lasen, daß Er sich habe taufen lassen, und da hat nichts von dem Zeichen des Kreuzes gestanden. Ein andermal haben Sie vorgelesen, wie Er gestorben ist, und da stand ausdrücklich, daß Er am Kreuze gestorben sei. Daher denke ich, meine Taufe ist ganz gültig, denn ich bin getauft, wie der Heiland getauft worden ist. Dazu weiß ich auch dieses: Vor meiner Taufe war in meinem Herzen Finsterniß, Elend und Verdammniß wegen meiner Sünden; aber da ich getauft wurde, hat mir der Heiland alle meine Sünden vergeben; ich fühlte, daß mein Herz gewaschen und selig gemacht wurde, und ich bekam Ihn recht sehr lieb, denn ich habe Ihn erblickt, wie Er am Kreuze für mich gestorben ist. Sie wissen, daß Viele, die mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet worden sind, den Heiland nicht kennen, nicht an Ihn denken und Ihn auch nicht lieb haben. Was hilft ihnen alsdann dieses?“ — Ein andermal sagte diese Frau zu Hanna, weil sie bei den Brüdern getauft sei, so werde sie dereinst nicht wie andere Christen auf dem Kirchhofe begraben werden können. Die Negerin erwiderte: „Das soll mich nicht irre machen; nur muß ich gewiß wissen, daß ich, wenn ich sterbe, zum lieben Heiland komme und selig werde! Für meinen Leib wird Er hernach schon sorgen.“

Die erfreulichen Aussichten, welche sich den Brüdern auf Barbadoes aufgethan, verschwanden indeß bald wieder. Es zeigte sich in Kurzem, daß die meisten Neger nur aus Neugierde sich zu den Predigten gedrängt hatten, weßhalb sie nach und nach wieder zurückblieben. Nur bei sehr Wenigen sah man Spuren einer gründlichen Erweckung, so daß man an ihre Taufe denken konnte. So bei jenem kranken Neger, von dem Missionar Herr 1772 erzählt,*) wie er bei einem Schiffbruch mit seinem Herrn gebetet, und, als er später erkrankte, nur das Eine wünschte, von dem Negerprediger getauft zu werden, denn er wolle nicht gern als ein Heide aus der Zeit gehen. In Absicht auf das äußere Bestehen kamen die Brüder auch in's Gedränge; denn um Kundschaft zu erhalten, mußten sie ihre Arbeit auf Kredit geben, und da sie an vielen Orten sich vergeblich bemühten, die ausstehenden Schulden einzutreiben, so erlitten sie große Verluste. Im Jahre 1771 verstarb überdieß einer von den beiden im Jahre 1767 zur Erneuerung des Werkes eingetroffenen Missionaren, der andere wurde nach Antigua versetzt; sie waren es gerade, die die Uebrigen zusammengehalten hatten, nach ihrem Abgange entstanden daher Zwistigkeiten, und zuletzt blieb nur Einer derselben dort, welcher weder die öffentliche Predigt noch den Unterricht der wenigen Getauften und Lehrlinge gehörig besorgen konnte. Im Jahr 1773 traf zwar ein neuer, eifriger Arbeiter, Johann Angermann, ein, und es gewann den Anschein, als ob die Mission einen neuen Aufschwung nehmen sollte; allein schon im Jahr 1775 raffte ihn der Tod hinweg, und obwohl seine Genossen in seinem Sinne fortwirkten, blieb doch reicher Erfolg aus. Nur sehr wenige Neger, etwa die 20 früher Getauften, besuchten noch den Gottesdienst, und auch unter ihnen legten sich Beweise zu Tage, daß die Wahrheit, die sie anerkannten, über ihre Herzen wenig Macht übte, und die Gleichgültigkeit der Anderen gegen das Evangelium schien immer mehr überhand zu nehmen. So schreibt z. B.

*) Wullschlägel, a. a. O. II. p. 153.

Bruder Deichen im Jahre 1776: „Im April wurde auch Herrn Commins Plantage besucht. Wir müssen aber zu unserm Schmerz gewahr werden, daß hier nicht mehr ein solcher Hunger nach dem Worte Gottes ist, wie ehemals. Wenn man die Neger in ihren Häusern besucht, so versprechen sie wohl, in die Versammlung zu kommen. Nachher kann man aber wohl zwei Stunden warten, bis sich Einige einfinden, oder manchmal kommt gar Niemand. Sie nehmen eben an den weißen Leuten ein schlechtes Exempel und denken: Wenn es mit dem Worte Gottes so viel auf sich hätte, so würden es die Weißen mehr in Ehren halten. So aber leben sie, die sich Christen nennen, so schlecht, ja wohl gar schlechter als wir. Was soll also unser Kirchengehen?" — Dazu machten Krankheit, Theurung und andere beschwerliche Umstände, auch die mehr und mehr hervortretende Abneigung der Pflanzer gegen das Missionswerk, die äußere Lage der Brüder sehr drückend, wenngleich Martin Mack bei seinem Besuch im Jahre 1779 sie ermunterte, in herzlicher Liebe und Eintracht und mit Gebet und Flehen treulich und getrost fortzuarbeiten und auf die Hülfe des Herrn im Glauben zu hoffen. Das Jahr 1780 gab der Mission noch einen harten Stoß, indem ein furchtbarer Orkan zweimal vierundzwanzig Stunden auf das Entsetzlichste wüthete und, indem er unermeßliche Verluste auf der Insel anrichtete, auch die Missionsgebäude in Trümmern warf. Halfen die Missionare, die während dessen, um nicht unter den Ruinen begraben zu werden, mit ihren Kindern unter freiem Himmel auf dem bloßen Erdboden bei allem Wind und Regen aushalten mußten, sich auch zunächst dahin, daß sie sich aus den Trümmern ein nothdürftiges Obdach wieder errichteten, so waren sie doch auf anderer Seite großem Nothstande ausgesetzt, indem neben ihren Habseligkeiten auch ihr ganzer Vorrath von Lebensmitteln durch den Regen verdorben war, und Alles, was sie zum Lebensunterhalt und zum Wiederaufbau ihrer Wohnungen bedurften, in ungemein hohem Preise stand.

Mit dem Jahre 1790 schien endlich eine Zeit der Heimsuchung für die Neger auf dieser Insel gekommen zu sein. Ein Suchen nach der ewigen Wahrheit schien bei den Negern zu erwachen; Manche fingen an, Andern zu erzählen, was der Herr an ihrer Seele gethan hatte, und bewogen Mehrere durch ihr Zureden, auch zur Anhörung des Wortes Gottes zu kommen. Dadurch wuchs der Muth der Missionare um so mehr, als an den Gliedern der kleinen Negergemeinde ein Wachsthum in der Gnade und ein rechtschaffner Wandel mit Vergnügen zu bemerken war. Um ihren Kirchkindern und der Stadt Bridgetown näher zu kommen, wurde der bisherige unbequeme und verfallene Missionsplatz Bunkershill verlassen, und im Jahre 1794 auf einem erkauften Grundstück, vier englische Meilen von der Stadt, ein neuer errichtet, der den Namen Saron erhielt. Ein besserer Segen schien auf diesem neuen Platz zu ruhen, obschon glänzende Erfolge sich auch jetzt noch nicht zeigen wollten, denn die ganze Zahl der Getauften belief sich im Jahre 1800 erst auf 160, und noch manches Jahr sollte vergehen, ehe die Brüder in Barbadoes eine reiche Frucht ihrer Mühen erblickten. — Endlich machten sie in diesem Jahrhundert noch einen Missionsversuch auf der Insel

Tabago.

Unvermuthet erhielten die Missionare auf Barbadoes im Jahre 1786 eine Einladnng auf die 6 Quadratmeilen große, damals unter französischer Herrschaft stehende Insel Tabago. Ein englischer Pflanzer, Namens Hamilton, der schon in England die Brüder um einen Missionar für diese Insel ersucht, vermochte im Jahre 1787 den Bruder Montgommery in Barbadoes, einen Besuch in Tabago zu machen, und da nicht bloß Hamilton, sondern auch der französische Gouverneur Dillon ihn daselbst sehr günstig und zuvorkommend aufnahmen, wurde auf der Brüdersynode von 1789 beschlossen, eine Mission auf Tabago anzufangen. Montgommery, der gerade einen zweiten Besuch daselbst machte, ward mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt, war aber kaum im Jahre 1790 bei Hamilton zu dessen großer Freude eingezogen, als die französische Revolution ausbrach, in Folge deren auch auf Tabago sehr unruhige Zeiten eintraten. Die empörten Soldaten zündeten die Stadt an und verbreiteten Furcht und Schrecken. Dazu kam dann ein verheerender Orkan, und da unter solchen Umständen für die Missionsarbeit nichts zu hoffen war, kehrte Montgommery nach dem Tode seiner Frau 1791 nach Barbadoes zurück, wo er im Monat Juni selbst sein Leben beschloß. Im Laufe der Zeitumstände gerieth die Insel in die Gewalt der Engländer, und da der Pflanzer Hamilton auf's Neue dringendst um Anhebung einer Mission bat, so versuchte man, ob es des Herrn Wille sein möge. Während Hamilton's Abwesenheit erhielt nach seiner Verfügung Bruder Karl Friedrich Schirmer, der im Januar 1799 auf Tabago ankam, auf der Pflanzung Riseland seine Wohnung. Zu der öffentlichen Predigt fanden sich nebst vielen Weißen über 300 Neger von dieser und den benachbarten Pflanzungen ein, und schon am 24. März konnte die erste Taufe vollzogen werden. Zu Anfang des folgenden Jahres gaben die Behörden, um das Werk von ihrer Seite bestens zu unterstützen, ein eignes Gebäude, Namens Signalhouse, als Missionsplatz her; die Leitung dieser aufblühenden Mission aber wurde dem Bruder John Church, bisherigem Arbeiter der Brüdergemeine zu Bath in England, aufgetragen. Als Hamilton im November 1800 aus England wieder auf dieser Insel ankam, und die Neger um die Brüder versammelt sah, war er tief gerührt über die endliche Erfüllung seiner lang gehegten Wünsche, und als vollends die Getauften ihn umringten und ihm ihre Liebe und Dankbarkeit bezeugten, war er ganz übernommen und blickte seine schwarzen Brüder stillschweigend an, während ihm die Thränen über die Wangen rollten. Hatte er doch in einer schweren Krankheit zu Gott um seine Wiedergenesung gebetet, damit er noch einmal seine Neger und den Fortgang der Mission in Tabago sehen möchte! Nun freute er sich dankbar über die Erhörung seines Gebetes; aber ach, schon nach 5 Wochen verschied dieser warme, um ihr ewiges Heil zärtlich besorgte Freund der Neger. Die Brüder predigten indeß auf fünf Pflanzungen das Evangelium, und ihre Predigten wurden so fleißig besucht und so aufmerksam angehört, daß reiche Früchte des ausgestreuten Samens zu hoffen stan-

den; zu Ende des Jahrs 1800 zählte die Gemeinde bereits 54 Getaufte. Leider aber machten wiederholte Krankheitsanfälle schon 1803 die Rückkehr des Missionars Church nach England nothwendig. Dazu kamen noch mancherlei äußere ungünstige Umstände, so daß die Mission in Tabago vorläufig wieder aufgegeben werden mußte!

Es bestanden aber im Jahre 1800*) die von den Missionaren der Brüdergemeine auf zusammen 8 westindischen Inseln gesammelten Negergemeinden aus etwa 21,000 Seelen unter einem Missionspersonal von 67 Personen.

§. 3. Thomas Coke und die Methodisten bis zum Jahre 1830.

Basler Missionsmagazin 1825, Heft 1; 1819, III, p. 342 ff.; 1822, I, p. 20 ff.; 1824, IV, p. 517 ff.; 524 ff.; 1828, II, p. 217 ff.; 1830, II, p. 268 ff.
Calwer Monatsblätter 1841, p. 131 ff.
Missionsfreund 1849, p. 26 ff.

Um dieselbe Zeit, als der selige Spener zu Halle seine Erbauungsstunden anfing, vereinigten sich auch in England, durch dies Beispiel aufgemuntert, im Jahre 1720 auf der Universität Oxford einige fromme Studenten, die sich zu Uebungen der Gottseligkeit und strengeren Sitten verbanden. Besonders beabsichtigten sie bei dem damaligen großen Zerfall der Englischen Kirche eine genauere Beobachtung der Vorschriften des Neuen Testamentes, und widmeten sich neben ihren Studien dem Besuche der Kranken und dem Unterrichte armer Kinder. Ihre andersgesinnten Studiengenossen kamen daher auf den Einfall, sie hätten eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden, und nannten sie spottweise Methodisten, ein Name, den jene nachher selbst annahmen. Unter den ersten Mitgliedern der neuen Erbauungsgesellschaft zeichnete besonders der Stifter dieses frommen Bundes, John Wesley, und sein Freund Georg Whitefield durch Talent und Eifer sich aus. Wesley ging im Jahre 1735 nach Nordamerika, wo er als Heidenbekehrer zwei Jahre mit glücklichem Erfolg arbeitete, und die mährische Brüdergemeinde kennen lernte. Bei seiner Rückkehr nach England beschloß er, eine ähnliche Gemeinde in seinem Vaterlande zu errichten, sammelte auch bald darauf in London ein Häuflein heilsbegieriger Seelen, denen er Erbauungsstunden hielt, ohne an eine Trennung von der öffentlichen Kirche dabei zu denken. Da aber der Zulauf zu seinen evangelischen Vorträgen so groß wurde, daß keine Kirche mehr die Zuhörer zu fassen vermochte, so wurde ihm von der obersten geistlichen Behörde die Kanzel verboten, und die Armen unter dem Volke, die in seinen Vorträgen Nahrung für ihr Herz gefunden hatten, verfolgt. Wesley und Whitefield waren genöthigt, auf dem freien Felde zu predigen, und da die Zahl der Erbauungsuchenden mit jedem Tage wuchs, und da sie von der Kirche verstoßen wurden, so fanden sie sich angeregt, eine besondere Kirche nach dem Muster der apostolischen zu bilden. Ihre Vorträge zeichneten sich durch Popularität, Nachdruck und religiöse Begeisterung aus, und nicht selten sahen sie 10, 12 und noch mehr Tausende von Menschen um sich her versammelt, die mit der größten Begierde das Evangelium aufnahmen. Da nach manchen Stürmen die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat Gefährliches sah, so erhielten ihre Kircheneinrichtungen die gesetzliche Genehmigung. Wenn schon sich in der neuern Zeit viel krankes, fleischliches, gesetzliches, hochmüthiges Wesen unter die Methodisten eingeschlichen hat, so lag doch im Anfang auf den Bestrebungen ihrer Stifter sichtlich Gottes Segen, und es ist unstreitig, daß der christlich religiöse Sinn, der noch immer unter einem großen Theile des englischen Volkes zu finden ist, in jenen Tagen des seligen Wesley und Whitefield seine erste Anregung erhielt. Von Anfang an war die

*) Basler Missionsmagazin 1825, IV, p. 624.

Gesellschaft der Methodisten, auch Wesleyaner genannt, eigentlich eine Missionsgesellschaft, nur daß ihre früheren Bemühungen sich nicht auf die Heiden, sondern auf die tief versunkene Christenheit in England und Amerika bezogen. Während Graf Zinzendorf und die Brüdergemeine mehr darauf ausgingen, das hie und da schon erwachte oder zu erwachende Leben aus Gott zu pflegen und zu fördern, und eine innige Gemeinschaft unter den Gläubigen zu stiften, die durch Wort und Wandel beurkundete, weß Geistes ihre Glieder seien, gingen die Wesley's — John und Karl W. — „ohne Rücksicht auf Mühseligkeiten, Gefahren und Schmach (wie es in John's Grabschrift heißt) auf die Landstraßen und an die Zäune, riefen Sünder zur Buße und predigten das Evangelium des Friedens." Als die durch ihre Predigten erweckten Gläubigen, zwar mit enger Anschließung an die Lehre, doch in Verfassung und Zucht sich von der Englischen Landeskirche abgesondert hatten, war in der methodistischen Gemeinde Alles auf eine möglichst weite Verbreitung des Wortes Gottes, auf Anregen, Erwecken und Bekehren gerade der verstocktesten und ruchlosesten Klassen berechnet. In den kleinen Klassen-Versammlungen hielt Jeder, der irgend Gabe dazu hatte, erst ein Gebet, dann eine Anrede; hatte er das öfter versucht, so wurde er ermuntert, einmal öffentlich, auf Plätzen oder auf freiem Felde zu predigen, und so wurden sehr häufig aus Handwerkern Reiseprediger, das Eigenthümliche der Methodisten, die hierin mehr, als im Sammeln von Ortsgemeinden ihren Beruf erkannten. Die Vorträge Mancher dieser Prediger gehören unstreitig zu den gesegnetsten, die in England gehalten werden. — Die große Erweckung in England, aus der die Methodisten hervorgingen, war auf einen Zustand besonders tiefen Schlafes gefolgt; obwohl der Englische Handel blühte und die Englischen Kolonien sich immer mehr ausbreiteten, gab es doch damals kaum in Nordamerika einige wenige Missionare, in England selbst keine eigentliche Missionsgesellschaft. So blieb auch das Missionswerk unter den Heiden lange noch außer dem Gesichtskreise der Methodisten liegen. Nachdem England mit der Kunde des Evangeliums erfüllt war, hatten sie die große Aufgabe, die wüsten Felder Nordamerika's anzubauen, seit der Abfall der Amerikanischen Kolonien in jenen weiten Ländern die bischöfliche Kirche ganz zertrümmert, und bei der Gleichgültigkeit der neuen Obrigkeiten gegen alle kirchlichen Angelegenheiten Tausende außer aller kirchlichen Verbindung lebten; und durch den unermüdlichen Dr. Coke gelang es, dort größere Schaaren mit der Methodisten-Gesellschaft zu vereinigen, als selbst in Großbritannien und Irland. Derselbe Mann sollte nach Gottes wunderbarer Fügung auch der Gründer der umfassenden und erfolgreichen Methodistenmission unter den Negern Westindiens werden.

Thomas Coke ward am 6. September 1747 zu Brecon, einem Städtchen der Provinz Süd-Wallis in England, wo sein Vater Arzt und Bürgermeister war, als das einzige Kind seiner Eltern geboren. Sein Vater starb frühe und hinterließ dem Kinde ein großes Vermögen, seiner Mutter aber das Geschäft, ihren einzigen Liebling treu und sorgsam zu pflegen, und fromm und zweckmäßig zu erziehen. Der junge Thomas hatte einen raschen Verstand, der leicht auffaßte, aber auch ein rasches, leichtsinniges Herz, mit welchem er oft unbesonnen in die größten Gefahren hineinstürzte, aus denen nur die gnädige Hand Gottes ihn errettete. In seinem 16. Jahre bezog er die Universität Oxford, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Hier gerieth er bald in böse Gesellschaften, welche seine jugendliche Seele in die Netze des Unglaubens und der Sünde verstrickten. Aber keine Zerstreuung vermochte die Stimme seines Gewissens zu betäuben, und mitten im Taumel der Lust fühlte er sich doch oft sehr unglücklich. Da entschloß er sich eines Sonntags, einmal wieder die so lange von ihm verlassene Kirche zu besuchen. Ein Prediger aus Wallis, der als Kanzelredner einen großen Ruf hatte und gerade in Oxford auf Besuch war, hielt an diesem Tage einen meisterhaften eindringlichen Vortrag über den göttlichen Ursprung und die göttliche

Wahrheit des Evangeliums. Der junge Student konnte der Macht seiner Gründe nicht widerstehen, behielt aber noch gewisse Zweifel übrig, und besuchte nach der Predigt den Redner, um sich über diese dunklen Punkte Licht zu holen. Der Elende aber, statt die Zweifel des unerfahrenen Jünglings zu lösen, lachte ihm frech in's Gesicht und gestand ihm ganz offen, daß er selbst keine der christlichen Lehren glaube, welche er auf der Kanzel vertheidigt habe. Coke erzitterte in tiefster Seele über solchen elenden Knechtessinn im heil. Amte, und faßte nun den Entschluß, die Bibel selbst zu studiren und sich mit den besten Schriften über dieselbe bekannt zu machen. Die alten Sündengefährten erhielten den Abschied, und das stille Forschen im Worte Gottes riß das Gemüth des jungen Mannes so mächtig hin, daß er beschloß, sich fortan dem Studium der Gottesgelahrtheit zu widmen. Das Neue Testament war ihm lieb geworden, und schon freute er sich, als angestellter Prediger der Kirche den großen und göttlichen Inhalt desselben einst zu verkündigen. Als Doktor der Rechte kehrte er von der Universität in seine Vaterstadt zurück, mit der festen Absicht, das von ihm als göttlich erkannte Evangelium zu verkünden. Nicht lange darauf ward er als Predigergehülfe zu South-Petherton angestellt, und die Wärme und Lebhaftigkeit seines Vortrages zog bald große Versammlungen von Zuhörern herbei, welche seine Kirche in Kurzem nicht mehr fassen konnte. Da die Gemeindevorsteher einem Antrag auf Erweiterung derselben nicht willfahrteten, ließ Thomas die Kirche auf seine eigenen Kosten erweitern. Ein armer Mann in Devonshire, ein Methodist, ward mittlerweile in der Hand der Vorsehung das gesegnete Mittel, ihn zu einem seligen Einverständnisse mit Gott hinzuführen. Drei Jahre hatte er nun gepredigt, und je reifer seine Erfahrungen im Christenlaufe geworden, desto mehr fühlte er sich gedrungen, auch seiner Gemeinde die erkannte Wahrheit des Evangeliums mit zunehmendem Eifer zu verkündigen. Als er aber wagte, seine Predigten nicht mehr, wie es bisher in der Kirche gewöhnlich war, zu lesen, sondern frei aus der Fülle seines Herzens zu halten, und sogar statt des bisher üblichen veralteten und geistlosen Psalmbuchs das Absingen geistlicher Lieder einzuführen, ward er von solchen, die in ihrem sichern Sündenschlafe sich nicht wollten stören lassen, bei dem Bischofe des Sprengels verklagt. Da indeß Coke hierin bloß seiner pfarramtlichen Befugniß gemäß gehandelt hatte, lehnte der Bischof stillschweigend die Sache von sich ab, obschon auch ihm der feurige Bußprediger bereits ein Dorn im Auge geworden. Nun wandten sich die Gegner mit ihrer Anklage an den Oberpfarrer oder Rektor des Distrikts, und dieser schickte ohne Weiteres dem Coke seine Entlassung zu und bestellte gleich für den nächsten Sonntag einen andern Prediger. Coke's zahlreiche Freunde, über dieses ungerechte Verfahren aufgebracht, baten ihn nun, wenigstens noch eine Abschiedspredigt zu halten; aber als er in die Kirche kam, war die Kanzel schon von seinem Nachfolger besetzt, und ein Pöbelhaufe war gemiethet, ihn mit Steinwürfen zu verfolgen. Da baute ihm seine Gemeinde schnell eine Kanzel auf die Kirchhofsmauer, und die angesehensten Glieder derselben nebst einer großen Menge andrer Zuhörer sammelten sich um ihn her, um die Steinwürfe abzuhalten. Unter einer Fluth

von Thränen hörte die Versammlung das letzte evangelische Lebewohl ihres scheidenden Predigers. Dann zog der verstoßene Evangelist in seine Vaterstadt, wo er von seinem ansehnlichen Vermögen ruhig lebte und Wohlthun mit geistlichen und irdischen Gütern zu seinem Beruf machte.

In dieser stillen Ruhezeit ward er mit dem ehrwürdigen John Wesley persönlich bekannt, und, nachdem er im Sommer 1771 in die Zahl der Methodisten-Prediger aufgenommen worden, dessen Gehülfe, und von nun an war sein Lebensberuf bestimmt. Erweckung der alten Christen in Europa und Amerika, Abschaffung der Sklaverei und Mission unter den Heiden: diesem dreifachen und im Grunde doch einem Berufe hat Thomas Coke von da an 36 Jahre lang bis zu seinem Tode alle seine Kraft und sein ganzes Vermögen geopfert. Er begann 1780 damit, in England und Irland umherzureisen, die erweckten Gemeinden zu besuchen, das heilige Feuer zu schüren und weiter zu blasen. Im Jahre 1784, nachdem England und Amerika Frieden geschlossen hatten, ging er nach Amerika, wo er zunächst den wackern Prediger Asbury aufsuchte und mit ihm weitere Verabredung traf. Der neunjährige Krieg hatte die meisten Christengemeinden in Nordamerika auf's Aeußerste zerrüttet. Viele von England aus dort angestellte Prediger hatte das Volk im Kriege nur mit mißtrauischen Augen angesehen, und die wackersten darunter, die natürlich der Empörung nicht hatten das Wort reden wollen, hatten endlich flüchten müssen. Obgleich nun Coke als Engländer über die Losreißung der Kolonien von ihrem Mutterlande trauerte, fühlte er sich doch als Christ verpflichtet, der geistlichen Noth der hirtenlosen Heerden zu steuern. An 400 Meilen wanderte er zu Fuß im Lande umher, sammelte zerstreute Schaaren, predigte, weckte und ordnete. Ein Gleiches that sein Freund Asbury, und als sie am 14. December in Cheasepeak-Bai wieder zusammentrafen, hatten sie auf der Reise noch 11,000 Gulden zur Gründung eines Seminars für Bildung frommer Prediger gesammelt, was auch 10 Stunden von Baltimore unter dem Namen „Cokesbury-College" errichtet ward. Unter dem Segen Gottes blühte dasselbe lieblich auf, und schon waren 70 Zöglinge in demselben beisammen, da steckte es im Jahre 1792 ein Bösewicht in Brand. Innerhalb weniger Monate aber waren von Neuem 12,000 Gulden gesammelt, ein großes Gebäude in der Nähe von Baltimore ward angekauft und eingerichtet, und Alles war wieder in gesegnetem Gange, als im Jahre 1797 eine Nachbarhütte in Brand gerieth, und das Seminar zum zweiten Male ein Raub der Flammen wurde. Doch damit haben wir schon über Coke's erste amerikanische Reise hinausgegriffen, auf welcher er, nach einer Ende 1784 zu Baltimore gehaltenen Conferenz sämmtlicher Methodisten-Prediger, den Auftrag erhielt, vor seiner Heimkehr nach England nicht bloß sämmtliche Methodistengemeinden in den Vereinigten Staaten zu besuchen und, wo nöthig, einzurichten, sondern auch überall auf Abschaffung der Negersklaverei in den nunmehr freien Staaten hinzuwirken. Auf diesen Weckereisen im Lande gerieth er nicht selten in die größten Gefahren. So erzählt er in seinem Tagebuch am 8. März 1785:

„Gestern war viel Schnee und Hagel gefallen, und diesen Morgen trat schnelles Thauwetter ein. Ich hatte zwischen Alexandrien und Colchester zwei Waldströme zu passiren, welche stark angelaufen waren. Ueber den ersten brachte mich mein Pferd glücklich hinüber. Als ich nach zwei Stunden zum zweiten kam, so sah ich, daß er in zwei wilden Strömen hinabrollte. Ich war allein, indem ich meinem Bedienten Tags zuvor erlaubt hatte, einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen. Erst als ich im Wasser war, bemerkte ich, daß ein hergeflößter Baum den Landungsplatz versperrte, auf den im wilden Strome mein Auge gerichtet war. Ich versuchte es, mit meinem Pferde um ihn herumzuschwimmen, allein vergeblich. Während ich mich gegen den reißenden Strom am Baume festhielt, machte er sich vom Ufer los, mein armes Pferd ward vom Strome unter mir weggerissen, und ich hing nun am Baume, der mich mit sich den Strom hinabzog. Weiter abwärts war mitten im Flußbette ein Baum aufgewachsen, dessen Wurzel eine kleine Insel bildete, an welchen sich der Baum anhing, an den ich mich angeklammert hatte. Aber unglücklicher Weise wurde ein großer Baumast vom Strome an dieselbe Stelle gerollt, der meinen Rücken so gewaltig verpolterte, daß ich den jähen Tod vor meinen Augen sah. Nun schrie meine Seele zu Gott, und rief laut die Verheißung des Herrn an: Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Daran klammerte ich mich so fest wie an meinen Baum an; ich hatte keine Furcht vor dem Tode, vielmehr sprach es laut in meiner Seele: Du wirst nicht sterben, sondern leben, und des Herrn Werk verkündigen. Alle meine Plane, die ich zum Besten meiner Brüder entworfen hatte, zogen an meiner Seele vorüber, und ich konnte sie nicht aufgeben. Endlich half mir die Hand meines allmächtigen Retters; ich bekam Luft genug, meine Kniee auf den Baum zu bringen, und so kroch ich mit größter Anstrengung nach der kleinen Anhöhe, welche ich glücklich erreichte. Hier legte ich mich nieder, um wieder zu Odem zu kommen, und wagte es sodann, durch die nicht sehr tiefe Furth an's Land zu waten. Zitternd am ganzen Körper sah ich mich in der Nachbarschaft nach einer Hütte um. Ich fand auch bald eine, und in derselben einen Neger der mir seinen alten Schafpelz lieh, während er meine Kleider trocknete, und ich auf dem Boden ruhig einschlief. Als ich erwachte, hatte ein Bauer mein Pferd vor die Hütte gebracht, das er im Strom aufgefangen hatte, und nach dessen Eigenthümer er sich hier erkundigen wollte. So ward ich zum Preise Gottes wunderbar aus der Gefahr errettet; darum lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!“ —

So lange nun Coke nur im Allgemeinen von der Sünde redete und zum Wachwerden aufrief, so lange ließen es sich die Leute gefallen. Sobald er aber gegen die Schooßsünde Amerika's, gegen den Sklavenhandel seine Stimme erhob, gingen auch die Feindseligkeiten an. Als er einst im April 1789 in Virginien auf diese Angelegenheit zu sprechen kam, hatten sich die Sklavenmäkler mit Steinen und Stöcken vor der Kirchthür versammelt, um ihn in Empfang zu nehmen, wenn er herauskäme. Aber ein Herr vom Magistrat, der selbst Sklaven besaß, war so ergriffen vom Worte, daß er diese Bande auseinandersprengte und selbst auf der Stelle seinen 15 Sklaven die Freiheit gab. Am folgenden Tage predigte Coke in der Nachbarschaft, und ein Pöbelhaufe stand bewaffnet in der Kirche, um nach dem Gottesdienst Rache an ihm zu nehmen. Er aber zeugte gewaltig, und dann ging er muthig und die Bewaffneten fest in's Auge fassend mitten durch sie hindurch, und Niemand wagte Hand an ihn zu legen. General Washington, der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, den Coke mit seinem Freund Asbury zu Vernon besuchte, nahm dagegen diese beiden Knechte Christi freundlich auf und versprach die von ihnen vertretene Angelegenheit bei dem Congreß mit allem Nachdruck zur Sprache zu bringen. Am 1. Juni 1785 reiste Coke wieder nach England zurück, aber schon am 24. September 1786 schiffte er sich mit 3 Gehülfen am Evangelio, Hammet, Warrener und

Clarke, nach den englischen Besitzungen in Neuschottland und Kanada ein. Es sollte wieder solche Weckereise werden, aber „die Weisheit Gottes hatte es anders beschlossen, und die beabsichtigte Mission sollte durch den Sturmwind von dem Norden hinweg in den Süden gejagt werden, um dort unter den verlassenen Negersklaven Frucht zu tragen für das ewige Leben." — Eine gefährlichere Seereise, als diese, ist selten gemacht worden. Schon im Kanal tobte der Sturm so heftig, daß sie in den Hafen von Spithead einlaufen mußten, von wo aus die Missionare ihre Freunde in Portsmouth besuchten. Um Mitternacht in das 3 Stunden vom Ufer liegende Schiff zurückgerufen, erreichten sie dasselbe auf ihrem kleinen Boote nur unter sichtbarer Todesgefahr, und mußten dann noch 8 volle Tage lang von den Wellen unter anhaltenden Stürmen auf einer Stelle sich umherwerfen lassen, ehe sie die Anker lichten konnten. Ehe sie dann noch das offene Meer erreichten, trieb der Sturm ihr Schiff so eng mit einem andern zusammen, daß ihr Tauwerk sich in einander verwickelte und beide dem Untergange nahe waren. Bald darauf segelte ein großes Kriegesschiff so scharf auf das ihre zu, daß sie beinahe in Grund gesegelt wurden. Die rechte Noth ging aber erst im offnen Meere an. Das Schiff hatte einen Leck bekommen an einer Stelle, wo er auf der See nicht ausgebessert werden konnte. Dazu ließen die Stürme nicht nach, und ihr Toben nahm am 30. Oktober so zu, daß, nachdem der Vordermast bereits weggerissen worden, auch der Hauptmast sammt dem Tauwerk abgehauen werden mußte. Das Allermißlichste aber war, daß der Kapitän, ein abergläubischer Weltmann, immer in die größte Verwirrung kam, wenn die Missionare beteten, indem er meinte, das Beten ziehe die Stürme herbei. Auf Coke deutend, murmelte er unter den Seeleuten umher: „Wir haben einen Jonas im Schiff." Einmal stürzte er wie wahnsinnig in Coke's Kajüte, ergriff alle Bücher und Papiere, die er erhaschen konnte, und warf sie in die See. Dabei gab er ihm unter den heftigsten Verwünschungen etliche Faustschläge, und schwur vor allen Matrosen, wenn er noch einmal beten würde, so werfe er ihn ohne alle Barmherzigkeit über Bord. Unter alle diesem Ungemach behielt Coke stets den innern Seelenfrieden, und einmal, da die Gefahr am höchsten war, schrieb er in sein Tagebuch:

„Diesen Morgen fanden wir, daß der Leck mehr Wasser eingenommen hatte, als je zuvor. Ich ging in die Stille, um ernsthaft mit meinem Gott über diesen Umstand auszureden. Welche Gründe hast du zu dem Wunsch länger zu leben? dachte ich. Ich habe bereits Alles um Christi Willen hingegeben, und habe nicht den geringsten Grund zu dem Wunsche, länger zu leben, wenn es nicht zur Verherrlichung Christi in seiner Gemeinde ist. Und warum sollte ich das so angelegentlich verlangen? Wie gar leicht kann der Herr meine Stelle mit einem Andern ausfüllen, der noch unendlich besser taugt als ich. Ich bin daher bereit zu sterben. Ich liebe meinen Gott, und habe die feste Zuversicht, daß Er durch Christum alle meine Gebrechen und Mängel aus Gnaden ersetzen wird, ehe Er mich in das Reich der Geister hinübernimmt."

Endlich am 5. December entschloß sich der Kapitän, die Richtung zu ändern, und möglichst schnell nach Westindien zu segeln. Von diesem Augenblicke an schien Alles günstig zu gehen, und ohne weitere Noth lief das Schiff gerade am Christfest 1786 mit Coke und seinen Gehülfen in dem Hafen von Antigua ein.

Hier auf Antigua, wo die Brüdergemeinde seit 1756 unter den Negern gewirkt, fanden sich in einem andern Theile der Insel noch viele heilsbegierige Seelen, an denen bereits seit beinahe 30 Jahren treue Liebe gearbeitet hatte. Nathanael Gilbert, Gutsbesitzer auf Antigua und Sprecher der dortigen gesetzgebenden Versammlung, kam im Jahre 1758 mit einigen seiner Neger nach England, wo sie Wesley taufte. Voll des heißen Wunsches, das Reich Gottes unter den Negern auszubreiten, bat Gilbert den Prediger Fletcher, einen nahen Freund Wesley's, ihn als Missionar nach Antigua zu begleiten; der schlug es aber aus, und Gilbert, ohne Geistlichen nach Antigua zurückgekehrt, hielt selbst Sonntags in seinem Hause Predigten und Betstunden, und verstattete Allen, die kommen wollten, den Zutritt. Bei einem so angesehenen Manne erregte dieß freilich großes Aufsehen und zog ihm viel Verachtung und Schmach zu; aber die armen Neger hörten ihn gern, und er erlebte es, 200 zu sammeln, die er zu einer Art Gesellschaft nach Art der methodistischen vereinigte. Allein mitten in seinen Bemühungen für das Heil der Neger verstarb er, und 26 Jahre lang waren diese wieder sich selbst überlassen. Zwei fromme Negerinnen hielten innerhalb dieser Zeit in ihren armen Hütten, so gut sie es vermochten, Betstunden und sprachen mit ihnen von dem Heile, das in Christo Jesu ist. Da kam John Baxter, ein Schiffsbaumeister, von den königlichen Werften in Chatham nach Englisch Harbour auf Antigua, um dort in seinem Handwerk zu arbeiten. Seit 12 Jahren ein frommes Mitglied der Methodisten-Gemeinde in England und schon seit einigen Jahren Klassenvorsteher, nahm er alsbald der zerstreuten Trümmer unter den heilsbegierigen Negern sich an und übernahm gleich nach seiner Ankunft, so weit es sein Geschäft zuließ, die Leitung der schwarzen Gesellschaft. Die Sonntage widmete er ihr ganz, und Werkeltags, wenn seine Arbeit vollendet war, ritt er auf den verschiedenen Pflanzungen umher, um die Sklaven zu unterrichten und zu ermahnen. Er fand es freilich schwer für Fleisch und Blut, wie er sagte, den ganzen Tag zu arbeiten, und des Nachts 2 Meilen weit umher zu reiten und zu predigen; aber dennoch war er im Dienste des Herrn der glücklichste Mensch auf der Insel. Seine Erbauungsstunden wurden bald von Schwarzen und Weißen der Insel so zahlreich besucht, daß er sich 1783 genöthigt und durch die Beiträge seiner Zuhörer in den Stand gesetzt sah, ein geräumiges Bethaus zu bauen. Von Zeit zu Zeit schrieb er an Wesley, bat um seinen Rath, und äußerte die Hoffnung, daß doch bald Jemand zu seiner Unterstützung kommen möchte. Eine wohlhabende Frau that alle Abend ihr Haus zum Gebet auf, und setzte alle Woche einen Abend zum Vorlesen der Schrift fest. Diese Versammlungen waren sehr besucht; „denn ein Engländer," sagte die Dame, „kann schwerlich den Hunger und Durst eines armen Negers sich denken, wenn er das erste Mal erfahren hat, daß seine Seele unsterblich ist und der heilige Geist sie aus dem Tode erweckt." Bald erhielten sie auf eine merkwürdige Weise fernere Unterstützung. Ein christliches altes Ehepaar mit zwei Söhnen zu Waterford in Irland ließ am Schluß des Amerikanischen Krieges durch die damals häufigen Vorspiegelungen eines besseren Fortkommens in Amerika

sich bewegen, nach Virginien sich einzuschiffen. Da sie indeß die Ueberfahrt nicht bezahlen konnten, wurden sie Sklaven des Schiffskapitäns, bis das Geld abverdient war, und da die Alten zum Verkauf nicht brauchbar waren, sollten die jungen Leute auch für ihre Kosten mit dienen. Ein verheiratheter Sohn, der mit seiner Frau an Bord kam, um Abschied zu nehmen, ward von den Seinigen überredet, unter denselben Bedingungen sich an sie anzuschließen. Bald fühlten sie die ganze Bitterkeit des Sklavenstandes, in den sie so unvorsichtig sich begeben, als sie wunderbar daraus gerettet wurden. Nach einer stürmischen Fahrt ward ihr Schiff nach Westindien verschlagen; bei Antigua scheiterte es, und die Mannschaft rettete sich auf den Brettern des Verdecks. Da hörten sie, daß es Methodisten auf der Insel gebe, fanden bei denselben thätige Unterstützung und wurden losgekauft. Die drei Söhne wurden vortheilhaft angestellt; der alte Mann ward unter Baxter Vorsteher und diente der Gesellschaft mit seiner reichen Erfahrung, und 1786 hatte sie fast 2000 Personen unter ihrer Pflege. Schon war dem frommen Baxter neben seinen Berufsarbeiten als Schiffsbaumeister das Werk des Amtes unter den Negern schier zu schwer geworden, als gerade zu der besten Stunde Coke mit seinen 3 Gehülfen an die Ufer von Antigua verschlagen wurde. Noch am Tage seiner Landung hatte dieser die Freude, Baxter brüderlich zu umarmen und in seiner Kapelle den versammelten Negern das Wort von der großen Freude zu verkündigen. Der Zudrang auch zu seinen ferneren Predigten war außerordentlich, wie er selbst in der ersten Woche seines Aufenthaltes schreibt: „Ich bin genöthigt, jeden Tag zweimal Gottesdienst zu halten. Die Kapelle ist an den Abenden gewöhnlich schon eine Stunde vor dem Gottesdienste so mit Menschen angefüllt, daß ich immer früher anfangen muß. Meist sind schon alle Sitze von den weißen Herren und Frauen der Stadt besetzt, so daß die armen Neger, welche die Kapelle gebaut haben, draußen stehen müssen; und sie lassen sich dieß mit sichtbarer Freude gefallen." — Die angesehensten Bewohner der Insel gaben sich alle Mühe, Coke selbst als Prediger zu behalten; er aber dürstete nach einem ausgedehnteren Wirkungskreise, willigte indeß mit Freuden in das Begehren ein, seinen Begleiter Warrener auf diesem großen Erntefelde zurückzulassen. Dieß war der erste Methodisten-Missionar in Westindien.

Die Kunde von den angekommenen Friedensboten verbreitete sich schnell, und von verschiedenen andern Inseln kamen dringende Einladungen zu einem Besuch an Coke. In Folge dessen segelte er mit Baxter und seinen Reisegefährten zuerst nach Dominika, wo zwei fromme Neger, die durch die Brüder auf Antigua bekehrt worden waren, ein Häuflein heilsbegieriger Seelen um sich zu versammeln pflegten. Coke predigte hier im Hause einer frommen Mulattin, und alle Zugänge waren mit begierigen Hörern angefüllt. Dann besuchte er Kingston auf der Insel St. Vincent, wo in wenigen Stunden eine große Versammlung beisammen war, um das Wort Gottes zu hören. Die Begierde nach dem Evangelio war unter den Negern so allgemein, daß Coke beschloß, seinen zweiten Gehülfen, Clarke, als Missionar hier zurückzulassen. Ein frommer Engländer ließ sogleich sein großes Waarenhaus durch seine rü-

stigen Neger zur Missionswohnung einrichten, der Gouverneur und die angesehensten Einwohner der Stadt versprachen dem Missionar Schutz und Unterhalt. „Was die Neger im Allgemeinen betrifft," schreibt Coke in seinem Tagebuch, „so ist es nicht in Worte zu fassen, mit welcher Liebe sie uns nachblicken, wenn wir an ihnen vorübergehen. Diese Männer hat der Sturm für uns hergejagt, hörten wir sie zu einander sagen. Daß ein Missionar bei diesen guten Leuten bleiben muß, ist mir als Gottes Wille so klar, wie wenn es mit einem Sonnenstrahl vor mir geschrieben stünde." — Weiter ging die Reise nach St. Kitts (St. Christoph), wo Coke bereits erwartet wurde, aber zunächst nur einen Tag sich aufhalten konnte, weil das Schiff weiter nach der Insel Newis fuhr. Hier zeigte sich keine Geneigtheit, den Negern christlichen Unterricht zu gestatten, und Coke kehrte nach St. Kitts zurück, wo er alle Hände voll zu thun hatte, um den Einladungen zum Predigen hie und da zu genügen, und da die Neger mit heißer Begierde dauernden Unterricht im Worte Gottes verlangten, seinen dritten Gehülfen, Hammet, als Missionar zurückließ. Kaum war dieß in Newis bekannt geworden, als Hammet von einigen der Plantagenbesitzer daselbst freundlichst eingeladen ward, von Zeit zu Zeit zu ihnen zu kommen, und ihre Neger im Christenthum zu unterrichten. Und bis auf diesen Tag hat diese Insel eine beträchtliche Anzahl frommer Seelen aufzuweisen, die würdiglich wandeln in dem Evangelio Christi. — Darnach entschloß sich Coke, mit einigen seiner Freunde auch die niederländische Insel St. Eustach (Eustathius) zu besuchen. Kaum am Lande, wurden sie von zwei Freinegern angeredet, ob sie zu den Brüdern gehörten? Coke gab sich als ein Glied der großen Familie Gottes zu erkennen und wurde darauf freundlich in ihre Hütte geführt. Da erfuhr er denn, wie wohlthätig ein gewisser Negersklave, Namens Harry, seit etlichen Jahren hier gewirkt habe. In Amerika war er bekehrt und Mitglied einer dortigen Methodistengesellschaft geworden. Nach St. Eustach verkauft, schmachtete er nach christlichem Umgang und den schönen Gottesdiensten des Herrn, deren er gänzlich beraubt war. Endlich faßte er Muth, mit seinen schwarzen Brüdern nach der Arbeit von der Liebe Christi zu reden. Er fand viele Zuhörer, und selbst der Gouverneur, der einmal einer Andachtsstunde beiwohnte, äußerte sich zufrieden. Mehr als 20 Neger wurden durch Harry bekehrt; eines Tages aber wurden Etliche von seinem Vortrag so mächtig ergriffen, daß sie zu Boden fielen und eine Weile besinnungslos da lagen. Das machte Lärm unter den Sklavenhaltern, und dem armen Harry wurden an eben dem Tage, da Coke landete, seine Andachtsstunden verboten.

Harry fügte sich in den Befehl, glaubte aber später wenigstens gemeinschaftlich beten zu dürfen mit seinen Brüdern. Darüber angeklagt, ward er vom Gouverneur verurtheilt, öffentlich gegeißelt, eine Zeit lang in's Gefängniß geworfen und dann von der Insel verbannt zu werden. Erst nach 10 Jahren traf ihn Coke auf seinen spätern Wanderungen in Amerika als einen frommen und achtungswerthen Freineger daselbst unvermuthet wieder.

Vergeblich bemühte sich Coke, die Erlaubniß zur Anlegung einer Mission auf St. Eustach zu erhalten, nahm daher einen sehr wehmü-

thigen Abschied von den heilsbegierigen Negern und ging unter ihren Thränen zu Schiffe, um nach Amerika hinüberzusegeln. Die armen Schwarzen aber trugen für ihn einen solchen Vorrath von Lebensmitteln in's Schiff, daß er mit 8 andern Reisenden beinahe 3 Wochen langt auf der See davon leben konnte.

Am 28. Februar 1787 landete Coke zu Charlestown in Nordamerika. Die Sklavenhändler und halsstarrigen Sklavenbesitzer hatten indessen das Möglichste gethan, ihn zu verdächtigen und als einen gefährlichen Menschen darzustellen. Nun kam er doch auf's Neue. Während er durch die dichten Wälder Virginiens reiste, stellte sich ein Meuchelmörder hinter den Busch und drückte sein Feuergewehr auf ihn ab, ohne ihn jedoch zu treffen. Auch der Plan, ihn in der Stille aufzufangen, mißlang den Unmenschen. Indessen verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den Sklavenhändlern aller Staaten das Gerücht, daß der berüchtigte Mann wieder im Lande umherziehe und den Leuten verbiete, Sklaven zu halten; und zu Richmond, im Staate New-York, erpreßten sie eine Regierungsakte, in welcher Coke für einen gefährlichen Menschen erklärt wurde, den man verfolgen müsse. Er aber, seines heiligen Rechtes gewiß, zog furchtlos in Richmond ein, trat vor den Rath, und bat sich aus, im Rathhause, dem größten Local der Stadt, eine Versammlung halten zu dürfen. Seine Festigkeit, seine Gewißheit in der Sache überwältigte die Rathsherren so, daß keiner den Mund dagegen aufzuthun wagte. Er verkündigte einer großen aufmerksamen Versammlung das Wort Gottes, und vorzüglich die Wahrheit, daß es Sünde und Schande für Christen sei, mit Menschenseelen und Menschenleibern, die ihr Heiland erlöst habe, Handel zu treiben und sie zu gebrauchen wie das liebe Vieh. Unangetastet ging er von dannen.

Nach Europa zurückgekehrt, traf Coke im Juni 1787 in Dublin mit Wesley zusammen, und kam mit ihm und 11 andern Methodistenpredigern nach einer kurzen, aber gefährlichen Fahrt zu Manchester an, wo auf einer Methodisten-Konferenz nach mannigfaltiger Berathung allgemein der freudige Entschluß ausgesprochen ward, daß den armen Negern Missionare zugesendet werden sollten, sobald die erforderlichen Mittel zu ihrer Ausrüstung und Ueberfahrt, sowie zu ihrem Unterhalte zusammengebracht sein würden. Coke selbst erbot sich, zum Besten der Neger im Lande umherzureisen, und von Haus zu Haus das Erbarmen der Christen für sie in Anspruch zu nehmen. Nachdem sodann auf einer Prediger-Konferenz im Frühling 1788 der einmüthige Beschluß gefaßt worden war, daß drei Missionare, Lumb, Gamble und Pearce (Pihrs) im Laufe des Jahres den armen Negersklaven in Westindien durch Th. Coke zugeführt werden sollten, der bisher mit unermüdeter Treue und glücklichem Erfolg die thätige Liebe der Christen für ihre Ausrüstung in Anspruch genommen hatte, schiffte sich Coke mit seinen drei Brüdern unverweilt nach Westindien ein, und stieg nach einer glücklichen Seereise mit Pearce in Barbadoes an's Land, während die beiden Andern nach St. Vincent ihre Reise fortsetzten. Auf Barbadoes waren sie Fremdlinge im eigentlichen Sinne des Worts, und wußten nicht, an wen sie zunächst sich wenden sollten. Da erinnerte sich Pearce, daß in dem Englischen Regiment auf der Insel etliche fromme Soldaten sich befanden, die er kannte. Kaum hatte er sich im Regimente umgesehen, als ihm voll Entzücken etliche Soldaten um den Hals fielen, die ihre Freude nicht in Worte fassen konnten, einen alten christlichen Freund so unerwartet hier anzutreffen. Sie erzählten, daß sie im Hause eines Kaufmanns, Namens Button, in Ermangelung aller Erbauungsgelegenheiten

sich zu versammeln pflegten. Es ergab sich, daß Button schon in Amerika mit Coke bekannt, und daß manche seiner Sklaven von Coke getauft worden und dem Bekenntnisse treu geblieben waren. Auch andere Gutsbesitzer, selbst der Gouverneur, zeigten sich der Mission günstig, und Pearce blieb in einem Wirkungskreise zurück, der nicht weniger als 70,000 Schwarze und 30,000 Weiße in sich faßte. Von da reiste Coke nach St. Vincent, wo er seine beiden vorausgegangenen Freunde bei Missionar Baxter, den er zwei Jahre zuvor dort gelassen, wohlbehalten antraf. Hier suchten sie auch die daselbst noch wohnenden Karaiben in den Gebirgen auf; ihre Bemühungen aber, dieses wilde Bergvolk für das Evangelium zu gewinnen, waren vergeblich, wie denn bis jetzt jeder Missionsversuch an dem rohen Unabhängigkeitsgefühle derselben gescheitert ist. Nachdem Coke für die große, hoffnungerweckende Negerbevölkerung von St. Vincent die beiden Missionare Gamble und Clarke daselbst zurückgelassen und die erforderlichen Einrichtungen für ihre Arbeit am Evangelio getroffen, reiste er mit seinem noch übrigen Freunde Lumb nach Dominika ab, wo sie sehr günstig aufgenommen wurden und nach fünftägigem Aufenthalt die Ueberzeugung gewannen, daß auch hier der Boden zubereitet war, den guten Samen aufzunehmen, sobald ein Diener Christi auf dieß Saatfeld gesandt werden konnte. In Antigua, welches er dann besuchte, war die Negergemeinde bereits auf 2800 Seelen angewachsen und mehrte sich noch täglich, während der heilsame Einfluß des Christenthums auf die schwarze Bevölkerung unverkennbar war. Ebenso hatte sich auf St. Kitt's durch Hammet's rastlose Bemühungen eine Negergemeinde von 700 Seelen gebildet, in welcher ein erfreulicher Ernst wahrzunehmen war und 2 ausgezeichnete Neger als Lokal-Prediger sehr wohlthätig auf ihre schwarzen Brüder wirkten. — Um so betrübter sah es auf der holländischen Insel St. Eustach aus, wohin Coke nun sich wandte. Hier war seit seinem letzten Besuche ein Regierungsbefehl des Inhaltes erlassen worden: „Wenn ein Weißer irgendwo mit einigen seiner Brüder betend angetroffen werde, so solle er zum ersten und zweiten Male mit Geld bestraft, bei dem dritten Vergehen aber gegeißelt, seines Vermögens für verlustig erklärt und von der Insel verbannt werden. Ein Schwarzer solle für jedes Gebet 39 Ruthenstreiche erhalten, und wenn er zum zweiten Male ertappt werde, gegeißelt und von der Insel verbannt werden. Ein Sklave endlich solle, wenn sich's befinde, daß er gebetet habe, gegeißelt werden." Unter solchen Umständen konnte Coke nichts vornehmen, tröstete die aus 258 Seelen bestehende Gemeinde, und nahm Abschied. Kaum aber hatte er sich mit den Seinen eingeschifft, als sie zu ihrem Schrecken wahrnahmen, daß sowohl der Kapitän als sämmtliche Matrosen in solchem Grade betrunken waren, daß sie das Schiff nicht zu regieren vermochten. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich selbst des Steuerruders zu bemächtigen, und der Herr ließ es ihnen gelingen, dem Hafen, von welchem sie ausgefahren waren, so nahe zu kommen, daß sie mit Lebensgefahr auf einem Boote das Land erreichen konnten. So unerwartet nach St. Eustach zurückversetzt, fühlte sich Coke unwiderstehlich gedrungen, ein Zeugniß auf der Insel abzulegen. Er miethete sich, um keinen Neger in die

Strafe zu verwickeln, in einem ganz fremden Hause ein, und fing an, öffentlich vor großen Schaaren, die sich sammelten, zu predigen. Durch den Erfolg noch kühner gemacht, kündigte er eine Predigt an einem öffentlichen Orte an. Da erwachte auch der Feind; der Gouverneur verbot dem Hausbesitzer bei schwerer Strafe, Coke länger zu beherbergen, und diesem wurde jeder Versuch untersagt, den Weißen oder Schwarzen das Evangelium zu verkündigen. So mußte Coke zum zweiten Male wehmüthig scheiden. Er kam zunächst nach der Insel Saba, die gleichfalls holländisch und von St. Eustach abhängig war. Hier ward er freundlich aufgenommen, und da 17 Jahre lang kein Prediger mehr da gewesen war, bat der ganze Rath dringend um einen Missionar. So ließ denn Coke einen seiner Begleiter, Brazier, daselbst zurück; aber von St. Eustach kam alsbald der Befehl, ihn wieder fortzuschicken, und so mußte das Evangelium auch von Saba weichen. — Darauf segelte Coke, da auf den niederländischen Inseln für jetzt wenigstens nichts auszurichten war, nach Tortola, wo er am 17. Januar 1789 ankam, und, nachdem er auf dieser von 1000 Weißen und 8000 Schwarzen bewohnten Insel mehrmals vor zahlreichen Versammlungen gepredigt, die erforderlichen Einleitungen für eine künftige Mission unter den heilsbegierigen Negersklaven traf. Auf St. Croix, das er sodann besuchte, von dem dänischen Gouverneur, der eine Mission unter den Negern zu unterstützen versprach, freundlich aufgenommen, ließ Coke den letzten seiner Begleiter als Missionar für diese Insel und Tortola zurück, und setzte seine Reise allein nach Jamaika fort, wo sich ihm gleichfalls die erfreulichsten Aussichten eröffneten, aber für den Augenblick aus Mangel an einem Gehülfen nichts unternommen werden konnte. Auf 10 westindischen Inseln mit 260,000 Einwohnern, worunter 200,000 Negersklaven, bestanden nun vielversprechende Missionen; Coke aber setzte seine Reise nach dem amerikanischen Continente fort und langte am 24. Februar 1789 glücklich in Charlestown an.

In Amerika, wo er wieder die Methodisten-Gemeinden bereiste und mit seinem alten Freund Asbury mehreren Konferenzen beiwohnte, war die Zahl sämmtlicher Methodisten auf 43265 Seelen gestiegen, darunter 8421 Schwarze und auch 3 Indianer. Unter letzteren sollte ein Missionsversuch gemacht werden, und Asbury selbst ließ sich unter einem nicht weit vom Fort Pitt wohnenden Indianerstamme nieder; doch hatte diese Mission nur geringen Erfolg. Coke aber kehrte nach Europa zurück, und wenn schon früher die Heiden Ostindiens ihm vor der Seele gestanden, so wurden jetzt durch Forster's Reisen, welche er auf der Ueberfahrt las, auch Missionsgedanken für die Südsee-Insulaner in seinem Herzen lebendig, an deren Ausführung indeß damals noch nicht zu denken war.

Am 10. Juli 1789 langte Coke nach einer glücklichen Fahrt wieder zu Liverpool in England an. Kaum angekommen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seinem Freund J. Wesley und der versammelten Methodisten-Prediger-Konferenz die erfreulichen Nachrichten von dem segensvollen Fortgang des Evangeliums mitzutheilen, die er aus Westindien und Nordamerika mitgebracht hatte. Er legte seinen Brüdern die Sache der Neger mit einem solchen Feuer christlicher Wärme und Beredtsamkeit an's Herz, daß alle Anwesenden für den Entschluß begeistert wurden, für die Rettung und christliche Erleuchtung derselben kein Mittel unversucht

zu lassen und ihnen christliche Missionare zuzusenden, wo die Vorsehung Gottes nur immer eine Thür dazu öffnen würde. Die schwierigste Frage war nur, woher die dazu nöthigen Geldmittel nehmen? Abermals entschloß sich Coke, im Königreich umherzureisen und für seine armen Neger von Thür zu Thür eine Beihülfe anzusprechen. Sechszehn Monate lang reiste er mit rastloser Hingebung von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf im Lande umher, hielt überall, wo ihm die Kirche oder ein Privathaus dazu geöffnet wurde, eine feurige Missionspredigt, und sprach seine Zuhörer um Hülfe für die Millionen elender Negersklaven an, deren klirrende Fesseln er gesehen und deren Seufzer er gehört hatte. Nicht selten freilich war Spott und Hohn, ja selbst schnöde Beleidigung der Lohn seiner Menschenfreundlichkeit; im Ganzen aber übertraf der Erfolg dieser Missionswanderung unter dem sichtbaren Segen des Herrn selbst seine kühnsten Erwartungen, wobei überdieß ein lebendiger Missionsgeist in den Herzen seiner Landsleute angeregt wurde. Nicht nur die Schulden, welche er zur Führung der Negermission hatte aufnehmen müssen, konnten getilgt, sondern auch neue Missionsversuche getrost unternommen werden. So durfte denn Coke im Oktober 1790 in Begleitung zweier Missionare, Lyons und Werril, in kindlichem Vertrauen auf die Hülfe seines Gottes eine dritte Missionsreise nach Westindien antreten.

Nach einer glücklichen Fahrt von 37 Tagen langte er mit seinen beiden Gehülfen am 22. November 1790 wohlbehalten auf der Insel Barbadoes an. Hier hatte Missionar Pearce in der Zwischenzeit eine schwere Verfolgung auszustehen gehabt; der Sturm aber hatte sich gelegt und ein neues Versammlungshaus war aufgerichtet worden, das 700 Zuhörer in sich faßte. Von hier setzte er seine Reise nach St. Vincent fort, wo das Wort Gottes unterdessen mit ausgezeichnetem Segen unter den Negern verkündigt worden war. Weiter besuchte Coke die Insel Grenada, wo bisher noch nichts für die Neger geschehen war. Doch traf er einen frommen Prediger, Dent, hier an; ein kleiner Verein von etwa 20 Negern hatte sich gebildet, die ernstlich um die Rettung ihrer Seelen bemüht waren und von einem frommen Mulatten aus Antigua unterrichtet wurden. Ueber Antigua, wo die Verkündigung des Evangeliums herrliche Früchte getragen, Montserrat und St. Kitts setzte Coke seine Besuchsreise nach St. Eustach fort. Hier hoffte er es dießmal besser zu treffen, da mittlerweile ein neuer Gouverneur eingetreten war; aber wiederum wurde er unfreundlich zurückgewiesen. Indessen genoß die auf 200 Seelen angewachsene Negergemeinde die Erlaubniß, unter sich Erbauungs-Versammlungen zu halten, und 8 sehr brauchbare Negergehülfen arbeiteten segensvoll in ihren Kreisen. Nach einem Besuch auf der Insel Newis, wo er freundlich aufgenommen ward und viele schöne Früchte der Mission unter den Negern wahrnehmen konnte, setzte nun Coke mit seinem Gehülfen Werril seine Reise nach der großen und volkreichen Insel Jamaika fort, wo er am 5. Januar 1791 auf Montego-Bai landete. Er war völlig unbekannt in der Stadt, suchte aber doch Gelegenheit, zu predigen. Man wies ihm das Schauspielhaus an, das früher eine Kirche gewesen war, später aber an einen Privatmann verkauft wurde, der es nun zu Tanzbelustigungen und Schau-

spielen vermiethete. Gegen Entrichtung eines Miethzinses ward es Coke zu Versammlungen überlassen, und in großen Schaaren strömte das Volk herbei, das sonst etwas ganz Anderes hier zu sehen gewohnt war. Es unterließ auch nicht, durch lautes Beifallklatschen, wie im Theater, seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, welchem Unfug indeß der bessere Theil der Zuhörer bald ein Ende zu machen wußte. Von Montego-Bai begab sich Coke auch nach der etwa 50 Stunden entfernten Hauptstadt Kingston, wo seit einem Jahre Missionar Hammet sich niedergelassen und in einer neu erbauten Kapelle großen Schaaren das Evangelium verkündigt hatte. Derselbe war aber an Körper und Geist gänzlich erschöpft, da der Verfolgungsgeist auf's heftigste wider ihn getobt hatte. Da nämlich die Obrigkeit den leidenschaftlichen Ausbrüchen des Pöbels keinen Einhalt that, wurde die Thür der Kapelle gesprengt und ein Gräuel der Verwüstung in derselben angerichtet, Hammet selbst aber so mißhandelt, daß er geraume Zeit an einer tödtlichen Krankheit darnieder lag. Kaum war nun Coke's Ankunft bekannt geworden, so waren die öffentlichen Blätter voll von den gehässigsten Verläumdungen gegen ihn; ja sie scheuten sich nicht, ihn öffentlich zu beschuldigen, daß er im Vaterlande einen großen Diebstahl begangen und, um der Strafe zu entfliehen, nach Amerika seine Zuflucht genommen habe. Coke ließ sich aber nicht abschrecken, sondern traf die kräftigsten Vorkehrungen, die gesammelte Gemeinde, welche aus 234 Mitgliedern bestand, aufrecht zu erhalten, und seine lauten Erklärungen, daß er durch die Englische Regierung auf gesetzlichem Wege für die Sicherstellung der Gemeinde sorgen werde, hatte zur Folge, daß Werril, den er statt Hammet's da zu lassen beschloß, die Gestattung erhielt, das Evangelium ohne Störung von außen zu verkündigen. So konnte Coke auch dießmal seine Reise nach Amerika mit dem Eindruck fortsetzen, daß das Reich Gottes in Westindien trotz der Verfolgungen in fortgehendem Wachsthum begriffen sei.

Nach einer äußerst gefahrvollen Reise landete er mit Missionar Hammet am 21. Februar 1791 in Charlestown, und wie bei seinen früheren Besuchen in Amerika, so reiste er auch jetzt wieder mit unermüdeter Anstrengung und unter mancherlei Gefahr von einer Provinz zur andern, um den Jahres-Konferenzen der Methodisten-Prediger beizuwohnen, den Zustand der Gemeinden kennen zu lernen, sich gemeinsam mit seinen Brüdern über die zweckmäßigsten Mittel zur Förderung des Evangelii zu berathen und ihren Glauben und ihren Eifer im Werke des Amtes mit des Herrn Gnade zu stärken. Auf diesen weiten Wanderungen besuchte er auch einst einen Indianerstamm am Catauba-Flusse, in dessen Nähe er die Bekanntschaft eines eifrigen jungen Mannes machte, der es sich sehr angelegen sein ließ, die Erkenntniß des Heils unter seinen Brüdern in jenen öden Wildnissen auszubreiten. Sechs Jahre zuvor war Coke auf einer Reise nach Virginien zufälliger Weise in der Hütte eingekehrt, in welcher dieser junge Mann mit seiner Mutter, einer Wittwe, und noch 6 Geschwistern wohnte. Damals lebte noch die ganze Familie in völliger Unbekanntschaft mit Gott und göttlichen Dingen. Als Coke ihre Wohnung verließ, ließ er ihnen eine kleine Schrift zurück, welche die Hauptlehren des Christenthums in sich faßte. Das Lesen derselben machte einen so starken Eindruck auf ihre Gemüther, daß alle Glieder der Familie dadurch angeregt wurden, den Herrn zu suchen. Die Töchter verheiratheten sich, und auch die Männer derselben wurden zu Gott bekehrt, und so fand Coke nun in dieser Wildniß 14 Seelen beisammen, die dem Herrn dienten. — Mitten in der Freude über das innere und äußere Wachsthum der Gesellschaft, welcher er angehörte, ereilte ihn in Virginien am 21. April die Trauerkunde von dem Ableben seines theuern Freundes John Wesley, wodurch er zur schleunigsten Rückkehr nach Europa bewogen wurde, nach mancherlei Aufenthalt am 14. Mai 1791 von New-Castle

abfegelte, und nach einer glücklichen Fahrt auf einem Fischerboote sich zu Falmouth an's Land setzen ließ. — Nach Wesley's Tode war Coke in einer etwas peinlichen Stellung zu den Methodisten in England, und während er mit sich selbst darüber kämpfte, erhielt er von seinem davon nichts ahnenden Freund Asbury einen Brief, darin dieser unter Anderem schrieb: „Ich habe nun der Kirche Christi seit 25 Jahren in Europa und Amerika gedient. Mein ganzer äußerlicher Gewinn, den ich dabei davon trug, besteht in 2 alten Pferden, die steten Gefährten meiner mühevollen Wanderungen, die mich im Dienste des Herrn und meiner Brüder jedes Jahr 2000—2500 Stunden umherführen. Finden wir zusammen an den Waldbächen der Wildniß keine Fährte, so schwimmen sie mit mir den Fluß hinüber. Meine Kleidung ist immer, wie du weißt, dieselbe geblieben; auch habe ich kein Silber noch Gold noch anderes Eigenthum. Meine vertrauten Freunde wissen, daß mich das Alles nicht kümmert. Meinen gebührenden Antheil an dem Bücherverlage der Gesellschaft gebe ich mit Freuden der Einrichtung von Schulen hin, und bin es zufrieden, wenn man über meinen Namen und über meine Lebensgeschichte das wahre Loosungswort schreibt: er ist ein armer Sünder gewesen, u. s. w." Dieß Freundeswort aus weiter Ferne kam zur rechten Stunde, und Coke war fortan bereit, für das hohe Glück, dem Herrn an seinen Brüdern zu dienen, jedes Opfer zu bringen. Gleiche Aufopferungsliebe und Hingebung an die Sache des Herrn beseelte auch die Uebrigen, und so kam es, daß die zu Manchester gehaltene Konferenz ungemein friedlich und segensreich endete, und der Methodisten-Verbindung ein neues Siegel ihres gedeihlichen Fortbestehens aufdrückte. Coke erhielt von ihr den Auftrag, das Leben John Wesley's zu schreiben, woran er bis zum Jahre 1792 arbeitete, mittlerweile auch im Jahre 1791 mit einigen Brüdern nach Paris eilte, um mitten unter den Stürmen und Gräueln der Revolution das Evangelium zu verkündigen, was jedoch aus Mangel an Zuhörern bald wieder unterbleiben mußte. Weiter erhielt er den Auftrag, eine kernhafte, praktische Auslegung der Heiligen Schrift zu verfassen, ein Werk, woran er zu Land und zu Wasser 15 Jahre gearbeitet hat, bis es in 6 großen Quartbänden vollendet war. Unter dem Allen vergaß er die ihm so theure Missionssache nicht und versäumte keine Gelegenheit, für die Erleuchtung und Rettung der armen Heidenwelt geschäftig zu sein.

Der Schluß der Jahres-Konferenz 1792 war für Th. Coke das Signal seiner Abreise nach Westindien. Durch neugesammelte Beiträge während seines Aufenthalts in England war er abermals im Stande, nicht bloß die Schulden seiner erschöpften Missionskasse zu tilgen, sondern auch wieder einen frommen Gehülfen zum Unterricht der armen Neger mitzunehmen. Am 1. September 1792 reiste er von Gravesand ab, dießmal zuerst nach Nordamerika und von hier, nach gleichem Wirken wie früher, am 12. December nach Westindien. Sein erster Besuch galt der Insel St. Eustach, wo er am 31. December ankam. Noch immer wüthete hier der Geist der Verfolgung; noch ward es dem Boten Christi nicht gestattet, das Evangelium zu predigen. Kurz vor seiner Ankunft waren mehrere Negerinnen bloß darum bis auf's Blut gegeißelt worden, weil sie einer Gebetsversammlung beigewohnt hatten. Doch blieben die Meisten standhaft bei ihrem Glauben, und ihr Häuflein wuchs sogar unter den Verfolgungen. Coke verwendete sich in der Folge (1794) persönlich für diese Insel bei der Holländischen Regierung, aber seine Bemühungen waren fruchtlos. Erst nach 10 Jahren änderte sich durch eine besondere Fügung die Sache. Ein angesehener Gutsbesitzer der Insel, der Augenzeuge von den wohlthätigen Einwirkungen der Negermission auf andern Inseln gewesen war, fühlte sich gedrungen, im Jahre 1804 dem Gouverneur eine nachdrückliche Schrift einzureichen, welche diesen bewog, die Grundsätze seiner Vorgänger zu verlassen. Alsbald wurden nun methodistische Missionare herbeigerufen; eine Kapelle ward erbaut,

eine Sonntagsschule eingerichtet, und Coke sah seinen heißen Wunsch noch bei seinen Lebzeiten erfüllt, auch Eustach im Verzeichnisse der westindischen Inseln anzutreffen, auf denen das Panier des Kreuzes aufgerichtet werden durfte. — Das Ungewitter der Verfolgungswuth hatte sich aber nicht bloß auf diese Insel beschränkt. Als Coke am 2. Januar 1793 auf St. Kitts landete, erfuhr er, daß der würdige Missionar Lumb auf St. Vincent in Fesseln liege. Er eilte, ihn im Gefängniß zu trösten, und fand ihn neben einem Missethäter in Banden liegen, bloß darum, weil er den Negern das Evangelium verkündigt hatte, was durch eine gesetzliche Verfügung Jedem untersagt war, der nicht nach einem Aufenthalt von 12 Monaten Erlaubniß dazu hatte. Für die Uebertretung dieser Verordnung war das erste Mal 90tägige Gefängnißstrafe, das zweite Mal körperliche Züchtigung mit ewiger Verbannung von der Insel und das dritte Mal Todesstrafe angedroht. Lumb hatte freilich diese Verordnung überschritten; aber auch die den Methodisten nicht eben geneigten weißen Einwohner der Insel sprachen laut und unverholen ihre Mißbilligung über die grausame Behandlung des Mannes aus. Coke mußte ihn jetzt freilich im Gefängniß zurücklassen, verwendete sich aber für ihn in England, und da die Englische Regierung ein Zeugniß von dem Gouverneur über die methodistischen Missionen überhaupt verlangte, so hatte die Gesellschaft die Befriedigung, den Werth ihrer Missionen anerkannt zu sehen. In Grenada traf Coke seinen alten Freund Dent, der hier im Segen wirkte, zu seiner großen Freude an, und am 9. Februar fand eine Versammlung der Missionare auf Antigua Statt, wo noch immer das Werk des Herrn lieblich fortblühte. Um diese Zeit arbeiteten auf 10 westindischen Inseln 13 Methodisten-Missionare, und ihre sämmtlichen Negergemeinden zählten 6570 Seelen. Ueber Barbadoes, wo er die geringe Negergemeinde lebendig fand in dem Gott ihres Heils, segelte Coke nach Jamaika, und machte auch einen kurzen Besuch auf der Insel St. Domingo, von deren damaliger Sittenverwilderung er eine furchtbare Schilderung giebt. Auf der großen Insel Jamaika bestand die Methodisten-Gemeinde nur aus 200 Seelen, und die Missionssache war Gegenstand des Spottes und der Verachtung, obgleich das Gesetz eben keine Verfolgung gegen dieselbe aussprach. — Am 14. April 1793 trat Coke von Jamaika aus seine Rückreise nach Europa an, und wäre unterwegs beinahe von einem französischen Kaperschiff gefangen worden, wenn nicht eben grade zur rechten Zeit eine englische Flotte von 11 Linienschiffen im Kanal erschienen wäre, vor welcher der Kaper schleunig zu verschwinden suchte. Wohlbehalten lief Coke am 6. Juni 1793 in Falmouth ein.

Nach einer zu Leeds gehaltenen Konferenz der Methodisten reiste der unermüdliche Streiter Christi wieder in England von einer Stadt zur andern umher, machte auf den Kanzeln Tausende seiner Zuhörer mit dem Zustande der Missionssache bekannt und sammelte von einer Thür zur andern die Unterstützungen der Christen für dieß heilige Werk Gottes, das mit jedem Jahre segensvoller aufzublühen begann.

Im Jahre 1795 richtete Coke seine Aufmerksamkeit auch nach Afrika und brachte im folgenden Jahre die Aussendung etlicher frommer Handwerker unter die Fulah-

Neger zu Stande, welche freilich meist durch die Schuld der Frauen bald in Streit geriethen und unverrichteter Sache nach England zurückkehrten. Mit einem über das Mißlingen dieser Mission tiefverwundeten Herzen reiste Coke im August 1796 zum sechsten Mal nach Nord-Amerika ab, wo er bis zum Februar 1797 sich aufhielt, in der gewohnten Weise thätig, aber betrübt durch mancherlei Zwistigkeiten unter den Methodisten selbst, wodurch er zuerst auf den Gedanken kam, seinen bleibenden Wohnsitz wo möglich in Amerika aufzuschlagen. Auf der Rückreise trieb ein furchtbarer Sturm sein Schiff 16 Tage lang auf derselben Stelle im Kanal von Irland umher, darnach aber folgte eine lange anhaltende Windstille. Der abergläubische Schiffskapitän schrieb diese Unfälle dem Umstande zu, daß Coke während dieser Zeit stets in einem großen Folianten gelesen hatte. In den ersten Tagen äußerte er bisweilen gegen denselben, er wolle froh sein, wenn er einmal mit dem Folianten fertig geworden sei. Endlich ging die Geduld des Kapitäns zu Ende, und er erklärte, das Schiff werde nicht von der Stelle kommen, bis der Foliant zu Ende sei. Coke wollte ihn auf die Seite legen, aber der Kapitän bestand darauf, der Foliant müsse durchgelesen werden, sonst komme kein Wind mehr. So las denn Coke mit dem größten Eifer, und der Kapitän war fest überzeugt, Recht gehabt zu haben; denn kaum hatte Coke erklärt, er habe nun seinen Folianten zu Ende gelesen, als der Wind sich erhob und das Schiff in 36 Stunden in den Hafen brachte. Von der Prediger-Konferenz in England, der er sein Vorhaben, in Amerika bleibend sich niederzulassen, mittheilte, ward er einstimmig aufgefordert, sein Vaterland nicht zu verlassen, vielmehr die amerikanische Methodisten-Kirche um seine Entlassung aus ihren Diensten zu bitten. Am 28. August 1797 trat Coke von Liverpool aus seine siebente Reise nach Amerika an; das Schiff bekam einen Leck und mußte nach Irland, von wo sie am 4. September wieder in See stachen. Nach einigen Tagereisen sahen sie wieder ein französisches Kaperschiff hinter sich und arbeiteten etliche Tage mit allen Kräften, um ihm zu entrinnen. Doch umsonst; das Schiff ward genommen und die Mannschaft gefangen nach Frankreich gebracht. Alle Habe ward dem Missionar geraubt, nicht einmal seine Kleider ließ man ihm. An seiner Person war jedoch den Franzosen nichts gelegen, man packte ihn sammt seinen Büchern auf ein französisches Schiff und schickte ihn nach Amerika, wo er halbnackt landete. Seine vielen Freunde aber hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihm den Verlust auf die liebreichste Weise zu ersetzen. Dann trat er seine Wanderungen in alter Ordnung an, seine Entlassung aber erhielt er nicht, sollte vielmehr, wie bisher, bald England und bald Amerika angehören. In dieser unbestimmten Lage zu beiden Methodisten-Verbindungen ist Th. Coke auch bis an seinen Tod geblieben, und „es schien Gottes weise Fügung mit ihm zu sein, daß er das äußere Band war, durch welches beide Kirchengemeinschaften mit einander in einen Bund der Liebe vereinigt waren." —

Im Frühjahr 1798 kehrte Coke von seiner siebenten amerikanischen Reise wieder nach England zurück, und nachdem er für die armen Landbewohner Irlands durch die Einrichtung evangelischer Reiseprediger gesorgt, auch noch einige wichtige Geschäfte auf der Insel Jersey in Ordnung gebracht hatte, wendete er auf's Neue seine ganze Aufmerksamkeit den heidnischen Missionen zu, für welche die Sorge noch immer ihm allein oblag, da die Konferenz bloß eine berathende Stellung dazu einnahm. In Westindien hatte innerhalb weniger Jahre das Werk Gottes unter den Negern die ansehnlichsten Fortschritte gemacht, so daß in den letzten 11 Monaten nicht weniger als 12 Missionare abgesandt worden waren. Dieß hatte freilich einen Kostenaufwand von mehr als 25,000 Gulden veranlaßt, für dessen Tilgung der treue, unermüdliche Coke die Sorge auf sich genommen hatte. Aber dafür hatte die Methodisten-Mission auch bereits nicht weniger als 11,000 Mitglieder in der Negerwelt Westindiens gefunden, von denen Viele das Bekenntniß zu Christo mit einem rechtschaffenen Wandel zierten, diejenigen nicht einmal zu dieser Zahl gerechnet, welche bereits im lebendigen Glauben an

den Herrn Jesum zu den Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen waren. — Bei einem beabsichtigten Angriff der Franzosen auf Tortola konnte man in Ermangelung anderer Streitkräfte getrost wagen, den christlichen Negern zur Vertheidigung der Insel die Waffen in die Hand zu geben, welche sie nach vorübergegangener Gefahr auf Befehl alsbald wieder ablieferten. Auf St. Vincent war eine Negerverschwörung im Gange, alle Weißen zu ermorden. Ein Neger, Mitglied der Methodistengemeinde, erfuhr davon, und machte sofort seinen Missionar damit bekannt. Beide wandten sich unverzüglich an den Gouverneur der Insel, der alsbald die erforderlichen Maßregeln ergriff und den drohenden Schlag abwandte.

Nach Vollendung mancher segensreicher Geschäfte zur Förderung des Evangeliums trat Coke im Jahre 1799 seine achte Reise nach Amerika an, und brachte den letzten Theil dieses und einen beträchtlichen Theil des folgenden Jahres mit der treuen Besorgung des Visitationsgeschäftes in der gewohnten Weise daselbst zu, worauf er noch im Laufe des Jahres 1800 wohlbehalten nach Irland zurückkehrte. Im folgenden Jahre ward sein großes Bibelwerk fertig, aber erst 1807 im Druck vollendet. Außerdem erschien von ihm in jener Zeit eine treffliche Geschichte von Westindien*) in drei Oktavbänden, die „zu den gehaltvollsten historischen Werken gehört, welche je über die westindischen Inseln geschrieben worden sind," von bleibendem Werth und eigenthümlicher Wichtigkeit. Im Herbst 1803 trat Coke seine neunte und letzte Reise nach Amerika an, von welcher er 1804 zurückkehrte und noch in demselben Jahre einen Missionar nach Gibraltar sandte, der leider sammt seiner Frau bald nach ihrer Ankunft am gelben Fieber starb.

Das Werk der evangelischen Mission, das um diese Zeit anfing, immer mehr Freunde in England zu gewinnen, betrachtete Coke als die ihm vom Herrn gewordene eigentlichste Aufgabe seines Lebens. Sein ansehnliches Vermögen, sowie seine ganze Zeit und Kraft war diesem Werke hingegeben, und er lebte auf dem einfachsten und sparsamsten Fuße, um für dasselbe desto mehr leisten zu können. Auch schämte er sich nicht, der „Missionsbettler" genannt zu werden, und wanderte unermüdlich von Stadt zu Stadt, und pochte an alle Thüren, wo Christen wohnten, und ging selten leer aus. Auf einer solchen Wanderung kam er im Jahre 1805 auch nach Bristol und sammelte Missionsbeiträge ein. Ein Freund, welcher ihm die Leute aufzählte, die er um Gaben ansprechen dürfte, nannte auch eine Miß R. Smith als eine ebenso fromme und wohlthätige als vermögliche Freundin der evangelischen Wahrheit, die er ja nicht übergehen möchte. Coke kannte sie noch nicht, kam zu ihr und legte ihr seinen Wunsch und seine Liste vor. Sie zeichnete 100 Guineen (700 Thlr.), bemerkte aber dabei, sie habe das Geld nicht hier, er möchte es sich von ihrem Landgute zu Bradford abholen. Als er hinkam, nahm sie noch einmal die Feder in die Hand, und machte aus der 1 eine 2, so daß Coke das Doppelte, 1400 Thlr., erhielt. Und das Alles that sie mit einer solchen Demuth und solcher innern Freudigkeit, daß Coke nicht umhin konnte, ihre nähere Bekanntschaft zu suchen. Ja, noch im April 1805 ward sie seine Gattin. Um diese Zeit schrieb sie in ihrem Tagebuch:

---

*) Th. Coke, history of the West-Indies. London 1802.

„Da ich von Gott die freudige Gewißheit in's Herz erhalten habe, daß ich in der Verbindung mit dem ausgezeichneten Knecht unsers Herrn, dem lieben Bruder Coke, für die noch übrigen Jahre meines Lebens unter seinem gnadenvollen Beistande für die Verherrlichung seines Namens und die Ausbreitung seines Reiches auf der Erde zweckmäßiger und thätiger wirken kann, so haben wir uns Ihm gemeinschaftlich und feierlich zum bleibenden Eigenthum und zu seinem Dienste hingegeben. Wir bitten Dich daher demüthig, o Herr, unser Gott, nimm uns in Gnaden als ein Opfer, das Dir geheiligt und wohlgefällig sei. Wir übergeben uns Dir ganz und gar mit Leib und Seele und Geist sammt Allem, was wir sind und haben. O mögen wir durch die Kraft Deines heiligen Geistes mit unserm ganzen Leben Deinen großen Namen verherrlichen. Hilf uns dazu, Herr unser Gott, und laß uns Deine Gesegneten sein und bleiben. Mache Du mich zu einer Gehülfin, die Deines von Dir mir zugeführten Knechtes würdig ist. Laß mich kein Hinderniß seines segensreichen Berufes, sondern vielmehr eine Förderung sein in dem Werk des Glaubens und der Liebe, das Du ihm anvertraut hast. Gieb uns die Gnade, stets mit Freuden sagen zu dürfen: Leben wir, so leben wir dem Herrn, und sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir Dein in Ewigkeit."

Dem entsprechend hat diese fromme Jüngerin des Herrn in der Zeit ihres Ehestandes ihr ganzes ansehnliches Vermögen und ihre Kräfte freudig dargebracht zur Förderung des Reiches Gottes unter den Heiden, und sich glücklich gefühlt, selbst bei einem schwächlichen Körper die mannigfaltigen Anstrengungen seiner Berufsreisen mit ihrem Gatten zu theilen. Leider war ihm diese Freude nur 6 kurze Jahre beschieden; sie vollendete ihren Lauf schon am 25. Januar 1811, um nach treuer Glaubenssaat in die Freude ihres Herren einzugehen.

Die Jahre 1806 bis 1811 brachte Coke meist mit litterarischen Arbeiten und mit seinen Visitationsreisen im Kreise der Methodistengemeinden in England, Schottland und Irland zu. Seine Hauptaufmerksamkeit wendete er auf die Einrichtung der evangelischen Reisepredigt, davon es in einem Bericht vom Jahre 1808 heißt: „In den letzten drei Jahren hat Gott diese Einrichtungen im Vaterlande so augenscheinlich gesegnet, daß Tausende, welche ohne Gott und ohne Hoffnung dahin lebten (von 11,000 Pfarrsprengeln in England und Wallis hatten vielleicht nicht die Hälfte Gelegenheit das Wort Gottes zu hören), durch die Gnade Gottes dahin gebracht wurden, den zu erkennen, an welchen sie nun gläubig geworden sind. Außer diesen haben noch viele tausend Andere angefangen, einen Geschmack am Evangelio Christi zu finden, von dem sie zuvor nicht die geringste Kenntniß gehabt haben. Unter diesen sind 35 reisende Prediger in verschiedenen Gegenden des Vaterlandes bei der letzten Conferenz angestellt worden, und wir freuen uns, zu bemerken, daß Unwissenheit und Lasterhaftigkeit unter den niederen Volksklassen, unter denen sie arbeiten, immer mehr verschwinden, und täglich Seelen, die da selig werden, in das Reich Gottes sich hinüberretten."

Im Jahre 1808 mußte Coke noch einmal als Vertheidiger der Negergemeinde auf Jamaika auftreten. Die dortige Provinzialregierung hatte die Verordnung erlassen, daß alle Neger von dem Antheil an den öffentlichen Gottesdiensten ausgeschlossen sein, und es auch den Methodisten-Predigern bei schwerer Strafe verboten sein solle, dieselben im Worte Gottes zu unterrichten. Hunderte von armen Negersklaven umringten an den Sonntagen die Kirchenthüren, und riefen oft unter einem Strom von Thränen aus: „Massa, wir nun nicht mehr in den Himmel gehen dürf'! Weiße Menschen nicht will, daß die Schwarzen Gott dien. Jetzt schwarze Menschen wie ein Thier bleib, und nicht mehr lern!" So klang es Jedem in die Ohren, der auf Jamaika die Kirchen besuchte. Kaum aber hatte Coke in Europa davon Nachricht erhalten, als er mit den

nachdrücklichsten Vorstellungen an den Königlichen Ministerrath in London sich wandte. Nach einer Wartezeit von 16 Monaten erhielt er endlich die Entscheidung dieser folgenreichen Angelegenheit in folgenden Worten: „Lord Bathurst empfiehlt sich dem Doktor Coke und meldet ihm, daß die gesetzliche Verordnung der Insel Jamaika, den Ausschluß der Neger vom Gottesdienst, sowie die Arbeiten der Methodisten-Missionare betreffend, vom Ministerrath als ungültig verworfen worden ist." — Groß und allgemein war unter allen Menschenfreunden dieser neue Sieg der christlichen Menschenliebe, der mit dem damaligen ehrenvollen Kampfe für die Abschaffung des Sklavenhandels genau zusammenhing.

In dem Kriege zwischen Frankreich und England, der von 1789 bis 1815 fast ununterbrochen währte, hatten die Engländer viele Gefangene gemacht — 1808 waren es an 70,000 —, die hier und dort in den englischen Festungen lagen oder in alte Schiffe einquartiert waren. So waren z. B. in der Themse auf 10 Schiffe 7000 zusammengedrängt. Von dem Commandanten eines dieser Schiffe erhielt Coke einmal die Einladung, an Bord seines Schiffes zu kommen und den Gefangenen das Evangelium zu predigen. Er that es mit Freuden, und theilte auch kleine christliche Schriften unter die Gefangenen aus, die beim Abschied ihn baten, bald wieder zu kommen. Da er selbst durch andere Berufspflichten gebunden war, schickte er ihnen den Prediger Toase zu. Große Andacht herrschte unter den Gefangenen, deren Etliche Thränen frommer Rührung vergossen. Toase wiederholte seine Besuche in Segen; bald baten auch die Gefangenen auf den andern Kriegsschiffen um Gelegenheit, das Wort Gottes zu hören. Die Regierung gab allen Predigern, die ein Herz dazu hatten, die Erlaubniß, überall die gefangenen Soldaten zu besuchen und bei ihnen auf Buße und Heiligung hinzuarbeiten. Jetzt griff Coke noch gewaltiger zu, verschrieb christliche Prediger aus französischen Provinzen, machte sich mit seinem ganzen Vermögen für jeden Kostenaufwand verantwortlich, und so wurden im Jahre 1811 nach allen Richtungen hin Boten des Friedens unter diese Kinder des Krieges ausgesendet, und dabei Tausende von Bibeln unter denselben in Umlauf gebracht. In demselben Jahre hatte der treue Knecht Christi auch die Freude, die erste Missionsniederlassung der Methodisten in West-Afrika, davon wir dort Weiteres hören werden, zu Stande zu bringen.

Am Abend seines Lebens, da die Hand des Herrn bereits so manche Bande heiliger Verpflichtung, die ihm theuer waren, gelöst, auch seine zweite geliebte Gattin wieder von seiner Seite genommen, erwachte in Coke's Seele ein altes Verlangen, das lange in seinem Innern geschlummert; nach den fernen Ufern Indiens richtete sich seines Geistes Blick. Dorthin wollte er seine letzte Kraft tragen. „Ich bin todt für Europa" schrieb er in dieser Zeit, „und lebe für Indien. Eine Stimme Gottes spricht in meinem Innern: Gehe nach Ceylon! Daß dieß der Wille Gottes an mich ist, davon bin ich so gewiß, wie von meinem Odemzug. Eher könnte ich mich nackt ohne Freund und ohne Hülfe an dieser Insel aussetzen lassen, als nicht dahingehen." Mit allem Ernst ging der 66jährige Mann an die Erlernung der portugiesischen Sprache, mit der auf Ceylon am Besten fortzukommen ist. Einen etwas schweren Stand hatte er 1813 mit der Direktion der Methodistenkirche, indem viele bange Seelen fragten, wo bei der schon vorhandenen Schuldenlast die Mittel zu dem neuen großen Unternehmen herkommen sollten. Da erbot er sich, aus seinem eigenen Vermögen die dazu erforderlichen 6000 Pfund (über 40,000 Thlr.) herzugeben, und die Versammlung

schwieg bewundernd still, erklärte dann aber, daß sie wohl 3291 Pfund Sterling lehnsweise von ihm annehmen wollten, jene Summe aber als Geschenk ablehnen müßten. Von jetzt ab ging auch die Leitung des Missionswesens förmlich an die Gesellschaft über, die aus ihrer Mitte eine Missionsdirektion ernannte und mit dem glücklichsten Erfolg alle ihre Gesellschaftsglieder aufforderte, sich in Missions-Hülfsvereine zu bilden, um die bereits bestehenden und segensreich aufblühenden Missionen im Heidenlande, die Coke gestiftet hatte, gebührend zu erhalten und zu fördern.

Am 1. Januar 1814, demselben Tag, da Blücher über den Rhein ging, segelte Th. Coke mit sieben Missionaren von England ab. Stürme schleuderten ihn anfangs ziemlich arg herum; aber aus den Stürmen heraus schrieb er auf dem Wege nach Ceylon an einen theuern Freund im Vaterlande etwa Folgendes:

„Wie süß ist doch das Wort Gottes! Mir ist's, ich habe seine unübertreffliche Köstlichkeit nie so sehr geschmeckt, als seitdem ich auf dem Schiffe bin. Mehr als je fühle ich den Werth stiller Zurückgezogenheit und heiliger Seelenruhe, und ich darf mit mehr Wahrheit von meinem Gott, als einst Virgil von seinem August sagen: Deus nobis haec otia fecit! Diese Ruhestunde hat mir Gott gegeben! — Und dennoch kann ich die tausend Stunden nicht beklagen, die ich im glorreichen Bettelbienste für die Sache meines Gottes zugebracht habe. Die hundert Tausende von Gulden, die ich für die Missionen einsammeln durfte, und die herrlichen Wirkungen derselben sind eine mehr als reiche Entschädigung für alle Zeit und Mühe, die ich auf das Sammlergeschäft verwendet habe. Das Ganze war in Gott und für Gott gethan. Aber wie hätte mein Herz es ertragen können, wenn nach meiner Abreise von England alle unsere bereits bestehenden Missionsplätze ohne Hülfe geblieben wären? Daß es ein Werk Gottes ist, habe ich auch am Ende noch deutlich erkannt. Der Herr allein hat dasselbe angefangen, und Er allein hat es auch wachsen lassen, und wenn ich mit tiefem Gefühl der Demuth es aussprechen darf, Er hatte mich an den den seligen Dienst angefesselt, sein Handlanger zu sein. Noch ehe ich absegelte, hat der Herr zum Norden gesprochen: Bringe deine Kinder her! und zum Süden: Verweigre sie nicht! Auch der Westen ist hervorgetreten, und die Christenwelt fängt an, aus einem langen, langen Schlummer einmal aufzuwachen. Wie wohl und leicht ist mir's nun um's Herz geworden. Nach dem stillen Umgang mit Gott habe ich keine größere Freude auf dieser Welt. Und nun eile ich munter und vergnügt nach Asien."

Er sollte es nicht erreichen! Schon war das Schiff um die Südspitze von Afrika herum, schon durchschnitt es das indische Meer. Trotz gewaltiger Stürme, die es gar unsanft wiegten, erfreute der alte Missionar sich der besten Gesundheit, war der Tröster der Kranken auf dem Schiffe, und rüstete sich fortwährend zu seinem Beruf in dem unbekannten Lande. Am 1. Mai befiel ihn eine kleine Unpäßlichkeit, die indeß nicht viel auf sich zu haben schien. Am folgenden Tag war es nicht schlimmer, und das Anerbieten seines Bruders, die Nacht an seinem Bette zuzubringen, ablehnend, ging Coke am Abend ruhig in sein Schlafgemach. Bisher war er jeden Morgen um 4 Uhr aufgestanden, und sein Diener hatte auch für den nächsten Tag bestimmten Befehl, ihn um diese Stunde zu wecken. Am 3. Mai in der Frühe kommt der Diener und pocht, und da Niemand antwortet, öffnet er endlich die Kammer. Da liegt sein Herr kalt und leblos auf dem Boden; in stiller Mitternachtsstunde hatte er die Stimme des kommenden Bräutigams vernommen, die aus den wilden Stürmen des Pilgerlebens in die stille Heimath der vollendeten Knechte

Gottes ihn rief. Alle Versuche der bestürzten Freunde, ihn in's Leben zurückzurufen, waren vergeblich, und unter Gebet und Thränen senkten sie ihn am Abend des 3. Mai 1814, im Norden der Insel Madagaskar, nicht weit vom Aequator, in's tiefe Meer, da sein Leib in verborgenen Felsenklüften des kommenden Tages einer ewigen Freudenernte harret. — Nicht weniger als 66 Jahre und 4 Monate hatte der vollendete Knecht Christi hienieden gewandelt, und mit der Stunde seines Scheidens aus dieser Welt eine Laufbahn geschlossen, „welcher an unverdrossener Thätigkeit für die Sache Christi, an hingebender Aufopferung und segensreichem Gedeihen nur Wenige der edelsten Wohlthäter unseres Geschlechtes gleich gekommen sind."

Was aber Th. Coke in Westindien unter dem gnädigen Beistand des Herrn gegründet, das Werk Gottes unter den armen Negersklaven, das bestand und breitete immer weiter und segensreicher sich aus. Außer den bisher schon genannten Missionsplätzen schickte die eifrige Methodistengemeinde in England ihre Missionsprediger auch nach andern westindischen Inseln, und bereits im Jahre 1811 arbeiteten auf Antigua, St. Kitts, Tortola und den Virginen, St. Vincent, Newis, Jamaika, Dominika, Neu-Providence und den Bahama's, St. Eustach, St. Barthelemy, Trinidad, Bermuda, Grenada, St. Thomas und Barbadoes zusammen 27 Missionare unter einer Gesammtgemeinde von über 11,000 Negern. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß die Neger in den Methodisten-Societäten in einem andern Verhältniß zu ihrer religiösen Verbindung standen, als die Mitglieder anderer Kirchengemeinschaften. Nur Wenige derselben waren nämlich getauft oder Abendmahlsgenossen; sie sind, heißt es in einem Berichte aus jener Zeit, „als Leute zu betrachten, welche der Disciplin der Methodisten sich unterziehen, und ein Verlangen zu Tage legen, dem zukünftigen Zorn zu entfliehen." Daher war auch die Anzahl derselben großen Abwechslungen unterworfen. Zudem waren die Missionare derselben, unter denen nur wenige Männer von gelehrter Bildung sich befanden, meist nicht an einer Stelle bleibend, sondern reisende Prediger, die von einem Orte zum andern zogen. Hatten sie sich auf einer Insel 2 bis 3 Jahre aufgehalten, so wandten sie sich nach einer andern, wodurch gleichfalls in den Zustand ihrer religiösen Verbindungen mancherlei Wechsel kommen mußte.

„Die Hauptwahrheiten," heißt es in einem Bericht der Methodistengesellschaft, „welche alle unsre Missionarien verkündigen, sind: Das ewige Dasein und die in der Bibel geoffenbarten Eigenschaften Gottes, des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes; die gänzliche Unwissenheit, Sündhaftigkeit, Zerrüttung und Hülflosigkeit des natürlichen Menschen, die Nothwendigkeit der Vergebung der Sünden und einer durchgängigen Erneuerung des Herzens in Erkenntniß, Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit, nach dem Bilde dessen, der uns erschaffen hat; die unendliche Barmherzigkeit und Gnade Gottes, als der einzigen Quelle der Erlösung des Menschen; und die Versöhnung, welche durch Jesum Christum für die Sünden der ganzen Welt geschehen ist. Unsere Missionare lehren einstimmig, daß das Mittlerwerk Christi die einzige verdienstliche Ursache unserer Erlösung ist; daß, wie mannigfaltig auch die Mittel sind, welche Gott zur Besserung des Sünders gebraucht, doch der heilige Geist der große und eigentliche Urheber und Vollender des Werkes der Gnade in den Herzen der Menschen ist; daß die Buße zu Gott und der Glaube an unsern Herrn Jesum Christum nothwendig sind, wenn der Sünder an der Vergebung der Sünden und an dem ewigen Leben

wirklich Theil nehmen soll; und daß die Gläubigen im Fleiße der Heiligung bis an's Ende ihres Lebens beharren müssen, wenn ihre Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich sein soll. — Unter den Mitgliedern der Methodisten-Gesellschaften in Westindien giebt es unstreitig Viele, welche wahrhaftig zu Christo bekehrt sind; obschon dieß nicht, und wer wollte dieß von irgend einer christlichen Verbindung behaupten, von Allen gesagt werden kann. Alle aber erfüllen, so weit es bekannt ist, selbst nach dem Urtheil ihrer Vorgesetzten, zur Zufriedenheit derselben die Pflichten ihres Berufes, und kommt je eine Verletzung der Sittlichkeit vor, so wird der Fehlende, wenn er der Ermahnung nicht Folge leistet, von ihrer Verbindung ausgeschlossen. Alle Mitglieder haben der Vielweiberei, der Lieblingssünde der Neger, entsagt, und der unglückselige Einfluß des Obeah (des Glaubens an Zauberei), der so oft unter den Sklaven die schädlichsten Wirkungen hervorbrachte, ist allenthalben zerstört, wo unter ihnen das Christenthum herrschend worden ist. Als Beweis von dem allgemeinen guten Betragen der Neger ist der Umstand bemerkenswerth, daß es unter den Pflanzern eine gewöhnliche Sache ist, bei den Missionaren nach religiösen Negern sich zu erkundigen, so oft bei ihnen eine Stelle erledigt wird, die einen rechtschaffenen, zutrauenswerthen Mann erfordert. Wirklich wissen auch auf Antigua, Nevis, Tortola und St. Vincent die Gutsbesitzer sowohl als die übrigen weißen Einwohner die unter ihnen befindlichen Missions-Anstalten so richtig zu schätzen, und sind von den politischen sowohl als den sittlich-religiösen Vortheilen ihrer Wirksamkeit so gut unterrichtet, daß sie durch freiwillige Beiträge sämmtliche Kosten der Missionen auf diesen Inseln tragen."

Im September 1817 hatten die Methodisten in Westindien 25 Missionsstationen, auf denen 42 Missionare arbeiteten, und die Anzahl sämmtlicher Neger, welche als Mitglieder zu diesen Stationen gehörten, betrug 20,288 Seelen. Auf Antigua, einer der ältesten Stationen (1786), auf welcher das Reich Gottes sich herrliche Siege erkämpfte, arbeiteten 4 Missionare unter einer Anzahl von 3552 Negern. Missionar Colmer schreibt von da im Januar 1817 u. A.:

„Das Werk Gottes ist in diesem Distrikt in einem blühenden Zustande. Viele Einwohner besuchen unsere Gottesdienste, und behandeln die Prediger auf die achtungsvollste Weise. Es sind drei Kapellen in diesem Distrikt, und an jedem Orte wird das Wort des Lebens mit Freuden aufgenommen, und unsere Leute zeigen durch ihren Wandel, daß ihnen dasselbe nicht umsonst verkündigt wird. Ich mußte mich wundern, als ich in unsern religiösen Unterredungsstunden sah und hörte, mit wie viel Empfindung und Wahrheit die Neger die Erfahrungen ihres Herzens mittheilen. Sie priesen Gott für seine Güte, daß er seine Diener aussendete, welche auch ihr verfinstertes Vaterland besuchen, und flehten zum Herrn, daß Er ihre Arbeiten zum Heil vieler Seelen segnen möge. Unter denen, die hier zu unserer Verbindung gehören, sind viel Freineger, die sich eine vorzügliche Erkenntniß der Wahrheit erworben haben. — Nur erst vor wenigen Tagen kam eine alte Negerin zu mir, welche schon seit langer Zeit ein Mitglied unserer Gesellschaft ist, und sagte zu mir: Massa, ich weiß, Gott ist die Liebe. Mein Jesus hat mir meine Sünden vergeben. O Massa, ich fürchte mich nicht vor dem Tode; denn ich gehe in den Himmel, und komme dann zu meinem himmlischen Massa." Nun küßte sie meine Hand und sprach auf ihre einfache Weise den Wunsch aus, daß mich Gott erhalten und schützen, und mich zum Segen derer setzen wolle, die noch unbekannt sind mit dem, was zu ihrem ewigen Frieden dient."

Die Gemeinde auf Dominika (1789) war oft durch Krankheit und Todesfälle ihrer Prediger, sowie durch häufige Orkane ihrer Bethäuser beraubt worden; und oft lange als Schafe ohne Hirten gelassen. Trotzdem hatten sie ihre erbaulichen Zusammenkünfte nicht aufgegeben, und wenn auch Einige zurückblieben, so standen dafür Andere fest im Glauben mitten unter den Stürmen der Finsterniß. Missionar Rayner in St. Vincent, der im März 1817 beauftragt ward, diese Insel zu besuchen, von wo er dann nach Antigua versetzt wurde, fand auf Do-

minika unter den Negern ein Volk, das für den Herrn und in Ihm lebte, und durfte seinen Nachfolger in eine volle Ernte einführen. Nachdem ein für Dominika bestimmter Missionar auf der Reise dahin in Antigua gestorben, bekam die dortige Mission durch die Ankunft des Missionars White ein neues Leben, und die zur Gemeinde gehörigen vier Weißen und 633 Neger bildeten selbst unter sich einen Missionsverein.

Der Missionsposten auf Barbadoes mußte lange Zeit eingestellt werden. Prediger Woolley, der die Insel im März 1817 besuchte, schrieb an seine Missionsgesellschaft über die Wiederherstellung desselben:

„Wie gering auch bisher der Erfolg der Missionsarbeiten auf dieser Insel war und wie sehr auch von Zeit zu Zeit der Widerstand die zarten Keime zu zerstören drohte, so kann ich dennoch an dem endlichen Siege des Evangeliums auf dieser Insel nicht zweifeln. Die meisten Einwohner sind der Sache gewogen, und der Magistrat geneigt, das Unrecht wieder gut zu machen, das er früher der Missionssache zugefügt hatte. Wird ein Bote Gottes von Geist und Leben hier hergesendet, so wird die Wahrheit über die bisherigen Vorurtheile siegen. — Die Gesellschaft allhier ist noch sehr klein und besteht nur aus 28 Mitgliedern. Dessenungeachtet läßt sich hoffen, daß die Mittel gefunden werden können, eine neue Kapelle hier zu erbauen, wozu bereits ein Freund 100 Louisd'or als Beitrag angeboten hat. Ein so schöner Anfang ist ermunternd, und sollte uns billig antreiben, einer Mission wieder kräftige Hülfe zu leisten, die schon so lange im Abnehmen war, und die so viele schöne Aussichten bietet."

In Folge dessen ward denn auch wieder ein Missionar nach Barbadoes gesandt, und der Bau der neuen Kapelle kam glücklich zu Stande, obgleich die Gemeinde nur unbedeutend zunahm.

Auf der Insel Tabago, die Woolley dann besuchte, machte er die Bekanntschaft eines Herrn Cunningham, der schon früher ein Paar Methodisten-Missionare auf ihrer Durchreise freundlich behandelt hatte. Derselbe versprach die Mission auf der Insel nicht blos mit seinem Einfluß, sondern auch mit seinem Vermögen zu unterstützen, und allein für das erste Jahr 1000 Gulden, für das zweite 500 Gulden beizutragen. Durch sein Ansehen und seinen Einfluß gewann er auch die andern Gutsbesitzer, so daß der Mission in Tabago für das erste Jahr 3000 Gulden Unterstützung in Aussicht gestellt wurden. Die Gesellschaft sandte demnach 2 Missionare auf dieses vielversprechende Arbeitsfeld, welche bald ein Gemeinlein von 5 Weißen und 17 Schwarzen um sich sahen.

Auf St. Kitts (1787) hatten die Methodisten 1817 unter 4 Missionaren, die auch an der Negerjugend kräftig arbeiteten, eine Gemeinde von 2552 Negern. Die Missionare daselbst berichteten Ende 1816:

„Ob wir uns gleich hier keiner außerordentlichen Ausgießung des Geistes zu rühmen haben, so wurden doch seit kurzer Zeit viele Neger aus einem Zustande der Unwissenheit und Sünde zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes gebracht, und wandeln nun unter den Tröstungen seines Geistes. Manche von ihnen, welche in die Sünde wieder zurückgefallen sind, und die den Herrn verlassen hatten, der sie erkauft hat, sind wieder zu seiner Gnade zurückgekehrt und lebendige Glieder der Gemeinde Christi geworden. Die Gläubigen in verschiedenen Gegenden der Insel wurden dadurch auf's Neue belebt und ermuntert, nach dem Mannesalter der Vollkommenheit in Christo emporzustreben. — Der Schluß des Jahres war auf dieser und manchen andern westindischen Inseln mit mancherlei Krankheit bezeichnet. — Die letzten (Weihnachts-) Festtage waren eine besonders gesegnete Zeit. Unsere Kapellen hatten nicht Raum genug, alle Zuhörer zu fassen, von denen ganze Haufen außerhalb der Thüren stehen bleiben mußten. Verglichen wir diese Tage mit den Tagen des harten schweren

Kampfes, unter dem 30 Jahre früher das Evangelium auf dieser Insel eingeführt worden war, so mußten wir ausrufen: Das hat der Herr gethan!"

Für die Negerjugend waren Schulen angelegt, deren Erfolg über Erwarten gesegnet war. Auch viele erwachsene Sklaven lernten lesen, und es regte sich auf der Insel eine allgemeine Begierde nach Unterricht. „Ich kann nun aus Erfahrung sagen," schreibt Missionar Raby, „daß die Neger so gut wie irgend ein Volk für den Unterricht empfänglich sind, und daß sich der Nutzen ihres Unterrichtes sichtbar in ihren täglichen Berufsarbeiten, ihrem Wandel und ihrer Vertrauenswürdigkeit zu Tage legt."

Auf der den Schweden gehörigen Insel Barthelemy (1788) war nach Missionar Whitworth's Bericht 1817 die Arbeit leicht, das Klima gesund, die Einwohner im höchsten Grade freundlich, die Gemeinde lebendig im Glauben. Doch wirkte die durch den Handel verursachte Auswanderung der Einwohner nachtheilig sowohl auf die Anzahl als auf die äußeren Verhältnisse der Gemeinde. Wenige Jahre später bildete sich unter den bekehrten Negern dieser Insel eine sehr thätige Hülfs-Missionsgesellschaft. Die Mitglieder der Gemeinde bestanden zu der Zeit aus 12 Weißen und 308 Schwarzen.

Auf Barbuda, einer kleinen, der Familie Codrington gehörigen Insel, 28 englische Meilen nordöstlich von Antigua, mit 300 Negern, die seit vier Jahren von Methodisten-Missionaren mit dem Evangelio bedient, aber seit längerer Zeit nicht besucht worden waren, machte Bruder Samuel Hoch (von Liestall bei Basel gebürtig) Ende 1816 und Anfang 1817 mit Genehmigung der Methodisten einen Besuch und predigte den Negern das Evangelium. „Es machte uns inniges Vergnügen," schreibt er, „wie diese kleine Heerde, die noch vor Kurzem in trauriger Finsterniß und Unwissenheit saß, als eine schöne Frucht der Arbeiten unserer lieben Methodisten-Brüder, würdiglich wandelt des Evangeliums, zu dem sie eingeladen sind." — Auch auf der benachbarten Insel Anguilla und der nahe gelegenen Insel St. Martin bildeten sich bald darauf hoffnungsvolle kleine Christengemeinden von etwa 320 Negern.

Auf Newis, dieser kleinen, nur 8 deutsche Meilen im Umfang habenden Insel, 1788 zuerst von Coke besucht, hatten die Methodisten, obschon es, wie in den frühern Jahren, auch jetzt noch nicht ganz an Feindseligkeiten fehlte, 1817 zwei Kapellen und zwei Missionare, und der Stand der Mission war ein blühender; die Gottesdienste wurden zahlreich besucht, der Sonntag geheiligt, die Gemeinde bestand aus 1183 Seelen. Seitdem breitete sich das Wort des Herrn in jedem Theile der Insel herrlich aus, und auch die früher nicht besuchten Distrikte konnten in Pflege genommen werden.

„Vor kurzer Zeit," schreibt Missionar Mortier im November 1816, „hatte ein sehr angesehener Pflanzer der Insel eine seiner Sklavinnen, die ein Mitglied unserer Gemeinde ist, im Verhör, da sie einer strafbaren Handlung beschuldigt wurde, und verurtheilte sie, mit Peitschen gehauen zu werden. Sie war jedoch unschuldig. Als die Strafe an ihr vollzogen werden sollte, kniete sie in Gegenwart ihres Herrn nieder, und flehte sehr ernstlich zu Gott, Er möchte sie stärken und ihr Geduld und Glauben schenken, diese unverdiente Strafe still zu ertragen; wobei sie ganz kunstlos

erklärte, daß Er es selbst wisse, daß sie unschuldig sei. Ihr Eigenthümer wurde durch dieses Gebet so erschüttert, daß er befahl, man solle sie loslassen, und erklärte, er könne diese Strafe nicht an ihr vollziehen lassen; denn wenn er seine Bibel gelesen, und sein ganzes Leben hindurch die Kirche besucht hätte, so könnte er doch nie so beten, wie diese Negerin. — Was kann nicht das Evangelium ausrichten!"

Auf Tortola und den umliegenden kleinen virginischen Inseln (Virginen), die gleich einzelnen Felsenspitzen ihr Haupt über die Wellen emporheben, und von den Missionaren in einem offnen Boote nicht selten mit Lebensgefahr besucht wurden, ging zwar nach der scheinbaren Bereitwilligkeit der Neger bei Coke's erstem Besuch 1788 der erste Anfang der Mission dennoch langsam und mühevoll vor sich, ward aber im weiteren Verlauf immer bereitwilliger und kräftiger von den weißen Einwohnern und selbst den Behörden gefördert und unterstützt. Im Jahre 1817 befanden sich auf der ganzen Inselgruppe verschiedene Negergemeinden von zusammen 1700 Seelen, die von drei Methodistenpredigern geleitet wurden. „Unsere Versammlungen," schreiben sie, „nehmen zu, und es scheint eine allgemeine Aufmerksamkeit auf das große Eine, das Noth thut, rege geworden zu sein. Unsre Liebesmahle, unsre Klassenversammlungen, sowie die Feier der heil. Sakramente sind Feste, bei denen wir das Nahesein unsers Gottes besonders wahrnehmen können. Möge unsere Dankbarkeit dafür durch den erneuerten Entschluß sich beurkunden, nur zu Seiner Ehre und Freude auf der Erde zu leben." Der Unterricht der Negerjugend ward auch hier sehr eifrig und mit Segen betrieben. Und da die von Englischen Schiffen genommenen Spanischen und Portugiesischen Sklavenhändlerschiffe meist auf diesen Inseln geleert wurden, da die befreiten Negersklaven ohne Gefahr, wieder verkauft zu werden, jetzt noch nicht in ihre Heimath zurückkehren konnten, so wurden auch diese von den Missionaren in Pflege genommen. „Ganze Schaaren solcher unglücklichen Neger," schreiben sie im Oktober 1817, „wurden von uns im Christenthum unterrichtet, Manche derselben sind bereits getauft und als Mitglieder unsrer Gemeinde aufgenommen, und wir glauben nicht zu viel von ihnen zu sagen, wenn wir behaupten, sie sind im Genusse der Gnade, die sie unsers Zutrauens werth und zu nützlichen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft macht."

Die Negergemeinde auf St. Vincent (1787), an welcher vier Missionare arbeiteten, bestand 1817 aus 2760 Seelen. Der Verfolgungsgeist, der schon in den ersten Zeiten sich hier kund gegeben, regte sich immer noch hier und da; mehrere Missionare starben; die Uebrigen aber sprachen es freudig aus: „Wir achten unser Leben nicht zu theuer, wenn durch dasselbe die heilige Sache unsers Berufes gefördert wird." Dabei errang das Christenthum in wenigen Jahren die erfreulichsten Siege über die Macht der Finsterniß. — Eine Negerin, voll von der Seligkeit, das Evangelium zu haben und zu kennen, sagte fröhlich: „Als das Evangelium auf diese Insel kam, da wurde Alles ganz anders. Jetzt ist's gut hier sein. Sonst hieß es: je älter, je schlimmer! Meine Seele lobe den Herrn! Er helfe es mir festzuhalten bis an's Ende, um Christi willen." —

Auf Jamaika (1789) hatten die Methodisten im Jahre 1817 auf

fünf Stationen: Kingston, Spanisch Town, Morant-Bai, Grateful-Hill, Montego-Bai und Falmouth sieben Missionare, die an 4122 Seelen arbeiteten. Das Werk Gottes schritt sichtbar vorwärts und die Missionare wurden immer an neue Orte eingeladen, nachdem manche Vorurtheile der Einwohner gegen sie durch die Zeit und Erfahrung widerlegt worden waren.

„Vielleicht auf keinem Fleck der großen Welt," schreibt Missionar Ratcliffe von Kingston im Juni 1817, „war das Evangelium so sehr Bedürfniß, als auf Jamaika, als unser unvergeßlicher Doktor Coke auf dieser Insel landete; und ich darf wohl mit dem gleichen Rechte der Wahrheit sagen, daß in keinem Theile von Westindien der Finger Gottes bei der Einführung und stufenweisen Begründung der evangelischen Missionssache so sichtbar war, wie auf dieser Insel. — — Hier bin ich nun von einem friedlichen, frommen, liebenden und eifrigen Völkchen umgeben, das sich auf 2060 Seelen beläuft. So groß auch unsere Kapelle ist, die erst kürzlich noch mehr erweitert wurde, so wenig vermag sie die großen Schaaren zu fassen, die das Wort des Heils hören wollen. Sehe ich sie an den Sonntagen so von den Bergen herabströmen und der Kirche entgegeneilen, so kommt mir immer das Wort des Propheten zu Sinne: Wer sind diese, die da fliegen wie eine Wolke, und wie eine Taube zu ihren Fenstern? Sie gehen nicht (Manche kommen 6—8 deutsche Stunden weit des Morgens her), sondern sie eilen nach Zion, um den Herrn anzubeten und seinen Segen zu empfangen. Die Gemeinde, die sich in unsrer Kapelle versammelt, ist sehr zahlreich, und horcht mit heiliger Andacht auf jedes Wort, das gesprochen wird. Manche derselben werden durch das Wort vom Kreuze Christi so tief gerührt, daß sie vor dem Herrn niederfallen und laut um Gnade rufen. Dessenungeachtet herrscht die nüchternste Ordnung und der würdigste Anstand in unsern Versammlungen. Viele unsrer freien Leute, Neger und Farbige, sind Leute von ausgezeichnetem Verstande, und mit den Erfahrungen und Uebungen des Christenlebens vertraut; und ihr ganzes Verhalten spricht für die Würde ihres Bekenntnisses. Auch unsere Gesellschaften auf dem Lande wachsen nicht bloß an Anzahl, sondern auch an schriftmäßiger Frömmigkeit. — Die erweckten Neger verlangen so sehr nach dem Genuß der Gnadenmittel, daß sie vor Anbruch des Sonntags 10—16 (engl.) Meilen weit herbeieilen, um, wie sie sich ausdrücken, zu dem großen Massa zu beten. — Die erleuchtetsten Einwohner der Insel sind darin einverstanden, daß das Evangelium viel Gutes gestiftet hat, und daß der Zustand unsrer Societät um Vieles besser ist, als er vor wenigen Jahren war. Dieß liegt sichtbar am Tage, und ebenso gewiß ist es, daß der Herr den Missionsgeist als Mittel gebrauchte, um diese Veränderung zu bewirken, und unter allen Ständen die Sittlichkeit höher zu stimmen."

Auf den bedeutendsten der Bahama-Inseln hatten die Methodisten um diese Zeit Niederlassungen, namentlich auf Neu-Providence, Harbour-Insel mit Eleuthera und Abaco. Im Jahre 1817 arbeiteten daselbst 5 Missionare unter 562 Weißen und 584 Schwarzen, deren Anzahl später bald stieg, bald fiel, wie wir dieß von allen Methodisten-Stationen schon bemerkt haben. Bei einem Missionsfest auf Neu-Providence wurde nicht bloß eine ansehnliche Kollekte zum Besten der Mission gesammelt, sondern auch eine eigene Missionsgesellschaft unter den Negern auf den Bahama-Inseln errichtet. Schulen für die weiße wie für die schwarze Jugend wurden angelegt, besonders Sonntagsschulen, und waren von viel Segen begleitet. — Auf der Bermuda-Insel wirkte gleichfalls ein Missionar unter 38 Weißen und 44 Schwarzen. Es war hier noch Alles in kleinen Anfängen, doch nicht ohne Hoffnung.

Seit dem Jahre 1817 fingen die Methodisten mit Genehmigung des Präsidenten Pethion auch an, auf der großen Insel St. Domingo

(Haiti), welche unter ihren 664,000 Einwohnern allein 500,000 Negersklaven zählte, Missionsniederlassungen zu gründen. Zwei Missionare machten in den zwei Hauptorten des Landes, Port au Prince und Cap Henry, Missionsversuche, und der Präsident gab ihnen die Versicherung, daß alle Religionsübung auf der Insel völlig frei sei, und daß sie die Befugniß haben sollten, überall im Lande Kirchen zu bauen und Gemeinden anzulegen. Dieselbe Zusicherung erhielten sie auch von dem (Neger-) König Henry. Nachdem sie namentlich in Port au Prince unter den verlassenen und jämmerlich versäumten Negersklaven mit ausgezeichnetem Segen gearbeitet, wurden sie unter einer harten Verfolgung, trotz des Schutzes der Regierung, von römischen Priestern verjagt. Der Präsident aber gab sein Mißfallen über jenen wilden Ausbruch hierarchischer Bigoterie und seine billigende Theilnahme an dem von den Missionaren ertheilten Neger-Unterricht thatsächlich dadurch kund, daß er, nebst einem sehr verbindlichen Schreiben, der Missionskasse ein Geschenk von 5000 Gulden übersandte. Am 10. März 1818 erlitten zwei nach Newis und Dominika bestimmte Methodisten-Missionare, Fowler nebst seiner Gattin, und Goy, Schiffbruch*) an der französischen Küste, wurden aber, wenn schon halb nackt und unter großer Lebensgefahr, durch Gottes Gnade glücklich errettet.

Aus dem Jahresbericht der Methodisten-Gesellschaft von 1820 entnehmen wir Folgendes:

„Ueber die Missionen unter den Negern in Westindien lauten mit jedem Jahre die Nachrichten günstiger. Das Missionsgebiet hat sich kürzlich auf diesen Inseln ansehnlich erweitert, und im verflossenen Jahre sind nicht weniger als 1935 neue Mitglieder, meist Negersklaven, unsern religiösen Verbindungen beigefügt worden, so daß die Gesammtzahl unserer Gesellschaftsmitglieder auf diesen Kolonien 23,000 ausmacht, die Erwachsenen im Vorbereitungs-Unterrichte und die Kinder in der Schule nicht mitgerechnet. — Kein Missionar wird von unserer Gesellschaft ausgesendet, der nicht zuvor eine strenge und anhaltende Prüfung über seine christliche Denkart und seine Tauglichkeit durchgemacht hat. Jeder derselben muß zuvor einen Predigerberuf in ihrer Mitte bekleidet haben. Jedem Missionar wird von Seiten der Committee eine besondere Instruktion mitgetheilt, und die willige Leistung dessen, was ihm diese als Berufspflicht vorzeichnet, ist die Bedingung, unter der er allein in den Diensten der Gesellschaft stehen und bleiben kann. Auf den meisten Missionsstationen sind zwei oder mehr Arbeiter angestellt, und so lange es vermieden werden kann, keiner allein gelassen. Der älteste Missionar ist der Führer der übrigen, und hat den Auftrag, die Arbeiten derselben zu leiten und darauf zu achten, daß die Instruktionen befolgt werden. Auch hat er von Allem, was geschieht, der Committee regelmäßig Bericht zu geben. Die westindischen Kolonien sind in Distrikte eingetheilt, von denen jeder eine Anzahl von Missionsstationen in sich faßt. Die Missionare des Distrikts versammeln sich jedes Jahr einmal, und in dieser Versammlung wird offen und brüderlich der Lebenswandel und die Berufstreue jedes Missionars gemeinschaftlich untersucht, und der Committee Bericht hierüber erstattet. Nicht minder ist der Zustand jeder Missionsgemeinde, und die Berathung der zweckmäßigsten Mittel zur Abstellung des Uebels und der Beförderung des Guten in denselben Gegenstand ihrer vertraulichen Mittheilungen. Sind Versetzungen der Missionare auf andere Stellen zweckmäßig, so werden sie hier berathen und in Vorschlag gebracht. — Der Jahresgehalt jedes Missionars wird von der Committee bestimmt; ist besondere Unterstützung wegen erlittener Unglücksfälle oder häuslicher Leiden nöthig, so kann selbige ohne vorherige Untersuchung der Distriktsversammlung nicht zugestanden werden. Da jeder Missionar so viel erhält, als sein

*) Basler Missions-Magazin 1819, III, p. 446 ff.

einfaches Lebensbedürfniß erfordert, so sind keine Kollekten zu seiner Unterstützung gestattet. Manche Negergemeinden leisten durch ihre jährlichen Missions-Subscriptionen einen mehr oder weniger zureichenden Beitrag für die Erhaltung ihrer Prediger. Das Fehlende wird aus der allgemeinen Kasse zugelegt, sowie der Ueberschuß ihrer Beiträge in diese Kasse zurückfließt. — Der ausschließliche Gegenstand der Arbeiten unsrer Missionare ist die Bekehrung der Neger durch die seligmachende Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi. Unsre Brüder haben es bei diesem Geschäfte mit einer Menschenklasse zu thun, unter welcher der heidnische Aberglaube des verfinsterten Afrika's vom Vater auf den Sohn überging, und unter denen diejenigen, welche in Westindien schon lange Zeit Sklavendienste thun, ebenso unwissend und verblendet sind, wie die, welche eben erst vom afrikanischen Boden weggerafft wurden. Die schmutzigsten Laster aller Art, Unreinigkeit, Vielweiberei, Völlerei und barbarische Zügellosigkeit sind herrschend unter ihnen. Auf christlichem Boden und unter christlichen Herrschaften ist der Neger mit unserm Gott und Heilande, mit den Tugenden des Christenthums, sowie mit den Hoffnungen und Tröstungen desselben völlig unbekannt geblieben. Dessen ungeachtet liegt im Negercharakter viel Gelehrigkeit, und er ist von Herzen bereit, von jedem weißen Mann, der sich ihm mit Liebe nähert, sich unterrichten zu lassen. Je unentschuldbarer dieser Umstand den gerechten Vorwurf macht, daß für ihre sittliche Wiedergeburt bis jetzt so wenig von uns geleistet wurde, um so lieblicher sind die Hoffnungen, die sich für die Zukunft auf denselben gründen. Kaum ist eine Stelle zu finden, wo unsre Missionare die Ausbreitung des Reiches Gottes versuchten, auf der es ihnen der Herr, trotz alles anfänglichen Widerstandes, nicht hätte gelingen lassen. — Die Art und Weise, wie die Missionare verfahren, ist folgende: Vor Allem ist ihr Augenmerk dahin gerichtet, die erwachsenen Neger, die in der größten Unwissenheit dahin leben, nach einer einfachen Anleitung im Christenthum zu unterrichten. Dieß ist wichtigstes, obgleich sehr beschwerdevolles Geschäft des Missionars. Hat der christliche Unterricht da und dort einen tiefen Eindruck auf die Gemüther einzelner Neger gemacht, so werden diese in Klassen abgetheilt, denen der Missionar selbst, oder ein verständiger und geübter Christ vorsteht. In diesen wird der Unterricht fortgesetzt und nach ihren besondern Bedürfnissen eingerichtet. Schreiten sie in christlicher Herzensbildung vorwärts, so werden sie nach vorheriger Prüfung auf ihr Verlangen getauft und in die Gemeinde aufgenommen. Indeß der christliche Religionsunterricht nun ununterbrochen fortgesetzt wird, wird ihr Lebenswandel sorgfältig bewacht. Für jeden Fehltritt wird der christliche Neger ernst und liebreich zur Rede gestellt; beharrt er darauf, so wird er von der Gemeinde ausgeschlossen, was die meisten Neger mehr als körperliche Strafe fürchten; daher es ein sehr wichtiges moralisches Erziehungsmittel für sie ist. Bei dieser Disziplin hört die Vielweiberei mit dem großen Gefolge ihrer Uebel und Verbrechen von selbst auf, und an ihre Stelle tritt der geordnete Ehestand, Mäßigung, Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit, welche bei zehn Tausenden unsrer Neger der rohen Thierheit, dem Schmutz und der Schlechtigkeit ein Ende gemacht haben. — Die Sonntagsgottesdienste unsrer Missionare, die mit Negern gewöhnlich ganz angefüllt sind, fangen mit Sonnenaufgang an. In dieser Frühstunde wird ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen und erklärt. Der Vormittagsgottesdienst besteht aus einer Predigt und der Liturgie. Nachmittags werden die verschiedenen Klassen Erbauung suchender Neger gehalten, und Abends ist wieder öffentlicher Gottesdienst. — Die Woche hindurch werden mehrere Versammlungen zur Erklärung des Wortes Gottes gehalten, denen beiwohnt, wer nur immer kann und darf. Die Hauptbeschäftigung die Woche hindurch ist der Unterricht der Negerjugend. An den Abenden werden die Neger auf ihren Arbeitsplätzen besucht und gesprochen. — Meist ist der Einfluß, den unsre Missionare auf die Neger haben, sehr groß, und dieser Umstand ist um so erfreulicher, da ihn nur freundliche Sorgfalt auf der einen, und das Gefühl der Dankbarkeit auf der andern Seite erzeugt hat. Dieser Einfluß ist zugleich das wichtigste Mittel ihrer segensvollen Wirksamkeit. Die unbefangene Oeffentlichkeit, womit unsre Missionare verfahren, hat unter dem Beistande Gottes die mannigfachen lieblosen Verdachte gehoben, denen sie sich früher von Seiten der Sklaveneigenthümer bei der Anhänglichkeit der Neger an sie ausgesetzt gesehen hatten, und der Missionssache neue und thätige Freunde gewonnen. Nun fangen sie an, den Unterricht ihrer Sklaven in hohem Grade wünschenswerth zu finden und um denselben zu bitten, was das Bedürfniß nach Arbeitern am Evangelio vergrößert. Auf diese Weise haben im verflossenen Jahre die angesehensten Pflanzer in Westindien unsre Committee

ersucht, für die Sklaven ihrer Plantagen eigne Missionare zu senden, und ansehnliche Unterstützungen angeboten. Gesuchen dieser Art wurde immer so gut wie möglich entsprochen und Männer gesendet, von deren Arbeit unter dem Beistande des Herrn sich ein reicher Segen auf diesen neuen Plätzen hoffen läßt. Auf diese Weise öffnet die Vorsehung unsers Gottes selbst immer mehr Pforten und Wege zu dem noch unangebauten weiten Negerfelde, und immer schneller dringt Licht und Heil bis in die niedrigste Hütte hinab. —

Die vier Distrikte, in welche zu der Zeit das ganze Missionsgebiet der Methodisten in Westindien eingetheilt wurde, waren: der Jamaika-, Antigua-, St. Vincent- und Bahama-Distrikt.

Der weite Distrikt von **Jamaika** umfaßte in sechs Stationen: Kingston, Spanisch-Town, Morant-Bai, Grateful-Hill und Montego-Bai, mit einer Gesammtgemeinde von 6540 Negermitgliedern, davon nicht weniger als 1066 erst im letzten Jahre hinzugekommen waren. Von allen 6 Stationen konnte Erfreuliches berichtet werden, sowohl was das Wachsthum der Gemeinde, als was den Besuch der Versammlungen, die Fortschritte der Neger in Erkenntniß, und ihren frommen Sinn und christlichen Wandel betraf. Zwar fehlte es auch bei Einigen nicht an Abweichungen, die den Missionaren viel zu schaffen machten, und so viel Gutes in Jamaika bereits geschehen, blieb doch noch gar viel zu thun übrig, da der sittliche Zustand des größern Theils der Einwohner, namentlich der in heidnischen Aberglauben versunkenen Freineger in hohem Grade niederschlagend war. Auch waren unter den zahlreichen Sklaven noch so manche heidnische Ceremonien im Gange, und noch richteten unter ihnen berauschende Getränke, die sie sehr liebten, traurige Verheerungen an, die dem Evangelio den Weg zu ihrem Herzen versperrten. Aber an Vielen war doch die göttliche Kraft des Evangeliums mit Freuden wahrzunehmen, und ich habe, schreibt Missionar Binning 1819, Sklaven kennen gelernt, die eine Zierde der Gemeinde Jesu Christi sind.

In einer Erbauungsstunde der Negerinnen, welche Missionar Ratcliffe im März 1819 besuchte, war er ganz hingenommen von der Einfalt und dem Ernste, mit welchem sie den Segen Gottes erflehten. Mit tiefer Rührung hörte er eine arme Afrikanerin für sich und alle Diener Christi in ihrer gebrochenen Sprache in der Versammlung beten: „O Vater im Himmel, höre mich beten, und sende herab Deinen Geist auf unsre theuren Lehrer, daß sie reines Herzens seien. Mache ihre Zunge wie ein zweischneidig Schwert, daß sie zur Rechten und zur Linken die Sünder treffen, um sie aus der Finsterniß dieser Welt zu Deinem Licht und Deiner Erkenntniß hinzuführen durch Jesum Christum, unsern Herrn." — Ein andermal besuchte er eine alte Negerin, die als Kind aus Afrika hergebracht worden war, und der er selbst das Zeugniß geben konnte: „Sie besitzt in hohem Grade die Liebe Gottes, ist aber schwach am Körper und zittert vor Alter. Ihr Auge flammt und glänzt, wenn sie von der Hoffnung spricht, aus dem Sturm des Lebens bald zum Seehafen der Ruhe zu gelangen." Da er zu erfahren wünschte, auf welchem Wege sie zur Erkenntniß Gottes gekommen sei, erzählte sie ihm Folgendes: „Massa, wenn mich erst komm von Afrika, mich ein kleines Ding, und mich verkauft an reiche Judenfrau. Sie mich lieb sehr viel, wie ihr Kind, und immer Freund, wenn mich Mama sah. Wenn mich noch jung, das Ding kommt in mein Herz, wie eine Stimm: Geh und frag Mama, was Wort Gottes ist? Mich geh und sag: Mama! Sie sag: Mein Kind! Mich sag zu ihr: Ihr sagt, Eure Nega lieb, aber warum mich nicht lern das Wort Gottes? Sie sag: Geh, bring mir das Buch (die Bibel)! Mich es bring, und sie las Verse aus dem ersten Buch Mosis, wie die Sünde in die Welt kam, und vom rothen Meer. Aber mich nicht fühl in mein Herz. Sie nun aufmacht das Buch von Jesus, und mich

hör das Wort, gleich mein Herz offen." Bald nachher starb die Jüdin, und das Negermädchen wurde frei. Sie kam bald darauf zur lebendigen Erkenntniß ihrer Sünden, lernte an den Herrn Jesum Christum von Herzen glauben, ist seither eine standhafte und treue Nachfolgerin des Heilandes geblieben, und hat durch Wort und Wandel viele Neger für die Sache Christi gewonnen. — Bei Einsammlung einer Kollekte zum Bau einer neuen Kirche, der sich derselbe Missionar mit Missionar Johnston unterzog, hatten sie, obschon die Zeiten schwer waren, eine wahre Freude an der herzlichen Liebe, mit der sie von den Negern in ihren Hütten empfangen wurden, und an deren herzlicher Bereitwilligkeit, nach Kräften beizusteuern. Einmal gingen sie an einem späten Abend an einer Hütte vorbei, in welcher der schwarze Hausvater mit seiner um ihn versammelten Familie gerade die Abendandacht hielt. „Ich stahl mich unbemerkt hinein," erzählt Ratcliffe, „und wie rührte mich's, als ich ihn mit tiefem Gefühl für unsern alten ehrwürdigen Monarchen beten hörte, der von allen Negern so hoch geachtet wird, weil er, wie sie sagen, ihnen Prediger gesandt habe, um sie zu unterrichten, wie sie Gott dienen sollen." — Im August 1819, da das gelbe Fieber furchtbar auf der Insel wüthete, starb auch der erst seit 8 Monaten dort weilende Missionar Adams. Sein Kopf war in seiner letzten Krankheit vom Fieber auf's Schrecklichste angegriffen, aber sein Herz war so voll vom Frieden Gottes, daß selbst die Wuth der Krankheit seine heitere Fassung nicht unterbrechen durfte. So oft er wieder zur Besinnung kam, sprach er von der gewissen Hoffnung des ewigen Lebens. Konnte er nicht reden, so lächelte er und deutete aufwärts. Seine letzten Worte waren: „Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Gottlob, auf diesen Grund bin ich gebaut." Seine liebende, treue Gattin, die zu gleicher Zeit am gelben Fieber darniederlag, wünschte ihren Gatten vor seinem Abschied aus der Zeit noch einmal zu sehen. Mit bewunderungswürdiger christlicher Tapferkeit hielt sie einige Zeit an seinem Sterbelager aus, und machte beim Wegtragen die rührende Bemerkung: „Der Heiland hat zu den Töchtern Jerusalems gesagt: Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder! Gottlob! er braucht nicht beweint zu werden; die Thränen gelten mir und der Kirche Christi."

Der Distrikt von **Antigua**, der neun Inseln in sich faßte, trug im Jahre 1820 Spuren fortschreitender Verbesserung an sich. Durch strenge Disciplin, durch die Einführung von Schulen und die Vermehrung der Missions-Arbeiter hatte er sichtbar gewonnen und gewährte die Hoffnung fröhlichen Wachsthums. Die Gesammtgemeinde desselben bildeten 10,423 Neger. Auf Antigua selbst blühte das Werk Gottes fort, die Versammlungen waren ansehnlich, und trotz vieler Sterbefälle und manchen dürren Zweiges, der vom Baume des Lebens abfiel, brachte das verflossene Jahr doch einen Zuwachs von 300 Negern, und die Gemeinde zählte im Ganzen 3914 Mitglieder. „Der Friede," schreiben die Missionare im Juli 1820, „wird ausgesäet auf allen unsern Gränzen, und die Frucht der Gerechtigkeit gedeiht. Manche unserer Neger sind wackere Knechte Christi geworden. Unsere Versammlungen sind in jedem Theile der Insel im Zunehmen. — Mit nicht weniger Vergnügen bemerken wir den Zuwachs unserer Sonntagsschulen. In der Stadt St. Johns haben wir zwei derselben. Die eine wird von mehr als 100 Kindern besucht, die in Absicht auf ihr Betragen und ihre Fortschritte im Lernen jeder englischen Schule Ehre machen würden."

Auf Dominika, wo die Regierung der Mission entschieden günstig war, starb leider der wackere Missionar, und da die dortige Negergemeinde 18 Monate sich selbst überlassen war, fielen Viele derselben in ihr altes Leben zurück. Auf mehreren Plätzen gingen die Vereine aus einander, und nur auf einigen hielten die christlichen Neger zusammen und vereinigten sich später wieder in eine Gemeinde von 442 Seelen.

Auf Newis gab es viele Krankheiten und Manche wurden heimgeholt, die auch im Tode noch erfahren durften, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen. Im Ganzen wuchs die aus 920 Negern bestehende Gemeinde in der Gnade und Erkenntniß Christi. Am 3. August 1820 wurde auf dieser Insel vor einer ansehnlichen Versammlung eine Missionsgesellschaft gestiftet, und 9 der angesehensten und achtbarsten Gutsbesitzer wurden Mitglieder der Committee, zu welcher auch sämmtliche Geistliche der Insel gehörten. Kurz darauf waren bereits 170 Louisd'or zur Unterstützung der Missionssache in das Kollektenbuch eingezeichnet.

Auf St. Kitts war der Zustand der Gemeinden nicht auf allen Plätzen gleich. In Basseterre hatte die Gemeinde an Anzahl und Gnade zugenommen, während sie auf andern Plätzen durch die Entfernung des Missionars gelitten hatte. Im Ganzen herrschte viel Aufmerksamkeit auf das Wort Gottes. Die Anzahl der Negerschulkinder betrug 200, die Summe der erwachsenen Mitglieder 2361 Neger. Auch hier bildete sich im Jahre 1820 eine Missionsgesellschaft, in derselben Weise, wie auf Newis, und schon in den ersten Tagen waren von einzelnen Missionsfreunden 1000 Gulden subscribirt. An einzelnen Kindern sowohl als an manchen erwachsenen Negern waren die Wirkungen der göttlichen Gnade sichtbarlich wahrzunehmen.

Ein sterbender Schulknabe, den Missionar Picock über seinen Herzenszustand befragte, sagte ihm, er fühle sich glücklich, und wünsche nichts so sehr, als bei Jesu zu sein. Dann bat er den Lehrer, ihm einige Verse zu singen, die er in der Schule gelernt hatte, und bisweilen sang er mit; seinen Mitschülern aber sprach er zu, sie sollten nicht weinen, weil er zu Jesu gehe. — Eine fromme Negerin sagte: „Mich wohl weiß, mich der Herr zu sich bekehrt hat. Mich früher eine große Sünderin; nichts nach Gott frag, und mich glaub, mich der Sonntag nichts angeh. Mich nun Alles anders seh, mich ein böses Weib, ein böses Herz, ein böser Weg; aber der Herr hat meine Sünden weggenommen, und mich nun Ihn lieb hab und Er mich." Und von einer kranken Negerin, die er besuchte, schreibt Picock: „Habe ich in meinem Leben je unter den schwersten Leiden und an der Pforte der Ewigkeit einen wahrhaft glücklichen Menschen gesehen, so war sie es. Sie entließ uns mit den Worten: Wie unaussprechlich sehne ich mich nach meinem Gott und nach dem himmlischen Vaterland! Aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe."

Auf St. Eustach war die Gemeinde im Zunehmen. Im Allgemeinen zeigte sich viel Forschbegierde nach dem Evangelium, und manches alte Vorurtheil schwand. Die Gemeinde bestand aus 202 Mitgliedern, die Zahl der Schulkinder war von 40 auf 170 angewachsen, obwohl noch immer manchem Wechsel unterworfen. Nach einem fürchterlichen Orkan im Jahre 1819 hatte Missionar French im Auftrag des Gouverneurs eine Dankpredigt in der holländischen Kirche zu halten, in der fast alle Einwohner der Insel anwesend waren. Tags darauf kam ein Neger zu ihm und sagte: „Ich denke, Massa, Gott ist dieses Jahr mit Ihnen." — Wie meinst du das? fragte der Missionar. Da zog der arme Schwarze mit vor Wonne glänzenden Augen ein Neues Testament aus der Tasche und sagte: „O Massa, sehen Sie dieß! Ich konnte nicht ein Wort in Gottes Buch lesen, Massa, dann sind Sie hierher gekommen, und jetzt kann ich ein paar Kapitel im Matthäus lesen."

Auf St. Barthelemy zählte die Gemeinde 328 Seelen. Die Ver-

sammlungen wurden zahlreich besucht, und im Allgemeinen war ein sittliches Wachsthum wahrzunehmen. Auch auf St. Martin waren die Versammlungen ansehnlich, nur fehlte es noch an einem recht tauglichen Ort zu denselben. Die Gemeinde bestand aus 112 Negern. Auf Anguilla war die Kapelle noch nicht fertig, sonst würde auch hier eine ansehnliche Versammlung von Negersklaven sich gefunden haben, deren 200 das hiesige Gemeinlein bildeten.

Auf Tortola, wo das Werk Gottes allmälig vorwärts ging, wüthete im September 1819 ein furchtbarer Orkan, von dem Missionar Catts Folgendes schreibt:

„In der Nacht vom 21. September d. J. gefiel es Gott, uns mit einem fürchterlichen Orkan heimzusuchen, der beinahe die ganze Insel verheerte. Nachmittags zuvor war der Himmel mit schweren Wolken beladen, der Wind blies heftig aus Norden, und wurde gegen die Nacht immer stürmischer. Mit jedem Augenblick wurde es gefährlicher, sich zur Thüre hinaus zu wagen. Um 12 Uhr Nachts fanden wir für nöthig, unser Haus zu verlassen und in ein anderes unsre Zuflucht zu nehmen; und siehe, wenige Augenblicke nachher wurde das Haus vom Sturm weggetragen. Um 3 Uhr in der Mitternacht war die Wuth des Windes namenlos; in einer halben Stunde lagen ⅞ der Häuser in der Stadt zu Boden. Eine Fluth von Regen strömte herab, es erbebte die Erde, und die feurigsten Blitze mit Schwefeldampf umströmten uns von allen Seiten. Wir machten uns zum Tode gefaßt. Tausende, die ohne Gott und ohne Gebet dahingelebt hatten, warfen sich nun auf ihre Kniee nieder und riefen zu Dem, dem der Wind und das Meer gehorsam sind. Viele unter ihnen haben den Tod unter den Trümmern ihrer Häuser gefunden. Hundertfünf derselben fand man sogleich todt, viele Andere sind indeß an ihren Wunden gestorben und Andere dem Tode nahe. — Ein einziges Haus ist uns übrig geblieben, in dem uns der Herr Schutz finden ließ. — Alle unsre Kirchen, bis auf eine, wurden zu Boden gestürzt, und viele unsrer armen Neger, die ihr zureichendes Auskommen hatten, sind Bettler geworden."

Christliche Freunde in England kamen der großen Noth dieser armen Neger mit einem Geschenk von 2500 Louisd'or zu Hülfe, und im folgenden Jahre waren bereits mehrere Kapellen wieder aufgebaut. Die aus 1844 Negern bestehende Gemeine war aber nicht bloß an der Zahl, sondern auch an Gnade und Erkenntniß gewachsen.

Der Distrikt von **St. Vincent** umfaßte die Missions-Stationen von 6 Inseln, mit Einschluß von Demerara in Süd-Amerika. Auf St. Vincent selbst traten nicht nur manche neuen Freunde der Missionssache bei, sondern auch die alten Vorurtheile gegen dieselbe schwanden immer mehr, und dazu mußten sogar die Hindernisse beitragen, welche ihre Gegner ihr auf's Neue in den Weg zu legen suchten. Die wachsende Anzahl und Aufmerksamkeit der Neger in den Versammlungen, ihre heilige Einfalt in den Erbauungsstunden, ihr christlicher Wandel machte den Missionaren viel Freude. Nach einem Zuwachs des letzten Jahres von 439 Seelen bestand die Gemeinde aus 3133 Mitgliedern. Besonders schritt der Unterricht der Negerjugend auf dieser Insel sehr gedeihlich fort. Mehr als 400 schwarze Kinder besuchten die Schule, außer mehr als 300 Sonntagsschülern in Kingstown. Dabei arbeiteten sie fleißig und ihre Aufseher waren mit ihrer Arbeit und mit ihrem muntern Sinn vollkommen zufrieden.

„Kürzlich," erzählt Missionar Bellamy, „ritt ich durch ein Zuckerrohr-Feld, in dem gerade alle Kinder beschäftigt waren. Sie sahen mich anfänglich nicht; auf ein-

mal streckte eins dieser schwarzen Kinder den Kopf aufwärts, erblickte mich, und rief voll Freude: Massa kommt! Massa kommt! Im Augenblick legten sie ihre Arbeitswerkzeuge nieder, und rannten wie ein Vogelschwarm auf mein Pferd los, grüßten mich freundlich, und Alle fragten auf einmal: „Wie befindet sich Massa?" Ich sprach ein paar Augenblicke mit ihnen, und ermunterte sie, fleißig zu sein, mit einander Frieden zu haben, und Gott zu fürchten, unter dessen Augen sie wandeln. Ja Massa, riefen Alle, das wollen wir. So geht denn wieder an die Arbeit, sagte ich, und seid gute Kinder. Ja, Adieu, Massa, Adieu! und nun ging's flugs und fröhlich wieder zum Geschäfte."

Auf Grenada gewann die Mission nach und nach mehr Zutrauen, und die Aussichten wurden allmälig heiterer. Besonders in der Stadt St. Georg war die Versammlung groß und aufmerksam, die Predigt gesegnet und die Begierde der Neger nach Unterricht unverkennbar. „Blicken wir zurück auf die Ereignisse des verflossenen Jahres," schreiben die beiden Missionare im Januar 1820, „so war es im Ganzen das fruchtbarste, was seit der Errichtung unsrer Mission auf Grenada gefeiert wurde. Eine ungewöhnliche Anzahl unserer Mitglieder ist in demselben in die Ewigkeit hinübergerufen worden, von denen Viele furchtlos durch's finstere Todesthal wanderten; mehrere der älteren Schüler Christi waren in ihren letzten Stunden voll Freude, und riefen aus: Mein Leib schwindet dahin, aber Gott ist meine Kraft und mein ewiges Erbtheil. Andere unsrer lieben Negerbrüder mußten durch schwere Prüfungen hindurch, durften aber dabei die Tröstungen des Herrn reichlich erfahren. Von Allen dürfen wir sagen, daß sie untadelhaft vor der Welt wandeln." Mit zwei großen Hindernissen aber hatten die Missionare unter den Sklaven von dieser Insel zu kämpfen. Das erste war ihr starkes Vorurtheil für die katholische Religionsweise, das andere, noch größere, ihre Unbekanntschaft mit der englischen Sprache. Doch zählte die Negergemeinde daselbst 272 Mitglieder.

Auf Barbadoes mit seinen mehr als 100,000 Negersklaven, wo die Methodisten ihre längere Zeit unterbrochene Mission erst seit Kurzem wieder begonnen, waren die Verhältnisse dem Anscheine nach allerdings nicht hoffnungerweckend.

„Die freien Schwarzen," heißt es in einem Bericht der beiden Missionare vom März 1820, „die in der Hauptstadt Bridgetown (wo sie sich niedergelassen hatten) wohnen, sind dem größten Theile nach äußerst ruchlos, und fast jeden Odemzug geht ein Fluch aus ihrem Munde hervor. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß kleine Kinder, die kaum erst sprechen können, damit beginnen, daß sie dem Gott fluchen, der sie gemacht hat, ob sie gleich nicht wissen, was sie thun. Was die Negersklaven betrifft, so ist ihr sittlicher Zustand gerade derselbe. Vielweiberei, Ehebruch, Unzucht, Gotteslästerung, Diebstahl, Lügen, Zanksucht und Trunkenheit: dieß sind die Laster, denen bei weitem die Meisten unter ihnen mehr oder weniger hingegeben sind. Sie leben und sterben wie die Thiere der Erde, denn Niemand kümmert sich um ihre unsterbliche Seele. Zu unsrer Freude dürfen wir doch hie und da eine lobenswerthe Ausnahme finden." Auf einer Pflanzung hatte ein Gutsbesitzer eine Kapelle für seine Sklaven erbaut und einen Geistlichen dabei angestellt, auch eine Schule errichtet. „An andern Stellen der Insel aber," heißt es weiter, „sind die Sklaven bis jetzt jämmerlich vernachlässigt worden. Hunderte derselben haben in ihrem Leben nie ein Wort Gottes gehört, und sie scheinen nie an Gott und die Rettung ihrer Seele gedacht zu haben. Zwar ist die Insel in 11 Kirchsprengel getheilt, und in jedem eine Kirche errichtet und ein Pfarrer angestellt. Aber es ist eine große Seltenheit, einen Sklaven in der Kirche zu sehen. Nicht als wäre es ihnen verboten, — aber Niemand fordert sie dazu auf und ladet sie freundlich ein. Sie sind vielmehr so gering geachtet, als ob sie keine

unsterbliche Seele hätten. — Unsre Aussichten sind nicht schmeichelhaft; indeß können wir doch sagen, daß sie sich nach und nach aufheitern. An den Sonntagen ist unsre Kapelle gedrängt voll, und Hunderte stehen noch vor der Thüre, die keinen Raum haben. Auch auf dem Lande haben wir nun unsre Missionsarbeiten begonnen, und mehrere Herren haben uns zu ihren Plantagen den Zutritt gestattet."

Doch verloren die Missionare den Muth nicht, wenn sie auch nicht alsbald reiche Früchte ihrer Arbeit sahen, nahmen sich insbesondere auch der Jugend an, und hatten bald 100 Negerkinder im Unterricht und 52 in der Sonntagsschule. Die früher bekehrten und bisher verlassenen Neger aber waren sehr dankbar für den Wiederanfang der Mission. Sie hatten treu ausgehalten in der Stunde der Versuchung, und sich unter schweren Leiden als ächte Jünger erprobt; doch bestand ihr Gemeinlein nur noch aus 39 Seelen.

Auf Tabago, wo der Zustand der Negersklaven im Allgemeinen gleichfalls höchst beklagenswerth, und die Mission noch nicht lange errichtet war, gab der Herr gleichwohl liebliches Gedeihen. Die Gemeinde nahm äußerlich und innerlich zu, und von den meisten Gliedern derselben konnte man sagen: Sie zieren die heilsame Lehre Gottes ihres Heilandes in allen Stücken. Doch gehörten dazu nur 46 Neger.

Der **Bahama**-Distrikt faßte 4 Stationen in sich. Auf Neu-Providence waren die Aussichten erfreulich, die Neger im Allgemeinen begierig nach Wahrheit, fromm und gleichförmig in ihrem Betragen, obschon dann und wann Einzelne in Sünde zurückfielen, doch meistens bald wieder umkehrten. Die Versammlungen wurden zahlreich besucht und der Segen blieb nicht aus. Die Gemeinde zählte 355 Mitglieder. Auf Eleuthera schienen sich die Zustände zu bessern, die Gemeinde wuchs und zählte 310 Mitglieder. Auch auf Abaco, wo 32 Weiße und 6 Schwarze die Gemeinde bildeten, wuchsen die Versammlungen allmälig an und gewährten Hoffnung, und auf Harbour-Insel heiterten sich die Aussichten gleichfalls allmälig auf. Eine neue Station wurde auf Turk-Island (Türk-Insel) durch Hinsendung eines Missionars gegründet.

Es bleibt uns nun noch ein Blick auf **St. Domingo** übrig. Leider sahe sich Missionar Brown, wie bereits erwähnt, durch den Drang der Umstände genöthigt, im Frühjahr 1819 seinen Posten daselbst, der eine so reiche Ausbeute für das Reich Gottes verhieß, zu verlassen und nach England zurückzukehren. In Folge dessen fand die Missions-Direktion für zweckmäßig, zwei andre Missionare an den (Neger-) König Henry auf der Insel abzusenden, welche freundlich aufgenommen wurden und zu Cap Henry im Frühjahr 1820 ihre Arbeiten wieder begannen, während in dem republikanischen Theile der Insel die Anhänger der Methodisten von Seiten der römischen Kirche noch immer auf's Heftigste verfolgt wurden, wogegen selbst der Präsident Boyer bei dem besten Willen sie nicht schützen konnte.

Im Jahre 1820 ward auch die Insel Montserrat im Antigua-Distrikt, und 1822 die Insel St. Lucie im Distrikt von St. Vincent in den Bereich der Methodisten-Mission gezogen, deren Gang auf den einzelnen westindischen Inseln wir nun noch in kurzen Zügen bis zum

Jahre 1830 verfolgen wollen, wobei wir von Süden anfangend mit den Inseln des Distriktes St. Vincent beginnen, diesem den von Antigua, den von Jamaika, den Bahama-Distrikt, und endlich die Insel St. Domingo (Haïti) folgen lassen.

Distrikt St. Vincent.

Auf der Insel Trinidad, wo zwei Missionare arbeiteten, auch eine Schule für die Negerkinder einrichteten, waren die Erfolge nicht sehr bedeutend. Von ihrer Hauptniederlassung, Port of Spain, wo 1826 eine neue Kirche gebaut ward, machten die Missionare häufige Wanderungen auf der Insel umher, besuchten die Plantagen und hielten ihre Gottesdienste in Negerhütten. „Hier leben wir noch in Tagen geringer Dinge," schrieben sie, „und säen auf Hoffnung. —

Auf Tabago erbat der daselbst arbeitende Missionar sich bald einen zweiten zur Hülfe. „Sollten Sie die Begierde sehen," schreibt er an die Committee, „womit die armen Neger an den Abenden nach harter Arbeit vom Felde herein eilen, um Unterricht auf den verschiedenen Pflanzungen zu erhalten, und sollten Sie besonders Zeuge sein der namenlosen Unbekanntschaft mit den Lehren des Heils, nach denen sie am Meisten verlangen, so würden sie keinen Augenblick anstehen und ihre hülfreiche Hand darbieten, wo Hülfe so Noth thut." Beide Missionare besuchten dann die Neger auch auf den Plantagen; zwei Kapellen, auf der östlichen und westlichen Seite der Insel, wurden errichtet; die Versammlungen zahlreich besucht, doch nur wenige Neger in die Gemeinde, welche im Jahre 1826 nur 83 Seelen und etwa 75 Schulkinder zählte, aufgenommen. Und auch von diesen waren freilich die Meisten nur noch neugeborene Kindlein in Christo, die mit Geduld gepflegt werden mußten, und nur Wenige zur Reife und Festigkeit im Christenglauben gelangt. —

Auf Grenada, dessen Einwohner fast alle französisch sprachen, arbeiteten 3 Missionare, in der Stadt St. Georg auf der südwestlichen Seite der Insel, von wo sie die benachbarten Plantagen besuchten, sowie auf der westlichen und nordöstlichen Seite. In dem ersten und dem letzten Distrikt hatten sie den meisten Erfolg, namentlich in St. Georg, wo auch die Sonntagsschulen fleißig besucht wurden, weniger im Westen. Traurig war der Aberglaube der römisch-katholischen Neger auf der Insel, die sich von dem Priester geweihetes Wasser kauften, womit sie sich wuschen, und darauf die ganze Hoffnung ihrer Seligkeit stellten. Im Jahre 1826 zählte die Gemeinde auf Grenada 11 Weiße, 168 freie farbige Leute und 199 Sklaven; die Schule wurde von 93 Knaben und 124 Mädchen besucht. —

Auf St. Vincent arbeiteten vier Missionare in Segen und das Evangelium schlug immer tiefere Wurzel. Einmal kam ein Plantagenbesitzer zu den Missionaren, und sagte ihnen, er habe seinen Negern nach beendigter Ernte herkömmlicher Weise einen Tanz geben wollen. Sie aber hätten ihre Aufseher zu ihm geschickt und ihn um die Erlaubniß gebeten, daß statt des Tanzes ihr Lehrer kommen und ihnen das

Wort Gottes verkündigen dürfe. Mit Freuden ward dieser Wunsch erfüllt, und als einer der Missionare auf die Pflanzung kam, liefen ihm die Neger höchst vergnügt entgegen und riefen: „Massa, wir sind froh, Euch zu sehen.“ — Die gottesdienstlichen Versammlungen waren meist gedrängt voll, und es herrschte ein tiefer Ernst in denselben. Ueber 3000 Negersklaven gehörten zur Gemeinde, die Schulen besuchten über 500 Kinder, und außer diesen wurden noch auf den Plantagen über 600 Kinder im Christenthum unterrichtet. Von den Negern aber konnte man in Wahrheit sagen, daß das Wort Gottes unter ihnen einen freien Lauf habe und gepriesen werde. Ein Neger, den ein schweres Leiden drückte, sagte ganz einfältig: „Für mich will sich's nicht schicken, von Trübsal zu reden, denn die Gnade ist mir genug. Leiden ist ja mein tägliches Brod, denn mein Herr hat gesagt: In der Welt habt ihr Angst.“ — Und ein Anderer, der im Sterben lag, konnte nicht aufhören, bis in seinen letzten Odemzug den Namen seines Gottes laut zu preisen, und alle seine Mitsklaven, die ihn besuchten, ernstlich zu ermahnen, den Herrn von ganzem Herzen zu suchen. Sein Krankenlager war ein fortgehender Triumphgesang. —

Auf Barbadoes hatte die Mission seit 1823 wieder viel zu leiden. Ihre Kapelle wurde vom Pöbel zerstört, die Missionare gemißhandelt und selbst genöthigt, die Insel zu verlassen, der kleinen Negergemeinde jeder Zusammentritt zur gemeinschaftlichen Erbauung verboten, und eine fromme Wittwe, Gill, in harter Gefangenschaft gehalten, weil sie in ihrem Hause mit einigen Negern das Wort Gottes gelesen hatte. Nachdem aber das Englische Ministerium und selbst das Parlament sich der Verfolgten mit dem größten Nachdruck angenommen, wurde im Jahre 1826 die Mission auf Barbadoes wieder erneuert, und nachdem bereits nach Zerstörung der früheren Kapelle Freunde in England 24,000 Gulden zum Aufbau einer neuen beigesteuert hatten, wurde am 24. Mai 1829 die neue Kapelle in Gegenwart einer zahlreichen und andächtigen Versammlung feierlich eingeweiht, nachdem schon bei der Grundsteinlegung im Mai des vorhergehenden Jahres die dabei anwesenden etwa 400 Neger eine Kollekte von 145 spanischen Thalern zum Besten des Baues unter sich eingesammelt hatten. Am 27. Juli 1828 konnte auch ein gesegnetes Jahresfest des Missions-Hülfsvereins auf Barbadoes unter großer Theilnahme gefeiert werden, und die Missionare durften freudig berichten: „Wie ganz anders sieht es nun für das Werk des Herrn auf dieser Insel aus, als dieß vor einigen Jahren der Fall war, da von der Wuth der Widersacher unsre Kirche niedergerissen wurde. Der Herr hat bisher gnädiglich geholfen, und wir dürfen hoffen, daß auch Barbadoes noch sein Lob auf Erden werden wird.“ —

Die auf St. Lucie im Jahre 1822 begonnene Mission wurde bald wieder aufgegeben.

Distrikt Antigua.

Auf Dominika mit seinen 12,000 Negersklaven arbeiteten drei Missionare nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Auf vielen Pflanzungen im Nor-

den und Osten der Insel fanden sich kleine Häuflein gläubiger Neger, die früher auf Missionsstationen von dem Evangelium lebendig ergriffen, dann von ihren Eigenthümern auf entferntere Plantagen verkauft worden waren, wohin sie ihren Glauben an Christum mit sich brachten, ihn unter ihren schwarzen Brüdern verbreiteten und sich zu kleinen Gemeinlein gesammelt hatten. Im Anfang der zwanziger Jahr erklärte der französische (katholische) Priester den Methodisten den Krieg, aber in Folge dessen wurde das Wort Gottes nur um so mehr gelesen, und für Viele ein gesegnetes Mittel, aus der Finsterniß zum Licht zu gelangen. Es war übrigens unglaublich, wie die armen Neger von den katholischen Priestern in ihrer Unwissenheit zurückgehalten wurden. So sah Missionar Felvus am Charfreitag 1824, wie unter dem fürchterlichsten Lärm mit Trommeln und Pfeifen, mit Spießen und Stangen, Judas und der Teufel von der Kirche ausgetrieben wurde, und Tags darauf liefen sie unter dem Geläute der Glocken in's Meer, um ihre Sünden abzuwaschen. Eine Flasche Wassers, welche der Priester am Charfreitag geweiht hatte, wurde von ihnen für ein kräftiges Zaubermittel gehalten, um böse Geister und Diebe von sich abzuhalten und aus demselben zu wahrsagen. —

Am 26. August 1822 starb die fromme Gattin des Missionar Harrison. Vierzehn Tage zuvor ließ sie ihren trauernden Gatten an ihr Krankenbett rufen und sagte zu ihm: „Mein Theurer, der Herr wird Alles wohl machen. Ich habe mich Ihm in seine Hände übergeben; Er thue, was Ihm wohlgefällt.“ Unter schweren Leiden gefragt, wie sie sich fühle, gab sie zur Antwort: „Recht wohl. O mein Jesus ist köstlich!“ Und auf die Frage, ob sie nicht länger zu leben wünsche, sagte sie: „Nein, es ist besser außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn.“ Auf die Bemerkung eines theilnehmenden Freundes aber, es müsse sie freuen, als ein Opfer der Mission zu sterben, äußerte sie: „O ich möchte gerne als eine gnadenbedürftige Sünderin am Fuße des Kreuzes Christi sterben!“

Im Jahre 1825 wurde die Insel von schweren Krankheiten und einem furchtbaren Orkan heimgesucht, der von St. Thomas an bis nach Barbadoes hinab wüthete, und wobei viele Menschen das Leben einbüßten. Auf der Missionsstelle Roseau, wo die bekehrten Neger schon seit einer Reihe von Jahren durch Beharrlichkeit und aufrichtigen Wandel sich auszeichneten, war dieses Jahr im Allgemeinen segensreich, und mehrere Bekehrte vollendeten ihren Lauf recht selig.

Unter ihnen war eine junge Mulattin, welche durch die Predigt des Missionars Shrewsbury (Schriusbury) bekehrt worden war. Krank wurde sie von Barbadoes nach Dominika gebracht, wo sie 8 Monate auf einem schweren Krankenlager zubrachte. Sie lebte in der Liebe Christi und im stillen Umgang mit Ihm, und besonders lagen ihr ihre verfolgten Neger-Brüder und Schwestern zu Barbadoes am Herzen, für welche sie unaufhörlich zu Gott um Hülfe und Erbarmung flehte. Die Missionare besuchten sie, so oft sie konnten. Anfänglich machte ihr die Erinnerung an ihre früheren Verirrungen gar viel zu schaffen, aber sie fand vollkommene Vergebung für dieselben im Glauben an den Sohn Gottes. Jetzt wurde ihr Herz heiter, und sie sprach mit voller Seele zu den Negerinnen, welche sie besuchten, von der Liebe Christi, und munterte sie auf, den Herrn zu suchen, so lange Er zu finden sei. Ein hitziges Fieber verzehrte ihren ganzen Leib, aber sie blieb auch unter den heftigsten Schmerzen ihrem Gott ergeben. Den Tag vor ihrem Heimgang besuchte Missionar Felvus sie noch einmal; schon waren ihre Augen gebrochen, und sie erkannte ihn nicht mehr. Als man ihr sagte, daß er sie besuche, kehrte sie sich auf ihrem Lager um und sagte mit großem Nachdruck: „Ich warte jetzt auf den Willen des Herrn; ich weiß, Er hat mich für seinen Himmel vorbereitet.“ —

Auf der Missionsstelle St. Joseph hatte man im Aeußerlichen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, das Betragen der bekehrten Neger aber war durchaus lobenswerth, und nur ein Einziger durfte im Jahre 1825 ausgeschlossen werden. Zu Calichaut regten sich die ersten lieblichen Keime zu einer Gemeinde Gottes; in Prinz Rupert that der Mangel an einer Kapelle, da die frühere 1824 durch einen Orkan zerstört wurde, dem Missionswerk längere Zeit Eintrag; auf Lafoye, wo eine Negergemeinde von 451 Seelen bestand, die nur alle zwei Monate einmal von einem Missionar besucht werden konnte, war dasselbe der Fall. Ueber 500 Neger gehörten zur Gemeinde, und die Schule auf der Insel zählte 69 Knaben und 78 Mädchen, darunter Einzelne frühzeitige Spuren von Gottesfurcht wahrnehmen ließen. Erwähnenswerth ist ein Artikel im „Dominika Colonist", einem westindischen Tageblatt, vom April 1827, der die letzte Versammlung der Hülfs-Missionsgesellschaft auf Dominika zum Gegenstand hatte, und in welchem es u. A. hieß:

„Wir wurden letzten Montag Abend veranlaßt, einer öffentlichen Versammlung der Wesleyischen Missionsgesellschaft beizuwohnen, — und es gewährt uns kein geringes Vergnügen, sagen zu dürfen, daß wir selten Verhandlungen beigewohnt haben, welche mit größerem Anstand geführt wurden, als sich bei dieser Gelegenheit wahrnehmen ließ. Es ist unsre klare Ueberzeugung, und wir wissen, daß die meisten Personen, welche zugegen waren, dieselben Gefühle mit uns theilten, daß sich von den Arbeiten dieser Lehrer der göttlichen Wahrheiten unsers Erlösers die heilsamsten Wirkungen für unsre Neger erwarten lassen. — — — Allerdings würde es uns noch größeres Vergnügen machen, wenn wir den Negerunterricht in den Händen unsrer regelmäßigen Geistlichkeit sehen würden, da wir nun einmal unsrer Kirchenform aus natürlicher Vorliebe zugethan sind; aber dafür ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden. — Wir müssen daher wünschen, daß diese Prediger des Christenthums den Schutz und die Ermunterung bei den Einwohnern unsrer Insel finden mögen, welche ihre frommen und wohlthätigen Arbeiten verdienen." —

Auf Montserrat nahmen die Versammlungen 1821 zu, eine würdevolle Stille herrschte darin, und der Missionar bemerkte, daß das Wort mit Freuden aufgenommen ward, und das Werk Gottes an den Herzen der Neger vorwärts schritt. Den 42 Gemeindegliedern konnte er im folgenden Jahre bezeugen, daß sie durch Bekenntnißtreue und rechtschaffnen Wandel sich auszeichneten; besondere Freude aber bereiteten ihm die Sonntagsschulen in der Stadt wie auf dem Lande. Schaarenweise strömten die Neger des Sonntags vom Lande herein, um in der dortigen Kapelle das Wort Gottes zu hören; immer mehr Pflanzungen öffneten sich den Missionaren, wobei der Gouverneur der Insel, d'Urban, und die ersten Regierungsbeamten die trefflichsten Dienste leisteten und überall mit edlem Beispiel vorangingen. Am 6. Juni 1823 ward eine Hülfsgesellschaft für Leidende und Kranke gestiftet, sowie eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften unter den Negern. Doch schritt auf dieser Insel die Sache Christi nicht so schnell vorwärts, wie an andern Stellen; die Neger überlegten die Sache zuvor reiflich, und machten nur langsam einen so wichtigen Schritt. Im Jahre 1825 bestand die Methodistengemeinde daselbst aus 8 Weißen, 72 farbigen Leuten und 67 Sklaven. Die Schulen wurden von mehrern Hunderten, Erwachsenen sowohl als Kindern, besucht. Im August 1827 wurde Montserrat von einem

der fürchterlichsten Orkane*) heimgesucht, wie man sich seit 50 Jahren keines ähnlichen erinnerte. Noch trauriger aber war ein Unfall, der schon im März des vorhergehenden Jahres 5 Missionaren und 2 Frauen derselben nebst 4 Kindern das Leben kostete**). Auf der jährlichen Zusammenkunft der Methodisten-Missionare im Februar 1826 auf St. Kitts waren auch die Missionare von Antigua, White mit Frau und drei Kindern, Truscott mit Frau und 1 Kind, Johns mit Frau, Hillier, der seine Frau und 5 Kinder in Antigua zurückgelassen hatte, und Oke nebst 2 Mägden dort gewesen, und segelten nun über Montserrat, wo sie Missionar Hyde absetzten, nach Antigua zurück. In der Nähe von Antigua aber ging das Schiff im Sturme unter, und aus ihrem ganzen Kreise blieb nur noch Frau Jones am Leben, um als Zeuge ihren tiefgebeugten Freunden die Trauergeschichte dieser Tage erzählen zu können. —

Auf Montserrat wurden im Laufe der Zeit an fünf verschiedenen Stellen des Sonntags Gottesdienste gehalten und fleißig besucht, der Sonntags-Markt aber, der früher den Negern nur Gelegenheit zu Tanz und Schwelgerei gab, ward aufgehoben. Die Hauptmissionsstelle war Plymouth. Durch Arbeitsamkeit und Treue, besonders auch durch Reinlichkeit und Sauberkeit ihrer Wohnungen zeichneten die christlichen Neger vor den andern sich aus. Das Werk Gottes auf Montserrat ging so seinen stillen und regelmäßigen Lauf; mit Vergnügen aber hörten die Missionare nicht selten den einfachen, ungeschmückten, aber herzlichen Zeugnissen zu, welche Einzelne der bekehrten Neger von der Gnade Gottes ablegten.

So äußerte Einer derselben bei einem Liebesmahl (1827): Er habe lange Bedenken getragen, an den Sonntagen zur Kirche zu kommen, weil er befürchtete, seine Familie möchte Hunger leiden müssen, wenn er nicht am Sonntag sein Stückchen Feld bearbeite; aber er habe zum Preise Gottes gerade das Gegentheil erfahren. Auf die Frage, ob er jetzt so viel habe, wie zuvor, als er noch ohne Gott in dieser Welt lebte, antwortete er mit sichtbarem Vergnügen: „Ja, ich habe ebensoviel und noch ein Wenig mehr.“ — Marie, eine wackre Negerin, die 1827 starb, hatte eine fromme Mutter, die sie in ihrer Jugend von leichtsinniger Ausschweifung zurückhielt. Lange wollte sie sich in diese Zucht nicht fügen, und war mit ihrer Mutter immer unzufrieden, die sie zur Nachfolge Christi hinleiten wollte. Erst eine schwere Trübsal brachte sie dazu, den Herrn ernstlich zu suchen, und als sie Ihn jetzt fand, so liebte sie Ihn nun auch von ganzem Herzen. Ein langwieriges Krankenlager zog sie endlich ganz in die Gemeinschaft seiner Leiden und in den seligen Umgang mit Ihm hinein, und sie genoß einen großen Frieden. Als sie die Augen schloß, rief sie ihrer Mutter, die sie in den Armen hielt, frohlockend zu: „Meine liebe Mutter! ich bin selig! selig! selig!“ und damit gab sie den Geist auf. —

Auf Antigua arbeiteten 5 Missionare unter einer Gemeinde von über 4000 Schwarzen und 1000 Schülern. Die 3 Hauptstationen waren St. Johns, Englisch Harbour und Parham. Von allen Stationen konnten die Missionare nur Erfreuliches melden, und am 5. Februar 1821 wurde zu St. Johns eine Missionsgesellschaft errichtet, bei deren erster Feier gleich über 1000 Gulden einkamen, unter den Bei-

*) Basler Missions-Magazin, 1828, II, p. 283 ff.
**) Ebendas. p. 287 ff. cf. Bilder aus der Heidenwelt. 5. A. Basel 1849 p. 20 ff.

trägen auch viele goldne Halsketten, die in kleinen Schächtelchen in der Kollekte lagen. Die Plantagen-Aufseher gaben den christlichen Negern das beste Zeugniß, und erklärten, daß sie jetzt keine Peitsche mehr brauchten. Folgende merkwürdige Geschichte erzählte ein angesehener Herr im April 1821 dem Missionar Hyde:

„Eine Negerin, die viele Jahre im Hause ihrer Herrschaft in einer angenehmen Lage gedient und sich etwas erworben hatte, wurde vor einigen Jahren durch die Predigt des Evangeliums mächtig aus dem Schlaf der Sünde erweckt. Die Verlegenheit ihres Herzens war so groß, daß sie nicht bloß allen ihren frühern Ausschweifungen, wozu sie mißbraucht worden war, sondern auch allem eitlen Putz auf einmal den Abschied gab, und betend und schreiend zu der Gnade des Herrn Jesu ihre Zuflucht nahm. Sie suchte Gott von ganzem Herzen, und Er, als der Treue und Wahrhaftige, ließ sich von ihr finden. Sie war eine neue Kreatur geworden, und konnte also der alten Sündenlust im Hause nicht länger dienen. Dieß zog ihr den Haß ihres Eigenthümers zu, und Schmach und Trübsal ward ihr tägliches Loos. Einst wurde ihr zum Verbrechen gemacht, einen Hausschlüssel, der ihr anvertraut worden war, gerade zu einer Zeit, wo man ihn brauchte, mit sich in die Kirche genommen zu haben, und sie mußte dafür mit schweren Geißelhieben büßen. Dieß war das erste Mal, daß sie die Peitsche auf dem Nacken fühlte, und sie wurde sehr betrübt, und auch ihre Tochter nahm an ihrem Schmerze Theil. Diese Betrübniß wurde ihr als Widersetzlichkeit gedeutet, und sie mit der Tochter zu harter Feldarbeit verurtheilt. Die Feldneger auf dem Acker staunten beide an, und lehnten sich einige Augenblicke auf ihre Spaten, als sie dieselben unter sich erblickten. Das hieß nun Rebellion, und in vollem Gallop ward ein Aufseher nach der Stadt abgeschickt, um dem Eigenthümer die Sache anzuzeigen. Dieser schickte augenblicklich Befehl, daß die beiden Verbrecherinnen in schweren Ketten nach der Stadt gebracht werden sollten. Mutter und Tochter wurden nun nach St. Croix verkauft. Es stand nicht lange an, so wurde die arme leidende Mutter eines ähnlichen Vergehens fälschlich bezüchtigt. Aber Gott war mit ihr. Ihre Sprache war: „Wenn du mich auch tödten wolltest, so will ich dich dennoch nicht verlassen." Sie hielt sich in der schweren Trübsalszeit an Ihn, und es zeigte sich nach einiger Zeit, daß die Beschuldigung ungegründet war. Ihre neue Eigenthümerin gewann Mutter und Tochter lieb, und schenkte nach einiger Zeit beiden die Freiheit. Nun kehrte sie nach ihrer vorigen Insel zurück, lebt jetzt glücklich in der Liebe Gottes, befindet sich im Wohlstande, und ist ein Segen für ihre Nachbarn." — Interessant ist auch die von Frau Gilbert erzählte Geschichte der Bekehrung eines muhamedanischen Negers*) vom Senegal in West-Afrika, Namens Peregrine, der Anfangs seine Religion, die er für die beste hielt, hartnäckig vertheidigte, bis seine innere Unruhe ihn endlich dahin brachte, daß er zu beten anfing, Gott wolle ihm zeigen, welches der rechte Weg sei, den er wandeln solle. Und sein Gebet ward erhört, denn er konnte bald mit inniger Freude Jesum Christum seinen Herrn und seinen Gott nennen. Er wurde öffentlich getauft, und legte dabei folgendes rührende Bekenntniß seines Glaubens an Christum ab: „Ich kam nach Antigua. Ich kannte den wahren Gott nicht, und hielt Mahomed für meinen Gott. Ich ging zur Kirche, und ging spottend wieder nach Hause. Mein Herz war hart wie Stein. Aber nun habe ich Jesum als meinen Gott erkannt, ich trage Ihn in meinem Herzen, Er ist mir theuer geworden!" Und dabei legte er beide Hände auf seine Brust. —

In Parham wurden in einem Vierteljahr 181 Neger als Mitglieder aufgenommen, und am ersten Freitag jedes Monats eine Missionsbetstunde gehalten, wo die Neger mit tiefer Inbrunst für ihre in Afrika zurückgelassenen Verwandten und für die ganze Welt beteten. Viele brachten auch bei dieser Gelegenheit ihr Scherflein mit Freuden dar, um das Werk des Herrn zu unterstützen. Ein Klassenvorsteher in Parham

*) Basler Missions-Magazin 1824, IV, p. 552 ff. cf. Calwer Monatsblätter 1844, p. 153 ff.

erzählte im Januar 1822 dem Missionar Hyde von einem Neger seiner Klasse folgende liebliche Geschichte:

„Als die Gnade Gottes zuerst das Herz dieses Negers ergriff, war er ein großer Freund davon, bei den Negertänzen mit seiner alten Fidel aufzuspielen, womit er viel Geld erwarb. Er sah nun wohl ein, daß ein solcher Erwerb für einen Christen sich nicht gezieme, und er entschloß sich, dieses Handwerk aufzugeben. „Aber," sagte er zu sich selbst, „was soll ich mach mit meiner Fidel? Wenn mich behalt, mich immer wieder verführ. — Aber sie gut, und viel werth. — Mich denn sie verkauf! — Nein, mich das nicht thue! — Ist's Sünde für mich, wenn ich spiel, ist's auch Sünde für den Andern, wenn er spielt! — Nun mich wohl weiß, was mit ihr thue; mich sie nimm, und sie in Stücken zerschlag, und so mich Niemand mehr schad." —

Als Missionar Hyde im April 1823 von Parham schied, hatte er binnen zwei Jahren beinahe 1000 Neger in die Gemeinde daselbst aufnehmen können. Zu St. John, zu Englisch Harbour und Willoughby-Bai, zu Parham und Zionhill wuchs das Werk Gottes unter den Negern auch in den folgenden Jahren, und allein an den beiden letzten Orten bestand 1826 die Gemeinde der Methodisten aus 28 Weißen, 481 freien farbigen Leuten und 3066 Sklaven. Das Jahr 1828 war besonders ein Jahr der Gnade für Antigua. Die Negergemeinde zu St. Johns erfuhr in demselben ein reiches Maaß göttlicher Kräfte, und 91 neubekehrte Neger konnten hinzugethan werden. Die Gemeinde an dieser Stelle bestand aus 19 Weißen, 296 Freinegern und 464 Sklaven. Auch zu Willoughby-Bai ließ sich die Gnade Gottes nicht unbezeugt, und konnten daselbst 133 neue Leute in den Unterricht aufgenommen und 25 getauft werden. Die Gemeinde selbst bestand aus 733 Mitgliedern, darunter 691 Negersklaven. Auf Englisch-Harbour konnten zu dem aus 222 Seelen bestehenden Negergemeinlein 27 Neubekehrte hinzugefügt werden, in Parham, wo es das Jahr zuvor weniger gut gegangen, war die baufällige Kirche für die aus 1173 Mitgliedern, fast durchgängig Negersklaven, bestehende Gemeinde lange nicht groß genug, und lag auch hierin ein vielfaches Hinderniß ihrer Erbauung. Dagegen fehlte es der aus 353 Negern bestehenden Gemeinde zu Zionhill noch an Ordnung und Leben, und obwohl die Versammlungen oft zahlreich besucht waren, wurden doch die Mittel der Gnade von den dortigen Negern nicht genug geachtet, auch nach der Kirchenzucht nicht viel gefragt. — In den Schulen wurden mehr als tausend Negerkinder täglich gesammelt und in der Furcht des Herrn durch National-Gehülfen erzogen. Sie bewiesen sich fortwährend als liebliche Pflanzschulen des Christenglaubens, aus denen manche köstliche Pflanze auf den großen Acker der Welt versetzt werden durfte. —

Auf Newis arbeiteten auf 3 Plätzen 2 Missionare unter mehr als 1000 schwarzen Gemeindegliedern. Leider war die Kapelle in Charlestown zu klein, um eine Gemeinde von 670 Negern in sich aufzunehmen; auch brachte die Krankheit des eine Zeit lang alleinstehenden Missionars Gilgrest 1825 manche Stockung in die Arbeit. Die Schulen wurden damals von 400 Kindern besucht. Der Zustand der Gemeinden war 1827 nicht so gedeihlich, wie die Missionare wünschten, dennoch blieb ihnen noch Manches, was zum Dank und zur Ermunterung diente. „Am 11. August 1828," berichtet eine westindische Zeitung,

„wurde ein Missionsfest auf der Insel Newis gefeiert. Die Kirche war so sehr mit Menschen angefüllt, daß Hunderte keinen Zutritt mehr zu derselben finden konnten. Mehrere Mitglieder der Königlichen Regierungsbehörde und andere angesehene Männer der Insel wohnten der Feierlichkeit bei, und zeigten durch ihre Theilnahme den Werth, den sie auf die Verbreitung der evangelischen Erkenntniß unter den Negern legen. Eines der Mitglieder des Staatsrathes der Insel, welches eine Ansprache an die Versammlung hielt, machte u. A. in derselben die Bemerkung: „„Als ein Mann, der seit 12 Jahren ein öffentliches Amt auf der Insel verwaltet, dürfte das Urtheil, das ich mir innerhalb dieser Zeit über das Missionsgeschäft der Methodisten-Gesellschaft zu bilden Gelegenheit gehabt habe, nicht als unreif erscheinen, wenn ich öffentlich bekenne, daß unter den zahlreichen Klagen, über die ich als Richter bis jetzt zu sprechen hatte, auch nicht eine einzige vor mich gebracht wurde, die ein Mitglied ihrer Verbindung auf dieser Insel betroffen hätte.““ — Für den Bau eines neuen Bethauses für die Gottesdienste der Neger auf dem Lande wurde eine ansehnliche Beisteuer zusammengelegt, und der gesammte Beitrag, der an diesem festlichen Tage für das Missionswerk gesammelt wurde, bestand in nicht weniger als 2500 Gulden. Eine ungeheure Summe für die große Armuth, welche gegenwärtig auf den westindischen Inseln herrscht.“ —

Auf St. Kitts (Christoph) arbeiteten 4 Missionare unter einer Gesammtgemeinde von mehr als 2000 Negern und 1000 Schulkindern an 7 verschiedenen Stellen. Zu Sandy Point war das Werk Christi im Wachsthum, doch schien Vielen der Neger ihre große Armuth und die Sorgen dieses Lebens auf den Wegen des Heils hinderlich zu sein. Einige wenige derselben zierten dagegen den Namen Gottes, unsers Heilandes, in allen Stücken, und ihre Anzahl nahm zu. Die Gemeinde daselbst bestand Ende 1825 aus 621 Mitgliedern, und 41 neue Leute befanden sich in der Vorbereitung. Erfreulich war um diese Zeit der Zustand der Gemeine zu Deep Bai, wo seit wenigen Jahren eine mächtige Veränderung vorgegangen war. Die Begierde der Neger nach Unterricht, ihre Einfalt und Demuth, ihre Liebe zu den Gnadenmitteln, ihr gottseliger Wandel, wobei Einer über den Andern in Liebe wachte, zeugten von dem neuen Leben, das in ihnen erwacht war. Die Zahl der Mitglieder wuchs bedeutend, so daß die Kapelle zu enge wurde, und große Schaaren hörten außerhalb derselben dem Worte Gottes zu. Die Gemeinde zählte 302 Mitglieder. Auch zu Palmetto Point war das Werk Gottes unter den Negern in einem gedeihlichen Zustande, das Gemeinlein daselbst bestand 1826 aus 113 Negern, und 9 Andere waren in der Vorbereitung. Weniger befriedigend war der Zustand der Negergemeinde zu Old Road, welche 248 Seelen in sich faßte; ebenso ging es mit dem aus 96 Negern bestehenden Gemeinlein zu Half-Way-Tree. Desto erfreulicher stand es um die Gemeinde zu Basseterre. Eine große Kirche, deren Kosten sich auf 48,000 Gulden beliefen, welche bloß durch freiwillige Beiträge auf der Insel selbst aufkamen, ward 1825 daselbst vollendet, und war nicht bloß Sonntags, sondern auch in den Wochengottesdiensten mit aufmerksamen Negern angefüllt, und an dem größeren Theil der Gemeindeglieder, zusammen 713, war

eine gesunde Christenerfahrung, ein freudiges Bekenntniß von dem Werk der Gnade in ihren Herzen und ein rechtschaffener Wandel zu bemerken; mehrere gingen auch im freudigen Glauben an Christum aus der Zeit. Noch bestanden zu Cayon und Nikola Tawa zwei Negergemeinlein von zusammen 386 Seelen, die gemeinschaftlich ein Bethaus besuchten, leider aber noch keinen stehenden Missionar hatten. Im Schulunterricht befanden sich auf acht verschiedenen Stellen 1388 Kinder und 192 erwachsene Neger, welche regelmäßig von den Missionaren und ihren Nationalgehülfen unterrichtet wurden. —

Auf einer Plantage, die Missionar Cox im Juli 1825 besuchte, kamen die auf dem Felde arbeitenden Neger schnell herzugelaufen, um das Wort Gottes zu hören, und da er ihnen Zeit lassen wollte, erst ihr kleines Mittagsessen einzunehmen, sagten einige der andern Neger mit rührendem Ausdruck zu ihm: „O Massa, gieb ihnen auch ihr Theil!" — Eine kranke Negerin, Mina, die er eines Tages fragte: „Weißt du denn, wer Jesus Christus ist? antwortete: „O ja! Er ist der Herr, der sein Blut für mich vergoß, um meine Sünden abzuwaschen." — Hast du ihn auch lieb, Mina? — „Ja, Massa, ich liebe Ihn von ganzem Herzen." — Erfährst du auch etwas von der Liebe Gottes auf deinem Krankenlager? – „Ja Massa, seine Liebe ist groß, ich bin so schlecht, aber ich rufe Ihn um Gnade an, und Er erbarmt sich meiner, und darum will ich gerne sterben." — Eine alte Negerin, die schon lange auf dem Krankenlager lag, redete ihn also an: „Dieß ist nicht mein Ort, Massa! ich gehe heim, und darf dann nicht länger auf dem Wege schmachten" — Wo bist du denn zu Hause? — „Heaven (im Himmel)." — Hast du denn auch den Herrn Jesum lieb? — „O ja, Massa! ich liebe Ihn sehr, denn Er ist für mich gestorben, und hat auch mich geliebt, und darum sehne ich mich, aus dieser argen Welt zu Ihm heim zu kommen." — Woher weißt du denn, daß Er dich lieb hat? — „Mich das fühl in mein Herz."

So konnte denn Missionar Wood im Mai 1828 von St. Kitts schreiben: „Das Werk Gottes ist seit einiger Zeit hier sehr hoffnungsreich geworden. Die Gottesdienste zu Stadt und Land werden fleißig und mit Andacht besucht, auch fehlt es nicht an heilsbegierigen Seelen, die zu einem neuen Leben aufwachen. Auch unter den älteren Mitgliedern zeigt sich viel Ernst der Heiligung, und eine allgemeine Theilnahme, wenn es dem Bemühen gilt, Seelen aus dem Verderben zu erretten."

Auf St. Eustach waren Ende 1820 vier Stellen eingerichtet, wo der eine auf der Insel befindliche Missionar jede Woche einmal Gottesdienst hielt. Die Eröffnung der letzten Stelle hatte eine merkwürdige Veranlassung:

„Ein Sklave daselbst war seinem Herrn entlaufen und ein furchtbarer Räuber geworden, der als Hauptmann sich an die Spitze einer Räuberbande stellte. Vierzehn Monate lang trieb er sein Wesen in den Bergen, bis er endlich auf einem Räuberzuge gefangen ward. Im gerichtlichen Verhör gab er an, kein Mensch habe sich um seine religiöse Erziehung bekümmert, und so sei er ein unwissender Bösewicht geworden. Darauf wandte sich der Eigenthümer der Pflanzung an Missionar Frensch, und dieser bot sich freiwillig an, seine Sklaven zu unterrichten, mit der Versicherung, daß er sich dadurch manche Unruhe ersparen werde. Er besuchte nun den Räuber in seinem Gefängniß: dieser bezeugte die aufrichtigste Reue über seine Verbrechen, und versprach in Zukunft gründliche Besserung. Der Eigenthümer ließ sich hierauf ein Waarenlager zum Unterricht seiner Sklaven zurecht machen, in welchem Frensch fortan seiner Familie, seinen Negern, und wer aus der Nachbarschaft dabei sein wollte, das Evangelium verkündigte. Der ehemalige Räuber wurde durch die Kraft der Gnade Christi ein ganz andrer Mensch, und sein Herr war gar wohl mit ihm zufrieden. Er besuchte die Schule und wünschte ein Mitglied der Methodisten-Gesellschaft zu werden. „Als er zu uns hereinkam," erzählt Frensch, „weinten Alle vor Freu-

den über ihn; denn der einst todt war, ist nun lebendig, und der Verlorene ist gefunden." —

Anfang August 1822 konnte eine neuerbaute Kapelle feierlich eingeweiht und Ende 1825 berichtet werden: „Die Liebe der armen Neger zur Sache Christi ist hier stark und groß, und durch das Feuer der Trübsal gereinigt." Auf der Ostseite der Insel wurde im September d. J. ein neues Gemeinlein angelegt, das bald 20 Seelen zählte, während die Gemeinde in der Stadt 222 Seelen in sich faßte, die Schule aber von 173 Kindern besucht wurde, deren Viele erfreuliche Fortschritte machten. Missionar Janion rühmt im Juni 1827 die ächte Frömmigkeit des größeren Theils der Neger, sowie die Liebe, den Eifer und die Anstelligkeit vieler schwarzen Nationalgehülfen. „Wir haben," schreibt er weiter, „jede Woche in vier verschiedenen Quartieren der Stadt Versammlungen zum gemeinschaftlichen Gebet, und dreimal Erbauungsstunden. Jede Woche habe ich drei Predigten, welche zahlreich besucht werden. — In den letzten 2 Monaten war ich mit armen Negern, welche um ihrer Seelen Heil verlegen sind, so beschäftigt, daß meine Gesundheit darunter gelitten hat, und ich nicht so häufig, wie ich wünsche, die Neger auf den sechs umliegenden Plantagen besuchen konnte, welche unsrer Arbeit geöffnet sind. Dabei machte mir die Erweiterung unsrer Kirche viel zu schaffen, welche (da auch viele der angesehensten Einwohner der Stadt Sitze darin begehrten) nicht länger verschoben werden durfte. Der Gouverneur war so freundlich, während des Baues uns die holländische Kirche für unsre Gottesdienste zu überlassen." So hatten die Umstände auf St. Eustach gegen früher sich geändert.

Auf der kleinen Insel Barbuda stand das Werk Christi im schweren Kampfe; nur einmal im Jahre 1825 war es den Missionaren verstattet, von Antigua aus auf dieser Insel das einfältige und liebende Negervölkchen zu besuchen.

Auf St. Barthelemy mit einem Missionar bestand die Gemeinde 1826 aus 255 Mitgliedern, und die Schule war von 152 Kindern besucht. Dabei heißt es in dem Bericht der Gesellschaft: „Es ist unser durchgängiger Grundsatz, keinen Schullehrer anzustellen, welcher nicht die Kraft der göttlichen Wahrheit an seinem Herzen und Leben selbst erfahren hat, und der nicht diese Anbahnung der Erkenntniß Christi in den Herzen der Jugend und diese Grundlegung des Christensinnes zu seinem Hauptberufe macht. Dieß ist überall, und besonders in der Heidenwelt, von der größten Wichtigkeit, indem der Schulunterricht ohne Christenthum eher Hinderniß als Förderung des Christenthums wird, weil er dem verkehrten Herzen mehr Mittel und Ausflüchte bereitet, sich dem Evangelio Christi zu entziehen." — Ungeachtet die Insel in zeitlicher Hinsicht sich in mancherlei Noth befand, war doch an den Negern ein anhaltender Ernst in ihrem Christenberufe wahrzunehmen. Während einer schweren ansteckenden Krankheit im Frühjahr 1826 gingen auch mehrere Gemeindeglieder selig heim.

Die erste, welche starb, war Jenny Gumbh, eine Freinegerin. Seit 15 Jahren der Gemeinde angehörig, bekräftigte sie ihr Bekenntniß durch einen aufrichtigen Wandel. So lange sie gesund war, besuchte sie fleißig die Gottesdienste und übte viel

Treue in ihrem Beruf. Auf ihrem Krankenbette fand der Missionar sie gebeugt, aber selig in der Liebe Gottes. Er besuchte sie oft, und obschon sie vom Morgen bis in die Nacht ohne irgend eine Hülfe dalag, als was die sie besuchenden und mit ihr betenden Freunde ihr leisteten, so hörte er doch nie eine Klage aus ihrem Munde, und die Unterhaltung mit ihr war immer eine Erquickung für sein Herz. Oftmals hörte er sie sagen: „Ich bin glücklich in der Liebe meines himmlischen Vaters. Sein Geist giebt Zeugniß meinem Geiste, daß ich ein Kind Gottes bin.“ Einmal traf er sie in einem völlig hülflosen Zustande, und fing an, sie darüber zu trösten und zur stillen Geduld aufzumuntern. „O mein lieber Lehrer!“ versetzte sie, „mein Heiland läßt mich nie ohne Trost und Hülfe; Er besucht mich in meiner Trübsal; Er kennt meine Lage, und mein Trost ist's, daß mirs nach Leib und Seele gerade so ergeht, wie Er es haben will.“ Bis auf den letzten Augenblick sprach sie mit Zuversicht von der Gnade ihres Erlösers, und vollendete ihren Lauf im Glauben.

Die Insel St. Martin mit einem Missionar gab Grund zum Danke gegen Gott; das Werk des Herrn nahm zu und die Gemeinde stieg bis zum Jahre 1826 auf 229 Seelen und 179 Schulkinder. Heftige Orkane und mehrere Erdbeben, das gewaltigste im November 1827, suchten die Insel heim, halfen aber zugleich das Gedeihen der Gemeinde nach Innen befördern. Am 26. November 1827 wurde unter vielversprechenden Umständen ein Missions-Verein auf St. Martin errichtet, und die erste Kollekte trug 65 Thaler. Auf fünf Pflanzungen neben der Hauptstation wurde das Wort Gottes regelmäßig gepredigt, die Versammlungen wurden fleißig besucht und auch von außen nicht gestört, die Zahl der Mitglieder mehrte sich. Im Jahre 1829, da ein Freund der Mission auf dieser Insel zur Erweiterung der Kirche in der Stadt, sowie zur Aufrichtung eines Bethauses zu Cole-Bai 2400 Gulden gegeben, konnte Missionar Cullingford an die Committee schreiben: „Es freut mich, Sie berichten zu dürfen, daß der religiöse Zustand unsrer kleinen Negergemeinde allhier erfreulich ist, und daß viel christliche Liebe unter den Mitgliedern herrscht. Ein neuer Eifer für das Heil der Seele hat da und dort begonnen; das Wort Gottes wird hochgeschätzt und von Vielen mit Liebe aufgenommen. Auch die angesehenen Bürger der Stadt besuchen unsre Gottesdienste regelmäßig. Die Sklaven auf den Pflanzungen scheinen besonders dieser Zeit des Heils sich zu freuen und strömen zum Worte Gottes herbei, so daß unsre kleine Kirche gemeiniglich mit Menschen überfüllt ist.“

Auf Anguilla war das Werk Gottes besonders blühend, und bis zum Jahre 1828 sammelte sich hier um einen Missionar eine Negergemeinde von 381 Seelen. Besonders war es ein junger Freineger *), der, nachdem er selbst durch das Lesen des Neuen Testamentes mächtig erweckt und dann gründlich zu Christo bekehrt war, dem Evangelium unter seinen schwarzen Brüdern Eingang verschaffte.

Auf Tortola und den Virginen arbeiteten drei Missionare an sechs verschiedenen Orten, deren einige sie bloß besuchten, Road Town, West-End, Ost-End, Peters Island (Insel), John Van Dykes und Spanisch Town, nicht ohne Erfolg und Hoffnung im Jahre 1822, da Missionar Truscott von Road Town u. A. schreiben konnte: „Viele unsrer Neger sind dem Aeußerlichen nach sehr arm,

*) Basler Missions-Magazin 1830, II, p. 299 ff.

sie haben oft nichts zu essen und kein Obdach, um sich vor den heißen Sonnenstrahlen und der Witterung zu sichern; aber sie fühlen sich reich in Gott, weil die Liebe Gottes ausgegossen ist in ihre Herzen, und oft blicken sie mit Dank- und Freudenthränen nach der kommenden Stunde hin, die sie hinüberführen soll in die Wohnungen der Seligkeit, die Christus seinen treuen Kindern bereitet hat." Leider aber mußte derselbe Missionar über die weißen Bewohner dieser kleinen Insel klagen, von denen, obschon sie einen trefflichen Seelsorger hatten, doch Gottlosigkeit und Laster wie eine Fluth über das ganze Land sich ergossen. Die Einwirkung davon auf die Negergemeinden konnte bei aller Wachsamkeit und Sorgfalt der Missionare kaum ausbleiben, und so hatten denn diese bereits nach etlichen Jahren (1826) zu klagen, daß selbst in Road Town viele Neger wegen unregelmäßigen Wandels von der Gemeine ausgeschlossen werden mußten, obschon Andere in der Furcht des Herrn wandelten. Aehnlich erging es in West-End und Peters Island. Auf der ganzen Inselgruppe bestanden die Methodisten-Gemeinden damals in 25 Weißen, 275 freien Farbigen und 1232 Sklaven, 30 befanden sich in der Vorbereitung. Die Schule zu Road Town zählte 157 Kinder und 20 Erwachsene, die zugleich von einem Missionar im Christenthum unterrichtet wurden. Günstiger lauteten die Berichte seit 1827; leider aber rief der Herr im Jahre 1828 zwei Missionare, Manley und Hunt, kurz nach einander durch den Tod von ihrem Werke ab*). Beide liebten den Herrn und sein Evangelium und verkündigten dasselbe mit Treue und Eifer, ohne ihr Leben lieb zu haben, beide gingen nach kurzer Krankheit, der erste am 13. November, der andre am 1. December ein zu ihres Herren Freude.

Distrikt Jamaika.

Die in fortwährender Zunahme begriffene Mission auf Jamaika war in 10 Distrikte eingetheilt, in denen im Jahre 1826 13 Missionare beschäftigt waren. In der Hauptstadt Kingston waren die Versammlungen zahlreich besucht und die aus mehrfachen Gründen sich öfters ändernde Zahl der Gemeindeglieder betrug im Ganzen 4064; wegen des Zuwachses an Neubekehrten aber mußten die Gottesdienste und Unterrichtsgelegenheiten vermehrt werden. Ein kleines, 435 Glieder zählendes Gemeinlein zu Port Royal gab erfreuliche Hoffnung, hatte aber noch kein eignes Bethaus. — Ein andrer Distrikt war Spanisch Town mit verschiedenen Verzweigungen. In der Stadt selbst wurde der Besuch der Gottesdienste durch große Noth vielfach unterbrochen, die Manche kalt und gefühllos machte, bei Andern eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit hervorbrachte. Ein kleines Gemeinlein zu Old-Harbour befand sich im blühenden Zustande; zu Clarendon, wo das Werk des Herrn noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurden die Gottesdienste fleißig besucht. — Der Distrikt Morant-Bai und Yal-

*) Basler Missions-Magazin 1830, II, p. 296 ff.

lahs war in beständigem Zunehmen. Besonders die Freineger zeigten sich eifrig und brauchbar, und die meisten Neger-Aufseher wurden durch den frommen Wandel ihrer Sklaven bewogen, auch Mitglieder der Gemeinde zu werden. Diese zählte auf beiden Stellen 1740 Seelen. — Im Distrikt Bath und Manchioneal fanden sich 2025 gläubige Neger, zu denen man meist eine gute Zuversicht haben konnte. — In Grateful Hill, wo das Werk des Herrn mächtig zugenommen, lebten viele arme Negersklaven, die mit Eifer nicht nur selbst in der Gnade Christi zu wachsen, sondern auch ihren Brüdern um sich her zur Rettung der Seele behülflich zu sein trachteten. Die Gemeinde bestand aus 740 Negern. — In den Distrikten Stoney Hill und Montego Bai war das Wachsthum der armen Neger in der heilsamen Erkenntniß besonders erfreulich; die Abendschulen für Erwachsene wurden fleißig besucht: die Gemeinde an beiden Stellen zählte 976 Mitglieder. In Falmouth war großer Hunger nach dem Wort des Lebens, und die 100 Gemeindeglieder wandelten als Kinder des Lichts. — Im Distrikt St. Anna-Bai waren die Fortschritte des Evangeliums unter dem in großer Unwissenheit befindlichen und gegen die Mittel der Gnade gleichgültigen Volke nur langsam; besser gedieh das Werk in Belle Mont, wo die Neger viel Verlangen nach dem Worte Gottes bezeigten, auch eine neue Kirche bauten und fleißig besuchten. Die Gemeinde daselbst umfaßte 219 Seelen. — In den folgenden Jahren erlitt die Mission auf Jamaika durch den Tod einiger trefflichen Missionare schwere Verluste; auch begann hie und da der alte Verfolgungsgeist sich wieder zu regen*), von dessen Wuthausbrüchen im Anfang der dreißiger Jahre wir später (§. 5) ausführlicher werden zu berichten haben.

Bahama-Distrikt.

Auf den sechs Inseln der Bahama-Gruppe, Neu-Providence, Eleuthera, Harbour-Insel, Abaco, Turk-Island und Bermuda hatte das von fünf Missionaren getriebene Werk des Herrn mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Günstiger gestaltete sich die Sache zuerst auf Bermuda, wo die öffentliche Meinung für das Missionswerk gewonnen ward und aus freiwilligen Beiträgen mit Hülfe der Neger zu Paget eine Kirche erbaut wurde. Ein bekehrter Negersklave von dieser Insel; Eduard Fraser**), konnte sogar die Bestimmung erhalten, nach erlangter Freiheit als Prediger in den Dienst der Mission zu treten. In den Jahren 1828 und 29 schritt das Werk des Evangeliums auch auf den übrigen Inseln dieses Bezirks, wenn schon nicht mit gleichbleibender Schnelligkeit, vorwärts, und die Gemeinde wuchs nach außen wie nach innen.

Auf **St. Domingo** dauerten nach Vertreibung der Missionare die Verfolgungen gegen die Methodisten fort, und erst einer späteren Zeit war die Erneuerung dieser vielversprechenden Mission vorbehalten. —

---

*) Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 251 ff. 1830, II. p. 286 ff.
**) Ebendas. 1828, II. p. 323 ff.

So hatten denn bis zum Jahre 1830 auf den westindischen Inseln 59 Methodisten-Missionare auf 38 verschiedenen Hauptstellen sich niedergelassen, und nach dem bis dahin neuesten Bericht der Gesellschaft betrug die Zahl der weißen Mitglieder ihrer dortigen Gemeinden 938, die Zahl der bekehrten Freineger 6470, endlich die Zahl der gläubig gewordenen Sklaven 22,590. „Fast alle Missionsstationen unsrer Brüder in Westindien," heißt es in diesem Jahresbericht, „hat im verflossenen Jahre die Gnade Gottes mit großem Segen gekrönt; unsre zahlreichen Negerschulen sind in einem geordneten und kräftigen Gange, und die Wirkungen, welche sie unter der Negerjugend hervorbringen, sind in hohem Grade ermunternd. Die Wichtigkeit des Missionsgeschäftes unter der Negerbevölkerung in Westindien unsern Freunden an's Herz zu legen, ist überflüssig geworden; die rechtmäßigen Ansprüche dieser Inseln an die christliche Menschenliebe sind nunmehr allgemein anerkannt. Unsre Missionen daselbst gehören zu den ältesten, sie sind am weitesten ausgebreitet, und mit dem reichen Segen Gottes bis jetzt gekrönt worden. Wir arbeiten auf jenen Inseln unter einem armen, schwer mißhandelten Geschlechte der Menschen; große Mühseligkeit, schwere Leiden und mannigfaltige Verluste trefflicher Missionare haben uns jene Arbeitsstätten ehrwürdig und theuer gemacht; unsre Brüder daselbst sind bis jetzt Werkzeuge in der Hand Gottes gewesen, vielfache leibliche und geistliche Segnungen unter einem Volke zu verbreiten, für dessen Rettung die christliche Menschenliebe nur erst spät erwachte. Wir haben den heiligen Sieg des Glaubens gesehen, mit welchem Tausende der armen Neger auf ihrem Kranken- und Sterbelager ihren Lauf vollendet haben, und eben darum werden auch unsre Missions-Stellen auf jenen Inseln vom Gebet, von der Theilnahme und der Freigebigkeit unsrer christlichen Brüder gewiß nimmermehr vergessen werden."

§. 4. Die Brüdermission bis zum Jahre 1833.

Uebersicht der Missionsgeschichte der evangelischen Brüderkirche u. s. w. III. p. 140 ff.
Basler Missions-Magazin s. §. 1.

Die Mission der Brüdergemeinde in **Dänisch-Westindien** auf den Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jan hatte sich auch seit Anfang des 19. Jahrhunderts der Gewogenheit der Regierungsbehörden, sowie eines großen Theils der Pflanzer und übrigen weißen Einwohner, in einem ausgezeichneten Grade zu erfreuen. Von der äußern Noth, welche diese Inseln wiederholt betraf, als ein siebenjähriger Mißwachs und anhaltende Dürre, die Orkane in den Jahren 1819 und 1827, die Feuersbrünste in Tappus auf St. Thomas in den Jahren 1804, 1825, 1826 und in der Neujahrsnacht 1832, hatten die Missionsposten der Brüder und die dazu gehörigen Negergemeinden allerdings auch ihren Antheil und viele Verluste zu erfahren. Ungleich schmerzlicher aber waren die vielen Heimrufe ihrer Brüder und Schwestern oft mitten aus ihrer gesegneten Arbeit oder gleich beim Eintritt in dieselbe, da kaum

ein Jahr verging, in welchem nicht mehrere derselben ein Opfer des Klimafiebers wurden. Herz und Gemüth der Ueberlebenden wurde dadurch tief angegriffen, und öfters wollte ihnen der Muth entfallen, wenn die gemachten Lücken nicht so bald wieder ausgefüllt werden konnten, als es die drängende Arbeit an den Seelen und in den verschiedenen Gewerben erforderte. Inzwischen war die Freude am Herrn ihre Stärke, und die gesegneten Wirkungen der Predigt des Evangeliums ermunterten sie, nicht müde zu werden in dem Amte, das die Versöhnung predigt.

Um den Negern in der Mitte der Insel St. Croix mit dem Evangelium näher zu kommen und ihre Seelenpflege zu erleichtern, wurde daselbst im Jahre 1805 ein dritter Missionsplatz, Friedensfeld, angelegt, der indeß bis zum Jahre 1819 nur als ein Filial von Friedensberg und Friedensthal angesehen und bedient wurde. Am 21. Februar des erwähnten Jahres ward die Kirche daselbst feierlich eingeweiht und ein Bezirk von 40 Pflanzungen dahin gewiesen.

Während die drei Inseln in Folge des Krieges zwischen England und Dänemark sich vom Jahre 1808 bis April 1815 abermals im Besitz der Engländer befanden, wurde der ruhige Gang der Mission nicht gestört. Doch trat um diese Zeit eine außerordentliche Theuerung der von Nord-Amerika bezogenen Lebensmittel und Bedürfnisse ein, und der erschwerte Verkehr mit Europa ward ein großes Hinderniß für die nöthige Verstärkung an Brüdern und Schwestern, welche nur auf Umwegen dahin gelangen konnten. Der siebenjährige Besitz der Engländer führte mehrere englische Eigenthümer und Verwalter von Pflanzungen besonders nach St. Croix, welche die Neger an ihre Muttersprache gewöhnten. Dieß brachte die Missionare bei Bedienung ihrer zahlreichen Gemeinden mehrfach in Verlegenheit, indem die Creolsprache in manchen Gegenden von St. Croix und auf St. Jan von der englischen verdrängt zu werden anfing.

Die zwei Gemeinden auf **St. Thomas**, Neuherrnhut und Niesky, zählten im Jahre 1812 zusammen 2285 Getaufte mit 1188 Abendmahlsgenossen, die drei auf **St. Croix**, Friedensthal, Friedensberg und Friedensfeld, 8443 Getaufte mit 2608 Abendmahlsgenossen; und die beiden auf **St. Jan**, Emmaus und Bethanien, 1461 Getaufte mit 677 Abendmahlsgenossen.

Auf St. Thomas standen im Jahre 1817 zusammen 1731, im folgenden Jahre zusammen 1760 Seelen, mit Einschluß der Taufcandidaten und zur Zeit Ausgeschlossenen unter der Pflege von 5 Missionaren. Beim Sprechen der Abendmahlsgeschwister im October 1818 erklärte sich eine mehr als 70jährige Nationalgehülfin zu Niesky folgendermaßen:

„Wenn man doch stets dem Heiland alles Schwere klagte, aber auch alles Gute zutraute! Denn er beschämt seine armen Kinder hierin nie; das habe ich zu meiner großen Beugung in diesen Tagen ganz auf's Neue erfahren. Da von der Obrigkeit mit Androhung von Strafen befohlen worden ist, daß alle Stadt-Einwohner Kamine zum Kochen anlegen sollen, so kam ich in den Fall, deren drei bauen zu müssen. Es fehlte mir aber an Geld und an Baumaterialien, und ich wußte mir keines von beiden zu verschaffen. In dieser Noth wandte ich mich im Gebet zum Heiland, und sagte zu Ihm: „„Lieber Heiland, Du hast mich im Mutterleibe bereitet, und, noch ehe ich auf der Welt war, beschlossen, daß Du mein sein wolltest und daß ich auf ewig Dein sein sollte; Du hast mich auch zu Dir gezogen und ich habe Dich kennen gelernt; Du hast

Dich meiner so herzlich angenommen und mir meine Sünden vergeben; seitdem habe ich mich gewöhnt, allen meinen Kummer in Dein Herz auszuschütten, und Du hast mir schon aus so mancher Noth geholfen; hilf mir doch auch jetzt wieder, ich weiß nirgend Hülfe zu suchen, als bei Dir!"" Am nächsten Morgen kam ein Mann, der mir wohl einige Verbindlichkeit schuldig war, aber mir noch nie die geringste Gefälligkeit erzeigt hatte, zu mir und sagte: „„Mutter, kümmert Euch wegen des Baues der Kamine nicht, ich will sie für Euch bauen lassen."" Er hielt auch Wort. Da sah ich abermals einen Beweis, daß der Heiland mein armes Gebet erhört, und mehr gethan hat, als ich von Ihm erbeten habe." — Ein andermal erzählte eine bejahrte Abendmahlsschwester, welche die kleinen Kinder zu warten pflegt, während die Mütter ihre Arbeiten verrichten: Als sie vor einiger Zeit krank gewesen sei, habe der Verwalter ihr mit Schlägen gedroht und spöttisch hinzugefügt, dann werde es ihr schon besser werden. Hierauf habe sie geantwortet: „Meister, der Erdboden, auf den ich mich hinstrecken muß, um die Schläge zu empfangen, ist des Herrn: und wenn Ihr mich todtschlagen lasset, so kommt mein Leib um so früher zur Ruhe; und meine Seele, die Ihr nicht tödten könnt, zum Genuß der seligen Freude bei meinem Herrn Jesu!" Da sei der Verwalter stillschweigend fortgegangen.

Auf **St. Croix** standen im Jahre 1817 über 7000 Seelen unter der Pflege von 6 Missionaren. Es gab in diesem Jahre viele Sterbefälle auf der Insel, und auch mehrere Missionsgeschwister wurden aus der Zeit gerufen, zu großem Schmerz der Ueberlebenden, die indeß mit Dank gegen den Heiland erkannten, daß die Eigenthümer und Verwalter ihrer Arbeit an den Negern kein Hinderniß in den Weg legten, auch wohl dazu förderlich waren, daß dieselben die Versammlungen besuchen konnten. Mit Freuden bemerkten sie auch, wie das Wort Gottes den armen Negern Kraft gab, auch mit Aufopferung zeitlicher Vortheile ihren Oberen willig zu gehorchen.

So sollten auf einer zu Friedensberg gehörigen Plantage die Neger-Häuser auf einen andern Platz verlegt werden. Als nun der Verwalter einen Negerbruder, der ein gutes Haus und verschiedene schöne Fruchtbäume dabei stehen hatte, fragte, was er dazu sage, antwortete dieser: „Herr, ich habe nichts dazu zu sagen; denn ich habe kein Haus und keine Fruchtbäume mit mir in die Welt gebracht, und werde auch keine mit mir hinausnehmen."

Auf **St. Jan** standen Ende 1817 im Ganzen 1200 Seelen unter der Pflege von 4 Missionaren. Durch die Unvorsichtigkeit eines Negers wäre Bethanien im Februar d. J. beinahe ein Raub der Flammen geworden; doch mit Gottes Hülfe ging die Gefahr gnädig vorüber. Im October d. J. erkrankten zu Emmaus auch viele Negergeschwister, und 14 derselben empfingen an ihren Orten das heil. Abendmahl.

Einer von diesen bemerkte: „Ich bin ein elender Mensch, glaube aber an meinen Schöpfer und Erlöser, der für mich Mensch wurde, und meine Sünden durch Leiden und Sterben bezahlte. Ich bin voll Verlangen, von Ihm gestärkt und erquickt zu werden." Nach dem Genuß des h. Abendmahls sagte er: „Nun hat der Heiland mein armes Herz gesegnet, und ich bin ganz fertig, zu Ihm zu gehen: ja, ich werde mich freuen, den zu schauen, der meine Seele liebt und der für mich Elenden in Noth und Tod gegangen ist. Viele tausend Segen lege der Herr auf unsere Lehrer, und stärke sie zu Seinem Dienst."

Auf **St. Thomas** entschlief im Jahre 1821 auf einer zu Neuherrnhut gehörigen Plantage der im Jahre 1768 daselbst getaufte alte würdige Nationalgehülfe Paulus, der über seine Erweckung und Begnadigung sich öfters also ausgesprochen:

„Daß die Gnade Gottes unsers Heilandes zu der Zeit, (wo er bekehrt wurde) sehr kräftig unter den Negern waltete, davon bin ich ein besonderer Beweis. Als ein

Jüngling wandelte ich auf dem breiten Weg der Sünde ruhig fort, ergötzte mich mit der Welt, und ging gleichgültig da vorüber, wo das Wort Gottes von einem hohen Felsen herab verkündigt oder unten im Bahn getauft wurde, ja ich spottete sogar darüber. Einmal aber blieb ich stehen, um zu sehen und zu hören, was da geschehe. Hier ergriff mich der Herr und ich hatte nicht Ruhe im Herzen, als bis ich auch zu den Lehrern gegangen war, und ihnen meine Sünden bekannt hatte. O was war das für eine selige Zeit! wie hungrig waren wir nach dem Worte Gottes! Sehr oft kam die ganze Nacht hindurch kein Schlaf in unsere Augen, und dennoch gingen wir des Morgens wieder mit Freuden an unsere Arbeit. Ja, viel hat der Herr damals an uns armen Negern gethan! — Nach solcher Erzählung setzte er gewöhnlich mit großem Nachdruck hinzu: „Ach ich bin dieser Gnade nicht werth, ich großer Sünder und ich bin dem Heiland noch lange nicht dankbar genug für die große Barmherzigkeit, die Er mir damals und bis jetzt erwiesen hat." — Von dem Charakter seiner Landsleute machte er folgende Schilderung: „Die Neger sind ein unbiegsames, halsstarriges Volk, das immer gegen das Evangelium trotzig angeht, und nur seinem eigenen Geiste folgen will." Er fügte aber auch bei: „Daß ich in mir selbst nicht besser bin, ist mir wohl bekannt." — Nachdem er sich gründlich bekehrt hatte, wandelte er der Gnade würdig, und war zugleich darauf bedacht, seinen Nebenmenschen das Heil in Christo anzupreisen. Dazu hatte er in den 37 Jahren seiner Anstellung als National-Gehülfe vielfältige Gelegenheit, und er that es mit Wärme des Herzens und wie im Geiste des Apostels, dessen Namen er führte. Auch in seinen letzten Lebensjahren, als er wenig mehr sehen konnte, weigerte er sich nie, auf nahe und entfernte Plantagen zu gehen, wenn er einem, oder einigen seiner Mitbrüder mit Lehre, Trost oder Ermahnung aus dem Worte Gottes dienen und Kranke besuchen konnte. Da er sich durch seinen rechtschaffenen Wandel die Achtung seines Herrn erworben hatte, so wurde ihm neben seinem Amt als Treiber die Aufsicht über die ganze Plantage übergeben, und er besorgte diesen Auftrag viele Jahre mit Treue, ob er gleich mit einem schweren Leibesschaden behaftet war. Nachdem er so alt und schwach geworden, daß er nicht mehr thätig sein konnte, und überdieß die Plantage in andere Hände kam, lebte er nur von den milden Gaben Anderer, da sein neuer Eigenthümer ihm nichts gab. Dadurch gerieth er zwar in die drückendste Armuth, aber der große Versorger im Himmel erweckte immer Jemand, der ihn unterstützte. Nie hörte man ihn klagen, sondern er war immer freudig und dankbar gegen seinen Schöpfer und Heiland, der ihm mehr Güte erweise, als er es würdig sei. So war er in manchen Stellen ein Muster und Vorbild für Viele.

Beim Sprechen der Kommunikanten zu Niesky im April 1821 erklärte sich ein blinder Neger, der nächstens confirmirt werden sollte, also:

„O ich armes Schaf, wie komme ich doch zu dieser großen Gnade, und wie soll ich doch meinem Heiland genug dafür danken, daß Er mir die Augen des Geistes über mein Elend geöffnet hat, und daß ich Ihn und mich kennen gelernt habe, und nun in Seinem Lichte als ein zwar armer aber begnadigter Sünder wandeln kann." Mit einem Strom von Thränen fuhr er weiter fort: „Ach daß mich der liebe Heiland in dem seligen Licht des Genusses seines Friedens bis an mein Ende erhalten wolle; gern will ich dann für die vergänglichen Dinge dieser Welt blind sein und bleiben; denn die Leiden dieser Zeit sind doch nichts gegen die Seligkeit, die ich bei Ihm genieße." —

Ein sterbender Abendmahlsbruder ebendaselbst im Oktober desselben Jahres bat eine Gehülfin-Schwester, die als eine nahe Anverwandtin in seiner Krankheit ihn gepflegt hatte, einige Verse mit ihm zu singen, da er seinem Ende offenbar nahe.

„Jedoch nicht etwa," fügte er hinzu, „als wäre ich nicht bereit, zum Heiland zu gehen, sondern vielmehr um Ihm meinen Dank dafür darzubringen, daß Er mich in meiner Krankheit fertig gemacht hat, um vom Glauben zum Schauen und zum Genuß der ewigen Seligkeit getrost überzugehen. Dort werde ich von aller Erdennoth und Sünde befreit sein und die Früchte des Leidens und Todes meines Jesu in der innigsten Verbindung mit Ihm vollkommen genießen." —

Auf St. Croix wurde die Station Friedensberg am 15. Juli

1821 durch eine sie hart bedrohende Feuersbrunst in Furcht und Schrecken gesetzt, aber durch Gottes Gnade bewahrt. — Die Verwirrung der Sprachen bei den Feldnegern ward auf dieser Insel ein ziemliches Hinderniß für die Mission, indem diese ihre eigenen afrikanischen Sprachen mit der creolischen und englischen vermischten; „indeß haben wir doch noch immer bemerkt," schreiben die Brüder, „daß heilsbegierige und auf die Stimme des Geistes Gottes aufmerksame Neger die Grundwahrheiten des Evangelii in so weit fassen, als es nöthig, um zur Anwendung und zum Genuß derselben geleitet zu werden, und diese können sich auch uns, und wir können uns ihnen genugsam verständlich machen." — Leider mußte um diese Zeit eine getaufte Negerin wegen ihres hartnäckigen Aberglaubens ausgeschlossen werden,*) nahm auch später ein schlimmes Ende; dagegen erfreuten sich die Brüder an mancherlei lieblichen Aeußerungen gläubiger Abendmahlsgeschwister und anderer Neger.

So äußerte eine Abendmahlsschwester: Ich kann nichts als dies sagen: Ich armer Wurm habe nichts in der Welt, als meinen Heiland, an Ihn denke ich, nach Ihm verlangt mich Tag und Nacht, und oft muß ich weinen, wenn ich mein Zurückbleiben und meine Unwürdigkeit recht schmerzlich fühle. Herr Jesu, erbarme Dich mein!" — Ein Negerbruder, der einen unbescholtenen Wandel führte, sagte: „Ob ich gleich vor den Augen der Menschen gut zu sein scheine, und in keine groben Versündigungen gefallen bin, so fühle ich doch gar schmerzlich, wie verdorben und sündig ich bin. Wenn ich nun keine Kraft in mir fühle, schlechte Gedanken zu unterdrücken, so eile ich zum Heiland und klage Ihm meine Noth, und Er hat mir noch immer die nöthige Kraft und Hülfe geschenkt." Ein anderer sagte bald nach seiner Taufe: „Ich habe sonst immer gewünscht, nach Afrika, meinem Vaterlande, zurückzukehren, aber die frohe Nachricht, die ich in der Kirche gehört habe, daß der Heiland aus Liebe für mich gestorben ist, ist mir so überaus groß und süß geworden, daß ich nun hier ganz wie zu Hause bin, und mich nicht mehr nach meinem Vaterlande sehne, wo man nichts davon weiß, daß Gottes Sohn Mensch geworden ist, um die bösen Menschen gut und selig zu machen." — Eine Negerschwester, die um jene Zeit selig vollendete, diente durch ihre kindliche Anhänglichkeit an den Heiland bei sehr schweren Glaubensprüfungen den Brüdern oft zu vieler Erbauung. Immer fand man sie dem Herzen nach vergnügt, und wenn man Mitleiden gegen sie äußerte, sagte sie öfters: „Mein Heiland, der so viel für mich gelitten hat, hilft mir alles Schwere tragen!" Die Hauptquelle ihrer Leiden war die Widrigkeit eines ihrer Vorgesetzten, welcher sie oft unschuldiger Weise hart behandelte und sogar, wenn es ihm einfiel, in Ketten legen ließ. Wenn sie die Kirche besuchen wollte, durfte sie sich nicht zu Hause ankleiden; denn einmal hatte er ihr, als sie weiß gekleidet ausging, um an dem Genusse des heiligen Abendmahls Theil zu nehmen, die Kleider vom Leibe gerissen, sie selbst zu Boden geworfen und mit Füßen getreten. In ihrer letzten Krankheit schmachtete sie in dem Hause jenes Mannes in einer so kläglichen Lage, daß einige Nationalgehülfen sich gedrungen fühlten, den Unbarmherzigen um Erlaubniß zu bitten, die Kranke bei sich verpflegen zu dürfen; was er ihnen zwar erlaubte, aber unter Verwünschungen, die sich nicht wiedergeben lassen. Nach ihrem Hinscheiden ließ er nicht eher einen Sarg machen, als bis die Polizei ihn dazu nöthigte. —

Auch von **St. Jan** konnten die Brüder in Bethanien und Emmaus aus den Jahren 1820 und 21 Erfreuliches melden.

So kam ein Neger, auf dessen Plantage die Zuckerernte noch im vollen Gange war, zum heiligen Abendmahl, und sagte bei dem vorangehenden Sprechen: „Er werde zwar bei seiner Rückkunft nach Hause wahrscheinlich Schläge bekommen; er habe aber die ganze Woche hindurch so großen Hunger und Durst nach dem Genusse des heiligen Abendmahls gehabt, daß er nicht länger habe warten können, weil ihm dieser Genuß unentbehrlich sei." Eine Negerin, die es im Aeußern sehr schwer hatte, und wegen über-

*) Basler Missionsmagazin 1824, IV, p. 588. 590.

häufter Arbeit die Versammlungen oft nicht besuchen konnte, wurde ermahnt, sich desto fester an den Heiland zu halten, der ihr durch seinen Frieden alles Schwere erleichtern könne. „Das erfahre ich auch," erwiederte sie; „denn oft, wenn ich mit der Hacke im Feld arbeite, und der Treiber hinter mir steht, seufze ich zum Heiland, und dann fühle ich seinen Frieden so kräftig, daß ich vor innigem Wohlsein meines Herzens weinen muß, und dieses selige Gefühl möchte ich mit nichts in der Welt vertauschen." — Ein Neger aber, der während eines Sturmes auf Befehl seines Herrn nach St. Thomas fahren mußte, betete zu dem Herrn, dem auch Meer und Wind gehorsam sind: „Du, mein Herr, kannst mich ja in der Gefahr, welcher ich jetzt entgegen gehe, wohl am Leben erhalten; wenn Du aber willst, daß ich mein Grab in der See finden soll, so geschehe Dein Wille! Auf diese Weise würde ich ja recht geschwind von aller Noth der Erde erlöst, und meine Bitte ist nur die: Nimm mich denn aus Gnaden zu Dir in Deine Herrlichkeit auf!" Er kam glücklich an's Land. — Als Br. Pitt im Juli auf der Plantage Hope einen Besuch machte, ließ sich ein junger ungetaufter Neger, der fast ganz lahm war, zu ihm führen und sagte: „Ich habe schon lange eine Sehnsucht, mit Dir zu reden; denn ich bin sehr unruhig, weil ich nicht weiß, was nach diesem Leben, das bei mir nicht lange mehr dauern kann, aus mir werden wird. Ich habe von einem Gott gehört, der sehr barmherzig ist, und sich der Armen gern annimmt. Ich bete auch zu Ihm, möchte nun aber bestimmter hören, was ich thun muß, daß ich selig werde." Er ward auf Christum und sein Verdienst hingewiesen, freute sich herzlich darüber, und versprach nun bei Ihm Hülfe und Trost zu suchen. Schon am 31. Oktober konnte er getauft werden. —

Im Jahre 1824 zählte auf **St. Thomas** die Gemeinde von Neuherrnhut 687, die von Niesky 936 Mitglieder ohne die Ausgeschlossenen. Bei anhaltender Dürre gab es viele Noth im Aeußeren, im Innern aber ließ es der Herr nicht an Gnade und Segen mangeln. Eine Anzahl neue Nationalgehülfen wurden in diesem Jahre bestellt; manches Gemeindeglied vollendete auch in Ihm sanft und selig seinen Lauf.

So im Februar zu Neuherrnhut eine alte Abendmahlsgenossin, die mit Freuden heimging; denn ihre Eigenthümerin hatte sie überaus hart behandelt, und ihr auch am Sonntag immer so viel Arbeit gegeben, daß sie nicht Zeit fand, in die Kirche zu gehen, und wenn sie nicht immer willig war, auch am Sonntage zu arbeiten, so bekam sie Stockschläge. Ueberhaupt wurde sie auf diese Weise so oft mißhandelt, daß sie an den Händen fast ganz lahm wurde, und alle Vorstellungen, welche der Frau wegen ihrer Härte gemacht wurden, hatten nur die Wirkung, sie noch mehr zu erbittern. — Im September entschlief eine alte Nationalgehülfin, die in ihrem hohen Alter noch sehr schwere Erfahrungen machen mußte. Sie wurde von ihrem Manne verstoßen, und derselbe gestattete ihr keine andere Wohnung mehr, als in einem nassen Keller. Diese ungerechte Behandlung ertrug sie aber nicht nur mit musterhafter Geduld, sondern hörte nicht auf, für ihren Mann zu beten. In Bezug auf sich selbst sagte sie öfters: „Die Leiden dieser Zeit kommen nicht in Vergleich mit dem Vorschmack der ewigen Seligkeit. Wie aber wird es erst beim Heiland sein, wenn mich kein Leiden im Genuß an Ihm mehr stören wird!"

Auf **St. Croix** zählte im Jahre 1825 die Gemeinde zu Friedensfeld 2232, die zu Friedensberg 1827, und die zu Friedensthal 1841, zusammen 5900 Seelen. Im Februar meldeten sich in diesen Gemeinden eine nicht unbeträchtliche Anzahl Neger zur Annahme; theils Heiden, theils solche, die in ihrer Jugend in englischen Kirchen getauft waren. Einer der Letzteren sagte bei dieser Gelegenheit, er habe schon seit geraumer Zeit die Kirche der Brüder besucht, weil er Nahrung und Weide für seine arme Seele daselbst finde, denn das hier verkündigte Wort von Jesu Tod und Leiden sei seinem bekümmerten Herzen unaussprechlich süß und genußreich. Als ihm hierauf der fernere Besuch der Brüder-Versammlungen mit dem Wunsche gestattet wurde, daß er ein völliges Eigenthum Jesu werden möge, erwiederte er freudig: „Ach ja,

das ist es einzig und allein, wornach sich mein Innerstes mit unaussprechlichem Verlangen sehnt." — Beispiele von unmenschlicher Behandlung der Neger*) kamen immer noch auf einzelnen Pflanzungen vor, obschon der Schutz der Obrigkeit dagegen nicht vergeblich angerufen wurde. — Zur Feier des Ostermorgens versammelten sich unglaublich große Mengen von Menschen, und die Stille und musterhafte Ordnung, die dennoch herrschte, war bewundernswürdig. „Bedenken wir," schreiben die Missionare, „daß diese Leute früherhin in der größten Unwissenheit und im finstersten Aberglauben des Heidenthums ohne Erkenntniß des wahren Gottes sorglos dahinlebten, so wird unser Innerstes mächtig ergriffen, den Herren zu loben und zu preisen, wenn wir bei dergleichen feierlichen Gelegenheiten eine solche Schaar an den Heiland gläubig gewordener Schwarzen mit bewegten Herzen den Vers anstimmen hören: Jesus, er mein Heiland lebt, ich werd' auch das Leben schauen 2c. 2c."

Eine blinde Negerin, die mit kindlichem Herzen dem Heiland anhing, und fleißig die Kirche besuchte, wurde gefragt, wie sie bei ihrer Blindheit den weiten Weg über einen hohen Berg zur Kirche und wieder nach Hause finden könne? Sie erwiederte mit rührender Einfalt: „Mein Heiland hilft mir, daß ich des rechten Weges nicht verfehle." Als sie ferner über ihr Verhältniß zu Jesu befragt wurde, fiel sie auf ihre Kniee und rief bewegt aus: „In alle Ewigkeit werde ich meinen Heiland dafür preisen, daß Er mich arme Sünderin zu sich gezogen, sich meinem Herzen als Versöhner geoffenbart hat, und mir täglich reichlich alle meine Sünden um seines am Stamme des Kreuzes vergossenen Blutes willen vergiebt!" — Am 13. Mai ging der nach Friedensberg gehörige Nationalgehülfe Jakob in die ewige Ruhe ein. Er war im Jahre 1777 als Kind getauft worden, und sein Wandel war ein redender Beweis davon, daß er seinem Heiland ganz ergeben sei. Seiner seltenen Treue wegen wurde ihm das Amt eines Nationalgehülfen übergeben, und er that was er konnte, seinen Obliegenheiten treulich nachzukommen. Schon seit Jahr und Tag litt er an der Auszehrung, kam aber doch noch gewöhnlich Sonntags den weiten Weg von einer deutschen Meile zur Kirche, bis er seit etwa zwei Monaten durch die überhandnehmende Schwäche daran verhindert wurde. Seinem Ende sah er mit Freudigkeit und der gewissen Zuversicht entgegen, daß der Heiland auch ihm, als einem seiner Erlösten, eine Stätte bei sich bereitet habe. — Im December vollendete die zur Gemeinde Friedensthal gehörende Freinegerin Katharina Maria. Sie war im Jahre 1784 als Erwachsene getauft, und 1788 Abendmahlsgenossin geworden. Als eine wahre Wittwe setzte sie ihre Hoffnung allein auf den Herrn, und gern und freudig übte sie an Andern, was ihr Erbarmer an ihr gethan hatte. Nicht nur speiste und tränkte sie viele Arme und Bedürftige mit selbstloser Uneigennützigkeit, sondern sie ermunterte dieselben auch zum gläubigen Vertrauen auf den Herrn Jesum, worin sie ihnen durch ihr musterhaftes Beispiel erbaulich voranleuchtete. Auch erzog sie mehrere Waisenkinder unentgeltlich, wobei sie eifrig bemüht war, sie für den Heiland zu gewinnen. Von Weißen und Schwarzen genoß sie durchgängig Liebe und Hochachtung, wovon auch ihr zahlreiches Leichengefolge noch ein sprechender Beweis war.

Auf **St. Jan** bestand die Gemeinde zu Bethanien Ende 1824 aus zusammen 439, zu Emmaus aus zusammen 515 Seelen, ohne die Ausgeschlossenen.

Beim Sprechen der Abendmahlsgenossen zu Bethanien im Januar äußerte ein alter Bruder: Mein Elend drückt mich schwer und da ich wohl weiß, daß ich selbst keine Kraft habe, mir zu helfen, so halte ich mich desto fester an den Heiland; und dann ist es mir, als wäre ich neu geboren." — Bei der Versammlung der Kinder am zweiten Ostertage wurde auch ein Knabe von 6 Jahren in Jesu Tod getauft. Er hatte sein Verlangen nach der Taufe zu wiederholten Malen bezeugt mit dem Beifügen, er sei eine vater- und mutterlose Waise, und es liege ihm sehr an, in die Gemeinschaft der Gläubigen zu treten, daß er vor Verlangen darnach oft nicht schlafen

*) Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 267 ff.

könne. Es war rührend, zu sehen und zu hören, wie dieser Knabe die an ihn gerichteten Fragen über die Taufe beantwortete, und dann niederkniete, um das Bad der heiligen Taufe zu empfangen. — Als im Mai die seit Ostern vorigen Jahres theils getauften, theils zum Abendmahl gelangten Negergeschwister zu Emmaus an die ihnen zu Theil gewordene Gnade, und ihre Verpflichtung, dem Heiland treu zu sein, erinnert wurden, sagte eine Negerin: „Ich danke dem Heiland mit Schaam und Beugung, daß Er mir großen Sünderin so wohl thut und mich so lieb hat; ich hätte das nicht vermuthet, aber ich fühle immer mehr, daß es wirklich so ist, und daß Er mich noch mehr segnen will. Darum bitte ich Ihn, als sein armes und schwaches Kind, das sich selbst nicht helfen kann, mich vor dem Feinde der Seelen und vor der Sünde zu bewahren, damit sein Segen auf mir bleibe." — Ein Negerbruder aber äußerte sich so: „Ich armes Schaf, was soll ich sagen? ich habe keinen Trost und keine Hülfe auf der Welt als meinen Heiland. Wäre Er nicht meine Kraft, so müßte ich vergehen in meinem Elend! Ich kann Ihm nicht genug dafür danken, daß Er mir die Gnade erzeigt hat, ein Mitgenosse des heil. Abendmahls zu sein; denn beim Genuß desselben fühle ich erst recht, daß ich an Ihm einen Freund und Vater habe, der mich in allem meinen Kummer tröstet und mir gnädig durchhilft." —

Ende 1826 zählte auf **St. Thomas** die Gemeinde Neuherrnhut 742, Niesky 1062, auf **St. Croix** Friedensthal 2000, Friedensfeld 2426, Friedensberg 1803, auf **St Jan** Bethanien 529, und Emmaus 805 Seelen.

Im Jahre 1827 bekam der Bischof Christian Gottlieb Hüffel, welcher mehrere Jahre Vorsteher der nordamerikanischen Brüdergemeinden gewesen war, von der Aeltesten-Konferenz den Auftrag, auf seinem Rückwege nach Europa die Niederlassungen der Brüder auf den westindischen Inseln zu besuchen,*) um über ihren damaligen inneren und äußern Zustand eine genaue Kenntniß einzuziehen. Auf dieser Visitationsreise verweilte er vom 17. April bis 3. Mai 1827 zuerst in **St. Croix**, wo er zunächst Friedensberg, dann Friedensfeld und endlich Friedensthal besuchte, am ersten Orte mit den Brüdern Sparmeyer, Ebermann und Bönhof eine Konferenz über die Angelegenheiten der Mission hielt, an den beiden andern aber von dem dänischen General-Gouverneur, Admiral von Bardenfleth, und dem Gouverneur von St. Thomas, Herrn v. Soeboetker, der in Friedensthal anwesend war, viel Freundlichkeit erfuhr. Am 4. Mai landete er in **St. Thomas** und besuchte hier die beiden Stationen, Neuherrnhut, das ehemalige Posaunenberg, und Niesky, dessen Umbau beschlossen wurde. Endlich verweilte er vom 8—12. Mai auf **St. Jan** zu Bethanien und Emmaus, von wo er nach St. Thomas zurückkehrte, und hier noch bis zum 23. Mai zum Segen der gesammten Mission in Dänisch-Westindien verweilte. — Ende 1827 zählte auf **St. Thomas** Neuherrnhut 797, Niesky 1122, auf **St. Croix** Friedensthal 2048, Friedensberg 1850, Friedensfeld 2402, auf **St. Jan** Bethanien 616, Emmaus 811 Gemeindeglieder, alle drei Inseln zusammen also 9646, die bis 1832 auf beinahe 10,000 stiegen.

In dem innern Gange dieser Negergemeinden aber hatte bis dahin Freude und Leid gewechselt. Zeiten neuer Belebung vom Geiste des Herrn folgten auf andere, in denen die Brüder schmerzlich klagen mußten über die einreißende Trägheit und Lauigkeit ihrer Gemeinden, und zu

*) Basler Missions-Magazin 1830, II. p. 270 ff. Nachrichten aus der Brüdergemeine 1828, I, p. 350 ff.

dem dringenden Flehen aufgeregt wurden, daß der Herr doch ein neues Feuer unter den Negern anfachen und solche selige Eindrücke von der Kraft des Evangeliums, wie sie bei festlichen Gelegenheiten zu ihrer Freude bisweilen zu spüren waren, von dauernder Wirkung sein lassen möge. Solche Gebete um Erneurung der ersten Liebe stiegen mit besonderer Inbrunst zum Herrn auf, als die Feier des hundertjährigen Jubelfestes dieser Mission am 21. August 1832 herannahete, und der Herr erhörte das Flehen seiner Knechte. Zur Verherrlichung der Feier dieses festlichen Tages kam nicht bloß die hohe Landesobrigkeit den Missionaren der Brüder auf's Willfährigste entgegen; die weißen Einwohner überhaupt wetteiferten, ihre Theilnahme zu bezeigen, und so wurde dieser Tag zu einem allgemeinen Feste für ganz Dänisch-Westindien. „Auf Veranstaltung des General-Gouverneurs v. Scholten war den Negern nicht nur der Festtag selbst, sondern auch der vorhergehende halbe Tag zur Zurüstung auf dasselbe freigegeben. Viele Alte und Krüppel ließen die menschenfreundlichen Eigenthümer derselben theils zu Wasser, theils zu Lande, theils auf Maulthieren oder in Sänften nach den Missionsplätzen bringen, damit auch sie Theil an der Feier nähmen. Eine zahlreiche Menschenmenge strömte zu den öffentlichen Gottesdiensten, und wohnte ihnen mit stiller Andacht bei. Zur Predigt in Friedensfeld versammelten sich auf dem besonders dazu eingerichteten freien Platze 10,000 Menschen, vor welchen Bruder Klingenberg mit angethanem Herzen nach Anleitung von Ps. 72, 17—19 ein freudiges Zeugniß davon ablegte, wie die heilsame Gnade Gottes, die in Christo Jesu allen Menschen erschienen ist, sich nun 100 Jahre hindurch an dieser Mission unter den armen und unwissenden Negersklaven verherrlicht habe. Der General-Gouverneur, auf dessen Anordnung diese gemeinschaftliche Feier der 3 Gemeinden auf St. Croix veranstaltet worden, fand sich selbst mit seinem Gefolge und militärischer Begleitung hier ein; vor und nach dem Gottesdienst wurden 19 Ehrenschüsse aus 2 Feldstücken abgefeuert, und der Gesang von seinem Musikchore begleitet. — Von Seiten der Unitäts-Aeltesten-Konferenz wurden die theilnehmenden Gefühle und Wünsche aller Brüdergemeinden zu diesem wichtigen Tage in einem Sendschreiben an die Negergemeinde ausgesprochen. An mancherlei Liebesgaben fehlte es auch nicht. In allen öffentlichen und besonderen Versammlungen, so wie vorzüglich bei den feierlichen Taufhandlungen waltete ein mächtiges Gefühl der Gegenwart des Heiden-Heilandes, so daß alle Anwesenden davon wie hingenommen waren, und in dankbarer Erinnerung an die bisherigen Wunder Seiner Barmherzigkeit und Treue der Zukunft mit den trostvollsten Hoffnungen entgegen sahen.“*)

In dem verflossenen Jahrhundert wurden auf den 3 dänischen Inseln 31,310 Erwachsene und Kinder getauft; 9822 Personen befanden sich nach Ablauf desselben in der Bedienung von 38 Ehepaaren; 185 im Dienste dieser Mission angestellte Brüder und Schwester hatten bis dahin ihren Lauf daselbst vollendet.

*) Nachrichten aus der Brüdergemeine 1833, H. 1.

Die Missionen der Brüdergemeine in **Britisch-Westindien** waren seit Anfang des 19. Jahrhunderts in durchgängigem Wachsthum begriffen. Auf den Inseln Antigua, St. Kitts, Barbadoes und Jamaika wurden neue Missionsplätze errichtet, auf Tabago die im Jahre 1803 aufgegebne Mission 1826 erneuert. Zu dem allen trug der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Großbritannien erwachte Eifer für die Ausbreitung des Christenthums und die Bemühungen des edlen Wilberforce und seiner Freunde und Gesinnungsgenossen um die Emancipation der Negersklaven (s. §. 5.) nicht wenig bei. Missionare der Methodisten (s. §. 3.) und Baptisten (seit 1814) traten neben denen der Brüder auf und sammelten bald ansehnliche Gemeinden. Seit 1823 begann auch die englisch bischöfliche Kirche (s. §. 6.) den Negersklaven ihre Sorge zuzuwenden. Mit sämmtlichen neuen Mitarbeitern aber auf dem Missionsfelde der Negerbevölkerung kamen die Brüder in mancherlei Berührung, die im Allgemeinen freundschaftlicher Art war, obschon es hier und da auch an Reibungen nicht fehlte. Die Brüdermissionare freuten sich indeß um so mehr der vielen neuen Mitarbeiter und Gehülfen, die ihnen das Netz ziehen halfen, da sie bei Weitem nicht allen an sie gemachten Anforderungen Genüge leisten konnten. Wiederholte Einladungen, auch auf den Inseln St. Vincent, Dominika, Nevis, Tortola und Trinidad Missionen anzulegen, mußten von der Unitäts-Direktion abgelehnt werden, da man schon in Verlegenheit kam, für die bereits unternommenen und in der Erweiterung begriffenen die erforderlichen Personen und Mittel herbeizuschaffen. Christlichgesinnte Pflanzer, ja selbst Colonialversammlungen boten zu den Letzteren freigebig die Hand, und auch im Mutterlande wurden Fonds gesammelt, um die Anlegung neuer Missionsplätze und die Errichtung von Schulhäusern für die Neger möglich zu machen. — Durchwandern wir nun die einzelnen Inseln, indem wir dießmal mit Antigua beginnen und mit Jamaika den Beschluß machen.

Antigua.

Auf Antigua, wo die Mission vom Anfang an mit wenig äußeren Hinderniſſen und Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurden von 1773 an bis in den April 1805 von den Brüdern im Ganzen 13,796 Neger, Erwachsene und Kinder, getauft, und im Jahre 1809 belief sich die Gesammtzahl aller drei Stationen, St. Johns, Gracehill und Gracebai, mit Ausschluß der neuen Leute in Gracehill auf 10,814 Seelen. Im Jahre 1810 eröffneten die Missionare auf einer ihrer Niederlassungen eine Schule für den Unterricht der Negerkinder. Sie fingen mit 80 an, aber schon nach Ablauf des ersten Monats hatte sich diese Zahl auf 600 vermehrt. Die Schule konnte nur Sonntags gehalten werden, und in ihr wurden die älteren Kinder als Lehrer der jüngeren, nach einem dem Lancasterischen System ähnlichen Plane, gebraucht. Ungeachtet des bedeutenden Umfangs ihrer dortigen Gemeinden wurden doch seit dem Anfang der Mission (1756) bis zum Jahre 1803, also in 47 Jahren, nur 37 arbeitende Brüder und Schwestern auf der Insel angestellt; eine kleine Zahl in Vergleichung mit der, welche andere Mis-

sionsposten erforderten. Von St. Johns konnten die Brüder im Jahre 1814 gar Erfreuliches berichten.*)

Ein getaufter Neger, Robert, erklärte sich also: „Ich könnte nie glücklich sein, und müßte mein Leben unerträglich finden, wenn ich nicht etwas von den Tröstungen wüßte, welche aus dem Leiden und Sterben unsers Heilandes herfließen, und wenn ich nicht glauben dürfte, daß Er mir Alles erwarb, was ich zu meinem glücklichen Durchkommen durch diese Welt nöthig habe. Es ist mein stetes Verlangen und Gebet, Seine Versöhnungsliebe zu empfinden." Derselbe äußerte später als Abendmahlskandidat: „Mein Herz ist wie ein dürres Land, auf dem wegen Mangel an Regen nichts wachsen kann; ebenso kann ich nicht gedeihen ohne die Besprengung des Blutes Christi." — Und eine Negerin erklärte: „Wenn ich euch alle die schlechten Dinge sagen wollte, die ich in meinem Herzen fühle, und an denen ich bisher Freude hatte, so würdet ihr meine Erzählung kaum ertragen. Aber ich bin meines bisherigen Lebens müde, und wünschte, künftig eure Kirche besuchen zu dürfen, seitdem ich gehört habe, daß der Herr einer so großen Sünderin, wie ich bin, gnädig sein, und ein neues Herz durch die Kraft seines Todes in mir schaffen will." —

Im Jahre 1817 wurde auf ausdrückliches Verlangen der beiden Häuser der Regierung zu den drei bereits bestehenden Missionsplätzen ein vierter auf der andern Seite der Insel im Bezirk von Nonsuch angelegt, und durch eine Akte derselben vom 14. August 1818 nicht nur ein Stück Landes dazu überlassen, sondern auch eine Beihülfe von 1000 Pfund dortigen Geldes zur Erbauung von Wohnungen, und 300 Pfund jährlich zum Unterhalt eines Missionars verwilligt. Bruder Ludwig Stobwasser, welcher den Bau dieser neuen Niederlassung leitete, die den Namen Newfield erhielt, wurde darin von den dienstwilligen Nachbarn bestens unterstützt. Am 30. Oktober 1817 ward der Grundstein der neuen Kirche feierlich gelegt,**) und am 6. Dec. 1818 hatte L. Stobwasser die Freude, dieselbe einzuweihen. Die Mienen der zahlreich versammelten Neger strahlten vor Vergnügen, und Dankesthränen flossen über ihre Wangen. „Ein solcher Hunger nach dem Worte des Lebens," schreibt Stobwasser, „und eine solche Aufmerksamkeit auf das, was vorgetragen wird, muß das Herz und den Mund des Redenden aufschließen, mit Freudigkeit zu zeugen von dem Lebensbrote, welches die Seelen labt und sättigt, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Es ist nicht sowohl das Zunehmen der Personenzahl dieser neuen Gemeine, was mich ermuntert, als ihr augenscheinliches Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi. Die Güte Gottes, meines Heilandes, nach welcher Er solch ein schwaches und unzulängliches Werkzeug, wie ich bin, erwählet hat, diese Heerde zu weiden, ist mir zum Anbeten. Unter unsern Mitarbeitern auf dieser Insel besteht eine köstliche Verbindung zu brüderlicher Liebe und Einigkeit, und Einer stärket den Andern, im Dienste dieses gesegneten Werkes des Herrn immer völliger zu werden."

Am 25. Nov. 1821 weihete ebenderselbe die vom Herrn Otto auf seiner Pflanzung Cochranes zu einem Predigtplatz der Brüder errichtete Kirche, Mountjoy genannt. Um den zu starken Anwachs der Negergemeinde zu St. Johns zu mindern, wurde eine Meile südwärts davon in dem Bezirk Valley, mit Hülfe der Pflanzer der Umgegend abermals

*) Basler Missions-Magazin 1819, III. p. 366 ff.
**) Basler Missions-Magazin 1822, I. p. 66.

ein neuer Missionsplatz auf einer mit weißen Cedern bewachsenen Anhöhe angelegt, der davon den Namen Cedarhall bekam. Der Grundstein zu der neuen Kirche daselbst ward am 5. November 1821 gelegt,*) die Kirche selber am 7. April 1822 feierlich eingeweiht. Die Gesammtzahl derer, welche sich Ende 1821 zu St. Johns in der Pflege der Brüder befanden, belief sich auf 7900 Personen.

Als im Juli d. J. die Masern auf einigen Plantagen sehr stark grassirten, äußerte eine kranke Abendmahlsschwester: „Ich bin gewiß die ärmste und elendeste Seele, die sich der Heiland aus der Ibo-Nation erwählt hat! O wie lieb ist es mir, daß ich in dieses Land gekommen bin, wo ich meinen theuern Heiland habe kennen lernen! Ich wäre ewig unglücklich gewesen, wenn Er mich nicht aus der Finsterniß herausgerissen und mich von Sünden rein gewaschen hätte. Nun bin ich lange genug in dieser Welt gewesen, und verlange nichts mehr, als meinen Heiland zu sehen, der mir jetzt schon oft so nahe ist, daß mein Herz vor Freude weint.“ Auch ihr hochbejahrter Mann, dem sein schneeweißes Greisenhaupt ein patriarchalisches Ansehn gab, war sehr angefaßt und sagte: „Ich denke beständig an den Heiland, der bei Tag und Nacht als mein bester Freund um mich ist und mich tröstet; bald wird Er mich zu sich heimholen.“ Die Wohnung dieser alten Leute, schreiben die Missionare, wird mit Recht eine Friedensstätte genannt, wo man mit Vergnügen weilt; denn auch im Aeußern herrscht mehr Reinlichkeit und Ordnung darin, als man gewöhnlich bei den Negern antrifft.

Die Negergemeinde zu Gracehill zählte um dieselbe Zeit im Ganzen beinahe 3000 Seelen. Am Charfreitag war der Zudrang zur Kirche so groß, daß nicht bloß in derselben zweimal nach einander, sondern auch außerdem noch im Hofe den Versammelten gepredigt werden mußte. Anfangs Mai fanden sich viele neue Leute zum Sprechen ein.

Man muß sich wundern, schreiben die Missionare, wenn man sieht, mit welchem Drang diese armen Leute zu uns kommen, obgleich Viele von ihnen nicht wissen, was sie sagen sollen, und Andere weiter nichts vorzubringen haben, als etwa: „Meister, ich komme, um mein ganzes Herz dem Heiland zu geben,“ oder: „um wegen meiner Sünden zu beten,“ oder: „Ich habe mich nach nichts umgesehen, als nach Gott.“ Einige haben jedoch ein wirkliches Gefühl ihres unseligen Zustandes, und mit solchen zu sprechen ist ein Vergnügen. Noch anders ist es mit denen, die einmal die Gnade an ihren Herzen erfahren haben, aber untreu geworden und wieder auf den Weg der Sünde zurückgekehrt sind. Viele von diesen empfinden von Zeit zu Zeit ernstliche Bestrafungen ihres Gewissens, und äußern sich auf eine reuige Art. Einer von ihnen sagte: „Ich bin der schlechteste unter den Sündern; meine Missethaten haben den Heiland an's Kreuz gebracht. O möchte Er sich doch meiner erbarmen und mich aus der Grube des Elends erretten, in die ich gefallen bin.“ Hat sich ein Neger hingegen nicht einer offenbaren Sünde schuldig gemacht, so ist er insgemein sehr eigengerecht, und äußert zuweilen gradehin: „Mein Herz ist gut, ich beleidige Niemand, ich gehe gern in die Kirche ꝛc.“ Solche kann dann nur allein der Geist Gottes überzeugen und zum geistigen Leben erwecken.

Die Gemeinde zu Gracebai bestand Ende 1821 aus zusammen etwas über 1400 Personen.

Im Februar d. J. besuchte der Missionar den kranken Nationalgehülfen Jonathan in Doigs, der ihm erklärte, daß es sein einziger Genuß sei, sich mit dem Heiland zu unterhalten, und sehnlich erwartete, vom Herrrn heimgerufen zu werden. Die Alten und Lahmen, so wie die meisten Feldneger kamen, da es grade Mittagsstunde war, in seinem Hause zusammen, wo der Missionar ihnen eine kurze Rede hielt. Hierauf ermahnte sie auch noch der Kranke, indem er etwa Folgendes sprach: „Ach meine lieben Kinder, ich kann euch nicht sagen, was der liebe Heiland an mir armen Sünder gethan hat. Wenn ihr wüßtet, wie gut Er ist, würdet ihr nicht so gleichgültig gegen Ihn sein. Es war eine Zeit, da ich es auch nicht wußte; aber Ihm sei Dank, daß Er mich gesucht und wie einen Brand aus dem Feuer errettet hat. O, lasset euch doch durch die Dinge dieser Welt nicht länger bethören, denn die bringen euch keine blei-

*) Basler Missions-Magazin 1824, IV. p. 562.

bende Freude; kommt vielmehr zu Jesu! Bei Ihm ist wahre Seligkeit, und Er wird auch euch gnädig sein, wenn ihr Ihm eure Herzen gebet, und nur Ihm leben wollt. Dieses kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen." Es war rührend, diesen Greis mit weißen Haaren, dessen Glieder vor Schwäche zitterten, so die Liebe Jesu anpreisen zu hören. — Eine Ausgeschlossene, die krank war, und im Juli vom Missionar auf ihr Verlangen besucht wurde, bekannte mit tiefer Reue ihre Abweichungen. „Ach, wie sehr habe ich mich versündigt!" rief sie aus. „Aus Liebe zu mir hat mich der Heiland krank werden lassen, um mich dadurch zum Nachdenken zu bringen. Lange blieb mein Herz verhärtet, und ich kehrte mich nicht an die Ermahnungen und Warnungen, die mir gegeben wurden, denn es kostete mich viel, der Sünde abzusagen, ob ich gleich dabei keine Ruhe hatte. Nun aber ist es meinem treuen Erbarmer gelungen, mich verirrtes Schaf wieder zu Sich zu ziehen, und ich flehe zu Ihm, daß Er mich auch bei Sich erhalten wolle."

Auf den fünf Missionsplätzen wurden bald an 15,000 Neger von den Brüdern bedient, und die Arbeit der 24 auf denselben angestellten Geschwister durch den Schulunterricht der Neger und ihrer Kinder des Sonntags und in der Woche noch bedeutend vermehrt. So erfreulich es auch war, zahlreiche Schaaren von Heiden zur Anhörung des Evangeliums herbeieilen zu sehen, so wurde doch der starke Andrang derselben an einen Ort, z. B. in St. Johns, wo mehr denn 7000 Neger die Brüderkirche besuchten, der Seelenpflege der Einzelnen vielfach hinderlich. Gleichwohl suchten die Brüder über der mannigfach gesegneten und bewährten Methode fest zu halten, mit ihren Kirchkindern in persönliche Bekanntschaft zu kommen, und bei einem Jeden derselben es auf die ganze Hingabe des Herzens an Jesum anzutragen. Sie theilten sich daher in die Besuche der Pflanzungen, und ließen es auch ferner den Kranken und Sterbenden nicht an Zuspruch fehlen. — Die Gemeinde zu St. Johns zählte Ende 1824 im Ganzen 6311 Seelen. Sie wurde im Februar d. J. von Freunden der Mission, die zu den Quäkern in London gehörten, mit einer Kiste voll Bücher für ihre Negerschulkinder erfreut, und am 31. Oktober wurde hier, wie auf andern Missionsplätzen, eine Predigt in Bezug auf die Bibelgesellschaft gehalten, und danach die freudigen Gaben der armen Negergeschwister eingesammelt. Eine Negerschwester, die im Juni heimging, sagte zwei Tage vor ihrem Ende: „Meine Lampe ist mit Oel versehen; wenn der Bräutigam meiner Seele kommt, so bin ich fertig. Ich hoffe, Er werde bald kommen und mich in Seine ewige Freude eingehen lassen." — In Gracebai gehörten um dieselbe Zeit 1387 Personen zur Gemeinde; der Bettag am 14. Febr. war der erste, an welchem keine Taufhandlung Statt fand. „Dieß ist vielleicht", bemerken die Brüder, „seit dem Anfang der hiesigen Gemeinde im Jahre 1797 noch nicht der Fall gewesen; in Zukunft aber wird es wohl öfter geschehen, da die Zahl der Ungetauften sehr klein ist, und der Zuwachs, den die hiesige Gemeine zu erwarten hat, hauptsächlich in Kindern besteht, die schon getauft sind." — Die Gemeinde zu Gracebai zählte Ende 1824 mit Einschluß von 302 Taufkandidaten, 308 neuen Leuten und 300 Ausgeschlossenen im Ganzen 3015 Seelen. Am 31. Januar d. J. wurde auf der Plantage La Roche die wohl über 90 Jahre alte Nationalgehülfin Benigna,*) eine wahre Zierde der Gemeinde, beerdigt.

*) Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 309.

Ein junger Negerbruder, der 9 Monate krank war, und nun auf einem Bein lahm wurde, sagte beim Sprechen: „Demüthig danke ich meinem lieben Herrn für das, was Er über mich hat kommen lassen. Er selbst hat für mich und an meiner Statt weit größere Schmerzen erduldet; warum sollte ich nicht auch ein wenig Schmerzen leiden, ohne welche ich mich nicht so nahe zu Ihm halten, noch Seine Liebe zu mir gehörig schätzen würde?“ Und auf die Frage, ob er ein Verlangen nach dem heil. Abendmahl habe, antwortete er: „Unaussprechlich sehne ich mich nach Erquickung vom Heiland; ohne Ihn fühle ich keinen Trost. Er ist mein Freund, ja der Freund aller Menschen. Wenn mein Herz zerbrochen ist, dann heilt Er es wieder, und wenn ich in Noth und Verlegenheit mich befinde, dann erfreut und erquickt Er meine Seele.“ — Eine alte Negerin aber, die ganz lahm war, und nur noch auf Händen und Füßen kriechen konnte, ohne irgend Jemand zum Beistand zu haben, wußte dennoch nicht Worte genug zu finden, den Heiland für seine Güte und Barmherzigkeit, die Er an ihr verherrliche, zu preisen. „O, mein lieber Heiland,“ rief sie gerührt aus, „ist allzugut gegen mich arme bedürftige Sünderin! Wie süß ist Er meinem Herzen! Zuversichtlich hoffe ich, Er werde mich nicht verlassen, noch des Erbarmens an mir müde werden.“

Die Gemeinde zu Cedarhall bestand um dieselbe Zeit bereits aus 1082 getauften Erwachsenen und 450 getauften Kindern.

Am 19. Juni 1827 traf Bischof Hüffel*) auf seiner Visitationsreise auch in Antigua ein, wo er von dem Gouverneur Roß mit großer Freundlichkeit empfangen wurde, von St. Johns aus Cedarhall mit 1570 Gemeindegliedern, Gracebai mit 1350, Gracehill mit 2048 Gemeindegliedern, und Newfield besuchte, in Springgarden (St. Johns) eine Konferenz mit sämmtlichen Missionaren der Insel hielt, und am 5. Juli die Brüder Müntzer, Zippel und Simon zu Diakonen der Brüderkirche ordinirte. Im folgenden Jahre 1828 herrschte zu St. Johns große Kränklichkeit unter den Missionaren, deren einer, Bruder Schill, im November selig heimging; zu Gracehill befanden sich 3116 Seelen in der Pflege der Brüder. „O gedenken Sie unser in Ihren Gebeten,“ schreiben sie in die Heimath, „denn wir fühlen, wie unvermögend wir sind, den geistlichen Bedürfnissen einer so großen Menge zu genügen.“ Gleiche Klage erscholl 1829 von St. Johns, wo an 2 Bettagen allein 59 getauft oder Mitglieder der Gemeinde, und 64 als Taufkandidaten angenommen wurden. Das Sprechen der neuen Leute und Taufkandidaten führte den Brüdern immer etwa 1000 Neger zu, welche diesen beiden Klassen angehörten. In demselben Jahre herrschte auch viel Krankheit unter den dortigen Negern, und bis gegen Ende August gingen etwa 100 derselben aus der Zeit. — Um das ausgedehnte Missionswerk auf der Insel besser zu übersehen und zu berathen, wurde bereits am 24. Februar 1829 nach Anweisung der Unitäts-Aeltestenkonferenz eine Helferkonferenz auf Antigua eingeführt, in welcher noch um 1833 Bruder Bennet Harvay den Vorsitz führte.

Die äußere Ruhe, welche die Brüdermission auf dieser Insel unter dem Schutze einer wohlwollenden Regierung genoß, wurde im März 1831 durch einen Negeraufstand unterbrochen. Auf Betrieb der englischen Geistlichkeit und eifriger Frommen wurde nämlich durch eine Verordnung der Regierungsbehörden vom 20. März an der zu vielen Mißbräuchen führende Sonntagsmarkt gänzlich abgeschafft. Da indessen hierbei auf einen anderweitigen Ersatz für diesen den Negern zum Verkauf ihrer

*) Basler Missions-Magazin 1830, II. p. 277 ff.

selbsterbauten Produkte unentbehrlichen Markt keine Rücksicht genommen wurde, so erregte diese Maßregel unter ihnen Unwillen und Widersetzlichkeit. Es fanden sich am genannten Tage viele Neger in der Stadt wie gewöhnlich ein, und es war den Anstrengungen der Polizei nicht möglich, dem Gesetz Achtung zu verschaffen. Tags darauf steckten die Neger mehrere Zuckerpflanzungen in der Nähe von Newfield in Brand, und am 22. März brannte ein Feld dicht hinter den Missionsgebäuden von St. Johns, welche in die größte Gefahr kamen, da der Wind die hoch auflodernde Flamme auf sie zutrieb. Die zur Gemeinde gehörigen Neger legten dabei rührende Beweise von Liebe und Anhänglichkeit an den Tag, doch wären alle ihre Anstrengungen umsonst gewesen, wenn der Herr nicht zur rechten Stunde dem Wind geboten und die Gefahr abgewandt hätte. Die ganze Insel wurde unter Kriegsgesetz erklärt, und von der Miliz die Ruhe bald wieder hergestellt. Doch hatten die Brüder den Schmerz, daß ein Neger, der zur Gemeinde in Newfield gehört hatte, als Brandstifter hingerichtet wurde, ohne die That zu gestehen.

St. Kitts.

Auf St. Kitts war die Negergemeinde in beständigem Zunehmen begriffen, und von 1779 bis 1809 war die Zahl der Getauften auf der Insel nicht weniger als 3683 Seelen. In der ersten Hälfte des Jahres 1819 bestand die Gemeine aus 101 erwachsenen Getauften, 60 getauften Kindern und 103 Taufkandidaten. Viele Neger erfuhren die Kraft des Wortes vom Kreuze an ihren Herzen, und ein neues Leben trat unter diesem armen Volke hervor. Ganze Schaaren verlangten nach Unterricht. Am 21. September 1819 richtete ein furchtbarer Orkan*) schreckliche Verwüstungen auf dieser und den benachbarten Inseln an. Der treffliche Gouverneur Maxwell kam erst 8 Tage nachher von Dominika herüber, und verordnete den 6. Oktober als einen Bet- und Bußtag. Mehr als 2000 Seelen, Schwarze und Weiße, hatten sich an demselben in der Kirche der Brüder eingefunden. Beim Jahresschluß bestand die Negergemeinde zu Basseterre aus 1310 getauften Erwachsenen, darunter 562 Kommunikanten, und 563 getauften Kindern nebst 690 Taufkandidaten. Bei dieser starken Vermehrung mußte auf Anlegung eines zweiten Missionsplatzes angetragen werden. Herr Matthew gab ein Stück Land auf seiner Pflanzung am Cayon dazu her, durch Unterzeichnung gingen Beiträge zur Errichtung der nöthigen Gebäude ein, und am 25. Februar 1821 wurde die neue Kirche in Bethesda eingeweiht. Am 9. Sept. des Jahres, als zu Basseterre gerade das Ehechorfest, woran über 200 Personen Antheil nahmen, mit Loben und Danken beschlossen war, erhob sich wieder ein gewaltiger Orkan,**) der den von 1819 zwar nicht an Dauer, wohl aber an Heftigkeit übertraf, und wieder vielen Schaden anrichtete. Später hatten die Missionare ernstlich zu rügen, daß bei den Begräbnissen armer Geschwister, wo den Trägern nichts zu Gute gethan werden konnte, nur Wenige zu diesem Liebesdienst sich willig finden ließen, wogegen eine große Zahl dazu sich einfand, wenn nach der Sitte

*) Basler Missions-Magazin 1824, I. p. 73 ff. **) Ebendaselbst 1828, II. p. 579.

des Landes etwas zu trinken gereicht wurde. In den Weihnachtsfeiertagen fanden sich viele Zuhörer zu den Festversammlungen ein, und der Herr war nahe mit dem Segen seiner Gnade, wovon auch manche liebliche Aeußerung von Negergeschwistern Zeugniß gab. So sagte eine mulattische Helfer-Schwester u. A.: „Stände es doch in meinem Vermögen, die Liebe Jesu recht tief den Herzen einzuprägen! Ach wären wir doch auch so ein Volk, wie wir in den heute verlesenen Nachrichten gehört haben, wie es sich der Herr unter den Hottentotten und Grönländern gesammelt hat! Den ganzen Tag hätte ich sitzen und solche Nachrichten hören können!“ — Beim Jahresschluß 1821 bestand die Gesammtgemeinde zu Basseterre aus ungefähr 2500 Personen. So ging das Werk auf St. Kitts in Segen fort, und im Februar 1826 konnte Missionar Scholefield von Basseterre schreiben:

„Noch immer begleitet unser lieber Herr die Predigt seines Wortes auf dem hiesigen Missionsplatz mit seinem augenscheinlichen Segen. In den drei letztvergangenen Wochen haben wir mit 2003 Personen einzeln gesprochen; nämlich mit 461 Kommunikanten, 476 getauften Erwachsenen, und 1066 neuen Leuten, Taufkandidaten und Ausgeschlossenen. Ueber 20 Erwachsene kamen zum ersten Mal, so wie auch eine Anzahl Kinder und junge Leute. Einige von ihnen baten mit Thränen, daß ihre Namen in unser Verzeichniß möchten eingeschrieben werden. Ueberhaupt ist unsere Gemeinde in einem sehr erfreulichen Gang, ob es gleich auch an solchen Erfahrungen nicht fehlt, die uns daran erinnern, wie listig und feindselig der Satan ist, und wie leicht sich das menschliche Herz hintergehen läßt. — Unsere Sonntags- und Abendschulen werden in Segen fortgesetzt, und gewähren uns viel Ermunterung. Im Mai 1825 hatten wir 303 Kinder, welche letztere besuchen, aufgezeichnet; seitdem hat ihre Zahl bedeutend zugenommen, und jetzt ist sie nahe an 700. Viele von ihnen haben bereits gute Fortschritte im Lesen gemacht, und eine schöne Anzahl Liederverse, Bibelsprüche und Stellen aus dem Katechismus auswendig gelernt. Auf 17 um die Stadt herumliegenden Plantagen haben wir Leute gefunden, welche willig sind, die Kinder nach vollendeter Tagesarbeit zusammen zu nehmen und ihnen Unterricht zu ertheilen. Dieß geschieht in dem Hause eines unserer Nationalgehülfen, oder sonst eines Ehepaares aus der Klasse der Kommunikanten. In der Stadt haben einige Geschwister ihr Haus ganz zum Gebrauch für die Kinder hergegeben, nicht allein an den Abenden, sondern auch den Tag über. Man wünscht, daß alle Kinder, welche unsere Abendschulen besuchen, auch an den Sonntagen kommen möchten; aber viele werden durch allerlei Umstände davon abgehalten. Die Zahl unserer Sonntagsschüler ist 3—400. Als letzte Weihnachten ein Liebesmahl mit ihnen gehalten wurde, waren ihrer 460 zugegen. — Seit dem Anfang der Schule im Jahre 1825 haben wir uns in der Regel wöchentlich einmal mit den Lehrern versammelt, um ihnen die neue Lehr- und Erziehungsweise geläufiger zu machen. Einige unserer jungen farbigen Schwestern geben sich fast den ganzen Tag her, junge Mädchen zu unterrichten. Bei Einigen dieser Letzten ist eine ernste Sorge für das Heil ihrer Seele erwacht, und hat sie veranlaßt, um Annahme in unsere Gemeinschaft zu bitten, welches ihnen auch zum Theil gewährt wurde. — Von Seiten der Schullehrer und Lehrerinnen geschieht Alles ohne irgend einen Lohn, vielmehr haben sie unter sich selbst eine freiwillige Unterzeichnung zu Beiträgen eröffnet, wodurch gewisse Ausgaben, z. B. für Lichter in den Abendschulen, bestritten werden. Solche Beispiele einer uneigennützigen Dienstbegierde sind uns um so erfreulicher, da man glauben kann, daß sie aus Liebe zu unserm Heiland herfließen.“ —

Ende 1826 betrug die Gesammtzahl der Gemeindeglieder zu Basseterre 3048, zu Bethesda 2188. —

Am 31. Mai 1827 landete Bischof Hüffel auf seiner Visitationsreise auch zu Basseterre auf St. Kitts, wo er denselben Abend noch vor einer zahlreichen Negergemeinde das Evangelium verkündigte. Bei einem Besuche, den er dem Gouverneur der Insel, Herrn Maxwell, machte, hatte er die Freude, den Ausdruck freundlicher Gesinnung zu vernehmen,

welchen derselbe für die Mission der Brüder zu Tage legte. Bald kam auch Bruder Hoch von Bethesda herbei, und die gemeinsamen Berathungen über die Angelegenheiten der Mission nahmen ihren Anfang. Dann begleitete Hüffel diesen Bruder nach Bethesda, wo der gegenwärtige Zustand der Gemeine ein Wort der Ermahnung nothwendig machte. Am 12. Juni hatte er die letzte Konferenz mit den Missionaren, und am 15. nahm er Abschied von der Gemeinde. Alte und Junge kamen herbei, um ihm ein recht herzliches Lebewohl zu sagen; auch bewiesen sie ihm ihre dankbare Liebe dadurch, daß sie aus freien Stücken sein Schiff mit Lebensmitteln versahen. An demselben Tage, den 15. Juni 1827, waren seit dem Anfange dieser Mission 50 Jahre verflossen, binnen welcher Zeit 48 Geschwister im Dienst derselben angestellt gewesen, und 5088 Erwachsene theils getauft, theils in die Gemeine aufgenommen worden waren. Beide Gemeinden zusammen bestanden Ende 1827 aus 5018 Seelen. Wiederholte Einladungen mehrerer Pflanzer veranlaßten die Anlegung eines dritten Missionsplatzes, Bethel, in Deepbai am Nordwestende der Insel. Durch Bruder Scholefield besonders war in den Sonntags- und Abendschulen ein reges Leben geweckt worden. „Am dritten Christtage", heißt es im Diarium von Basseterre vom Jahre 1828, „stellten wir mit 418 Kindern eine Schulprüfung an, und hielten dann mit ihnen ein vergnügtes Liebesmahl. Etwa 25 derselben lasen mit Fertigkeit in der Bibel; mehrere sagten auswendig gelernte Abschnitte aus der heiligen Schrift oder Liederverse her; alle aber beantworteten mit mehr oder weniger Freimüthigkeit die Fragen aus dem Katechismus der englischen Kirche. Ungefähr 360 Kinder, welche in diesem Jahre die Schulen fleißig besucht, erhielten Schulbücher zum Geschenk, und etwa 90 Mädchen wurden dann noch mit Kleidungsstücken, Materialien zum Nähen und dergleichen mehr beschenkt, wozu wir durch die Wohlthätigkeit einiger Freunde in England in Stand gesetzt worden sind. Den Lehrern und Lehrerinnen, 24 an der Zahl, wurde am 28. Dezember in einer besonderen Versammlung ihr wichtiger Beruf als ein Auftrag vom Herrn zu treuer Wahrnehmung angelegentlich empfohlen, und einem jeden ein Loosungsbuch gegeben. Ueberdieß erhielten diejenigen, welche sich in den Sonntags- und Abendschulen auf den Pflanzungen ganz besonders mühen, noch ein Geschenk an Geld als Anerkennung ihrer treuen Dienste." Der Erfolg dieser löblichen Anstrengungen würde noch größer gewesen sein, wenn nicht durch Schuld der Eltern und Kinder häufige Versäumnisse im Schulbesuch den Unterricht unterbrochen hätten.

Barbadoes.

Auf der Insel Barbadoes machte im Anfange des 19. Jahrhunderts die Ausbreitung des Reiches Gottes nur geringe Fortschritte, und die Gemeinde zu Saron zählte am Schluß des Jahres 1816 bloß 118 getaufte Erwachsene. Eine Negerempörung hatte im April desselben Jahres Furcht und Schrecken verbreitet und in dem östlichen Bezirk der Insel große Verheerungen angerichtet. Glaubensvoll flehten die Missionsgeschwister zum Herrn um Trost und Hülfe, als die Flamme der nur eine

Viertelstunde von ihrer Wohnung auflodernden Zuckerfelder am Abend des Ostermontags den Himmel schauerlich röthete. Tägliche und nächtliche Streifwachen der Soldaten durchzogen die Insel, welche 3 Monate unter dem Kriegsgesetz blieb. Während dieser Zeit der Unruhe und Angst wurden die Versammlungen natürlich nur sparsam besucht, als aber im Juni den Kommunikanten das Aussetzen des heiligen Abendmahls angezeigt wurde, fügte der Missionar die dringende Ermahnung an sie hinzu, daß Keiner von ihnen sich je vom Geiste des Ungehorsams und der Empörung hinreißen lasse; dagegen möchten sie sich auch unter diesen Umständen als wahre Kinder Gottes und treue Nachfolger Jesu beweisen. Die Brüder hatten auch die Freude, daß kein Einziger ihrer Kirchgenossen in die Empörung auf irgend eine Weise verwickelt war. Auch in den folgenden Jahren regte sich unter den Negern von Zeit zu Zeit ein Geist des Emporstrebens nach Unabhängigkeit, der durch die ungleiche Behandlung ihrer Herren und Verwalter, die ihnen theils zu viel, theils zu wenig Freiheit gestatteten, genährt wurde. Ihr Hang zu roher Ungebundenheit wurde noch verstärkt durch den lebhaften Streit, welchen die Weißen selbst gegen einander in der öffentlichen Zeitung führten, wovon die Neger Kenntniß erhielten und woran sie gewissermaßen auch Antheil nahmen. Daß vor den Ausbrüchen solcher gefährlichen Leidenschaften nur ein herzlicher Glaube an das Evangelium schützen könne, lernten bald selbst diejenigen Pflanzer und Verwalter einsehen, welche bisher die Neger vom Besuch der Kirche abgehalten hatten.

Beim Sprechen der Getauften in der letzten Woche des Januars 1820 sahen die Brüder sich veranlaßt, vor Vernachlässigung des Kirchenbesuchs ernstlich zu warnen. Mehrere entschuldigten sich damit, daß sie des Sonntags für sich arbeiten müßten, weil ihnen keine andere Zeit dazu übrig bleibe; andere erklärten, sie könnten nie kommen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, am nächsten Tage gestraft zu werden; oder sie müßten die gelegentliche Abwesenheit des Verwalters wahrnehmen, auch Jemand miethen, der einstweilen ihre Arbeit besorge, und auch dann wären sie während der Versammlung immer in Angst, daß ihre Abwesenheit entdeckt würde.

Im Februar des Jahres wurde ein 60 bis 70 jähriger Neger getauft, der vor seinen Landsleuten durch seine sanfte Gemüthsart sich auszeichnete. Vor mehrern Jahren sah ihn ein Missionar an einem Sonntagmorgen auf dem Gottesacker der Brüder, wie er vor dem Grabe seines Vaters lange Zeit still und nachdenkend stand. Er ging zu ihm hin und fragte ihn, warum er hier so tiefsinnig verweile? „Ich bin hergekommen," antwortete der Neger, „um diese Stelle zu betrachten, wo die Gebeine meines guten Vaters begraben sind. Jetzt sehe ich sein Grab, aber die Seligkeit, welche seine Seele genießt, kann ich nicht sehen." Auf die Kirche zeigend fuhr er dann fort: „Jenen Platz liebte er, dorthin wollte er mich oft mitnehmen, allein ich war ein wilder unbändiger Mensch; jetzt aber muß ich jenes Haus besuchen, und ich werde nicht aufhören, hineinzugehen, so lange ich kann, damit meine Seele einst dorthin komme, wo meines Vaters Seele ist, und damit auch meine Gebeine neben den Seinigen ruhen mögen." So fing das Leben aus Gott in ihm an, und seit der Zeit hat er die Versammlungen unausgesetzt und mit Segen besucht.

Nachdem die Brüder am 17. Juni wieder durch das Gerücht erschreckt worden, es sei ein Negeraufstand im Werke, der jedoch nicht zum Ausbruch kam, hatten sie am 12. November 1820 einen Tag des Segens,

der für die hiesige Mission in der That sich auszeichnete. „Nach der Predigt," schreiben sie, „zu welcher sich viele Zuhörer einfanden, war das Liebesmahl für die Kommunikanten, und hierauf wurden drei Negerschwestern in ihrem Taufbunde confirmirt und zu den Kommunikanten hinzugethan. Unter dem Gebet nach dieser Handlung entstand eine tiefe Rührung und ein allgemeines Weinen; und so war auch der nachherige Genuß des heil. Abendmahls mit einer besonderen Gnadenregung begleitet." — Auf einer Plantage, wo die Missionare zwei kranke Negerinnen besuchen wollten, wies der Eigenthümer sie an den Verwalter, und dieser erklärte: „Ich habe keine Einwendung zu machen, und wünsche nichts mehr, als daß alle Neger die Kirche besuchen möchten; denn ich bin überzeugt, daß keine Regierung ohne Hülfe der Religion im Stande ist, Ordnung unter ihren Unterthanen zu erhalten. Wenn unsere Neger religiöse Grundsätze haben, so wird es uns leichter werden, sie zu behandeln." — Die ganze Gemeinde bestand am Schlusse des Jahres 1820 mit Einschluß der Taufcandidaten aus 249 Personen.

Nachdem im Juni 1823 ein mißvergnügter, düsterer Geist unter den Negern, verbunden mit andern bedenklichen Anzeigen, eine allgemeine Besorgniß vor einem abermaligen Aufstand unter den Weißen verbreitet hatte, wurden die Brüder dringend eingeladen, auf mehreren Pflanzungen in der Woche zu predigen. Am 26. August wohnten sie einer Versammlung von englischen Geistlichen und einigen der vornehmsten Pflanzer bei, welche überlegten, wie die Erkenntniß des Christenthums unter den Negern am Besten verbreitet werden könnte. Ihre Beschlüsse wurden öffentlich bekannt gemacht, und alle übrigen Pflanzer zum Beitritt ermuntert. Obschon die allgemeine Stimmung der Weißen auf Barbadoes der Arbeit anderer Missionare, als von der englisch bischöflichen Kirche, nicht günstig war, und besonders die Methodisten durch Zerstörung ihrer Kapelle den Haß derselben erfahren mußten, so wurde doch den Brüdern nichts in den Weg gelegt, und ihre Methode beim Unterricht der Neger im Christenthume im Allgemeinen für die zuträglichste erkannt. In diesem Sinne erklärte sich der anglikanische Bischof von Barbadoes selbst 1825 bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation in St. Kitts gegen die dortigen Brüdermissionare: „Lassen Sie uns, ein Jeder in seinem Wirkungskreise, thätig sein und halten Sie sich davon versichert, daß ich Ihnen nicht das Geringste in den Weg legen, sondern Ihnen vielmehr, wo es nöthig sein sollte, meinen Schutz angedeihen lassen werde; denn wir sind Brüder."

Herr Edmund Haynes auf Barbadoes übergab den Brüdern ein auf Mount Chance neuerbautes, wohleingerichtetes und zugleich zu einer Kirche erweitertes Wohnhaus, damit sie die 240 Neger seiner Pflanzung Haynesfield mit dem Evangelium bedienten, wobei auch Neger von andern benachbarten Pflanzungen freien Zugang haben sollten. Am 18. Mai 1826 zogen die Geschwister Taylor auf diesem hochliegenden, viertehalb Stunden von Saron entfernten Platze, der den Namen Mount-Tabor erhielt, ein, und wurden von Haynes und seiner Gattin aufs Freundlichste unterstützt. Letztere hatte selbst den Anfang zum Unterricht der Negerkinder gemacht, und setzte ihn auch nach Tay-

lors Einzug noch fort. Dieser hielt nun sowohl Sonntags als Abends in der Woche mit gutem Erfolg Schule, während die Sonntagspredigten in Mount-Tabor anfangs nur sparsam besucht wurden, besonders wegen des Sonntagsmarktes in der Stadt Bridgetown. Dieser wurde im Dezember 1827 durch ein Gesetz abgeschafft und zugleich die Eigenthümer der Sklaven von der Regierung aufgefordert, dieselben im Christenthum unterrichten zu lassen. Da indeß den Negern keine andere Marktgelegenheit gegeben ward, sahen sie sich genöthigt, dennoch des Sonntags an den Straßen und an abgelegenen Orten ihre Erzeugnisse feilzubieten, auch wohl zum Hausiren ihre Zuflucht zu nehmen, wozu dann noch mehr Zeit erforderlich war, als wenn sie ihre Geschäfte auf dem öffentlichen Markte hätten abthun können. Es zeigte sich aber um diese Zeit ein größerer Hunger nach dem Worte Gottes unter den Negern, als dieß seit Entstehung der Mission der Fall gewesen war, und so kam es, daß auch die Gemeine in Saron sich eines schönen Zuwachses erfreute, und Ende 1827, in welchem Jahre der Bischof Hüffel auch Barbadoes besuchte, im Ganzen 581 Glieder zählte, während zur Station Mount-Tabor deren 106 gehörten.

Im Jahre 1828 wurde in Saron ein eignes Schulhaus errichtet; die Sonntagsschulengesellschaft in England aber versah beide Missionsplätze mit Buchstabirbüchern, während die Bibelgesellschaft für Neue Testamente sorgte. Den Vätern und Müttern wurde die Pflicht einer christlichen Erziehung und der fleißige Schulbesuch ihrer Kinder dringend an's Herz gelegt.

Seit dem großen und verheerenden Orkan im Jahre 1780 wurde der 10. Oktober als ein jährlicher Fast- und Bettag gefeiert. Am 13. Okt. 1819 hatte bereits dieß schreckliche Naturereigniß, wenngleich weniger zerstörend, sich wiederholt; im Jahre 1831 aber kehrte es in seiner ganzen furchtbaren Stärke wieder.

„Am Mittwoch den 10. August verbreitete die Sonne noch ihren hellsten Glanz über diese fruchtbare, reich angebaute und mit so manchem prachtvollen Wohnsitz geschmückte Insel, und am andern Morgen gewährte sie nur den ununterbrochenen Anblick des Jammers und der Verwüstung. Wenige Häuser blieben stehen, und über 4000 Menschen büßten unter den einstürzenden Trümmern das Leben ein, noch mehrere wurden schwer verwundet. In Saron wurde die Kirche und das Schulhaus vom Sturm völlig niedergerissen; das Wohnhaus wurde zwar beschädigt, doch behielten Geschwister Taylor und Morrish in demselben ein Obdach, unter welchem auch eine beträchtliche Anzahl Weißer und Schwarzer aus der Nachbarschaft in diesen angstvollen Nachtstunden eine Zuflucht fanden und von ihnen erquickt wurden. Als das Toben der Elemente allgemach nachzulassen begann, stimmte Br. Taylor den Vers an: Ihn, Ihn laß thun und walten ꝛc., las die Tagestexte, und brachte dem barmherzigen Herrn, der die Seufzer seiner Kinder so gnädig erhört hatte, ihren tiefgefühlten Dank für die Bewahrung ihres Lebens dar, so wie für den Seelenfrieden und das Gefühl seiner Nähe, das Er ihnen unter diesen schreckenvollen Ereignissen erhalten hatte." — In Mount-Tabor wurden die Geschwister Zippel mit ihrem Kindlein nur wie durch ein Wunder unter den zusammenstürzenden und umherfliegenden Trümmern der Kirche und ihres Wohnhauses gerettet, und mußten in einem Negerhause ein einstweiliges Unterkommen suchen.

„So störend auch," schrieb damals Bruder Zippel, „diese traurige Begebenheit für's Erste auf den regelmäßigen Gang unserer Gemeine einwirken muß, so wagen wir dennoch, der Hoffnung Raum zu geben,

daß sie Vielen zu einer heilsamen Erschütterung gereichen werde, um sie aus dem Todesschlafe aufzurütteln und auf den Weg zum ewigen Leben zu führen, und wir wollen es dem Herrn, der niemals etwas versehen, gläubig zutrauen, daß auch diese schwere Heimsuchung endlich nur zur Förderung seines Werkes gemeint sei, wovon es unter Schwarzen und Weißen nicht an manchen erfreulichen Beispielen fehlt." — In sämmtlichen Brüdergemeinden aber und unter den Freunden und Beförderern ihres Missionswerkes regte sich in Folge dieses traurigen Ereignisses eine so außerordentliche thätige Theilnahme, daß die Missionare getrosten Muthes die nöthigen Anstalten zur alsbaldigen Wiederherstellung beider Missionsplätze treffen konnten. An beiden Orten wurde schon im Laufe des folgenden Jahres der Grundstein zu den neuen Kirchen gelegt. Saron zählte damals 1035 und Mount-Tabor 186 Seelen; bei den Negern aber war ein steigendes Verlangen nach dem Wort des Lebens wahrzunehmen, und Versammlungen und Schulen wurden von ihnen zahlreich besucht.

Tabago.

Nachdem die auf Bitten des Herrn Hamilton 1790 auf Tabago begonnene Mission im Jahre 1803 wieder aufgegeben worden, ließ der Sohn des Genannten, um die Wünsche seines im Jahre 1800 verstorbenen würdigen Vaters zu erfüllen, wiederholte Bitten um die Erneurung dieser Mission an die Unitäts-Direktion gelangen, welche endlich im Jahre 1826 die Geschwister Peter Rickfecker von Lancaster in Pennsylvanien dahin abordnete. Am 6. März 1827 trafen sie zunächst von Barbadoes in Tabago ein, und wurden von Herrn Hamilton in Riseland auf das Freundschaftlichste aufgenommen. Den Negern, welche laut ihre Freude bezeugten über die Ankunft eines Missionars, hielt derselbe außer der öffentlichen Predigt jeden Abend im Saale des Hauses eine Versammlung, die fleißig besucht wurde. Auf einem Hügel bei Irvine, im südwestlichen Theil der Insel und fast in der Mitte zwischen Riseland und drei andern Pflanzungen wurde das Wohnhaus und der Kirchensaal für die Brüder gebaut, Rickfecker aber predigte abwechselnd auf mehreren Pflanzungen und ertheilte den Kindern daselbst Unterricht. Am 24. Juni kehrte Hamilton, der bisher selbst fast alle Versammlungen besucht, nachdem er seine Neger dringend ermahnt, für das Heil ihrer Seele zu sorgen und die Predigt des Evangeliums nicht zu versäumen, nach England zurück, und viele Thränen der Liebe weinten die Schwarzen ihm nach. Am 12. Juni 1828 bezogen Geschwister Rickfecker die neue Niederlassung, welche zum Andenken an den ersten Missionar auf dieser Insel Montgommery genannt wurde. Vier Wochen später ward der neue Kirchensaal unter freudigem Gesang der Schulkinder feierlich eingeweiht. Ueber 2 Jahre hatten Geschwister Rickfecker allein, öfters mit Krankheit kämpfend, in Tabago gearbeitet, als am 25. Juli 1829 Geschwister Wilhelm Ebermann von Dänisch-Westindien zur Bedienung dieser Mission eintrafen. Rickfecker's gingen 1830 nach Jamaika ab, Ebermann aber konnte im Oktober d. J. schreiben: „Das Missionswerk geht in großem Segen fort, und breitet sich immer

mehr aus. Wenn sonst nur 30 bis 40 Neger sich zur Versammlung einfanden, kommen jetzt weit über 100, und immer finden sich Neue, die ihre Namen einschreiben lassen. Durch Mittheilungen aus der biblischen Geschichte ist der Versammlungsbesuch sehr gefördert worden. In Indianwalk taufte ich vor Kurzem 4 Personen. So fängt auch in dieser Gegend eine Gemeine für den Heiland aufzublühen an. Mit Taufkandidaten und neuen Leuten sind 548 Seelen in unserer Pflege, 120 Kinder besuchen die Schule. Oft muß ich vor Freuden und Dank weinen, wenn ich sehe, daß sich die Segen so mächtig regen." — An die Stelle von Geschwister Ebermann, die im April 1832 nach Pennsylvanien sich begaben, traten Geschwister Wright und Zetzsche in den Dienst der Mission auf Tabago.

Jamaika.

Die Mission auf Jamaika befand sich zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in einem schmachtenden Zustande. Im Jahre 1804 belief sich die Gesammtzahl der von den Brüdern in den verflossenen 50 Jahren seit dem Anfang der Mission auf der Insel getauften Neger auf nicht mehr als 938 Seelen. Erst zehn Jahre später, im Jahre 1814, gewann es mehr und mehr das Ansehen, als ob, nach vieljährigem Arbeiten auf Hoffnung, endlich die erwünschte Erntezeit angebrochen sei, da auf mehreren Pflanzungen eine ganz neue Gnadenregung unter den Negern und ein lebhaftes Verlangen nach dem Evangelium zu spüren war, so daß sie selbst durch Mißhandlungen sich nicht vom Besuche der Versammlungen abhalten ließen. Zu den 3 älteren Missionsposten, Mesopotamia, Carmel und Bogue, kamen auf Betrieb christlichgesinnter Plantagenbesitzer in England 1815 zwei neue hinzu. Die Herren Hall wiesen dem Missionar Light auf der Nordseite der Insel in der Nähe von Montegobai in Irwin seinen Wohnplatz an, um von hier aus auch ihre übrigen Pflanzungen mit dem Evangelium zu bedienen. Nachdem in der Folge ein eignes Missionshaus und eine Kirche daselbst erbaut worden, bekam diese Niederlassung den Namen Irwinhill. Auf der Plantage Williamsfield ward eine Kapelle errichtet, und überhaupt von den Eigenthümern der Missionsarbeit aller Vorschub geleistet, während ihre Beamten dieselbe mehr zu hindern als zu fördern suchten. Bei den Negern und ihren Kindern fand Bruder Light Eingang, und seine unermüdeten Bemühungen, sie in Erbauungsstunden und Schulen mit dem Heil in Christo bekannt zu machen, waren von dem göttlichen Segen begleitet. „Können wir gleich," schreibt er selbst im Jahre 1825,*) „diejenigen, welche das Wort des Lebens hören und daran gläubig werden, nicht nach Tausenden zählen, so dürfen wir uns doch über die Hunderte freuen, denen diese Wohlthat zu Theil wird, und dabei trösten wir uns des Segens, der andern Knechten des Herrn**) beschieden ist. Es

*) Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 261.

**) Den Methodisten, von denen er anderwärts schreibt: „Die Methodisten besuchen auch unsere Gegenden. Die Regierung ermuntert sie. Unter der Zahl ihrer Zuhörer finden sich außer den Negern auch Offiziere, Kaufleute und Plantagen-

sind doch auch unter denen, die zu uns gehören, Leute, die auf festem Grunde stehen und in der Gnade Gottes, sowie in der Erkenntniß ihrer selbst, wachsen und täglich mehr davon überzeugt werden, daß sie des Heilandes bedürfen u. s. w.; die Gemeinde besteht aus 150 Personen." Ende 1827 war sie bereits bis auf 369 gestiegen.

Auf einem andern (als dem obengenannten) Williamsfield, im Bezirk Nassau, einer Pflanzung der Familie Barham, ließ Br. Thom. Ward im Jahre 1815 sich nieder, und bekam diese nebst Island, Windsor, Eden u. a. Plantagen zu seinem Wirkungskreis. Am fleißigsten wurden die Versammlungen auf Island*) besucht, wo ein alter Nationalgehülfe Peter, der leider schon 1816 starb, die Neger eindringlich ermahnte, das Wort Gottes zu hören. Am Charfreitag waren bei 400 daselbst versammelt, und selbst der Wildeste saß hier in anbetender Stille und Bewunderung da. „Als die Worte gelesen wurden: Er neigte sein Haupt und verschied! — so fielen alle auf ihre Kniee nieder, und beteten den gekreuzigten Erlöser an, der uns durch seinen Tod Leben und Seligkeit erwarb, und wir flehten zu Ihm, daß Er auch unter uns die Kraft seines Todes und seiner Auferstehung offenbaren, und einen reichen Gewinn seiner Arbeit davon tragen möge. Dieser Auftritt war uns um so rührender, da wenigstens die Hälfte der armen Heiden, welche hier versammelt waren, den Namen Jesu, als des Erlösers der verlornen Menschheit nie zuvor gehört hatten." — Leider mußte Bruder Ward diesen Platz wegen Kränklichkeit schon 1818 aufgeben, und siedelte nach Mesopotamia über, welches nach seinem am 23. Febr. 1819 erfolgten Heimgang ebenfalls mehrere Jahre unbesetzt blieb.

Im Jahre 1816 wurde den Brüdern von der Familie Foster eine Viertelstunde von Bogue ein eignes Grundstück überlassen, und darauf eine neue Niederlassung errichtet, die den Namen Neu-Eden erhielt. Da nun die Neger anderer Pflanzungen weniger gehindert waren, sich zur Anhörung des göttlichen Wortes einzufinden, als es in dem nunmehr verlassenen Bogue der Fall gewesen, so ward der Zudrang derselben auf der neuen Niederlassung bald sehr groß, und am Schluß des Jahres 1818 belief sich die Gesammtzahl der zur dasigen Gemeinde gehörigen Neger bereits auf 312 Personen.

Eine Negerin erzählte der Schwester Becker in Bezug auf ihre Erweckung folgendes: „Vor einiger Zeit starb meine jüngste Tochter, und bald darauf wurde auch meine älteste Tochter so krank, daß ich dachte, sie würde ihrer Schwester in Kurzem nachfolgen. Dadurch wurde ich auf den Gedanken gebracht: Wo kommen doch meine Kinder hin, wenn sie gestorben sind, da weder sie, noch ich jemals um unser Seelenheil bekümmert gewesen sind, und nie nach Gott gefragt haben? So wie die Krankheit meiner Tochter stieg, so nahm auch meine innere Bangigkeit zu, und endlich wußte ich vor Angst nicht mehr, wohin ich gehen sollte. Da hörte ich eines Tages, daß der Meister (Br. Becker) auf die Plantage gekommen sei. Ich lief gleich zu ihm und bat ihn, in mein Haus zu kommen und über meine Tochter, die eben im Sterben lag, zu beten. Der Meister ging mit mir und betete über meine Tochter. Während des

---

Aufseher ein. Wir freuen uns darüber, und bitten Gott, daß Er sie segne. Es ist für uns alle Raum da. Noch sind die Landstraßen und Zäune mit Lahmen, Blinden und Elenden, die verloren gehen, angefüllt."

*) Basler Missions-Magazin 1819, III. p. 506 ff.

Gebets wurde es mir, als ob eine drückende Last mir abgenommen würde; alles Schwere verschwand und mein Herz fühlte Erleichterung. Dabei dachte ich: Das sagt dir deutlich, du sollst in die Kirche gehen und dem Heiland dein Herz geben." — Das hat sie denn auch gethan, und ist später getauft worden. —

Am Sonntag den 14. Mai 1820 wurde die in Neu-Eden erbaute Kirche feierlich eingeweiht,*) und den Sommer hindurch kamen fast jeden Sonntag neue Leute, die sich zur Aufnahme meldeten, und an einem Bettage im Juli wurden 22 Erwachsene auf einmal getauft. Bald wurde die neue Kirche zu klein für die Menge der Hörer. So fanden zur Begehung des Osterfestes im Jahre 1824 über 1000 Personen sich ein, aber nur die Hälfte fand Platz in der Kirche; die Andern hörten außen still und aufmerksam zu. Von dem großen Ernst der Neger um's Seligwerden schreibt Bruder Becker u. A.:

„Wir vernahmen mit Schmerz, daß alle Neger, welche von den Bergen die Zeit her in unsere Kirche gekommen sind, von ihren Vorgesetzten deßhalb mit Schlägen sind gezüchtigt worden. Als wir sie fragten, wie es ihnen nun gehen würde, antworteten sie: Morgen früh werden wir alle wegen unsers Besuches bestraft; das wissen wir, aber wir kommen doch und wenn uns der Aufseher auch todtschlagen ließe. Bei dieser Aeußerung wurde mein Herz mit dem innigsten Mitleid erfüllt; ich wußte aber hierbei nichts besseres zu thun, als die Sache dem Herrn im Gebete zu empfehlen. Einer äußerte sich: Weil die weißen Leute selbst nicht in die Kirche gehen, so wollen sie auch nicht haben, daß die Neger dieselbe besuchen. Hat nicht aber ein Jeder für seine eigene Seele zu sorgen? — Ich bin, fuhr er fort, bisher Treiber auf der Plantage gewesen, bin es aber nicht mehr. Als mich nämlich der Aufseher am vorigen Montag fragte, wo ich gestern gewesen sei, und ich darauf antwortete: in der Kirche; erwiderte er: so gieb deine Peitsche einem Neger, der nicht in die Kirche geht. Das war mir sehr lieb, und ich dankte dem Aufseher dafür; denn ein Treiber, der rechtschaffen handeln will, ist ein sehr geplagter Mann."

Ende 1824 zählte die Gemeinde von Neu-Eden im Ganzen 1199 Personen. „Beim einzelnen Sprechen," heißt es im Bericht von diesem Jahr, „fanden wir die Neger meist sehr aufrichtig, und man konnte mit Freuden bemerken, daß sie in der Selbsterkenntniß zunehmen."

„Manche dieser armen Sklaven, die kaum so viel haben, ihren Leib mit Kleidern zu bedecken, klagen sich darüber an, daß es ihnen an der wahren Demuth fehle. Ihr Herz sei noch zu groß, es müsse kleiner werden. Einer sagte: „Mein Herz ist größer, als mein Leib, und ich weiß nicht, was ich damit thun soll." Andere äußerten sich: „Ich habe über nichts zu klagen, als über mein stolzes Herz, welches immer das zu thun wünschet, was nicht recht ist", oder: „Ich bete um ein neues Herz und um einen neuen Sinn, da ich in meinem Leben bis jetzt noch nichts Gutes gethan habe."

Wenn so die Neger nicht bloß ihren verlornen Zustand mit Wehmuth erkannten, sondern auch mit Scham und Beugung offene Bekenntnisse ihrer begangenen Sünden ablegten, so äußerte sich auf der andern Seite die Macht der Finsterniß mit einer bisher noch nicht dagewesenen Gewalt. Manche Weiße gingen förmlich darauf aus, ihre Neger zu sündlichen Lustbarkeiten und Ausschweifungen durch Lockungen und Gewalt zu verleiten. Andere Aufseher suchten ihre Neger dadurch von der Kirche der Brüder abzuhalten, daß sie dieselben nöthigten, sich von einem Prediger der englischen bischöflichen Kirche taufen zu lassen. Das veranlaßte viel Zank unter den Negern, welche Kirchenverfassung der andern vorzuziehen

*) Basler Missions-Magazin 1824, IV. p. 608 ff.

sei; einige sprachen für die englische, andere für die der Baptisten, und wieder andere für die der Brüder. Die Missionare der Letzteren ermahnten die Ihrigen, sich alles Antheils an solchen Streitigkeiten zu enthalten und nur darauf zu sehen, wie sie durch ihren dem Evangelio würdigen Wandel bewiesen, daß ihnen der Besuch ihrer Kirche zum Segen und zur Besserung gereiche. Nicht selten erklärten sich solche in der englischen Kirche Getaufte, sie könnten dort die Predigten nicht verstehen, daher sie sich zu den Brüdern wendeten. Ende 1827 bestand die Gesammtgemeinde von Neu-Eden aus 1210, Ende 1829 aus 1141 Personen.

Von Carmel konnten die Missionare Ende 1816 schreiben: „Dankend und lobpreisend schlossen wir dieses Jahr. Gott unser Heiland hatte im Laufe desselben gnädig mit uns gehandelt. Auch hier macht Er die Wildniß zu einem Fruchtgefilde, und die Einöde blühet wie die Rose. — Im Jahre 1816 sind 40 Erwachsene und 6 Kinder von uns getauft, und 41 Neger unter die Zahl der Taufkandidaten aufgenommen worden. Unsere Gemeinde besteht aus 272 Seelen, 124 mehr als voriges Jahr." Ein neues Leben schien auf Carmel zu beginnen, die Anzahl der Mitglieder nahm zu, und manche Neger kamen oft 8—10 Stunden weit her, um das Wort Gottes zu hören. Schon längere Zeit aber war dieser Ort als untauglich zu einem Missionsposten befunden worden. Nicht nur kam der Besitz einer Plantage mit dem Missionsberuf öfters in Widerspruch, sondern die Niederlassung daselbst wurde auch durch Versandung des Black River immer morastiger und ungesunder. Dazu wurde es bald klar, daß für die zahlreichen Neger, welche seit der Erweckung in den Maydaybergen im Kirchspiel Manchester fast die ganze zu Carmel gehörige Gemeinde ausmachten, dieser Platz zu einem regelmäßigen Kirchenbesuch allzuweit entfernt war.*) Es wurde daher auf den Verkauf von Carmel und den Ankauf eines zweckmäßigen Platzes in den genannten Bergen angetragen. Beides kam im Jahre 1822 während der Anwesenheit des Br. Ludw. Stobwasser zu Stande, der im Auftrag der Unitäts-Aeltestenkonferenz einen vom Herrn gesegneten Besuch**) in Jamaika zur Berathung des dortigen Missionswerkes machte. Ein angesehener Pflanzer, Herr Peart, ging den Brüdern auf's freundschaftlichste an die Hand. Am 6. Nov. 1823 wurde Carmel von denselben verlassen, nachdem es 69 Jahre von ihnen bewohnt und der Vereinigungspunkt der Mission gewesen war. Schon einen Monat früher war der drittehalb Stunden davon nach Südosten entfernte neue Platz Fairfield***) bezogen worden. Die hohe Lage auf den Maydaybergen gewährt demselben ein gesundes, beinahe europäisches Klima, und eine reiche und weite Aussicht auf hohe Gebirge, Zuckerfelder, und den 6 Stunden entfernten Hafen von Black-River. Gewürz-, Pomeranzen-, Limonien-, Mango- und andere Bäume umgeben die Wohnung. Die Mitglieder der Negergemeinde leben auf den Kaffee-Plantagen in den Mayday- und den südlich

*) cf. Basler Missions-Magazin 1824, IV. p. 605 ff.
**) Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1826, III, p. 337 ff.
***) Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 254 ff.

damit verbundenen Carpenter Bergen; ein kleiner Theil auch am Fuße derselben. Die entferntesten Plantagen sind etwas über 4 Stunden von hier. Die liebliche Aussicht und die gesunde Bergluft erheiterte das Gemüth der Missionare (Ellis und Berger), und ermunterte sie, mit Lust und Liebe in ihrem Berufe thätig zu sein. Zu der Gemeinde in Fairfield gehörten Ende 1824 mit Einschluß der 425 Taufkandidaten und neuen Leute bereits 1047 Neger, von denen die Brüder damals schrieben:

„Was die zur hiesigen Gemeinde gehörigen Neger betrifft, so ist deutlich wahrzunehmen, daß der größte Theil derselben noch sehr unwissend, und in der Erkenntniß ihrer selbst und des Herren Jesu nicht so weit gefördert sind, als manche von den Alten, die schon zur Gemeinde in Carmel gehört hatten. Doch ist es erfreulich, zu sehen, mit welch gespannter Aufmerksamkeit sie den Versammlungen beiwohnen; und wiewohl sie beim Sprechen wenig Ausdrücke zu finden wissen, welche die Gesinnung ihrer Herzen deutlich zu Tage legen: so ist doch ihr Blick und das Gefühl, von welchem man bei solchen Gelegenheiten durchdrungen wird, ein sprechender Beweis, daß sie ein aufrichtiges Verlangen in sich tragen, nicht länger der Welt und ihren schändlichen Lüsten, sondern dem Willen Gottes gemäß zu leben. Der eine Wunsch bleibt uns immer noch übrig, daß doch alle zu uns kommenden Neger den nämlichen Eifer zur Anhörung des Wortes Gottes zeigen möchten, der in Bezug auf das Sprechen bei ihnen zu bemerken ist. Auf letzteres scheinen sie einen besonders hohen Werth zu legen, wahrscheinlich, weil dabei ihre Namen aufgeschrieben werden. Leider begnügen sich Viele mit dem hierbei empfangenen Segen, verfallen in eine Art falscher Sicherheit, in den Wahn, als seien sie hierdurch hinlänglich gewaffnet gegen die Angriffe des Feindes der Seele, und begehen in diesem traurigen Zustand, ehe sie sich's versehen, eine oder die andere ihrer heidnischen Sünden. Dieß hat die Ausschließung aus der Gemeinde zur Folge, und versetzt sie in die Klasse der neuen Leute zurück. Gewöhnlich legen sie bald Scham und Reue über ihre Vergehungen an den Tag, versäumen wo möglich kein Sprechen, und halten an mit Bitten und Weinen, um wieder angenommen zu werden. So haben wir in unsern Kirchenbüchern verschiedene Beispiele gefunden von Personen, die mehrmals ausgeschlossen, und auf Hoffnung, daß ihre Reue von Bestand sein werde, wieder angenommen worden waren. Die ernstlichen Ermahnungen des Wortes Gottes: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; und: Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle, werden daher jedesmal den Neuen, die in unsern Bund eintreten, und solchen, die wieder angenommen werden sollen, dringend an's Herz gelegt." —

Da Fairfield durch seine Lage sich vorzüglich zu einem Mittelpunkte des Missionswerkes auf der ganzen Insel, das noch im Erweitern begriffen war, eignete, nahm auch Br. Ellis, dem die Aufsicht über dasselbe aufgetragen worden, hier seinen Wohnsitz. Am 15. Jan. 1826 weihte er die neue Kirche ein, und gegen 1000 Neger wohnten mit innigem Dankgefühl dieser Feierlichkeit bei. Ende 1827 zählte die Gemeinde daselbst im Ganzen 1743 Seelen. Von Fairfield aus suchten sich die Missionare auch der freien braunen (Mulatten-) Bevölkerung in der s. g. verbrannten Savanna (Grasebene) anzunehmen, die sich in dem erbärmlichsten Zustande von Unwissenheit und Verdorbenheit befand. Das Wort Gottes wurde mit Aufmerksamkeit angehört und sie boten die Hand zur Einrichtung einer Schule.

Der Eigenthümer von Hopeton, Herr Scott, nebst seiner Gattin und Schwester, die seit vielen Jahren bemüht waren, ihre Neger zu dem Glauben an Christum zu bringen, in welchem sie selbst lebten, baten sich die Unterstützung der Brüder aus, welche ihnen von den Missionaren in Fairfield gern gewährt wurde. Sie räumten ein Zimmer zur Abhal-

tung von Versammlungen und Verrichtung von Taufhandlungen ein, bis ein neuer Missionsplatz, Neu-Carmel, daselbst errichtet wurde, mit Kirche und Schulhaus, wo Br. Scholefield in gesegneter Thätigkeit wirkte, sowie Br. Zorn in Neu-Fulneck, bei Spring Vale, in der Mitte zwischen Neu-Carmel und Mesopotamia. Auch Mesopotamia wurde auf ausdrückliches Verlangen des Herrn Barham in London wieder von den Brüdern besucht und das ehemalige Missionshaus so weit in Stand gesetzt, daß Geschwister Rickfecker im Oktober 1830 daselbst einziehen und die von der ehemaligen Missionsgemeinde noch übrig gebliebenen Neger — Ende 1827 waren es deren 49 — wieder sammeln konnten. Außerdem entstanden noch mehrere neue Predigtplätze und Schulhäuser, wie in Malvern (Neu-Bethlehem) und Beauforts; manche andere Anforderungen wohlgesinnter Pflanzer mußten von der Hand gewiesen werden. So bestand denn am Schluß des Jahres 1831 die Zahl der in der Pflege der Brüder befindlichen Neger aus 5121 Personen, welche auf 6 Plätzen von 8 Missionaren und deren Frauen bedient wurden. Die Briefe der Brüder auf Jamaika in dieser Zeit sind voll dankbarer Freude über die schnellen Fortschritte des Reiches Gottes um sie her. „Hier ist eine herrliche Seelenernte", schreiben sie, „die nur auf das Einsammeln wartet. Wie sehr ist es zu beklagen, daß uns durch Mangel an Arbeitern und Mitteln die Hände gebunden sind." Am 30. November hielten sie in diesem Jahre ihre letzte gemeinschaftliche Missions-Konferenz in Fairfield, und stärkten sich durch den Genuß der brüderlichen Liebe zu ihrem heißen, aber doch seligen Tagewerke, von welchem der Herr im Laufe der Zeit schon so Manchen ihrer Brüder abgerufen, und zu dem ihnen öfters die durch Krankheit geschwächten Kräfte versagen wollten. Das Weihnachtsfest wurde in Segen begangen, und hoffnungsvoll sahen sie einem neuen Jahre der Gnade entgegen.

Da brach am Nordwestende der Insel eine Negerempörung aus, die das ganze Missionswerk in die größte Gefahr brachte. Schon seit längerer Zeit hatte sich eine große Gährung der Gemüther über Jamaika verbreitet und die Besorgniß erweckt, die Neger möchten Versuche machen, sich selbst zu befreien. Auch kam es bereits im Jahre 1824 zu Widersetzlichkeiten, die das Einschreiten der Landmiliz nöthig machten. Als damals Br. Becker die Neger zu Neu-Eden bei Gelegenheit eines Aufstandes in den Kirchspielen von St. James und Hannover vor solchem Beginnen ernstlich warnte, fand er bei ihnen offene Herzen und Ohren. Sie erklärten sich laut dahin: „Wir wollen mit den aufrührerischen Negern nichts zu schaffen haben; es sind Leute, die das Wort Gottes nicht hören und nicht hören wollen; wir aber sind mit unserm Zustande zufrieden und verlangen keine unrechtmäßige Aenderung desselben." Und im Diarium von Fairfield heißt es um dieselbe Zeit: „Mit innigem Dank gegen den Heiland müssen wir bezeugen, daß wir in allen unsern Negergemeinden auf dieser Insel auch nicht die geringste Spur von gesetzwidrigem Trachten nach Freiheit gewahr worden sind, welches sich bei so manchen Negern hier zu Lande zeigt, und worüber schon mehrere das Leben eingebüßt haben." — Die Veranlassung jener gefährlichen Stimmung unter den Negern war hauptsächlich in dem Umstand zu suchen, daß ihnen einerseits

die Verhandlungen über die Freilassung der Negersklaven in dem brittischen Parlamente, andererseits die dem entgegengesetzten Ansichten und Beschlüsse der Sklavenbesitzer auf Jamaika zu Ohren kamen. Im August 1831, als von einer großen Anzahl Pflanzer die nachdrücklichsten Beschlüsse zum Widerstande gegen das Britische Kabinet gefaßt worden waren, verbreitete sich unter den Negern von Montego-Bai aus das Gerücht, der König habe auf nächste Weihnacht ihnen die Freiheit zugesichert, und in Folge von mancherlei Aufwiegelung verbanden sich nun viele Neger eidlich, nach Weihnachten nur noch für Lohn zu arbeiten. Nach Ablauf des Festes wurde dieser Entschluß wirklich vielfach ausgeführt. Auf vielen Pflanzungen weigerten sich die Neger der Arbeit, griffen zu den Waffen, und steckten die Gebäude ihrer Herren in Brand. Mehr als 100 derselben wurden ausgeplündert und zerstört. Br. Light und seine Frau, die sich zu Irwinhill in der Mitte der auflodernden Brände befanden, mußten am 2. Januar 1832 nach Montego-Bai in das Haus eines befreundeten Methodisten-Missionars ihre Zuflucht nehmen, und konnten erst nach etlichen Wochen in ihre Wohnung zurückkehren. Die Neger in Irwin hatten aber das Eigenthum ihres Herrn beschützt. Auch in der Bogue und auf einigen Pflanzungen bei Neu-Eden waren die Neger auf Br. Pfeiffers Ermahnung bald wieder in die kaum verlassene Arbeit gegangen. Zum großen Leidwesen der Brüder hatten sich indeß mehrere Mitglieder der Gemeinden von Irwinhill, Neu-Eden und Fairfield durch die Aufforderungen und Drohungen der Aufrührer zur Verweigerung der Arbeit verleiten lassen. Von den Mitgliedern der 3 andern Gemeinden, Neu-Carmel, Neu-Fulneck und Mesopotamien, ließ sich keines in die Empörung ein, obwohl dieselbe in die Nähe dieser Orte vordrang, und alle Weiße die Pflanzungen verlassen hatten, um zum Landsturm zu stoßen, der dem Aufstand ein blutiges Ende machte.

Nun entbrannte aber der Zorn der Weißen gegen die Missionare der Sektirer, wie sie die Baptisten, Methodisten und die Brüder nannten, indem sie ihnen und ihrem christlichen Unterricht die Aufregung der Neger zur Empörung beimaßen. Die Mission der Brüdergemeinde kam jedoch hierbei besser weg, als andere Missionare; es wurde ihr keine Kirche, kein Gebäude vernichtet, nur etliche Missionare verhaftet, aber sofort wieder als unschuldig freigegeben. Zugleich erfuhren sie die Genugthuung, daß viele wohlgesinnte Pflanzer, angesehene Magistratspersonen, und selbst der Bischof von Jamaika als Freunde in der Noth sich erwiesen und Zeugniß davon ablegten, wie die Brüder-Missionare jeder Zeit ihren Zuhörern den pünktlichen Gehorsam der Sklaven gegen ihre Herren als christliche Gewissenspflicht einschärften.

Ein damals erlassenes Sendschreiben des genannten Bischofs an Br. Ellis schließt mit den Worten: „Die Missionsarbeiten der Brüder, welche so lange und so erfolgreich das Evangelium in Einfalt und aufrichtiger Gottseligkeit gepredigt haben, sind zu wohl bekannt und zu gerecht gewürdigt von christlichen Parteien aller Art, als daß sie noch meiner Empfehlung bedürfen, und ich bedaure zu hören, daß irgend falsche Vorstellungen von der Verfassung und der Lehre einer Kirche aufgekommen wären, welche die Achtung Aller verdient, die den Frieden auf Erden und Gottes Wohlgefallen an den Menschen zu schätzen wissen. Möchte das Evangelium in einem solchen Geiste gepre-

digt werden, und jeder Erfolg Ihre eifrigen und doch von aller Zudringlichkeit entfernten Arbeiten begleiten! Das ist das heiße Gebet Ihres treuen und aufrichtigen Mitarbeiters Christoph (Bischof von) Jamaika."

Auch der Gouverneur Lord Belmore suchte der gewaltsamen Rache der Pflanzer an den Unschuldigen zu steuern, aber die Erbitterung derselben gegen die Missionare hörte sobald nicht auf und wurde durch die heftigsten Artikel in den Zeitungen genährt, so daß ihr Leben in Gefahr schwebte. Ja die Committee der Colonial-Versammlung, welche die Ursachen des Aufruhrs zu untersuchen hatte, scheute sich nicht, in ihrem Bericht die Behauptung aufzustellen: „Das Predigen und Lehren der Religions-Sekten der Baptisten, Wesleyaner und Mährischen hat die Wirkung, daß sie in den Gemüthern der Sklaven den Glauben hervorbringen, daß sie nicht zugleich ihren geistlichen und zeitlichen Herrn dienen können; dadurch veranlassen sie dieselben, dem gesetzmäßigen Ansehen ihrer zeitlichen Herren sich zu widersetzen, in der Verblendung, daß sie sich dem geistlichen Herrn desto angenehmer machen." Um diese und andere falsche Beschuldigungen zu entkräften, reichten die Missionare der Brüdergemeinde im April des Jahres eine mit den achtungswürdigsten Zeugnissen versehene Gegenvorstellung ein, in welcher sie die der heiligen Schrift gemäßen Grundsätze darlegten, welche sie jeder Zeit als Diener Christi vor Augen gehabt. — Der Gang der Negergemeinden war durch diese traurigen Ereignisse natürlich sehr gestört. In Neu-Eden und Fairfield blieben für's erste Viele von den Versammlungen zurück, woran zum Theil die Herren oder deren Beamte schuld waren, welche sie davon abhielten, die Arbeit vermehrten und selbst auf den Sonntag ausdehnten. Auch gehörte Zeit dazu, bis die vielfach bewegten und erschütterten Gemüther der armen Neger wieder zu einiger Beruhigung gelangten, und, nachdem sie durch Täuschung irre geführt worden, sich auf den rechten Weg zurückfanden.

„Der Feind hat es anzustellen gewußt", schrieb Br. Zorn, „daß der Glaube, das Wort Gottes habe dieses Unglück über das Land gebracht, auch unter die Neger gekommen ist; und Mancher, der nur ein halbes Herz zum Heiland hatte, hat sich zurückgezogen, und hier und da hat sich auch einer zu den Spöttern gesellt. Es scheint wirklich, als wenn es dem Feind recht gelungen wäre, Seelen zu fällen, und eine Kälte und Gleichgültigkeit gegen ihr Seelenheil ihnen einzuflößen. Ohne Zweifel ist gegenwärtig eine große Sichtungszeit; wir können aber gläubig hoffen, der Herr unser Heiland werde Alles zum Besten Seiner Kirche wenden; und daher wollen wir Ihm in diesen trüben Zeiten, wo man von Weißen und Schwarzen verkannt wird, getrost vertrauen. Er wird die Seinen nicht zu Schanden werden lassen und ihnen überall durchhelfen. Die ausgestoßenen Drohungen gegen unser Leben oder unsern fernern Aufenthalt in Jamaika wird unser allmächtiger Helfer in aller Noth schon zu vereiteln wissen, und wenn wir gleich gegenwärtig manches Niederschlagende in Hinsicht unserer Gemeinen durchzumachen haben, so sind wir überzeugt, zur rechten Stunde wird des Herrn Werk schon wieder blühen." —

Das Jahr 1834, um dieß hier gleich anzuschließen, brachte endlich eine ruhigere Haltung in die Gemüther zurück. Das Britische Parlament hatte die Freilassung der Sklaven entschieden und verordnete nur noch für 6 Jahre einen Zwischenzustand zwischen Leibeigenschaft und voller Freiheit, die sogenannte Lehrlings- oder Gehülfen-Stellung der Neger, der sie auf den Zustand völliger Freiheit vorbereiten sollte. Die Neger waren während desselben verpflichtet, wöchentlich 10 Stunden unentgelt-

lich für ihre Herren zu arbeiten, blieben aber hinsichtlich körperlicher Züchtigungen nicht mehr der Willkür derselben preisgegeben, sondern es wurden eigene von England aus abgesandte obrigkeitliche Personen eingesetzt, bei welchen die Herren, wenn die Neger sich eines Versehens oder Vergehens schuldig gemacht hatten, ihre Klage anbringen und um Untersuchung und einen gesetzmäßigen Urtheilsspruch einkommen mußten. Bisher hatten die Neger, außer den Sonntagen, alle 14 Tage nur einen Tag frei gehabt, um ihren Kostgrund zu bebauen. Daher waren sie meistens genöthigt, auch Sonntags für ihren Unterhalt zu arbeiten, zumal während der 4—5 Monate dauernden Zuckerernte ihnen auch nicht einmal der eine freie Tag zugestanden war. Nunmehr bekamen sie gehörige Zeit zum Kirchenbesuch. Bisher hatten die Herren so viel Macht über sie in Händen gehabt, daß mancher Neger, dessen Herr feindselig gegen das Missionswerk gesinnt war, aus Furcht von der Predigt des Wortes Gottes sich zurückhielt; auf manchen Pflanzungen hatte sich auch kein Missionar sehen lassen dürfen; bisher hatten viele weiße Herren es nicht geduldet, daß die Negerkinder lesen lernten. Fortan aber durfte es keinem Neger mehr verweigert werden, sich um die Erkenntniß der christlichen Wahrheit zu bemühen und seine Kinder in die Schule zu schicken. — Die Freilassung der Neger, auch in ihrer vorläufigen beschränkteren Ausdehnung, wurde für das Missionswerk von der größten Bedeutung und beförderte dasselbe auf ausgezeichnete Weise; die vollständige, bereits am 1. August 1838 erfolgende Freigebung that es in noch höherem Maaße. Schwere Kämpfe aber gingen dem vorher, in welche wir bei Gelegenheit der Baptistenmission in Westindien einen Einblick gewinnen werden.

§. 5. Die Baptisten. Thomas Burchell und William Knibb.

Basler Heidenbote 1835, p. 99 ff.
Basler Missionsmagazin 1850, Heft 3.
Calwer Monatsblätter 1851, p. 129 ff. cf. 1843, p. 150 ff. 1850, p. 148 ff. 155 ff. u. a.
Missionsfreund 1852, Nr. 17—19; 1851, Nr. 11. cf. 1847, p. 87 ff.
Hoffmann, Missionsstunden. Neue Sammlung. Stuttgart 1851. p. 36 ff.

Eine der schönsten Inseln unter den großen Antillen ist Jamaika,*) von eiförmiger Gestalt, 80 Stunden lang und 30 Stunden breit, wo die Entfernungen am weitesten sind, aber nur etwa 250 Q.-Meilen enthaltend, ungefähr so groß wie das Großherzogthum Baden. Die Gestalt ihrer von unregelmäßig umhergeworfenen Felsmassen gebildeten Oberfläche schilderte einmal ein dortiger Bewohner sehr anschaulich damit, daß er ein Stück Papier zusammenknitterte und mit den Worten auf den Tisch warf: „So sieht Jamaika aus!" Aber die blauen Berge, die sie in ihrer Mitte bis zu einer Höhe von 5—800 Fuß über dem Meere durchziehen, sind meist mit dichten Wäldern in aller Ueppigkeit tropischen Pflanzenwuchses bedeckt, und in den Thälern strecken sich die grasreichen Savannen meilenweit in parkähnlicher Schönheit fort, noch reizender durch blühende Hecken und buschige Dickichte. Der Boden bietet überall, ob er zu Bergen von ungleicher Höhe ansteigt, oder in Abgründe sich spaltet, oder in ebene Weideflächen sich breitet, einen Anblick, der die Augen fesselt und das Herz entzückt, und noch heute bewahrheitet, was ihr Entdecker Columbus 1494 über diese Insel an seinen Königlichen Schutzherrn berichtete: „Diese Länder sind so viel schöner und angenehmer als alle andern, als die Sonne den Mond an Glanz übertrifft." Jahrhunderte lang aber

*) Siehe die Karte dazu im Missionsblatt der Brüdergemeinde 1849, Nr. 6.

hat der sittliche und gesellige Zustand der buntfarbigen Einwohner dieser Insel, die wir ja bereits kennen gelernt, einen schroffen und schmerzlichen Gegensatz gegen ihre Naturschönheiten gebildet. Während die eingeführten Negersklaven den Zaubermächten des Obi und Myal und anderm gräulichen Aberglauben überlassen wurden, führten die weißen Kolonisten ein schmachvolles Lasterleben. Der Obi war ein aus Afrika mitgebrachter, wesentlich in Zauberei bestehender Aberglaube der Neger. Um einen Dieb zu entdecken, ward ein Fetisch, bestehend aus einer Trinkschaale von Cocos, mit bunten Lumpen, Katzenzähnen, Papageienfedern, Krötenfüßen, Eierschalen, Fischknochen, Schlangenzähnen und Eidechsenschwänzen, vor dessen Hütte gesetzt. Um ein Gut zu schützen, hing man dies gräuliche Gemisch in seiner Nähe auf. Tod war meist das Loos des Unglücklichen, gegen den der Zauber gerichtet war, ob durch Gemüthsbewegung oder Gift, konnten die Gerichte nie ermitteln. Auch der Schatten eines Menschen wurde in einen kleinen Sarg gefangen, worauf er sterben sollte. Der Myal-Mann ist ein Zauberarzt, der durch Tränke, wilde Tänze u. a. betäubt, durch andere Mittel wieder aufweckt, und dann Glasscherben, Schlangen, Gewürm u. a. aus der Haut der Kranken zieht. Die Myalleute sind eine geheime Brüderschaft, in der nach der Aussage eines mit Westindien genau bekannten Mannes „ein großes Geheimniß der Bosheit verborgen liegt."

Nachdem die Mission der Brüdergemeinde bereits im Jahre 1754, die der Methodisten im Jahre 1789 auf Jamaika begonnen, betrat im Jahre 1813 die der Baptisten, im Jahre 1792 in England gestiftet, welche die Kindertaufe verwerfen und nur Erwachsene taufen, diese Insel. Der erste Baptistenprediger daselbst war Georg Liele, ein Neger aus Georgien; seine Predigten aber scheinen noch mit vielen Irrthümern der Baptisten vermischt gewesen zu sein, so daß er in Folge einer nahe bei Kingston gehaltenen Predigt in's Gefängniß geworfen, nach Erweisung seiner völligen Unschuld aber wieder entlassen wurde. Ihm folgte 1814 als erster Missionar der Englischen Baptisten-Gesellschaft John Rowe (Rau), der bei seinem Eintreffen das Baptistische Kirchenwesen in großer Unordnung traf, und viele Mühe hatte, die sogenannten eingebornen Baptisten in Ordnung zu bringen. Er ließ sich in Falmouth*) nieder, wo er doch lange keinen öffentlichen Gottesdienst halten durfte, und als ihm dieß 1816 eben erlaubt worden war, starb er. Ihm folgten mehrere Missionare, davon die meisten bald starben. Glücklicher war Missionar Coultart, der 1817 in Kingston sich niederließ, wo er besonders als Prediger sich Eingang zu verschaffen wußte, und Godden, der in Spanisch-Town wirkte. Die Neger drängten sich in großen Haufen zum Anhören des Wortes Gottes herbei, daß man immer neue Vorkehrungen treffen mußte, um sie während der Predigt vor der brennenden Sonnenhitze zu schützen. Die Gesellschaft fand indeß viel Unterstützung in ihren Negergehülfen, unter denen besonders der alte ehrwürdige Moses Baker**) zu Montego-Bai sich auszeichnete. Eine besondere Freude hatte Missionar Coultart in Kingston an einer frommen Negerin, Frau Brooks,***) die im Jahre 1821, wo viele Neger starben, selig entschlief.

Dieselbe zeigte viel natürlichen Verstand und Gefühl und herzliche Frömmigkeit. Wenn sie in der Kirche war, so meinte man, sie wolle die Worte des Predigers alle verschlingen. Eines Abends, als Coultart mit ihr unter dem Schatten einiger Bam-

*) Calwer Handbüchlein p. 449.
**) Basler Missions-Magazin 1824, IV, p. 614.
***) Ebendaselbst p. 611 ff.

busbäume auf und ab ging, forderte er sie auf, ihm ihre frühere Lebensgeschichte zu erzählen, und sie that es mit folgenden Worten: „Ich bin weit drüben über dem Meer in Afrika geboren und hatte es gut bei meinen Eltern. Als ich noch jung war, saß ich einmal an dem Meeresufer und spielte. Da kam ein weißer Mann und gab mir Zuckerkörner, und sagte mir, ich sollte mit ihm gehn. Ich ging mit ihm, zuerst in ein kleines Boot, und dann in ein großes Schiff. Da kam mir alles fremd vor auf diesem Schiff. Deßwegen bat ich den Mann, er solle mich doch wieder zurückgehen lassen; aber er wollte mich nicht hören. Als ich mich nach dem Ort umsah, wo er mich gefunden hatte, konnte ich kein Land mehr sehen. Nun fing ich an zu schreien, aber das half nichts. Es waren außer mir noch viele Schwarze da: und wir mußten lange auf dem Schiffe bleiben, bis das Schiff nach Kingston kam. Nun kam ein schwarzer Mann, der nahm mich aus dem Schiff und führte mich mit sich durch die Stadt. Es war mir Angst, man werde mich todtschlagen und essen; denn ich sah hie und da Fleisch an den Häusern hangen, und dachte bei mir selbst: „„Der weiße Mann ißt vielleicht den Schwarzen in diesem Land.““ Aber dieser Mann führte mich in ein schönes Haus und da sah ich einen weißen Herrn, dem ich nun als Sklavin zugehörte. Ich mußte bei ihm leben und hatte es sehr gut. Auch gebar ich ihm ein Kind. Aber ich hörte, daß ein schwarzer Mann predige, und ich ging auch hin, um ihn zu hören; und er sagte, der große Gott im Himmel sei zornig auf mich, daß ich mit meinem Herrn zusammen lebte; und ich kam nach Hause und schrie im Stillen viele Tage lang. Da sagte ich es meinem Herrn, daß Gott zornig auf mich sei und wolle mich in's höllische Feuer werfen, und ich könne nicht länger mit ihm zusammenleben. Darüber wurde er unwillig und böse auf mich und sagte, nun müsse ich auch arbeiten wie die andern Negersklaven, und so schickte er mich hinaus zur Arbeit. Der Neger aber, der mich zuerst vom Schiff hierher gebracht hatte, Namens Brooks, konnte es nicht mit ansehen, daß ich so hart arbeiten sollte, nachdem ich in meines Herrn Hause als Frau gegolten hatte. Er fing an, recht fleißig zu arbeiten, bis er so viel übrig hatte, daß er sich loskaufen konnte; und dann kaufte er auch mich los und heirathete mich. Aber mein Beten konnte er nicht leiden. Außer diesem war er in Allem sehr nachsichtig gegen mich. Er schlug mich, wenn ich in die Kirche ging. Einmal in einer Nacht war ich bei einer Gebetsversammlung im Walde gewesen; und als ich nach Hause kam, lag mein Mann schon im Bette und schlief. Ich kniete nieder und bat den großen Herrn im Himmel, Er sollte ihm doch sein Herz ändern. Mein Herz war ganz voll, und ich schrie ernstlich zu Gott. Auf einmal hörte ich, daß mein armer Mann zitternd aus dem Bett kam. Er sagte zu mir, ich solle doch beten, daß sich Gott über ihn erbarme und ihn von der Hölle errette. Von da an schlug er mich nicht mehr, wenn ich in die Kirche ging, sondern er ging selber mit. Das Wort drang ihm in's Herz, und Gott ist so gütig gewesen, noch einen Diener der Kirche aus ihm zu machen.“ So weit ihre Erzählung; Missionar Coultart aber fährt fort: „Sie lebten viele Jahre mit einander als ein schönes Muster eines christlichen Ehepaars. Keines von Beiden konnte lesen, und sie war so begierig es zu lernen, daß sie gewöhnlich von ihrem Hause ein paar Stunden weit in die Stadt hereinkam, damit ich ihr Unterricht gebe. Wenn sie ein paar Buchstaben gelernt hatte, so wollte sie gleich nach Hause laufen und ihren Mann dieselben auch lehren, daß er gleichen Schritt mit ihr halten könne. Endlich brachte sie es so weit, daß sie den Spruch: Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen! ohne Anstoß lesen konnte. Sie schlug die Hände zusammen vor Freude, daß sie das langersehnte Ziel erreicht hatte. Ihre sanfte Gemüthslage war eine große Wohlthat für ihren Mann, der ein hitziges Temperament hatte. Sie sagte manchmal zu ihm: „„Armer Mann, dein Kopf ist zu heiß, hast viel nöthig, Gott um Bewahrung zu bitten.““ Eines Tages redete ich mit ihr über die dunkeln Wege Gottes, welcher meine Frau gerade am Anfang meiner Thätigkeit hinweggenommen hatte. Darauf sagte sie: „„Sie wissen, daß der große Gott einen Garten hat, und daß Er, wenn seine Frucht reif ist, kommt und sie abnimmt; dies ist die Ursache nach meinen schwachen Gedanken.““ — Einmal fand sie die kränkliche Frau eines Missionars sehr niedergeschlagen und fragte: „„Was fehlt Ihnen?““ und da diese antwortete, es komme von innerer Angst und Anfechtung her, so sprang sie auf und rief: „„Dank Ihnen, daß Sie so gut sind, mir das zu sagen; ich bin froh, weil ich selbst das Nämliche fühle, und mich fürchtete, zu sagen, daß ich so schlecht sei.““ — Sie wurde in ihrem Hause sehr krank, und als man sie in die Stadt brachte, war es zur Rettung schon zu spät. Sie schickte nach

mir; weil ich aber selbst unwohl war, so ging ich erst Abends hin. Sie konnte schon nicht mehr reden. Sie sah mich mit einem ernsten Blick an, legte ihre Hand auf's Herz und deutete dann zum Himmel. In derselben Nacht verschied sie.

Gegen Weihnachten 1821 konnte Missionar Coultart von Kingston an seine Committee schreiben: „In den 5 Jahren, seit unsere Mission hier arbeitet, haben sich etwa 1000 Neger zu unsrer Baptistenkirche gesammelt. Mehrere derselben sind schon eingegangen in die ewige Ruhe, und einige Wenige begnügen sich mit dem Schein der Gottseligkeit, statt die Kraft derselben zu haben. In den beiden letzten Jahren sind etwa 500 Neger zu unserer Gemeinde hinzugekommen. Wir sind bei ihrer Aufnahme so vorsichtig als möglich gewesen; aber es wäre zu viel, wenn wir behaupteten, Keiner von denselben habe unsere Hoffnungen getäuscht. War dieß wirklich der Fall, so glaube ich, daß wenigstens wir sie bis auf diese Stunde über ihren wahren Zustand nicht getäuscht haben. — Während unsere Gemeinde einen ansehnlichen Anwuchs hatte, ist auch unser Verlust ungemein groß gewesen. Wir haben jede Woche 6—7 und bisweilen 9 unserer lieben Neger durch den Tod verloren, und unter diesen waren Viele, die sich durch ihren christlichen Sinn und Wandel ausgezeichnet haben."

Zu ihnen gehörte jener Neger, der bei seiner Ankunft in Jamaika nicht im Stande war, ein Wort zu tragen (§ 1. „Jetzt mich nehm 20 Wort", erklärte er, und auf die Frage des Missionars, was ihn denn zu einem andern Menschen gemacht habe, gab er die Antwort: „Massa, mich geh zur Kirch am Sonntag, und mich hör Massa Pfarrer sagen, Jesus Christus ist gekommen, und hat sein Blut für Sünder vergossen. Ah! sagte etwas in mir, du hörst das? Er dich lieb und Sein Blut vergieß für mich Guinea-Neger; mich Dieb, mich Mörder, Er sein Blut vergieß für arme Neger! Mich Ihn nicht kenn, und Er mich lieb! Das mich trifft, mich nicht mehr anders könn!" — Eine Negerin kam nach ihrer Genesung 12 Stunden weit zu Coultart gelaufen, daß er Gott mit ihr loben möchte, und erzählte, wie ihr die Mittel zu ihrer Genesung immer im Traume geoffenbart worden seien. Als er sie ermahnte auf ihrer Hut zu sein, und nicht so viel über Träume zu denken, da Satan und unser Herz uns so leicht betrügen, erwiderte sie: „Ja, Massa, mich das weiß, aber mich nicht frag, was mich fühl, sondern was mich thu." Sie setzte hinzu: „Wenn mich hör Jemand sprech, mich sag: Gut, mich will seh, was du thust. Und mich jetzt genau Acht geb; denn es ist kein hart Ding (nicht schwer), den Christ zu sprech (wie ein Christ zu reden); aber es ist ganz hart, den Christ zu handhaben."

„Unsere monatlichen Betstunden," fährt Coultart fort, „sind sehr fleißig besucht, obgleich wir, um die polizeiliche Vorschrift zu beobachten, vor Sonnen-Untergang uns versammeln, was den Negern bei ihrer Arbeit sehr schwer fällt. O ich bin gewiß, daß bisweilen die Gebete, welche diese Söhne Afrika's vor den Thron der Gnade bringen, Ihre Herzen tief rühren würden, wenn Sie dieselben hörten. So betete in der letzten Versammlung Einer unserer Neger mit großer Inbrunst: „Herr, rette uns arme schwarze Sünder! Zerbrich alles Teufelswerk, das in meinem Herzen ist, und rette die armen Afrikaner, und auch mich armen Guinea-Neger, und bring uns bald an den Ort, wo keine Thräne mehr fließt." — Im August 1822 konnte Coultart allein 117 Neger taufen, deren Aeußerungen über den Zustand ihres Herzens nicht minder rührend waren, als die Herzensergießungen Anderer auf ihrem Kranken- und Sterbelager.

„Ach Massa," sagte eine getaufte Negerin, „meine Zunge so schuldig, alles schlechte Wort; mich nicht geschickt, mit demselben Mund Gutes zu sprech. Mich nie Gutes

denk, bis mich den Massa lesen hör: Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Mich nicht weiß, was das heißt, von Neuem geboren werden. Mich so voll Kummer, daß kein Schlaf in mein Aug viele Nacht. Mich wieder komm, und lesen hör das Wort Gottes. Nun mich in der Angst nach dem Bruder schick mit dem Buch. Er kommt, und mir Alles liest; mir nun Jesus sagt, Er sei gekommen, große Sünder zu retten; mir alles gelt, mir alles vergeb. Mich nun viel wein für Seine Gnade, und jetzt mich ewig Ihm leben will." — Ein sterbender Neger lag mit auf der Brust gefalteten Händen und geschlossenen Augen auf einer Matte am Boden. Als der Missionar kam, blickte er ihn an, streckte die Hände aus und sagte: „Ach, Massa, Sie kennen den Adam! Da liegt er jetzt. Wie oft habe ich Ihre Stimme betend und Gott lobpreisend gehört! Nur noch einmal, Massa, lassen Sie mich Ihre Stimme hören. O singen Sie mir nur noch einmal das Lob meines Jesus vor, und dann will ich, während Sie singen, mich zu meinem Heiland hinwegstehlen!" Aehnlich sagte ein Anderer beim Weggehen des Missionars: „Adieu, Massa, Morgen früh, ehe die Sonne aufgeht, will ich bei meinem Jesus sein; ich will singend von diesem Jammerthal scheiden." — „Auftritte dieser Art zu sehen," schreibt Coultart, „ist mehr werth, als Alles, was die Welt nennen kann. Sie kommen zwar nicht oft vor; aber auch nur einige derselben sind ein mehr als reichlicher Ersatz für jede Last, die wir im Missionsberufe zu tragen haben." —

Im Jahre 1822 ward Missionar Tinson dem Missionar Coultart zu Hülfe gesandt, Missionar Tripp, der schon etliche Jahre in Kingston gewohnt, ließ sich zu Crokeed (Crucked) Spring (Krummquelle) nieder. Im Jan. 1823 kam der für die heilsbegierigen Neger in Mantschinil bestimmte Thomas Knibb auf Jamaika an, mußte aber wegen Coultart's und Tinson's Kränklichkeit in Kingston bleiben, während die Committee für Mantschinil einen vierten Missionar auszusenden beschloß. Die Gemeinden nahmen fortwährend zu, obwohl noch immer große Sterblichkeit unter den Negern herrschte, und Thomas Knibb schrieb bereits im Mai 1823: „Es sind mehrere Stationen auf Jamaika, welche ernstlich nach Hülfe verlangen. Tausende dieser armen Neger sterben jedes Jahr hinweg, und haben keinen Christen um sich, der sie hinweist zu dem Lamme Gottes, das der Welt Sünden hinwegnimmt. Ein paar tausend Pfund mehr wären hier ein höchst gesegnetes Mittel, Tausende vom Verderben zu erretten." — Und schon war die ersehnte Hülfe vor der Thür; im Jahre 1824 traten zwei Männer auf das Arbeitsfeld der Baptisten in Jamaika ein, deren Namen in der Geschichte der Negerbekehrung und Negerbefreiung mit unvergänglichem Glanze leuchten, Thomas Burchell (Bertschell) und William Knibb.

Thomas Burchell.

Thomas Burchell ward am Weihnachtstage 1799 in dem kleinen Städtchen Tetbury, in der Englischen Grafschaft Gloucester (Gloster), nahe der großen Handelsstadt Bristol geboren. Seine Eltern gehörten dem Mittelstand an und waren fromme Baptisten, die sich das Heil ihrer Kinder angelegen sein ließen. Namentlich die Mutter, Hannah, war ein Muster edlen Einflusses auf die Kinder, und hatte kein sehnlicheres Verlangen, als dieselben in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen. Oft in den stillen Abendstunden nahm sie eines von ihnen allein in ihr Gemach, um mit ihm über geistliche Dinge zu reden und dann niederzuknieen und zu beten. Hier lernte der junge Thomas Den

kennen, der für ihn gestorben, und empfing die tiefsten Eindrücke für sein ganzes Leben. Zur rechten Zeit ward er in die Schule eines Herrn Craddock geschickt, wo er bei anhaltendem Fleiße die Grundlagen einer mehr tüchtigen als feinen Bildung sich erwarb. Uebrigens war er ein beherzter derber Knabe, bei kecken Spielen und Leibesübungen immer vorne an, und von Gott in mancher Lebensgefahr wunderbar behütet. Einmal wollte er mit seinem ältern Bruder und mehrern Gespielen einen großen Papierdrachen steigen lassen, als ein heraufziehendes Ungewitter die Knaben zu eiliger Heimkehr trieb. Aber das Wetter ereilte sie noch auf dem Wege, und eben bogen sie hastig um eine Straßenecke, als ein Blitzstrahl in einem furchtbaren Donnerschlag niederfuhr und den Papierdrachen, welchen unser Thomas auf dem Rücken trug, verbrannte, von da aber, ohne den Knaben zu verletzen, auf das nächste Haus sprang und die Mauer von oben bis unten spaltete. — Im 14. Jahre wurde der junge Burchell dem tüchtigen Baptisten-Prediger Belcher zu Worcester (Worßter) zu weiterem Unterricht übergeben, dann erlernte er das Tuchmachergeschäft bei einem Herrn Brinkworth in Inchbrook (Intschbruck), womit er später das Geschäft seines Vaters, den Wollhandel, verbinden sollte. Er war ein fleißiger und sorgsamer Lehrling, den sein Meister wie einen Sohn liebte. Auf seine Mitarbeiter in der Fabrik übte er, obwohl selbst nicht von entschieden geistlichem Sinn und Wandel, einen solchen Einfluß, daß man dort bald keine gemeinen Reden und keine Flüche mehr hörte, vielmehr gute Bücher, die er einführte, in den Feierstunden eifrig gelesen wurden. Regelmäßig besuchte er den Gottesdienst des tüchtigen Baptisten-Predigers Winterbotham zu Shortwood (Schortwudd), dessen Predigten ihm den Abgrund seiner Sünden und das Heil in Christo zum lebendigen Bewußtsein brachten. Von nun an stand Thomas jeden Tag gleich nach der Morgendämmerung auf und ging mit seiner Bibel meist in einen nahen Wald. Eines Morgens sprang da plötzlich ein Wildhüter hinter einem Baume hervor, stellte sich vor ihn hin, hielt ihm eine geladene Flinte vor und rief ihm zu, er sei des Todes, wenn er einen Schritt weiter wage. Er hielt ihn nämlich für einen Wilddieb. Burchell erschrak, faßte sich aber sogleich wieder und sagte, er suche hier nichts als einsame Stille mit seinem Buch. Der Hüter verlangte das Buch zu sehen, und Thomas zog eine kleine Bibel aus der Tasche, in der jener eine Weile las, sich sodann mit ihm unterredete und ihm erklärte, daß er zu jeder Zeit im Walde unangefochten bleiben sollte. Nun mied der Jüngling einige Tage den Wald, kehrte aber doch wieder zu seinem Lieblingsplätzchen zurück. Und an derselben Stelle fand er auch den Wildhüter wieder, der ihn bescheiden aber dringend bat, ihm ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen und zu erklären. Er hatte ihn die letzten Tage immer mehrere Stunden lang dort erwartet, und schon gefürchtet, ihn nicht wieder zu sehen. Mit Freuden sagte Thomas zu, und jeden Morgen kamen nun die Beiden zusammen zum Worte Gottes und zum Gebet. Und nicht umsonst. Im folgenden Sommer kam Burchell's jüngere Schwester zum Besuch bei Brinkworth's. Eines Sonntags ging sie mit einer Tochter des Hauses in den Wald. Da vernahmen sie aus einer kleinen

reinlichen Hütte einen mehrstimmigen geistlichen Gesang, und als sie am andern Morgen dem Thomas davon erzählten, sprach dieser freudig: „Das ist des Wildhüters Familie; er ist mein erster Bekehrter.“ Und bei dem einen blieb's nicht. Auch eine Tochter Brinkworth's brachte der junge Burchell zur Besinnung. Schon oft hatte er ihr wegen ihres heftig ungestümen Wesens milde Vorstellungen gemacht; eines Tages aber, als sie ganz besonders leidenschaftlich gegen ihre Eltern gewesen, folgte er ihr und seiner Schwester in den Garten, führte sie in eine Laube und sprach Worte liebevollen Ernstes zu dem Mädchen, kniete nieder und betete für sie, und drang in sie, zu ihrer Mutter zu gehen und abzubitten. Sie weigerte sich. Da sprach er zu ihr: „Ich muß Sie jetzt verlassen; aber denken Sie an das Wort der heil. Schrift: Wer halsstarrig ist, wird in's Unglück fallen.“ Von nun an schwieg er gegen sie; mehrere Jahre darnach aber sagte das Mädchen zu Burchell's Schwester: „Seine letzten Worte im Garten klangen mir Tag und Nacht in den Ohren. Ich habe ihm in Ewigkeit für seine Treue und Liebe zu danken; denn durch sie kam ich zur Erkenntniß meines traurigen Sündenzustandes und zur Bekehrung, die mich in Stand setzte, meine liebe Mutter ihre letzten leidensvollen Erdenjahre zu erleichtern.“ — Als er später in seine Heimath kam, war sie schon in freudigem Glauben an Jesum Christum in die Ewigkeit übergegangen.

Im Jahre 1817 wurde Burchell nach der Sitte der Baptisten öffentlich getauft, nicht ohne tiefe Einwirkung auf sein Gemüth. Dazu kam später eine gnädige Lebensbewahrung, in welcher die Hand des Herrn an ihm deutlich zu erkennen war.

Auf einer Geschäftsreise nach Bristol rieth ihm der Wirth, bei dem er unterwegs einkehrte, von der Straße ab nach dem Flusse Severn zu gehn, wo er ein Boot finden würde, auf dem er weiter fahren könnte. Er erreichte den Fluß, als eben ein wohlbesetztes Boot vom Ufer abgestoßen war, das auf seinen Ruf nicht mehr achtete. Er gewahrte ein zweites Boot auf dem Wasser, das er um jeden Preis zur Landung zu bewegen entschlossen war. Er zog den Rock aus und schwang ihn als Signal. Sie hielten an und schienen zu berathschlagen, ob sie ihn aufnehmen sollten oder nicht. Endlich legten sie an, und er war überrascht, 5 höchst verdächtig aussehende Menschen zu finden, die ihn ungern zuließen, ihm aber auch als die schlimmste Gesellschaft erschienen, in der er sich je befunden. Sie nahmen ihn an Bord, flüsterten aber einander in die Ohren und fingen endlich an, nach einer ganz andern Gegend zu steuern. Und als er fragte, was das bedeute, rief ein schwarzbrauner Irländer ihm zu: „Ei Schätzchen, meinst du uns denn so bald zu verlassen, da wir dich einmal erwischt haben? Du mußt erst den Boden von Davy Jones Schrank sehen (damit deutete er auf den tiefen Fluß), ehe du wieder ans Land kommst.“ Mit Jubelgeschrei wurde der Mordplan begrüßt, und etwas erschreckt fragte Thomas, wofür sie ihn denn hielten? Aus ihrer Antwort: „Denkst du, wir seien so dumm?“ und aus ihren furchtbaren Flüchen entnahm er, daß sie ihn für einen Späher der Zollpolizei ansahen, und aus den Fässern im Boote wurde ihm vollends klar, daß er es mit einer Schmugglerbande zu thun hatte. Da versicherte er sie auf's Stärkste, daß sie sich in ihm irrten; aber Flüche und Drohungen waren die Antwort. Nun begann er sie mit großem Ernst anzureden und zu sagen, wie sie Gott richten werde für Alles, was sie ihm thun würden. Einer fing an milder auszusehen, und ein Anderer zitterte; aber sie steuerten in der falschen Richtung fort. Mit feierlichem Ernst wandte sich Burchell jetzt an jeden Einzelnen und malte ihm vor, wie er allein und für sich vor dem Richterstuhl Gottes stehen werde, um zu empfangen, wie er gehandelt habe bei Leibes Leben, es sei gut oder böse. Endlich rief der Mann, der als Kapitain zu gelten schien: „Ich sage, Dick (Richard), das halt' ich nicht aus, wir müssen ihn gehen lassen. Ich glaube nicht, daß

er ist, wofür wir ihn hielten. Wo wollen Sie aussteigen, Herr?" — Er sagte, er möchte gern nach Bristol. Der Andere erwiderte: „So weit können wir nicht gehen; aber wir wollen Sie so weit als möglich fahren." Er dankte und bat um möglichste Eile, ergriff aber den günstigen Augenblick, von ihrem schändlichen Leben zu reden. Sie waren erschüttert und wiesen bei der Landung das Fährgeld zurück, ja sie wollten ihm selbst eines der geschmuggelten Branntweinsfässer zum Geschenk machen. Einer ging sogar mit ihm in ein Bauernhaus und machte ihm eine Fuhre aus bis zur Stadt, wo er sein Geschäft glücklich abmachte. Eben diesen traf er später nach seiner Rückkehr von Jamaika in einem kleinen Strandort Englands wieder. Der Mann bot ihm die Hand; er sah ganz anders aus, wie damals auf dem Flusse, und erzählte ihm: „Ach Herr, nach Eurer Rede konnte Keiner von uns das Geschäft fortsetzen. Ich bin ein Zimmermann geworden, und es geht mir gut hier im Dorfe. Ich gehe eine Stunde weit zur Kirche. Unser armer Kapitain hat bis zu seinem Tode für Sie gebetet. Er war ein ganz anderer Mensch, nahm seine alte Mutter zu sich und wurde ein guter Ehemann, ein guter Vater und Nachbar. Vorher fürchtete ihn Jedermann, er war ein gräulicher Mensch; nachher war er sanft wie ein Lamm. Er hatte einen kleinen Laden, und in seinem Hause hielt er Betstunden. Die andern drei sind jetzt brave Matrosen auf einem Handelsschiff."

Auch noch bei andern Anlässen entwickelte Burchell die kräftige Entschlossenheit, die zu seiner nachherigen Missionslaufbahn so sehr erforderlich war.

Bei einem Handelsgeschäft z. B. wurde er einmal betrogen: der Käufer nahm die Waare, und bezahlte in falschem Gelde. Burchell folgte ihm alsbald nach London, sah und erkannte ihn auf der Straße, sprang aus dem Wagen und schlang sogleich seinen Arm so fest um ihn, daß er sich nicht los machen konnte. Uebel oder böse: er mußte Burchell mitnehmen bis in sein Haus, und ihm die Waare zurückgeben. Burchell sprach dann zu ihm: „Einem Mensch dünket sein Weg recht zu sein, aber sein Ende sind Wege des Todes. Das werden Sie erfahren, Herr, wenn Sie auf Ihrem bösen Wege fortgehen!" — Einige Wochen später liest Burchell in der Zeitung die Beschreibung eines Mannes, der wegen Pferdediebstahl eingezogen war. Sie paßte ganz auf jenen Mann; Burchell läßt sich den Kerker öffnen und findet seinen Bekannten. Der verbarg sein Angesicht mit den Händen, als er Burchell erkannte, und rief: „Ach, hätte ich Sie ein paar Tage eher gesehen, so wäre mir dieser bittere Jammer erspart! Ich habe Ihren Rath und Ihre Freundlichkeit nicht vergessen, und werde sie nie vergessen. Das Andenken daran wird mich nach Botany-Bai (der englischen Strafkolonie in Australien) begleiten, wohin ich ohne Zweifel verwiesen werde. Hätte ich Worte, wie die Ihrigen, früher gehört, mein Schicksal wäre ein anderes geworden!" Mit Segenswünschen und Händedrücken nahm er Abschied von Burchell. Viele ähnliche Züge aus dem Leben des Letzteren sind verloren gegangen, weil er die Papiere, in denen sie aufgezeichnet waren, in Jamaika vernichtete. —

Nach dem allen war es kaum zu verwundern, daß in einer Gemeinschaft, wie die der Baptisten ist, welche auch unstudirte Leute zu Predigern nehmen, an Thomas Burchell als ein tüchtiges Werkzeug zur Erbauung der Gemeinde von Vielen gedacht wurde, und daß auch seine eigenen Gedanken und Wünsche diese Richtung nahmen. Am Schlusse des Jahres 1818 predigte Burchell zum ersten Mal. Den Ausschlag dazu gab ein heftiger Anfall von Halsbräune, bei welchem der Arzt ihm am Abend eröffnete, daß er die Nacht nicht überleben werde. Er glaubte das nicht und fühlte, daß er noch viel auf Erden zu wirken habe; und als man ihn fragte, wie er denn zu dieser Zuversicht gekommen sei, war seine Antwort: „Es heißt immer in meinem Herzen: auf, und arbeite!" Am andern Morgen war er wirklich außer aller Gefahr, und nun war ihm entschieden, daß er Arbeit im Dienste Christi zu suchen habe. Schon seit Jahren war ein stiller Kampf zwischen seiner Heimath und den Lan-

den der Heiden in seiner Seele vorgegangen, und die letzte Ueberzeugung war immer die gewesen: „Ich bin zum Missionar berufen!“ Freunde und Seelsorger, mit denen er sich besprach, stimmten ihm bei, und im November 1819 ward er von der Baptisten-Committee aufgenommen und vorläufig für Ostindien bestimmt, worauf er unter Dr. Ryland's und der Professoren Crisp und James (Dschäms) Leitung noch eine vierjährige Bildungszeit zu durchlaufen hatte. Am 14. Okt. 1823 wurde er ordinirt, und einer der Prediger, Saffery, wagte dabei in seinem Gebet die damals, wo 50 Bekehrte in einem Jahre schon viel schienen, unerhörte Bitte: „Gott möge diesen seinen Knecht nicht vom Felde abtreten lassen, ehe durch ihn wenigstens 10,000 Heiden gewonnen und gerettet worden seien.“ Tags darauf predigte Burchell über 1 Joh. 4, 10, welcher Text so recht der Grundton seines Lebens und Wirkens war und blieb. Damals kam Miss. Tripp von Crookedspring auf Jamaika wegen Krankheit und um nach dem Tode seiner Gattin für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen, nach England zurück, und Burchell wurde für diese Station bestimmt, mußte aber vorher nach dem Willen der Committee sich verheirathen. Jungfrau Lusty aus Kingstanley in der Grafschaft Gloucester ward seine Gattin.

Am 17. November 1823 bestieg Burchell mit dieser seiner Frau in Gravesend das Schiff, aber sie waren erst bis zu dem englischen Hafen Deal gekommen, als ein widriger Wind sie 3 Wochen daselbst fest hielt, und dann erhob sich ein so furchtbarer Sturm, daß ihr Fahrzeug fast zu Grunde gegangen wäre. Zwölf Schiffe schwammen schrecklich zugerichtet im Hafen umher, dreizehn wurden ganz vermißt. Noch zweimal auf der Fahrt erlebten sie heftige Stürme, bis am 15. Januar 1824 das Schiff an Jamaika landete, und in Montego-Bai seine Anker fallen ließ. Aber so lockend der Anblick des Landes, so wenig einladend war für Burchell die Aussicht des Missionsfeldes. Seine bestimmte Station war durch die Besitzer ihm für jetzt verschlossen, eine andere ihrer Pflanzungen, Flamstead, sollte er, doch nicht einmal jeden Sonntag, von außen her besuchen. Zu der Predigt aber fanden sich kaum 300 ein, und ihr geistlicher Zustand war weit unter seiner Erwartung. In Montego-Bai selbst, der reizendgelegenen zweiten Handelsstadt der Insel, mit 6000 Einwohnern, wo Burchell zu bleiben beschloß, wurde ein Platz zur Predigt mit Mühe von der Behörde gestattet, und nur erst, nachdem man mit der höhern Behörde gedroht hatte. Sein Predigtamt begann er mit Muth und Freudigkeit, und er selbst sagt darüber: „Ich predige jetzt zweimal in der Bai an einem Sonntag, und einmal am andern, da ich auch in Flamstead das Wort verkündige. Da reite ich denn in die Berge früh Morgens, und um Mittag nach der Stadt zurück, wo ich um 4 Uhr predige. Es ist ein kleiner Anfang, aber nicht zu verachten.“ Dabei suchte er die vorhandenen Christen seiner Gemeinschaft in eine Gemeinde zu vereinigen. Er fand ihrer zwölf, während eine größere Zahl noch mehr Unterricht bedurfte. Außerdem faßte er Lucca, südwestlich von der Bai, in's Auge, während er das etwa 10 Stunden nach Osten entfernte Falmouth, wo bereits die Methodisten sich niederzulassen im Begriff waren, liegen ließ.

„Mit Vergnügen," schreibt er, „gebe ich die Nachricht, daß ich gesund, in meinem häuslichen Leben glücklich, im Amte gesegnet bin. Ich habe wohl auch, was mich drückt, aber noch mehr, das mich erfreut, und es ist nicht der kleinste Beweis von Gottes Erbarmen gegen mich, daß ich mich in meinem Werke und in meinem Heiland selig fühle. Ich darf sagen: Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn. — Ich fühle tief die Herrlichkeit des Erlösers; ich weiß, daß ich Ihn liebe, aber ich möchte Ihn mehr lieben und mehr Seinen Geist haben. Ich werfe alle meine Sorge auf Ihn! Meine Hoffnung wurzelt fest in Christo, dem Fels meines Heils. Die Welt zieht mich immer weniger an, und der Himmel mehr. Ich suche nichts mehr, als für Jesum zu leben, zu leben, so lange Er etwas durch mich ausrichten will, und zu sterben, wenn ich Seinen Willen gethan habe. O! daß ich noch mehr die hinrauschenden Augenblicke auskaufen, und stets zum Abscheiden bereit sein lernen mag! Wer in diesem Lande wahrer Gemüthsruhe sich erfreuen will, der lebe als Einer, der sich zum Tode bereitet. Denn hier gilt es: Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. Noch vor einem Monat schrieb mir Bruder (Thomas) Knibb und sagte, wie herrlich gesund er sei. Wie war ich erstaunt, letzten Sonntag vor dem Morgengebet zu hören, daß er nicht mehr hienieden lebt. Er war am Sonntag vorher gestorben, und am Montag schon in's stille Grab gelegt worden. Vor 5 Wochen kam der Wesleyanische Missionar Allen mit zwei Mitarbeitern an, deren einer hier arbeiten sollte, aber schon 3 Wochen nach seiner Ankunft eine Leiche war."

Da Burchell aus dieser Stimmung heraus predigte, blieb seine Kapelle nicht lange leer, so daß nicht bloß die Bänke sich füllten, sondern auch zum Stehen die Menge der Herbeiströmenden keinen Raum mehr fand. Aber nicht bloß die Kirchenräume, sondern auch die Herzen wurden voll, und er konnte schreiben:

„Als ich anfing, das Heil in Christo Jesu anzubieten, sah es gar traurig aus. Das Evangelium schien eine unwillkommene Botschaft und widersprach so sehr den herrschenden Sitten, Uebungen und Vorurtheilen aller Volksklassen, daß, anstatt die gute Botschaft der Gnade Gottes mit Freuden zu begrüßen, nur Wenige sich entschlossen, zum Hören zu kommen. Aber nicht viele Sonntage gingen hin, ehe ich glauben durfte, daß der Herr sich zu seinem Wort bekenne. Es wurde Alles anders. Mit jeder Woche wuchs die Zahl der Zuhörer. Es ging den Sündern durch's Herz. Viele fragten ängstlich: was muß ich thun, daß ich selig werde? Eines der Weiber hat mir gesagt, sie sei lange von der Kirche abgehalten worden, weil man ihr gesagt, daß die Wörtler — so nannte man die Hörer des Worts — gewöhnlich gleich nach den ersten Besuchen des Gottesdienstes das Kaufen und Verkaufen am Sonntag, das Tanzen, Trinken, Spielen und Fluchen aufgeben, und ohne diese Dinge habe sie geglaubt nicht leben zu können. Dennoch hätte sie aus Neugierde gar zu gern einmal zugehört. Endlich kam sie; aber keine Stunde war sie dagewesen, als das Gefühl ihrer Sündenschuld und Seelengefahr ihr Thränen auspreßte. Zu Hause wurde sie etwas ruhiger und fing an zu berechnen, wie viel es ihr schaden würde, wenn sie am Sonntag, dem einzigen Markttage, nicht mehr kaufte und verkaufte. Das Ergebniß ließ es ihr als räthlicher erscheinen, am Abend nicht mehr hinzugehen. Der Abend kam, und sie fühlte sich so unglücklich, daß sie nicht wegbleiben konnte. Der Eindruck war wieder so stark, daß sie an nichts mehr dachte, als wie sie Vergebung ihrer Sünden erlangen möge. Seitdem seien ihr die fleischlichen Lustbarkeiten entleidet, und am Sonntag habe sie so viel mit ihrem Seelenheil zu thun, daß ihr der Markt gar nicht mehr einfalle. — Aehnliches ließe sich noch viel erzählen." —

Bald ward ein größerer Raum für die Gottesdienste nöthig, und fand sich in einem ehemaligen Gerichtsgebäude, das nachher als Theater gebraucht worden war. Hier konnte Burchell vor großen Schaaren predigen. In der Nacht, ehe er es das erste Mal that, hielten die Neger eine Gebetsstunde in der neuen Kirche ohne sein Wissen; denn er hatte sie nur aufgestellt, um dort befindliche Vorräthe zu bewachen. Ueber 100 Personen standen jetzt im regelmäßigen Unterricht. Viele begehrten die

Taufe, und schon um 6 Uhr Morgens am Sonntag waren für das Morgengebet 200 Neger, zum Theil 4—5 Wegstunden weit hergekommen, versammelt. Im Juni seines ersten Arbeitsjahres durfte er 33 Heiden taufen, was er nach der Weise der Baptisten in einem Flusse that, und zwar Morgens um 4 Uhr, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Denn die Feindschaft der Pflanzer, welche die Befreiung der Neger fürchteten, worüber eben damals in England viel verhandelt wurde, und die Eifersucht der anglikanischen Kirche waren schon weit gediehen. Burchell ward wirklich wegen jener Taufe zur Rechenschaft gezogen, und gar zu gern hätte man etwas Ungesetzliches gegen ihn ausgefunden. Er wußte sich aber zu vertheidigen, und als man ihm verbieten wollte, Neger ohne Erlaubniß der Sklavenbesitzer zu taufen, erklärte er dieß Verbot für gesetzwidrig, und die Gerichte konnten nichts gegen ihn ausrichten. Um so mehr fielen die Zeitungen über den Missionar und alle seine Brüder her, und gingen sogar so weit, seine gefüllte Kirche damit zu erklären, daß er den Lastern der Neger schmeichle und sie zum Aufruhr anreize. In Folge dieser Angriffe nahm die Zahl seiner Zuhörer wieder ab, und Burchell stand damals in einer um so schwerern Lage, da zugleich die Gesundheit seiner Frau immer sichtlicher hinsank. „Der Herr weiß," schrieb er damals, „was gut für uns ist; aber es ist manchmal, wenn Alles sich gegen Einen wendet, sehr schwer, zu fühlen und nicht bloß zu sagen: Dein Wille geschehe!" — Dagegen hatte er die Freude, daß inzwischen in Flamstead eine bedeutende Vermehrung der Zuhörerzahl eingetreten war, deren Viele die Taufe begehrten. Um für die Entscheidung, wer dazu reif sei oder nicht, einen sichern Anhalt zu gewinnen, machte er zugleich auch in der Absicht, die Meinung des obersten Rechtsgelehrten der Insel über das ihm auferlegte Taufverbot zu hören, eine Reise nach Kingston, wo er mit Missionar Coultart und Tinson, so wie Missionar Philipp von Spanisch-Town und Philipps von Anotta-Bai sich besprach und die Abhaltung einer alljährlichen Konferenz von ihnen beschlossen wurde. Nach seiner Rückkehr war er unter den etwas gebildeteren braunen Leuten in Montego-Bai auch durch Vorlesungen über das Christenthum thätig; in seinem häuslichen Leben aber brach durch die lange Krankheit seiner Gattin nach der Geburt seines einzigen Sohnes eine dunkle Zeit der Sorge herein, und in Beziehung auf sein Amtsleben mußte er Neujahr 1825 schreiben: „Ich trete in ein neues Jahr und weiß kaum, welche Schritte ich thun, in welcher Richtung ich steuern soll; je weiter ich hinausblicke, desto trüber sieht es aus." — Die Besonderheit der Baptisten war Vielen kaum erträglich, und selbst Missionare anderer Gemeinschaften glaubten und verbreiteten alte Gerüchte gegen sie, die auch unter die Neger drangen. Die Hauptgegner derselben aber waren und blieben die Pflanzer, die ihre Feindseligkeit auf jede Weise ausübten. Sie sorgten dafür, daß die Neger, welche Burchell's Predigten besuchten, roher Verfolgung ausgesetzt wurden. Gewöhnlich ließen sie auch zu derselben Zeit, da der Baptist predigte, einen Geistlichen der Kirche oder einen rohen Sklavenaufseher Gottesdienst halten, oder sie schickten die Stadtsklaven auf's Land zur Arbeit, was dann, weil sie an die Feldgeschäfte nicht gewöhnt waren, meist die Folge

hatte, daß sie gepeitscht wurden. Manchen wurden auch kurzweg 39 Streiche mit der Peitsche gedroht, wenn sie die Kapelle nicht aufgeben würden; oder sie wurden in's Arbeitshaus gesendet, das man noch mehr fürchtete, als die Geißel. Endlich wurde gegen das Besuchen der Predigt in Flamstead ein Mittel angewandt, das seines Zwecks, die Kirche zu leeren, nicht verfehlen konnte. Man fing die Sklaven, die von andern Pflanzungen kamen, als Entlaufene auf, behielt sie über den Sonntag im Kerker, und schickte sie darnach ihrem Eigenthümer zu, der dann das Recht hatte, sie noch zu strafen. Und dabei blieb man immer nur auf gesetzlichem Wege. — Aber auch für den Prediger selbst waren seine Ausflüge nach Flamstead nicht ohne Gefahr; doch der Herr wachte über seinem Knechte. Der Weg dahin ging durch tiefe Schluchten, über jähe Abstürze. Einmal stieß sein Pferd plötzlich in einem Bergpaß auf ein Felsstück und warf ihn aus dem Sattel. Er faßte noch die Mähne, und an der Mähne seines Pferdes hing er über einem Abgrund von 300 Fuß Tiefe. Das Pferd rührte sich nicht, sonst war er verloren, und er verlor die Besonnenheit nicht. So kam er glücklich wieder in den Sattel.

Um diese Zeit fing endlich Burchell's Arbeit und Mühe an, sichtbare Frucht zu tragen. Der alte Moses Baker in Flamstead starb, und es gelang Burchell, aus dem verworrenen Haufen der christlichen Schwarzen dort eine wirkliche geordnete Gemeinde zu machen. Von Falmouth und Lucca ging man ihn dringend um Hülfe an, aber obwohl er nach Europa schrieb: „Ich wollte gerne in einem Schuppen wohnen, und bloß von Yam's und Brod leben, wenn ich dadurch mir einen Mitarbeiter verschaffen könnte," bekam er doch keinen und mußte allein mit Aufbietung aller seiner Kräfte aushalten.

Die Sache des Herrn aber nahm fortwährend zu; Burchell's Predigten drangen in die Herzen; Neger und Weiße wurden davon ergriffen. Das Gedränge der Hörer war so groß, daß an einem Sonntage die Balken des Saales, worin er das Wort verkündigte, erkrachten, und nur das schnelle Weggehen Vieler das Zerbrechen des Fußbodens verhinderte. Mehr als 1000 regelmäßige Zuhörer fanden sich ein, und 130 Heiden konnte er auf einmal taufen. Daß er aber dabei nicht oberflächlich verfuhr, erhellt aus seinen eigenen Worten: „Wenn sich welche bei mir melden, so sende ich sie zuerst zu vieren oder fünfen zu solchen Gemeindegliedern, in die ich Vertrauen setzen darf, um mit ihnen zu sprechen. Nach dieser Vorprüfung spreche ich selbst mit ihnen, und sammle noch die Zeugnisse der mit ihnen an demselben Orte lebenden Christen, und gebe mir alle Mühe, ihre etwaigen falschen Vorstellungen gründlich zu berichtigen." Die Bekehrten waren ihm äußerst zugethan, was sich besonders bei einer Krankheit zeigte, die er sich durch Erkältungen auf seinen Predigtreisen zugezogen. An Dutzenden von Orten traten die Schwarzen freiwillig zu Gebetsvereinen zusammen; Tausende flehten um sein Leben, und wurden erhört. Burchell genas, bestieg aber zu früh die Kanzel wieder, und erkrankte auf's Neue, so daß die Aerzte ihm erklärten, er müsse fort von Jamaika. Dazu konnte er sich nicht entschließen, und ging nur etliche Wochen an Bord eines Schiffes, um sich die kräftige Seeluft anwehen zu lassen. Von allen Seiten kamen die

Neger und flehten ihn selbst auf den Knieen an, zu ihnen zu kommen mit der Predigt des Evangeliums. Ein freier Neger wollte sein Haus, welches 3—400 Pfund werth war, und das er sich im Schweiße seines Angesichts erworben hatte, verkaufen, um die Mission zu unterstützen. Burchell konnte sich der Arbeit nicht entschlagen, und mit der Arbeit kam wieder das Fieber. Nun mußte er fort, wenn er nicht des Todes sein wollte, und mit schwerem Herzen nahm er Abschied von seinen jungen Gemeinden. Es waren gar liebe Seelen darunter, wie z. B. der Neger Sam.

Der Neger Sam spielte die Geige sehr gut, und mußte immer aufspielen bei den lustigen Tänzen der Schwarzen und Weißen. Deßhalb liebte ihn sein Herr und er befand sich, obwohl er Sklave war, in ziemlich angenehmer Lage. Nun aber hörte er das Evangelium; es drang ihm zu Herzen, und er wurde ein entschiedener Christ. Er fürchtete, sein Instrument möchte ihm ein Fallstrick werden, und zerbrach es, um nicht, wenn er es verkaufte, in die Versuchung zu gerathen, für das erlöste Geld ein neues zu kaufen. Eines Tages sagte ihm sein Herr, es werde bald etwas aufzuspielen geben. Ohne Zaudern antwortete Sam: „Fiedel gebrochen, Massa!“ — Man muß sie wieder machen, Sam! — „Ganz in Stücken, Massa!“ — Gut, wir müssen eine neue kaufen, Sam! — Mich denken, das nicht gut, Massa, und bald zerbrochen sein.“ Da merkte der Herr etwas und sprach mit anderm Ton und finsterem Gesicht: Ich hoffe du gehst nicht zum Beten und läufst diesen verrückten Leuten nach? — „Muß ehrlich sagen, Massa, mich gehen.“ Jetzt bedrohte ihn der Herr mit der Peitsche, wenn er nicht ablasse, aber mit Festigkeit antwortete der Neger: „Das nicht gut, Massa; Peitsche geißelt das Wort nicht heraus.“ Es wurde ihm erklärt, daß er von seiner angenehmen Stelle an's Ackerwerk versetzt werden solle. Allein er hatte die Kosten überschlagen, und die Drohung wurde ausgeführt. Die harte Arbeit in der Sonnengluth machte ihn anfangs etwas kleinmüthig; aber bald nahm er wahr, daß sich ihm hier Gelegenheit darbot, viel Gutes zu wirken. In seinem Dienst in der Stadt war er nur mit wenigen Hausssklaven in Verkehr gestanden; jetzt fand er sich mitten unter 300 Feldarbeitern. Denen fing er an, von seinem großen und gnadenvollen Heiland zu sagen, und sie einzuladen, auch seinen Prediger zu hören. Viele thaten es, und in Kurzem waren die Hälfte der Dreihundert regelmäßige Hörer des Worts. Das erfuhr der Herr und ward noch zorniger. Er ließ den Sam rufen und fuhr ihn heftig an: Wie kommst du dazu, meine Neger zu beunruhigen? Ich will keine Betneger haben! — „Mich nicht denken, sie beunruhigt, Massa; sie scheinen nicht sehr beunruhigt, Massa. Arbeiten sie denn viel schlechter, oder sind sie widerspenstiger, Massa?“ — Das geht dich nichts an, wie kommst du dazu, sie zu beunruhigen? — „Ehrlich sagen, Massa; mich denken, daß das Brod, welches gut ist für meine Seele, auch gut ist für Mitneger, und wenn Himmel ein guter Ort für mich, auch gut für Mitneger, und mich beten, mich beten für meinen reichen Massa, und mich denken, wenn mein reicher Massa einmal gehen und den Missionar hören, er nachher immerfort gehen.“ Das war zu viel für die Geduld des Herrn. Er nannte den Neger „Pfaffe Sam“ und schickte ihn fort. Der aber dankte Gott, daß er so davon gekommen, besann sich aber auch schon wieder, was er für Christum thun könnte. Sein Herr hatte noch andere Güter und im Ganzen gegen 2000 Sklaven. Auf diese wendete Sam seine Aufmerksamkeit. Wenn seine harte Tagesarbeit unter dem glutheißen Himmel vorüber war, ging er auf eine dieser Pflanzungen und sprach mit den Negern über ihr Seelenheil, oft 2 bis 3 Mal in der Woche. Am Sonnabend aber, den er für sich hatte, lud er oft die Neger ein, mit nach der Bai zu kommen und „Massa Missionar“ zu hören. So machte er fort, bis er 500 Heiden zu regelmäßigen Hörern des Worts gemacht hatte, von denen 30—40 getauft wurden, die Andern wenigstens schon im Forschen nach der Wahrheit standen. — Als Burchell's Abreise nahe war, sagte er seinem treuen Sam, wie sehr er fürchte, die Schafe möchten leiden, wenn der Hirte weg sei. Der aber antwortete glaubensmuthig: „Massa Prediger muß fort, Massa Christus muß nicht fort. Arme Neger alle schwach, Massa Christus alle stark.“

Im April 1826 reiste Burchell nach England ab, und kam dort so gestärkt an, daß er in zwei Wochen nicht weniger als 15 Mal öffentlich

mit der Missionssache auftreten konnte. Und das that Noth, denn die Kolonisten in Jamaika hatten die übelsten Gerüchte über ihn ausgesprengt, so daß die englische Committee sich nicht getraut hatte, die eingelaufenen Berichte von Burchell selbst auch nur zu veröffentlichen. So war sein Wirken fast ganz unbekannt in England, und doch bedurfte er großer Unterstützungen, wenn das Werk unter den Negern einen gedeihlichen Fortgang haben sollte. Seine eigenen Ansprachen machten überall einen tiefen Eindruck, die Theilnahme für Jamaika stieg, eine andere Committee für diese Mission wurde gewählt, die Briefe der Missionare hervorgesucht und ein auf die in denselben enthaltenen Thatsachen gegründeter Aufruf an die Freunde der Mission erlassen.

Darin hieß es unter Anderm:*) Früh um 1 Uhr, um 2, 3 und 5 Uhr, je nach ihrer Entfernung, machen sich die Neger auf, um bei dem Morgengebet, Sonntags früh um 6 Uhr, zu erscheinen. Nach demselben bleiben viele in der Kirche bis zum nächsten Gottesdienst, um nicht, wenn sie hinausgingen, ihren Platz zu verlieren. Man denke sich die Menschenmenge unter der tropischen Sonne in einem engen Raume von nur 12 Fuß Höhe zusammengedrängt. Die Neger selbst, so gewöhnt sie an das Klima sind, fallen oft vor Hitze in Ohnmacht. Wie muß es dem Prediger gehen, der sich erst durch dieses dampfende Menschengedränge hindurcharbeiten muß, was nicht selten eine ganze Viertelstunde und mehr erfordert; daß seine Gesundheit, wo nicht sein Leben, ein sicheres Opfer dieser Uebelstände werden muß, ist nur zu einleuchtend.

Die Committee forderte eine Summe von 24,000 Gulden, die zur Hälfte aus Beisteuern zusammenfloß, und Burchell zur Hälfte aus Beiträgen von Negern zusammenzubringen versprach. Während seines Aufenthalts in England starb ihm sein einziges Söhnlein, in Jamaika aber raffte das Fieber im Oktober 1826 schnell nach einander den Missionar Philipp zu Anotta-Bai und seine Gattin und sein Kind dahin.

Noch im September des vorigen Jahres hatte er von Spanisch-Town aus geschrieben: „Von Reisen und Predigen und Schulehalten, und Hausbesuchen, und stündlichen Ansprachen bin ich oft ganz und gar erschöpft. Aber bis jetzt hat der Herr geholfen, und ich darf mit Paulo sagen: Er stand mir bei und stärkte mich. Die Arbeit schreckt mich nicht zurück; vielmehr verlangt mich täglich mehr, für meinen ewig-guten Herrn zu wirken, so lange es Tag ist. Alle meine wohlmeinenden Freunde um mich her, die den Einfluß des Klima's besser kennen, als ich, sagen mir unaufhörlich, daß ich auf diese Weise unter den Sonnenstrahlen Jamaika's nicht lange aushalten werde." Sie hatten nur zu recht; der Missionar aber, der von Kingston aus Philipp's und der Seinen Tod berichtete, schloß seinen Brief, in dem er unter Anderem schreibt: „Der Tod zieht verheerend durch unsere Insel hin. In jedem Hause, wohin wir blicken, liegt ein Kranker," mit den Worten: „O wie laut ruft es uns von allen Seiten zu: Wirket, so lange es Tag ist; es kommt eine Nacht, da Niemand wirken kann! Ich hoffe, Gott wird es einigen christlichen Brüdern im Vaterlande in's Herz geben, Alles für Christum zu wagen. Das ist doch der herrlichste Beruf; und obgleich ich jeden Augenblick am Rande des Grabes stehe, so fühle ich mich doch froh und selig in demselben. Auf dieser Insel sind so viele Stationen, welche laut um Hülfe rufen, wo Hunderte armer Einwohner dahinsterben, ohne ihren Erlöser zu kennen. Schaaren von Europäern, welche des kaufmännischen Gewinnes wegen nach Jamaika kommen, werden wo möglich noch schneller als die Missionare vom Tode hinweggerafft; und dennoch folgen ihnen immer wieder neue Schaaren gewinnlustiger Menschen auf dem Fuße nach, und treten in die Lücke ein, die Jene gelassen haben. Sollte es bei christlichen Missionen ein Andres sein?" —

---

*) cf. Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 244.

Burchell wenigstens kehrte schon am 30. Jan. 1827 nach Jamaika zurück, und wurde von den Negern zu Montego-Bai mit der herzlichsten Liebe und Thränen der Freude empfangen. In der Morgenbetstunde des folgenden Sonntags, von der er selbst sagt, daß er unter den Freunden Christi während seines Besuchs in England keiner gleichen beigewohnt, beteten die armen Schwarzen: „O Massa Jesus! wir danken Dir, unsere Seele preiset Dich, Du hast unsern Hirten nach Hause gebracht, Du hast ihm Kraft gegeben, Du hast ihn wieder zu uns zurückgeführt, darum lobet dich unsere Seele; und nun, Massa Jesus! segne den Hirten, hilf ihm, Dein Wort zu reden, hilf ihm in allen vier Ecken von diesem Montego-Bai die Sünder einzuladen, daß sie kommen, und Dich, ihren Heiland anbeten mögen." Aber an diesem Freudenhimmel zog bald eine finstere Wolke auf. Die gesetzgebende Versammlung der Insel hatte im Dezember ein Gesetz erlassen, nach welchem Sklaven, die als Prediger oder Lehrer auftraten, ohne von ihren Besitzern oder den Behörden dazu ermächtigt zu sein, Peitschenhiebe oder Arbeitshausstrafe zu erwarten hatten, und daß zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang kein Bethaus und keine Kirche geöffnet werden dürfe; auch dürfe kein Sklave an Religionslehrer etwas bezahlen. Dieß Gesetz sollte vom 1. Mai an gelten, ohne die Genehmigung der Englischen Regierung abzuwarten. Damit war Burchell's Hoffnung, die Hälfte der für das neue Gebäude erforderlichen Summe in Jamaika selbst aufzubringen, vernichtet, da ja kein Neger nun dazu beisteuern durfte. Im Ausblick auf die drohenden Stürme tröstete er sich inzwischen mit dem Segen der Gegenwart, indem er bald nach seiner Rückkehr 75 Neger taufen durfte.

Einer derselben antwortete auf die Frage: Peter, liebst du Jesum Christum? — „Massa, mich Christum lieben, das mich thun von ganzem Herzen." — Wie weißt du, daß du Jesum liebst? — „Wie mich wissen? Massa Christus nicht der Sohn Gottes? Er nicht in diese Welt gekommen und vergieß Sein Blut für arme Neger? Wie mich wissen, mich Christum lieben? Wer mich lieben, ich ihn nicht wieder lieben? Wer ist Liebe werth, wenn Er nicht werth? Ich Ihn lieben, Massa! mich fühlen, das ist's, wir es wissen." — Und als einige Neger um ihres Glaubens willen eine schwere Prüfung auszuhalten hatten, so besorgten sie, ihre schwarzen Brüder möchten dadurch zurückgeschreckt werden, und ließen ihnen daher in ihrem gebrochenen Englisch Folgendes wissen: „Sagt wir Brüdern und Schwestern, sie sollen nicht fühlen für uns; sie sollen nicht das Herz verlieren; wir nicht muthlos, wir nicht weglaufen, wir nicht Dieb und nicht Mörder; wir lieben Jesum Christ, wir beten zu Ihm, und wir leiden für Ihn; Ihn Keiner unter uns verlaß; nein, Er uns auch hier glücklich macht. Sagt ihnen, sie müssen beten mit dem Herzen, und wir wollen beten, und wenn sie uns auch 12 Monat im Gefängniß behalten, so wollen wir beten, und wir kommen gewiß, wenn Er bei uns bleibt, mit lauter Lobgesang zu Euch zurück." —

Eine ebenso große Freude war es für Burchell und seinen wackern Mitarbeiter Mann, der ihm jetzt zur Seite stand, daß von den 600 Gliedern der Gemeinde während seiner neun monatlichen Abwesenheit nur ein einziges wegen unordentlichen Wandels ausgeschlossen werden durfte, und auch dieses in aufrichtiger Buße stand,*) sowie daß er endlich in der etwa 9 Stunden entfernten Hafenstadt Falmouth, dem Hauptort des von 26,000 Sklaven bewohnten Kirchspiels, eine Station gründen

*) Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 247 ff.

durfte. Als er dort hin kam, ward er von Hunderten von Negern mit entzückter Freude begrüßt.

Nachdem er mit einzelnen Schaaren derselben gesprochen, kam auch eine alte ehrwürdige Negerin, die schon längst Mitglied der Gemeinde war, und redete ihn an: „Gut, Massa, mich sehr froh, dich zu sehen, mich zu froh; mich komm, Massa meine Familie zu zeigen.“ Und nun führte sie über 100 Negerinnen bei ihm ein, und setzte hinzu: „Mich mehr hab denn dies zurück, und will sie am Sonntag Massa bringen.“ — „Diese Frau,“ setzt Burchell hinzu, „ist eine Sklavin, die eine ansehnliche Erkenntniß des Evangeliums besitzt, und den Weg des Heils aus Erfahrung kennt, und sich für die Ausbreitung der Erkenntniß Christi die möglichste Mühe gab, und auf diese Weise das Werkzeug in der Hand Gottes war, über 200 arme Sünder, wie sie sich ausdrückte, auf dem Wege aufzupicken. Sie mußte wegen ihres Eifers und ihrer brennenden Liebe zu Christo schwere Verfolgungen erdulden, allein unter den härtesten Mißhandlungen erklärte sie freimüthig und freudig, daß sie mit der Hülfe des Herrn Christi, so gut sie immer könne, Alles zum Evangelio einladen werde, was ihr von armen Sündern in den Weg trete.“ —

Mitten zwischen diese Lichtblicke fielen aber auch dunkle Stunden. Seit seiner Rückkehr hatte sich Burchell überzeugt, wie sehr seine leibliche Kraft untergraben war, und wie wenig er auf lange Arbeit hoffen konnte. „Kaum,“ schrieb er, „kann ich noch zweimal an einem Sonntag neben den andern Arbeiten predigen. Es ist etwas Anderes, hier zu predigen, als in England. Unter Englands kalten Gemeinden könnte ich wohl noch Jahre lang wirken; aber hungernden und aufgewachten Sündern in Jamaika zu predigen, wird mich bald aufreiben.“ Doch konnte er fortarbeiten, und auch die wilde Feindschaft der Pflanzer störte ihn für einige Monate nicht, während allerdings seine geistlichen Kinder manche Prüfung ihrer Glaubensgeduld erlitten. Auf manchen Pflanzungen trieb man die Sklaven am Sonntag auf's Feld, um sie vom Gottesdienst abzuhalten; Viele erlitten Streiche, Andere Gefängniß nnd Stock am Samstag Abend und am Sonntag.

Zwei Negern wurden ihre armen Hütten niedergerissen, sie selbst erst in den Stock geschlagen, und dann mit Ketten belastet in das Arbeitshaus gesendet, weil sie — zum Gott des Himmels gebetet hatten. Einer davon zeigte sich indeß so unverbesserlich, daß seine Verfolger an ihm verzweifelten. Weil er im Kerker sonst nichts zu thun hatte, brachte er seine ganze Zeit mit Singen und Beten zu. Der Kerkermeister ging mehrmals zu ihm und peitschte ihn dafür. Aber je mehr man ihn quälte, desto ernstlicher wurde er im Gebet, bis der Kerkermeister ihn deßhalb wieder vor Gericht führte. Aber der arme Mann erklärte rund heraus, daß er um jeden Preis sein Leben fortsetzen werde. „Laßt ihr mich gehen,“ sagte er, so will ich beten; haltet ihr mich im Gefängniß, so will ich beten; laßt ihr mich peitschen, so will ich beten. Beten muß ich, und beten will ich.“ Der Kerkermeister wollte zuletzt, um diesen „Betkerl“ los zu werden, lieber einen Theil seiner Gebühren daran geben, und die Richter erließen einen Theil der Strafe und jagten ihn fort, daß er anderswo bete.

So trugen die harten Maßregeln der Pflanzer zunächst nur dazu bei, daß die Neger die geistlichen Güter des Evangeliums desto mehr schätzen lernten. Nicht bloß die Kirche wurde immer voller, sondern selbst ein edles, christliches Zartgefühl erwuchs in den sonst so stumpfen Negerseelen. Der Fall eines Gemeindegliedes in eine offenbare Sünde verbreitete eine allgemeine, oft in Thränen hervorbrechende Trauer; sie fragten angelegentlich, wie sie sich gegen den Gefallenen zu benehmen hätten, und da ihnen sanfte Milde empfohlen wurde, handelten sie darnach mit solchem Erfolg, daß der Sünder mit Thränen erklärte: „Meine Strafe habe ich verdient; aber ich kann ihre Freundlichkeit viel weniger ertragen,

als wenn sie mich Alle verlassen hätten." — Burchell selbst mußte jetzt schon jede Stunde den Gerichtsdiener erwarten; denn er hatte gegen das obenangeführte, allerdings noch der Königlichen Genehmigung ermangelnde Gesetz Sammlungen für den Bau der neuen Kirche veranstaltet, und dies nicht verhehlt. Seine Feinde, dadurch aufgebracht, ertheilten den erbittertsten aus ihrer Mitte den Auftrag, klagend gegen ihn aufzutreten, und jeden Neger festnehmen zu lassen, der gegen einen Andern auch nur ein Wort von Christo äußere. Burchell mußte endlich vor dem Ausschuß erscheinen, vertheidigte sich aber so standhaft und unerschrocken, daß sie ihn nicht anzutasten wagten, sondern nur mit der Warnung entließen, sich hinfort genau an das neue Gesetz zu halten, weil man sonst ohne Nachsicht gegen ihn einschreiten würde.

Einer der Beamten setzte noch hinzu: „Ihr Missionare seid Leute, die wir hier nicht anerkennen. Ihr habt euch unverlangt und unbegrüßt der Insel aufgedrängt. So lange ihr aus eigenen Mitteln lebt, müssen wir euch nach den Gesetzen dulden. Aber wir haben dieses Gesetz gemacht, um euch zu hindern, daß ihr Geld erhebt, euch ein Einkommen für die Fortführung eures Wesens schaffet, und eure Zahl unter uns sich mehre." Allein in Betreff der Geldbeiträge sprach sich Burchell gegen die Behörde so aus: „Ich erkläre ausdrücklich, daß die Schwarzen, was sie gegeben haben, rein freiwillig darbrachten. Statt von Armen etwas herauszupressen, haben wir beständig die Armen, Alten und Kranken unter unsern Gemeindegliedern unterstützt. Von dem, was unterzeichnet wurde, ist kein Heller in meine Kasse gefallen. Ich habe die Beiträge nur verlangt, um die Miethe unserer Kirche und die Sitze darin zu bezahlen. Man sagt mir, ein Sklave könne keinen halben Gulden für religiöse Zwecke geben, ohne seinen Herrn darum zu betrügen. Aber wenn ein Sklave zwei, drei, vier Thaler für seine Tänze und Belustigungen ausgeben kann, wie reimt sich das mit der Behauptung, er vermöge ohne Diebstahl keinen halben Gulden für die Wahrheit und Rechtschaffenheit hinzugeben? Nein, meine Herren, Sie irren sich sehr. Ein frommer Mensch ist fleißig, ehrlich und mäßig, er kann wohlthätig sein, ohne unehrlich zu werden."

Die Regierung in England verwarf indeß das tyrannische Gesetz der Pflanzer, welche darüber in grimmigem Zorn entbrannten und Versammlung auf Versammlung hielten. Trotzdem wuchs die Zahl der Gläubigen, und Burchell konnte wieder 143 Heiden taufen. Ein durch und durch unwahrer Bericht der Abgeordneten der Insel, welcher als Ergebniß ihrer Untersuchungen meldete: „Der Hauptzweck der Mission sei Gelderpressung bei jeder Gelegenheit und unter den schmählichsten Vorwänden; die Missionare verkündigen die Gleichheit der Menschen und die Menschenrechte, und predigen offenen Aufruhr; sie stiften die äußerste Verarmung und lauter Elend und Unzufriedenheit unter den ihrem Einfluß preisgegebenen Sklaven, beschädigen das Eigenthum der Besitzer und rathen sogar Negerweibern den schändlichsten Weg des Gelderwerbs zu ihren religiösen Partheizwecken an," sollte in England gedruckt werden; aber man schämte sich der groben Lügen und schickte ihn zurück. Doch hatte Burchell noch fortwährend einen schweren Kampf mit seinen Gegnern, aber als es zum Aeußersten kam, und der treue Knecht Gottes endlich auf eine lange Einkerkerung gefaßt war, erklärten auf einmal die Feinde, ihre Klage nicht weiter verfolgen zu wollen. Die Furcht nöthigte sie für dießmal ihr Opfer aus den Händen zu lassen. Aehnliches erlebte Missionar Mann in Falmouth. Die Mission unter den Negersklaven fand dagegen immer mehr Achtung und Anklang in England.

Anfangs 1828 wuchs abermals die Gemeinde in Stadt und Land um mehr als 100 Seelen, und die Kapelle mußte auf's Neue vergrößert werden.

Von einem sterbenden Neger berichtete Burchell damals:*) Er lag auf sein Bett gestreckt, versammelte seine Familie um sich und sagte: „Meine Kinder, ihr seht euern sterbenden Vater. Mich oft für euch beten, mich oft euch vom Heiland sagen, mich oft euch bitten, zu Ihm zu kommen, mich euch jetzt zum letzten Male bitten. Ihr sehet mich sterben; mich gern leben, aber mich nicht wünschen zu leben; mich gern sterben, denn mich einen lebendigen Heiland haben, und zu Ihm gehen. Eure Wege nicht führen zu Ihm, sie führen zum Tod!" Auf die Frage, was ihn im Tode so selig mache, antwortete er: „Christus nicht für armen Neger gestorben? mich Ihn lieben, mich Ihn fühlen nahe, mich Ihn fühlen mein, das mich selig machen, o Herr, nimm armen Neger heim!" An einem seiner Söhne, der ein böser Mensch war, segnete Gott diese Sterbensworte.

Missionar Coultart in Kingston konnte vom Jahre 1828 gleichfalls Erfreuliches berichten.

Am Ostersonntag dieses Jahres, schreibt er,**) hoffen wir gegen 70 Personen zu taufen, deren Glaube und Wandel geprüft worden ist. Ein alter Mann wurde gefragt, ob er fleißig bete. Seine Antwort war: „Ja, Massa! wie kann ich leben ohne Beten!" Man bemerkte ihm, daß ja doch Viele leben, ohne zu beten, und er selbst habe einmal ohne Gebet gelebt. „Ja Massa," sagte er, „aber seitdem ich mich kenne, bin ich nicht mehr im Stand, zu leben, ohne zu beten." Ich fragte ihn: Was sagst du denn, wenn du zu Gott betest? Nun stellte er sich vor mich hin, erhob seine Hände und faltete sie; dann richtete er sein Angesicht hinauf gegen die heilige Wohnung Gottes und sagte mit demüthigem Tone zu Dem, der Gebete hört, er sei ein armer Neger und wisse nicht, wie er mit dem Einen großen Gotte reden solle, der alle Dinge gemacht habe. Der Schluß seines Gebetes lautete: „Du aber, Du großer Gott, löse das Band der stummen Zunge Deines armen Negers, daß ich die Wahrheit reden kann. O öffne sein blindes Auge, daß er in sein eigen Herz sehen kann. Herr! öffne sein taubes Ohr, daß er die Stimme Jesu hören, und Jesum, den Sohn Gottes in sein Herz aufnehmen kann. O Herr! Dein armer Neger kommt zu Dir; laß ihn nicht wieder zurückfallen; halt' ihn fest, halt' ihn fest, guter Vater, um Jesu willen!" — Eine alte Frau aus unserer Gemeinde wurde kürzlich in die Ewigkeit abgerufen. Ihre Leiden waren so schwer, daß sie selten einen Augenblick schlafen konnte; doch empfand sie ein erstaunliches Wohlsein, während ihre irdische Hütte zerfiel. Man äußerte, daß sie lange zu leiden habe. „Ja," sagte sie, „eine kurze Zeit von Schmerzen scheint schon lange für uns arme Geschöpfe; aber Gott ist so gut, daß die Zeit nicht so schwer sein darf; und ich sehe alle Tage auf den gnädigen Jesus, daß Er komme und Seine arme Dienerin heimhole." Ich fragte sie: „Bist du gewiß, daß du auf ewig zu Jesu kommen wirst?" — „Ja," antwortete sie, „Jesus hat mich erkauft durch Sein Blut, und obschon ich ein armes Geschöpf bin, so liebe ich Ihn doch, und Er wird mich nicht hinausstoßen. Ja Massa, ich werde bald bei Jesus sein, und dann werde ich Ruhe finden. Ja, ja, Seine arme Dienerin wird bald an Seinem Herzen ruhen, Er ist zu gut! Er ist zu gut." — Ich kann nicht sagen, was ich fühlte, als ich sie so abgezehrt, so angegriffen da liegen sah, daß sie kaum athmen konnte, und sie doch so kräftig mit uns redete, daß wir in Thränen ausbrechen mußten. Tags darauf besuchte sie Missionar W. Knibb, einen oder zwei Tage vor ihrem Ende. Sie lag auf ihrer Strohmatte, und ihr Kopf lag auf einer kleinen Kiste, welche vermuthlich ihr ganzes Vermögen ausmachte. Als er eintrat, versuchte sie, ihren abgezehrten Körper aufzurichten, aber sie war es nicht im Stande. Ihr Auge glänzte vor Freude, indem sie sagte: „O Massa! ich bin froh, Sie zu sehen, Ich möchte nicht gern sterben, ehe ich Ihnen erzählt, wie gut Jesus ist; Er ist zu gut, zu gut!" Knibb suchte sie auf das Gefühl ihrer Unwürdigkeit zu führen. „O!" sagte sie, „ich weiß, daß ich zu Nichts gut bin, aber Jesus ist für mich gestorben, und mir ist nicht bange, zu sterben und zu Ihm zu gehen." Er betete mit ihr, ergriff ihre Hand

*) Basler Missions-Magazin 1830, II. p. 283.
**) Calwer Monatsblätter 1846, p. 150 ff.

beim Abschied und wünschte ihr einen gesegneten Eingang in das Königreich des geliebten Sohnes Gottes. Sie lächelte und sagte: „Bringen Sie meinem Seelsorger, Herrn Coultart, mein Lebewohl, sagen Sie zu ihm, daß ich wünsche, er möge zwei Kronen bekommen, wann er in den Himmel kommt". — Solche Beweise, schließt Coultart, von der zärtlichen Liebe und Gnade Jesu Christi gegen einen Sünder sind es wohl werth, daß man über das atlantische Meer hinübersegelt. Gott sei ewig gedankt, der unsre Arbeit gesegnet hat. Letzten Sonntag Nacht hatten wir den freudigen Anblick, in unserer Kirche wenigstens 2000 Personen zu sehen und 300 Kinder, die zu unserer Schule gehören. Ja, das Reich Gottes bricht herein.

Bisher war Burchell in Montego-Bai ziemlich einsam gewesen, aber jetzt vermehrte sich die Zahl der Mitarbeiter, und im April 1829 hatte er die Freude, die Meisten derselben bei der jährlichen Konferenz auf seiner Station zu sehen. Sechs Tage lang, an deren jedem gepredigt wurde, dauerte dieses Fest; den Schluß machten die Mittheilungen von den Gemeinden der Insel, deren Gliederzahl um mehr als 2000 in dem verflossenen Jahre gewachsen war. Bereits umgab ein schöner Kranz von Missionsstellen die vor Kurzem noch so verlassene Insel, und das Herrlichste war die Krone aus gläubigen Seelen, deren Edelsteine für den, der ein Auge dafür hatte, herrlich leuchteten. Nehmen wir nur Ein Beispiel aus den Briefen Burchell's:

Letzten Montag, schreibt er, half ich Patrick Grae begraben. Als ich ihn zum ersten Mal in seiner Krankheit besuchte, fragte ich ihn: Nun Freund, denkst du, Gott sei unbarmherzig, daß Er dich so schwer heimsucht? Hast du nicht manchmal Neigung zu klagen? — „Mich zu Gott beten, daß Er mich nicht läßt klagen." — Was gibt dir denn diese Ergebung? — „Mich wissen, Gott thut nicht Unrecht. Er wissen, was das Beste ist. Er thun das Beste." — Hat es dich je gereut, daß du zu Christo kommst? — „O nein! mich reuen, daß ich nicht vorher kommen, mich gar zu froh, mich hören von Jesus Christus." — Und wie ist es dir beim Gedanken an den Tod zu Muthe? — „Mich vergnügt." — Was macht dich vergnügt? — „Die Liebe Christi." — Glaubst du, dein Gebet werde dich in den Himmel bringen? — „Nein, nein!" — Aber denkst du nicht, du werdest in den Himmel kommen, weil du nicht mehr so schlecht bist, wie vorher, sondern ein Glied der Gemeinde wurdest? — „Nein, ich habe kein gutes Ding, an das ich denken kann, nichts als Christus. Sein kostbares Blut." — Warum meinst du, Christus werde dich annehmen? — „Mich Ihn lieben, mich Ihn lieben in's Herz." — Aber wird Er auch wollen? — „Ach Massa! Er nicht Sein Blut vergießen? Er nicht sagen: kommet zu mir? und mich wissen, Er treu!" Möchtest du nicht gerne noch auf Erden mit deinen Mitchristen leben? — „Mich würde gern allen meinen Brüdern und Schwestern sagen, Christum mehr zu lieben, mehr zu beten, näher an Gott zu halten. Mich fühlen, je mehr Gebet, je näher bei Gott, desto glücklicher wir sein." — Einige Tage vor seinem Tode sah ich diesen armen, aber würdigen Jünger des Herrn noch einmal, und redete ihn an: Nun, Freund, du scheinst sehr schwach. — „Ja, Massa, aber der Herr ist gut, sehr gut." — Fürchtest du dich sehr vor dem Tode? — „Nein, Massa; Jesus versprochen, mit mir zu sein." — Wohin wirst du gehen, wenn du stirbst? — „Ich werde in die Heimath gehen." — Wo ist denn diese Heimath? — „Wo Jesus ist." — Was denkst du denn jetzt von der Religion? — Mit glänzendem Angesicht erwiderte er: „Ach, Massa, was aus arm Neger werden, wenn er nicht Religion hören? Was mich denken? mich fühlen! mich nicht fähig zu sagen, was mich fühlen. Es gut, es Neger glücklich machen zu sterben." — Möchtest du wieder gesund werden? — „Mich zu schwach." — Gut, aber wenn Gott es in deinen Willen legte, was würdest du thun? — „Ja" — hier hielt er inne: dann aber sagte er: „nein, nein! mich nichts thun wollen; mich nicht meinen Willen thun; Gottes Willen ist das Beste."

Bald nach jener Zeit konnte Burchell im Juni 1829 zu Savannah la Mar, wo er schon oft gepredigt hatte, eine förmliche Gemeinde gründen. Den maaßlosen Schmähungen gegenüber, welche von Seiten der

Pflanzer noch immer ihn trafen, ließ ein Nordamerikaner, der kein Baptist war, die Schilderung einer Baptistentaufe zu Crooked Spring in einem öffentlichen Blatte erscheinen. Wir kamen, heißt es darin, an das Kirchlein, das zwischen kleinen Hügeln an einem Bache liegt. Von allen Seiten stiegen die Sklaven die Berge herunter und stellten sich, sauber gekleidet, bei der Kirche unter dem Schatten der Bambus- und Sternapfelbäume auf. Der Missionar war schon darin, mit den Täuflingen und den Aeltesten der Gemeinde, die Rechenschaft von ihren Aemtern gaben. Die Taufstunde kam. Wir ritten durch Berg und Wald bis zu einer Stelle, wo der Bach sich ein tiefes Bette gewühlt hatte, rings von steilen Felsenwänden umgeben, die grünes Guineagras und Bambusgehölz bedeckte. Es war ein romantisches Plätzchen. Bei hohem Wasser mochte es hier schrecklich aussehen, jetzt lag Alles in sabbathlicher Stille. Oben auf der Felsplatte lag ein Negerdörfchen zwischen Platanen und Kokospalmen. Die Sonne schien noch nicht in die Schlucht, manche Stelle beleuchtet sie wohl niemals. Zwei kleine Hütten standen hier, daß die männlichen und weiblichen Täuflinge ihre Kleider darin wechseln konnten. Am Bachrande stellte die Versammlung sich nun auf. Es ward gebetet. Dann stieg der Missionar bis an die Brust in's Wasser in einem schwarzen Talar, der um die Lenden gegürtet war. Zwei Negerälteste brachten die Täuflinge heran in's Wasser. Der Geistliche tauchte sie unter und sprach über jeden ein Schriftwort oder sonst einen passenden Spruch. Einige 80 wurden getauft. Ein geistliches Lied schloß die heilige Handlung, und dann kam Alles in der Kirche zusammen, wo die Neugetauften begrüßt und am Tische des Herrn in die Gemeinde aufgenommen wurden. „Das Ganze," mit diesen Worten schließt der Bericht, „war tief ergreifend. Als wir des sittlichen Zustandes des größten Theils der Insel noch vor wenigen Jahren gedachten, der wenig besser war, als das finsterste Heidenthum, ohne irgend religiösen Unterricht der Schwarzen, mit nur Einem schwarzen Lehrer und nur theilweiser Beobachtung des Sonntags; als wir dagegen diesen Augenbeweis vom Erfolg der Missionsarbeit ansahen, und die tüchtige Bildung und Beredtsamkeit des Missionars anschauten, der Leben und Eigenthum der Sache des Christenthums auf der Insel hingiebt; als wir in die Zukunft blickten, auf die sittliche Veredelung der ganzen Bevölkerung umher, und die Wirkung davon bereits in der hübschen Kleidung und der sichtbaren christlichen Freude der Schwarzen vor uns erblickten, wie konnten wir anders scheiden, als mit der Ueberzeugung, daß im Christenthum Kraft und Wohlwollen, im Evangelium wirklich eine gute Botschaft für alles Volk liege. Wir waren keine Baptisten, aber wir fühlten, das ist kein Sektenwerk. Als wir uns überzeugten, wie hoch die Sklaven den religiösen Unterricht halten, und sie in Schaaren des Evangeliums sich freuen sahen, da wendeten wir unsere Gedanken auf die durch theologische Streitfragen zerrissene Christenheit, und verstanden das Wort des Apostels: Der Glaube besteht nicht in Menschenweisheit, sondern in Gotteskraft." — Noch im Herbst 1829 starb zu Lucca der Missionar der General-Baptisten, Alsopp, wodurch die Stationen St. Anna-Bai und Octo-Rios

verwaist wurden, und Burchell gab einen bedeutenden Theil seines eigenen Vermögens hin, um die Uebernahme derselben möglich zu machen. Ende 1829 mußte für die von ihren Besitzern wieder in Beschlag genommenen Gebäude von Crooked Spring eine neue Kirche, Salters Hill genannt, erbaut werden, dazu gab er abermal 6000 Gulden aus seinem eigenen Vermögen her, und da das nicht reichte, machte er Schulden auf seine eigene Person. Er that dies um so muthiger, als gerade jetzt der neue Missionar Cantlow eintraf, der Salters Hill übernahm, wo er über 600 Gemeindeglieder und 1200 Unterricht Begehrende fand, und mit Jubelgesängen begrüßt wurde, während andere neue Sendboten für andere Stationen ankamen.

Diese Hülfe that noth; denn im Februar 1830 starb auch der unermüdliche, rüstige Mitarbeiter J. Mann in Falmouth, der Burchell's treueste Stütze gewesen war. Burchell war an das Sterbelager dieses trefflichen Streiters geeilt, der starb, wie er gelebt hatte, ganz in dem Herrn und Seinem Werke. Nun sollte dessen Stelle ersetzt werden, und Aller Augen richteten sich auf William Knibb, der neben Burchell der berühmteste Name in dieser Mission geworden ist. Es war ein feierlicher Anblick, als die Gemeinde, der man die Wahl überließ, von Burchell ermahnt worden war, nur vor Gott wohlgefällige Gründe ihrer Wahl gelten zu lassen, und nun dieselbe wie Ein Mann sich erhob, beide Hände für Knibb ausstreckend und in Thränen ausbrechend. Burchell weinte mit, und Knibb konnte dem Rufe nicht widerstehen. — Jetzt hatte Burchell wieder freie Hand, und die erste Wirkung davon war die Errichtung einer Predigtstelle zu Gurneys Mount (früher Shepherds Hall), 7 Stunden von der Stadt in den Bergen gelegen. Von seiner Thätigkeit und Seelenstimmung heißt es in einem seiner Briefe aus jener Zeit:

„Kaum bin ich jetzt 24 Stunden zu Hause. In den letzten 10 Monaten reiste ich wohl über 1200 Stunden Wegs, in mancher Woche nicht unter 40 Stunden. Müden Leibes, geängsteten Geistes, selten im Familienkreise, selten bei meiner Gemeinde, und unablässig der Verfolgung in irgend einer Gestalt preisgegeben! — das ist eine Last, stärker als ich tragen kann. Das letzte Postschiff brachte mir einen Ruf an eine Baptistengemeinde in Nordamerika. Müßte ich nicht den Schein vermeiden, als flöhe ich in der Zeit der Gefahr, und bebte zurück, wenn die Anfechtung kommt, so weiß ich nicht, ob ich nicht dem Rufe folgte. Umsonst fragt man mich: Warum thust du so viel? Es verlangt es ja Niemand. — Hier sind Seelen, die nach dem Lebensbrod hungern. Ich darf mich nicht beschränken." — Wie sehr er arbeitete, bezeichnet die Mittheilung eines ihn näher kennenden Herrn, der in England zufällig erzählte: „Dieser Burchell hält 6 Pferde, weil er fast immer auf dem Wege ist; und nie habe ich so durch Anstrengung abgemagerte Thiere gesehen. Ich begreife nicht, wie der Reiter es aushält." —

Und die Arbeit wäre noch nicht das Aufreibendste für ihn gewesen. Aber die Feinde thaten Alles, ihm das Leben zu verbittern. Von den ärgsten Angriffen in den Zeitungen bis zu den kleinlichsten Quälereien ließen sie nichts unversucht. Jetzt sollte sogar nach Abends 6 Uhr (statt wie vorher 8 Uhr) jede religiöse Versammlung den Negern verboten werden. Damit war in der That eigentlich jeder Unterricht für sie abgeschnitten. In Montego-Bai selbst legte man eine hohe Steuer auf die Kapelle, und da diese, als widerrechtlich gefordert, verweigert ward,

nahm man die Lampen daraus mit Gewalt weg. Da aber nicht nur Taufe auf Taufe folgte, und auf der ganzen Insel im Laufe des Jahres 1830 wieder über 2000 Seelen der Gemeinde hinzugethan wurden, sondern auch sonst viel Erfreuliches für die Förderung der Sache Gottes vorging, so ertrug Burchell alle Unannehmlichkeiten mit leichterem Muthe. Seine Gesundheit aber war durch Arbeiten und Sorgen so geschwächt, daß nur eine schnelle Rückkehr nach England ihn dem gewissen Tode entreißen konnte. Im Juli 1831 landete er an dem heimischen Gestade.

In England wollte sich Burchell, dessen Kräfte von übermäßiger Anstrengung sehr erschöpft waren, zunächst erholen, dann aber auch persönlich thätig sein, eine größere Anzahl von Arbeitern für seine Mission zu bekommen. Dieß erschien freilich nicht leicht, da von Jamaika aus die gottlosesten Lügen und Lästerungen über ihn verbreitet worden waren, in Folge deren Argwohn und Vorurtheil ihm jetzt überall entgegentrat. In Allem, was er gethan, wollte man etwas Bedenkliches finden, und schon das rasche Anwachsen der Gemeinden, sowie deren geistliche Ueberwachung wurde ungünstig beurtheilt. Er sah sich daher zu einer öffentlichen Rechtfertigung genöthigt, aus der wir für die nähere Einsicht in das Wesen der Baptisten-Mission Folgendes entnehmen:

„Zur Gemeinde der Montego-Bai gehörten, als ich Jamaika verließ, 1600 Seelen; daneben zählt sie etwa 3000 solche, die regelmäßig das Wort hören. Viele davon wohnen in der Stadt, aber weit mehrere auf dem Lande bis auf 9 Stunden Entfernung. In der Stadt hatte ich jeden andern Sonntag Gottesdienste; dann aber bin ich von 6 Uhr Morgens bis an den späten Abend mit den Negern beschäftigt. In der Woche versammle ich noch einmal die Gemeinde um mich zu Gebet oder Unterredung, und einmal zu förmlichem Gottesdienste. Zwei weitere Abende sind der Besprechung mit denen gewidmet, die noch nicht in der Gemeinde selbst sind, und jeden Tag bin ich etliche Stunden mit einzelnen Gemeindegliedern, Taufbewerbern, Zuhörern, oder mit Aeltesten und Diakonen beschäftigt. Endlich besuche ich die Gemeindeglieder, Gesunde und Kranke, in ihren Wohnungen. An dem freien Sonntag predige und arbeite ich zu Gurney Mount oder Shortwood oder sonst einem (Predigt-) Platze. Oft reite ich noch in's Land hinein, 8—10 Stunden weit, ja zuweilen 12—15 Stunden, um da oder dort zu predigen. Wenn ich versichere, daß ich 13 Wochen lang jede Woche im Durchschnitt 45 Wegstunden, und in 10 Monaten 1570 Wegstunden zurückgelegt habe, so wird, wenn man das Klima und die mangelhaften Reisemittel in Anschlag bringt, meine Mühe und Anstrengung nicht unbedeutend erscheinen. — Um nun bei der großen Zahl und Zerstreuung der Gemeinde die Uebersicht nicht zu verlieren und eine Pflege der Einzelnen möglich zu machen, theilte ich sie in Klassen, und setzte jeder ein erprobtes Gemeindeglied als Führer vor. Die Gemeindeglieder erhalten Scheine, die jedes Vierteljahr erneuert werden, so lange sie des Evangeliums würdiglich wandeln. Diese Scheine müssen an den Abendmahls-Sonntagen in der Kirche vorgewiesen werden. Die Diakonen und ich gehen dann herum, um uns zu überzeugen, daß nur wirkliche Gemeindeglieder da sind. Ich habe mehr als einmal Eindringlinge entdeckt. Diejenigen, welche erst in der Vorbereitung stehen, erhalten andere Zeddel, und ihre Namen werden in ein Buch eingetragen. Sie soll der Klassenführer so oft als möglich besuchen, sich mit ihnen besprechen und sich nach ihnen erkundigen. Er berichtet mir wieder, was er gefunden hat, und Alles kommt zum Namen des Betreffenden in's Buch. Dabei bringt jedesmal der Führer den Zeddel derer mit, über die er Meldung thut, und dies giebt mir Anlaß, mit ihnen zu reden, weil sie dieselben bei mir wieder abholen. Ich gebe sie dann, oder behalte sie, nach Befund der Umstände. Dieses Verfahren giebt mir eine sichere und richtige Erkenntniß der Einzelnen, die ich ohne etwas der Art nicht erreichen würde. Ich bin überzeugt, daß ich demselben eine genauere Kenntniß meiner mehr als 4000 geistlichen Pfleglinge verdanke, als ein Geistlicher in der Heimath von einer nur ein Viertheil so großen

Gemeinde hat. Die Einrichtung mit den Zeddeln scheint mir wichtig, um Betrug zu vermeiden. Versuche dieser Art sind gemacht, aber auch fast immer vereitelt worden. Diese Zeddel dienen den Angehörigen der Gemeinde auf der Reise, um sich einander, oder unsern Missionaren, oder irgend welchen Christen unserer Gemeinschaft auf der Insel kenntlich zu machen." — Die Verleumdung, daß diese Scheine an die Neger verkauft werden, weist Burchell entschieden zurück, und in Ansehung der Geldbeiträge der Schwarzen, gegen welche überhaupt in England viel gesprochen worden, erklärt er: „Spricht man etwa von der Größe dieser Gaben, so bemerke ich, daß ich die Gaben für die Gemeinde allerdings als eine Christenpflicht angesehen, sie deßhalb empfohlen und als durchschnittliche Summe 18 Kreuzer vierteljährlich angerathen habe, weil ich glaubte, so viel könne Jeder leicht aufbringen. Sie sind aber rein freiwillig und wer nichts giebt, wird nicht unfreundlicher angesehen, als wer etwas giebt. Viele geben nichts. Viele empfangen dagegen vierteljährlich eine kleine Unterstützung. Daß dieses Empfangen und Geben mit der regelmäßigen Erneuerung der Scheine, der Zeitersparniß wegen, zusammenfällt, mag wohl zu dem Irrthum über das Verkaufen der letzteren Anlaß gegeben haben. Allein man bedenke, daß es sich um 2000 Menschen handelt, die 3 Stunden im Umkreis zerstreut wohnen, und denen nur der Sonntag für diese Dinge frei bleibt. — — Man hat mit den Waffen der Entstellung seit langer Zeit gegen uns gestritten, und selten hat Jemand sich die Mühe genommen, die Thatsachen selbst zu untersuchen. So oft man dies that, war das Ergebniß vollkommen zu unsern Gunsten. — — Als ich hörte, daß man von Uebelständen und Mißbräuchen unter unsern Negerchristen sprach, suchte ich diesen auf die Spur zu kommen. Trotz der genauesten Nachsuchung fand ich in der Stadt und Umgegend von Montego-Bai nichts der Art. Ich dachte, die Vorwürfe beziehen sich wohl auf abgelegene Gemeindetheile, und ließ mich dadurch bewegen, im innern Lande mehr regelmäßige Stationen zu gründen, um bessere Aufsicht über die Leute zu halten. So entstand Gurneys Mount, etwa 7 Stunden von der Stadt, wo ich 600 Zuhörer habe; so Shortwood, 8 Stunden entfernt; und andere Brüder machten es in ihrer Gegend auch so. Mehr konnten wir nicht thun. Ich behaupte nicht, daß wir damit Allem begegnen. Manches Böse mag im Finstern schleichen; aber ich erkläre feierlich, daß ich nichts davon weiß. Die genaueste, schärfste Untersuchung des strengsten Mannes wäre mir jederzeit willkommen. Wenn solches Böse da ist, so rührt es nicht von Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit der Missionare, sondern von ihrer kleinen Zahl her. — Wenn die große Zahl der jährlichen neuen Taufen die Besorgniß weckt, wir möchten es damit zu leicht nehmen, so glaube ich am Besten zu thun, wenn ich einfach erzähle, wie wir mit der Aufnahme von Bewerbern in der Gemeinde es halten. Ich habe schon bemerkt, wie ich mir von denen Kenntniß verschaffe und erhalte, die regelmäßig zur Predigt sich einfinden. Ich spreche so oft als möglich mit ihnen unter vier Augen und in der Klassenversammlung; die Führer machen mir beständig Meldung über sie, so daß ich sie ziemlich genau kenne, ehe sie sich zur Taufe melden. Bei diesem Anlaß spreche ich dann den Führer noch besonders; ist er ein Plantagen-Sklave, so erkundige ich mich bei den dortigen Gemeindegliedern. Dann wird er erst wieder von Diakonen, unter Zuziehung anderer Mitglieder, und zuletzt noch von mir selbst geprüft. Fällt die Prüfung zu seinen Gunsten aus, so wird sein Name in das Buch der Taufbewerber eingetragen. Jetzt erst werden die Gemeindeglieder aufgefordert, ihn auf's Genaueste zu prüfen. Bei solchen Prüfungen*) fragt man den Taufbewerber, was ihn zuerst zum ernsten Nachdenken über religiöse Dinge gebracht habe; was er von der Sünde, von sich selbst als Sünder und von seiner Gefahr für die Zukunft denke; was er als Sünder verdiene; was Gott sei; wie ihm die Heiligkeit, die Gerechtigkeit Gottes, die Liebe Gottes in der Sendung seines Sohnes erscheine; ob und warum er sich für unwürdig und unfähig halte, sich selbst selig zu machen. Dann fragt man ihn ausführlicher über den Heilsweg, die Person Christi, die Versöhnung, die Liebe Christi; woher er wisse, daß er Christum liebe? daß er eine neue Kreatur sei? Endlich geht man auf die Frömmigkeit, die Pflichten, die Vollkommenheit des Wandels über, und spricht noch mit ihm über die Wirkungen Christi im eigenen Leben des Begnadigten, über Taufe, Abendmahl u. s. w. — Wenn diesen armen Leuten die in England häufige Erkenntniß abgeht, so geben sie dafür oft viel schlagendere Beweise aufrichtiger Bekehrung, als Manche, die ihnen im Wissen weit überlegen sind. Darüber kann ich

*) cf. Basler Missions-Magazin 1850, III. p. 127 ff.

mit freudiger Zuversicht reden. Ich habe ihrer Viele an ihren Sterbebetten besucht, ihre letzten Worte gehört, habe ihre Seele scheiden gesehen und habe innerlich gejauchzt beim Anblick des Wesens, der Einfalt, Kraft und Reinheit der Jesusreligion. Bei Andern war ich Jahre lang Zeuge eines heiligen Wandels unter Noth, Verfolgung und Leiden. Ich hörte das glühende Gebet Vieler und dankte Gott mit Thränen. Ich bin gewiß, wir werden Viele dieser verachteten Leute vor dem Throne Gottes finden, während Manche viel besser Unterrichtete fehlen mögen. — Um Kirchenzucht geben wir uns alle mögliche Mühe. Noch neben der Einrichtung mit den Klassenführern, die fast Alles an's Licht bringt, giebt es eine jährliche Untersuchung, die trotz der vielen damit beschäftigten Personen fast 4 Monate in Anspruch nimmt, und wo die Missionare wohl 100 Wegstunden machen, um den Zustand ihrer Gemeinden genauer zu erforschen. Jeder Einzelne wird da so genau vorgenommen, als gälte es, ihn zur Taufe vorzubereiten; und die begabtesten und erprobtesten Christen in der Gemeinde thun dasselbe und legen ihren Erfund bei uns nieder. Christen aus Europa, Baptisten und Andere, erklärten sich hocherfreut über den lautern Sinn und Geist unserer Leute, und unser verewigter Bruder Mann, der als schottischer Baptist sechs Monate während meines ersten Besuchs in der Heimath die Station Montego-Bai besorgte, und den ich erst bei meiner Rückkunft persönlich kennen lernte, gab mir damals die Versicherung, nie eine so wohlgeordnete Gemeinde gesehen zu haben. — — Davon bin ich gewiß, daß jeder aus unserer Einrichtung erwachsende Fehler auch durch sie beseitigt werden kann. Uebrigens sind wir gar nicht so eigensinnig, um nicht sogar unser ganzes System mit einem andern zu vertauschen, das besser für die Sache wirkt, die uns allein am Herzen liegt, für die Verbreitung der Erkenntniß und Liebe unsers Erlösers."

Die Verbreitung dieses Aktenstückes gewann der Mission viele Herzen, und große Summen wurden für dieselbe dargebracht. Indem zugleich die Grausamkeiten, welche die ausgezeichnetsten Negerchristen von Seiten der Pflanzer erlitten, jetzt bekannter wurden, stieg in England die Entrüstung nicht bloß gegen den Sklavenhandel, sondern auch gegen die Sklaverei überhaupt. Es war, als ob Tausenden erst jetzt die Augen aufgingen, zu sehen, wie man sich bisher an den Negern versündigt hatte, und im Parlamente wurden die kräftigsten Reden gegen die Sklaverei gehalten. Die Kunde davon kam auch nach Jamaika, und während die Pflanzer laut aussprachen, daß sie der Befreiung der Neger den äußersten Widerstand entgegensetzen würden, entstand in den Letzteren der heimliche, langsam reifende Plan, das Joch ihrer Unterdrücker bei erster Gelegenheit abzuwerfen. So war gegen Ende 1831 eine große Gährung in Jamaika, die Weißen behandelten ihre Sklaven wieder härter, und diese fühlten sich dadurch zu trotzigem Widerstande gestachelt. Ein Gerücht lief unter den Negern um, der König habe ihre „Freiheitspapiere" ergehen lassen, und um Weihnachten würden sie ankommen. Alles war voll stiller, sehnsüchtiger Erwartung, und die armen Schwarzen weideten ihre Seelen in der Stille an dem süßen Traum der Freiheit, indeß sie unter der Sklavengeißel bluteten. So standen die Sachen, als Burchell nach glücklich beendetem Geschäft in der Heimath Ende 1831 mit dem neuen Missionar Dendy nach Jamaika sich einschiffte. Eine lange stürmische Seefahrt brachte ihn, von bangen Ahnungen bewegt, an die geliebten Küsten. Am 7. Jan. 1832 landete er wieder im Hafen von Montego-Bai, und ward nicht wenig überrascht, als ein Boot der Kriegsfregatte Blanche bei ihm anlegte. Ein Lieutenant mit vier Soldaten kam an Bord, fragte nach Burchell und forderte ihn auf, ihm sofort auf die Blanche zu folgen, und zwar „auf Befehl des Kriegsgerichts."

Der Aufruhr, der für Pflanzer und Sklaven, für Missionare und Ge-

meinden gleich verderblich wurde, war vor wenigen Wochen ausgebrochen. Die ersten Anzeichen wurden auf Salt Spring bei Montego-Bai bemerkbar. Am Tage vor Weihnachten kam ein Neger vom Lande zu Missionar Knibb nach Falmouth und meldete ihm: „Die dortigen Leute sagen: Freipapier ist heraus; nach Weihnachten arbeiten wir nicht mehr." Dieses Gerücht tauchte fast zu gleicher Zeit an vielen Orten auf und es kam da und dort zu Gewaltthätigkeiten, und ohne die Bemühungen der Missionare würden deren noch mehr geschehen sein. Am Tage nach Weihnacht gingen die Missionare Knibb, Whitehorne, Gardner und Abbott noch zusammen von Montego-Bai nach Salters Hill, wo an diesem Tage eine neue Kirche zu eröffnen war, ohne etwas Arges zu ahnen. Dort trafen sie auch das Gerücht von dem „Freipapier," und als sie dagegen sprachen, murmelten etliche von den gereizten Negern von Bestechung ihrer Lehrer mit dem Gelde der Pflanzer. Es war der erste und der letzte Gottesdienst in der neuen Kirche, die bald nachher durch die den Brand ihrer Gebäude rächende Hand der Pflanzer ein Aschenhaufen war. Bald gerieth Alles in Verwirrung und die grausesten Scenen kamen allerwärts vor theils durch die Neger, theils durch das Militär. Dabei betrachtete man die Missionare als die Anstifter des Aufruhrs, und alle gefänglich eingebrachten Schwarzen wurden im Verhör ausgefragt, ob ihr Prediger ihnen nicht gesagt habe, nach Weihnachten würden sie frei sein. Am letzten December wurde die Insel in Kriegszustand erklärt, und es stand nicht lange an, so wurden sämmtliche Missionare festgenommen. Man brachte sie nach Montego-Bai, wo sie Zeugen schauerlicher Scenen wurden. Sie sahen den wilden Blutkampf der Sklavenverzweiflung mit der äußersten Militärstrenge. Die Häuser, welche sonst an den Bergen umher ein so reizender Schmuck gewesen, standen in Flammen. Vor der Stadt lagen zwei Kriegsschiffe; Wachtboote zogen hin und her, und auf der Landseite sah man überall die Musketen blitzen. Die Missionare wurden sodann von einer Behörde zur andern geschleppt, und im Gerichtshause von Officieren und Gemeinen mit den rohesten Flüchen und den wildesten Drohungen empfangen. Mit Jubel sprachen diese davon, sie des andern Tages zu schlachten. Am späten Abend rettete sie ein Hafenzollbeamter, der ihre Freilassung gegen Sicherheit auswirkte; doch durften sie die Stadt nicht verlassen. Die Zeitungen der Insel jubelten über ihre Gefangennehmung, und eine sagte: „Erschießen ist ein zu ehrenvoller Tod für Menschen, die so viel Blutvergießen und Vermögensverlust verschuldet haben. Es giebt schönes Galgenholz in den Kirchspielen St. James und Trelawney, und wir hoffen und wünschen, daß alle die methodistischen Prediger, die man des Aufruhrs schuldig findet, dasselbe schmücken werden."

So stand es auf dem Lande, als Missionar Burchell ankam und festgenommen wurde. Man hatte sich alle Mühe gegeben seiner habhaft zu werden. Jetzt hatte man ihn; aber da nichts auf ihn gebracht werden konnte, ward er nach 33 Tagen wieder in Freiheit gesetzt. Seine Freunde riethen ihm, die Insel zu verlassen, da Manche der wüthenden Feinde sich förmlich das Wort gegeben hatten, ihn niederzuschießen. Schon machte er Anstalten, für kurze Zeit nach Nordamerika überzusegeln,

als er plötzlich wieder gefänglich eingezogen wurde. Man hatte endlich einen Neger, Namens Stennet, gefunden, der sich dazu hergab, zu versichern, daß Burchell und Gardner ihn beauftragt hätten, den Negern zu sagen, sie würden frei werden, wenn sie darum beten und kämpfen. Als der Verhaftete das Schiff verließ, um sich an das Land zu begeben, wo der größere Theil der Weißen wörtlich nach seinem Blute dürstete, da fielen seine Frau und seine Freunde auf dem Schiffe in ihrer Herzensangst unter heißen Thränen auf die Kniee vor Dem, der da gesprochen: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen! Das Boot näherte sich dem Lande, da die wüthende Menge tobte. Der Bootführer rief den Ruderern zu, sich mit aller Kraft auszulegen; dann drehte er plötzlich das Steuer, und das Boot flog an eine Uferstelle, die freier von Menschen war. Aber wüthend stürzte der Pöbel gegen Burchell daher. Einer stieß mit einem Dolche nach ihm, der seinen Rock durchschnitt, dann aber ohne Schaden abglitt. Tobend drang der wilde Haufe nach; die Einen zischten, die Andern grunzten und fletschten die Zähne nach ihm; noch Andere spuckten den Mund voll Wasser nach ihm; Viele schwangen ihre Mordwaffen nach ihm und schrieen: „Sein Blut her! rußt ihn! hängt ihn!" doch kam er unter dem Schutze der farbigen Milizen glücklich in's Gerichtshaus, wo freilich lauter Richter saßen, die schon allerlei Gewaltthätigkeiten gegen die Mission verübt hatten. Man fragte ihn, ob er einen gewissen Stennet kenne, der sich für einen Klassenführer seiner Gemeinde ausgegeben und die gefährliche Angabe gemacht hatte. Burchell verneinte es, und als man ihm den Mann vorführte, erinnerte er sich wohl dunkel, ihn einmal gesehen zu haben, wußte aber auch gewiß, daß er weder Klassenführer noch Gemeindeglied war. Beide wurden sofort in den Kerker abgeführt. Man hatte kein Mittel unversucht gelassen, um Zeugen gegen Burchell aufzubringen. So sperrten sie einen seiner treuen Hausdiener 24 Stunden lang mit einer Glutpfanne, auf die Schwefel geworfen wurde, in ein Gemach mit den höhnischen Worten: „Du mußt einen Vorschmack der Hölle bekommen, ehe du hineinfährst." — Eine Negerin, Susanna Mackenzie, wurde mit drei neuen Peitschen gegeißelt und bekam wohl 300 Streiche, weil sie nichts gegen Burchell aussagen wollte; ja, man suchte sie an den Galgen zu bringen, und als dieß fehlschlug, schickte man sie wenigstens noch in das Arbeitshaus. — Ein Arzt, der einen Neger gefangen genommen hatte, fragte ihn: „Hat nicht Herr Burchell dich zum Aufstand gereizt?" Und als er dieß verneinte, hielt ihm jener die Pistole vor mit den Worten: „Augenblicklich sage die Wahrheit, daß er es that, oder ich schieße dich nieder!" In der Angst sagte der arme Schwarze: „Ja, Massa, wahr, es fällt mir gerade ein; die Nacht, ehe er wegging, hat er so etwas gesagt." Doch hielt man diesen Zeugen nicht für zulässig. Inzwischen schrieb Burchell aus dem Kerker an seine Gesellschaft: „Ich versichere Sie feierlich, daß ich an jeder Verbindung oder Mitwissenschaft mit diesem unseligen Aufruhr so unschuldig bin, wie ein kleines Kind, daß ich in keiner Weise, auch nicht der entferntesten, damit zu thun hatte. Ich sitze im Kerker. Welche Gerechtigkeit kann ich von Leuten erwarten, die so unverholen

nach meinem Blute dürsten? O, beten Sie für mich, beten Sie für uns! wir brauchen es. Niemand kann unsere Leiden schildern. Sie sind sehr, sehr bitter. Ich kann sagen: Thränen sind meine Speise Tag und Nacht. Unparteiische Untersuchung fürchten wir nicht und brauchen sie nicht zu fürchten. Erpreßt man nicht durch Galgendrohung oder durch Versprechung des Lebens an Solche, die den Tod durch wirkliche Rebellion verwirkt haben, oder durch Bestechung meineidiger Menschen ein Belastungszeugniß gegen uns, so muß unsre Unschuld so klar werden, wie die Sonne am Mittag." — Aber Woche auf Woche schwand dahin, und Gardner begann fast muthlos zu werden. Da tröstete Burchell diesen seinen Leidensgefährten und sprach: „Du weißt, mein lieber Bruder, deine gänzliche Unschuld in dieser Sache, und ich weiß die meinige. Unsere einzige Zuflucht ist Gott. Wir haben Ihm in vergangenen Tagen getraut und immer den Gott in Ihm gefunden, der ferne ist und der nahe ist. Du weißt, was das Gebet schon gethan hat, was Hiskia that, als ihn der König von Assyrien bedrohte, wie er in's Haus des Herrn ging und Ihm sein Anliegen vorbrachte. Wir, mein Bruder, sind vom Hause des Herrn jetzt abgesperrt, aber vom Angesicht des Herrn sind wir nicht ausgeschlossen. Die Riegel dieses Kerkers hindern uns nicht, zum Gnadenthron zu treten. Laß uns unsere Sache Gott vortragen, dem wir mit Freuden dienen; vielleicht, daß er uns erhören und Befreiung senden will." Und sie beteten zum Herrn vom Abend bis zum Morgen, und eine Stunde hernach brachte ihnen Jemand die Kunde, daß Stennet, unfähig, seine Gewissensqualen länger zu ertragen, der Obrigkeit freiwillig eingestanden habe, wie er einen falschen Eid gegen die Missionare geschworen hätte. Kaum hatte nemlich dieser Unglückliche die Wirkung seines Zeugnisses wahrgenommen, als sein Gewissen aufwachte und ihm keine Ruhe mehr ließ. Um ihn und damit den Prozeß zu sichern, ward er auch eingesperrt. Aber seine Angst und Qual wuchs so, daß man fürchten mußte, er werde die Gerichtssitzungen nicht mehr erleben. Endlich schickte er zu einem Verwandten, dem er bekannte, zum Meineid bestochen worden zu sein. Er gab dieses Bekenntniß vor der Obrigkeit, trotz aller Einschüchterungen derselben, eidlich zu Protokoll, bezeichnete die Personen, die ihn bestochen hatten, und wiederholte ihnen in's Angesicht seine Angaben. Dennoch zögerten die Behörden, die unschuldigen Missionare frei zu lassen. Unterdessen wurden, da der Kriegszustand schon aufgehoben war, also die Freiheit, nach Herzenslust Menschen zu tödten, aufhörte, die Gebäude und Kirchen der Mission unter den Augen der Behörden niedergerissen, am 19. Februar 1832 lagen nur allein im Westen der Insel 10 Kirchen in Schutt. Ueberhaupt kannte die Rache der Kolonisten keine Gränzen. Mann und Weib hieben und schossen sie während des Kriegszustandes erbarmungslos nieder. Unter rohen Späßen verurtheilten sie Schaaren derselben zum Galgen. An strengen Beweis vor dem Kriegsgericht dachte Niemand, und aus dem Saal der Gerechtigkeit war ein Schlachthaus geworden. Ein Neger, der in Burchell's Haus gedient hatte, war auf den Tod angeklagt, weil ein Advokat versicherte, er glaube ihn in Zusammenhange mit dem Aufstande, und wurde hingerichtet. Neger, die Burchell gar nicht kann-

ten, die zur presbyterianischen Gemeinde gehörten, fragte man aufs dringendste, was ihnen Burchell gesagt habe. Man legte ihnen selbst dergleichen Aussagen in den Mund, und wer nichts gegen ihn auszusagen vermochte, der war ziemlich sicher, verurtheilt und sogleich gehängt oder erschossen zu werden. Ja, so hirnlos war das Gericht, daß Einer, den man zur Hinrichtung führte, dieß nicht einmal wußte, weil man vergessen hatte, ihm das Urtheil anzukündigen. Als er die Soldaten im Hofe sah, in den er geführt wurde, fragte er den Beamten erstaunt: „Wo wollt ihr mich hinbringen? was wollt ihr mit mir machen?" Die rohe Antwort war: „Das wirst du gleich sehen." Als er an der Richtstätte angelangt war und die Soldaten sich rüsten sah, fragte er angstvoll wieder: „Was habt ihr mit mir vor?" Die einzige Antwort war, daß der befehligende Officier ihm die kurze Jacke vom Rücken riß, sie ihm über den Kopf warf und die Aermel ihm um den Hals band, daß er nichts sehen konnte. Der Officier selbst zog dann den Strick fester an, mit dem ihm die Hände gebunden waren, trat weg und rief: „Feuer!" In einigen Sekunden lag der Arme als Leichnam am Boden. — Manche kostete bloß der Umstand das Leben, daß sie Baptisten waren und in der Sache des Evangeliums viel Eifer zeigten. Sie waren Märtyrer ihres Glaubens und Opfer lange angesammelter Rache unter der Form des Rechtsspruchs. Viele leuchteten herrlich als wahre Kinder Gottes unter diesen schweren Umständen.*) So wurde ein alter Neger von ausgezeichnetem Christensinn zum Tode verurtheilt. Auf dem Wege zu dem Baume, an dem er sterben sollte, trat er zu dem Aufseher, der die Ursache seines gewaltsamen Todes war, versicherte seine Unschuld und sagte: „Nun, Buscha, ich verzeihe dir, und ich bitte Gott, daß er dir vergebe und langes Leben schenke, und daß du noch vor dem Sterben deine Sünde erkennest, daß du nicht in der andern Welt sterben müssest."

Burchell selbst mußte endlich nach abermals 33 Tagen freigelassen werden, da auch kein Schein von Rechtsgrund gegen ihn vorhanden war. Viele seiner schwarzen Gemeindeglieder kamen trotz aller Gefahr herbeigeeilt, um den geliebten Seelsorger mit jubelnder Freude zu bewillkommnen, wobei sie die edelsten Gesinnungen auch gegen ihre mordlustigen Feinde, ihre Bereitwilligkeit, für dieselben zu beten, ausdrückten, u. A. sagten, auch Paulus sei ja als Saul ein Zerstörer der Gemeinde gewesen. Allein noch war die Gefahr für Burchell nicht vorüber; eine Mörderbande rottete sich gegen ihn zusammen. Die treuen Neger bewachten sein Haus und alle Zugänge, und bald merkte man, als es dunkel wurde, die Vorzeichen eines drohenden Angriffs. Ein Haufe weißer Leute zog mit Geschrei heran, forderte Burchell's Auslieferung und drohete das Haus niederzureißen. Nur mit Mühe konnte militärische Hülfe herbeigeschafft werden. Selbst als man ihn auf einem Boote an Bord eines Kriegsschiffes bringen sollte, suchte man durch ein durchlöchertes Boot ihn in Lebensgefahr zu setzen. Ja, als er schon an Bord des Schiffes war, wollte man ihn durch Einen, der ihm Freundschaft heucheln sollte, wieder an's Land locken, da man bereits Theer angekauft

*) Basler Missions-Magazin 1850, III. p. 149.

hatte, um ihn plötzlich mit Theer und Federn zu überziehen und dann anzuzünden. So verließ denn der schwergeprüfte Streiter Christi das Land seiner Arbeit, nachdem er dort 33 Tage als Gefangener an Bord der Schiffe, und ebensolange im Kerker der Stadt zugebracht hatte. — Auf wunderbare Weise strafte aber Gott bald Einige der weißen Uebelthäter, die den Christennamen nur Christo zur Schande führten. Ein Kapitän war so voll grimmigen Hasses wider die Mission, daß er öfters sagte: „Das wäre meine Herzenslust, den Missionar Burchell erschießen zu sehen.“ Bald darauf starb er eines schauerlichen Todes. Ein Aufseher, der seit Jahren ein bitterer Feind und Verfolger der Christen gewesen war, stieß eines Tages gegen einen Negerchristen zu Anotta-Bai gerade fürchterliche Flüche aus; da that er einen Schrei, und in wenig Stunden war er todt. Zu Lucca betheiligte sich selbst der anglikanische Pfarrer bei der Zerstörung der, wie er sagte, „verfluchten Baptisten-Kapelle;“ auch ein Arzt wollte dabei helfen, und sprengte eifrig herzu, damit er den ersten Axthieb thue. Bald darauf geriethen diese Beiden, der Pfarrer und der Arzt, in Streit, und forderten sich zum Zweikampf, worin der Pfarrer einen Schuß erhielt, der erst seinem Verstande und kurz darauf seinem Leben ein Ende machte. Ein Herr M. half Burchell's Kirche in Montego-Bai niederreißen, und bewirthete mit dem Abendmahlswein unter rohen Späßen seine Gesellen. Er wollte Burchell eigenhändig erschießen, es folge darauf, was da wolle. Sieben Monate später war er zu einem Gastmahl auf einem benachbarten Landgute. Ein paar Pistolen lagen auf dem Tische, und gingen von Hand zu Hand. Zuletzt spielte ein Plantagen-Aufseher damit, zielte im Scherz auf M., und schoß ihn nieder. Er starb nach dreitägigem Leiden. Ein gewisser C. endlich, der Burchell bei seiner Landung mit auflauerte, wünschte, derselbe möchte beim Herübersteigen vom Schiff auf die Landungstreppe fallen und den Hals brechen. Kurze Zeit darauf war er auf eines der anwesenden Kriegsschiffe mit zu einem Ball geladen. Nach Mitternacht kehrte er zurück, fiel auf derselben Landungstreppe, und starb am Brande. Aehnlich ging es noch vielen Andern, die unter den Neger-Peinigern um jene Zeit sich braudmarkten, so daß mehrere Personen, die zuvor den Glauben an eine göttliche Vorsehung verworfen hatten, jetzt davon überzeugt wurden.

Nachdem er Jamaika verlassen, beabsichtigte Burchell nach New-York zu segeln. Aber kaum hatte er die Fahrt begonnen, als ein furchtbarer Sturm losbrach. Der Steuermann verlor den Kopf und den Kurs, das Fahrzeug bekam einen Leck, und bald trat auch Mangel an Lebensmitteln ein. Da ließ sich Burchell die Seekarte geben, ergriff die Leitung, und brachte das Schifflein glücklich in den Hafen von Baltimore, nachdem eben das letzte Stückchen Zwieback aufgezehrt war. In Nordamerika blieb er, theils auf Reisen, theils als Prediger bei einer Baptistengemeinde beschäftigt, vom April bis zum August 1832, da er endlich nach England berufen wurde. Auf dem Schiff, das er bestiegen, brach die Cholera aus; er aber that als Geistlicher und als Arzt unerschrocken seine Schuldigkeit; die Seuche verschwand, und im September begrüßte er mit Freuden wieder die Englische Küste. Er war entschlossen, nun

Alles zur Befreiung der Sklaven aufzubieten, und auch Knibb kam von Jamaika und half ihm. Die Baptistengemeinden hatten schon im April einen allgemeinen Bettag für diese große Sache gehalten. Burchell und Knibb durchflogen nun England und Irland, und schürten durch gewaltige Reden den heiligen Brand. In einer derselben sprach Burchell vor einer großen Versammlung Folgendes:

„Unsere Gesellschaft hat seit 20 Jahren in Westindien gearbeitet; elf davon habe ich dort zugebracht. Meine Brüder und ich wurden in unserm Wirken durch den lauten Anprall der Sklaverei gehemmt. Unser guter Name wurde angegriffen; man hat uns verfolgt und eingekerkert; aber wir sind unter alle dem fröhlich gewesen, ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen zu haben. Statt zu beklagen, was wir etwa zu leiden hatten, preisen wir Gott dafür, daß Er uns im Lande der Knechtschaft der Neger arbeiten ließ; wir rechnen den Tag unserer Landung an seinen Gestaden unter die glücklichsten unsers Lebens, denn wir achten es als eine hohe Ehre, daß wir gewürdigt wurden, für die Sache Christi zu leiden. Wir erwarteten kein Leben voll Lust und Ruhe, sondern wir dachten an das Wort des Heilandes an seine Jünger: Siehe, Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe ꝛc.; aber wir trauten auf die Verheißungen des wahrhaftigen Gottes, und Er hat uns in der Stunde der Anfechtung nicht verlassen, und es hat uns an Keinem des Guten gefehlet, das Er uns geredet hat. Der Erfolg hat unsre Mühe und Arbeit weit aufgewogen. Es sind jetzt 24 Gemeinden in Jamaika, und das Benehmen ihrer Glieder während der letzten Unruhe hat das schönste Zeugniß für die Reinheit ihres Glaubens gegeben; denn nie habe ich in dieser furchtbaren Zeit auch nur ein hartes Wort von Einem derselben gegen ihre Unterdrücker gehört. Wenn sie von ihnen sprachen, geschah es im Tone des Mitleidens und Erbarmens. Sie flehten von Herzen um Vergebung für diejenigen, welche sie zu Tode hetzten. In liebender Theilnahme für ihre Prediger vergaßen sie völlig sich selbst. Während meiner Kerkerhaft durfte ich täglich eine Stunde frische Luft schöpfen, unter der Bedingung, daß ich nie mit einem der eingesperrten Neger spräche. Ein siebzigjähriger Mann, der unter den ersten gewesen war, die 1824 zu einer Gemeinde in Montego-Bai zusammentraten, rief mir durch sein Gefängnißgitter zu: aber ich that, des gegebenen Versprechens eingedenk, als merkte ich es nicht. Dieß wiederholte sich 3 Tage nach einander. Am 4. Tage war ich entschlossen, auf jede Gefahr hin, dem guten Mann zu antworten. Ich ging zu seiner Zelle hin; aber er war nicht da. Ich rief ihm; da hörte ich seine Ketten rasseln, und im Augenblick trat er an's Gitter, Thränen in den Augen, und sagte: „Prediger, was mich fühlen macht, ist Prediger in Noth sehen. Mich selber kann es tragen, mich gern leiden, was Gott will. Aber wann ich Prediger sehe, er Vater und Mutter verlassen und sein Land, und kommen mich lehren, das mehr als ich tragen kann. Aber thut nichts, Massa! nur Muth, nur guten Muth, wir wissen, unser Heiland mehr leiden, als wir leiden." Solche Ansprache hatte ich nicht erwartet; ich hatte mich auf ein Wort des Trostes für den guten Alten gerüstet. Als ich frei wurde, bedrängten mich die lieben Leute fast mit den Aeußerungen ihrer Theilnahme. Sie sagten von den Verfolgern: „Wir wohl wissen, sie gottlos, aber wir für sie beten müssen." — Eine schwarze Wolke hing damals über die Kirche Christi. Allein, wenn auch die Einzelnen litten, die Kirche war unbeschädigt, denn sie blieb auf den Felsen gegründet, und die Pforten der Hölle durften sie nicht überwältigen. Die Sklaverei erhob den Arm der Verfolgung gegen das Christenthum, und hätte es zu Boden geschmettert. Aber der Streich, mit dem sie die Heiligthümer des lebendigen Gottes niederschlug, versetzte ihr selbst eine Todeswunde. Aber obwohl das Ungeheuer noch Monden lang im Todeskampfe sich bäumte und nicht weichen wollte, jetzt liegt es kraftlos da und wird in wenigen Tagen den Geist aufgeben. Noch ist unser Triumph nicht vollständig, unsere Freude nicht ungemischt. Denn wo sind unsre Gotteshäuser? Der Feind hat sie in Brand gesteckt und dem Boden gleich gemacht, und die Gottlosen zertreten ihre Asche. Dreizehn derselben liegen in Trümmern, und 20,000 Neger haben keinen Ort, wo sie dem Herrn dienen können. Soll diese Verwüstung fortdauern dürfen? Sollen diese Tausende, deren Sammlung so viel Zeit, Mühe, Kosten, und so edle Menschenleben forderte, verschmachtet bleiben wie Schafe ohne Hirten? Wollt ihr sie auf das Erbarmen derer werfen, die die Religion Jesu Christi hassen? Nein gewiß nicht. — — —"

Solche Reden wirkten. Im Sommer 1833 ward im Parlament die Freilassung aller Sklaven auf Englischen Besitzungen beschlossen, und dieser Beschluß unterm 28. August vom König genehmigt. Vom 1. August 1834 an sollten die Sklaven frei sein, aber durch eine sechsjährige Lehrlingszeit erst allmälig an die Freiheit gewöhnt und für dieselbe vorbereitet werden. Den Pflanzern ward die Summe von 240 Millionen Gulden als Schaden-Ersatz zugewiesen; Burchell aber sammelte in England für den Wiederaufbau der zerstörten Baptistenkirchen auf Jamaika, und empfing an milden Gaben 120000 Gulden. Hier aber war der Kampf noch lange nicht entschieden, da die Sklavenhalter nichts unversucht ließen, ihre Sklaven zu behalten, bis der neue General-Gouverneur, Graf Mulgrave, mit entschiedner Hand durchgriff, und die erbitterten Pflanzer zur Vernunft brachte. Der 1. August 1834 kam, und es war ein großes Gefühl, die Stunde zu feiern, die 800,000 Seelen von der niedrigen Stufe des Hausthiers zu dem edlen Rang des freien Menschen emporhob. Kein civilisirtes Volk aber hätte nach einem unerwarteten Siege mehr Zartgefühl und Vergessen des Vergangenen beweisen können, als diese Sklaven bei der entscheidungsvollen Umwandlung dieses Tages bethätigten. Die Neger selbst wollten an diesem Tage nichts von Lustbarkeiten wissen; ein heilig stiller Sabbath reiner Freude sollte der Tag sein, an dem von früh bis spät die Gotteshäuser von Seelen erfüllt waren, die sich in Strömen demüthigen Dankes vor Gott ergossen.

„Nie," schreibt Missionar Abbott, „habe ich gedacht, und am Wenigsten in den letzten zwei Jahren, so etwas erleben zu können, wie das, was meine Augen am 1. d. M. (August 1834) sahen. Wir hatten beschlossen, auf jeder der Hauptstationen im Westen der Insel Gottesdienste zu halten, und damit Sammlungen für den Wiederbau der Kirchen zu verbinden. Auf den Nebenstellen, wie Greenwich (Grihnitsch) Hill, Gurneys Mount u. A. hatten wir schon wochenlang durch unsere Predigten vorbereitet. Am 27. Juli predigte ich hier über Jerem. 29, 7: Suchet der Stadt Bestes ꝛc. Am 28. taufte ich 10 Personen. Am 31. hielten wir eine zahlreich besuchte Gebetsversammlung. Am 1. August war die Kapelle, der Hof und die umliegenden Straßen gedrängt voll Menschen. Ich sprach über Psalm 107, 8, und am Abend über Joh. 8, 36. Die Steuer betrug über 480 Gulden. Am Samstag bei der Betstunde war wieder Kapelle und Hof voll. Am Montag taufte ich 25 Heiden und wiederholte, auf den dringenden Wunsch der Diakonen und Klassenführer, die Hauptgedanken meiner Predigt über Jer. 29, 7. Unsere Versammlung war fast noch größer, als an dem ewig denkwürdigen Freitag. Es waren mehr als 3000. Nach der Predigt durften wir 35 Brüder und Schwestern am Tische des Herrn willkommen heißen; wir waren unserer 1200 bei dieser Feier. Es wehte der Pfingstgeist um uns in diesen Tagen."

Man kann sich denken, wo Burchell's Herz an jenem Tage war, und wie er sich nun nach Jamaika zurücksehnte, dem er in langsamer Fahrt entgegeneilte. Unterwegs sollte er predigen, und that es mit Freuden. Eine Predigt über Joh. 11, 36: „Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt!" gewann ihm die Zuneigung der Leute, besonders des berühmten komischen Schauspielers Charles Matthews, der auch mit auf dem Schiffe reiste. Aber ein Geistlicher der Englischen Staatskirche, der gleichfalls mitfuhr, wollte nicht leiden, daß Burchell wieder predige. Der Kapitän, welcher den Streit entscheiden sollte, sagte: „Mein Schiff ist englisch, und darum stehen mir alle Glaubensbekenntnisse gleich." Matthews aber, der nun aufgefordert wurde, seine Meinung zu sagen, erklärte: „Der ehrwürdige Herr von der Kirche ist mir sehr angenehm bei

einem Spiel Karten oder einer Flasche Wein, aber mein Beichtvater soll er nicht werden; Burchell soll so gut sein und fortfahren!" So geschah es, und da der beleidigte Pfarrer sich durch Unhöflichkeit an dem Baptisten rächte, strafte ihn der Schauspieler dadurch, daß er eines Mittags bei Tische Geberde und Stimme des Mannes so täuschend nachmachte, daß die Gesellschaft gar nicht mehr wußte, welches der Pastor und welches der Schauspieler sei, und bald diesen bald jenen erstaunt ansah. Da nahm der Komiker wieder sein gewöhnliches Wesen an, und drohte lächelnd dem Pfarrer, so fortzufahren, wenn er fortführe in seiner Unhöflichkeit gegen Burchell. Als aber das Schiff am 29. September im Hafen von New-York anlegte, und die Reisenden im Begriff waren, an's Land zu gehen, suchte der Schauspieler den Missionar auf, dankte ihm und drückte ihm die Hand mit den Worten: „Wir müssen nun scheiden, und ich schäme mich nicht, zu bekennen, wie sehr es mich bewegt, daß wir hinfort so verschieden arbeiten werden. Ich soll die Leute unterhalten, Sie sollen ihr höchstes Wohl fördern. Gott segne Sie!" — Und wirklich, wenige Stunden nachher stand der Schauspieler auf den amerikanischen Brettern, der Missionar auf einer Kanzel von New-York, um die Versöhnung zu predigen.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Nordamerika landete Burchell am 3. November 1834 mit Weib und Kind an der Stätte seiner Leiden und Freuden in Gott, auf Jamaika, herzlich begrüßt von den Brüdern, besonders von seinem früheren Mitgefangenen Gardner. Zwei Tage vor Weihnachten konnte er zu Montego-Bai die Beschreibung seiner Heimkehr in folgenden Zügen geben (Calwer Monatsbl. 1846, p. 158 ff.):

„Am 19. verließen wir Spanisch-Town, und langten bei Br. Coultart am Abend an. Er und seine vortreffliche Gattin gaben uns die herrlichsten Nachrichten über den Fortschritt der Mission im St. Annen-Kirchspiel. Ich predigte am folgenden Abend in St. Annen-Bai vor voller Kirche. Am Freitag ging es nach Falmouth, wo ich noch am selbigen Tage für Knibb predigte. Die Kirche und das anstoßende Zelt waren voll. Endlich am nächsten Morgen ging es unserem erlebnißreichen Montego-Bai zu. Eine Stunde Weges von der Stadt mußten wir Halt machen, um den Vielen die Hand zu geben, die uns so weit entgegengekommen waren. Je näher wir kamen, desto gedrängter wurde die Schaar der Begrüßenden. Es ging fast über unser Vermögen. Die armen Leute sahen uns an, als könnten sie ihren Augen nicht trauen; dann falteten sie die Hände, dankten Gott und brachen oft in Thränen aus. Als wir in die Stadt hineinfuhren, brach ein Strom von Erinnerungen über meine Seele herein, da ich die Stelle sah, wo das Kriegsschiff Blanche geankert hatte u. s. w.; aber bald wurde ich aus den Erinnerungsträumen geweckt, weil in den Straßen Viele die Thüren und Fenster aufthaten, um uns zu beglückwünschen. Noch weiter hinein waren Thüren und Fenster gedrängt voll; die Einen riefen uns zu, die Andern schwenkten Tücher und Hüte. Als wir mitten in der Stadt waren, begegnete uns einer unsrer würdigsten Freunde, zog den Hut ab und grüßte herzlich. Dieß erregte die Aufmerksamkeit der Neger auf dem Markte; Einer erkannte uns und rief! „Gott segne! und er wahrlich kommen. Massa Burchell, er wahrlich kommen!" Andere stimmten mit ein, Viele klatschten, und in ein paar Sekunden hallte die Stadt vom Hurrah und Jubelgruß von nahe an 4000 Negern wieder. Ich suchte in unser Haus zu gelangen, aber die Neger ließen ihre Marktkörbe stehen und folgten uns. Ich fuhr schnell fort, weil ich fürchtete, sie möchten uns das Pferd ausspannen und uns im Triumph heimziehen, was, wie ich nachher hörte, auch ihre Absicht war. Als wir an der Hausthür waren, sahen wir uns von Schaaren umringt, Hof und Straße standen dicht voll. Einer der Freunde nahm unser kleines Mädchen und trug es in's Haus, weil das Kind in großer Angst war. Lange konnten wir nicht aus dem für die Reise entlehnten

Wagen kommen, denn Jeder wollte uns die Hand geben oder uns nur irgendwie berühren. Als wir endlich heraus waren, brachten die Freunde meine Frau, die vom Gefühl überwältigt war, hinein. Auf mich drang nun der Haufe der liebenden Schwarzen los; der Eine nahm meine rechte, der Andere meine linke Hand; Viele warfen sich auf den Boden. Ich kann die Scene nicht beschreiben. Der Marktplatz war leer, und Viele hatten Alles dort stehen gelassen und fanden ihre Sachen unberührt wieder. Der ganze Tag ging mit Besuchen und Glückwünschen hin. Manche Neger sanken mir weinend zu Füßen. Andere sahen mich eine Weile an und riefen dann: „Hi, Massa, und ihr da wahrlich? und ihr für wir, Massa Burchell? Und mich euch sehen mit eigenen Augen. Gottlob!“ und ein Thränenstrom sagte, was der zitternde Mund nicht mehr hervorzubringen vermochte. Wenn ich mit einigen gesprochen und ihnen die Hand gedrückt hatte, mußte ich sie bitten, andern, die schon warteten, Platz zu machen. Da sagte aber Einer: „Nein, Massa, mich nicht geben — mich noch nicht glauben kann — und ist es Massa Burchell wirklich?“ — Ein andrer sprach: „Jetzt, Massa, mich glauben, daß Gott Er wahr. Er hören für wir beten, aber Er seine eigene Zeit haben, und Er seinen eigenen Weg gehen, aber Er Alles ganz gut!“ Eine arme kranke Negerin kam 8 Stunden weit vom Lande her, und als sie mich sah, rollten ihr Thränen über's Gesicht, indem sie mich fest ansah und sagte: „Massa, mich hören, Ihr kommen, und mich hungrig, Euch sehen. Mich zwei Tage brauchen für Gehen, Euch sehen, und jetzt mich glauben. Gott, Er zu gut, mich jetzt gern sterben, denn mich wissen, Gott Er treu!“ — Eine solche Aufnahme hatte ich nimmermehr geahnt.“ —

Burchell begann nun alsbald wieder seine gewohnte Thätigkeit. Schon im Januar 1835 fing er den Bau einer neuen Kirche von 90 Fuß Länge und 60 Fuß Breite an, und mit der ersten Kirche mußte die erste Schule Hand in Hand gehen, welche am 1. April unter einem tüchtigen Lehrer, Andrews, eröffnet wurde. Und im Juni 1835 konnte er schreiben: „Neue Kirchen werden zu Browns Town, Stewart Town, Rio Bueno, Falmouth, Salters Hill, Montego Bai, Savannah-la-Mar, Green Island, Jericho und St. Johns gebaut. Zu Lucca kauften wir ein großes Haus für den Gottesdienst. Auch zu Gurneys Mount, Fullersfield, St. Anna und Oracabessa sind für Gleiches die Einleitungen getroffen. Die unsrige hier wird die größte auf der ganzen Insel. Seit meiner Rückkehr ist die Gemeinde gewachsen. Im November taufte ich 50 im Flusse neben der Stadt, im Februar 62, im Juni 76, und gleich darauf noch 52 auf der neuen Station, die ich Fletchers Grove benannte; sie liegt 6 Stunden westlich von hier am Meere bei dem Dorfe Sandy Bai. Auch jetzt bin ich mit der Prüfung vieler Taufbewerber auf den Jahrestag (1. August) beschäftigt. In Fletchers Grove habe ich 800 Zuhörer. Etwa 6 Stunden östlich hat Herr Dendy die Station Endeavour (Endäwr) mit 900 Seelen übernommen; Herr Knibb hat Refuge (Reffjudsch) bei Falmouth als neue Arbeitsstelle gewählt; Herr Dexter, der in Rio Bueno und Stewart Town arbeitet, hat sich bemüht, zu Mahon Hill, in den Wäldern des Innern, wohin das Wort Christi noch nie kam, eine neue Wohnstätte desselben aufzuschlagen. Meine Schule zählt schon 126 Schüler und wächst jede Woche.“

Leider war die nunmehr eingetretene Lehrlingsschaft der Sklaven, da diese bei ihren Herren mit gewissen Freiheiten und Rechten gegen einen geringen Lohn arbeiten sollten, nicht viel besser, als die Sklaverei. Die Sklaven wurden gepeitscht, in die Tretmühle geschickt, in's Zuchthaus gesteckt, wie vorher, und die wenigen Richter, die sich ihrer annahmen,

wurden so lange gedrückt, verhöhnt und verfolgt, bis sie ihre Stellen aufgaben. Die Missionare wurden auf alle Weise gehindert, gequält, beschädigt. Burchell fuhr einmal von Lucca, wo er gepredigt hatte, zurück nach Montego Bai. Die Straße windet sich da an einer Stelle um eine sehr hohe Felsklippe, die fast senkrecht aus dem Meere aufsteigt. Hier begegnete ihm ein Wagen mit zwei Personen. Sie lenkten wider alle Sitte nach der Wandseite, und fuhren dann plötzlich auf Burchell los, sein Fuhrwerk in den Abgrund zu stürzen. Der aber riß sein Pferd noch zur rechten Zeit herüber, und der andere Wagen fiel um. „Nie komme ich hier vorüber," schreibt ein Freund, „ohne über die rohe Bosheit dieser Menschenteufel zu schaudern und Gott für Burchells Rettung zu danken." — Letzterer hatte auch im Innern seiner Gemeinden viel zu thun, um nach den Stürmen der letzten Jahre einmüthigen Sinn und brüderliche Liebe unter ihnen wieder herzustellen, konnte aber mit freudigem Gefühle den 1. August zum zweiten Male feiern, da 4000 Neger zum Frühgebet und 7000 zur Predigt sich versammelten, 170 aber zur Kirche Christi neu hinzugethan wurden. Darnach konnte er seine Aufmerksamkeit mehr den Nebenstationen*) Gurneys Mount, Fletchers Grove, Shortwood, Bethel Hill und Mount Carey zuwenden und übte auch eine ausgebreitete ärztliche Thätigkeit unter seinen Negern. Bei dem allen war er die Demuth selbst, und äußerte oft: „Ich fühle mein eignes Nichts, und habe nur einen sehnlichen Wunsch: den, am Fuße des Kreuzes erfunden zu werden. Und wenn mein himmlischer Vater sich herabläßt, mich in Seinem Dienste verwenden zu wollen, so fühle ich mich glücklich und hochgeehrt."

Ende 1835 wußten selbst die der Sklavenbefreiung so entschieden feindlichen Zeitungsblätter in Jamaika ihr Erstaunen nicht zurückzuhalten über die Ordnung und Stille, mit welcher die Neger, ganz gegen die Gewohnheit früherer Zeiten, das Weihnachtsfest begingen. Dennoch mußte Burchell um die Mitte des Jahres 1836 noch klagen: „Die Einrichtung mit dem Lehrlingswesen zeigt sich höchst übel. Nur zu viele der Spezialrichter sind Werkzeuge der Pflanzer. Ihre Monatsberichte verschweigen, wie oft sie Neger in's Zuchthaus, um in Ketten zu arbeiten, oder in die Tretmühle schicken. Um die Wahrheit an's Licht zu bringen, müßte man diese Strafurtheile nebst den Verbrechen der Verurtheilten, oder die Gerichtsverhandlungen selbst bekannt machen. Die Lehrlinge benehmen sich sehr gut, die Herren aber meistens desto schlechter." — Trotzdem konnte er berichten: „Unsere Mission blüht. Fünf unsrer neuen Kirchen sind eröffnet, und ungeachtet, daß sie doppelt so groß sind, als die alten, doch schon zu klein. Ich bin fast immer auf dem Wege, oder auf der Kanzel; seit meiner Rückkunft habe ich über 500 Seelen getauft. Die Gemeinde, die vor den Unruhen 1600 Glieder zählte, ist jetzt über 2000 stark. Unsre Britische (Tages-) Schule zählt 160 Schüler; Viele, die vor einem Jahr nicht einen Buchstaben kannten, lesen fließend und lernen jetzt Schreiben und Rechnen. Eine Kleinkinderschule mit 50 lieblichen Kleinen ist in gutem Gange; die Sonntagsschule wird von 500

*) cf. Basler Missions-Magazin 1850, III. p. 94 ff.

besucht; Lehrer werden auch herangebildet. Aber die Last ihrer Besoldung liegt schwer auf mir, weil ich allein dafür haftbar bin. — Doch hätte ich viermal so viel Kraft, ich würde sie alle im Dienst dieser Mission mit Freuden hingeben." — Die Ankunft des neuen Missionars Dugthon (Ohten), der über den vorgefundenen Stand der Mission auf's Günstigste berichten konnte, war für Burchell, der von Arbeit fast erdrückt wurde, und dabei unter einer schweren Schuldenlast seufzte, obschon er für sich selbst nicht den geringsten Aufwand machte, ein rechter Trost. Gegen Ende des Jahres 1837 konnte er wieder 24 Neger in Shortwood und bald hernach 60 in der Stadt taufen, und in allen seinen Kirchen mußten Hunderte draußen unter der heißen Sonne stehen. Die Schulen wuchsen zu Schaaren an, und da jedes Kind ihm durchschnittlich 12 Gulden jährlich kostete, was er selbst aufzubringen hatte, so blieben ihm zuletzt nach Aufwendung seines ganzen eigenen Vermögens noch an 18,000 Gulden zu decken. Als er aber seine Gemeinde aufforderte, zur Abtragung einer Kirchenbauschuld von 3000 Gulden etwas zu thun, und als Zeichen der Willigkeit die Hände emporzuheben, da war es ergreifend anzusehen, wie Alle ohne Ausnahme beide Hände emporstreckten, und einige Augenblicke hernach lautes Schluchzen durch die Kirche ging. Einige sagten: „Massa, wir versuchen." — „Massa nicht in Unruhe sein." — „Massa, nicht ihr für uns Freund? und wir lassen in Unruhe Massa; nein, Massa, seid gutes Muths u. s. w." In zehn Tagen hatte er schon ein Drittheil der Summe und sagte: „Wenn diese Lehrlingsschaft nicht wäre, unsre ganze Schuld wäre am 1. August bezahlt."

Diese Lehrlingsschaft aber wurde je länger, je unerträglicher. Nach dem Zeugniß des Missionars Philipps erhielten in der kurzen Zeit von 2 Jahren 60,000 Lehrlinge zusammen 250,000 Geißelhiebe, 50,000 Tretmühle, Strafen, Ketten und andere Marter, so daß die Summe ihrer Leiden vermehrt und nicht vermindert wurde. Die Unzufriedenheit und Erbitterung war auch so groß, daß nur die äußersten Bemühungen des Gouverneurs, der Missionare und einiger rechtschaffenen Spezialrichter den Ausbruch eines offenen, allgemeinen Aufstandes verhüteten. Da entschloß sich endlich das Parlament und setzte die völlige Freilassung der Sklaven schon auf den 1. August 1838 fest. Das war ein Jubel auf Jamaika! Am letzten Juli des Jahres waren alle Missionsstationen gedrängt voll Neger. Bis Mitternacht beteten und sangen sie in den Kirchen, und mit dem Glockenschlag zwölf begrüßten sie jauchzend den herrlichsten Tag ihres Lebens: „Freiheit da! wir sind frei! unsere Weiber und Kinder frei!" Am 1. August wurde vom Morgen bis auf den Abend Gottesdienst gehalten, die Glocken wollten gar nicht stille schweigen, und die Prediger auch nicht, und die Neger am Wenigsten. Solch selige Loblieder sind wohl selten von der Erde zum Himmel emporgestiegen. Es war mehr, als Burchell tragen konnte; ein Fieber ergriff ihn an diesem ersehntesten Tage seines Lebens. Aber der Herr half ihm, daß er sich bald wieder erheben und Zeuge von dem neuen Wohl der Gemeinde Christi sein konnte. Als im Jahre 1839 die Baptisten-Missionare wieder die Zahl derer überblickten, welche sich zu ihrer Predigt

hielten, so fanden sie, daß dieselbe jetzt im Ganzen auf der Insel 21,337 Seelen in der Gemeinde, und fast eben so viele, nämlich 20,919 außerhalb derselben umfaßte. Die Wochenschulen zählten 5990 Schüler, die Sonntagsschulen 10,127, wovon nicht weniger als 5214 erst im letzten Jahre hinzugekommen waren, was mit den 1942 kirchlich geschlossenen Ehen am schönsten als eine Erstlingsfrucht der Freiheit dem Beschauer entgegenglänzte. Der nach England zurückkehrende Gouverneur Sir Lionel Smith aber bezeugte in seinem amtlichen Bericht: „Die Abschaffung des Lehrlingswesens hat mit erstaunlicher Schnelligkeit alle die Elemente des Wohlstandes entwickelt, und zwar in einem jede Erwartung übertreffenden Grade, den staatsmännische Weisheit von dieser Maßregel vorausah. Dies beweist die Menge von Kapitalien, die seitdem auf der Insel angelegt wurden; der Ankauf von Land in viel höheren Preisen durch hier Ansäßige; die vielen und schönern Neubauten für gesellige und Handelszwecke; die Einrichtung und Erweiterung von Kirchen; der bessere Ackerbau; die größere Sorgfalt in Einfriedigung und Abtheilung der Felder; die Vertheilung des Wohlstandes unter die arbeitende Klasse, wodurch ihr Aussehen, ihre Kleidung, ihre geselligen Gewohnheiten und die Sittlichkeit überhaupt sich sehr verbessert haben." —

Burchells leibliche Kraft sank von jetzt an allmälig zusammen. Ende 1839 befiel ihn wieder ein hartnäckiges Klimafieber. Seine beste Arznei war der Segen Gottes in seiner auf 3000 regelmäßige Glieder heranwachsenden Gemeinde, und die Freude solcher Besuche, wie ihm im Frühjahr 1840 einer von dem berühmten Quäker J. J. Gurney (Bruder der Elisabeth Fry) und seinem Begleiter John Candler auf seinem Landsitze zu Mount Carey zu Theil wurde. Von demselben Jahre an verzichtete er auf jeden Gehalt von der Missionsgesellschaft, und lebte nur von den Gaben seiner treuen Gemeindegenossen, die ihrerseits alles Mögliche thaten, alte Bauschulden abtrugen, und neue Gotteshäuser errichteten. Auf's dringendste aber bat er in dem durch die Krankheit und den Tod vieler seiner Mitarbeiter, sowie durch einen unangenehmen Streit mit den Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft traurigen Jahre 1841 um europäische Hülfe. Desto froher begrüßte er das Jahr 1842 als dasjenige, in welchem die Baptistenmission in allen Erdtheilen ihr 50jähriges Bestehen feierte. Die Missionare im Westen Jamaika's feierten diesen Jubeltag unter dem Zulauf von Tausenden in dem von Knibb gegründeten Negerdorfe Kettering, wo auch Burchell eine Rede hielt, noch in gewohnter Kraft des Geistes und Gemüths, während er leiblich immer mehr dahinsank. Neujahr 1843 taufte er noch mit 70 Negern seine eigene geliebte Tochter Esthranna. Es war seine letzte Taufe. Neue Sendboten waren gelandet, und nach 18jährigem heißen Kampfe für das Reich des Herrn übergab Burchell nunmehr seine Station Montego Bai mit den Nebenstellen Watford Hill und Tottenham an seinen jüngeren Freund, Missionar Cornhill. Leider wurde in den nächsten Jahren die Insel von einem Erdbeben, von Ruhr, die auch Burchell ergriff, und Scharlach, von Noth und Dürre heimgesucht, woran die Mission auch mit zu tragen hatte; Burchell aber konnte am Ende seiner nun 22jährigen Wirksamkeit schreiben: „Als

ich hier landete, da gab es auf 50 Stunden Ferne von Montego Bai keine Station unserer Gemeinschaft. Blicken Sie jetzt auf die Glieder, welche die Kette der westlichen Union bilden. Von ihnen sind Montego Bai, Salters Hill, Shortwood, Gurneys Mount, Mount Carey und Bethel Hill Früchte meiner eigenen Arbeit. Falmouth, Rio Bueno, Savanna-la-Mar, Fullersfield entstanden aus Bruder Manns und meinem gemeinsamen Wirken. Lucca fing ich an, und Bruder Hudson setzte die Station fort. Zu Fletchers Grove arbeitete ich seit Februar 1835. Es waren zuerst nur 300 Seelen, die sich da um mich sammelten; sie wuchsen zu 12—1500. Noch ehe ich im August 1836 den Ort aufgab, war eine Gemeinde von 300 Gliedern da." Auch Watford Hill gehört noch zu den von Burchell allein, und Stewart Town zu den mit Missionar Mann gestifteten Stationen, von den Schulen auf den meisten dieser Plätze gar nicht besonders zu reden.

Nun aber ging es mit diesem treuen Knechte Gottes dem Ende zu. Als er im November 1845 nach Kettering kam, um an einer Missionsberathung Theil zu nehmen, fand er seinen ausgezeichneten Mitarbeiter William Knibb todtkrank. Er pflegte ihn und drückte ihm die Augen zu, er hielt ihm die Grabrede und sorgte für seine Hinterbliebenen. Dann sank er selber auf's Krankenlager, und als der Arzt sein Leben verloren gab, sprach er zu seiner treuen Gattin: „Gut, ich bin in den Willen meines himmlischen Vaters auf Leben und Sterben gefaßt. Bald werde ich bei Bruder Knibb sein. Wir haben auf Erden zusammengehalten, und unsere Trennung ist kurz. Ich hoffe, wir werden die Ewigkeit mit einander im Himmel zubringen. Doch fühle ich mich nicht sehr schwach. Laßt die Diakonen kommen; schickt nach Esthranna (die in der Nachbarschaft auf Besuch war), nach Bruder Dendy und Abbott und nach andern Freunden, die ihr haben wollt." Sie kamen und umringten sein Bett. Er setzte sich in die Höhe, seine Frau hielt ihm den Kopf. Und nun sprach er also zu den Leuten und ermahnte sie so dringlich, treu zu bleiben dem, der für sie gekreuzigt worden, daß sie auf's tiefste erschüttert wurden und einer der Diakonen hinweggeführt werden mußte. Zu den Uebrigen sprach der Kranke noch eine ganze Stunde, und als die Missionare kamen, ordnete er mit fester Klarheit seine irdischen Angelegenheiten. Endlich kam auch die geliebte Tochter, und nachdem er sie gesehen, wurde er ganz ruhig und wartete nur noch auf den Ruf seines Heilandes. — Er sollte ihn noch nicht hören, vielmehr besserte es sich mit ihm wunderbar. Nun aber empfahlen die Aerzte auf's dringendste eine Reise nach England, doch konnte er sich von den 4 Gemeinden, welchen er noch vorstand, nicht trennen, bis seine Frau ihm erklärt hatte, bei diesen bleiben zu wollen. Dann erst nahm er Abschied am 15. Februar 1846, war aber unterwegs beständig krank und mußte im Hause eines Freundes zu London sogleich wieder ärztlicher Hülfe übergeben werden. Alle seine Briefe waren Heimwehsbriefe nach Jamaika. Noch einmal nahm er seine ganze Kraft zusammen und schrieb an seine Gemeinden zu Mount Cary, Shortwood, Bethel Town und Watford Hill folgenden Brief:

„Gnade sei mit Euch und Friede von Gott dem Vater, und unserm Herrn Jesu Christo! — Obgleich leiblich in großer Ferne, bin ich doch im Geiste bei Euch, besonders heute, am Tage des Herrn. Viel und heiß flehe ich für Euch zu Gott, daß Er Euch mit Seinem Segen kröne und daß Ihr Seine Gegenwart fühlet, wenn Ihr zu Gebet und gemeinsamer Erbauung zusammen kommt, wie dieß wohl grade in dieser Stunde geschehen wird. Wie gerne möchte ich bei Euch sein, und wie freue ich mich auf den Tag meiner Einschiffung zu Euch. Ihr seid Alle meinem Herzen nahe und lieb, und Euer Wohl liegt mir sehr auf dem Gemüth. Ich bete unablässig um Eure Seligkeit. — Seit ich Euch verließ, ging mein Weg nicht nur über die Wasser der großen Tiefe, sondern auch durch die tiefen Wasser des Leidens. Aber der Herr hat mich nicht verlassen. Er war mit mir nach Seiner Verheißung und hat mich bis heute erhalten, als ein Denkmal Seiner Erbarmung. O, daß Er mir Gnade gebe, Ihn zu lieben und zu loben, Ihm zu dienen! Auf meiner Seereise war ich sehr krank, und Niemand auf dem Schiffe glaubte, ich würde ihr Ende erleben. Am Tage nach meiner Ankunft hier mußte ich mich legen und den Arzt kommen lassen. Auch da dachte Niemand an mein Aufkommen. Erst seit zwei Tagen kann ich das Bett wieder verlassen, aber ins Zimmer bin ich noch immer gesprochen. Aber es geht mir langsam besser. Ich hoffe, meine Genesung wird dann desto gründlicher und dauerhafter sein. Ich habe die sorgsamste und geschickteste Hülfe von frommen Aerzten, die thun, was sie vermögen. — Und nun, meine Brüder, lasset Euch ermahnen, oft und herzlich zu beten. Ihr habt jeglichen Grund zum Ausharren. Gott hat Euch erhört, ja Euch geantwortet. Betet für mich. Euer Gebet ist mir viel werth. Betet für Euch selbst und für einander, und ich will für Euch beten, daß Ihr bei dem Herrn bleibet und Seiner Euch freuet. Betet für Zion, denn es soll denen wohlgehen, die sie lieben. Suchet ihr Wohlergehen so gut ihr könnt, und haltet dabei Euer Leben nicht werth. Seid freundlich gegen einander und lasset brüderliche Liebe unter Euch wohnen. Suchet Frieden und jaget ihm nach; traget einander; vergebet einander in Liebe um Christi willen. Hütet Euch vor dem großen Seelenfeind, daß er sich nicht einschleicht und Neid und Streit unter Euch stiftet. Wachet und betet, meine liebsten Brüder, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet. Lasset Ihr dem Widersacher der Seelen Eingang bei Euch, so wird Gott verunehrt; eure eigenen Seelen werden von seinen Pfeilen durchbohrt; die Gemeinde wird voll unordentlichen Wesens; Friede, Liebe und Seelenglück fliehen. Die Jungen sollen für das Wohl der Alten sorgen und sie nicht verachten. Die Starken sollen der Schwachen gedenken und sie nicht versäumen. Die Glücklichen sollen mit denen, die in Anfechtung sind, Mitleiden haben und sie nicht verlassen. Die Gesunden sollen auf die Kranken merken und sie trösten und pflegen. Traget Einer des Andern Last, so werdet Ihr das Gesetz Christi erfüllen. — Ich muß schließen, liebe Freunde, und bitte nochmals um Euer Gebet für mich. Der Herr sei mit Euch Allen!" —

Nun ging es mit dem Kranken eine Zeit lang besser; sein Bruder, der ihn seit 12 Jahren nicht gesehen, und seine Mutter eilten zu ihm. „Lieber Bruder," so fragte ihn jener einmal, „du hast jetzt das Missionsleben genau kennen gelernt, hast seine Mühen und Leiden, seine Triumphe und Freuden erlebt. Was denkst du nun im Fall deiner Genesung vom Uebernehmen neuer Kämpfe und Mühsale?" — Da erhob er sich mit unbeschreiblicher Würde und antwortete mit freudestrahlendem Angesicht: „Viele Jahre lang war Christus mein Leben; ich weiß nichts Größeres, nichts Anderes, für das ich leben möchte. Und ich weiß auch, was darauf folgt: Sterben ist mein Gewinn!" — Und sein Ende war nahe; mit neuer Gewalt brach die Krankheit aus. Der Sekretär der Baptisten-Missionsgesellschaft besuchte ihn auch und betete für ihn. Einen Augenblick bedeckte er sein Angesicht mit beiden Händen und sagte: „Es ist ganz gut! ich weiß, es ist ganz gut! Ich hätte sollen — aber nein! es ist ganz gut." (Gewiß wollte er sagen, ich hätte sollen mein Weib und Kind mit mir nehmen). Der Freund fragte ihn, ob das Evangelium,

das er Andern gepredigt, nun seine Kraft und Christus ihm köstlich sei? „Ja," antwortete er, „Er ist herrlich, und ich kann auf Ihn trauen; ich fühle, ich kann es." Dann fuhr er mit tiefer Bewegung fort: „Er machte mich — ich kann auf Ihn trauen." Seinem Bruder, den er hatte auf dem Lande besuchen sollen, ließ er sagen: „Es ist Alles gut, ich will sein wie Thon in des Töpfers Hand im Leben oder Sterben." Eine liebende Freundin sprach: „Was ist doch Herrliches für den Christen, daß er mit Hiob sagen kann: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!" Da erheiterte sich sein Angesicht und er erwiederte lebhaft: „Ja, das ist herrlich, ich kann es auch sagen. — Es ist der letzte Text, über den ich in Jamaika predigte, und ich labte mich daran." In der folgenden Nacht begann der letzte Kampf. Sein Freund Moore fragte ihn in Gegenwart der herbeigeholten Aerzte, ob er die Gegenwart des Herrn fühle? Er antwortete schwach aber deutlich mit: „Ja!" und auf die Frage, ob Jesus ihm herrlich sei, wollte er antworten: „O ja!" brachte aber nur noch heraus: „O!" und damit schlief er ein, und sein seliger Geist ging hinüber zu seinem treuen Heiland und zu seinem ihm vorangegangnen Freunde, dessen reiches Leben wir nun noch in der Kürze zu betrachten haben.

William Knibb.

In Kettering, einer kleinen Stadt in der Englischen Grafschaft Northampton, derselben, wo im Jahre 1792 die Missionsgesellschaft der Englischen Baptisten gestiftet wurde, wo der treffliche Andreas Fuller, die Seele dieses Vereins, als Baptistenprediger lebte und wirkte, in dessen Nähe William Carey, der große Missionar in Ostindien, aufgewachsen war, lebte ein kleiner Kaufmann, Namens Thomas Knibb, dem seine Frau 8 Kinder gebar. Das fünfte unter ihnen war William Knibb, zugleich mit einer Zwillingsschwester, Anna, am 7. September 1803 geboren. Während William's Vater nur nach den Dingen dieser Welt fragte, war seine Mutter eine fromme und vortreffliche Frau, die ihre Kinder auf betendem Herzen trug, und durch ihr sanftes und kräftiges Wesen, ihre reiche Erkenntniß göttlicher Dinge, ihre mildberedte Ausdrucksweise und ihr anziehendes Benehmen auf ihre 8 Kinder, deren Erziehung für den Herrn ihr ein heiliges Anliegen war, den tiefsten Eindruck machte. William's um 4 Jahre älterer Bruder, obwohl stilleren Wesens und nicht so beweglich, aber nicht minder energisch und liebevoll, als der jüngere, leuchtete diesem als ein musterhaft frommer Jüngling voran. Er lernte in der Druckerei des jüngeren Fuller, und in dasselbe Geschäft trat auch William ein, als es 1816 nach Bristol verlegt wurde. Beide Brüder wurden dort zugleich Lehrer an einer Sonntagsschule, und im Jahre 1820 ließ sich Thomas, zwei Jahre später auch William von dem Baptistenprediger Dr. Ryland taufen. Um diese Zeit schrieb William seiner Mutter: „Ich sehe mehr und mehr mit jedem Tage, daß ich ohne den Einfluß des heiligen Geistes nichts Gutes zu thun vermag. All meine Gerechtigkeit muß vor dem durchdringenden Auge des Allmächtigen als schmutzige Lumpen erscheinen. Ich trage ein Herz in mir, geneigt vom lebendigen Gott zu weichen; ein

Herz, das die Sünde liebt und durch flüchtige Sinnenlust, die nur berührt wird, um zu zergehen und mich in unseliger Armuth zu lassen, gar leicht verführt wird. Aber ich kann aufblicken zu dem Gotte aller Gnade um Kraft zur Beharrung im Christenlaufe. O, daß ich aus seiner Fülle stets Gnade um Gnade nähme." Aber noch kämpfte er den Kampf selbstischer Erhebung zu Gott; er sank zurück, um mühsam wieder aufzustehen, und stand nur auf, um abermal zu sinken, bis ein Wort ihn traf, das ein Prediger in der Sonntagsschule den Kindern vorhielt, das Wort Jerem. 3, 4: Du willst dich nicht mehr schämen und schreiest gleichwohl zu mir: lieber Vater, Du Meister meiner Jugend!" Das drang ihm in's Herz; er ging weg, weinte, betete wie nie zuvor und rief: „Vater, willst Du von jetzt an der Meister meiner Jugend sein?" Er übergab Gott sein Herz mit unwiderruflichem Entschlusse, und von nun an stand er auf neuem, festen Boden.

Sein Bruder Thomas hatte sich inzwischen zum Missionsdienste gemeldet, und segelte im Oktober 1822 nach Kingston in Jamaika ab, um dort eine Freischule als Lehrer zu leiten. William trat in seine Fußstapfen in Bristol, besorgte mit noch andern Studenten der Baptisten eine Sonntagsschule außerhalb der Stadt, und predigte in einem verwahrlosten Stadttheil mit kühner Entschiedenheit und gesegnetem Erfolg das Kreuz Christi. Bald wagte er sich auch an einen Ort, den bis dahin noch kein Prediger betreten hatte, die sogenannte Bettlers-Oper, wo die Bettler der Stadt ihren Abend in wilder Belustigung und Erzählung ihrer Abenteuer zubrachten. Hier trat er mit der Predigt des Gekreuzigten auf, und der wilde Lärm verstummte. — Die erste Nachricht seines Bruders aus Jamaika weckte in ihm die Sehnsucht, Christo dort in der Mission zu dienen. „Sollte es Gottes Wille sein," schrieb er, „daß ich gehe, so wird es wohl als Schulmeister geschehen. Da werde ich in meinem Elemente sein, und ich freue mich darauf. Zur Ordination wird es nicht reichen, ich habe nur wenig Predigtgaben." Sein Brief schließt mit den Worten: „Erforsche mich, o mein Gott! befähige mich, jeden Beweggrund, der in meiner Brust aufsteigt, zu untersuchen! O möge ich keiner werden, der nur den Boden belastet. Welche Schmach für einen Missionar! o, der furchtbare Fluch, der über ihm hängt: wehe dem lässigen Hirten!" — Plötzlich erhielt er die Nachricht, daß sein Bruder schon im April 1823 als Opfer seines Berufes in's Grab gesunken sei, und obschon schmerzlich erschüttert, schrieb er doch alsbald an Fuller: „So will ich gehen und seinen Platz einnehmen, wenn die Gesellschaft mich senden will." Diese nahm ihn als Nachfolger an, und er eilte nun nach Kettering, den letzten Abschied von seiner Mutter zu nehmen. Sie lag krank im Bette und gab ihm ihren Segen, und da er schon vor der Hausthür war, rief sie noch durch das halbgeöffnete Fenster ihm nach: „Bedenke, ich wollte lieber hören, du seiest im Meere umgekommen, als du habest die Sache entehrt, welcher du dienen willst." Nachdem er dann in Bristol mit Marie Watkins sich verehelicht, schied W. Knibb am 5. November 1824 von der Heimath, und landete am 16. Februar nach langer und mühseliger Seefahrt an dem ersehnten Ziel, wo die Neger den „Massa Prediger" mit Freuden begrüß-

ten*) und sich fast um die Gunst stritten, etwas von seinem Gepäck zu tragen.

Die Baptisten-Mission auf Jamaika bestand damals etwas über 10 Jahre, und hatte zu Kingston, Anotta-Bai, Spanisch Town und Hampstead bei Montego Bai im Ganzen 6 Missionare. Wie es aber im Lande aussah, und mit welchen Augen er die Sklaverei ansah, das schildert uns Knibb am Besten mit seinen eigenen Worten:

„Ich habe nun das Land der Sünde, der Krankheit und des Todes erreicht, wo Satan mit furchtbarer Macht herrscht und Schaaren nach seinem Gefallen als Gefangene hinschleppt. Ueber wahres Leben aus Gott wird gespottet, die Gläubigen werden verhöhnt und beleidigt, der Sabbath wird geschändet, und viele der Einwohner möchten den Schöpfer aus der Welt werfen, die Er gemacht hat. Es findet im Augenblick kein offener Widerstand gegen die Religion Statt, aber Viele würden jauchzen, wenn alle Diener Gottes aus dem Lande verbannt würden. Die armen, unterdrückten, verfinsterten und verachteten Söhne Afrika's bilden ein schönes Widerspiel gegen die üppige, weiße Bevölkerung. Sie hören mit Freuden das Wort, und ihnen wird das Evangelium gepredigt. Ich bin ungeachtet dessen, was ich durch Thomas wußte, erstaunt über ihre Begierde nach dem Worte des Lebens. Wie der Prediger ergriffen ist (und wer sollte es da nicht sein?), so zerschmelzen sie in Thränen, und Schluchzen geht durch die Kirche. So stumpf sie sonst sind, sie verstehen doch das Evangelium von Jesu in seiner herrlichen Einfalt. Aber noch sehen sie erst Menschen wandeln als wären es Bäume (Marc. 8, 24.). Sie brechen durch die dicke Nacht, die sie umlagerte, und es wird lange dauern, bis man sie mehr als Kindlein in Christo nennen kann. — — Der Fluch der Sklaverei hat hier wie eine Pestilenz jede sittliche Blüthe getödtet. Ich begreife nicht, wie man mit diesem Ungeheuer, dieser Ausgeburt der Hölle in Frieden sein kann. Ich habe einen glühenden Haß gegen sie. Für die Sklaven ist leiblich gesorgt, aber geistig sind sie unter das Thier herabgedrückt, und die eiserne Hand der Unterdrückung sucht sie täglich in der Unwissenheit zu erhalten, in welche sie versetzt sind. Der Jammeranblick vor meinen Augen macht mir das Herz krank, und ich schäme mich, einem Geschlechte anzugehören, das solche Gräuel verüben kann Das System ist verwerflich, weil es durch und durch unsittlich ist. Deßhalb sollte kein Christ anders als wünschen, daß es für immer von den Wohnplätzen der Menschen verschwinde. — Der geistige Zustand der Sklaven ist eine dürre Einöde. Und diese moralische Erniedrigung wird als Grund vorgeschützt, warum sie nicht befreit werden können. Als ob nicht ihre Unterdrücker sie erst in dieselbe hinabgedrückt hätten. Sie sollen also unterdrückt bleiben, bloß weil sie es sind. Das allgemein herrschende Laster unter den Weißen ist die Unkeuschheit, und hier liegt der faule Fleck.“ —

Fröhlich im Namen des Dreieinigen fing Knibb sein Werk unter den Negersklaven in Kingston, einer Stadt von 33,000 Einwohnern, etwa so groß wie Halle, an. Die Neger, welche er beim Austheilen der bereits erwähnten Zettel bald in großer Zahl kennen lernte, etwa 3—4000, waren alle voll rührenden Andenkens an den entschlafenen Thomas Knibb. Die neugeborenen Kinder wurden in die Kirche getragen, wo sie feierlich vom Geistlichen den ihnen zugedachten Namen unter Gebet und Segenswünschen empfingen, und so wuchs denn doch eine junge Gemeinde in der Schule heran. Das alte Schulhaus, wo die armen Sklavenkinder ihn mit Jubel begrüßten, war ungesund; Knibb baute ein neues, und die Zahl der Schüler stieg schnell von 50 auf 200, die bald erfreuliche Fortschritte machten. Eine Sonntagsschule ward eröffnet, die mit jeder Woche wuchs, und jeden Monat eine Gebetsversammlung mit

*) cf. Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 239.

den Negern derselben gehalten. Sechs Stunden jedes Tages war Knibb ununterbrochen in der Schule, und in Kurzem mußte ein zweites Schulhaus für Mädchen gebaut werden. Dies that er Alles auf eigene Rechnung, nur von einigen Freunden in England unterstützt, und herrliche Früchte seiner Thätigkeit, für die Ewigkeit reif, sah er an den Sterbebetten mehrerer Schüler. In der Stadt Port Royal, wo er eine Zeit lang die Seeluft genießen mußte, predigte er, nachdem er nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten die Erlaubniß dazu erlangt, an derselben Stelle, wo sein Bruder gelehrt hatte, und durfte bald den 130 Gliedern der Gemeinde etliche neue durch feierliche Taufe im Hafen hinzufügen. Auch hier fing er eine Sonntagsschule mit 150 Erwachsenen und Kindern an, erweiterte die Kapelle für 500 Zuhörer und konnte bald wieder 20 Neger taufen. Die Getauften aber blieben beständig in der Apostel Lehre und des Heilands Liebe, und die Sterbenden empfanden den Frieden Gottes in ihren Herzen. Später erst konnte Knibb auch in Kingston regelmäßig predigen. Unter seiner kräftigen Mitwirkung aber geschah es, daß die Baptisten-Missionare auf der Insel sich zu einem festen Vereine zusammenschlossen, dessen Schriftführer Knibb wurde. Je mehr aber der Einfluß und Segen der Mission stieg, desto mehr regte sich auch der Widerstand der Pflanzer, die nicht bloß durch selbstgemachte Gesetze die armen Schwarzen dem Christenthum unzugänglich zu machen, sondern auch durch Härte und Grausamkeit ihnen dasselbe zu verleiden suchten. Ein derartiges Beispiel aus jener Zeit hat Knibb später selbst berichtet.

Vor einigen Jahren, erzählt er, wurde ein Sklave, ein Mitglied der Baptistenkirche von Montego Bai, um vom Beten geheilt zu werden, aus seiner Heimath verbannt, und nach einem Landsitze gebracht, wo ein Sklave, Namens David, lebte. Durch die gottesfürchtigen Gespräche dieses verbannten christlichen Negers wurde David auf die Sorge für sein Seelenheil geführt, welches das Mittel seiner Bekehrung zu Gott wurde. Da David dem Grundsatz der christlichen Neger: „Was für einen Neger gut, ist gut für seinen Bruder auch" nachzukommen suchte, so redete er mit allen seinen Mitsklaven von der Liebe Jesu, der für arme Sünder gestorben ist. Gott segnete die Bemühungen dieses armen Negers, so daß ungefähr 30 Neger auf dieser Pflanzung in kurzer Zeit anfingen zu beten, und endlich eine kleine Hütte bauten, in welcher sie sich nach der Arbeit des Tages versammelten und Gott verehrten. Endlich hörten die Weißen, die auf dieser Pflanzung wohnten, von der Sache und David wurde vor seinen Richter gefordert und gefragt, ob er die Sklaven beten lehre? Als er diese Frage bejahend beantwortet hatte, wurde die Hütte zerstört und verbrannt, David aber auf den Boden gestreckt, und mit einer Karrenpeitsche so entsetzlich gehauen, bis sein Fleisch mit Blut bedeckt war. Den nächsten Sonntag vermißte ich den David in der Kirche. Seine bekümmerte Frau kam, und erzählte mir die traurige Geschichte seiner Leiden, daß seine Hände gebunden seien, und er mit seinen Füßen im Stock fest sitze. Ich erkundigte mich oft nach ihm, und immer vernahm ich dieselbe Antwort: „Massa, er ist im Stock!" bis er eines Morgens, als ich in meiner Laube saß, vor meinem Fenster erschien. Da stand er — noch steht sein Bild vor mir — seine Hände waren gedäumelt, er selbst barfuß und unfähig, seine Kleider zu tragen, denn sein Rücken war noch nicht ganz geheilt. Seine Frau hatte einige Kleidungsstücke um seinen zerfleischten Rücken geheftet. Ich rief ihn herein und sagte: „David, David, was hast du gethan?" Mit einem Blick gänzlicher Ergebung, den ich nie vergessen werde, antwortete er: „Frage mich nicht, frage den, der mich bringt, Massa." Ich wandte mich zu dem Neger, der ihn in der Aufsicht hatte, und fragte: „Nun, was hat dieser arme Mann gethan?" — „Er hat gebetet, Massa," war die Antwort, „und wird deßwegen zur Strafe in's Arbeitshaus geschickt." Ich gab ihm einige Erfrischung; denn in dem Zustande, wie ich ihn eben beschrieben habe, ist er unter einer brennenden Sonne 12 Stunden weit hergekommen und folgte seinem

Führer in jene Grube der Grausamkeit, die man füglich die Inquisition von Jamaika nennen kann. Er ward an einem Nebensklaven am Halse angekettet, und so ausgeschickt, um Strafarbeit an den öffentlichen Straßen zu verrichten. Den nächsten Tag besuchte ich ihn wieder und wurde von dem Oberaufseher benachrichtigt, daß er Befehl erhalten habe, ihn, so bald sein Rücken geheilt sei, wieder auf's Neue zu hauen. Ich sah ihn öfters; aber niemals hörte ich auch nur eine Klage oder ein Murren aus seinem Munde, ausgenommen, als er hörte, daß seine Frau, die Theilnehmerin seiner Freuden und Leiden, auf der Pflanzung krank sei, und man ihm verweigerte, sie zu besuchen. Nach drei Monaten wurde er freigelassen, und als er auf seine Pflanzung zurückgekehrt war, wieder gefragt: „Nun, wie steht's, willst du wieder beten?" — „Massa," antwortete dieser verfolgte Jünger des Herrn, „Sie wissen, ich bin ein guter Sklave; aber wenn Trübsal kommt aus dieser Ursache, so muß ich beten, und ich muß auch meinen Bruder beten lehren." Auf der Stelle wurde er wieder in den Kerker geworfen, und seine Füße in den Stock gelegt.

Man verbot auch Knibb das Predigen, aber er gehorchte nicht, und wenn ihm, da seine Gesundheit anfing zu sinken, etwa der Muth brechen wollte, so ging er an seines Bruders Grab, der sterbend gesagt hatte: „Und wenn ich tausend Leben hätte, ich würde sie alle mit Freuden im Dienste Gottes in Jamaika opfern." Endlich mußte er doch von Kingston und Port Royal weichen, aber nur um ein anderes wichtiges Arbeitsfeld in Savanna-la-Mar und Ridgeland zu übernehmen. Die Baptisten aber, welche öfters Sklaven gekauft hatten, wenn durch öffentlichen Verkauf Familien wären auseinander gerissen worden, um sie dann, wenn sie die nöthige Summe durch ihre Arbeit erworben hatten, freizulassen, gaben alle ihre Sklaven frei, und beschlossen, keine wieder zu kaufen, oder sie sogleich freizugeben. Und nun erst konnte die Mission laut und frei gegen die Sklaverei reden, ohne daß man auf ihre eigenen Arbeiter mit Fingern wies. Gegen die falschen Anschuldigungen ihrer Gegner, welche dieselben sogar in England verbreiteten, boten die Missionare ihrerseits 5000 Gegenzeugen an, aber schon die offenbare Lügenhaftigkeit dieser Anklagen machte sie wirkungslos. Das consolidirte Sklavengesetz vom Dezember 1826 wurde von der Regierung dreimal verworfen, und zuletzt ließ man die verfolgenden Artikel weg. Jetzt aber kam ein Fall vor, der den Grimm der Feinde auf Knibb lenkte, welcher inzwischen auf seine neue Station Savanna-la-Mar gezogen war. Ein frommer Neger, Sam Swiney, Diakon der Gemeinde, hatte, während Knibb krank war, Gebetsversammlungen im Missionshause gehalten. Gegen alle eidlichen Zeugnisse, daß er nicht gepredigt habe und Alles stille abgelaufen sei, wurde erklärt, „gebetet sei gepredigt," und Sam zu 20 Geißelhieben und 14tägiger Straßenarbeit verurtheilt. Still ertrug er die Geißelung auf öffentlichem Platze und seufzte nur auf: „O, was hab' ich denn gethan?" Dann wurde er mit einem Verbrecher zusammengekettet und fortgeführt. Knibb aber ging an seiner Seite, nahm ihn bei der Hand und sprach: „Sam, wenn du etwas brauchst, so laß es mir sagen, und du sollst es haben." Dann machte er den Vorgang ganz öffentlich bekannt, was die Feinde fast zur Wuth trieb; in England wurde Sam freigekauft, die Regierung nahm Kenntniß von der Sache, und der Kolonialminister, Sir George Murray, entließ die ungerechten Beamten. Man plagte nun freilich die Missionare in Jamaika, wo es möglich war; diese aber legten Zeug-

nisse vor den Gerichten ab, die es denselben verleideten, sie ferner vorzuladen; und Tausende strömten fortan zur Predigt des Wortes herbei.

Auch in Savanna-la-Mar und Ridgeland mehrte sich die Zahl der Bekenner; Knibb aber ward von hier bald abgerufen, da die Gemeinde zu Falmouth nach dem Tode des Missionars Mann ihn einstimmig zu ihrem Geistlichen wählte. „Beten Sie für mich," schrieb er damals u. A. an seine Committee, „daß ich demüthig, in der Heiligung eifrig und thätig bleibe. Nichts fürchte ich mehr, als unnütz auf dem Boden zu lasten. Wenn ich für die Sache unseres Heilandes ernstlich arbeite, so fühle ich, daß Er mit mir ist; Er wird meine unwürdige Arbeit sich gefallen lassen, und zuletzt einzig durch das Verdienst Seines Todes mich zu sich nehmen." — Sein erstes Geschäft in Falmouth, 1830, war Ankauf von Land und Erweiterung der Kirche, wozu er, wie gewöhnlich, das Geld entlehnte, um es dann aus Beiträgen der Gemeinde allmälig zurückzuzahlen. Das Werk war im Wachsen, seine Thätigkeit groß, sein Glaube gewiß. In einem Jahre reiste er 4000 englische Meilen, in zwei Monaten taufte er 250 Seelen.

„Jeden Sonntag," schrieb er an seine Kommittee, „habe ich drei vollständige Gottesdienste. Am Dienstag 4 Stunden weit nach Oxford oder Cambridge, am Mittwoch 6 Stunden nach Rio Bueno oder Arcadia, am Donnerstag die 6 Stunden zurück, um Abends in Falmouth zu predigen; am Samstag 8 Stunden weit nach Stewart Town oder sonst an einen fernen Platz. Dazwischen fallen die Taufen, der Unterricht und die Seelsorge. Mehr als 5000 Personen gehören zur Station. Ich sehne mich, eine Sonntagsschule zu eröffnen, aber ich kann nicht; denn von 6 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags habe ich nicht einen Augenblick Ruhe." — An seine Mutter schreibt er: „Der große Herr der Ernte sammelt sich Seelen ein und gießt seinen heiligen Geist aus. Oft sinke ich in der glühenden Sonne ermattet nieder und seufze um Hülfe mit den Worten: Die Ernte ist wahrlich groß, aber der Arbeiter sind wenige. O wie viele sind gestorben, seit ich landete. Bald wird es an mich kommen, aber hier ist Sterben Gewinn. Als ein armer, die Hölle verdienender Sünder stehe ich da, bereit zu leben oder zu sterben. Ja, Herr, nimm mich und thue mit mir, wie es Dir wohlgefällt." — Und in Hinblick auf die 20,000 Sklaven, welche ohne Unterricht um ihn her wohnen, schreibt er der Committee: „Ich mag zu Grabe gehen unter dem Gewicht der Arbeit, aber das schadet nichts. Ich habe ja eine wohlgegründete Hoffnung im Blute Jesu. Mein sterbender Bruder rief aus und ich rufe mit ihm: da, da ist fester Felsengrund, sonst Alles ist Meer."

Im Jahre 1831 brachte der edle Thomas Fowell Buxton die Sklavenfrage vor das Englische Parlament, und die Regierung beschloß, sich ernstlich damit zu beschäftigen. Da brach der Sturm der Leidenschaften auf Jamaika wieder los, die Pflanzer waren außer sich, und manche sprachen unbesonnen genug zu den Sklaven: „Die Freiheit wird kommen, sie werden sie aus England schicken, aber erst werde ich euch alle niederschießen, euch schwarze Schurken, ehe ihr sie bekommet!" Häufiger wurden jetzt die armen Schwarzen gegeißelt, mit den Worten: „Wir wollen euch die Freiheit austreiben!" Von den christlichen Negern in Falmouth konnte Knibb damals schreiben: „Der Glaube, den sie angenommen haben, stärkt sie, den häufigen Spott zu ertragen, tröstet sie, wenn sie unter der Folter seufzen, erquickt sie in der Stunde des Todes, und setzt sie in den Stand, zu ihrer ewigen Ruhe im Himmel aufzublicken. Ich glaube nicht, daß es auf der Erde eine Gemeinde von Christen gibt, die sich völliger auf die Kraft der Versöhnung Christi ver-

lassen, oder die, in Betracht ihrer Lage, ihr Bekenntniß standhafter zieren mit ihrem Wandel. Es ist ihnen gegeben, für Christi Sache auch zu leiden. Ich habe sie beobachtet, wenn sie unter der mörderischen Geißel zu seufzen hatten; ich habe sie gesehen, wenn ihr Rücken mit Blut überzogen war; ich habe sie auf den Straßen gesehen, mit Ketten beladen, ein Schauspiel der Teufel, der Engel und Menschen, und nie habe ich auch nur ein Murren, nie einen Vorwurf gegen ihre ungerechten Verfolger aus ihrem Munde gehört." — Unter der großen Masse der Neger aber verbreitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht von der kommenden, ja wohl bereits gekommenen und nur von den Pflanzern zurückgehaltenen Freiheit, und umsonst verwies ihnen auch Knibb mit Ernst dieses Gerede und widersprach überall dem grundlosen Gerücht, das er beim Ausbruch des Aufstandes sogar eine „höllische Lüge" nannte. Er eilte durch das Land, und so weit sein Wort drang und Einfluß hatte, enthielten sich die Sklaven des Aufruhrs und schützten das Gut ihrer Herren gegen Angriffe. Dennoch ward er von seinen Feinden auf die beleidigendste Weise festgenommen und als Gefangener in die Kaserne geführt, wo er seine Amtsgenossen traf. Krank ward er durch die Straßen geschleppt, in einen lecken Kahn gesetzt und in glühender Hitze und halb im Wasser nach Montego Bai gebracht, ohne seiner Gattin und seinen Kindern zuvor auch nur schreiben zu dürfen. Dort wurden die Gefangenen in den heißen Straßen umhergeschleppt, endlich im Gerichtshause eingesperrt und von den vier sie bewachenden Soldaten mit Flüchen und Schimpfworten überhäuft und mißhandelt. Todtmatt fiel Knibb auf den Boden des Gefängnisses nieder. Da setzte ihm einer der Bösewichter das Bayonnet auf die Brust und drohte ihn augenblicklich niederzustechen, wenn er nicht aufstehe, wenn er noch einmal sich rühre oder ein Wort spreche. „Morgen," fügte er hinzu, „wirst du erschossen um 10 Uhr, und das freut mich." Ein christlicher Kaufmann aber bat den Mann Gottes und seine Genossen los gegen Bürgschaft, und nachdem man drei Wochen lang gesucht und nichts aufgefunden, was zur Anklage gegen sie dienen konnte, drang man in Knibb und die andern Missionare, Jamaika zu verlassen. Sie weigerten sich, und verlangten die genaueste gerichtliche Untersuchung ihres Benehmens. Nun umlagerte der weiße Pöbel ihr Haus. Sie flohen mit Noth, aber kein Schiff wollte sie aufnehmen, bis endlich der Kapitän des Kriegsschiffes „Nordstern" es wagte. Auf dem Schiffe beschwor man sie, nicht wieder an's Land zu gehen, um nicht gemordet zu werden. Knibb antwortete: „Davon kann die Rede nicht sein. Ich bin unschuldig. Mein himmlischer Vater weiß das. Ich stehe unter Bürgschaft; lieber will ich sterben, als die Sache Jesu entehren." So wagten sie's in Gottes Namen, und blieben unversehrt. Knibb wurde endlich völlig freigesprochen, weil keine Klage vorlag. Er kehrte nach Falmouth zurück, wo er sein Haus geplündert und seine Kirche in Trümmern fand. Drei Nächte nach einander vermochte er sich kaum vor einer Bande Wüthender zu retten, doch ward ihm durch Gottes Fürsorge kein Haar gekrümmt. Noch einmal ward er als Aufrührer angeklagt und stellte sich sogleich selbst zur Verantwortung; da zog der Kläger seine Anklage zurück. — Die Rebellion war im Blute

erstickt, die Insel wieder ruhig, die Missionare nicht vertrieben, vielmehr fester gewurzelt in der Liebe ihrer Neger und in der Achtung und dem Vertrauen aller Wohlgesinnten. Von Knibb's Heerde war kein Einziger unter den Empörern.

„Während des Aufruhrs, da die armen schwarzen Christen oft sehr von Miliz-Offizieren geplagt wurden, kam u. A. folgendes Gespräch*) zwischen einem solchen und einem Negerchristen, der Unteroffizier war, vor: Offizier: Du bist also ein Beter. Wenn wir verschickt werden, will ich dich vorne hinstellen; ich will schon für dich sorgen. Neger: Gott kann mich vorne so gut schützen, als hinten, Herr. O.: Gut, ich sage dir's vorher; du sollst mir her, um allen diesen Predigern die Kugel in den Kopf zu jagen. N.: Sind denn die Prediger schuldig, Herr? O.: Natürlich. N.: Sagt nicht das Gesetz unsers Landes, daß Niemand schuldig sei, bis er schuldig gesprochen ist? Wenn man sie untersucht und verurtheilt hat, ist es noch zeitig genug für den Kopf. Ihr verfolgt unsere Prediger, weil ihr es nicht gern habt, daß wir lernen. O.: O, o! Aber sei einmal ehrlich und beantworte mir eine Frage. Lehren denn diese Prediger die Leute nicht, daß sie ihre Herren bestehlen und es ihnen geben sollen? Sag' es nur heraus! N.: Nein Herr; wenn sie das thäten, so wüßten wir, daß das nicht recht wäre, und wollen wir nichts mit ihnen zu schaffen haben. Habe ich nicht, und noch viele von uns, selber Knechte? Würden wir den Prediger behalten, der sagt, man solle den Meister bestehlen? O.: Aber du bist ein Führer; bekommst du nicht Geld für's Predigen? N.: Nein, Herr, gar nichts. O.: Da hast du ein besseres Herz als ich. Aber für was lehrst du denn die Leute? N.: Weil es meine Pflicht ist. O.: Schon recht; würdest du denn auch den Leuten arbeiten und keinen Lohn verlangen? Das glaube ich nimmermehr. N.: Wenn Massa einer armen Person hülfe ein Pferd aus dem Loch ziehen, in das es hineinfiele, und darin es am Ertrinken wäre, würde Massa Lohn verlangen? Und ist nicht der Mensch mehr werth als ein Pferd? O.: Aber warum betest du? N.: Weil ich ein Sünder bin. O.: Das hast du wohl ausgefunden als du bekehrt wurdest? N.: Ich wurde überzeugt, Herr, ehe ich bekehrt wurde; und dann betete ich zu Gott. O.: Was verstehst du denn unter Sünde? N.: Es giebt zwei Arten: Erbsünde und wirkliche Sünde. Ich weiß, daß ich selbst Gottes Gesetz übertreten habe, und darum bitte ich Gott um Vergebung durch Jesum Christum. O.: Was ist denn das, Erbsünde? N.: Die Sünde unsrer ersten Eltern. Aber seien Sie so gut und sagen mir, beten Sie denn nicht zu Gott? O.: Ja, aber ihr betet zu viel. N.: Nein, denn Gott sagt, wir sollen immer beten und nicht laß werden. Aber seien Sie so gütig, noch eine Frage. Nennen Sie nicht Gott Ihren Vater im Gebetbuch? Wir sind aber undankbare Kinder, wenn wir des Vaters Befehl nicht halten. Und wenn wir sagen, Er sei unser König, welche Schande, Ihm nicht treu zu sein. Aber ich kann es begreifen. O.: Wie? wie? N.: Weil die Schrift sagt: Fleischlich gesinnt sein, ist Feindschaft wider Gott. Wer also fleischlich gesinnt ist, kann dem Gesetz Gottes nicht unterthan sein; er kann gar nicht. Und wenn der Geist Gottes nicht lehrt, so sind wir finstere und unwissende Leute, wenn wir auch sonst viel wissen. O.: Was meinst du mit dem Geist Gottes? Meinst du Branntwein? N.: O pfui Herr, Sie nennen sich einen Christen und spotten über geistliche Dinge. O.: Was ist denn der Geist? hast du ihn gesehen? N.: Man fühlt ihn, Herr, man kann ihn nicht sehen. O.: Wie wissen wir aber, daß es so etwas giebt, wenn wir es nie gesehen haben? N.: Herr, sagen Sie nicht, wer einen guten Geist in sich habe, werde alles Lobenswerthe thun? Sie haben aber den Geist nicht gesehen. Sie glauben eine Seele zu haben, haben Sie aber diese Seele schon gesehen? Und, Herr, wird ein blinder Mann sagen: Ich will nicht essen, weil ich die Speise nicht sehe? —

Das aber hatte der Aufruhr klar gemacht, daß mit der Sklaverei kein Abkommen sei, daß entweder sie oder das Evangelium in Westindien fallen müsse. Und deßhalb reiste Knibb, von seinen Brüdern dazu aufgefordert, noch im Frühling 1832 nach England ab, um auf einem

*) Basler Missions-Magazin 1850, III, p. 133 ff. Calwer Missionsblatt 1851, p. 37 ff. Calwer Monatsblätter 1852, p. 167 ff.

anderen Felde den Kampf gegen die Sklaverei aufzunehmen. Er war keineswegs der Erste, der sich wider dieses Ungeheuer erhob, und besonders in Großbritannien war bereits fast ein Jahrhundert lang gegen dasselbe gekämpft worden*). Den Bemühungen eines Granville Sharpe und seiner Freunde war es gelungen, daß im Jahre 1772 der Grundsatz angenommen wurde: „Ein Sklave, der seinen Fuß auf Englischen Boden setzt, ist frei." Nun verlangte er Abschaffung des Sklavenhandels und Befreiung aller Sklaven in den Englischen Kolonien. Ihm zur Seite traten die Englischen Bürger Virginiens in Nordamerika, und die Verweigerung ihres Verlangens ward später als Grund der Lostrennung Nordamerika's von England mit genannt. Die Gesellschaft der Freunde oder Quäker verbanden sich zu einem Verein wider die Sklaverei, und Thomas Clarkson, der als 24jähriger Jüngling mit einer Abhandlung über den Sklavenhandel 1785 den Preis gewann, ward fortan ein neuer, rüstiger und unermüdlicher Kämpfer für die Befreiung der Neger, die er als ein Greis von mehr als 80 Jahren noch erlebte. Er goß sein Feuer für die Rettung der Unglücklichen in die Seele des unvergeßlichen William Wilberforce, der mit Pitt und Fox in gewaltigen Reden das Parlament so kräftig bestürmte, daß endlich nach 20jährigen Mühen und Kämpfen am 24. März 1807 der Sklavenhandel in allen Gebieten Britischer Herrschaft durch Parlamentsbeschluß aufgehoben ward. Aber noch war nicht Alles erreicht. Nachdem erst 1816 die Verhinderung heimlicher Einführung von Sklaven durchgesetzt worden, galt es nun, das Loos derselben erträglich zu machen und allmälige Befreiung anzubahnen. Neue Bewegungen gingen durch das Land, eine Antisklaverei-Gesellschaft bildete sich, neue Kämpfer traten in Stephen, Brougham und Thomas Fowell Buxton hervor. Im Jahre 1823 setzte Letzterer unter Wilberforce's Leitung den Beschluß durch, das Loos der Sklaven zu mildern und ihre Freiheit vorzubereiten. Aber alle dahin zielenden Bemühungen wurden durch die Skavenbesitzer und Zuckerhändler vereitelt und von den beschlossenen Verbesserungen kam nichts zur Ausführung. Den Pflanzern gelang es, die öffentliche Meinung schwankend zu machen, die Herzen mit Furcht zu erfüllen vor den zu erwartenden Folgen einer allgemeinen Freilassung der Schwarzen. So standen die Sachen, als Knibb nach England kam. Selbst die Committee der Baptisten-Missionsgesellschaft trat ihm mit dem Gefühl entgegen, daß sein Mühen um die Negerfreiheit seinem evangelischen Friedensberufe fremd, daß es ein Uebertreten sei auf das Feld der Politik, mit dem Wunsche, daß er schweige von dem, wovon sein Herz überschwoll. Auf die vielen Ermahnungen zu kluger Mäßigung, mit denen er begrüßt wurde, entgegnete er: „Ich selbst, mein Weib und meine Kinder, wir sind ganz von der Gesellschaft abhängig. Ich landete ohne einen Heller Eigenthum, ich kann im Augenblick ein Bettler sein. Aber, wenn es nöthig ist, will ich sie an der Hand nehmen, barfuß durch das Königreich gehen und den Christen in England sagen, was ihre Brüder in Jamaika leiden."

*) cf. Dritter Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft p. 83 ff.

Jetzt fand die große Jahresversammlung der Baptisten statt. Die Nacht vorher durchwachte Knibb im Gebet und rief aus: „Ach, ich kann nicht träumen und nicht schlafen, bis ich weiß, was für mein armes Volk in Jamaika geschehn wird. O, wüßte ich, wie es ihnen geht. Der Herr in seiner Erbarmung sende den Unglücklichen Freiheit.“ Die Stunde der Versammlung kam, und Knibb war unter den Rednern. Mehrere hatten vor ihm gesprochen. Endlich war die Reihe an ihm. Er begann im Tone ruhiger, fester Mäßigung; aber als er fortschritt und nun die Ereignisse der letzten Monate schilderte, da strömte Feuerglut in seine Gedanken und Worte. In diesem Augenblick zupfte der Sekretär der Gesellschaft, in der Furcht, der kühne Redner möchte die heilsame Gränze überschreiten und die Gesellschaft in Verlegenheit bringen, indem er nicht bloß bei dem religiösen Gesichtspunkte stehen bliebe, denselben am Rocke. Es war ein wichtiger Augenblick, aber der Mann war dazu da. Knibb hielt inne — gab einen raschen Blick über das Furchtbare, was geschehen war, in die mögliche herrliche Zukunft, auf die entscheidende Wichtigkeit des Augenblicks, in welchem er jetzt schwere Verantwortung auf der Seele trage, und zwischen Ehre und Schande in der Sache des Herrn und der Menschheit zu wählen habe, und dann nahm er alle Kraft des Denkens, des Gefühls und der Stimme zusammen, rief aus: „Ich will sprechen, was auch daraus folgen mag!“ und riß nun in einer Rede die Versammlung mit sich fort, in der er Saiten anschlug, die bis an's letzte Ende des Landes fortklangen.

„Ich erkläre feierlich,“ sagt er u. A., „daß ich Diejenigen nicht hasse, die mich, meine Familie, meine Amtsbrüder so grausam gemißhandelt haben. Nein, von ganzem Herzen fühle ich Mitleid mit ihnen, bete für sie und danke der göttlichen Gnade, daß ich das auch thun konnte, als das Bayonnet auf meiner Brust stand. — Ich würde nicht von mir selbst reden, kein Wort sollte aus meinem Munde gehen, wäre ich überzeugt, daß die Mission in Jamaika ohne die Eröffnung fortbestehen könnte, die ich jetzt zu machen habe. Ruhig würde ich die Entscheidung des großen Gerichtstages über die Beschuldigungen über mich und meine Brüder abwarten. Aber täglich und stündlich fühle ich, daß unsre Mission, die jetzt aus jeder Pore blutet, ohne eine solche Eröffnung nicht am Leben bleiben kann, daß die Fragen der Sklaverei und Mission unzertrennlich geworden sind, daß die Christenheit entweder die Kette des Afrikaners brechen, oder das Werk der Barmherzigkeit und die Triumphe des Erlösers unvollendet lassen, und den armen unterdrückten Sklaven denen anheim geben muß, deren Erbarmung noch Grausamkeit ist, bis der Tod ihn von seinen Leiden erlöst, und er in die geheimnißvolle Welt eintritt, wo die Gottlosen nicht mehr quälen und die Müden ruhen. — Sagt man mir, die Befreiung der Sklaven ist nicht die Aufgabe der Mission, so muß ich antworten: Die Unterdrücker unserer Brüder haben uns genöthigt, an sie zu denken. Wir suchten es wahrlich nicht. Wir wichen aus, und gingen ruhig unserm Geschäfte nach, das Heil zu predigen den Sklaven; wir hätten auch ferner unsere Herzen gegen das Aechzen der leidenden Menschheit gestählt, und hätten unsere Brüder und Schwestern gekettet, eingekerkert, zerfleischt gesehen dafür, daß sie unsere Predigt anhörten; wir hätten uns an dem Segen in unserer Arbeit getröstet und an dem Garten Gottes erquickt, der aufwuchs, an der unbeschreiblichen Liebe und Innigkeit der von Christo erleuchteten Sklaven, an den Siegen des Kreuzes über die Seelen, an den herrlichen Sterbebetten, bei welchen wir standen, an der herzstärkenden Gewißheit, daß der Jesus, den wir predigen, die Sklaven doch ewig frei machen werde. Ich sage, wir hätten noch das Schweigen nicht gebrochen, das uns über bürgerliche Dinge auferlegt war, wir hätten den empörenden Anblick der Gräuel vor unsern Augen noch länger ertragen, hätten sie uns nicht des Rechtes beraubt, dem armen, mißhandelten, unterdrückten Sklaven zu sagen, daß er, wenn er glaube, ewiger Seligkeit im Himmel entgegen gehe. Aber das haben sie gethan, und wir können

nicht mehr schweigen. Acht Jahre wandelte ich auf dem sonnverbrannten und mit dem Sklavenfluch beladenen Boden der Insel Jamaika, christliche Kirchen sah ich fast überall erstehen. Berg und Thal, Straße und Dorf hallten wieder von den Lobgesängen und Gebeten des Afrikaners, der gelernt hatte, daß Jesus zu seiner Erlösung starb, und die süßen Lieder der buntfarbigen Sklavenbevölkerung schlugen oft lieblich in mein Ohr. Der Erfolg unserer Arbeit war so erstaunlich, daß wir oft meinten, in den Anfang des tausendjährigen Reiches versetzt zu sein. — Aber — es ist Alles verloren, unsere Harfen hängen an den Wänden, die Stimme des Dankes wird nicht mehr in den Straßen gehört. Eine vereinte satanische Anstrengung wurde gemacht, alle Religion zu entwurzeln; die Heiligthümer Gottes wurden mit Aexten und Hämmern zerstört; das rasende Geschrei: „Nieder! nieder bis auf den Grund!" hat durch die Insel getobt. Jetzt fühlte ich, daß der Afrikaner und der eingeborne Sklave nie mehr den Segen des religiösen Unterrichts genießen, nie mehr der Wohlthaten des Evangeliums sich erfreuen wird, das Christus befohlen hat allen Völkern zu predigen, wenn nicht die Sklaverei gestürzt wird. Darum stehe ich jetzt vor Euch mit der unbedingten, unnachläßlichen Forderung gänzlicher und augenblicklicher Befreiung. — Ich sage Euch, daß von 20,000 Christen Eurer Gemeinschaft auf der Insel die Meisten jedesmal gegeißelt werden, wenn sie betend gefunden werden. Ich bitte für meine Gemeinde von 980 Seelen und 2500 Taufbewerbern, die für Euch beten und Euer Gebet fordern. Ich bitte für die Wittwen und Waisen derer, die unschuldig hingemordet sind, ich bitte für die Neger, deren Geduld Lohn fordert, ich bitte für die Missionare in Jamaika, deren Augen auf diese Versammlung gerichtet sind, für ihre Frauen und Kinder. Ich wende mich an die Kinder bei dem Jammergeschrei des kleinen Sklaven, den ich zu Macclesfield in Jamaika geißeln sah, ich wende mich an die Mütter und ihr zartes Mitleiden. Ich wende mich an die Eltern bei dem blutüberströmten Rücken der Katharina Williams, die mit einem in England seltenen Heldenmuthe den Kerker dem Verlust ihrer Ehre vorzog, ich wende mich an die Christen bei dem zerfleischten Rücken des William Black zu Kings Valley, der einen Monat nach der Geißelung noch nicht geheilt war. Ich wende mich an Euch Alle bei der Liebe Jesu Christi. Wenn die Freunde der Mission nicht hören wollen, so wird der Gott der Mission mich hören. Ich will denn gehen und Ihn anrufen, der von Einem Blute alle Völker auf Erden wohnen lässet, und wenn ich sterbe, ohne die Befreiung meiner Brüder und Schwestern in Christo gesehen zu haben, so will ich dem Ewigen zu Füßen fallen und rufen: Herr! öffne die Augen der Christen in England, daß sie den Gräuel der Sklaverei sehen und ihn von der Erde verbannen!" —

Diese Rede schlug, als sie mit gewaltigem Ausbruch lauten Beifalls beendet war, alle Furchtsamkeit der Vielen nieder, die immer noch gemeint hatten, der Missionar solle sich mit der Sklavenfrage nicht einlassen. Am 15. August aber vereinigte die große Frage eine Versammlung von Tausenden aller evangelischen Gemeinschaften Englands in dem großen Exeter-Saale zu London, und der Beschluß war: „Es sei heilige Pflicht, die Regierung um Maßregeln zur gänzlichen Abschaffung der Sklaverei in allen Gebieten Großbritanniens anzugehen." Dazu hatten Knibb's Reden, die er hier und da durch England und Schottland und selbst in Irland hielt, nicht wenig beigetragen. Eine Fluth von Verleumdungen und Verwünschungen wurde über ihn ausgeschüttet, er ließ sich nicht irren; ein Parlamentsglied, Peter Borthwick, trat öffentlich gegen ihn auf, er schlug ihn siegreich aus dem Felde; aller Widerspruch mußte verstummen vor seinem gewaltigen Zeugniß. So verging unter großer Aufregung das Jahr 1832; im Sommer 1833 aber, als eben der greise Wilberforce zu seiner letzten Ruhe in der Westminster-Abtei getragen wurde, beschloß das Parlament, daß mit dem 1. August 1834 die Sklaverei enden sollte. Alle Kinder, die von da an geboren würden, sollten ganz frei sein, ebenso diejenigen unter 6 Jahren, die von den Eltern selbst erhalten würden; alle Hausſklaven sollten

4 Jahre lang, alle Feldsklaven 6 Jahre lang als Lehrlinge arbeiten, mit der Möglichkeit, sich loszukaufen, mit bestimmter, mäßiger Arbeitszeit, mit einem freien Wochentage und dem ganzen Sonntage für sich, mit gänzlicher Freiheit religiösen Unterrichts und religiöser Uebung, mit gesetzlicher Beschränkung der Strafgewalt der Pflanzer und gänzlicher Abschaffung der Geißel für Frauen und Mädchen. Im stillen Kämmerlein pries Knibb dafür den Herrn, in seinen öffentlichen Reden aber bat er die Freunde der Neger um Mittel zur Herstellung der zerstörten Kirchen und Schulen. Nur einmal entschlüpfte ihm dabei sein längstgehegter stiller Herzenswunsch: „Wenn meine Arbeiten so gesegnet sind an den Söhnen Afrika's, daß sie dieselben bewegen, mit der guten Botschaft der Erlösung zu ihren Landsleuten zu gehen, dann wird Afrika für seine Leiden bezahlt sein."

Mittlerweile tobte in Jamaika der Haß gegen die Boten des Evangeliums, besonders gegen die Baptisten-Missionare fort. Ihre Predigtversammlungen wurden vom Pöbel und der Polizei gestört, sie selbst vor Gericht gezogen und öffentlich bedroht. Wilde Haufen stürmten die Wohnung oder den Zufluchtsort des Missionars, schossen in die Fenster, warfen Feuerbrände, und die Obrigkeit konnte die Verfolgten oft nur im Kerker vor Lebensgefahr schützen. So erging es dem Missionar Kingdom zu Savanna-la-Mar, und auch andere Sendboten von Baptisten und Methodisten wurden eingekerkert und um Geld gestraft. Ihre Neger aber hatten sie darum desto lieber; ein zunehmender Geist des Gebets und ein Erwachen christlicher Freigebigkeit, um die Geldstrafen und Anderes zu decken, war die Wirkung solcher Verfolgungen. Der Wuth der Sklavenhalter, nachdem der Beschluß des Parlaments bekannt geworden, trat jedoch der Gouverneur Graf Mulgrave ernst und entschieden entgegen, und Knibb's Negerschaar zu Falmouth pries unter der Leitung des Missionars Dendy wieder den Herrn in einem großen Schuppen statt der Kirche, da ihrer 1600 am 1. August 1834 in dankbarer Freude sich versammelten und dem Herrn ihrem Gott Loblieder sangen. Statt der von den Pflanzern vorhergesagten Empörung herrschte nur Friede und Freude unter den Schwarzen, und Schaaren derselben drängten sich zu den Kirchen und Schulen.

Endlich im Oktober 1834 traf Knibb wieder bei seiner Gemeinde ein. „Als er in einem Boote in der Bai von Rio Bueno anlangte, da drängten sich die Neger jubelnd herbei; sie konnten nicht warten, bis das Boot an's Land stieß, sie stürzten sich in's Wasser, sie umarmten ihn, sie sangen, sie lachten, sie weinten, und er weinte mit ihnen. „Er kommen, er kommen! der König Knibb. Er fechten die Schlacht, und gewinnen die Krone!" so jubelten sie und eilten mit ihm in die Kapelle, dem Herrn auf den Knieen zu danken. Auf dem Wege zu Lande von dort nach Falmouth erscholl der Jubel fort. Nach seiner Ankunft eilten die Neger bis auf 10 Stunden weit herbei; alle wollten ihn sehen, alle ihn hören, und als er am Sonntag die Tausende sah, die seiner Predigt lauschten, als er mit vierhunderten das h. Abendmahl feierte, als die Mütter kamen und ihm für die Freiheit dankend ihre nach dem 1. August geborenen Kinder zeigten, da war er mehr als belohnt für

alle Mühe des Kampfes in England." — Alsbald begann er den Bau einer neuen Kirche in Falmouth, wozu die Neger mit Freuden beisteuerten, errichtete Kapellen an vier andern Orten und gründete Schulen, machte auch durch Demuth und Offenheit einem zwischen den Schottischen Missionaren und den Baptisten ausgebrochenen Zwist ein Ende in Frieden und Liebe. Weihnachten 1835 konnte er schon wieder 135 Neger taufen, und wie freute sich sein Herz, als er am 1. August 1837, dem Gedenktage der Freiheit, auch 1400 Schulkinder mit ihren Fahnen singend zur Kirche ziehen sah. Aber es gab noch mehr zu thun, als sich zu freuen. Die Pflanzer thaten gar nicht, als ob das Parlament ein Gesetz gegeben habe; die Ketten, Tretmühlen und Geißeln blieben in grausiger blutiger Uebung, und das Lösegeld wurde so hoch geschraubt, daß es kein Sklave erschwingen konnte. Das alles deckte Knibb unerschrocken auf und ruhte nicht, bis am Ende das Parlament die Lehrlingschaft abkürzte und alle Neger schon am 1. August 1838 für frei erklärte. Unbeschreiblich war der Jubel und die Begeisterung, mit welcher auch um Knibb her die Versammlung von Tausenden in der Kirche den Schlag der Mitternacht begrüßten und die ersten Tage der Freiheit feierten. Die Feinde aber wurden desto grimmiger, sie machten Mordpläne gegen den verhaßten Knibb, sie suchten die Neger aufzureizen, indem sie das Gerücht aussprengten, er sei erschossen, sie brauchten wieder die alte Waffe der Verleumdung, sie riefen endlich die Miliz auf; aber nun trat der Gouverneur hindernd ein, und es ward stille.

Die freien Neger kauften sich in den Bergen kleine Landstücken, und bauten darauf ihre leichten Wohnungen. Dörfer auf Dörfer entstanden, und Knibb sorgte für Kirchen und Schulen, Pfarrer und Schulmeister, wobei er freilich in vier Jahren 100,000 Gulden Schulden machte. Dennoch wagte er sich voll Glaubens in dies tiefe Wasser; zugleich ließ er den Plan nicht aus den Augen, die freien Neger zum Segen Afrika's zu machen. Zur Abhülfe der Geldnoth aber, und der abscheulichen Bedrückungen und Verleumdungen, welche die Neger und die Missionare noch fortwährend von den Pflanzern zu erleiden hatten, mußte er noch einmal nach England, wo er im Frühjahr 1840 landete, und vor allen Dingen die in Masse verbreiteten Unwahrheiten und Vorurtheile gegen die befreiten Neger und ihre geistlichen Führer zu überwinden hatte.

Da sagt er u. A.: „Ist das Evangelium auch stark genug gewesen, die freien Neger im rechten Gange zu halten? — Der Zweifel darüber beschlich mich oft selber. Aber was geschah? Als die Lehrlingsschaft kam, lagen unsere Kirchen in Trümmern, unsere Leute waren zerstreut; aber so groß ist ihre Liebe zu Gott und ihre Freude an Seinem Worte, daß jetzt anstatt der 11 kleinen Kapellen 12 große Kirchen dastehen. Jede im Aufruhr zerstörte Kirche ist doppelt so groß wieder aufgebaut. Und die Neger haben sie durch Liebesgaben bezahlt. So lange sie Sklaven waren, erhielt ich mit meinen Brüdern meinen Unterhalt von England; als die Ketten fielen, waren die schwarzen Brüder entschlossen, ihre Prediger selbst zu erhalten, und es geschieht. Meine Gemeinde erhält zwei Missionare, sieben Schulmeister und Lehrerinnen, sie zahlt meine Reise nach England, sie giebt reichlich an christliche Gesellschaften, und doch ist in ihr kein wohlhabender Mann. — Viele dachten, die Freiheit werde unsere Gemeinden vermindern. Bevor sie frei waren, zählten wir an 28,000 Getaufte und Taufbewerber, jetzt an 46,000. Damals hatten wir zwei Schulen im Ganzen, weil das Gesetz den Unterricht verbot; jetzt besuchen in der Woche 5800, am Sonntag über 9000 Kinder und Erwachsene unsere Schulen. In der Provinz, wo ich wohne,

wurden von 125,000 Menschen im letzten Jahre nur 19 wegen Verbrechen vor Gericht gestellt, 6 waren Weiße, 3 wurden frei gesprochen, und unter den Schuldigen befand sich nicht eine einzige Frau. Als Herr Gurney den Kerker in Falmouth besuchte, fand er nur eine Person darin, und das war ein Weißer. Als ich zur Tretmühle ging, um sie wieder einmal zu sehen, da sagte mir der Aufseher: „Man kann sie nicht brauchen, sie ist rostig, denn seit dem 1. August 1838 ist sie nicht gedreht worden.“ Im Distrikt S. Anns ist das Gefängniß auf 6 Monate geschlossen und der Kerkermeister inzwischen pensionirt worden. Als ich über den Platz ging, wo einer unserer Diakonen früher grausam gegeißelt wurde, fand ich ihn mit Dornen überwachsen. Der Qualort wird nicht mehr gebraucht. Von 25,000 Angehörigen unserer Kirche ist nur Eine Person wegen Vergehens vor Gericht gewesen, und diese Eine wurde freigesprochen. Das sind Thatsachen, und ich bin bereit, Jedem entgegenzutreten, der sie zu leugnen wagt.“

Aber noch eine Sache war es, die dem theuern Manne sehr am Herzen lag: Die Bekehrung Afrika's durch die Afrikaner selber, durch die Neger Jamaika's. Einen hatte er schon ausgeschickt, Namens Thomas Keith, aber nichts wieder von ihm gehört. Das entmuthigte ihn jedoch nicht, sondern er forderte nun seine christlichen Freunde in England auf, sein Vorhaben zu unterstützen.

Er sprach: „Ich habe in meinem Hause einen Jüngling von Guna am Tschad-See im Herzen Afrika's. Er war als Händler am Niger, wurde gefangen und fortgeschleppt. Er lernte von meinem Kinde das Alphabet. Er ist Muhamedaner; aber warum haben die Neger diese Religion angenommen, als weil die Christen versäumten, ihnen eine bessere zu bringen? Erst kürzlich kam der Sohn des Königs Bel, eines der größten Sklavenhändler in Afrika, vom Gouverneur zur Aussendung uns empfohlen, zu mir. Er ist ein Christ und einer der verständigsten Jünglinge. Sein Vater schickte ihn mit einer Ladung Sklaven nach Kuba. Das Schiff ward genommen und nach Bermuda gebracht. Dort trat er in das Britische Heer ein, hörte das Evangelium, wurde ein entschiedener Christ und bittet nun, ihn nach Afrika zurückzusenden, um seinen Vater vom Verkaufe seiner Brüder abzuhalten. Ich rief die Afrikaner in Kingston zusammen. Da wollte einer als Schuhputzer mitgehen, und als ich ihn fragte: „„Wann bist du reisefertig?““ so antwortete er: „„morgen.““ Als ich ihnen bemerkte, wie sie nochmals den Sklavenhändlern in die Hände fallen könnten, was antworteten sie? „„Wir sind um der Menschen willen verkauft worden, wir können uns auch einmal um Christi willen verkaufen lassen.““ — In den letzten zwei Jahrhunderten sind 30 Millionen Afrikaner nach Westindien geschleppt worden. Mit dem Gelde, das die gekostet haben, die davon gestorben sind, könnte man die englische Nationalschuld zahlen. Ich verspreche von meiner Gemeinde 1000 Pfund und in einer Woche will ich sie haben, von Herrn Dendy's Gemeinde 500 Pfund; er wird sie in ein paar Tagen haben. — Das einzige Opfer, das ich je der Mission brachte, war der Tod meiner Kinder. Ich hatte einen Knaben, den nahm ich auf ein Sklavenschiff und ließ ihn ewige Feindschaft der Sklaverei geloben, als wir vor einem im Todeskampfe liegenden Afrikaner standen. Die Woche, ehe mein Kind starb, versprach es mir, einst nach Afrika zu gehen. Da war der Kelch meiner Freude voll, aber der Engel des Herrn nahm ihn von mir in den Himmel. Habe ich einen Wunsch für meine Kinder, so ist's der, daß sie Missionare werden. Lieber möchte ich sie in Afrika sterben sehen, als König von England sein. Das ist keine Redensart, sondern meine vollste Ueberzeugung. Hätte ich tausend Leben, ich gäbe sie gern in dieser Sache hin. Redet mir nicht von Opfern der Missionare, ich weiß nichts davon.“

So und ähnlich sprach Knibb in Hunderten von Versammlungen vor 200,000 Zuhörern, und reiste mehr als 800 Stunden. Ganz England war erregt, die Verstärkung der Mission in Jamaika, die Sendung von Friedensboten nach Afrika ward beschlossen. Knibb aber betete im stillen Kämmerlein: „O mein Vater, laß mich das nicht von Dir abziehen, laß den Stolz nicht in mir aufkommen, erhalte mich in der Demuth. Lieber nimm mich von diesem mir so theuren Werke hinweg, als daß

ich Deine Sache durch Eitelkeit schände." Nachdem er auch für die Freiheit der Neger Alles erreicht, was er wünschte, riß er im November 1840 von seinen in England zurückbleibenden Kindern mit schwerem Herzen sich los; 15 Männer und Frauen aber, die sich der Mission geweiht, begleiteten den Streiter Gottes nach Jamaika. Im Januar 1841 langte er dort an, und mit welchem Jubel wurde er empfangen!

„Als wir um 6 Uhr Morgens," heißt es im Bericht, „dem Ufer uns näherten, und an zwei Orten vorbei fuhren, wurden bei jedem dieser beiden Orte zwei Kanonen gelöst, das verabredete Zeichen, um die Missionare dieser Stationen von der Ankunft ihrer Freunde zu benachrichtigen. Am Landungsplatze hatten Schaaren von Negern in froher Erwartung die Ufer bekränzt. Als die ganze Reisegesellschaft von Missionaren, 16 an der Zahl, von dem großen Schiff in das Boot hinabstieg, wurden auf dem Schiffe zwei Kanonenschüsse abgefeuert, die ihren Wiederhall in einem lauten Freudengeschrei der am Ufer Stehenden fanden. Man stimmte das Lied an: „Wie wohl geht's Deinen Knechten, Herr ꝛc."; und als es gesungen war, kam das Boot gerade an's Ufer, wo sich ein sehr anziehender Auftritt darstellte. Hunderte von schwarzen und farbigen Leuten standen da. Ihre Gesichter strahlten von der lebhaftesten Freude und Dankbarkeit, oder waren von Thränen überströmt. Ihre Hände hoben sie gefaltet zum Himmel empor, den Vater der Gnade fröhlich preisend, oder streckten sie gierig aus, um ihren geliebten Freund und Prediger zu bewillkommnen, der so lange von ihnen entfernt gewesen war, und um dessen Rückkehr sie so viele Monate lang inständig gefleht hatten. Obwohl, ehe das Boot an's Ufer kam, die lärmendsten Ausbrüche von Freude sich hatten hören lassen, so war doch jetzt Alles ruhig und still. Sobald die Missionare ihren Lobgesang geendigt hatten, fielen ihre afrikanischen Brüder und Schwestern mit einigen zärtlichen Bewillkommnungs-Versen, die für den Anlaß verfertigt waren, auf eine liebliche und ergreifende Weise ein. Namentlich klangen die Stimmen der kleinen Kinder, deren sehr viele da waren, deutlich durch die übrigen hindurch. Während die ganze Gesellschaft zu dem Hause eines Freundes am Ufer hinanstieg, ließen sich zahlreiche Aeußerungen tiefer Herzensfreude hören. Manche riefen in ihrem einfachen gebrochenen Englisch: „Nie haben wir so etwas gesehen; nein, so etwas haben wir noch nie gehört." Den würdigen Kapitain, der auch an's Land trat, wollten sie gar nicht mehr fort lassen; sie hielten ihn fest mit den Worten: „Ei, so was hat man noch nie vernommen, — hat sie Alle glücklich herüber gebracht, und nun will er fort, und sie wieder verlassen." — Nach einigen Minuten sammelte sich die Schaar der christlichen Freunde in der Kapelle, wo eine Danks- und Gebetsversammlung gehalten wurde, an welcher die Gemeindehelfer, mehrere ältere Missionsbrüder, so wie die neu Angekommenen thätigen Antheil nahmen. Nach dem Schluß dieser Versammlung wurden die neuen Missionare in die Häuser mehrerer geschätzten Freunde vertheilt, die in der Nachbarschaft wohnten. — Den ganzen folgenden Tag strömten fortwährend Leute herbei, von denen Manche meilenweit herkamen, um ihren geliebten Prediger wieder zu sehen. Als am Abend Miss. Knibb mit seiner Familie und andern Freunden sich anschickte, nach seiner Station Falmouth zu ziehen, stiegen 16—18 Neger auf ihre Pferde, um voranzureiten und denen in der Stadt Nachricht von seiner Ankunft zu bringen. Auf der Straße standen zahlreiche Haufen von Negern, die vor Freuden sangen, hüpften und oft den Pferden in die Zügel fielen, um nach Massa Prediger sich zu erkundigen. Als Knibb an seinem Hause ankam, hatte sich eine große Menschenmasse da gesammelt, welche bald den Hof, die Gänge und den ganzen untern Theil des Hauses anfüllten. Alle diese Leute schienen ihre Freude über sein Wiedersehen gar nicht ausdrücken zu können. Sie weinten, ergriffen ihn bei den Händen und Armen und riefen: „Massa gekommen! — ist ganz wahr! Massa endlich doch gewiß gekommen! — Manche sagten, sie wünschten, daß er stürbe oder ertränke ehe er zurückkäme; — aber nun er gekommen, — ganz gewiß, ganz wohlbehalten." So ging es den ganzen folgenden Tag fort; und seine Frau mußte beständig die eine Schaar von Besuchern gehen heißen, um der andern Platz zu machen. — Das Interessanteste aber war auf den nächsten Sonntag aufgehoben, wo Tausende ihre Dankbarkeit gegen Gott und ihre Liebe zu Seinem Hause durch eifrigen Besuch desselben an den Tag legten. 3000 Personen waren innerhalb der Kirche versammelt, ein Vierteltausend füllte die Räume in der Sakristei und die Plätze vor den Fenstern und Thüren, obwohl in der brennenden Hitze der Mittagssonne. Die Empfindungen des

Missionars waren fast ebenso bewegt, wie die seiner Gemeinde. Nachdem diese ihn durch ein Bewillkommnungslied begrüßt hatte, hielt Knibb eine ernstliche Predigt, worin er die Gemeinde aufforderte, das Königreich Christi zu Hause und in der Ferne zu fördern, namentlich auch in ihrem Vaterlande, dem unglücklichen Afrika. Nachmittags waren 15—1600 Kommunikanten um den Tisch des Herrn versammelt. Diese feierliche Handlung werden namentlich diejenigen nie vergessen, welche zum ersten Mal mit ihren afrikanischen Brüdern und Schwestern den Tod des Herrn verkündigten."

Vor allen Dingen suchte nun Knibb sein Versprechen wegen der Liebesgaben für Afrika zu erfüllen, und es war noch früher und reichlicher gethan, als er erwartet hatte. Hunderte durfte er bald nach seiner Ankunft taufen, vor Tausenden mit Freuden zeugen von Christo. Eine Missions-Anstalt für Afrika zu Calabar*) im Distrikt Trelawney war im Bau, und sollte Ende 1842 eröffnet werden. Die Gemeinden blühten, neue Dörfer erstanden, eins davon Kettering genannt, nach dem Orte, wo der erste Missions-Verein der Baptisten sich gebildet, der Wohlstand der Neger stieg rasch; nur die armen Einwanderer von Europa starben elendiglich dahin. Daß aber die christlichen Neger ebensogut empfinden, als reden konnten, bezeugte ihnen Knibb selbst, als er 1842 zum dritten Male in England war.

„Als ich vor den Mitgliedern meiner Kirche," sagt er u. A. bei dem Jahresfest in London, „den letzten Bericht ablegte, und sie daraus ersahen, daß das Haus, in dem ich wohne, das Bett, auf dem ich ruhe, und der Hausrath, den ich gebrauche, nicht mir, sondern ihnen als Eigenthum zugeschrieben sei, und ausschließlich der Kirche gehöre, sagten sie: „„Massa, hast du dafür gesorgt, ein Haus für deine Frau zu bekommen?"" — Ich antwortete: „„Nein! meint ihr, ich würde ohne Erlaubniß von eurem Gelde nehmen, und ein Haus für meine Frau kaufen?"" — Sie erwiderten: „„Wenn du noch keins hast, so ist's hohe Zeit. Geh' nach Kettering, baue dir da ein hübsches Haus und wir wollen es bezahlen."" Ich hielt sie beim Wort, und machte mich sogleich an die Arbeit; denn Einer sagte: „„Gehe gleich daran, Massa, du könntest sterben; und uns ist der Gedanke unerträglich, daß deine Frau nach Hause gehen müßte. Sie soll hier bleiben."" Ich baute das Haus; es kostete 1000 Pfund Sterling; und sobald es fertig war, ließ ich es meiner Frau und unsern Kindern zuschreiben, weil ich entschlossen war, kein Eigenthum in Jamaika zu besitzen. — Ein anderes Beispiel. Einige Tage nachher ging ich zu dem lieben Abbott, der sich gerade von seiner gefährlichen Krankheit erholt hatte; und während ich bei ihm war, fiel eine geliebte Schwester, die mit uns hinausgezogen war, als ein Opfer des Klima's. Wie er abgemagert und zitternd vor Schwäche aus der Krankenstube heraustrat, kamen die Diakonen der Gemeinde mit einem großen Sack voll Geld in der Hand, und sagten, sie wünschten mit ihrem Prediger zu sprechen. „„Massa,"" so redeten sie ihn an, „„Du mußt während dieser Heimsuchung bedeutende Ausgaben gehabt haben; Doktor und Apotheker werden auch noch viel kosten. Weil es uns nun leid wäre, wenn diese Sorge Dich drückte, und Deine Wiederherstellung verzögerte, so sind wir umhergegangen und haben Beiträge unterzeichnen lassen; und hier sind sie.""

Nachdem sie dieß gesagt, wobei ich Ohrenzeuge war, legten sie das Geld auf den Tisch nieder und entfernten sich. — Ein ähnlicher Beweis von edler Großmuth kam bei einer andern Gelegenheit vor. Einer meiner Mitarbeiter, Br. Dalewall, starb, nachdem er kurze Zeit auf der Insel gearbeitet hatte. Die Glieder meiner Gemeinde hatten ihn nie gesehen; aber ich erwähnte den Umstand, und ersuchte sie bei der nächsten Abendmahlsfeier, zum Zeichen christlicher Theilnahme für die verlassene Wittwe eine Beisteuer zu sammeln. Die Teller gingen herum: und nachher fanden wir auf denselben 300 Gulden und schickten sie der Wittwe."

Leider war die Veranlassung zu Knibb's dritter Reise nach England für ihn selbst und seine Mitarbeiter, nach deren einstimmigem Beschluß er dazu genöthigt wurde, eine schmerzliche. Es galt dießmal, sich selbst

*) Calwer Missionsblatt 1843, p. 57 f.

und seine schwerbeschuldigten Brüder gegen allerlei Anklagen anderer Missionare zu vertheidigen, die auf's tiefste in ihren Charakter als Missionare und in die christliche Wahrhaftigkeit der Gemeinden einschnitten. Die Beschuldigungen aber erblaßten vor den Thatsachen, die er vorlegte, ohne daß Ein hartes Wort, Ein Tadel gegen die Ankläger ihm entwischte, und nachdem er seinen Zweck erreicht, kehrte er mit erleichtertem Herzen nach Jamaika zurück. Das erste, was er dort erlebte, war das 50jährige Jubiläum*) der Baptisten-Missionsgesellschaft, auf dessen Freudentage jedoch bald Trauerstunden folgten, da ein geliebtes Kind ihm starb, und seine Gattin krank nach England reisen mußte. Desto unermüdeter wirkte er in seiner Einsamkeit für seinen hohen Beruf, und gedachte selbst andere Inseln und Nordamerika zu besuchen, um der Sklaverei entgegenzuarbeiten, ward aber vom Fieber ergriffen und zurückgehalten. Im J. 1843 hatte er dagegen die Freude, ein von England gekommenes und für Afrika bestimmtes Missionsschiff selbst aus dem Hafen von Falmouth steuern zu dürfen. „Eine herrliche Schaar," so schreibt er, „ein ergreifender Anblick! Da stand der theure Clarke mit einem von ernster, ruhiger Freude leuchtenden Antlitz, dort seine geliebte Gattin, hier sein treffliches Heer und die fröhlichen Kinder. Da war Einer, den mein Knabe William, der jetzt im Himmel ist, lesen gelehrt, dort einer aus meiner Schule in Kingston, hier ein einsamer Wittwer, dessen Weib noch plötzlich vor der Abreise zur ewigen Ruhe eingegangen war und ihm auf dem Sterbebette dringend zugesprochen hatte, nach Afrika zu gehen, dort der Lehrer meiner Sonntagsschule." — Im folgenden Jahre gründete Knibb die Stadt Granville, um der Zersplitterung der Gemeinden zu wehren, und unterstützte die Pflanzer, bei denen er jetzt zu Ehren gekommen war, in ihren Bitten wegen der Zuckereinfuhr in England bei der Regierung. Desto größer war, wozu die hohen Steuern und eine lange Dürre nicht wenig beitrugen, die Geldnoth der Mission, und zum vierten Mal wurde Knibb durch seine Brüder genöthigt, den Weg nach England zu machen (1845). Da schilderte er denn seinen Landsleuten in öffentlichen Reden, wie schon 19,000 Neger in mehr als 100 freien Dörflein wohnten, denen sie manche gar seltsame Namen**) gegeben. Da heißt eins „Glückliche Heimath," das andere „Freier Zutritt", ein drittes „Zufrieden", da giebt es eine „Gute Nachricht", ein „Zufrieden mein eigen", ein „Steh' fest", ein „Komm und sieh", ein „Gottlob für das", ein „Ein Bischen Eigenthum," ein „Es ist gut", ein „Zeit und Geduld" u. a. Ein Dörflein heißt „August-Stadt", 6 „Victoria-Städte" sind erstanden, und eins führt gar den langen Namen „Lang gewartet kommt zuletzt." Knibb erzählte weiter, wie man den guten Schwarzen ihre Hütten so sauer gemacht, indem man auf das Bauholz, so wie auf alle aus Amerika eingebrachte Lebensmittel eine hohe Steuer gelegt. Er erreichte seinen Zweck, der in Folge dieser Umstände die Mission bedrückenden Geldnoth von England aus abgeholfen zu sehen, und konnte noch in demselben Jahre wieder abreisen. Zum Abschied sprach er noch die Worte:

„Vor 21 Jahren, als ich in Jamaika landete, gab es dort vier Baptisten-Missionare. Sieben Jahre lang war alles finster in Hinsicht der Freiheit. Mitten in

*) cf. Calwer Missionsblatt 1843, p. 9. — **) Ebendas. 1844, p. 135.

dieser Nacht sah ich einen meiner Diakonen ausgestreckt und gepeitscht, weil er in meinem Hause gebetet hatte. In diesem Augenblicke faßte ich den ruhigen aber festen Entschluß, jede Gelegenheit zu ergreifen, jeden glücklichen Augenblick abzulauschen, um die Last des Druckes den Gefesselten abzunehmen. Ich war Euch und der Welt noch unbekannt. Da trieb es mich mit blutendem Herzen nach England, ich kam aus finstrem Kerker, von der Bank der Angeklagten, vorüber an den Trümmern unsrer Kirchen, und nie vergessen will ich den dreijährigen heißen Kampf, die Seelenangst, mit der ich um des Negers Freiheit rang. Sieben Jahre nachher kam die Freiheit. Unter all' diesen Scenen wuchs die Gemeinde, die Missionare mehrten sich auf zwanzig, es wurden 22,000 Heiden getauft. Wieder sind sieben Jahre dahingerollt. Ich glaubte nicht mehr zu kommen, nicht mehr ringen zu müssen. Aber Gott wollte es anders. — Ich habe mehr als einmal den blutigen Tod nur wenige Stunden von mir gesehen. Aber nie in meinem Leben war ich ruhiger und seliger, als da das Bayonnet eines Wüthenden auf meiner Brust stand. Gern will ich nochmals alles das durchleben, wenn ich wieder so die Kraft des Blutes und der Barmherzigkeit Jesu Christi erleben darf. Nun lebt wohl, Ihr Freunde und Förderer des Missionswerkes. Es ist ein herrliches, ein triumphirendes Werk. Ich gebe mit dem Loosungsrufe, den ich Euch als Leitstern hinterlasse; Laßt uns für Christum wirken auf Erden, bis wir bei Christo ruhen im Himmel. Lebt wohl!" —

Es war sein letztes Lebewohl. Voll Glaubenskraft langte er in Jamaika wieder an und warf sich mit all' seiner Energie in die Arbeit an den Seelen, unbekümmert um neue gehässige Angriffe der Pflanzer. Er predigte, er lehrte, er ging ungeschreckt durch Sonnenglut und Regen von Station zu Station, sein Herz war so innig, sein Geist so mild wie noch nie; unwiderstehlich drang er mit der Liebe Christi in die Herzen ein. Am 9. November taufte er noch 50 Personen, aber mitten in seiner Arbeit ergriff ihn die Hand des Todes. Erschöpft sank er auf sein Lager, und am 15. Nov. 1845 ging er ein zu seines Herren Freude.

§. 6. Die Kirchliche und andere Missions-Gesellschaften.

Calwer Handbüchlein ꝛc. p. 452 ff.
Basler Missions-Magazin 1830, II. p. 266 ff.

Auch die **Englisch-Kirchliche-Missionsgesellschaft**, die sonst eigentlich nur „für Afrika und den Osten" bestimmt war, hat an dem Werke der Negerbekehrung in Westindien Theil genommen. Der Englische Gelehrte Robert Boyle hinterließ bei seinem Tode 1691 ein Legat von 5400 Pfund Sterling zur Verbreitung der christlichen Religion unter den Heiden; von diesem Gelde wurde noch in demselben Jahre ein Gut gekauft, dessen Einkünfte bis zur Amerikanischen Revolution das zur Erziehung von Heidenkindern bestimmte Kollegium Wilhelm und Maria in Virginien bezog. Während des Unabhängigkeitskrieges bewirkte der um die Missionssache vielfach verdiente Bischof Porteus,*) daß dieß Kollegium von den Einkünften ausgeschlossen wurde, und mit den 1000 Pfund, die das Gut jetzt jährlich einbrachte, wurde eine Gesellschaft zur Bekehrung und zum religiösen Unterricht von Negern in Britisch-Westindien gegründet. Der Hauptplatz der von dieser Gesellschaft unterhaltenen Schulen war Antigua;**) dann folgten die Anstalten auf Barbadoes***), Dominika und St. Vincent; später Jamaika†).

*) Basler Missions-Magazin 1819, III, p. 381 ff. — **) Ebendas. 1822, I, p. 11. p. 58 ff. 1824, IV. p. 519. 570 ff. — ***) Ebendas. 1822, I, p. 9. 1824, VI. p. 518. — †) Ebendas. 1830, II, p. 268.

Wenn schon diese Unterrichts-Anstalten*) das Ihrige beitrugen, dem Evangelium auch unter den erwachsenen Negern Eingang zu verschaffen, so verstärkte sich durch die neue Gestaltung der Anglikanischen Kirche in Westindien auch von dieser Seite der Eifer für die Mission. Nachdem nämlich die Bekehrung der Negersklaven bis dahin nur durch Missionare betrieben worden, siedelte im Jahre 1823 die Kirche Englands mit ihrer Kirchenverfassung sich daselbst an, um nicht nur den bisherigen segensreichen Ertrag der Missionsarbeit unter dem armen Negervolke in ihre kirchliche Pflege aufzunehmen, sondern auch gemeinschaftlich mit den Missionaren verschiedener Gesellschaften das große Bekehrungswerk unter der zahlreichen Sklavenbevölkerung dieser Inseln in wachsender Ausdehnung fortzusetzen, und wurden zu diesem Zwecke sämmtliche der Krone Englands zugehörigen Inseln dieser Gewässer in zwei große Bisthümer, Jamaika und Barbadoes, eingetheilt**). — Mit diesen neuen Einrichtungen trat die Gesellschaft zur Bekehrung der Negersklaven in Verbindung und unterstützte die Arbeiten derselben***). — Die Kirchliche Missionsgesellschaft nahm sich durch ihre Arbeiten auf Jamaika und Antigua vorzugsweise der armen Neger-Jugend an, so wie diese auch 2300 erwachsenen Negern eine segensreiche Gelegenheit zur Erkenntniß Christi geöffnet hat. Dabei erwähnen wir zugleich das Micostift (Mico-Charity), ein 100 Jahre früher zur Befreiung von Christensklaven aus den Raubstaaten ausgesetztes Legat, dessen Fonds, nachdem er durch das seit geraumer Zeit erfolgte Aufhören der Sklaverei in dieser Form bis auf 100,000 Pfund Sterling sich vermehrt, im Jahre 1836 für das Schulwesen in Westindien bestimmt und zur Anlegung und Unterhaltung von Normalschulen für Negerkinder, später selbst zur Gründung eines Schullehrerseminars für Neger zweckmäßig verwendet wurde.

Um dieselbe Zeit traten auch etliche Zöglinge des Baseler Missionshauses in den Dienst der Kirchlichen Missionsgesellschaft in Westindien.†), welche außer zwei Stationen auf Trinidad nebst den zunächst begonnenen auf Antigua, Barbadoes, Dominika und St. Vincent, die später wieder eingingen, allein auf Jamaika deren 22 hatte. Die wichtigsten darunter waren: Port Morant, Grove, Rural Hill, Port Antonio, Birnamwood, Woodford, Somerset Hill, Prattville, Elstree, Old England, Siloah, Mount Hermon, Nain, Chichester, Churchill, und von den meisten derselben konnten die Missionare, obschon sie hie und da mit mancherlei Uebelständen zu kämpfen hatten, gar Erfreuliches berichten††).

Immer mehr ging übrigens auf Jamaika die Mission zur Kirche, das Werden zum Gewordensein, und der Missionar in den stehenden Prediger über.†††) Schon in einer Sitzung vom Juli 1839 hatte die

---

*) Näheres über die Einrichtung und Wirksamkeit derselben s. Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 202. **) Näheres darüber s. ebendaselbst 1828, II. p. 214. ***) cf. Ebendas. 1828, II. p. 267. †) Basler Heidenbote 1835, p. 104; 1837, p. 7 ff. p. 91 ff. p. 48. cf. 1839, p. 47; 1838, p. 87 ff. p. 98; 1840, p. 88. cf. 1841, p. 45 ff. ††) Calwer Monatsbl. 1843, p. 152. cf. p. 155. 157 ff.; 1850, p. 153. Missionsbl. 1842, p. 32. Basler Heidenbote 1840, p. 72. †††) cf. Calwer Missionsbl. 1843, p. 29.

Kirchliche Missionsgesellschaft beschlossen, die ganze Jamaika-Mission allmälig zu verlassen, und darauf hinzuwirken, daß ihre Stationen selbständige Pfarreien würden. Mangel an Arbeitern und Mitteln*) beschleunigten die Ausführung dieser Maßregel, und auch Trinidad ward im Jahre 1843 aufgegeben und dem Bischof der anglikanischen Kirche überwiesen**), ebenso Antigua. Letztere Insel namentlich und Jamaika waren so reichlich mit Verkündigern des Wortes Gottes versehen, daß die heimische Kirche sie als christliche Provinzen ansehen zu können glaubte, und ihrerseits es bei der Kirchspielseinrichtung bewenden ließ. In Folge dieses Beschlusses kam Missionar Sessing auf Jamaika mit seinen Kirchengliedern überein, daß jedes monatlich einen Beitrag von 18 Kreuzer für die Sache der Kirche und Mission geben wollte***), bekam aber in den folgenden Jahren auf Jamaika einen harten Stand, und hatte bald bitter über die zunehmende Gleichgültigkeit der Neger zu klagen†).

Die **Londoner Missionsgesellschaft**, welche im Jahre 1822 auch auf Trinidad einen Missionar hatte, beschränkte sich später bloß auf Jamaika. Die Stationen derselben sind: First Hill, Dry Harbour, Ridgemount, Davyton, Whitefield,†) Four Paths, Brixton Hill, Chapelton, Mount Zion, Kingston, Shortwood, Morant Bai, Prospect Penn. Auch diese Mission hatte bei ihrem segensreichen Wirken††) mit zu leiden an den großen Wechselfällen, denen die westindische Mission überhaupt seit dem Jahre der Sklavenbefreiung, 1838, unterworfen war. Die übermäßige Freude über die neue Freiheit, und der durch gut bezahlte Arbeit wachsende Wohlstand hatten bald Genußsucht und Gleichgültigkeit, und diese hinwiederum eine Handelslähmung, Mangel an Arbeit und niedern Lohn zur Folge. Mit diesen Uebeln verband sich dann noch die Einwanderung von China, Indien und Afrika, wodurch heidnische Finsterniß und Verderbniß eingeführt wurde, welche die Negerbevölkerung schrecklich verschlimmerte und die christlichen Bemühungen zu deren Erhebung und Besserung unwirksam machte. Zu allen diesen verderblichen Einflüssen kam überdieß, daß die Bevölkerung von Jamaika hintereinander durch Pocken und Cholera bedeutend vermindert wurde, und die Uebriggebliebenen in die äußerste Armuth versanken. Aber selbst in den schlimmsten Zeiten that das Volk, was es konnte, zur Bestreitung der Missionskosten, und die Beiträge der Gemeinden in Jamaika betrugen im Jahre 1853, da die Londoner Missionsgesellschaft in Westindien mit Einschluß von Britisch-Guiana 20 Arbeiter hatte, 1357 Pfund Sterling. — Da die Landbewohner in Jamaika außer dem Religionsunterricht von allen Mitteln zu weiterer Ausbildung des Verstandes entblößt sind, so stiftete Prediger W. J. Gardiner in seiner Gemeinde zu Chapelton 1855 eine „Gesellschaft zur gegenseitigen Verstandesbildung" mit einer Bibliothek

*) Basler Missions-Magazin 1841, II., 147. IV, 162. — **) Basler Heidenbote 1844, p. 34. cf. p. 67. — ***) Calwer Missionsbl. 1842, p. 67 ff. — †) Evangelisch lutherisches Missionsbl. 1851, p. 109. Basler Heidenbote 1847, p. 39. — cf. Calwer Missionsbl. 1851, p. 34. — †) cf. Calwer Missionsbl. 1846. p. 121. — ††) cf. Ebendas. 1852, p. 77.

und wöchentlichen Zusammenkünften und Vorlesungen*). Am 3. Juli 1856 aber wurde ein schon lange gehegter Wunsch der Londoner Missionsgesellschaft erfüllt, indem zu Richmount (Ridgemount) ein Seminar zur Bildung von jungen Negern zu Hülfspredigern unter der Inspektion des Missionars Allowey feierlich eröffnet und 5 junge Leute als erste Zöglinge aufgenommen wurden.

Die **Schottische Missionsgesellschaft** hat sich gleichfalls auf Jamaika beschränkt, wo sie im Jahre 1830 bereits 6 Stellen seit einigen Jahren eingenommen hatte, und wachsende Gelegenheiten fand, ihre Arbeitskreise immer weiter auszudehnen**). Die eingetretene Befreiung der Neger, ihre freudige Bereitwilligkeit zur Annahme des Evangeliums, das in England für die befreiten Neger erwachte Interesse und die Opferfreudigkeit der Letzteren selbst war auch für diese Gesellschaft ein neuer Antrieb zu reger Thätigkeit***) für das Seelenheil der Schwarzen, und so unterhielt sie 1846 bereits 7 Haupt- und 7 Nebenstationen mit 19 Arbeitern und Arbeiterinnen. Die Namen der ersteren sind: Hampden, Lucca, Port Maria, Carron Hall, die grüne Insel und Brownsville. Schon im Oktober 1844 aber bildeten die Missionare derselben aus sich, in Verbindung mit Laiengliedern der presbyterianischen Kirche Schottlands, eine Gesellschaft unter dem Namen die presbyterianische Correspondenz-Gesellschaft der Missionen für Afrika und Westindien. Ihr Zweck ist vornemlich: Correspondenz mit den verschiedenen presbyterianischen Kirchen und Gesellschaften in England, Irland und Amerika; die Förderung der Mission in Westindien; Mitwirkung zur Bildung eingeborener Jünglinge für das Missionswerk; und Evangelisation Afrika's durch afrikanische Abkömmlinge und acclimatisirte Europäer.

Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, die in Folge eines Vermächtnisses des General Codrington†) bereits 1712 einen Geistlichen nach Barbados geschickt und im Jahre 1743 eine Missionsschule daselbst angelegt, welche 1830 in ein Kollegium verwandelt wurde, sendet jährlich ansehnliche Summen nach Westindien, um die Errichtung von Kirchen, Kapellen und Schulen zu erleichtern; die Frauengesellschaft zum Besten der Neger unterstützt Schulen in Jamaika, Antigua, Bermuda und Guiana; die britische Bibelgesellschaft ist zu jeder Zeit bereit, in verschiedenen Sprachen die heiligen Schriften allgemein unter den Negern Westindiens auszubreiten, wie denn z. B. um die Zeit der Befreiung jeder Neger, der lesen konnte, ein Neues Testament bekam; die Britische religiöse Traktat-Gesellschaft endlich hat vermittelst der Missionare Tausende von kleinen Unterrichts- und Erbauungsschriften unter die Neger vertheilt. Auch die französische Missionsgesellschaft in Paris hat im Jahre 1851 einen Missionar, Eldin, nach der Insel St. Martin abgeordnet, der im Juli d. J. daselbst anlangte. Den gewichtigsten und

*) Basler Missions-Magazin 1855, IV, p. 54. — **) Ebendaselbst 1828, II, 253; 1830, II, 257. — ***) Basler Heidenbote 1837, p. 15. — †) Calwer Missionsbl. 1841, p. 89.

einflußreichsten Antheil aber an der Westindischen Mission haben fortwährend die Brüdergemeinde, sowie die Englischen Methodisten und Baptisten genommen, auf deren Thätigkeit bis in die neueste Zeit wir schließlich noch einen Blick werfen.

§. 7. Die wichtigsten Missionen in Westindien bis auf die neueste Zeit.

Brauer, das Missionswesen der evangelischen Kirche. Hamburg 1847. I, p. 142 ff.
Evangelisch lutherisches Missionsblatt 1850, p. 283 ff. 330 ff. 340 ff.
Basler Missions-Magazin von 1841 an: Missionszeitung.
Calwer Monatsblätter 1835, p. 6 ff.
Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1857, p. 728 ff.

a) Die Brüdergemeinde.

Dänisch-Westindien:*). Seitdem die Freilassung der Negersklaven in den Britischen Besitzungen in England beschlossen war, ließ auch die Dänische Regierung es sich thätigst angelegen sein, den Unfreien ihre Menschenrechte zu sichern und die der christlichen Erziehung der Kinder entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Es ward eine Schulordnung festgestellt, nach welcher alle Negerkinder von 4—8 Jahren regelmäßig die Schule besuchen sollten, nachdem bereits 1839 von Seiten der Regierung der Brüdergemeinde der Antrag gemacht war, den gesammten Schulunterricht der Unfreien auf den drei Inseln, und also das Schulwesen nicht bloß für die Kinder der zur Brüdergemeinde, sondern auch für die zur Dänisch-Lutherischen, Anglikanischen und Katholischen Kirche gehörigen zu übernehmen. Die Brüdergemeinde ging darauf ein, doch ließ sich die Einrichtung nicht sofort über alle Inseln ausdehnen, sondern man mußte Schritt für Schritt zu Werke gehen, und fing im Jahr 1841 auf St. Croix an, wo nach einander 8 Schulen eröffnet wurden, denen später die auf den andern Inseln folgten. Dadurch geschah es allerdings, daß nun die dortige Mission nicht mehr im Stande war, sich selbst zu erhalten; auch ist nach etwa 10 Jahren diese Einrichtung wieder aufgehoben und der Unterricht der ihnen angehörenden Jugend den bestehenden Kirchen, wie recht und billig, wieder übergeben worden. Der Einfluß des Christenthums auf die Neger aber wurde als der heilsamste so sehr anerkannt, daß Br. Rönner auf St. Croix bei der Einweihung eines Schulhauses im Mai 1841 öffentlich aussprechen durfte: „Das schlimme System (der Sklaverei) sei zwar in seinem Uebeln sehr gemildert, werde aber durch die Macht der heiligen Religion, die wir bekennen, über nicht gar lange Zeit gänzlich aufhören," eine Aeußerung, die in der amtlichen Zeitung beifällig wiederholt wurde. Durch den Besuch der Brüder Breutel (als Visitator) und Häusser (als künftiger Vorsteher dieser Mission) auf den dänisch-westindischen Inseln wurde die ganze Einrichtung des Gottesdienstes, des Schulwesens und der übrigen Geschäfte, von denen manche zum Unterhalt der Mission die-

*) S. die Karten im Missionsbl. der Brüdergemeinde 1851, Nr. 12, u. 1850, Nr. 3.

nen, im Jahre 1841 festgestellt und geregelt. Später erließ der König von Dänemark die Verordnung, daß auf diesen Inseln allen Negerkindern von 8—15 Jahren Gelegenheit gegeben werden sollte, an den Samstagen und Sonntagen in den Schulen Unterricht zu erhalten, und zwar unter Leitung derselben Lehrer, denen die Besorgung der schon bestehenden öffentlichen Schulen oblag. Diese Verfügung trat zunächst auf St. Croix im August 1843 in Wirksamkeit, später auf St. Thomas. Kurz darnach erhielten die Missionare in Dänisch-Westindien von der Königlichen Regierung die nachgesuchte Erlaubniß, auf baldige Freilassung aller zu ihren Missionsplätzen noch gehörenden Sklaven anzutragen, und ward auch alsbald der Anfang dazu gemacht. — Am 18. Sept. 1843 wurde den Negern ein Erlaß vorgelesen, durch welchen der Markt, wo sie die auf ihren Kostgründen erbauten Produkte verwertheten, vom Sonntag auf den Sonnabend verlegt, auch die Arbeit auf den Kostgründen am Sonntag von 9 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags untersagt wurde. Dagegen mußten ihre Herren ihnen nunmehr während der Wochentage mehr freie Zeit geben, als früher. — Im April 1844 endlich wurden alle zur Brüdergemeinde gehörigen Neger auf den Dänischen Inseln frei; ein Beweis jedoch, wie wenig sie in der letzten Zeit die Sklaverei noch fühlten, war der Umstand, daß nur sehr Wenige für ihre Freiheit Dank sagten. Nach dieser Zeit ist nun die Emanzipation sämmtlicher Sklaven in Dänisch Westindien, nach manchen Unruhen und Störungen, im Juli 1848 erfolgt.*)

Unterm 20sten August 1850 aber konnte Bruder Endermann**) aus Friedensthal auf St. Croix schreiben: „Ich lebe der Hoffnung daß nach den vorhergegangenen schweren Stürmen eine bessere Zeit für die hiesige Mission angebrochen ist und ein lieblicher Morgen dämmert. Auch die hiesige Gemeinde kommt nach und nach in einen guten Gang; die Predigten und Versammlungen werden gut besucht. Als am 25. (Juli) hier unsre Missionsfest-Predigt gehalten wurde, war die Kirche zum Erdrücken voll, und die zum Schluß für das Werk der Ausbreitung des Reiches Gottes gesammelte Collekte betrug gegen 12 Thaler. — Die mit der Emanzipation verbunden gewesenen Stöße sind nun vorüber und verschmerzt, und die wohlthätigen Wirkungen derselben fangen an, sich zu zeigen."

Ende 1851 zählte die Brüdergemeinde auf den 3 Dänischen Inseln im Ganzen auf ihren 8 Stationen: 2999 Kommunikanten; Erwachsene getauft und Aufgenommene 988; getaufte Kinder unter 12 Jahren 2974; in Anwartschaft und junge Leute 2651; ausgeschlossen 475; zusammen 10,087.

Die einzelnen Stationen sind folgende: Auf der Insel **St. Thomas:** Neu-Herrnhut, Niesky und St. Thomas; auf **St. Croix:** Friedensthal, Friedensberg, Friedensfeld, Greenkay; auf **St. Jan:** Bethanien und Emmaus.

---

*) cf. Steger, die protestantische Mission, III, 2, p. 134. Berliner Jahresbericht f. 1849, p. 66. Ev. luth. Missionsbl. 1850 p. 285 ff. Basler Miss. Magazin 1848, IV, 215; 1849, IV, 154. **) Basler Miss.-Mag. 1850, III. p. 169. cf. 1851, I, 164.

Am 2. August 1837 wüthete auf der Insel **St. Thomas** ein furchtbarer Orkan*), der dort vielen Schaden anrichtete, einen großen Theil der leichtgebauten Negerhäuser und Hütten von Grund aus umstürzte, starke Bäume entwurzelte, und Balken, Bretter und Steine weit umherschleuderte, wobei viele Menschen sowohl auf dem Lande als auf der See ihr Leben einbüßten, am 8. Februar 1843 aber wurde Neu-Herrnhut durch ein starkes Erdbeben in Schrecken gesetzt.**)

Seit 1843 ist in der Schule zu Neu-Herrnhut statt des Kreolischen das Englische eingeführt, und seit März 1844 wird auch der Morgensegen in Englischer Sprache gehalten. Im Jahre 1845 betrug die Zahl der Gemeindeglieder daselbst 1015, im Jahre 1849 nur 743 Seelen. „Seit Weihnachten und Neujahr," schreibt Missionar Baum unterm 6. März 1855, „scheint über unser Neu-Herrnhut ein neues Leben gekommen zu sein, so daß selbst der Geist der Kinder davon ergriffen worden ist. Nicht nur werden die Predigten und Sonntagsschulen besser besucht, als voriges Jahr, sondern es zeigt sich auch eine wärmere und allgemeinere Theilnahme für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Ich habe diesen günstigen Augenblick zur Herstellung eines Missionsvereins unter den erwachsenen Gliedern unserer Gemeine sowohl, als unter den Sonntagsschülern benutzt. Die Willigkeit, die sich bei Alten und Jungen, Bemittelten und Armen zur Beisteuer kund giebt, ist wirklich erfreulich." — Die Gemeinde zu Niesky zählte Ende 1845 im Ganzen 1180, im Jahre 1849 bloß 1018 Glieder. — In der Stadt St. Thomas wurde bis zum Jahre 1843 die Missionskirche nur dann und wann zur Predigt oder Abendmahlsfeier für Alte und Schwächliche benutzt, während die Gemeindeglieder sonst für Gottesdienst und Sakramente nach Neuherrnhut und Niesky vertheilt waren. Im Jahre 1843 wurde ein eigener Missions-Arbeiter in die Stadt versetzt, um die Neger, die hier großen Verführungen ausgesetzt sind, besser mit Gottesdienst und Schulunterricht bedienen zu können. Am 26. Juni 1843 wurde das Missionshaus bezogen, am 2. Juli der erste regelmäßige Gottesdienst, am 29. Juli das erste Abendmahl gehalten. Ende 1843 zählte die Gemeinde daselbst 69, Ende 1844 bereits 133 Seelen und 60 Schulkinder, nachdem am 15. August dess. J. die vergrößerte und erneuerte Kirche, die nun ganz das freundliche Ansehn eines Gemeindesaals hatte, eröffnet worden war; 1849 betrug die Zahl der Gemeindeglieder 128.

Auf der Insel **St. Croix** bestanden bereits im Jahre 1842, wie schon erwähnt, acht Schulen auf oder bei den Pflanzungen Princeß, Diamond, Concordia, Peters Rest, Mount Victory, Kings Hill, Greenkay, La Vallay, jede durchschnittlich von 150—200 Kindern besucht, die vom vierten Lebensjahr an kommen konnten, aber schon im achten wieder ausschieden, weil sie dann tauglicher zur Arbeit wurden. Bis dahin hatten sie täglich 3 Stunden Schule; von da an bis zum 14. Lebensjahre mußten sie aber den eigends für sie an den Sonnabenden und Sonntagen eingerichteten Unterricht besuchen. Doch

*) Barmer Missions-Blatt 1838, Nr. 11. cf. Wullschlägel, Lebensbilder ꝛc. I. p. 44. 146. — **) Ev. luth. Missionsblatt 1850, p. 333.

gab es viel Neger, die den Nutzen dieses Unterrichts nicht einsehen konnten und wohl gar ihre Kinder vom Besuch desselben zurückhielten. Ebenso wurde über schlechten Kirchenbesuch der Neger, der theils in dem freien Sonnabend, theils in der vor ihrer Freisprechung unter den Sklaven herrschenden verdrießlichen Stimmung seinen Grund haben mochte, bis auf die neueste Zeit geklagt.*)

In Bezug auf die Missionswirksamkeit überhaupt aber heißt es in einem Berichte von 1845: „Wir befinden uns gegenwärtig in einer Uebergangsperiode. Seit der ganz unvorbereitet hereingebrochenen Emancipation der Neger im Juli sind alle frühern Verhältnisse gestört worden. Die Neger wissen, daß sie frei sind; sie haben das Beispiel der Trägheit vor Augen, welcher bisher die meisten freien Neger gefröhnt haben, und zeigen wenig Lust, unentgeltlich für ihre Herren zu arbeiten. Diese erklären sich außer Stande, ihnen außer einem kleinen Stück Feld, das sie auch als Sklaven schon benutzt haben, mehr Lohn als ungefähr 2½ Silbergroschen für den Tag zu geben, und das in einem Lande, wo jedes Bündel Holz, das ein Neger in die Stadt bringt, ebenso hoch bezahlt wird, und woselbst ein Tagelöhner einen halben Thaler täglich verdient. Da giebt es natürlich Unzufriedenheit, Vergehungen und strenge Strafen. Möge es Gott gefallen, durch den neuen Generalgouverneur dem Lande Ordnung und Frieden zu geben, daß dessen Bewohner ruhig und sicher unter ihren Kokospalmen und Paradiesfeigen wohnen können!"

In Friedensthal, wo die Neger vordem nicht sehr geneigt waren, ihre Ehen kirchlich einsegnen zu lassen, trat im Jahre 1842 eine günstige Veränderung ein, in welchem sich 14 Paare öffentlich trauen ließen. Aus den Heiden kam wenig Zuwachs mehr, aber manche junge Leute, als Kinder in andern Kirchen getauft, schlossen sich von Zeit zu Zeit der Gemeinde an; solcher waren 24 im Jahre 1842, und 101 im Jahre 1843. Die Sonntagsschule ward im Jahre 1845 von 150 jungen Leuten besucht. Am 15. März 1846 aber hatten die Missionare in Friedensthal nach langer Zeit wieder einmal die Freude, zwei Erwachsene aus den Heiden zu taufen.**) Ende 1845 bestand die Gemeinde mit Hinzurechnung der Ausgeschlossenen und der neuen Leute aus 1949 Mitgliedern. Am Charfreitag 1849 fanden sich 412 Kommunikanten zum heiligen Abendmahl ein, und am Ostersonntag war die Kirche in Friedensthal auf eine noch nie gesehene Weise gefüllt; viele Neger fanden keinen Platz mehr und mußten außerhalb derselben bleiben. Die Gemeinde daselbst bestand um diese Zeit aus 1393 Seelen. — Friedensberg, wo seit Anfang 1842 die englische Sprache auch von den Missionaren allgemein gebraucht wird, hat durch die in den vierziger Jahren sich daselbst bedeutend mehrenden Katholiken mancherlei Einbuße erlitten. Ende 1843 betrug die Zahl der Gemeindeglieder 1495, im Jahre 1849 aber nur 1104. — Friedensfeld, das Ende 1844 noch 1928 Seelen zählte, war 1849 auf 1620 herabgekommen; Greenkay, am Ost-Ende der Insel, ist erst 1841 in Folge der Errichtung eines Schulgebäudes

*) Näheres über das Schul- und Kirchenwesen der Neger in Dänisch-Westindien s. Ev. luth. Missionsbl. 1850, p. 330 ff. — **) Basler Miss.-Mag. 1846, IV., p. 196.

daselbst gegründet, wie es schon lange Wunsch der Missionare gewesen war, weil die dortigen Neger von den übrigen Missionsplätzen zu weit entfernt leben.

Für die Insel **St. Jan** war besonders das Jahr 1842 reich an Prüfungen. Achtmonatlicher Regenmangel bewirkte ein Verdorren alles Grases und Verwelken der meisten Pflanzen; das Vieh konnte nicht hinreichend mit Futter versehen werden und kam vielfach vor Hunger um. Als dann im September der Regen eintrat, entwickelten sich aus dem erhitzten und gedörrten Boden ungesunde Dünste, und eine ansteckende Ruhr brach aus, die kein Ansehn der Person und Farbe kannte und besonders im östlichen Theile der Insel Viele dahinraffte. Doch hatten die häufigen Todesfälle die heilsame Wirkung, daß Viele aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeschreckt und nachdenklich wurden. Die Station Bethanien, obschon 5—600 Fuß hoch gelegen, hat doch durch das Eingehen mehrerer Zuckerpflanzungen in nächster Nähe und Ueberhandnehmen des Busches, der den freien Luftzug abhält, in Hinsicht der Gesundheit verloren. Obschon die Pflanzungen, deren Neger hierher gehören, großentheils sehr weit entfernt, und die Wege steinig und beschwerlich sind, stellen sich doch nicht bloß Sonntags, sondern auch an 2 Abenden in der Woche eine Anzahl Neger zum Gottesdienst ein. Eine Schule für freie Negerkinder wird gleichfalls besucht. Ende 1845 zählte Bethanien im Ganzen 685, im Jahre 1849 aber 500 Seelen. Das zwei Stunden entfernte, an einer Berglehne gelegene Emmaus hat sehr reine Luft und wenig Muskito, deren Bethanien sehr viele hat. Auf einem Berge in der Nähe haben die Missionare eine Pflanzung angelegt; eine Schule für freie Negerkinder zählte 1846 bereits 70 Schüler. Ende 1842 zählte die Gemeinde 1195, im Jahre 1849 dagegen 950 Mitglieder. Unterm 24. März 1852 aber konnte Missionar Bentien von hier schreiben: „Jetzt unterrichte ich die letzten Heiden, welche hier auf St. Jan leben, für die heilige Taufe. Sie sind zwölf an der Zahl, meist alte Afrikaner."

Britisch-Westindien: Wie lebhaft es auf den Missionsplätzen der Brüdergemeinde in Britisch-Westindien im Allgemeinen zuging, ist u. A. aus einem Briefe zu ersehen, den unterm 22. Dec. 1835 ein fremder Augenzeuge zu Neu-Fulneck auf Jamaika schrieb;*) und wir werden uns gleichfalls davon überzeugen, wenn wir nun noch einmal, mit Jamaika beginnend, die Inseln in Britisch-Westindien, auf denen die Brüdergemeinde in Segen arbeitet, durchwandern.

Jamaika.

Nachdem bereits über 50 Jahre lang hier gearbeitet worden, die Frucht der Arbeit aber immer nur gering geblieben war, brach der Missionar Lang in seinem Bericht vom Jahre 1809 in die bittre Klage aus: „O Jamaika, Jamaika, todt wie ein Stein, ja hart wie ein Diamant bist du zu Allem, was göttlich ist! Meinst du, daß der Allmächtige sein

*) s. Calwer Monatsblatt 1839, p. 137.

Gesetz ändern werde um deines versunkenen lasterhaften Lebens willen? Auch nicht eine Seele wüßte ich namhaft zu machen, von der ich in Wahrheit sagen könnte, daß sie von einem Funken der Gnade berührt sei. Warum wir hier sind? Ich weiß es nicht. Was wäre natürlicher, als nach einem 50jährigen Versuch allen Muth sinken zu lassen? Sind wir vielleicht hier, um am Tage des Gerichts als Zeugen gegen sie aufzutreten? O trauriger Beruf, Zeuge zu sein der Verdammung! Ach Herr, hilf und sieh gnädig darein!" — Und 30 Jahre später, wie so gar anders sah es da aus! Als die ersten Schritte gethan wurden zur Freilassung der Negersklaven, als zugleich gegen 100 Missionare eintraten in die Arbeit, als Schulen und Kirchen Allen zugänglich wurden, und die Predigt von der Versöhnung auf allen Hügeln ertönte, da strömten Hunderte und Tausende herbei und ließen sich taufen. Weltliche Lustbarkeiten und Tänze hörten auf, heidnische abergläubische Gewohnheiten wurden abgelegt, und mit willigem Herzen opferten auch die Aermsten von ihrer Habe dem Herrn zum Bau von Kirchen und Schulen. In der That mußte dieser Wechsel das Herz erheben. Dem tiefern Beobachter aber konnte gleichwohl schon damals nicht verborgen bleiben, daß derselbe mehr den äußern Umständen und einem aufgeregten Gefühl zuzuschreiben sei. Man fand keine Zeugnisse von einer wirklichen allgemeinen Erweckung, von einem Bewußtsein der Sünde, von einem ernstlichen Verlangen nach Gnade und Vergebung der Sünden; wohl aber Beweise eines anspruchsvollen Stolzes, der seine Befriedigung darin suchte, auch in der Religion gleichgestellt zu werden. Kein Wunder, wenn man nachher wieder von Abfall, von Rückkehr zu alten Gewohnheiten und Lüsten hören mußte. Wiewohl aber so der Geist der Zeit auch auf diese aus den Heiden gesammelten Gemeinden seinen starken Einfluß gehabt hat, so ist in ihnen doch nur das Unkraut unter dem Weizen, nicht aber der Weizen unter dem Unkraut.*)

Die Kirchen pflegen Sonntags**) mit Zuhörern angefüllt zu sein, und oft finden die aus der Nähe und Ferne herbeikommenden nicht alle Platz darin. Ein solcher Anblick von langen Reihen schwarzer Gesichter, die mit fast unverwandtem Auge auf den Redenden gerichtet sind, würde unfehlbar jeden Missionsfreund zu Lob und Dank gegen Gott stimmen. Viele der Jüngeren bringen ihre Gesangbücher und Bibeln mit, und hin und wieder erblickt man dieselben auch bei einem hochbejahrten Neger mit silberweißem Haupthaar, der noch in seinen alten Tagen lesen gelernt hat und eine wahre Zierde der Kirche ist. — Die besondere Seelsorge wird geübt, theils indem die Missionare ihre Gemeindeglieder, namentlich die zerstreut wohnenden, besuchen, theils indem diese selbst zu den Missionaren zum Sprechen kommen. — Diejenigen Neger, welche die Taufe empfangen sollen, haben sich ein Vierteljahr lang, nach Umständen noch länger, jeden Sonnabend zum Unterricht einzustellen; ebenso diejenigen, welche zur Konfirmation vorbereitet werden sollen. Alle 8 Wochen wird an einem Sonntage das heilige Abendmahl gehalten; der darauf folgende Sonntag

*) cf. Ev. luth. Missionsblatt 1850, p. 341; Calwer Missionsbl. 1849, p. 41. —
**) cf. Brauer a. a. O. I., p. 168 f.

ist Bettag für die Erwachsenen, an welchem die Aufnahme in die verschiedenen Gemeindegrade, also auch die Taufe der Erwachsenen und die Konfirmation stattfindet. Der dann folgende Sonntag ist Bettag und Taufstag für Kinder. Jährlich einmal haben die Verheiratheten und die Kinder ein Liebesmahl, bei welchem Weißbrod und Limonade ausgetheilt wird. Zu Weihnachten werden alle Kirchen mit grünem Laube, besonders mit der großen und wohlriechenden Pimento-Blüthe geschmückt. — Auf jeder Pflanzung werden ein Helfer und eine Helferin, mitunter auch deren zwei, aus der Zahl der Kommunikanten angestellt, die die Aufsicht über die übrigen Gemeindeglieder zu führen, sie zu erinnern, und die Missionare von allem in Kenntniß zu setzen haben. Mit diesen Helfern werden zu bestimmten Zeiten Versammlungen gehalten, in welchen das Wohl Einzelner sowohl als Aller besprochen wird, und jährlich findet mit ihnen ein Liebesmahl Statt. — Die Missions-Konferenzen, zu welchen sämmtliche Missionare auf der Insel gehören, werden alle acht Wochen an einem vorher dazu bestimmten Missionsplatz gehalten. —

Nachdem bereits seit 1826 auf allen Missionsplätzen der Brüdergemeinde Sonntagsschulen für Negerkinder, seit 1828 an vielen Orten auch Wochentagsschulen und auf manchen Pflanzungen auch Abendschulen, in denen die Neger sich, so weit es ging, gegenseitig unterrichteten, angelegt worden, wurde 1836 auch ein Anfang mit Kleinkinder-Schulen gemacht. In den Wochentagsschulen wird Lesen, Rechnen, Schreiben, Rechtschreibung und Religion getrieben; die Mädchen bekommen auch Unterricht im Nähen. Die angestellten Lehrer oder Lehrerinnen nehmen die verschiedenen Klassen der Reihe nach vor. Der Unterricht wird täglich 5 Stunden mit Anwendung der Lancaster'schen Methode ertheilt; Freitags und Sonnabends, wo die Kinder mit ihren Eltern in den Gärten arbeiten, ist keine Schule. Seit der Freilassung bezahlen die Kinder auch Schulgeld, doch geht eine gute Anzahl aus Armuth oder andern Ursachen frei aus, und die Kosten für die Lehrer und die Erhaltung der Gebäude werden durch das eingehende Schulgeld nicht überall aufgewogen. Ende 1852 waren in 48 Landschulen 1341, in 13 Stationsschulen 1633 Kinder, zusammen 2974.*) Am 8. Februar 1843 gingen 6 zur Brüdergemeinde gehörige Negerfamilien, zusammen 24 Seelen, von Jamaika nach der Küste von Ober-Guinea ab, um dort in Verbindung mit den Baseler Missionaren im Aquapim-Lande eine Missionsniederlassung zu gründen.

Eine Hauptschwierigkeit, mit der die Mission in Jamaika wie in Dänisch-Westindien zu kämpfen hat, ist ein bösartiges Gallenfieber, dem kein Europäer und kein Neger, der sich auf der Insel niederläßt, ganz entgeht, dessen Angriffen aber der Missionar, der sich in seinem Beruf nicht schonen kann und zu vielfach dem heißen Sonnenbrand, den Regenschauern und allerlei Anstrengungen aussetzen muß, am Wenigsten auszuweichen vermag. Plötzlich und unerwartet bricht das Uebel herein, und wenn nicht schleunig Gegenmittel, meist Kalomel in starken Gaben, angewendet werden, folgt der Tod unvermeidlich in einigen Tagen. Auch nach glück-

*) Basler Missions-Magazin 1853, IV, p. 64.

licher Hebung eines stärkern Anfalls stellen sich ein halbes oder ein ganzes Jahr lang beständig schwächere Anfälle ein. Fast sämmtliche bisherige Todesfälle der Brüdermissionare auf Jamaika sind in Folge dieses Fiebers eingetreten, welches im Durchschnitt drei Viertheile sämmtlicher Sterbenden auf dieser Insel hinwegrafft. Dazu ist denn in neuerer Zeit auch noch die Cholera gekommen, die im Winter 1850 unter den Bewohnern von Jamaika ein unerhörtes Vertilgungswerk ausrichtete und wenigstens den zehnten Theil der ganzen Bevölkerung, an manchen Orten ein Fünftheil, ja die Hälfte der Einwohner wegraffte. Merkwürdig und dankenswerth war dabei, daß die Missionsfamilien beinahe, wenn nicht ganz, von der furchtbaren Krankheit verschont blieben.

Im Dezember 1845 befanden sich auf Jamaika 13 Missionsplätze mit 13,789 Seelen; Ende 1848 betrug die Zahl sämmtlicher Gemeindeglieder 13,370; Ende 1851 zusammen 13,311. Am 7. Dezember 1854, wo die Brüdermission auf Jamaika das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens feierte,*) zählte sie auf den 13 Stationen ungefähr 13,000 Pflegbefohlene. Seit dem Anfang der Mission waren bei derselben 193 Brüder und Schwestern angestellt, davon 64 auf den dortigen Stationen heimgegangen. Das Jahresverzeichniß von 1855 zeigt 4127 Kommunikanten, 922 Gemeindeglieder (noch nicht Kommunikanten) und 2466 Kandidaten zur Aufnahme, incl. 173 Ausgeschlossene, zusammen 7515 Erwachsene und 5437 Kinder unter 12 Jahren. Summa 12,952 Personen. Ueber den geistlichen Zustand der dortigen Gemeinden aber giebt Miss. Buchner in Fairfield unterm 31. Jan. 1856 folgende Nachricht:**) „Der Kirchenbesuch auf allen unsern Plätzen ist sehr befriedigend; nur selten ist es der Fall, daß sich in unsern Kirchen noch Raum findet, und wir freuen uns, daß ein großer Theil unserer Zuhörer junge Leute sind. Die Versammlungen auf den Negerdörfern sind meist sehr gut besucht, und gewöhnlich kann das Haus nicht alle Zuhörer fassen."

Sämmtliche Missionsplätze der Brüdergemeinde befinden sich im westlichen Theile der Insel und liegen, drei ausgenommen, auf Bergen und Hügeln verhältnißmäßig gesund, mit Ausnahme von Neu-Eden, New-Hope und Greenhill, letzteres jedoch mit dem Vorzug, daß ärztliche Hülfe von Montego-Bai bequemer zu haben ist. Jeder Platz besteht aus einem Wohnhause, einer Kirche, einem Schulhause, einem Küchen- und Vorrathsraum und Stallgebäuden. Zu jedem gehört ein größeres oder kleineres Stück Land, das zur Weide für einige Pferde und Kühe benutzt wird; wo es sein kann, ist auch ein Garten angelegt, um Gemüse zu erzielen. Die Häuser sind in einer netten, einfachen Weise gebaut, die Kirchen meistens von Stein, einige von Holz, in jeder ist eine Kanzel angebracht, einige sind auch mit Chören versehen. Wo zwei Missionare an einem Platze wohnen, wird auch das Schulzimmer als zweite Kirche benutzt.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die einzelnen Stationen. Die Entstehung von Negerdörfern bei denselben war eine neue, wichtige Erscheinung. So bildete sich seit 1840 um Fairfield her ein solches

*) Basler Missions-Magazin 1855, III, p. 53. — **) Missions-Magazin 1856, III, p. 59. cf. 1852, III, p. 184.

Dorf, das bald seine 4—500 Einwohner hatte. Ende April 1842 wurde auf dieser Station eine Art Missionsschule eröffnet mit 6 Negerknaben zwischen 14 und 17 Jahren und 2 älteren Jünglingen, die zu Missionsgehülfen herangebildet wurden, und außer den Schul- und Vorbereitungsstunden sich zu ihrem Unterhalt mit Handarbeit beschäftigten. Einer von diesen Erstlingen folgte hernach dem Missionar Riis nach Akropong in Westafrika als Schullehrer, ein anderer wurde in New-Bethlehem angestellt. Im Februar 1845 zählte die Anstalt zwölf Zöglinge, welche in einem bequemen Hause zusammen wohnten und schliefen, mit Büchern und Schreibmaterial versehen wurden, und Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre und Erdbeschreibung lernten, zur Bestreitung ihres Unterhalts aber täglich drei Stunden unter Aufsicht der Missionare im Garten arbeiteten. Nachdem aus dieser Schule bereits 16 Schullehrer ausgegangen und hin und wieder angestellt worden,*) fand am 17. März 1853 die feierliche Einweihung des neuen Normalschulhauses zur Bildung von eingebornen Gehülfen und Schullehrern Statt. Die Zöglinge, etliche 20 an der Zahl, sind in 2 Klassen getheilt**).

Außerdem besteht in Fairfield, welcher Platz noch immer den Mittelpunkt der ganzen Mission bildet, auch seinen eigenen Missionsverein hat, ein Waisenhaus***) für Negerkinder, gewöhnlich „Refuge-Schule" genannt, darin sich meistens 20 bis 30 Zöglinge befinden. Zwei Lehrerinnen haben die Leitung, die Kosten aber werden von einem Frauenverein in Jamaika und England bestritten. Ende 1845 betrug die Zahl der Gemeindeglieder 1752. — Zu Neu-Eden, dem zwischen Fairfield und Neu-Carmel am lieblichsten gelegenen, aber auch heißesten und ungesundesten Platze, betrug Ende 1837 die Zahl der Gemeindeglieder 1179. Von Ostern 1838 bis dahin 1839 wurden 24 Erwachsene getauft, 35 Personen in die Gemeinde aufgenommen, und 22 zum heil. Abendmahl zugelassen. Seit der völligen Freilassung der Neger hat die Gemeinde eher ab, als zugenommen, und auf eine Vermehrung durch Neue Leute ist wenig Aussicht. Zum Bau einer neuen Kirche 1841 gab die Regierung von Jamaika 300 Pfund Sterling (3600 Fl.). Ende 1845 zählte die hiesige Gemeinde 1299 Mitglieder. — Irwinhill mit seinem Nebenplatze Williamsfield wurde im Anfang der vierziger Jahre von dem alten heidnischen Teufelsspuk des Obeah und Myall, der als christliche Schwärmerei unter dem Namen Myalismus (Meialismus) wieder auftauchte, bedroht. Die Meialisten behaupteten, daß Gott sie auf die Welt geschickt habe, alle jene Zauberei und alle schlechten Menschen auszufinden und zu bezeichnen, daß er sie daher mit seinem Geiste begabt habe, die Geister zu unterscheiden, zu weissagen und alles Verborgene aufzufinden. Sie versammelten sich in der Nacht, geberdeten sich wie wahnsinnig mit Tanzen, Schreien und Singen, und geriethen endlich in einen so aufgereizten und erschöpften Zustand, daß sie zu Boden fielen und sich in einer Art Entzückung befanden. Das nannten sie „den Geist haben" oder „das Haupt im Feuer haben", und in solchem Zustand wollten sie Geister sehen, weissagen, alle

*) Basler Missions-Magazin 1852, IV., p. 323. — **) cf. Ebendaselbst 1854, III, p. 99. — ***) cf. Ebendaselbst 1845, III, p. 148.

Zauberei deuten ꝛc. Oefters nahmen sie auch mit Gewalt Besitz von christlichen Kapellen, um da ihr Dämonenwesen zu treiben. War Jemand bei Einem von ihnen als ein Zauberer oder schlechter Mensch angegeben, so suchten sie ihn auf, legten Hand an ihn, fingen an, ihn zu schlagen, ihm Wasser in's Gesicht zu gießen, kurz, ihn so lange zu quälen, bis er alles ein- und zugestand, was sie wissen wollten, u. dgl. m. Im Sept. 1842 brach dieses Unwesen aus; Ende 1842 wurden die Tänze auf mehr als 20 Zuckerpflanzungen in der nähern Umgebung von Irwinhill alle Nächte bis gegen Morgen gehalten; 1843 wagten sie es sogar, gegen Hausgenossen der Missionare, deren Warnungen ihnen im Wege waren, Gewaltthätigkeiten zu üben, und Sicherheitsmaßregeln mußten ergriffen werden. Es gelang der Polizei, sich einer Bande von etwa 40 zu bemächtigen, an welche sich auf dem Wege zur Stadt, wohin sie zum Verhör abgeführt wurden, noch ganze Schaaren anschlossen. Sie bestanden aus Männern und Weibern und betrugen sich im Verhör wie Besessene, sprachen auch allerlei tolles, unzusammenhängendes Zeug, wie z. B. „es ist der Herr Jesus;" — „wir nicht toll;" — „wer sagen, wir toll? unsch! unsch! unsch!" u. dgl. Das Abzeichen der Meialisten, meist junger Leute, war ein Tuch, das sie in auffallender Weise um den Kopf wickelten, und ein anderes, mit welchem sie sich den Leib so viel als möglich einschnürten. Ihr ganzes Wesen und Getreibe war ein Gemisch des Heidnischen und Christlichen. Die Missionare thaten das Ihre, dem Unwesen zu steuern und dem Umsichgreifen desselben kräftig entgegenzutreten, und die gute Haltung, welche die Gemeinde behauptete, setzte dem Unwesen einen Damm. Auf den Pflanzungen, wo die Mehrzahl der Bewohner aus Gemeindegliedern bestanden, durften die Meialisten sich gar nicht sehen lassen. Von den Einzelnen aber, welche ausgestoßen werden mußten, wurden Mehrere bald ruhig und baten um Wiederaufnahme. — Anfang 1842 betrug die Zahl der Gemeindeglieder 754; im Juli 1852 aber schrieb Miss. Lichtenthäler von Irwinhill: „Von 70 Personen, die wir im Laufe des Jahres 1851 in unsere Gemeinschaft aufgenommen haben, sind nur 7 oder 8 wieder zurückgetreten. Seit dem 1. Januar d. J. sind noch 27 herzugekommen, was mit den 70 vom v. J. im Ganzen 97 Personen ausmacht, die seit dem Erlöschen der Cholera unserer Gemeinschaft beigefügt worden sind. Dieß ist eine Folge jener schrecklichen Plage, daher ich sagen darf, sie habe Gutes gewirkt. Der Besuch des Gottesdienstes an den Sonntagen ist auch besser, als früher". — Zu New-Carmel wurde auf Anlaß einer Rede am 19. Januar 1845, worin Br. Robbins einen kurzen Bericht von der Mission in Grönland gab, ein Missionsverein von Seiten der schwarzen Brüder und Schwestern gestiftet, dessen erste Zusammenkunft am 11. April d. J. statthatte. Bald waren nahe an 200 Unterschriften zu 4½ Kr. monatlich beisammen, und die Brüder und Schwestern in New-Bethlehem folgten diesem Beispiele nach. Ende 1845 zählte New-Carmel im Ganzen 1726 Gemeindeglieder. — Mit New-Bethlehem sind 2 Schulen verbunden, die eine an dem Platze selbst, die andere zu Schoolfield, etwa 2 Stunden entfernt am Fuße des Berges, auf dem New-Bethlehem liegt, seit 1842 eröffnet, Mitte 1844 mit 35 Schülern. Aus

dieser Gemeinde, die gleichfalls ihren Missionsverein hat, sind 7 Glieder mit dem Baseler Missionar Riis nach Westafrika gegangen. Ende 1845 betrug die Zahl der Gemeindeglieder im Ganzen 937. — Zu New-Fulneck hatte Missionar Pfeiffer 1844 über beträchtliche Abnahme der Schulen seit der Negerbefreiung zu klagen, theils in Folge Unvermögens, das Schulgeld zu entrichten, hauptsächlich aber aus Gleichgültigkeit der Eltern, welche die Vortheile der Erziehung nicht zu schätzen wußten. Ende 1845 waren hier im Ganzen 1836 Gemeindeglieder. — New-Nazareth, drei bis vier Stunden von Fairfield, auf derselben Gebirgskette, ist erst seit 1838 gegründet. Die Gemeinde wohnt zerstreut bis auf eine Stunde Entfernung nach allen Richtungen, theils auf den Pflanzungen, theils in schwer zugänglichen Klüften und Schluchten mitten im Walde. Missionar Feurig daselbst mußte im Juli 1844 klagen: „In der kurzen Zeit seit unserer Herkunft fand ich mich veranlaßt, 14 Mitglieder auszuschließen, meistens wegen fleischlicher Vergehungen. Ueberdieß werden Klagen und Streitigkeiten unter ihnen häufiger, welches deutlich zeigt, wie viel noch zu thun übrig ist, bevor sie geschickt sind, Wohnungen Gottes durch seinen Geist darzustellen. Die hiesige Schule ist gegenwärtig in einem kümmerlichen Zustande; kaum ein Kind wird von den Eltern zur Schule geschickt, und an einem Vorwande, diese Versäumniß zu entschuldigen, fehlt es nie. Da sie eben selbst in Unwissenheit aufgewachsen sind, so verlangen sie auch für ihre Kinder nichts Besseres." Mitte 1845 zählte die hiesige Gemeinde 840 Seelen. — Bethanien, auf der Kette der Mile Gully Berge, 2000 Fuß über der Meeresfläche, erst 1833 unter mancherlei Schwierigkeiten und mit Hülfe der zur Gemeinde gehörigen Neger, von denen alle 14 Tage einige Hunderte beim Sprengen der Felsen, dem Ebnen des Bodens und dem Bau der Häuser unentgeltlich mit Hand anlegten, gegründet, ist einer der schönsten Missionsplätze der Brüdergemeinde. Sämmtliche Gebäude sind von Stein aufgeführt. Die Kirche, auf der Vorderseite zwei Stockwerk hoch, da sie an den Felsen sich anlehnt, enthält im untern Stock einige Stuben und ein geräumiges Schulzimmer, ist 175 Fuß lang, 50 Fuß breit, und faßt 8–900 Menschen. Die Kanzel nebst der auf dieselbe führenden Treppe ist vom schönsten Mahagoni- und Cedernholz gearbeitet. Das sehr geräumige Wohnhaus ist vorn ebenfalls zweistöckig; über demselben befindet sich der Küchengarten. Zu den ursprünglichen 6 Akres sind 1842 noch 20 Akres hinzugekauft worden, auf denen das nöthige Futter für das Vieh gebaut wird; auch werden von den daselbst angepflanzten Kaffee-Bäumen jährlich einige Centner Kaffee geerntet. Als im Jahre 1833 der Bau der Kirche begonnen ward, waren mehrere größere Pflanzungen im blühenden Zustande, und die Bevölkerung belief sich in einem Umkreis von fünf Viertelstunden auf mehr als 1000 Neger. Seit 1838 aber haben die meisten derselben die Pflanzungen verlassen, und sich tiefer im Gebirge in Dörfern von 4—500 Seelen, 2, 3—3½ Stunden weit, angesiedelt. Einzelne Mitglieder der Gemeinde leben in noch größerer Entfernung, aber obschon der Durchmesser des von der Gemeinde bewohnten Umkreises 8 Stunden beträgt, werden die Gottesdienste ganz regelmäßig besucht, wenn nicht der Regen ein Hinderniß in den Weg legt.

Einmal fand sich auch ein benachbarter Plantagenbesitzer zur Anhörung des göttlichen Wortes in Bethanien ein. Ein alter Negerchrist kam hierauf ganz vergnügt zu Missionar Buchner und sagte: „Wahrlich, das hätte ich mir in meinem Leben nicht als möglich denken können. Dieser Mann, der mich gepeitscht, mit Schlägen gemißhandelt, mich in den Stock gelegt, mir ein Stück Eisen um den Hals gelegt, kurz mir alles erfinnliche Uebel zugefügt hat um des Evangeliums willen, der wird heute mit mir in der nämlichen Kirche sitzen und das Wort Gottes hören! Gelobt sei der Herr dafür! Ja, das ist mehr, als ich je zu hoffen gewagt haben würde!" —

Die Gemeinde zu Bethanien zählte Ende 1845 etwa 1183 Glieder, die in ihren Dörfern auch von dem Missionar besucht wurden*).

Dabei wollen wir gleich noch eines merkwürdigen Mannes erwähnen. Das ist Archibald Monteith zu New-Carmel, ein geborner Afrikaner, schon vor mehr als 30 Jahren erweckt, der wegen seiner ausgezeichneten Gaben als allgemeiner Gehülfe angestellt worden ist und als solcher auf Jamaika umherreist. Dieser originelle Mann ist von ansehnlicher Gestalt, stark und kraftvoll; aus seinen offenen, freundlichen Gesichtszügen und seinen geistvollen Augen leuchtet die Liebe zu Jesu und seinen Brüdern hervor. Ohne fremde Anleitung hat er fertig lesen gelernt, und ist bei jeder Gelegenheit im Stande, ein passendes Beispiel oder einen treffenden Spruch aus der Schrift anzuführen. Dabei besitzt er ein ungemeines Talent, Vergleichungen zu machen, schlagend zu antworten, und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit Gegenfragen zu stellen, so daß Wenige ihm widerstehen können. Damit verbindet er viel Klugheit und Anstand, und versteht es, im Umgang mit Gebildeteren und Höhergestellten sich so weislich zu benehmen, daß die ihnen gebührende Achtung auf keine Weise verletzt wird. —

Beaufort, um 1828 gegründet, etwa 10 Stunden von Irwinhill, mit einem weitläufigen, in 3 Abtheilungen gebrachten Gemeindegebiet und 2 zu dem Platze gehörigen Schulen, bei deren einer die vier ersten Brodfruchtbäume stehen, welche von den Südsee-Inseln nach Jamaika verpflanzt wurden, zählte Anfang 1845 etwa 653 Gemeindeglieder, die meist sehr zerstreut auf der benachbarten Bergkette wohnen. — New-Hope, an der Seeküste, ein noch junger Platz, zählte 1845 etwa 614 Gemeindeglieder. — Litiz, zwei Stunden von Fairfield, zwischen den Manchester-Bergen und einer andern Gebirgskette, war früher bloß von lauter braunen Leuten bewohnt, deren die Brüder seit 1829 sich annahmen. Nach der Freilassung zogen auch Neger hierher. Vom Januar bis Mai 1842 schlossen sich über 100 Seelen, meist braune Leute, der Gemeinde an, die Ende 1845 bereits 1178 Glieder zählte. — Bethabara, auf der Pflanzung Newfield, früher zu Fairfield gehörig, seit 1840 ein besonderer Platz, liegt mit Fairfield und Nazareth auf derselben Bergkette. Zu der Kirche, deren Grundstein am 16. Jan. 1840 gelegt wurde, gab die Regierung von Jamaika gleichfalls 300 Pfund Strl. Ende 1845 zählte die Gemeinde 1017 Seelen, die Schule 46 Schüler. Unterm 15. April 1855 aber schreibt Missionar Seiler daselbst: „Unsere Tagesschule hat gegenwärtig eine noch nie erreichte Anzahl Schüler. An manchen Tagen beläuft sich dieselbe auf 180 Kinder, so daß wir uns mit ihnen in unserm Schulhaus, dessen Raum nur für 150 hinreicht, kaum Rath wissen.

*) cf. Ev. luth. Missionsbl. 1850, p. 343 ff.

Meine Frau hält eine von 70 Schülerinnen besuchte Nähschule, und wir gehen mit dem Gedanken um, auch noch eine Kleinkinderschule anzufangen, welche in der Kirche gehalten werden könnte."

Antigua.*)

Die Mission auf Antigua hat mit vier natürlichen Uebeln zu kämpfen: Gelbes Fieber, Orkane, Erdbeben und Dürre. Die Insel hat keinen Fluß, nur wenige Quellen. Die Weißen behelfen sich mit dem in Cisternen aufgefangenen Regenwasser, die Neger und das Vieh noch viel schlechter, mit dem Wasser, was in Teichen stehen bleibt. In den Jahren 1836 und 1837 wurde in Folge einer dreizehnmonatlichen Dürre die Noth außerordentlich groß; das meiste Vieh starb, und das wenige überbleibende wurde so schwach, daß es kaum noch gehen konnte. Zuletzt mußte Trinkwasser von andern Inseln herübergeschafft werden. — Ein heftiges Erdbeben von furchtbarer Wirkung erfuhr die Insel am 8. Februar 1843;**) die Brüdermission blieb in ihren Gebäuden, wie in den Personen ihrer Gemeindeglieder und Schulkinder dabei so ziemlich vor schwerem Schaden bewahrt, obschon sich ihr Verlust auf 12000 Fl. belaufen mochte. Nur eine ihrer Kirchen stürzte ganz zusammen und begrub unter ihrem Schutte drei Schulkinder; andere Kirchen und Missionsgebäude litten nur mehr oder minder an Rissen, während eine große Anzahl von Gebäuden, unter andern auch die anglikanische Hauptkirche und die der Methodisten in St. Johns in Trümmern gingen. — Ein Orkan***) in der Nacht vom 21. auf den 22. August 1848 richtete wieder furchtbare Verheerungen auf Antigua an; besonders schmerzlich war dabei auch die Zerstörung des erst kürzlich erbauten Anstaltshauses bei Cedarhall (s. u.). Der an den Missionsgebäuden angerichtete Schaden wurde auf 15—16,000 Fl. berechnet.

Auf den 6 Missionsplätzen der Brüdergemeinde arbeiteten Ende 1840 an 12,292 Pflegbefohlenen 25 Arbeiter; und die Negergemeinden gaben wöchentlich 3 Kreuzer Kirchenbeitrag für jede über 12 Jahre alte Person, um den Fonds der Westindischen Mission zu erhöhen. Am 15. August 1841 wurde eine neue Station, Gracefield, im Landstrich Popeshead, früher Zweiggemeinde von St. Johns, gegründet. Am 17. Juli 1845 konnte Br. Wullschlägel zu St. Johns schreiben: „Antigua bekennt sich offen zum Christenthum; das Heidenthum, im eigentlichen Sinne des Worts, ist kaum mehr gekannt; der Götzendienst ist von der Insel verschwunden. Nur selten werden noch Erwachsene getauft, und das Amt eines Missionars wird dem eines Pfarrers im Vaterlande immer ähnlicher. Gleichwohl herrscht noch immer ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Heiligkeit und Lasterhaftigkeit, christlichem Glauben und heidnischem Aberglauben, dem wir noch kein Ende absehen." — Um dieselbe Zeit hatte das Missionsdepartement der Brüderkirche beschlossen, auf Antigua eine Centralschule für Negerkinder zu gründen, worin dieselben zur Aufnahme in das Schullehrerseminar der Mico-Charity-Stiftung vorgebildet werden sollten†). Am 22. April 1847 wurde die neue Bil-

*) s. d. Karte im Missionsblatte der Brüdergemeinde, 1850, Nr. 7. — **) Calwer Missionsbl. 1843, p. 42 ff. — ***) Calwer Missionsbl. 1848, p. 109 ff. — †) Basler Missions-Magazin 1846, I, p. 234.

dungsanstalt bei Cedarhall eingeweiht, wobei sämmtliche Missionare und die beiden Abgeordneten Hermann und Mallalieu zugegen waren. Die Anstalt ward unter die Leitung des Br. Hamilton gestellt und mit 15 Zöglingen eröffnet. Die Brüdergemeinde hatte im Jahre 1846 auf Antigua an 9 Orten 16 Schulen, mit einem Schulbesuch von durchschnittlich 694 Kindern. Getauft wurden in demselben Jahre 9 Erwachsene; die Zahl der Kommunikanten war 4729. — Nachdem der Wiederaufbau des durch den Orkan von 1848 (s. oben) zerstörten Hauses des Lehrerseminars bei Cedarhall glücklich vollendet war, hatten die Brüder am 22. Mai 1849 die Freude, das neue Haus durch öffentlichen Gottesdienst und Prüfung der Zöglinge feierlich einzuweihen. Die Anstalt zählte jetzt 20 Knaben; noch Einige waren von den westindischen Inseln angemeldet, und schon im folgenden Jahre konnte Missionar Hamilton*) von mehreren Erweckten unter ihnen berichten. Und wenn es in einem frühern Bericht der Brüdergemeinde hieß: „Unsere Mission auf Antigua ist, Dank sei dafür dem Herrn, einem Weinberge gleich, der wohl gepflegt wird und seine Früchte bringt. Die dortigen sieben Gemeinden gehören seit langer Zeit zu den geförderten in christlicher Erkenntniß unter allen unsern Missionsgemeinden. Die Zahl der in unserer Pflege stehenden Neger beläuft sich auf 8806" — so sagt das Missionsblatt der Brüdergemeinde vom Juli 1850 über den Zustand dieser Insel: „Antigua hat jetzt, statt des noch vor 100 Jahren herrschenden greulichen Heidenthums, lauter christliche Gemeinden und verhältnißmäßig eine größere Zahl an Kirchen, als manche Gegend unseres Vaterlandes; und diese Kirchen sind Sonntags wohl besucht." — So konnte denn im Jahre 1856 das Jubelfest des nun hundertjährigen Bestehens der Mission auf Antigua mit Freuden gefeiert werden, und die Brüder selbst über den Erfolg derselben bei dieser Gelegenheit bemerken: „Wenn wir von irgend einer unserer Missionen sagen können, daß sie reiche Früchte getragen hat, so gewiß von dieser. Ein öffentliches Zeugniß dafür war die in Anerkennung ihres so geförderten christlichen und sittlichen Zustandes schon im Jahre 1834 erfolgte völlige Freigebung der dortigen, hauptsächlich von uns und den Methodisten bedienten Negersklaven, während in allen andern Britischen Colonien erst noch eine mehrjährige Vorbereitungszeit für dieselben für nöthig erachtet wurde. Wir haben jetzt auf dieser Insel 7 Gemeinden — zu St. Johns, Gracehill, Gracebai, Cedarhall, Newfield, Libanon (gegründet 1831; Eröffnung der Kirche den 19. Mai 1838) und Gracefiel — mit etwa 8200 Personen in unserer Pflege, und außer den allgemeinen Schulen 2 Institute zur Bildung von Lehrern und Lehrerinnen."

St. Kitts.**)

Auch St. Kitts leidet Wassermangel, obschon mitunter furchtbare Regengüsse große Verheerungen anrichten; ebenso herrscht Mangel an Brennholz. Das gelbe Fieber, Orkane und Erdbeben erweisen sich

*) Basler Missions-Magazin 1850, II. p. 293. cf. 1851, II. p. 292. — **) S. die Karte im Missionsbl. der Brüdergem. 1851. Nr. 5.

gleichfalls als Feinde der Mission. Eins der unheilbringendsten Erdbeben in neuerer Zeit trat am 8. Februar 1833,*) ein anderes gerade 10 Jahre später am 8. Februar 1843**) ein; und derselbe Orkan, der 1848 auf Antigua so große Verheerungen anrichtete, berührt eauch St. Kitts. Die Brüdermission wirkte auch hier auf den Stationen zu Basseterre, Bethesda und Bethel in Segen fort.***)

In Basseterre wurde die alte, im Jahre 1789 gegründete Kirche weggerissen, da sie nicht mehr genügte, und ihr bisheriger Platz mit einem Schulgebäude besetzt; zu einer neuen Kirche ward am 16. Sept. 1840 der Grundstein gelegt. Anfang dieses Jahres erwarb sich die Gemeinde auch einen eigenen Begräbnißplatz, nachdem bis dahin alle ihre Verstorbenen auf dem Anglikanischen Gottesacker beerdigt waren, wo es große Kosten machte. Außer einer Schule in der Stadt befinden sich auch einige auf Pflanzungen. Am 23. Oktober 1842 wurde ein auf der Plantage Estridge neuerbautes Schul- und Versammlungshaus feierlich eingeweiht, wobei die Zuhörerzahl so groß war, daß etwa 400 Neger draußen stehen mußten. — Zu Basseterre wurden am 23sten Oktober 1843 vierunddreißig Personen konfirmirt; und am nächstfolgenden Sonntag nahmen sie zum ersten Male am heiligen Abendmahl Theil†). Ende 1849 aber zählten die 4 Gemeinden auf St. Kitts 3905 Seelen, an denen die Arbeit der Brüder in Schule und Kirche gesegnet war.††) — Ein gefährlicher Irrlehrer, ein Schwarzer aus Amerika, zog in der letzten Zeit Viele, auch von den Gläubigen, zu sich, und schadete viel. Aber die Warnungen der Brüder hatten gesegneten Erfolg, so daß dem Uebel gesteuert wurde. — Unterm 4. Juli 1852 meldet Br. Häuser: „Es ist jetzt der Anfang damit gemacht worden, ganze Besitzungen an Neger zu verpachten, und zwar an Neger von unserer Gemeinde (in Basseterre). Es sind ihrer sechs, alles fleißige und thätige Leute, die nicht den Herrn spielen, sondern arbeiten werden. Wir können uns über das uns geschenkte Zutrauen in der That freuen. So sagte auch der Statthalter zu uns, als er hierher gekommen sei, habe er gefragt, wie es um die dienende Klasse stünde, und man habe ihm darauf geantwortet, wenn sich ein Kommunikant der Brüdermission anböte, den könne man ohne Bedenken anstellen, bei den Uebrigen müsse man sich erst befragen. Und er setzte hinzu, er habe gefunden, daß das wahr sei." — Auch an Einzelnen machten die Brüder liebliche Erfahrungen†††); im Jahre 1854 aber brach auch auf St. Kitts die Cholera aus und raffte viele Menschen dahin††††). Die Zahl an Gestorbenen belief sich in den Gemeinden der Brüder: in Estridge auf 27, in Bethesda 68, in Basseterre 332, in Bethel 7. Im Ganzen waren auf St. Kitts bis zum 7. December des genannten Jahres 2275 Personen gestorben. Als Frucht dieser Heimsuchung wird erwähnt: „In der Kirche sind alle Plätze besetzt, und man sieht keine Lücken mehr, wie früher öfters der Fall war. — Die in den Reihen der Helfer und Kirchendiener und Sonntagsschullehrer ent-

*) Barmer Missionsblatt 1836, Nr. 18. — **) cf. Calwer Missionsblatt 1843, p. 36. Missions-Magazin 1843, IV, p. 252. — ***) cf. Wullschlägel, Lebensbilder ꝛc. I, p. 75. 162. 164. — †) Basler Missions-Magazin 1845, III. p. 149. — ††) Ebendaselbst 1850 IV., p. 132. — †††) Ebendaselbst 1853, IV., p. 67. — ††††) Ebendaselbst 1855, II., p. 52; III., p. 53 f.

standenen Lücken wieder auszufüllen, ist eine Angelegenheit, die uns nicht wenig zu schaffen macht; es sind 56 Personen, die ersetzt werden sollen, und zwar wieder durch Leute, die einen gewissen Grad von Autorität und Bildung besitzen."

Barbadoes.

Auf Barbadoes, wo die Brüdergemeinde 2 Stationen, Saron und Mount Tabor, inne hatte, wurde in Bridgetown, der Hauptstadt der Insel, auf einem angekauften Platze am 6. November 1834 der Grundstein zur ersten Kapelle gelegt, die später zum Wohnhaus für die Missionare gemacht wurde, nachdem am 31. Oktober 1835 eine neue, größere Kirche gegründet und am 10. Juli 1837 eingeweiht worden war. Von Missionaren wurde der Platz am 1. August 1836 bezogen. Im Jahre 1838 wurde auch ein 1200 □Fuß großer Begräbnißplatz angekauft. Ende 1841 zählte die Gemeinde im Ganzen 404 Glieder. — In Saron gab 1836 die Gemeinde 120 Dollars zur Erbauung von Gallerien in der Kirche, die 1841 noch erweitert werden mußte. Seit dem 15. Juli 1837 steht hier auch ein neues, 30 Fuß langes und 20 Fuß breites Schulgebäude. Ende 1844 zählte die Station 2331 Gemeindeglieder, die Tagesschule 85, die Sonntagsschule 87 Schüler. — Zu Mount Tabor wurde im Jahre 1836 ein 49 Fuß langes und 27 Fuß breites Schulhaus aus den vom Britischen Parlament zu diesem Behuf bewilligten Geldern erbaut; die Gemeinde zählte Ende 1841 im Ganzen 436 Glieder. — Zwischen Saron und Mount Tabor, von jedem 2 Stunden entfernt, wurde am 20. Mai 1837 eine vierte Station, Clifton-Hill, gegründet, mit einer Kapelle, die zugleich als Schule diente, um die Bewohner des umliegenden Gebiets zum Schulbesuch zu locken.

Bei dem großen Brande von Bridgetown am 3. Februar 1845 blieben die Missionsgebäude so wie alle Kapellen und Kirchen verschont, während ein großer Theil der Stadt mit dem Posthaus, zwei Buchdrukkereien, dem vornehmsten Gasthof und einigen der größten Waarenlager ein Raub der Flammen wurden. — Am 9. Dezember 1846 kamen die Abgeordneten der Brüdergemeinde, Hermann und Mallalieu, auf Barbadoes an, von wo sie sich dann weiter nach Tabago und Jamaika begaben. Bruder Hermann schrieb unterm 4. März 1847 von Jamaika aus: „Aus dem, was wir bis jetzt von unsern Gemeinden sowohl hier, als auf den früher besuchten Inseln haben wahrnehmen können, haben wir uns überzeugt, daß die Zeit noch nicht da, ja vielleicht noch ferne ist, wo sie auf sich selbst stehen können, sowohl in geistlichen als leiblichen Dingen." — Ende 1848 zählte die Brüdergemeinde auf Barbadoes auf sämmtlichen vier Posten: Kommunikanten 1304, sonstige Mitglieder und Aufzunehmende 363, getaufte Kinder 1521; zusammen 3188; im Jahre 1850 zusammen 3175, Ende 1851 aber 3198. — Im Jahre 1854 hauste die Cholera auch auf Barbadoes und richtete daselbst furchtbare Verheerungen an*).

*) Basler Missions-Magazin 1855, I. p. 76; III. p. 54. —

Dennoch konnte Miss. Badham unterm 23. Januar 1855 schreiben: „Uebrigens freue ich mich, sagen zu können, daß sich seit der Zeit der Cholera mehr Leben aus Gott hier zu zeigen anfängt. Wir nehmen mehr Gefühl und Empfänglichkeit, mehr Verlangen nach dem Wort des Lebens, als bisher zu spüren gewesen ist, wahr, und ich zweifle nicht, daß das ernste und strenge Strafgericht Gottes auf die Herzen Eindruck gemacht, ja wohl eine neue und bessere Zeit**) in Hinsicht des christlichen Lebens in's Dasein gerufen hat."

Tabago.

Auf der Station Montgommery, im südwestlichen Theil von Tabago, wurde die erste Kirche bald zu klein. Am 27. Januar 1839 war eine andere so weit vollendet, daß sie eröffnet werden konnte: 50 Fuß lang, 40 Fuß breit, mit einer Vorhalle 12 Fuß in's Gevierte. Sie faßte ursprünglich nur 800 Besucher; da aber das Verlangen nach dem Worte Gottes immer größer wurde, ward im Jahre 1843 noch eine Gallerie hineingebaut, die 200 Menschen faßte; allein auch so genügte der Raum der Menge der Kirchgänger noch nicht. Die Tags- und die Sonntagsschule wurden von mehr als 200 Schülern fleißig besucht. — Im Jahre 1839 wurde zu Mount Pleasant am 4. März ein Gebäude errichtet, das zugleich als Kirche und Schule diente; überhaupt gehörten 3 auswärtige Predigtplätze her. — Die Freilassung der Neger hatte hier eine besonders heilsame Wirkung, denn seit dem 1. August 1838 ward das Verlangen nach dem Worte Gottes viel größer, als zuvor, und zugleich äußerte sich lebhaft der Wunsch bei Ehepaaren, kirchlich eingesegnet zu werden. — In Folge dessen ward auch der Predigtplatz Indian Walk unter dem Namen Mount Zion, später Moriah, 1840 zu einer Gemeinde erhoben. Bischof Ellis von Barbadoes visitirte im Juli 1841 Tabago. Samstags, den 23. April 1842 hatte die Einweihung der zugleich als Schulhaus dienenden Kirche zu Moriah Statt. Nach einer Predigt über: „Ich will meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen," taufte Bruder Titteringtoη 3 Erwachsene, worauf eine Kollekte von 258 Fl. 38 Kr. gesammelt wurde. Es waren dabei 50 Kinder von Montgommery zugegen, die mehrere Liederverse sangen. Es wohnten im Ganzen 605 Erwachsene und 149 Kinder der Feierlichkeit bei. Bei früheren Anlässen waren 28 Personen zu Moriah aufgenommen worden, denen dießmal 14 hinzugethan wurden, und diese 42 bildeten die Erstlingsgemeinde von Moriah. — Von Montgommery schrieb Missionar Badham am 17. März 1845: „Die Kirche ist wo möglich voller als je, und Viele sitzen draußen. Die Sonntagsschule für Erwachsene ist so voll, daß wir keinen Neuen zulassen können, und dasselbe ist mit der Wochenschule der Fall, obgleich voriges Jahr 30 Kinder austraten. Oft sind mehr als 200 Kinder zugleich in der Schule. Die Nachtversammlungen sind ebenfalls wohl besucht." Den 20.: „Dieses ist Sprech- und Passionswoche. Am Dienstag Abend hatten wir wenigstens 500 aufmerk-

*) cf. Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1857, VII. p. 584. VIII. p. 647.

same Zuhörer, von denen Viele ihre Harmonien der vier Evangelien bei sich hatten." — Die Schule zu Moriah zählte im Mai 1846 bereits 180 Schüler in drei Mädchen- und vier Knabenklassen, die außer den gewöhnlichen Unterrichtsstunden im Nähen und Landbau unterwiesen wurden*).

Das Land umher ward an Neger verkauft, und so bildete sich um die Missionsgebäude ein ordentliches Dorf. — Im Jahre 1846 stifteten die Brüder auch unter ihren schwarzen Gemeinden zwei Missionsvereine; der in Montgommery zählte am 27. Januar 1847 bereits an 100 Mitglieder, der zu Moriah 134. Die Brüder fanden die erfreulichste Bereitwilligkeit zum Beitritt. Die Zahl der Kommunikanten betrug im Jahre 1846 auf beiden Stationen 411. — Von Montgommery schreibt Bruder Badham am 31. März 1848: „Während unser Platz (in Folge eines im Oktober 1847 stattgefundenen fürchterlichen Orkans, der auch die Kirche und Schule zerstörte,) in Trümmern liegt, ist die Zahl unserer Gemeindeglieder in steter Zunahme begriffen. Am letzten Bettag z. B. wurden 33 Personen aufgenommen, und 21 kamen unter die Candidaten." — Ende 1848 befanden sich in Tabago auf den 2 Stationen 560 Kommunikanten, 335 andere Getaufte und Aufzunehmende, 579 Kinder unter 12 Jahren; im Jahr 1850 betrug die Zahl sämmtlicher Gemeindeglieder 1875; Ende 1851 aber 2103. Besonders erfreulich ist der Zustand der Gemeinde in Moriah, von wo Missionar Voullaire unterm 5. Februar 1856 schreibt: „Die Kirche ist fast jeden Sonntag vollkommen angefüllt, und die Aufmerksamkeit der Leute wahrhaft ermuthigend. Die Tagesschule wird durchschnittlich täglich von etwa 200 Kindern besucht. Unseres Schullehrers Will. Thomas kann ich nur mit der vollkommensten Zufriedenheit Erwähnung thun. Er ist ein Neger, wie ich bis dahin nur Wenige kennen gelernt habe, ein Mann, auf den man sich verlassen kann, der mit Pünktlichkeit und Angelegenheit sein Amt besorgt, und dem es auch ein Herzensanliegen ist, die Kinder zu dem Freund der Sünder zu weisen. Ein Schulexamen im Januar gereichte ihm in Wahrheit zur Ehre. Das gute Betragen der Kinder, ihre guten Antworten und ihr lieblicher dreistimmiger Gesang würden auch einer Schule in Europa Ehre gemacht haben."

b. Die Methodisten.

Auch die Methodisten setzten ihr in Westindien begonnenes Werk eifrig und in Segen fort. Sie gründeten neue Stationen, wie z. B. Pallas**) auf Jamaika, 1830; sie bauten neue Kapellen, wie z. B. die schöne Coke'skapelle***) in Kingston und die Beechamvillekapelle†) zu St. Anns auf Jamaika, die neue Missionskapelle zu St. Johns††) auf Antigua, 1839, u. a., und dehnten ihre Wirksamkeit immer weiter aus. Der Herr aber gab Segen und Gedeihen zu ihrer Arbeit, und sie erhielten einen Sieg um den andern.†††)

---

*) Brauer a. a. O. I., p. 199. — **) Calwer Missionsblatt 1843, p. 7. — ***) Ebendas. 1844, p. 89. — †) Ebendas. 1845, p. 37. — ††) Ebendas. 1842, p. 17. — †††) cf. Calwer Monatsbl. 1846, p. 153 f.

Die Verfolgung, welche die Mission überhaupt im Anfang der dreißiger Jahre besonders auf Jamaika zu erdulden hatte, traf auch die Methodisten. Ihre Kapellen wurden zerstört, ihre Missionare vor Gericht geschleppt, in's Gefängniß geworfen und gemißhandelt; aber auch aus diesen Stürmen ging das Werk des Evangeliums siegreich hervor, und die endlich erfolgte Freilassung der Sklaven trug dazu bei, die Gemeinden der Methodisten zu vermehren und neu zu beleben. Neue Arbeiter wurden nothwendig. So bedurfte die Mission auf Jamaika Ende 1840 dringend 15 neuer Arbeiter, und die Neger selbst waren bereit, dieselben ganz zu unterhalten. Ebenso machten die Gemeinden auf St. Kitts*) die größten Anstrengungen, um für den Unterhalt ihrer Missionare selbst zu sorgen. Das Verlangen der Neger nach christlichem Unterricht wuchs über alles Erwarten, und die Hülferufe wurden immer häufiger und lauter. Sowohl die Mitglieder als die Einkünfte der Missionare nahmen fortwährend zu. So betrug z. B. auf St. Kitts im Jahre 1834 die Zahl der Ersteren 2495, im Jahre 1843 war sie schon auf 3567 gestiegen. Vom Jahr 1836 bis 1843 war das Vermögen der Mission an Kapellen, Häusern u. s. w. um beinahe 50,000 Fl. gewachsen, und 23,000 Fl. waren auf der Insel selbst in dem gleichen Zeitraum für die Mission gesammelt worden. Die Zahl der Schulkinder belief sich damals auf 1250, die ganze Bevölkerung der Insel auf 23,000 Seelen.

In ihrer Arbeit an den Seelen wurden die Missionare durch treue Nationalgehülfen unterstützt. Ein solcher war z. B. der Evangelist Jack**), der, nachdem er Vieles um des Evangeliums willen erduldet, endlich die freudige Genugthuung hatte, seinen alten Herrn zu bekehren.

Von mancherlei Unglücksfällen blieb freilich auch diese Mission nicht verschont. So wurden bei dem großen Brand in Kingston (August 1843), wo 400 Häuser abbrannten, zum Erstaunen der Einwohnerschaft zwar die zwei methodistischen Missionskapellen sammt dem Missionshaus erhalten, indessen hatten dieselben doch auch mehr oder weniger Schaden gelitten, und andere der Mission zugehörige Gebäude theilten das allgemeine Loos der Zerstörung, so daß die Gesellschaft einen Verlust von wenigstens 1000 Pfund hatte. Schon zu Anfang desselben Jahres hatte ein heftiges Erdbeben St. Kitts und die benachbarten Inseln heimgesucht, in welchem jedoch die Kapelle zu Basseterre auf wunderbare Weise erhalten wurde***). Dasselbe Erdbeben suchte auch Tortola heim†), die Gemeinde aber wuchs in Folge dieser Heimsuchung innerlich und äußerlich.

Nachdem die Station zu Cap Henry wieder hatte aufgegeben werden müssen, konnte die Mission auf Haiti erst im Jahre 1834 zu Port au Plaat wieder eröffnet werden, wo eine schöne 51 Fuß lange und 23 Fuß breite Kapelle††) erbaut wurde. Personen von wenigstens 12 verschiedenen Völkerstämmen halfen bei dem durch freiwillige Beiträge von 300 Pfund im Ganzen zu Stande gebrachten Bau. Miss. Tindall

*) Basler Missions-Magazin 1841, II. p. 148; cf. 1842, I, p. 158. — **) Calwer Missionsbl. 1843, p. 66. — ***) cf. Ebendas. 1845, p. 41. f. — †) cf. Basler Missions-Magazin 1844, I. p. 189. — †) Calwer Missionsbl. 1842, p. 5.

aber konnte am 26. November 1836 schreiben: „Heute sind es gerade 12 Monate, seit ich an den Ufern von Haiti landete, und mit der Hülfe Gottes bin ich nun schon so weit gekommen. Die Feier dieses Jahrestages war sehr erfreulich und erhebend. Morgens wurde in Gegenwart einer großen Versammlung unsere artige neue Kapelle feierlich eröffnet. Ich hielt eine Ansprache über Jes. 2, 2—4, und taufte unser liebes kleines Kindlein. So wurde gerade ein Jahr nach meiner Ankunft auf dieser Insel die erste Methodisten-Missionskapelle auf Haiti eröffnet; vielleicht überhaupt die erste in den römisch-katholischen Ländern der neuen Welt, und man erblickte in ihr viele geistliche Anbeter, die noch vor Kurzem nicht ein Volk waren, nun aber ein Volk sind. O daß in diesem Hause der Herr Seine Herrlichkeit offenbaren, und aus dem Kleinsten Tausende werden möchten! Amen." — Sonntags, den 4. December 1842, hatte auch in Port au Prince die Eröffnung und Einweihung einer neuen Kapelle Statt*), und von nun an gingen die Sachen in Haiti einen ruhigen Gang**).

Im J. 1845 umfaßten die Missionen der Methodisten in Westindien mit Einschluß von Guiana folgende 5 Distrikte: Antigua, St. Vincent und Demerara, Jamaika, Bahama's-Inseln und Haiti. Der Antiguadistrikt enthielt außer Antigua die Hauptstationen (circuits) Dominika, Montserrat, Newis, St. Kitts, St. Eustache und St. Barthelemy, St. Martin und Anguilla, und Tortola, mit 45 Kapellen, 60 andern Predigtplätzen, 21 Missionaren, 2 Katechisten, 45 Tagesschullehrern, 498 Sonntagsschullehrern, 29 Localpredigern, 14,850 vollen Gemeindegliedern, 7015 Schülern und im Ganzen 33,660 Theilnehmern am öffentlichen Gottesdienst; der St. Vincent- und Demeraradistrikt die Hauptstationen Kingstown, Biabou, Grenada, Trinidad, Tabago, George-Town, Mahaika, Arabian Coast, und Barbadoes, mit 35 Kapellen, 125 Predigtplätzen, 21 Missionaren, 31 Tagesschullehrern, 298 Sonntagsschullehrern, 43 Localpredigern, 12,836 vollen Gemeindegliedern, 5083 Schülern, und im Ganzen 23,903 Theilnehmern am öffentlichen Gottesdienst; der Jamaikadistrikt die Hauptstationen Kingston, Montegobai und Mount-Ward, Spanisch Town, Morant-Bai, Grateful Hill, Stoney Hill, Falmouth, St. Ann's Bai, Beechamville, Bath und Port Morant, Port Antonio, Lucca, Guys Hill, Black River, Clarendon, Savannah-la-Mar, Ocho Rios und Watsonville, Duncans und Brown's Town, Grand-Kaiman, Mount Fletcher, und Belize und Charibtown (die beiden letzten in Honduras), mit 69 Kapellen und 41 andern Predigtplätzen, 36 Missionaren, 42 Tagesschullehrern, 204 Sonntagsschullehrern, 55 Localpredigern, 25,662 vollen Gemeindegliedern, 3656 Schülern und im Ganzen 41,510 Theilnehmern am öffentlichen Gottesdienst; der Bahama's distrikt die Hauptstationen New-Providence, Eleuthera, Harbour-Insel, Abaco, Türksinsel und Bermuda, mit 22 Kapellen, 6 Predigtplätzen, 7 Missionaren, 2 Katechisten, 3 Tagesschullehrern,

*) Basler Missions-Magazin 1843, II. p. 150. — **) Ebendas. 1844. I. p. 189.

200 Sonntagsschullehrern, 32 Localpredigern, 3544 vollen Gemeindegliedern, 1839 Schülern und 8673 Theilnehmern am öffentlichen Gottesdienst; endlich der Haitidistrikt die Hauptstationen Port Republicain, Port au Plaat und Samana, Jérémie, Gonaives, und Cape Haitien, mit 5 Kapellen, 11 Predigtplätzen, 5 Missionaren, 4 Tagesschullehrern, 14 Sonntagsschullehrern, 7 Localpredigern, 261 vollen Gemeindegliedern, 280 Schülern und 860 Theilnehmern am öffentlichen Gottesdienst. Die Westindischen Methodistenmissionen trugen schon damals größtentheils ihre Kosten, und die Zeit schien nicht sehr entfernt zu sein, wo sie durch Missionsbeiträge reichlich die auf sie verwandten Kosten erstatteten. Viele Negergemeinden sorgten schon ohne Beihülfe der Missionsgesellschaft für ihre kirchlichen Bedürfnisse. In dem Bericht der Letzteren über das Jahr 1845 wenigstens heißt es: „Der Ueberblick über diese Mission giebt uns viel Ermuthigung. Schwierigkeiten sind noch vorhanden, Geduld und ausdauernde Anstrengung sind noch höchst nöthig in diesem Theile unsers Werkes; doch müssen wir den Allmächtigen preisen, daß bereits eine solche Umwandlung unter einem Volke erreicht ist, welches noch vor wenigen Jahren unter dem schmählichen Joche der Sklaverei seufzte, und daß diese Mission, welche damals der Gesellschaft eine fast nicht zu tragende Kostenlast verursachte, bereits soweit sich selbst erhalten kann. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, die Zeit ist nicht mehr fern, daß unsere Westindischen Missionen alle Sorge und Mühe, die an sie gewandt sind, reichlich lohnen und selbst wichtige Hülfe zu dem großen Werke der Weltbekehrung leisten werden."

Leider mußte indeß Missionar Vaz in dem Bezirk Manchester auf Jamaika bereits 1846 die traurige Bemerkung machen, daß viele der getauften Neger jener Gegend, ungeachtet der Missionare und Lehrer, Kirchen, Kapellen und Schulen in Berg und Thal, immer mehr in's Heidenthum zurückfielen. Auf Haiti aber hatten die Methodisten in Folge der politischen Unruhen 1848 viel zu leiden; die Schule des Missionar Bird in Port au Prince sank von 300 Schüler auf die Hälfte herab, seine Gemeinden zerstreuten sich; einige ihrer Mitglieder waren unter den Erschlagenen, und ihre Kapelle war für einige Zeit zugeschlossen.*) Unterm 26. August 1850 aber konnte Missionar Bird melden, es sei ihm amtlich eröffnet worden, Seine Majestät, der Negerkaiser Soulouque, habe erklärt, daß in seinem Reiche völlige Religions- und Gewissensfreiheit gelten soll. Indeß sollte die Wirksamkeit des Missionars sich allein auf die Stadt beschränken, um Unordnungen auf dem Lande zu verhüten. Recht erfreulich aber entwickelten sich in der folgenden Zeit besonders die Gemeinden in der Stadt Cayes**) und Port au Plaat***). — Auf Jamaika erhielten zwar die Methodisten im Jahre 1851 einen Zuwachs von 2700 Mitgliedern, nebst 1000 auf Probe; dennoch macht Missionar David Kerr in Kingston unterm 10. August 1852 eine klägliche Schilderung von dem Zustand der Einwohner Jamaika's†). Die Cholera, welche 1854 auf St. Kitts

*) Basler Missions-Magazin 1849, I. p. 149. — **) Ebendas. 1850, IV. p. 132. ***) Ebendas. 1851, III. p. 165. — †) Ebendas. 1853, II. p. 53.

so furchtbar wüthete, blieb für die Mission daselbst nicht ohne Frucht*), wie denn auch auf den Bahama's**) um dieselbe Zeit ein reger Missionseifer sich entwickelte.

c. Die Baptisten.

Die Baptisten-Mission in Westindien umfaßt zwei Haupttheile. Jamaika und die Bahama's-Inseln nebst Haiti und Trinidad, — Die Stationen auf Jamaika waren 1842 nach den drei Provinzen der Insel folgende: 1) in der Provinz Surrey: Kingston mit zwei Stationen, Port Royal, Yallahs, Annotta Bai, Buff Bai, Manchioneal; 2) in der Provinz Middlesex: Spanischtown und Sligotown, Vale Lionel, Mandeville, Jericho und Mount Hermon, Mount Charles, Smyrna und Springfield, Mount Nebo, Port Maria, Oracabessa und Mount Ancus, St. Anna Bai und Coultart Grove, Ocho Rios und Stacey Ville, Four Paths und Ebonykapelle, Brownstown, Bethanien und Clarksonville, Old Harbour; 3) in der Provinz Cornwall: Calabar, Rio Bueno und Dry Harbour, Stewarttown und Neu-Birmingham, Waldensia und Unity, Montego-Bai und Watford Hill, Mount Carey, Shortwood und Betheltown, Salters Hick, Beththephil, Bethsalem und Middle Quarters, Savanna-la-Mar, Fullersfield, Lucca und die grüne Insel, Gurney's Mount und Fletcher's Grove. — Auf 39 von diesen Stationen wurden im Jahre 1843 allein 1881 Personen getauft;***) auf sämmtlichen Stationen, die zu jener Zeit 34,000 Gemeindeglieder zählten, arbeiteten im Jahre 1845 zusammen 31 Missionare, 30 Frauen, 40 Lehrer, und 800 Sonntagsschullehrer. Die Mission daselbst war bereits 1842†) zu völliger Selbständigkeit gediehen, und steht seitdem zu den Baptistengemeinden England's und deren Missions-Gesellschaft nicht mehr in dem frühern Abhängigkeitsverhältniß. „Die Kirchen in Jamaika," schreibt ein Missionar,††) „sind im Allgemeinen eigentliche Missionskirchen, und jedes ihrer Mitglieder betrachtet es als eine heilige Pflicht, zur Förderung der Ehre Gottes in der Errettung ihrer Mitmenschen irgend etwas zu thun. Ein Jeder macht sich die Bekehrung derer, mit denen er in näherer Verbindung steht, seiner Verwandten, Freunde, Kinder, Dienstboten, zum besondern Augenmerk. Mann und Weib, Jung und Alt, Reich und Arm, Alle sind damit beschäftigt. Und nicht genug, daß sie Alle dahin arbeiten; sondern man kann beinahe sagen: sie sind allezeit an der Arbeit; nicht bloß jeden Tag, sondern fast jede Stunde des Tages. Das Werk Gottes ist ihre Beschäftigung, nicht bloß ihre Erholung. „Was deine Hand finden mag, das thue mit Macht", ist ihr Grundsatz, und so benutzen sie jeden günstigen Umstand, der ihnen in den Weg kommt. Sei es auf dem Markt, auf dem Feld, auf der Straße, selten wird eine Gelegenheit vorbei gelassen, wo sie ein Wort zur Ehre Gottes reden können; und sie thun es mit aller Freundlichkeit, ohne Zögern und ohne Entschuldigung".

*) Basler Missions-Magazin 1855, III. p. 54. cf. IV. p. 55. — **) Ebendaselbst 1855, IV. p. 53 f. — ***) cf. Ebendaselbst 1844, III. p. 203 f. — †) Ebendaselbst 1842, IV. p. 192. — ††) Calwer Missionsblatt 1844, p. 93.

So war's kein Wunder, daß die Mission der Baptisten auf Jamaika in Segen fortwirkte, und auch manches harte Herz durch das Evangelium erweicht und gewonnen wurde, wie jene Landhausbesitzerin, die zuletzt mit ihrer alten Sklavin sich taufen ließ.*) — Im Jahre 1853 betrug die Zahl sämmtlicher Gemeindeglieder auf den 38 Stationen (die eigentlich ebenso viel christliche Gemeinden waren) in Jamaika 15,353, von denen 835 im Laufe des letzten Jahres getauft wurden. Am 6. und 7. December 1853 ward das Jahresfest der Anstalt zu Calabar gefeiert, verbunden mit einer Prüfung**) der 6 Zöglinge derselben, deren Ergebniß ein sehr erfreuliches war. Seit Errichtung der Anstalt waren bis dahin 16 junge Leute in derselben gebildet worden, von welchen fast alle als Pastoren und Lehrer wichtige Stellen auf der Insel bekleiden.

Auf den Bahama's-Inseln erschienen die ersten Baptisten am Schlusse des Amerikanischen Krieges, als manche Kolonisten aus den Vereinigten Staaten nach Westindien übersiedelten. Es waren Sklaven, die in Nord-Amerika in die Baptistengemeinschaft aufgenommen waren und nun mit ihren Herren auf diese Insel zogen. Da sie aber nicht lesen konnten, und Niemand sie unterrichtete, so verringerte sich, obgleich sie ihre gottesdienstlichen Handlungen fortsetzten, ihre Erkenntniß und ihre Frömmigkeit. So richtete ein Sklave, der Mitglied einer der ansehnlichsten Gemeinden war, sein Gebet an Abraham, Isaak und Jakob. Der erste Baptistenmissionar, Burton, der am 29. Januar 1833 in Nassau landete, wurde mit großer Herzlichkeit empfangen, und konnte mehrere Jahre lang in Nassau und den benachbarten Inseln mit großem Erfolg arbeiten. Gemeinden bildeten sich mit seiner Hülfe, und Schulen wurden errichtet, und das Werk wurde von seinen Nachfolgern gedeihlich fortgeführt. Die Bevölkerung der Bahama's betrug damals 16,500 Seelen, darunter 4200 Weiße, 3000 freie Farbige, die Uebrigen Sklaven. Diese alle wohnen auf einer Anzahl kleiner, weit hin-zerstreuter und schwer zugänglicher Inseln, so daß die Missionare oft lange und gefährliche Reisen unternehmen müssen, um den Hungrigen das Brod des Lebens zu bringen.***) Am 10. Februar 1843, kurz nachdem Missionar Capern 60 Personen getauft und in die Gemeinde aufgenommen hatte, kam Missionar Rycroft zu Nassau an, und hatte an den Sonntagen jedesmal eine gedrängte Zuhörerschaft. Im Monat September 1843 taufte Miss. Capern 54 Erwachsene, ein Jahr später Miss. Rycroft 45 Erwachsene, meistens Neger. Leider hatten die Baptisten in dieser Zeit über Verfolgungen von Seiten der Prediger der kirchlichen Hülfsgesellschaft zu klagen,†) doch ging ihre Arbeit auf den Bahama's in Segen fort. Missionar Capern taufte im August 1845 wieder 27 Personen; Missionar Rycroft fand bei einem Besuch auf der Cat-Insel††) die Gemeinden in einem gedeihlichen Zustand, und erhielt von Erwachsenen und Kindern viele freiwillige Beiträge für die Evangelisation Afrika's; im December wurden zu Nassau wieder 17 Erwachsene getauft, und

*) Calwer Missionsbl. 1848, p. 33. Calwer Monatsbl. 1850, p. 158 f. — **) Basler Missions-Magazin 1854, III. p. 56 f. — ***) cf. Calwer Missionsbl. 1848, p. 21. — †) Basler Missionsmagazin 1844, IV. p. 213. — ††) Calwer Missionsbl. 1846, p. 101.

im November des folgenden Jahres wieder 28. Von der Turks-Insel konnte Missionar Rycroft im Juli 1848 über neu erwachtes Leben und regem Missionseifer in den Gemeinden Erfreuliches melden*), während es in einem Bericht des Missionars Littlewood vom Januar 1850**) heißt: „Sie können sich denken, daß ein so ausgedehntes Arbeitsgebiet (die Bahama's), das 46 Stationen umfaßt, beträchtliche Arbeit und Selbstverleugnung erfordert. — Wenn auch der Zustand dieser weit zerstreuten Gemeinden kein gedeihlicher genannt werden kann, so ist er wenigstens friedlich. — Wir haben 6 Nationalgehülfen und 140 Sonntagsschullehrer. Ihre Arbeit vertheilt sich auf 45 Gemeinden mit 1475 Gemeindegliedern und 1226 Schülern, die Gottesdienste werden von mehr als 3000 Personen besucht." — Missionar Rycroft klagt in seinem Brief vom 19. August 1851: „Hier ist die Ernte groß, aber der Arbeiter sind wenige; nahe an 60 Gemeinden in den Bahama's über 600 Meilen zerstreut, und nur 3 Europäische Missionare!" Dagegen berichtet Missionar Littlewood von der kleinen, nicht weit nördlich vom Wendekreis des Krebses liegenden Insel Rum-Kay, daß die Kapelle daselbst zu klein geworden und der Bau einer neuen beschlossen sei; auch machten die Sonntagsschulen daselbst viel Freude; mehrere Personen wurden getauft, andere fragten nach der Wahrheit. Nach Missionar Capern's Bericht***) endlich sind in seiner Abtheilung dieser Inseln 46 Gemeinden mit mehr als 2000 Gliedern über 12 Inseln zerstreut; ferner 6 Wochenschulen mit etwa 300 Schülern, und 33 Sonntagsschulen mit über 1800 Schülern. Die Gemeinden und Schulen waren viele Jahre, bis zur neulichen Ankunft des Herrn Davey's, unter Oberleitung eines einzigen Europäischen Missionars, dem 7 eingeborne Prediger zur Seite standen, nebst 160 andern Lehrern. Miss. Capern meldet ferner: „Seit 4 Monaten ist in der religiösen Bevölkerung von Nassau eine merkwürdige Veränderung eingetreten. Es ist allgemein der Wunsch nach einer Art religiösen Bundes erwacht, und Baptisten, Wesleyaner und Presbyterianer tauschen ihre Kanzeln unter sich aus. Auch das Betragen der Episcopalen gegen andere Gemeinden hat sich sehr verändert." — Auf den Turks-Inseln sind 7 Gemeinden mit 478 Gliedern. Die zwei Europäischen Missionare werden von 6 eingebornen Predigern, 1 Schulmeister und 57 Sonntagsschullehrern unterstützt. Im letzten Jahr (1855) wurden 15 getauft. Zum Unterhalt der Station wurden von der Gemeinde nahe an 400 Pfund (4800 Fl.) beigesteuert.

Auf Haiti ließen sich im Jahre 1846 Missionare der Baptisten in Jacmel nieder, wo ihre Schulunternehmungen von der Regierung freundlich begünstigt wurden. Am ersten Sonntag im Juni verrichteten sie daselbst ihre erste Taufe an einer jungen Negerin katholischer Religion. Weiter begründeten sie in Port au Plaat und noch an einem andern Orte eine Station, hatten aber von den politischen Unruhen des Jahres 1848 ebensoviel zu leiden, als die Methodisten. Doch erholten sie sich

*) Calwer Missionsbl. 1848, p. 101. — **) Ebendas. 1850, p. 69 ff. — ***) Basler Missionsmag. 1856, III, p. 60.

wieder, und Missionar Webley konnte in einem Brief vom 20. Nov. 1850 von mehrern wahrheitsuchenden und durch die Wahrheit bekehrten Personen melden. Derselbe erzählt auch von 6 wegen Politik Gefangenen, welche im Laufe des Jahres zu Christo bekehrt wurden. Einige derselben waren zum Tode verurtheilt, Andere zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Ende 1854 aber schreibt er von Port au Plaat: „Noch kaum je hatten wir so viel Ursache, Gott zu danken, als in jetziger Zeit, nie so viel Grund, dieses Feld als weiß zur Ernte zu betrachten. Seit mehrern Monaten hatten wir, trotz der Sündfluth von Gottlosigkeit in der Stadt, eine Art Erweckung in der Gemeinde. Der Eifer unserer Leute scheint einen neuen Anstoß erhalten zu haben, und ihre Sorge um das Heil der Seelen neue Innigkeit. Ihr Besuch im Versammlungshaus ist regelmäßig geworden, und ihre Gebete zum Herrn brünstiger. Manche haben im Gebet zu Gott um Errettung verlorner Sünder laut geweint, und am Sonntagabend zerschmolzen selbst die verhärtetsten Herzen in Thränen unter dem Einfluß des Worts. — Hierbei ist noch bemerkenswerth, daß seit der Bildung dieser kleinen Gemeinde kein Fall von Unsittlichkeit unter uns vorgekommen ist, kein Glied ausgeschlossen werden mußte, kein Bruder und keine Schwester in Zucht zu nehmen war, und daß wir seit bald 8 Jahren in Frieden und brüderlicher Liebe beisammen leben."

Auf Trinidad kaufte die Baptistenmission 1844 die Missionsgebäude der Mico-Stiftung in Port of Spain (Spanisch-Hafen), behufs einer neuen Mission. Hier und auf den Stationen Corbean Town, Dry River, Tacarigua, Savanna Grande hatten Ende 1845 die Baptisten 2 Missionare, 2 Lehrer, 52 Mitglieder und 95 Schüler. Im folgenden Jahr gründete Missionar Cowen eine neue Niederlassung in Montserrat,*) wo später ein aus Demerara herüber gekommener Neger als Nationalgehülfe ihn unterstützte.**) Unterm 25. August 1853 konnte Missionar Cowen von mehreren Stationen, die er besuchte, Erfreuliches melden.***) Er taufte um diese Zeit an 3 Orten 16 Personen, und unter denen, welche nach der Wahrheit fragten, waren auch einige römische Katholiken. In dem Jahresbericht der Englischen Baptisten vom Jahre 1854 aber heißt es von dieser Mission: „Die Cholera hat schreckliche Zerstörungen unter dem Volke angerichtet, denn nicht weniger als 7000 Personen sind ihr zum Opfer gefallen. Sie ist aber nicht ohne Segen geblieben. Besonders in den Landbezirken durften die Missionare und die eingebornen Brüder viele Früchte einsammeln. Missionar Law hat nicht weniger als 95 Bekehrte (Männer und Frauen) getauft. Alle Gemeinden sind in gedeihlichem Zustande. Die eingebornen Prediger sind eifrig und thätig."

Und so ständen wir denn am Ende. Auf den meisten Westindischen Inseln hat die eigentliche Missionsarbeit aufgehört, und die Einwohner, die bei Weitem zum größten Theil aus Negern bestehen, sind in geordnete

*) Calwer Missionsbl. 1849, p. 17. — **) Ebendas. 1850, p. 53 f. — ***) Basler Missionsmagazin 1854, I, p. 59.

Christengemeinden gesammelt. Wie wunderbar sind doch die Wege des Herrn, und wie herrlich weiß Er gut zu machen, was die Menschen böse meinen! Während die Heimath der Neger den Boten Christi bis jetzt so schwer zugänglich ist, muß Afrika in Amerika bekehrt werden, damit auch Mohrenland seine Hände nach Gott ausstrecke! Hier in Westindien ist die Mission von Central-Afrika. Sie hat in einzelnen Beispielen eine Liebe zum Worte Gottes, eine Selbstverleugnung, eine großmüthige Todesverachtung, eine herzerschütternde Feindesliebe gezeigt, vor der sich Alles, was wir von ähnlicher Art in unsern Christenlanden sehen, tief schämen muß; und ich denke, es wird einmal bei der großen Tafel im Reiche Gottes nicht selten vorkommen, daß der Hausherr zu einem ehemaligen Negersklaven sagt: „Freund, rücke hinauf!"

Anhang: Die Mission unter den Negern in Nord-Amerika.

cf. Wiggers, Geschichte der evangelischen Mission II, 2, p. 391 ff.
Steger, die protestantischen Missionen III, 2, p. 125.

Auch in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika befinden sich 1½ Millionen Neger und 1 Million Mischlinge von Weißen und Negern, die meist in den südlichen der starken Negerhände bedürftigen Staaten wohnen und dem bei Weitem größten Theile nach im Stande der Sklaverei sich befinden. Während in den nördlichen Staaten die Sklaven längst für frei erklärt sind,*) widersetzen sich die südlichen Staaten bis auf diesen Tag allen Emancipationsbestrebungen so entschieden, daß wer für dieselbe seine Stimme erhebt, als Staatsverbrecher behandelt wird.

„Und warum," so spricht ein christlicher Neger, der früher selbst dort Sklave gewesen, in einer zu London gehaltenen Rede**) sich aus, „sind die 3 Millionen Schwarzen noch die Sklaven von 300,000 Weißen in den südlichen Staaten? Weil nicht bloß diese, sondern ganz Nordamerika die Sklaverei aufrecht erhält. Die nördlichen Staaten haben keine Sklaven, aber ihre Stellvertreter schwören von Amtswegen, daß Heer und Seemacht der nördlichen Länder zu Gebote steht, wenn die Sklaven im Süden sich befreien wollen, sie schwören: Der Sklave muß Sklave bleiben, oder sterben. Die ganze Union der freiesten Republik ist verantwortlich für die Fortdauer des Sklavenwesens im Süden. — Und was ist nun die Sklaverei? Ihr nennt jedes Laster eine Sklaverei, ihr nennt es schon so, wenn Einer kein Stimmrecht hat, ja Mancher giebt diesen Namen der Pflicht, harte Arbeit zu thun, aber gewiß, das ist nicht der rechte Name. Nein, Sklaverei ist mehr Es ist die Behandlung des Menschen als Thier, als Marktwaare. Keine Ehe, keine Erziehung, das Licht des Evangeliums der dunklen Seele versagt, selbst das Lesenlernen verboten — das ist Sklaverei. Das Gesetz von Louisiana sagt: Wenn eine Mutter ihr Kind lesen lehrt, so soll sie am Halse aufgehängt werden. Ich will nichts mehr sagen von der Peitsche,***) von Hunger, Kälte, Hitze, Arbeit. Aber der Sklave wird dadurch zum Sklaven, daß er an Freiheit nicht mehr denkt. Nur sein nacktes Dasein, sein armes Leben hat für ihn einen Werth, weiter denkt er nicht und soll und darf er nicht denken. Thut er's, so bleibt er kein Sklave. Denke man also nicht an bessere Behandlung der Sklaven, lasse man sich nicht täuschen von der häuslichen Sklaverei. Wo immer das Sklavenwesen der Neger herrscht, da muß der Gebieter die grausame Behandlung festhalten, die dem Sklaven jeden Gedanken über das Leben eines Tages hinaus fremd

*) 3. Jahresbericht der Berliner Missions-Gesellschaft p. 87. — **) Hoffmann, Missionsstunden. Neue Sammlung p. 34. cf. My Bondage and Freedom by Fr. Douglas. London. 1855. — ***) Darüber, wie über andere Grausamkeiten gegen die Negersklaven in Nord-Amerika siehe Calwer Missionsbl. f. K., 1852, p. 39 ff. cf. View of Slavery or a Pouz among the Planters by C. G. Parson. London 1855.

macht, sonst verliert er über kurz oder lang sein Eigenthum. Sklaverei und Grausamkeit sind unzertrennlich."

Daß aber die armen Sklaven in Nord-Amerika eben nur als Marktwaare angesehen und behandelt werden, kann man schon aus den Zeitungen ersehen. Da heißt es z. B. in einer Charlstowner Zeitung vom 22. Januar 1853: „Letzten Donnerstag verkauften Thomas Ryan & Sohn in öffentlicher Auktion 15 brauchbare Neger für 10,365 Dollars, also Einen im Durchschnitt für 691 Dollars (1727 Fl. 30 Kr.). Fünf Jünglinge, etwa siebzehnjährig, wurden verkauft zu 1065, 1035, 1010, 1000 und 1000 Dollars; einer also im Durchschnitt zu 1022 Dollars. — Capers & Heyward verkauften eine Zahl von 109 Negern in Familien. Zwei bis drei Familien ertrugen 1000—1100 Dollars à Person, und sämmtliche 109 Neger wurden im Durchschnitt zu 550 Dollars à Person verkauft. — C. G. Whitney haben zwei brauchbare Hausnegerinnen verkauft, eine zu 1000, die andere zu 1190 Dollars." — Selbst die Kirche, die Religion hilft mit. Da giebt es in den Sklavenstaaten nicht nur Prediger, die selbst Sklavenbesitzer sind, die sich ihrer Fertigkeit rühmen, den Neger mit der Peitsche in der Zucht zu halten; man kann auch von der Kanzel hören, wie die Sklaverei als der heiligen Schrift gemäße Ordnung vertheidigt und heuchlerisch von dem Segen geredet wird, den die Sklaven von ihren christlichen Gebietern empfangen. Ja, es werden Sklaven verkauft, um Beiträge zum Kirchenbau zu zahlen, es wurden Sklavinnen im Testament vermacht an eine Gesellschaft für die Heidenmission, welche jedoch das Sündengeld nicht annahm. — Und wenn die armen Sklaven auch im Leiblichen es oft erträglich haben, so wird doch die Pflege ihres geistigen Lebens durch drückende Gesetze eingeengt. Diese verbieten jedem Weißen, einen Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten; ebenso ist es den Sklaven nur ausnahmsweise gestattet, sich zu verheirathen. Der Kirche sich anzuschließen, ist dem Neger zwar nicht verwehrt; allein auch in den gottesdienstlichen Versammlungen ist er von der weißen Bevölkerung durch seine Stelle streng geschieden und wird nur getrennt von dieser zum Sakrament zugelassen, so daß die Kirche keine Verbrüderung zwischen Weißen und Schwarzen hervorbringt. Gegen die freien Neger des Nordens ist die Sitte zwar weniger streng, aber die faktische Absonderung dennoch so groß, daß die Mehrzahl der farbigen Christen lieber eigene Gemeinden gebildet hat und sich an besonderen Orten versammelt. Nur die Quäker schließen sich in geselliger Hinsicht von den Negern nicht ab, wie denn auch sie allein im ganzen Umfang der Vereinigten Staaten keine Sklaven halten, auch zuerst das Beispiel der Freilassung der Sklaven gaben.

Die ersten ausschließlich auf die Neger gerichteten Missionsversuche gingen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums aus, welche zu diesem Zwecke auf Barbadoes und in New-York einen Katecheten anstellte, wodurch viele Sklaven für die Kirche gewonnen wurden. Später wurden zwei junge Neger, welche man loskaufte, um sie im Christenthum und Lesen gründlich zu unterrichten, als Negerschullehrer verwendet. Zu Charlestown in Süd-Carolina ward eine Schule für Neger-

kinder errichtet, die später als Lehrer unter ihren Volksgenossen auftraten. Auch an andern Orten wurden Schulen für dieselben angelegt.

Weniger ersprießlich waren die Versuche der Brüdergemeinde,*) die im Jahre 1775 einen bald wieder aufgegebenen Missionsversuch unter den Negern in Georgien machte. Später wurden zu Bethanien, Friedberg und Hope besondere Versammlungen für die Neger eingerichtet, deren Einzelne von Zeit zu Zeit sich anschlossen. Im Jahre 1822 bemühte sich dieselbe, die in der Wachau in Nord-Karolina wohnenden Neger zu einer besonderen Gemeinde zu vereinigen, und Abraham Steiner fing an, auf dem Quarter, einem Grundstück in der Nähe von Salem, monatlich eine Versammlung für Farbige zu halten. Er hatte etwa 40—50 Zuhörer, und verband mit der Predigt einen katechetischen Unterricht. Am 19. Mai 1822 ward auch mit 3 Erstlingen das Abendmahl gehalten, aber die Erfolge dieser Mission waren weder glänzend noch dauerhaft. Die affectvollen Ansprachen der Baptisten-, besonders aber der Methodisten-Missionare zogen die Neger mehr an, als die einfache Verkündigung des Wortes vom Kreuze bei den Brüdern. — Auf Betrieb eines Herrn Alberti fingen die Letzteren im Jahre 1847 eine Mission unter den Negersklaven in Florida an, und am 24. December desselben Jahres ward der Erstling dieser Mission, ein erwachsener Neger, durch Bruder Siewers zu Woodstock-Mills getauft, worauf auch seine Frau um die Taufe anhielt. Leider ist auch diese Mission durch die Schwierigkeiten, welche die Sklaverei in den Weg legte, 1854 wieder eingegangen.**) Die Amerikanischen Methodisten, nachdem sie in der ersten Zeit sich nur ihren christlichen Brüdern gewidmet hatten, fingen bald an, ihre Thätigkeit auch auf die Neger auszudehnen, und hatten nach ihren Angaben schon um das Jahr 1825 gegen 40,000 Neger binnen kurzer Zeit in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Die christlichen Neger und Farbigen in Nord-Amerika gehören der bei Weitem größten Mehrzahl nach den Methodisten an; dabei ward aber alsbald eine so strenge Absonderung der bekehrten Neger und Weißen vorgenommen, daß beide Theile nicht allein ihre eigenen Prediger, sondern auch ihre eigenen Bischöfe haben. Nach einer Berechnung von 1841 zählte die Methodistenmission als Früchte ihrer Thätigkeit 11,762 Farbige und 2341 Indianer.

Auch die unter den Indianern Nord-Amerika's wirkenden Gesellschaften und Missionare nahmen gelegentlich der bei ihren Stationen befindlichen Neger wahr, besonders unter den Choktaw's und Chikasaw's, welche nach dem Vorbild der Weißen sich auch Negersklaven hielten. Mittelbar arbeiteten auch die Colonisations- und die Sklavenemancipations-Gesellschaften auf die religiöse Erhebung der schwarzen Bevölkerung hin.

Wie aber den armen, verworfenen, zurückgesetzten und gepeinigten Negern ein tiefes Gefühl der Selbstwegwerfung nachging, selbst wenn sie schon bekehrt waren, davon nur ein Beispiel:***)

Ein Reisender, Namens Smith, ritt einst in Virginien durch einen Wald. Da glaubte er eine menschliche Stimme zu hören. Er ritt dem Dickicht zu, aus dem sie

*) Uebersicht der Missionsgeschichte 2c. II, p. 92. III, p. 47. — **) Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1857, IX, p, 728. — ***) Calwer Monatsbl. 1849, p. 146 ff.

zu kommen schien. Als er nahe genug war, hörte er die Stimme deutlicher. Er vernahm die Worte: „O Herr, blicke hernieder, sieh' den armen schwarzen Neger an; — sein Herz ist so schwarz als seine Haut; — lieber Herr Jesus, komm hernieder, den armen Neger selig zu machen." — Da schnaubte das Pferd, und erschreckte den auf der Erde liegenden Schwarzen. Er richtete sich ein Wenig auf und rief flehentlich aus: „O peitsche nicht den armen Neger!" Denn es war damals eine gewöhnliche Sache, daß Sklaven, wenn sie beteten, dafür gepeitscht wurden. Smith rief ihm zu: „Was thust du da?" — Er entgegnete: „Ich bete zu Gott." — Smith fragte: „Für wen?" — Der Sklave antwortete: „Für mich armen Neger, den Sünder, habe ein schwarzes Herz so schwarz als die Haut ist; ich komme, um Gott zu bitten, mich selig zu machen." — „Junge," fuhr Smith fort, „ich bete zu demselben Gott." — „Thut Ihr das?" fragte freudig überrascht der Sklave. „Ja," war die Antwort, „und ich will mit dir beten." — Da fiel der Sklave platt auf sein Angesicht und rief: „O thut das Massa, und kniet auf den armen Neger!" — So geringer schätzte sich der Schwarze als den Weißen. Smith stieg sogleich vom Pferde und fiel auf die Kniee nieder, aber, wie leicht zu begreifen, nicht auf den Sklaven, sondern zu seiner Seite.

Vor etlichen Jahren wohnte in einer der großen Städte in Amerika eine arme, alte, schwarze Frau, die gegen 20 Jahre an einer Krankheit zu leiden hatte. Vormals war sie eine Sklavin gewesen, und man kannte sie allgemein unter dem Namen der „armen Betty (Elisabeth)." Sie war beinahe 105 Jahre alt und hatte eine betagte Tochter bei sich wohnen, die ihr mit Gottes Hülfe ihr Alter sehr erleichterte. Ein reicher und freundlicher Herr. Namens B., der in derselben Stadt seinen Wohnsitz und ein großes Geschäft hatte, kehrte doch dann und wann bei der alten Betty ein, die sich jedesmal herzlich über seinen Besuch freute. Eines Tages nahm er einen Freund mit dahin, und als er durch die Thür der niedern Hütte trat, sagte er: „Ach Betty, bist du noch am Leben?" — „Ja, Gott sei Dank!" erwiderte die arme alte Negerin. — „Betty," fuhr er fort, „warum glaubst du wohl, daß Gott dich so lange in dieser Welt läßt, arm, krank und blind, während du doch in den Himmel gehen könntest und dort so viele Seligkeit genießen?" Da antwortete sie in ihrem Negerenglisch: „Ach Massa, das verstehen Sie nicht. Es giebt zwei große Dinge für die Kirche zu thun: eins ist, für sie zu beten, das andere für sie zu arbeiten. Nun sehen Sie, Massa, Gott erhält mich am Leben, damit ich für die Kirche bete, und Sie erhält er am Leben, damit Sie für dieselbe arbeiten. Ihre großen Gaben helfen nicht viel, Massa, ohne die Gebete der armen Betty." — „Du hast Recht, Betty," sagte Herr B., „deine Gebete sind wichtiger für die Kirche, als meine Almosen." —

Laßt uns lernen von der armen, alten, blinden Betty, und ob wir nun viel oder wenig, oder nichts sonst thun können, so laßt uns wenigstens nie vergessen, daß wir zu Gott beten können, damit Er die Arbeit der Anderen auf dem Feld der Mission segne, und daß Er uns erhören will. Unsere Gebete werden nicht vergeblich sein in dem Herrn.

B. Die Neger in Süd-Amerika.

cf. Florey, Züge am Missionsnetz VI, p. 33—48.
Dritter Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft p. 70 ff.
Steger, die protestantischen Missionen III, 1, p. 96 ff. 2, p. 128 ff.
Calwer Monatsblätter 1839, p. 170 ff.

§. 1. Die Brüdermission unter den Busch-Negern.

Uebersicht der Missionsgeschichte der evangelischen Brüderkirche II, p. 76 ff; III, p. 54 ff.
Brauer, das Missionswesen der evangelischen Kirche I, p. 207 ff; p. 226 ff.
Missionsfreund, herausgegeben von Ahlfeld 1849, Nr. 13—16.
Ledderhose, die Mission unter den freien Buschnegern in Surinam. Heidelberg 1854.

Im Innern von Surinam, dem Holländischen Antheil von Guiana,*) wohnen in drei verschiedenen Stämmen die sogenannten Buschneger,

*) cf. Kleine Missionsbibliothek I. 2, B. §. 2.

auch Freineger oder Maron-Neger genannt, die im vorigen Jahrhundert, nach langen verheerenden Kriegen mit den Holländern, ihre Freiheit erzwangen. Alle diese Neger waren ursprünglich von Afrika eingeführte oder im Lande geborene Negersklaven. Einerseits die harte Behandlung, die sie von ihren meist jüdischen, um 1665 aus Cayenne, Brasilien und Holland schaarenweise in die Kolonie eingewanderten Herren zu erdulden hatten, andererseits die Leichtigkeit des Entkommens, welche die fast undurchdringlichen Wälder um die Pflanzungen her darboten, machten, daß Viele heimlich ihre Plantagen verließen und sich in den Wäldern verbargen, von wo aus sie Nachts ihre ehemaligen Wohnungen besuchten und viel Unheil auf den Plantagen anrichteten. Dazu kam, daß bei einem Einfall der Franzosen im Jahre 1712 die jüdischen Plantagenbesitzer der obern Suriname aus Furcht, die Feinde würden ihre Sklaven wegführen, denselben Erlaubniß gaben, sich einstweilen in die Wälder zurückzuziehen, bis der Feind das Land wieder verlassen hätte. Das war ein gefährliches Experiment, welches mißglückte. Denn die Neger kehrten nicht zurück, und Andere, die ihre Freiheit beneideten, machten Verschwörungen, erschlugen ihre Herren, und folgten jenen. So namentlich die zahlreichen Neger der Plantage Auka in der obern Suriname, die der Kolonie bald äußerst gefährlich wurden. Unversehens überfielen sie Plantagen, ermordeten die Weißen, und führten die Neger hinweg, nachdem sie die Gebäude niedergebrannt und die Pflanzungen zerstört hatten. Noch trifft man an der obern Suriname an den kleinen Nebenflüßchen im Innern überall Spuren von den damals für immer verwüsteten, einst so blühenden Pflanzungen. Natürlich konnte die Regierung diesem Unwesen nicht gleichgültig zusehen; aber was war zu thun? Die Neger hatten sich in unzugängliche Sümpfe tief in die Wälder zurückgezogen, wo sie einzelne trockene Stellen bewohnten und mit Lebensmitteln bepflanzten; die wenigen Zugänge hatten sie durch spitze, wohl auch vergiftete Holzpfähle, die äußerlich nicht sichtbar waren, so bewehrt, daß Viele, die sich darauf wagten, den Tod fanden. Die Regierung ließ Truppen aus Europa kommen: sie rückten in geschlossenen Kolonnen an; die Neger lagen einzeln hinter den Büschen im Hinterhalt, und trafen Mann für Mann mit tödtlichem Geschoß, ohne daß die Soldaten ihre Feinde sahen. Konnten aber die Truppen, vielleicht durch Verrath unterstützt, einen solchen Wohnplatz dennoch überraschen, so wurde natürlich Alles niedergemacht, die Kostgründe verwüstet, die Fruchtbäume umgehauen, die Häuser verbrannt. Es war ein gegenseitiger Vertilgungskrieg, dessen beide Theile endlich müde wurden und am 22. Mai 1761 unter dem Gouverneur Wiegbold Crommlin Frieden schlossen, bei dessen Ratificirung sich die christlichen Abgeordneten leider dazu hergaben, den Eid auf negerheidnische Weise abzulegen. Die Europäer erkannten fortan die Buschneger als ein freies Volk an und versprachen ihnen jährliche Geschenke an Pulver, Flinten, Decken, Branntwein ꝛc.: die freien Neger versprachen dagegen, die Plantagen nicht mehr zu beunruhigen, die Oberhoheit der Holländer anzuerkennen, und alle Wegläufer oder landflüchtigen Neger, die zu ihnen kämen, auszuliefern. Von beiden Seiten aber ist dieser Friedenstraktat, der mit dem Stamm der Aukaneger unter ihrem

Häuptling Arruba auf der verwüsteten Plantage Auka abgeschlossen und von der Holländischen Regierung in Europa 1762 bestätigt wurde, nicht immer streng gehalten worden. Andere Negerrotten erhoben sich und das alte Unwesen ging fort, bis ein vom Jahre 1774—78 mit einem Aufwand von 17 Millionen Gulden erbauter Militärcordon fast die meisten Plantagen umschloß und die so in die Enge getriebenen Neger zu einem dauerhaften Frieden geneigt machte, der nur dann und wann noch durch einen vereinzelten Raubanfall unterbrochen wurde.

Die Buschneger, deren Zahl etwa 6000 beträgt, gründeten nun Dörfer und lebten seitdem in geordnetem Verband unter Kapitänen, die wieder einem Großkapitän oder Granman (Groß-Mann, wie sie auch den Holländischen Gouverneur tituliren,) unterworfen sind. Er beruft die andern Häuptlinge zusammen, wenn die Umstände eine allgemeine Berathung nöthig machen; wer aber keine Lust hat zu kommen, bleibt ruhig zu Hause. Auch herrscht bei einer solchen Versammlung nicht die mindeste Ordnung, indem alles hineinredet, auch junge Leute, und Stimmenmehrheit entscheidet. Entstandene Streitigkeiten unter einem Stamm entscheiden die Aeltesten. Nur Vergiftung und Mord werden hart bestraft, und zwar die Giftmischer lebendig verbrannt, die Mörder auf dieselbe Weise getödtet, wie sie den Mord verübt. Die Angeklagten sucht man durch allerlei abergläubische Ceremonien zum Geständniß zu bringen. Diebe werden nicht bestraft und müssen nur hie und da das gestohlene Gut herausgeben. Zum Krieg kann das Oberhaupt die einzelnen Stämme nicht zwingen, muß vielmehr Jeden nach seiner Neigung gewähren lassen, wie denn ihre ganze Verfassung eben nur das lockere Band der Gewohnheit ist.

Ihrem Aeußern nach sind die Buschneger leicht von den Negersklaven in der Kolonie zu unterscheiden: sie sind schöner, besser gewachsen, und haben eine glänzend schwarze Haut. Ihre Sprache ist Negercreolisch, ein Gemisch von Englisch, Französisch, Holländisch und Afrikanisch. Ihre Wohnungen sind sehr einfach. Es sind dazu nur 4 Bretter unten auf dem Erdboden erforderlich, dann ein leichtes Gerüst von rundem Holz, das Uebrige besteht aus Blätterwerk, mit Buschstricken angebunden. Nägel sind in den wenigsten Häusern vorhanden und gehören zu den Luxusartikeln. Wenn das Gerüst, welches in einem Tage fertig wird, aufgerichtet ist, so kommen mehrere Männer zusammen, und der Aufbau des Hauses wird in Tagesfrist vollendet. Gewöhnlich hat jeder Neger zwei Häuser: eins als Küche, das andere zum Schlafen.

Ihre mit Pallisaden umgebenen Dörfer sind unbedeutend; auch verlegen sie dieselben öfters. Die Buschneger leben von Fischerei und Jagd; in Gebieten, wo Weiße wohnen, fällen und bearbeiten sie auch Holz und verkaufen es in die Kolonie. Acker- und Gartenbau treiben sie wenig, auch weil sie bei der Entfernung der Kolonie den Ueberfluß nicht absetzen können. Höchstens bringen sie Reis, den sie hauptsächlich bauen, und Pinda (Grundnüsse) nach Surinam. Außerdem pflanzen sie Kassabi und Welschkorn für ihren Bedarf, auch Kaffee, Baumwolle u. dgl. bauen sie nur, soviel sie selber brauchen. In der trocknen Jahreszeit fällen sie Bäume, die sie dann verbrennen und mit der Asche den fruchtbaren Bo-

den düngen. Das Ausrotten des Unkrautes, das Säen und Pflanzen müssen die Weiber besorgen. Viehzucht kennen diese Neger gar nicht; ihre einzigen Hausthiere sind eine Art wilder Hunde, die sie zur Jagd brauchen. Auch Hasen und Eulen finden sich bei ihnen, früher sogar wilde Schweine, die sie aber wegen des in Gärten und Feldern angerichteten Schadens sämmtlich todtgeschlagen haben. Auf die Jagd gehen die Männer meist in Gesellschaften von vier bis fünf; das erlegte Wildprett dörren sie am Feuer, ohne es zu salzen. Salz ist selten bei ihnen, da sie es aus der Kolonie beziehen müssen; deshalb machen sie aus einem Baum, den sie verbrennen, Lauge, die ihnen als Salz dient. Die Männer sind auch hier die faulen Herren, die sich um den Haushalt und die Kinder nicht bekümmern und in träger Ruhe schwatzen, während die Weiber das Essen bereiten. Letztere spinnen auch die Baumwolle, die von den Männern zu einer Art Zeug gewoben wird, welches sie in die Kolonie bringen. Starke Getränke lieben sie sehr und bereiten sich selbst aus dem Safte des Zuckerrohrs ein berauschendes Getränk. Vielweiberei ist unter ihnen herrschend, doch bleibt jedes Weib in ihrem Heimathdorfe, wo der Mann von Zeit zu Zeit hinkommt. Ehescheidung giebt es nicht, da sie nach Belieben sich von ihren Weibern trennen.

Die Religion der Buschneger oder Maron-Neger ist ein finsteres Gewebe von rohem Aberglauben und ungereimtem Fetischdienst. Sie glauben an ein höchstes Wesen, Gran Massa Gaddo, von dem sie die Entstehung und Erhaltung des Weltalls ableiten, ohne ihm besondere Verehrung zu erweisen. Die Luft nennen sie den Teufel, das Wasser bevölkern sie mit einer Menge Götter, an welche sie sich in Krankheiten und Unglücksfällen, beim Ackerbau, der Jagd und dem Fischfang wenden, zu ihnen beten und Opfer darbringen. Ihre Götzenfeste finden unter Tanz und Musik und Abscheulichkeiten anderer Art Statt. Ihren verstorbenen Eltern, deren Seelen nach ihrer Meinung auf eine unsichtbare Art unter ihnen weilen und ihnen beim Jagen und Fischen helfen, bezeigen sie gleichfalls eine Art Verehrung. Eigentliche Priester haben sie nicht, obwohl Manche unter ihnen vorgeben, mehr zu wissen, als die Andern. In jedem Dorfe ist ein Gaddo-Haus, eine Hütte, die zu ihrem Götzenwesen dient. Fast Alles machen sie zu ihrem Götzen, Gaddo oder Obiah genannt, und Jeder wählt sich einen eigenen, eine Schlange, ein Krokodil (Kaiman), einen Tiger (Jaguar), ein geschnitztes Bild, einen mit Zähnen von einem wilden Thiere behangenen Stock u. dgl. Besonders gilt der große wilde Kattunbaum*) für eine bedeutende Gottheit. Wenn man so eine Schlange, ein Krokodil 2c., das ein Neger für seinen Gott hält, in Gegenwart desselben tödten wollte, so würde man sich der größten Gefahr aussetzen. Doch geben sie selber manchmal ihrem Gotte einen Verweis. Eine Wasserschlange, Boma, hatte einmal einer Negerin eine Ente geraubt. Darüber lief das Weib in großem Eifer an das Wasser, und rief der Boma, die sie als Gott verehrte, die Vorwürfe nach: „O Gaddo, du hast nicht recht gethan, daß du meine einzige Ente umgebracht hast, da ich dir doch so treu diene; und den Leuten, welche viele Enten haben und dich umzubringen suchen (sie meinte die Missio-

*) cf. Calwer Missionsbl. 1854, p. 93.

nare), thust du nichts. Das ist doch nicht recht." — Sie glauben auch, daß ihre Götter in Menschen fahren können und sie besessen machen, vornemlich die Weiber, die nach ihrer Meinung im nächsten Umgange mit jenen stehen. Zeigt sich darum bei einem Kinde etwas Besonderes, so muß es in die Lehre zu einer alten Zauberin, und obgleich der wiederholte Zustand der Begeisterung oder Besessenheit, in den er versetzt wird, den Lehrling furchtbar abspannt, so hält er dennoch aus, um endlich ein Obiahmann oder Gaddomann zu werden. Denn als solcher genießt er nicht allein großes Ansehen, sondern sichert sich auch reichen Erwerb, da man ihn in allen möglichen Umständen, besonders in Krankheiten, um Rath fragt.

Wenn der Neger seinen Obiah etwas fragen, d. h. Bedingungen mit ihm machen will, wie seine Sache gelingen oder sein Wunsch gewährt werden soll, so wendet er sich meistens an den einen oder andern berühmten Obiah-Mann oder Weib. Hier nun wird durch Tänze und Beschwörungen der Geist gemahnt, zu kommen. Oft währt es lange, und es wird nichts bemerkt; oft merkt man aber den Geist, er geht aber wieder fort, ohne etwas zu sagen; dann wird um so heftiger getanzt, getrommelt, geschrien u. s. w. Manchmal müssen diese Versuche viele Tage lang fortgesetzt werden, und die Beschwörungen werden immer heftiger, bis der Geist oder Winti, oft allen Anwesenden bemerkbar, sich einstellt und in denjenigen, welchen es gilt, hineinfährt, worauf dieser, in eine Art von Verzückung versetzt, sein Urtheil oder dasjenige, was der Fragende zu thun hat, ausspricht. Bald müssen sie wochenlange Reisen unternehmen und bei namhaft gemachten Personen wieder Obiah machen; bald bestimmte Thiere oft lebendig herbeischaffen, nicht selten auch ihre werthvollsten Habseligkeiten in den Fluß werfen, oder auf Bäumen zum Verfaulen aufhängen, öfters dem Obiah-Mann viel Geld und Geldeswerth geben, ja wohl gar ihren Wohnort und ihre Familie verlassen. Diesem Allen wird pünktlich nachgelebt, „denn sonst," heißt es, „werde ich dich tödten!" Auftritten dieser Art folgt dann eine völlige Erschlaffung; die Person, die sich in diesem Zustande der Verzückung befunden hat, weiß, wenn sie erwacht, nichts von alle dem, was sie selbst angezeigt hat.

In gewissen Stunden kommt über Weiber besonders der Geist oder Gaddo. Sie geberden sich dann wie Besessene, toben, rasen, schäumen, haben eine ganz andere Sprache als sonst. „Wenn ein solches Weib, wie sie es nennen, ihren Gott kriegt, so geräth es wie außer sich, und fängt an, mit schwerer Zunge von innen heraus zu reden, auf die Art, wie Einer, der im Schlafe redet, nur mit dem Unterschied, daß sie sich dabei in einem wachenden Zustande befindet und herumgeht. Hierbei spricht sie in der männlichen Person; die Neger nennen sie dann auch Herr! und nehmen alle ihre Aussprüche nicht als die ihrigen, sondern als Worte desjenigen Geistes an, der durch sie redet." Sie führen allerdings solche Zustände häufig herbei durch berauschende Kräuter und Wurzeln, aber es ist nicht zu verkennen, daß der Fürst der Finsterniß seine Hand darin hat. Auch die Obiah-Männer oder Zauberer versetzen sich, wie schon bemerkt, in diesen Zustand. In demselben wird geweissagt, und es ist nicht zu leugnen, daß solche Besessene aus des Teufels Kraft oft verborgene Dinge offenbaren, aus anderer Leute Herzen reden, und in gewissen Stücken in die Zukunft blicken. Die unter gräßlichen Verdrehungen des Leibes hervorgebrachten Aussprüche der vom Gaddo Besessenen werden begierig angehört, und man sieht es hier recht klar und deutlich, wie Satan sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens*).

*) Wullschlägel, Lebensbilder ꝛc. II, p. 148. III, p. 101. cf. Ev. luth. Missionsbl. 1850, p. 35.

Es ist demnach leider eine unbestreitbare Thatsache, daß der sogenannte Gado ein wahrhaft dämonischer Geist ist, der nicht nur hier, sondern auch bei einigen andern heidnischen Völkern seine Herrschaft auf eine sichtbare Weise zu behaupten und dem Evangelio den Sieg streitig zu machen sucht. — In Krankheiten rufen die Buschneger ihre stummen Götzen, auch wohl das Krokodil um Hülfe an. Stirbt Jemand, so pflegen sie ein jämmerliches Schreien, Schießen, Trommeln, Heulen anzufangen, was mehrere Tage und Nächte fortdauert. Von jedem Todten glauben sie, irgend ein Mensch habe ihn durch Zauberformeln oder Gift umgebracht. Die Zauberer behaupten dann gewöhnlich bei der Leiche, sie wolle nicht fort, man müsse erst fragen, wer sie umgebracht habe. Sie selbst sind es dann, die durch ihren Geist den Mörder nennen, welcher mit schweren Martern zum Geständniß gebracht und dann aufs Grausamste hingerichtet wird. Dadurch haben diese Obiah-Leute eine furchtbare Macht über das ganze Volk. Auch sonst noch findet sich des Aberglaubens unter den Buschnegern genug.*) Und da zu den starken Banden, mit welchen Satan sie gefangen hält, noch ein stolzer, selbstgerechter, wilder und grausamer Sinn hinzukommt, kann ja wohl kein Zweifel sein, wie sehr gerade auch dieses Volk des Evangeliums bedurfte, um zu der seligen Freiheit der Kinder Gottes und nebenbei zu einem gesitteten Leben zu gelangen. Das fühlte auch gewiß der holländische Gouverneur Crommlin in Paramaribo, als er bereits im Jahre 1760 an die unter den Negersklaven daselbst in Segen wirkenden Brüder das Verlangen stellte, auch den Freinegern, die in den Gebirgen und Wäldern an der obern Suriname und der Saramaka ihre Wohnplätze hatten, Missionare zuzusenden. Das war nun freilich nichts Leichtes. Unerträgliche Hitze der senkrechten Sonnenstrahlen erzeugt in den undurchdringlichen, von austretenden Gewässern durchströmten Waldungen, häufige und für Europäer tödtliche Krankheiten. Nur zu Wasser kann man von Paramaribo in diese Gegenden**) gelangen, und die schäumenden und tobenden Wasserfälle der obern Suriname machen die Fahrt selbst auf den leichten, für dieses Unternehmen zweckmäßigst gebauten Kähnen†), welche aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehen und Korjar's heißen, sehr gefährlich. Dennoch hatte Gott der Herr auch für die armen Buschneger bereits gesorgt und Boten des Heils für sie bereitet.

Es war im Jahre 1744, da stand der Schuhmachergesell Rudolph Stoll aus Winterthur in einem Dörflein bei Genf, wo er gerade auf seinem Handwerk arbeitete, vor der Hausthür. Geboren im Jahre 1726 hatte er von dem seligen Heimgang seines Vaters, den er frühe verlor, einen solchen Eindruck empfangen, daß er selber ein ernstes Verlangen, selig zu werden, in sich spürte. Dennoch hatte er, unter fremden Leuten, sich manchmal von der Verführung fortreißen lassen. Gleichwohl konnte er nicht mit Ruhe sündigen und nahm sich immer auf's Neue vor, sich zu bessern. Endlich faßte er den Entschluß, nach Marseille im südlichen Frankreich zu einem Verwandten zu reisen, und bat Gott, ihm doch einen frommen Reisegefährten zu schicken. Denn er hatte noch keinen Frieden, wohl aber ein herzliches Verlangen darnach. Und Gott erhörte sein Gebet. An jenem Abend, da er vor der Hausthür stand, trat ein Fremder zu ihm und fragte nach der Herberge. Auf dem Wege dahin ergab sich, daß

*) cf. Ebendaselbst 1850, p. 358. — **) s. d. Karte von Suriname, Missionsbl. d. Brüdergemeinde 1849, Nr. 12. — †) cf. Brauer, Missionswesen, I, p. 227 f.

der Andere auch nach Marseille wollte, und so traten denn die Beiden am folgenden Morgen zusammen ihre Wanderung an. Auf dem Wege aber ging dem jungen Stoll über der Liebe und Freundlichkeit seines Reisegefährten das Herz auf, daß er ihm alle seine Noth wegen des Seligwerdens offenbarte. Und da war er gerade an den rechten Mann gekommen, denn der liebe fromme Bruder Cossart, so hieß er, konnte ihm aus eigener Erfahrung die Seligkeit der Leute, welche an den Herrn Jesum Christum glauben, bezeugen, und übte auf Stoll einen so guten Einfluß aus, daß er fortan keinen innigeren Wunsch hatte, als sein ganzes übriges Leben in Gemeinschaft mit frommen Christen zuzubringen. Schon im folgenden Jahre zog er nach der Kolonie der Brüdergemeinde zu Herrendyk in Holland, wo die Brüder ihn freundlich aufnahmen, und es auch bei ihm selbst zu einer endlichen Entscheidung kam. „Es hielt zwar schwer," sagt er selber, „aber Seine Gnade überwand bald allen Widerstand, so daß ich mich Ihm ganz aufopferte." Während er nun mehrere Jahre in verschiedenen Erziehungs-Anstalten der Brüdergemeinde diente, ward in seinem Herzen ein immer lebendigerer Trieb rege, dem Herrn auch unter den Heiden zu dienen. Diesen seinen Wunsch offenbarte er den Aeltesten der Brüder-Unität.

Als man nun im J. 1763 in den Brüdergemeinden vernahm, daß der Friede mit den Freinegern zu Stande gekommen, und daß ihre Abgeordneten nun selbst nach christlichen Lehrern verlangten, da wurden die Brr. Rudolph Stoll und Thomas Jones von Herrnhut in Begleitung des uns bereits bekannten*) Br. L. C. Dähne dahin abgefertigt, und kamen im Jahre 1765 in Paramaribo, der Hauptstadt von Holländisch-Guiana, an. Im December desselben Jahres gelangten sie in's Freinegerland, an dessen Grenze der Regierungsdeputirte Döring sie den Kapitäns von 12 Negerdörfern als die künftigen Lehrer ihres Volkes mit der Erklärung vorstellte, daß, was sie an den Brüdern thäten, Gutes oder Böses, er ansehen würde, als sei es ihm gethan worden. Die Kapitäne sprachen ihre Freude aus, und jeder wollte gern einen Bruder bei sich haben; diese aber zogen es vor, für's Erste beisammen zu bleiben, und versprachen, sie Alle zu besuchen. Den 2. Februar 1766 kamen sie über die schwierigen Wasserfälle hinauf in Senthea-Creek an, wo der Oberhauptmann Abini sie freundlich aufnahm. Dennoch fehlte es nicht an Beschwerden, und sie mußten Anfangs mit zwei alten Negerinnen in einer elenden Hütte wohnen, bis Abini ihnen eine eigene Wohnung, freilich nach Negerart, erbaute. Jones ging schon am 7. Februar 1766 aus der Zeit. Dähne kehrte später nach Europa zurück, und wenn auch bald andere Arbeiter eintraten, so blieb Rud. Stoll, der vor allem die Sprache der Neger zu erlernen suchte, doch zunächst die Hauptperson. Leider verloren die Brüder schon im folgenden Jahr ihren Beschützer Abini, der im Gefecht mit einer Parthei rebellischer Neger erschossen wurde. Ehe er auszog, hatte er die Brüder noch seinem Sohne Arabi, einem verständigen jungen Manne, der nun Oberkapitän wurde, mit den Worten empfohlen: „Ich weiß zwar nicht recht, was das für Leute sind, und warum sie hier wohnen wollen; ich glaube aber, daß Gott sie mir zugeschickt hat." Und Arabi hat dieß Vermächtniß seines Vaters nie vergessen, und ließ den Brüdern fortwährend Schutz und Freundschaft angedeihen.

Kaum aber waren die Brüder nach Jahr und Tag in der Sprache so weit gekommen, daß sie den Einwohnern den Zweck ihres Hinkommens

*) cf. Kleine Missionsbibl. I, 2, B, §. 2.

erklären und sie zu dem einzigen Gott und seinem Sohne Jesu Christo als den Heiland der Sünder hinweisen konnten, da erhoben auch alsbald die Götzendiener, namentlich die alten Weiber, ein lautes Geschrei und machten den Leuten bange vor dem Zorn ihrer Götter, weil sie mit dem Gran-Gado (dem großen Gott) der weißen Leute sich eingelassen hätten. Ja sie stellten Opfer und Gebete an, um jene wieder zu versöhnen, und besonders die Obiahmänner oder Zauberer suchten das Volk auf alle Weise gegen die Brüder einzunehmen. Letztere konnten sich des Abends nicht mehr aus ihrer Hütte wagen, und waren gewarnt, selbst wenn sie gerufen würden, nicht herauszugehen. Dennoch hielten sie ihre Abendandachten bei offenen Thüren, ob vielleicht Einer der nahe wohnenden Neger einen Eindruck davon empfinge, und setzten ihre Zuversicht ganz auf den Heiland. „Es ist freilich mehr Gefahr als wir wissen," schreiben sie im Jahre 1767, „wir verlassen uns aber auf Den, der bei uns ist, und stärker ist, als Alle. Will Er uns zum Opfer werden lassen, so sind wir da. Er erhalte uns nur das Gefühl Seiner Nähe!" Auch legte Niemand Hand an sie; ein neuer Gehülfe aber, den Stoll nach Dähne's Weggang erhielt, wurde wegen eines schmerzlichen Schadens am Bein zu aller Arbeit untüchtig. Am meisten schmerzte es indeß die Brüder, daß sie so gar keine Frucht ihrer Arbeit sahen, nachdem sie bereits zwei Jahre gearbeitet. Denn bei allen ihren Gottlosigkeiten und Gräueln waren diese Neger das selbstgerechteste Volk, und ein alter Götzendiener sagte es den Brüdern frei ins Angesicht: „O ich habe keine Sünde, nein, nein! Mein Inwendiges ist ganz klar und rein, sonst wäre ich nicht so alt geworden." Betrübt über die Verstockung der Alten fing Stoll mit zwei Knaben, Schippio, den ein Schwiegersohn des verstorbenen Abini ihm brachte, und Grego, zu denen bald noch drei andere sich gesellten, eine Schule an. Sie wollten etwas lernen und hörten aufmerksam auf Stoll's Erzählungen von der Liebe des Heilandes, und als feindselige Mütter die andern zurückhielten, setzten wenigstens Schippio und Grego ihre Besuche fort. Sie lernten beten und singen mit den Brüdern, und Stoll übersetzte mit ihrer Hülfe einige Liederverse und Stücke aus dem Neuen Testament.

In Senthea-Creek als dem Mittelpunkt des ganzen Buschnegervolkes wurden die vorzüglichsten Opferfeste gehalten, bei denen, wie bei den Begräbnissen, das oft wochenlang währende Toben und Lärmen der Heiden alles Maaß überstieg. Die Brüder sehnten sich deßhalb nach einer ruhigeren Stätte, und auf ihre Bitten wies ihnen Arabi weiter seeabwärts in Quama, wohin die Einwohner von Senthea-Creek zogen, ein Stück Land an und baute ihnen ein Häuschen im Jahre 1769. Im September desselben Jahres ward Rud. Stoll durch die Ankunft des Br. Kersten mit seiner Frau in Quama erfreut. Der Oberhäuptling Arabi aber, obschon seine Grangmama (Großmutter) wegen seiner wachsenden Zuneigung zu den Brüdern ihn verspottete, fühlte sich immer mehr zum Herrn gezogen, und sein Beispiel wirkte auch auf die andern Neger in Quama, so daß die Brüder im Mai 1770 die sehnlich erwartete Freude hatten, daß die meisten Männer aus dem Dorfe ein Verlangen bezeigten, mehr von dem Heiland zu hören. Sie fingen

daher Sonntags eine öffentliche Predigt an, wobei sie anfangs ziemlich viel Zuhörer hatten. Die eifrigen Götzendiener, und sonderlich einige Weiber, machten indeß die Meisten wieder abtrünnig. Nur Arabi nicht, der dem Wort von der Versöhnung immer mehr Beifall gab, gegen seine Landsleute das Zeugniß der Brüder bekräftigte, und solchen Eifer bewies, die Lehre Jesu anzunehmen und zu befolgen, daß sie ihn am 6. Januar 1771 mit Freuden als den Erstling dieser verfinsterten Nation mit dem von ihm selbst gewählten Namen Johannes taufen konnten*).

Arabi's Taufe wohnten die meisten Einwohner des Dorfes bei, doch erhob sich darnach ein gräulicher Sturm unter dem Volke, und besonders die Weiber wütheten. Der Kapitän eines benachbarten Dorfes kam in voller Wuth mit Flinte und Säbel in das Haus der Brüder, und sagte, „ob sie nicht wüßten, wem dieses Land gehöre? was sie ohne sein Vorwissen mit Arabi vornähmen? Er fürchte, die Götter würden Arabi tödten; und wenn derselbe sterbe, so wolle er die Schuld bei den Brüdern suchen. Die Neger hätten ihre Götter, und die Weißen die ihrigen, jeder Theil müsse bei den seinigen bleiben." Doch machte der Brüder freimüthiges Bekenntniß der Wahrheit und das Zeugniß des neugetauften Johannes solchen Eindruck auf ihn, daß er ganz beunruhigt heimging.

In demselben Jahre machte Br. Kersten von Quama**) aus mit seiner Frau eine Besuchsreise nach dem Dorfe Krapatu, wo er vor etwa 15 Zuhörern das Evangelium verkündigte. In Beziehung darauf schreibt er: „Ach, wenn man nur eine Möglichkeit sähe, sich der Leute besser anzunehmen! Es kann sich aber kein Mensch eine Vorstellung machen von der Beschwerlichkeit des Reisens hier. Man hat nicht nur Berge zu übersteigen und Moräste und Gewässer zu passiren, die man theils durchwaten, theils mit Zittern und Beben über umgefallene Bäume übersteigen muß; sondern auch das Ungeziefer, welches sich wie Staub in die Haut einfrißt und unsägliches Jucken und Schmerzen verursacht, macht das Reisen hier sehr beschwerlich. Dazu kommt der Widerstand des bösen Geistes, welcher seine Anbeter so sehr verstrickt hat. — Wir erfahren es (zu Quama) in reichem Maaße, wie man zu sagen pflegt: es ist ein Leben wie unter den Heiden!"

Dagegen hatten die Brüder eine rechte Herzensfreude an Joh. Arabi, der zusehends in der Gnade wuchs und schon ein Jahr nach seiner Taufe zum heil. Abendmahl zugelassen werden konnte, auch nicht bloß in seiner Umgebung, sondern selbst in den benachbarten Dörfern den Namen des Herrn bezeugte. Doch sahen die Brüder außer ihm wenig Frucht des Evangeliums unter diesem versunkenen Volke, außer daß Anfang 1773 wiederum ein Neger, Janke, mit dem Namen Simon getauft werden konnte. Im December 1774 waren sie abermals genöthigt, einige Tagereisen den Fluß hinunter an dem Wasserfall Quaffe einen neuen Wohnplatz, Bambey genannt, zu beziehen, in welcher Gegend die Freineger damals 4 neue Dörfer anlegten. In demselben Jahre verheirathete sich Stoll mit der Wittwe Penner zu Paramaribo, die leider im August schon wieder heimging, so daß er abermals mit Kersten allein stand. Doch konnten sie im Februar 1775 wieder vier Neger taufen, unter ihnen Schippio und Grego, welche die Namen David und Christian erhielten. So war denn der Anfang einer christlichen Ge-

*) Ueber seine Bekehrung s. Wullschlägel, Lebensbilder III, p. 142 ff. — **) Ebendaselbst II, p. 146.

meinde aus dieſ Nation vorhanden, die durch Wort und Wandel dem Evangelio Ehre machte. Zu ihrem Gebrauch überſetzte Stoll mit Hülfe der Neugetauften die Lebensgeſchichte Jeſu in die Negerſprache. Nachdem Kerſten bald darauf nach Paramaribo verſetzt und in den Brüdern Kufud und Lehmann neue Hülfe gekommen war, arbeitete Stoll, obſchon mit bereits gebrochener Geſundheit, unermüdlich fort im Werke des Herrn, bis er am 15. März 1777 nach eilfjähriger treuer Arbeit im Buſchlande einging zu ſeines Herren Freude.

Den durch ſeinen Heimgang verwaiſten Brüdern kam Chriſtian Ludwig Schumann, der in Surinam geborene und ſeit drei Jahren wieder an das Klima und die Lebensweiſe des Landes gewöhnte Sohn des uns bereits bekannten (I, 2, B, §. 2.) Arawakken-Apoſtels, zu Hülfe. Er konnte nicht bloß mit den Negern in ihrer Sprache reden, ſondern verſtand auch fertig die Geige zu ſpielen, und wenn er damit den Geſang begleitete, ſagten die erfreuten Neger, er rede ihre Sprache auf der Geige, weil ſein Spiel ſich genau an Wort und Sinn anſchloß. Bald aber mußte auch Schumann durch die hohe Schule der Trübſal gehen; denn nachdem Kufud nach Paramaribo zurückgekehrt, ſtarb auch Lehmann, und nun ſtand er allein unter mancherlei Noth und Anfechtung, wie er denn ſelbſt in ſeinem Tagebuche vom Jahre 1777 u. A. ſchreibt:

„Den 16. Auguſt gefiel es dem Heiland, meinen lieben Mitarbeiter, den Bruder Michael Lehmann, von ſeinen langen und ſchweren Leiden zu erlöſen. Am 17. hielt ich das Begräbniß unter großen Schmerzen des Gemüths und Leibes und mußte mich wegen großer Schwäche bis zum Grabe führen laſſen. — Abends gingen alle hieſigen Neger wieder ihren Geſchäften nach in den Buſch, daher ich die ganze folgende Woche einſam lebte. Die ſchmerzhaften Schwären an meinem Körper, und ein bösartiger Negerausſchlag, mit dem ich vom Scheitel bis auf die Fußſohlen bedeckt war — eine Folge ſchlechter Nahrung — und wobei man nur dadurch Ruhe finden kann, daß man ſich mit einer Scherbe oder einem großen Meſſer ſchabt, machten, daß ich alle Nächte ſchlaflos verbringen mußte. Dazu kamen noch innerliche Krankheit und heftige Magenkrämpfe. Schwere Verſuchungsſtunden einer andern Art drückten mich vollends ſehr nieder. Es fiel mir nicht nur ſehr auf, daß die Predigt des Evangeliums hier ſchon ſeit langer Zeit keine Früchte mehr zu bringen ſcheint, ſondern daß auch unſre wenigen Getauften und Lehrlinge laß zu werden ſcheinen. Das preßte mir unzählige Thränen vor dem Heiland aus. — Anfangs Oktober ſah es wieder ſehr bedenklich um mich aus. Meine Hände und Füße wurden voll Blutſchwären. In einer Nacht, da ich nach einem ſtarken Fieberparoxismus in einen feſten Schlaf gefallen war, erfüllte ein ganzes Heer Zugameiſen die ganze Hütte, und ich erwachte nicht eher, als bis ich von denſelben über und über bedeckt war. Ich eilte, ſo gut ich konnte, aus der Hängematte und retirirte mich in ein anderes Haus. Aber das empfindliche Beißen der Ameiſen und die Beſchädigung der Schwären beim Abſtreifen eingebiſſener Thierchen verurſachte mir unſägliche Schmerzen, wozu ſich noch eine ſtarke Verkältung geſellte. Demungeachtet konnte ich am folgenden Tage, wiewohl in der Hängematte liegend, die Verſammlung mit freudigem Herzen beſorgen."

So ſah man den armen kranken Bruder in ſeiner Hängematte, um ihn her einige Neger, denen er von ſeinem Schmerzenslager herab bezeugte, wie ſelig die ſeien, welche einen Heiland haben. Solche Kanzel hat wohl einen Werth, und es ſchien, als ob die von ihr herabſtrömende Predigt einen tieferen Eindruck zurückließe. — Doch mit Ende des J. 1777 beſſerte es ſich mit Schumann's Geſundheit, und zu der Freude, daß die Getauften würdiglich wandelten und die Zahl ſeiner Zuhörer ſich mehrte, erlebte er auch die, daß im Frühjahr 1778 Bruder Hans

mit seiner Frau zur Unterstützung kamen. Aber schon nach einem Monat hatte das mörderische Klima beide hingerafft, und durch zunehmende Drangsale*) sah er sich endlich selbst genöthigt, im Juli des genannten Jahres nach Paramaribo zurückzukehren. Die bekehrten Neger sahen ihn mit Schmerzen ziehen, und baten die Brüdergemeinde, sie doch nicht zu verlassen.

Diese schickte denn auch im Jahre 1779 die Brüder Wietz und Haid, doch mußte der Letztere Krankheitshalber den Posten bald wieder verlassen. Wietz aber sah in seiner Einsamkeit nicht nur die Neger das gepredigte Wort mit Aufmerksamkeit und Begierde annehmen, sondern hatte auch an Joh. Arabi einen treuen Helfer, der ein rechter Prediger der Gerechtigkeit unter seinem Volke war**).

Nachdem ein neu angekommener Bruder, Möser, schon nach einem Monat dem Klima unterlegen und seine Wittwe nach Europa zurückgezogen war, kamen 1780 zwei Brüder, Wiesner und Randt, zur Unterstützung. In demselben Jahre wurden auch 3 Negerinnen, unter ihnen Arabi's Frau und Schwester, als die ersten ihres Geschlechts, dazu noch 3 männliche Personen und 2 Kinder getauft. Aber wenn es auch einigemal schien, als ob eine größere Begierde nach dem Worte Gottes unter diesem verfinsterten Volke entstehen würde, so wurden solche Regungen durch eifrige Götzendiener bald wieder erstickt. Und selbst unter den wenigen Getauften, bloß Arabi ausgenommen, kamen häufig Rückfälle vor. Im Jahre 1785 zogen die Neger, denen in Bambey schnell hintereinander mehrere Kinder gestorben, aus abergläubischer Furcht schon wieder einige Meilen den Fluß hinunter, und die Brüder mußten ihnen abermals folgen und sich in Neu-Bambey niederlassen, wo sie am 7. Mai 1786 ihre neue Kirche einweihten. Br. Büchner kam zur Unterstützung der Mission, und in den benachbarten Dörfern wurden Besuche gemacht, die nicht ohne Segen blieben. Im August 1787 traf Bruder Andreas Christoph Randt, nachdem er sich verheirathet, mit seiner Frau wieder ein, die aber nach 4 Wochen schon starb. Auch die Brüder hatten öfters von Krankheiten zu leiden, und mußten viel Glauben und Geduld haben. Arabi aber war ihnen ein rechter Trost. Er widerstand dem Aberglauben seines Volkes mit Macht, und als im Sommer 1789 eine seiner Verwandten, eine eifrige Götzendienerin, gestorben war, und man bei ihr die gewöhnlichen Zaubergaukeleien vornehmen wollte, und sagte, die Todte wolle nicht fort, man müsse erst fragen, wer ihr Mörder sei, da legte Arabi selbst Hand an und bewies damit zur Beschämung aller Zauberer, daß man die Leiche wohl fortbringen könne. Ihre kleine Gemeinde, welche Ende 1789 aus 24 Getauften und Taufkandidaten bestand, bedienten die Brüder mit allem Fleiße und ertheilten auch den Kindern Schulunterricht; Randt aber machte auch öfters kleine Missionsreisen. Seit 1790 befand er sich meistens allein auf dem Posten zu Bambey, dessen Einwohner zum größten Theil, ohne sich selbst bekehren zu wollen, durch die Gewohnheit, christliche Miteinwohner zu haben, zu einer Art

*) Wullschlägel, Lebensb. II, p. 184. — **) Wullschlägel a. a. O. II. p. 188 ff.

von Duldsamkeit gekommen waren, bei welcher sie jedoch gleiche Nachgiebigkeit gegen ihren Götzendienst — freilich umsonst — erwarteten. Arabi aber drückte mit immer festerer Faust den gottlosen Spuck der Zauberer nieder.

Sehr erfreulich war es für die Brüder, daß im Jahre 1790 auch unter den weit oben am Flusse wohnenden Freinegern sich ein Verlangen nach Gottes Wort äußerte, das durch einige Getaufte aus Bambey in jener Gegend erweckt worden war. Selbst der große Zauberer und Götzendiener Gran Adama, der zugleich Kapitän war, erklärte, er wolle Keinem wehren, sich zu bekehren; nur er wolle seine Zauberei fortsetzen. Im Juli 1791 kam von daher selbst sein Bruder Pikinkoyo zu den Brüdern, um von dem großen Gott und Schöpfer zu hören, und bald folgten ihm Mehrere, die Alle den Wunsch bezeugten, daß ein Bruder bei ihnen wohnen möchte. Diese Erweckung war durch einen Krüppel und ehemaligen eifrigen Götzendiener, Namens Paulus, entstanden, der niemals bei den Brüdern gewohnt hatte, aber vor zwei Jahren von Bruder Randt getauft worden war, und die Brüder nahmen sich dieser Erweckten durch Besuche an. Wietz, der wieder in Bambey arbeitete, ging mit den beiden Getauften Christian und David im December 1791 nach dem Oberland, wo er auf allen Dörfern offene Ohren fand und von den Erweckten mit großer Freude aufgenommen wurde. Doch fand er nöthig, diese und den Paulus insonderheit zu ermahnen, daß sie nicht, wie sie pflegten, mit großem Ungestüm gegen die Abgötterei der übrigen Einwohner angehen möchten; so hätten es ja die Brüder auch nicht mit ihnen gemacht, sondern sie hätten ihnen die Liebe Jesu angepriesen; sobald diese im Herzen Platz gewonnen, so fielen die heidnischen Sachen von selbst weg. Endlich kamen die Reisenden auch an den Wohnort des Gran Adama, wo Wietz viele Erweckte fand, denen er auf offener Straße das Evangelium predigte, und dabei von Christian getreulich unterstützt wurde. Auf seiner Rückreise aber baten ihn die Neger allenthalben, doch bald wiederzukommen.

Auch Ramdt machte im März 1792 bei ihnen einen Besuch und fand überall hungrige Seelen. Pikinkoyo räumte ihm sogar sein ganzes Haus zur Wohnung und zum Versammlungsplatz ein, und die Leute an der obern Suriname baten dringend, daß ein Missionar sich bei ihnen niederlassen möchte. „Ihr seid," sagten sie, „über das große Weltmeer nach Paramaribo und von da nach Bambey gekommen, und jetzt wollt ihr nicht vollends die etlichen Tagereisen weiter ziehen!" Dabei bemerkt Bruder Randt: „Die Leute haben keinen Begriff von den Umständen, die mit der Anlegung einer neuen Station in ihrem Lande verbunden sind, und denken, daß die Europäer ebenso herumziehen können, wie die Buschneger, was sich aber mit unserer Constitution durchaus nicht verträgt und noch Keinem gelungen ist." Er gab ihnen den Rath, eine Kirche zu bauen, wenn Gran Adama es zulassen würde, worauf Pikinkoyo äußerte: „Mein Bruder hat sein Herz für sich, und ich habe meines für mich." — Fröhlich reiste Randt nach Bambey zurück, von wo er indeß schon im April 1792 wieder nach Europa gerufen wurde. Wietz, der nun Bambey nicht verlassen konnte, trug den

Nationalgehülfen Joh. Arabi und Christian Grego auf, die Neger in ihren Dörfer zu besuchen, und diese konnten nicht genug erzählen, wie begierig die Leute nach Gottes Wort seien, besonders auch die alten Weiber, die sonst am verstocktesten waren und die meiste Feindschaft gezeigt hatten. Gran Adama aber war sehr aufgebracht über das Sinken des Götzendienstes; er konnte nicht einmal Jemand finden, der ihm seine schadhaft gewordenen Götter ausgebessert hätte. — Die Thränensaat der früheren Missionare schien nun wirklich aufzugehen; auch in Bambey selbst kam es, nach dem eignen Wunsch der Gläubigen, zu einer nähern Verbindung der Herzen, durch die Einrichtung von geregelten Klassen oder Gesellschaften, in welchen sie sich über ihre Herzenserfahrungen offen besprachen.*) Um so schmerzlicher war es, daß Krankheit und Heimgänge der Brüder die Bedienung dieses Postens sehr erschwerten. So zernichtetete der Tod die neue Unterstützung, welche Bruder Wietz Anfangs 1793 erhielt, und Bruder Mähr, der Ende 1794 nach Bambey kam, hatte wenigstens eine schwere Krankheit zu überstehen. Wietz selbst mit seiner Frau litt an ermattenden Fiebern.

Die Regierung in Paramaribo, welche zeither einen sogenannten Posthalter oder Residenten bei den Freinegern zur Wahrung des Freundschaftsbündnisses mit ihnen unterhalten hatte, übertrug jetzt den Brüdern dieses Amt. Als Resident der Regierung machte Wietz im Januar 1796 mit Joh. Arabi eine Reise den Strom aufwärts, um mit einigen Oberhäuptern im Auftrag der Regierung zu sprechen, wobei er jede Gelegenheit wahrnahm, die Liebe ihres Schöpfers und Erlösers Alten und Jungen anzupreisen. Die Besuche in den obern Gegenden setzten Wietz und Mähr auch in den folgenden Jahren nicht ohne Segen fort. Die letzte Reise dahin machte Wietz im Januar 1801 in Gesellschaft seiner Frau und des Helfers Christian, und überall, besonders in dem Dorfe Peto, wurden sie freudig und zuvorkommend aufgenommen. In Bambey selbst suchten die Brüder die gläubig gewordenen Neger in der Erkenntniß der Wahrheit zu fördern. Wietz übersetzte zu dem Ende in ihre Sprache die Harmonie der vier Evangelisten, die apostolischen Briefe und die Idea fidei fratrum. In der ums Jahr 1800 aus 49 Getauften und Taufkandidaten bestehenden kleinen Gemeinde aber wurden dieselben Einrichtungen, wie in andern Missionsgemeinden, getroffen, und die Helfer zeigten in ihren Vorträgen eine schöne Gabe sich auszudrücken. Wietz mit seiner Frau hielt unter allen Mühseligkeiten und öftern schweren Krankheiten treulich auf seinem Posten aus, bis sie am 11. April 1801 nach achtzehnjährigem Aufenthalt im Buschlande wieder nach Europa zurückkehren konnten, da Bruder Mähr, der sich unterdessen verheirathet, an Bruder Lange, der zugleich Resident der Regierung war, und dessen Frau eine Unterstützung erhielt.

Vergeblich aber harrten die Brüder unter großen Leiden und Trübsalen auf eine durchgreifende Erweckung und Bekehrung des Buschnegervolkes. Das Residenten-Amt verwickelte sie in viele Unannehmlichkeiten

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder III, p. 141.

mit den unruhigen Freinegern, und wurde ihnen endlich auf ihr wiederholtes dringendes Verlangen im Januar 1812 wieder abgenommen. An der kleinen, aus 50 Seelen bestehenden Gemeinde zu Neu-Bambey hatten sie wenig Freude wegen der Ungebundenheit der Jugend und der allgemeinen Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes. Selbst die meisten Getauften fielen in den alten heidnischen Wandel zurück. Bruder Johannes Mähr hatte seit 1794 auf diesem schwierigen Posten unter harten Prüfungen ausgehalten und befand sich zuletzt mit seiner kranken Frau wieder allein daselbst. Aus den Heiden kam kein neuer Zuwachs, und die kleine Negergemeine schmolz immer mehr zusammen, so daß Mähr endlich im Jahre 1812 auf sein Verlangen von der Unitäts-Aeltestenkonferenz abberufen wurde. Nachdem er eine Einrichtung zur Fortsetzung der geistlichen Gemeinschaft unter den Getauften getroffen, verließ er im Juni 1813 das Freinegerland. Seit 1765 waren daselbst 107 Personen durch die Brüder getauft worden, davon noch 13 Erwachsene und 16 Kinder am Leben waren; 9 Brüder aber und 6 Schwestern hatten über der Arbeit ihren Lauf vollendet.

Die beiden treuen Nationalgehülfen Joh. Arabi und Christian Grego hielten das Häuflein der treugesinnten Seelen im Buschlande zusammen, machten auch zuweilen Besuche in Paramaribo, um sich zu stärken, baten auch wiederholt, daß man ihnen wieder Lehrer senden möchte. In Arabi's Auftrag schrieb Grego im August 1818 dieserhalb selbst an den Bruder Hans Wied in der Unitäts-Aeltestenkonferenz*), der jenem persönlich bekannt war. Da jedoch diese Bitte nicht wohl erfüllt werden konnte, nahm Johannes der wenigen Getauften, die beständig blieben, bis an sein seliges Ende im Jahre 1821 sich getreulich an. Kurz vorher sagte er zu Grego: „Wenn ich sterbe, so fahre fort, meine Kinder den Weg des Heilands zu lehren; denn sie sollen in Seiner Hand bleiben." Auf Christ. Grego's Befragen trugen ihm die Getauften auf, an die Brüder in Paramaribo zu schreiben: „Wir wollen den Weg des Heilandes, unsers guten Herrn, nicht verlassen, und so lange wir auf dieser Welt leben, wollen wir dem Herrn leben. Wir wünschen, daß Er uns Kraft gebe, Seinen Willen zu thun und bei Ihm zu bleiben, bis wir Ihn dort im himmlischen Reiche sehen werden." Grego selbst setzte das Werk Gottes unter seinen Landsleuten treulich fort und unterhielt durch Besuche und Briefe mit den Brüdern in Paramaribo eine herzliche Gemeinschaft. Er mußte aber immer große Klage führen über das widersetzliche, abergläubische und abgöttische Wesen seiner hartherzigen Nation; auch der Gang der Getauften machte ihm viel Kummer. Kurz vor seinem im Juli 1824 erfolgten Heimgang zum Herrn sandte er durch seinen Landsmann Simon Aduka den Lehrern in Paramaribo seinen herzlichen Gruß. „Ich werde sie in diesem Leben nicht mehr sehen," fuhr er fort. „Ich wünsche nicht länger auf der Erde zu leben, sondern mich verlangt, zu meinem Heiland zu gehen, an den ich glaube. Ihr habet nun keinen Lehrer mehr, der euch ermahnt; aber betet zum Herrn; Er kann Alles thun, Er kann euch Allen helfen."

*) s. Nachr. aus der Brüdergem. 1820, II, p. 341.

Der Wunsch des sterbenden Johannes Arabi, daß seine Kinder bei dem Heiland bleiben möchten, ging durch dessen Gnade in Erfüllung. Seine Kinder waren sämmtlich getauft worden; die drei Söhne hießen Johannes, Nathanael und Hiob. Ohne Lehrer, ohne Predigt des Wortes Gottes hatten sie seit dem Heimgang ihres Vaters 14 Jahre in der Wildniß verlebt und waren tief gesunken; Johannes war ein Trunkenbold, Hiob selbst ein Zauberer geworden, aber der Herr hatte ihrer nicht vergessen, und sein Geist arbeitete an ihren Herzen. Im J. 1835 machten sie sich, eingedenk ihrer Jugend und der Ermahnungen ihres Vaters, von besonderem innerem Drang getrieben, auf den Weg nach Paramaribo, und erschienen daselbst bei den Brüdern, von denen sie mit Freuden aufgenommen wurden. Hier hörten sie wieder, was sie so lange entbehrt hatten, das Wort Gottes, und schieden mit der Bitte, daß man ihnen doch auch wieder einen Lehrer senden möchte. In Folge dessen erhielt Bruder Voigt den Auftrag, zunächst in's Buschland zu reisen und den Stand der Dinge daselbst zu erforschen, was noch in demselben Jahre (1835) geschah *).

Bruder Voigt machte diese Reise in Begleitung zweier Neger aus jener Gegend, deren einer ein Enkelsohn des alten Joh. Arabi war, unter viel Beschwerden und Gefahren. Den Tag über war er in seinem Korjar der Gluth der Sonne, sowie dem Regen ausgesetzt; des Nachts bargen sie sich unter dem Schutz der Uferbäume. Wo ein Dorf in der Nähe war, da landeten sie und gingen hin, die Neger zu besuchen. Bruder Voigt fand bei ihnen das finsterste, gräulichste Heidenthum, wie denn gleich bei seinem Eintritt in das erste Auka-Negerdorf jenseit der Gränze der Kolonie sein Herz über aller der Abgötterei, die seinem Blick entgegentrat, von Schauder ergriffen wurde; er fand aber auch in der Gegend, wo einst die Brüder gearbeitet hatten, nicht bloß die Stätte des ehemaligen Bambey noch von drei aus dem Dickicht hoch emporragenden Bäumen, sowie von einer Orangen-Allee bezeichnet, die einst vom Fluß bis zur Wohnung der Brüder geführt hatte, und die indessen fast zu einem Orangenwald geworden war, indem aus den abgefallenen Früchten schon wieder größere und kleinere Bäume emporgeschossen waren, sondern er fand auch noch viele Spuren der gesegneten Predigt des Wortes des Lebens, die einst in diesen Wäldern gehört worden war. In dem nahe dieser Stätte gelegenen großen Dorfe Gingee (Gingeh) sah er nicht Ein Götzenbild, während alle andern Dörfer so mit Abgötterei angefüllt waren, daß kein Haus ohne Götzen war; hier hörte er nichts von dem wilden Lärmen und Tanzen und Trommelschlagen, das die anderen Dörfer bei Tag und Nacht durchtönte. Zwar waren die Kinder ohne alle Kenntniß des Evangeliums, und die Erwachsenen meist verwilderte Heiden, aber hin und wieder kamen Getaufte zum Vorschein, und unter ihnen solche, die noch fest an Christo hingen und den Glauben an ihn in stillem Herzen bewahrten. Er trat z. B. in die Hütte eines früher Getauften, Namens Frederik (Friedrich) ein, den die furchtbare Lazaruskrankheit jämmerlich zugerichtet hatte. Seine Finger und Zehen waren bereits fast alle abgefault, aber sein Gesicht hatte einen lichten und heitern Ausdruck. Bruder Voigt sagte ihm, weßhalb er gekommen sei, und fragte ihn, ob er noch etwas von Jesu wisse. Da griff der Kranke freudig zur Seite und zog ein sehr abgenutztes, aber noch lesbares geschriebenes Gesangbuch der Brüder hervor und zeigte es Bruder Voigt mit den Worten: „Darin lese ich, das erquickt mein Herz, ich bleibe bei meinem Heiland." — Hier und weiter hinauf im Oberlande, wo einst Joh. Arabi gearbeitet, brachte Bruder Voigt die Botschaft des Evangeliums zu den Heiden. Fieberkrank kehrte er von seiner langen Reise zurück, so daß man mehrere Monate an seinem Aufkommen zweifelte; aber sein Besuch im Buschlande war nicht vergeblich, und seiner Arbeit folgte Segen nach.

Um den armen Krüppel Frederik sammelten sich nach Voigt's

*) cf. Barmer Missionsblatt 1837, Nr. 22 ff.

Weggange Alle, die etwas für ihr Herz suchten, er las ihnen die Leidensgeschichte des Herrn und bezeugte ihnen den Trost, den man darin habe, so daß Mehrere, besonders von Arabi's Nachkommen, den weiten Weg nach Paramaribo machten, um das Evangelium zu hören, unter ihnen Hiob, der im Jahre 1836 auf's Neue dort erschien, von einem Lebensodem angeweht. Seit Voigt's Besuch hatte er angefangen, lesen zu lernen, und kam nun, um Bücher, insbesondere aber um einen Lehrer zu erbitten. Fröhlich erzählte er, daß er mit seiner Familie bereits angefangen habe, ein Haus zu bauen, das zur Kirche und Wohnung des Lehrers dienen sollte. Demzufolge machte Bruder Jacobs 1837 eine Reise in's Buschnegerland, um eine Zeitlang in Gingee weilend, den Erwachsenen Versammlung zu halten und eine Schule für die Kinder herzurichten. Er fand das Kirchlein bereits fertig, und freute sich namentlich über Hiob's Fortschritte im Christenthum. Doch konnte Jacobs nicht dort bleiben, und wurde gleichfalls nach seiner Rückkehr ernstlich krank. Die Gläubigen in Gingee aber hielten sich in steter Hoffnung, bald einen Lehrer zu bekommen, treu zusammen, machten auch Besuchreisen in die Stadt, wo drei von ihnen Pfingsten 1839 getauft wurden. Hiob hielt seinen Landsleuten täglich Versammlungen, lernte auch mit großem Eifer schreiben, wozu er bei einem Besuch in der Stadt einige Anleitung bekommen hatte, und schon im Juli 1839 erhielten die Brüder von ihm einen Brief*), darin er u. A. schrieb: „Ich, Hiob, bitte Euch, und alle meine Brüder, die in der Gemeinde zu Gingeh leben, bitten Euch, die Lehrer im Blanken Lande zu grüßen und zu bitten, ob sie so gut sein wollten, uns Armen einen Lehrer in dieß Land zu schicken, daß er bei uns bleibe, und den Herrn Jesum wieder kennen lehren, der für uns gestorben ist, damit es uns bei Gott wohlgehen könne, daß wir uns in Seinem Reiche freuen und ewig selig sein können." — Bald sollte sein sehnlichster Wunsch erfüllt werden durch einen Mann, den der Herr selbst zu seinem Dienste ausgerüstet und aus Holstein nach Surinam geführt hatte.

Dieß war Rasmus Schmidt**), der Sohn eines Schneiders zu Wilstrup im Herzogthum Holstein, geb. am 23. Juni 1792, durch den Einfluß seiner frommen Mutter und Schwester, sowie des Ortspredigers Hans Windekilde unter mancherlei Kreuz aus einem leichtsinnigen Knaben zu einem treuen Jünger des Herrn erweckt und umgewandelt. Im Jahre 1812 kam er in die Brüdergemeinde zu Christiansfeld und wurde als Mitglied aufgenommen. Bei dem erstmaligen Genusse des h. Abendmahls mit der Gemeinde am 19. December schrieb er in sein Tagebuch: „Das (nämlich das h. Sakrament) bitte ich mir aus, mein lieber Heiland, zum Treubleiben bei Dir in Armuth und Niedrigkeit." Solch demüthigen und dabei liebreichen Mann konnte man für das Reich Gottes brauchen, und so erhielt er denn am 4. Mai 1830 den Ruf zum Dienst bei der Mission in Surinam, ihm selbst ganz unerwartet. „Ich stutzte," schreibt er, „und sagte zu meinem lieben Heiland: Was denkst Du? Ein so unnützes Werkzeug willst Du haben in

*) Missionsbl. der Brüdergem. 1849, p. 114.
**) cf. Missionsfreund 1849, p. 57 ff.

Deinen Dienst? Du hast ja genug Andere, die dazu taugen. Laß mich lieber beim Geräthe bleiben. Da hieß es aber bald: Was kümmert das dich, wenn Ich nur bei dir bin? Und damit war mir alle Furcht benommen." Am 7. Mai trat er in den heiligen Ehestand mit einer theuren, begabten Schwester, Margarethe Wilhelmine Lassen, und am 29. August landeten beide in Paramaribo. Im April 1832 war Rasmus Schmidt der Sprache so weit mächtig, daß er den Negern in Fort Amsterdam zum ersten Male das Evangelium predigen konnte, und noch in demselben Monat ward er zu einem Diakonus der Brüderkirche ernannt. Acht Jahre arbeitete er im Küstenlande, und wenn seine Gattin zuweilen äußerte, daß sie doch das nicht leisteten, was der Herr von ihnen verlangen könne, pflegte er zu erwidern: „Ja, das weiß ich am besten. Wenn der Heiland mit mir rechten wollte, so würde es mir schlecht ergehen. Nun aber ist Er mein Bürge und spricht: Fürchte dich nicht, du bist mein: mit all' deinen Mängeln, Schwächen und Gebrechen bist du dennoch mein." Diesen Mann nun, der nach seiner ganzen Herzensstellung recht geschickt dazu war, hatte der Herr zu einem Boten des Friedens unter dem Volke der Buschneger sich erwählt. Von der Helferkonferenz in Paramaribo erhielt Rasmus Schmidt im Jahre 1840 den Auftrag, er solle eine Reise hinauf in's Buschland machen, um zu sehen, wie es um die übriggebliebenen Christen dort stehe, und ob es gerathen sei, wieder Arbeiter hinaufzuschicken. Am 12. Februar trafen schon sechs starke Neger in Worsteling Jakobs ein, um den angekündigten Lehrer abzuholen, und nachdem er aus dem Wort des Herrn Jes. 41, 10 eine rechte Stärkung erhalten, trat er am 13. Februar Mittags mit ihnen seine Reise an, „getrosten Muthes im Aufblick auf den Herrn, der mich, Seinen geringsten Knecht, gewürdigt hat, Ihm zu dienen, und der mich tröstlich inne werden ließ, daß Er mit mir sei." Bald ging's in dichtem Wald den wilden Strom hinauf; über die brausenden Wasserfälle mußte das Schifflein, ein 35 Fuß langer und 3½ Fuß breiter ausgehöhlter Baumstamm, hinten und vorn mit einem niedrigen Dächlein von Palmblättern, mit großer Mühe und Gefahr geschafft werden; eine Arbeit, der nur die riesigen Kräfte dieser Neger gewachsen sind. An den verschiedenen Landungsstellen traf Schmidt die Leute in der verschiedensten Stimmung.

Ein alter Neger, dem die Lazaruskrankheit Finger und Zehen abgefressen, stand mit bemaltem Leibe stolz neben einem hölzernen Götzenbild vor der Thür seiner Hütte, und wollte nichts wissen von dem lebendigen Gott. „Ich habe Götter genug," sagte er; „bis jetzt haben sie mir geholfen, darum will ich ihnen treu bleiben." Weiterhin fand er einen Mann aus der Familie des seligen Johannes Arabi, der aber in den tiefsten Götzendienst versunken war. „Du bist aus der Familie des seligen Joh. Arabi," sagte Schmidt zu ihm, „welcher im Glauben an den wahren Gott hier gelebt und im Vertrauen auf seinen Gott und Herrn selig verschieden ist. Du aber lebst nun ganz im Heidenthum, ob du gleich von Ihm gehört hast." Der Neger war wie zerschlagen und erklärte, er wolle gern das Wort Gottes hören; Schmidt aber hielt an die umstehenden Neger eine Predigt von dem wahren Gott, den man allein anbeten soll.

Am 18. Februar mußten zehn Wasserfälle passirt werden, am folgenden Tage wurde der größte, Sissabo, wo ein Felsstück von 50—60 Fuß mitten im Flusse sich erhebt, glücklich überwunden. „Das hat," sagt er,

„meinen Ruderern viele Schweißtropfen ausgepreßt.“ Am 20. Februar kamen die Reisenden nach Gingee, wo Schmidt das von den Negern hergestellte Kirchengebäude in Augenschein nahm und von dem Posthalter, der ihn freundlich beherbergete, veranlaßt ward, auch die übrigen 43 Negerdörfer am Flusse zu besuchen; doch kam er nur bis zum 20sten, Pinakriki, da der Empfang immer kälter, der herrschende Aberglaube und Götzendienst immer ärger wurde. Dennoch kam später ein Auka-Neger dem schon auf der Rückreise befindlichen Bruder nach und sagte, es hätte seinen Landsleuten einen Schlag an's Herz gegeben, daß sie nicht besucht worden seien, worauf Schmidt entgegnete: „Wenn euer Verlangen aufrichtig ist und ihr euch zum wahren Gott bekehren wollt, so müsset ihr zuvor euer abgöttisches Wesen fahren lassen, darum konnte ich euch nicht besuchen.“ — Am 26. Februar nach Gingee zurückgekehrt, wählte er erst vier getaufte Neger, Friedrich, Johannes (Arabi), Hiob (Arabi) und Jonas zu Nationalgehülfen, und weihte dann am nächsten Sonntag das neue Kirchlein feierlich ein, an welchem Tage er auch die vier Negerbrüder in einer Versammlung als Nationalgehülfen vorstellte. Am 2. März fing er an, den Kindern Schule zu halten, fühlte sich aber bald so unwohl, daß er sich in seine Hängematte legen mußte. Da kniete der Gehülfe Friedrich ganz betrübt neben seinem Lager nieder*) und that ein rührendes Gebet, daß der Heiland ihn doch bald wieder genesen lassen wolle, indem sonst die Grang Lehriman (obersten Lehrer in Europa) ihnen keinen Lehrer mehr senden würden. Darauf hub Hiob unten in der Kirche recht herzbeweglich an zu beten, und Schmidt, der auf dem Boden der Kirche wohnte, mußte weinen und mit ihnen seufzen. Der Herr half ihm auch so weit wieder auf, daß er einige Tage darauf noch eine Dank- und Schlußversammlung halten, und, obschon noch krank, seine Rückreise antreten konnte. Er genas wieder, obschon langsam; sein Besuch aber hatte ihm die Ueberzeugung verschafft, daß das Gemeinlein zu Gingee, das aus 16 Getauften und 50 Erwachsenen, die eingeschrieben werden wollten, bestand, der Bedienung durch einen europäischen Lehrer werth und bedürftig sei. Im Juni machte er sich abermals zu einem Besuche der Auka-Neger in das Buschland auf, begleitet von seiner Gattin und dem Gehülfen Thomas, und die Neger, besonders der Oberkapitän, baten ihn dringend, bald wieder zu kommen. Am 18. Juni kehrten die Reisenden wieder heim mit der Ueberzeugung, daß die Buschneger eines Missionspostens dringend benöthigt wären. Darin wurden sie durch einen mittlerweile eingelaufenen Brief Hiobs**) noch mehr bestärkt. Endlich war die Zeit gekommen, da des Letzteren sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Im December 1840 begaben sich die Geschwister Rasmus Schmidt auf den Weg nach Gingee, um dort künftig ganz bei dem Gemeinlein der Buschneger zu bleiben und zu wohnen. Von Hiob und andern Negern, die mit drei Fahrzeugen gekommen waren, begleitet, reisten sie am 20. December von Worsteling Jakobs, ihrem bisherigen Wohnort, ab, während Schmidt das Lied anstimmte: Mir nach, spricht Christus, unser Held! Am 24sten

*) Wullschlägel, Lebensbilder I, p. 149. — **) Missionsbl. der Brüdergem. 1849, p. 114.

machten sie Abends, nach Uebersteigung beschwerlicher Wasserfälle, wie gewöhnlich Halt, und sammelten sich Alle auf einem schönen, großen, 40 Fuß im Umfang haltenden Steine. Der Regen aber strömte vom Himmel, und kaum war ein hinreichend geschütztes Plätzchen zu finden, wo die Hangematte für Geschwister Schmidt befestigt werden konnte. Als das geschehen war, hörte man Hiob's Stimme, der ausrief: „Was sollen wir nun thun? Das Mindeste wäre, heute in einer so heiligen Nacht Lieder zu singen." Bruder Schmidt antwortete: „Wohlan, so kommt denn!" und schnell waren die Neger versammelt, worauf sie im Busch bei finsterer Nacht und unter strömendem Regen eine gar fröhliche und erbauliche Christnacht hielten. Endlich kamen sie in Gingee an zur großen Freude der gläubigen Neger und ergreifend war der Empfang an Ort und Stelle.

Die Ankömmlinge stimmten auf ihren Schiffen Liederverse an, und vom Lande her tönte ihnen in seiner vollen Macht das Lied entgegen: Wachet auf, ruft uns die Stimme ꝛc. Alles war festlich gekleidet; die Oberhäupter mit ihren langen Stäben begrüßten die Ankömmlinge. Der alte, ehrwürdige Simon Aduka aber, der Aelteste der Getauften von 90 Jahren, rief aus: „Was soll ich nun noch mehr verlangen? Nun will ich gern sterben, und wenn es heute sein sollte, denn mein Herz ist fröhlich in dem Herrn." Und vor der Kirche saß der Krüppel Friedrich, weinte vor Freude und sagte, er habe die letzten Nächte nicht mehr schlafen können, der Heiland habe sein Gebet erhört. Sei auch sein Leib schwach, so fühle er doch in seinem Herzen himmlische Kraft.

Noch an demselben Abend hielt Schmidt die erste Versammlung, und die Herzen der gläubigen Neger, besonders des Hiob, Frederik und Johannes*), waren voll Freude.

Nun trat eine Scheidezeit ein im Thal von Gingee; in dem Dörflein oben auf dem Berge, wo die Kirche stand, und das nun wieder den Namen Bambey erhielt, sammelten sich die Christen und bauten zu beiden Seiten der Kirche in zwei Reihen ihre Häuser; Gingee drunten im Thale war der Hauptort der Heiden und ihres Götzendienstes. Und nun ging es an ein Ringen, wer die Oberhand behalten sollte, Christus oder Belial. An manchen Herzen ward die Arbeit des Geistes Gottes offenbar, Kinder und Alte wurden erweckt. Am Osterfeste 1841 wurde ein Mulatte, am Pfingstfest zwei Neger, bald hernach wieder Einer sammt seinem dreijährigen Söhnlein getauft. Die alte Mutter dieses Letzteren, welche sammt seiner Schwester ihm deßhalb sehr zuwider war, schrie Schwester Schmidt an: „Ihr habt mir mein Kind getödtet, mich aber sollt ihr nicht in eure Gewalt bekommen." Ueberhaupt regten sich auch bald die Mächte der Finsterniß, und selbst unter den Mitgliedern der Gemeinde gab es noch manche Unlauterkeit, namentlich fleischliche Sünden und Ueberreste des alten heidnischen Aberglaubens zu bekämpfen. Bruder Rasmus aber schritt ernstlich ein, und der Herr selbst gab seinem Wort Kraft und räumte auf, daß die Christen ihr Unrecht erkannten und zu einer entschiedenen Hingabe an den Herrn gelangten. Bald blieb der alte Simon Aduka nicht mehr der einzige Abendmahlsgast; Ein und der Andere kam noch dazu. In demselben Jahre fühlte auch eine Schwester des Joh. Arabi, Lena**), als sie von der Erneuerung der Mission

*) cf. Missionsbl. der Brüdergem. 1849, p. 116. — **) cf. Wullschlägel Lebensb. I, p. 20 ff. p. 137.

im Buschlande gehört hatte, sich bewogen, die Stadt, wo sie sich aufhielt, zu verlassen, und in die Heimath zu ihren Verwandten zu ziehen, starb aber bald hernach und ward als das erste Samenkorn auf den eben fertig gewordenen Gottesacker gelegt. — Oefters fanden sich nun Heiden bei den Missionsgeschwistern ein und vernahmen das Wort des Heils, auch „den Helpiman" (Heiland), das Bild des Gekreuzigten, wollten sie sehen, zum Kirchenbesuch aber waren nur Wenige zu bewegen, da die Götzendiener ihnen einraunten, der Teufel und die bösen Geister würden sie dann tödten. Am 3. Oktober wurden indeß wieder 3 Erwachsene getauft, und heidnische Häuptlinge, von schweren Krankheiten heimgesucht, bekannten dem Bruder Schmidt: „Masra, es hilft uns Alles nichts. Es sind Strafen, die darum über uns kamen, weil wir an den großen wahren Gott nicht glauben wollen. Das müssen jetzt Viele erkennen, seitdem Gott dich zu uns gesendet hat." Auch jene Götzendienerin, die erst über die Taufe ihres Sohnes so zornig war, fand sich jetzt herzu. Sie kam einmal auf Schmidt's Stube, wo sie aus einer daliegenden Welschkornähre etwa 20 Körner herausbrach und auf Befragen erklärte: „Ich will sie pflanzen. Wenn sie gut aufkommen, so weiß ich, daß euer Gott mich ruft. So nach und nach wird er uns, das Eine nach dem Andern, rufen." Obschon das Heidenthum noch immer dann und wann sich regte, bestand das Gemeinlein zu Bambey Ende 1841 doch schon aus 85 Personen, von denen Schmidt freilich schreiben mußte: „Unser Häuflein hier ist mit einem Stück Land zu vergleichen, wo zwar einmal der Wald gefällt und abgebrannt worden, aber das Gesträuch wieder so aufgewachsen ist, daß es noch Zeit und Geduld bedarf, bis Alles wieder gereinigt und bepflanzt werden kann, und sich durch Gottes Segen die Früchte zeigen."

Während aber die Gläubigen zu Bambey sich erbauten, wiesen die Heiden von Gingee im Allgemeinen jede Ermahnung, sich zu bekehren, entschieden von sich, ja sie bewiesen sich selbst feindselig, lärmten und tobten wider die Gläubigen, suchten sie auf jede Weise zu beunruhigen und zu stören, und Jünglinge und Jungfrauen, die sich nach Bambey zur Kirche halten wollten, wurden sogar aufgefangen, gemißhandelt und auf eine Weile eingesperrt. Eine alte fromme Negerin, Hanna Pranza, schlief unter Schmidt's und seiner Frau Gebet und Segen ein, nachdem sie noch auf dem Krankenbette getauft worden war. Da hieß es alsbald in Gingee, Schmidt's Frau habe sie mit dem Todtenmesser einer früheren Leiche getödtet, und von Stund an ließ sich lange Zeit kein Heide mehr in der Kirche sehen. Aber es kam noch weit schlimmer, da zwischen den Bambeyern und den Heiden zu Gingee ein heftiger Streit ausbrach.

Im April 1842 verbreitete sich plötzlich unter den Letzteren das Gerücht, einer der neuen Leute habe die Frau eines Heiden Quassi heimlich zu sich genommen. Der Heide fragte seine Götzen, und diese bestätigten durch den Mund ihrer Priester das Gerücht. Die Sache kam vor den Oberhauptmann Johannes Arabi, den dritten dieses Geschlechts. Er untersuchte die Klage; die Verklagten versicherten vor dem Angesichte Gottes ihre Unschuld, und der Heide konnte keinen Gegenbeweis führen. Dabei begnügte er sich aber nicht, sondern forderte die Bambeyer auf, mit nach Gingee zu kommen und den dortigen Götzen zu befragen. Leider waren sie schwach und thöricht genug, darauf einzugehen, und der Gado sollte nun abermals die alte Aussage

wiederholt haben. Da sich die Beschuldigten indeß dem Ausspruche nicht unterwerfen wollten, wurden die Heiden wüthend und wollten die Sache nach Landesbrauch durch einen allgemeinen Faustkampf, Feti, zwischen denen zu Gingee und denen zu Bambey entschieden wissen. Die Heiden konnten 5 Kämpfer gegen einen christlichen stellen. Mit Opfern, Trommelwirbeln und furchtbarem Geschrei hatten sie am 15. April sich zum Kampfe berauscht und erwarteten Nachmittags 2 Uhr die von Bambey, während Schmidt in der Kirche auf den Knieen lag und mit dem Herrn rang, daß er das geringe Häuflein durch seine allmächtige Hand schützen wolle, die Kinder aber Liederverse sangen. Die Kirchleute aber waren zaghaft und kleinlaut, denn sie hatten dem Herrn ihre Sünde noch nicht demüthig bekannt. Doch was geschah? Der Herr erhörte das Schreien seines treuen Knechtes, und während die Heiden kampfbegierig dastanden und die Bambeyer furchtsam zögerten, kamen plötzlich aus dem Gebüsch zwei Schlangen, eine groß und grün von Farbe, die andere klein und bunt. Die begannen einen Kampf, welcher damit endigte, daß die kleine Siegerin blieb und die große todt in's Gebüsch schleppte. Das war den Heiden ein böses Zeichen, und ihre Aeltesten erklärten: „Heute kann der Kampf nicht stattfinden. Dieß ist ein Warnungszeichen des großen Gottes, welches uns ein Unglück verkündet." So zogen sie denn für diesen Tag zurück, und neue Unterhandlungen traten ein, die endlich zu einer gütlichen Beilegung des Streites führten, nachdem die Bambeyer durch Joh. Arabi gegen den Oberkapitän und die Abgeordneten der Heiden offen erklärt: „Wir Bambeyer haben übel daran gethan, daß wir die von Gingee abgesandt haben, ihre Götzen zum zweiten Mal zu befragen, denn solches ist unserm Gott, der aber auch euer Gott ist und sein will, mißfällig. Auch ist Ihm Streit und Zank zuwider. Gleichwohl haben wir mit euch gezankt, und sind Willens gewesen, mit euch zu kämpfen. Ueber dieß Alles ist unser Gott auf's Aeußerste erzürnt, und wenn zwischen euch und uns keine Aussöhnung zu Stande kommen sollte, so wird unser Gott uns wegen dieser unserer Versündigungen bestrafen. Wir erklären euch daher, daß wir hierin dem Willen unsers Gottes zuwider gehandelt haben, und wünschen nun, mit euch Frieden zu machen."

Bruder Schmidt that dabei aber redlich das Seinige, und der unselige Streit endete schließlich nach Außen und Innen zum Segen. — Zu der Glocke, welche das Kirchlein zu Bambey schon früher von der Zeister Missionsgesellschaft erhalten, kam im Juni d. J. auch noch ein schöner zwölfarmiger Kronleuchter. Das Wort Gottes aber wuchs im Volke, und es wurden dem Herrn immer mehr Seelen zugethan, obschon es auch an mancherlei Gefahr nicht fehlte, wie schwere Gewitter, nagende Ameisen u. s. w., aus denen die gnädige Hand Gottes half, wie sie auch schwere Fieberkrankheit, der in andern Dörfern viele Opfer fielen, von Bambey abwendete. Der Lazaruskranke Friedrich ging um diese Zeit selig heim; Hiob's Frau, vom Herrn kräftig erweckt, trat in die Gesellschaft der Gläubigen; mehrere andere Negerinnen wurden hinzugethan. — Das Jahr 1842 schloß noch mit manchen Freuden, wie z. B. am zweiten Weihnachtstag wieder ein Ehepaar getauft wurde; doch blieb immer noch viel zu klagen über die Herzenshärtigkeit dieses Volkes, das sich immer noch nicht zu recht bereitwilligem und allgemeinem Hören des Wortes Gottes entschließen mochte. In dem Gemeinlein zu Bambey ging es indeß recht erfreulich, und besonders Hiob erwies sich als ein treuer Gehülfe, der nicht bloß seine Gemeine auf dem Herzen trug, sondern ein Herz für Alle hatte. Das bewies er in einem ausführlichen Schreiben, welches er um diese Zeit abfaßte, an alle Negergemeinden in der Welt gerichtet*), dessen Mittheilung wir uns jedoch hier versagen müssen.

Rasmus Schmidt sammt seiner Frau wurden auch ferner durch kein Toben der Heiden, das Satan immer wieder erregte, in Furcht ge-

*) s. Berliner Missionsberichte 1843, p. 184 ff.

setzt, denn der Herr war mit ihnen. So baueten sie denn treulich fort an dem Werke Gottes in Bambey, und erfuhren mancherlei Hülfe. Zunächst erließ die holländische Regierung durch ihren Residenten in Gingee eine Verordnung, daß die Heiden Keinen mehr von den christlichen Gottesdiensten abhalten, auch Sonntags während der Kirchenzeit nicht mehr trommeln durften. Dann wurde ein junger heidnischer Neger vom Zauberwind ergriffen; in seinen Weissagungen aber wies er seine Landsleute auf's Ernstlichste zu Christo hin. Endlich wurden die Heiden durch ein Erdbeben heftig erschreckt, so daß selbst der Zauberer Tjapo seinen Anhängern sagen ließ: „Das Beste wäre, sie gingen in die Kirche und nähmen den Glauben der Lehrer in Bambey an, denn der Gott, den diese hätten, wäre doch der rechte.“ Auch durch mancherlei Träume wurden die Neger zur Umkehr aufgefordert. — Im Februar 1845 schien sich sogar auch für die Ausbreitung des Evangeliums im obern Buschlande eine Aussicht zu eröffnen, und schon war die Rede davon, daß Hiob dorthin gehen sollte, der nebst seinen Brüdern Johannes und Nathanael, so wie dem alten Simon Aduka für Bruder Schmidt eine rechte Hülfe und Freude war. Auch an seligen Kranken- und Sterbebetten durfte er stehen.

So an dem eines größeren Mädchens, Lena, die in den heftigsten Schmerzen der furchtbaren Lazaruskrankheit mit den Striemen und Wunden, die ihr Heiland auch für sie gelitten, sich tröstete und zu Ihm betete: Hatti lobbi Jesus; sanni mi Sador, to mi sakor helpi mi dehom na Joi de sabi dressi alla Sikiwan Sari mi dan hessi kemi Helpiman, d. h. „Herzliebster Jesu, was soll ich thun? Wenn ich Hülfe suche, gehe ich hin zu Dir, Du weißt zu heilen Kranke aller Art. Erbarme Dich denn auch meiner sehr bald, ach, mein Heiland, ja.“ Immer heftiger wurden die Schmerzen, sie aber sprach in siegesfreudigem Glauben: „Bald werde ich der schrecklichen Krankheit meines sündigen Leibes lachen, wenn mein Heiland kommt und mich zu sich holt in Sein himmlisches Paradies.“ Dahin ging sie denn auch bald selig und mit Freuden heim; ach, und nur zu bald sollte der treue Knecht Gottes, der so oft an den frommen Aeußerungen dieser Kranken sich erquickt, ihr dahin folgen.

Daß er im Buschlande kein Jubilar werden würde, hatte Rasmus Schmidt wohl geahnt; daß aber Gott seine Arbeitszeit nur auf fünf Jahre stellen würde, hatte er wenigstens in der letzten Zeit nicht erwartet. Am 6. April 1845 hielt er seine letzte Predigt, und in der Nacht vom 11. zum 12. April, nachdem er noch selbst wegen seines Begräbnisses das Nöthige angeordnet, ging er im Glauben an seinen Erlöser unter den Gebeten seiner Frau und des treuen Hiob ein zu seines Herren Freude*), und ward unter allgemeiner Rührung und Theilnahme nach seinem Wunsche beerdigt, wobei Hiob insbesondere thätig war**).

Eilf Monate lang blieb die Schwester Schmidt nach dem Tode ihres Mannes allein bei dem schwarzen Gemeinlein in Bambey. In dieser Zeit unterstützte sie Hiob im Halten der Versammlungen und der Schule auf das Angelegentlichste. Seine Worte waren gesegnet, weil sie von Herzen kamen; sein Wandel predigte auch, an welchem man wohl inne wurde, daß die Gnade mit ihm war. Wie fern er aber bei dem großen Ansehen, in welchem er bei der Gemeinde stand, davon war, groß von sich zu denken und sich für einen Ersatz des Bruder Schmidt zu

*) sein Ende s. Ledderhose, a. a. O. p. 83 ff.; Missionsfreund 1849, p. 61 ff.
**) Missionsbl. der Brüdergem. 1849, p. 126 f.

halten, beweist u. A. das Gebet, das er in der Versammlung beim Jahresschluß 1845 that, in welchem er mit inbrünstigem, herzbeweglichem Flehen den Herrn auch darum anrief, daß Er ihnen doch bald wieder einen Lehrer senden möge, der ihnen das Wort des Lebens verkündigen könne, damit sie nicht zurückkommen, sondern im Glauben wachsen und in der Liebe tiefer gewurzelt werden, und so mehr und mehr Allem absterben möchten, was Ihm nicht zur Freude und Ehre sei.

Bald nach Schmidt's Abscheiden, im Mai 1845, ward Missionar Tank von Paramaribo nach Bambey geschickt und von einigen Bewohnern Bambey's, unter denen auch Hiob war, abgeholt *).

Unterwegs traf er öfter auf Neger, mit denen er sich in Gespräche einließ. „Die Neger," bemerkt er, „sind schlau und mißtrauisch. Sie wissen gut, daß wir ihnen das Evangelium des wahren Gottes verkündigen wollen. Fängt man gleich Anfangs damit an, so thun sie, als ob sie nichts davon verständen. Kann man aber durch andere gleichgültige Gegenstände eine Unterhaltung mit ihnen anknüpfen, und dann dieselbe allmälig auf das Eine Nothwendige hinleiten, so kommt man eher mit ihnen zurecht." — — Am letzten Abend, ehe sie Bambey erreichten, hatten die Neger in einer halben Stunde ein Haus zum Nachtlager fertig; bald aber ward es stockfinster, und der Regen ergoß sich in Strömen. „Hiob meinte, wir könnten inzwischen eine Singstunde halten, die Andern würden es bei ihren Feuern unter den Bäumen hören und dort mit uns einstimmen. Kaum hatten wir einige Strophen gesungen, so standen trotz des Platzregens Alle andächtig um die Hütte her, und ersuchten mich, ihnen auch noch wie gewöhnlich etwas aus der Bibel vorzulesen."

Herzerhebend war der Empfang des Bruder Tank; über Bambey selbst aber und die dortige Negergemeinde konnte er u. A. folgendes berichten:

„Das Oertchen ist auf dem Rücken einer mäßigen Anhöhe angelegt; zwischen beiden Reihen der kleinen Häuser führt eine breite Straße zur Kirche und den Missionsgebäuden, deren Dächer und Wände aus zierlich geflochtenem Blätterwerk bestehen; nur die Kirche hat Bretterwände von Cedernholz. Ein schöner, zum Missionshaus gehörender Garten, und ein ungleich größeres Stück Land, mit Zuckerrohr, Kaffeebäumen, Bananen und verschiedenen anderen Früchten bepflanzt, ist mit einer dauerhaften Einzäunung von gespaltenen Baumstämmen umgeben. Die breiten Wege, welche zum Fluß, zum Bach, aus dem das Trinkwasser geholt wird, und um den Gottesacker führen, waren so wie letzterer sehr rein gehalten. — An dem Platz, wo Alt-Bambey gestanden, sieht man noch im Busche die Gräber der daselbst entschlafenen Brüder; auf jedem derselben sind zwei Steine aufgerichtet. Die meisten Baustellen aber sind mit dichtem Busch bewachsen. Am meisten zeugen noch die vielen Obstbäume davon, daß einst Europäer hier gewohnt haben, denn die Neger, die selten lange an einem Platz wohnen, pflanzen fast gar keine Obstbäume. — Das jetzige Bambey ist schon der fünfte Wohnort unserer Brüdermissionare. — Bei Tagesanbruch versammeln sich sämmtliche Mitglieder des Gemeinleins, nett angezogen, in der Kirche. Die Loosung und auch der Text des Tages wird gelesen, bisweilen auch eine kurze Ansprache gehalten und einige Verse gesungen. Des Abends ist täglich eine Erbauungsstunde, und außer den sonntäglichen gottesdienstlichen Versammlungen sind noch besondere Betversammlungen, Missionsstunden und Gesellschaften eingerichtet, in welchen offen und ernstlich gesprochen wird. — Der Gesang der Negergemeinde ist ungemein melodisch und lebhaft, und die meisten Melodieen werden von ihnen mit vieler Fertigkeit gesungen. Unsere Bambeyer Neger sind ein munteres, fröhliches, lebhaftes Völkchen, und es gewährt ein ganz eignes Vergnügen, zu beobachten, wie sehr sie durch harmlosen Frohsinn vor ihren Landsleuten sich auszeichnen, und in ihren Disputen mit denselben durch diese Waffen meistens den Sieg davon tragen. — — Die Heiden dringen unabläßig darauf, daß durch Zweikampf oder ein allgemeines Gefecht entschieden werden solle, welcher Gott der rechte sei, was unser lieber Herr jedoch stets in Gnaden abgewendet hat. — Die Christen in Bambey gehen zur Arbeit und kommen wieder zurück

*) Evangel. luth. Missionsbl. 1850, p. 353 ff.

unter Anstimmung von Liederversen. Selbst die Kinder kommen alle Abende vor dem Schlafengehen zusammen und singen aus freiem Antriebe lieblich miteinander."

Ueberaus schnell schwanden dem Bruder Tank zwei Wochen unter den lieben Bambeyern, und gern wäre er bei ihnen geblieben, so lieb hatte er sie gewonnen. Doch er mußte zurück, und nachdem er am letzten Sonntag noch 4 Personen getauft, verließ er am 10. Juni Bambey, um nach Paramaribo zurückzukehren; die ganze Gemeinde folgte ihm, Lieder singend, bis an den Fluß, und in vielen kleinen Booten begleiteten ihn die Neger nach eine lange Strecke.

Etwa ein halbes Jahr später erhielt Br. Treu den Auftrag, nach Bambey zu reisen, den an Schmidt's Stelle bestimmten Johann Gottfr. Meißner dahin zu geleiten und ihn mit der Wittwe Schmidt ehelich zu verbinden. Dies geschah im Februar 1846, und während seines Aufenthaltes in Bambey besuchte Treu auch einige oberhalb gelegene Dörfer der Buschneger, fand aber keine besondere Aufmerksamkeit. Unter den Bambeyern war dagegen große Freude, daß sie nun wieder einen Seelsorger hatten, und Geschw. Meißner machten sich eifrig an's Werk. Bald aber hemmte Krankheit ihre Thätigkeit, und schon nach Jahresfrist mußte Br. Meißner, an allen Gliedern gelähmt, zur Erholung nach der Stadt gebracht werden, und sah sich endlich genöthigt, in Europa Heilung zu suchen. Die verlassenen Buschneger trauerten darüber; Hiob aber mit seinem Bruder Johannes übernahm auf's Neue die Pflege der Gemeine und war in dieser Zeit ganz besonders ein Werkzeug in der Hand des Herrn, von Ihm zugerüstet und zum Segen gesetzt. Müde der beständigen Anfeindungen und Belästigungen von Seiten der Heiden hatten nämlich die Gläubigen beschlossen, ihren Wohnort zu verlassen und sich näher den Gränzen der Kolonie wieder anzusiedeln. Br. Jocobs mit seiner Frau erhielt den Auftrag, deßhalb mit ihnen zu unterhandeln; kaum aber waren sie von dieser Verrichtung zurückgekehrt, als beide schwer erkrankten, und Jacobs am 19. Februar 1848 heimging. In Bambey aber war Bewegung, und leicht hätte die Gemeine uneins werden und sich zerstreuen können; Hiob's treuen Bemühungen aber gelang es unter dem Beistand Gottes, dieselbe zusammenzuhalten, bis die neue, einer gesunderen Lage sich erfreuende Niederlassung zu Ganfee, in der Gegend der ersten Wasserfälle, in Ordnung war, und Geschwister Meißner's, von ihrem Siechthum in Europa hergestellt, im Herbst 1848 auf ihren Posten zurückkehren konnten, der den Namen Bambey behielt.

Der Neujahrstag 1849 war ein frohes Fest für das Gemeinlein; eine Christin in Holland hatte ein Seraphin, das wie eine Orgel tönt, geschenkt; Erwachsene und Kinder empfingen durch die Güte lieber Freunde in Europa Kleidungsstücke und andere Gaben. Da nahm Hiob das Wort und sprach: „Welch' eine Liebe! Wie sollen wir unsere Dankbarkeit beweisen für dieses und für alles Gute, das wir empfangen haben! Es war eine schwere Zeit für uns, in der wir Muth und Glauben verloren hätten, wäre der Heiland nicht um Seiner Liebe willen so gnädig gewesen, uns zu bewahren und uns dennoch bei sich zu erhalten. Wir hätten Schaden gelitten an unsern Seelen, aber Er erbarmte sich über uns und tröstet uns jetzt wieder über alles Leid. Ja, Er ist ein großr

Gott, ein gnädiger und barmherziger Heiland!" Auch das Heidenfest am 6. Januar war ein Fest des Segens. Bald nachher aber starb ein zehnjähriges Schulmädchen, Luise, der Liebling aller Bambeyer, eine köstliche, auserwählte Seele, von der Br. Meißner sagen konnte, daß sie in der Taufgnade geblieben sei. Noch den Tag zuvor, ehe sie das Fieber bekam, hörte ihre Mutter sie beten: „Lieber Heiland, wenn Du willst, daß ich noch länger leben soll, so schenke es mir, und hilf mir, daß ich ein gehorsames Kind sei, ein gläubiges Kind, daß ich bei Dir bleibe, bis Du mich nimmst in Deinen schönen Himmel, wo Du bist. Willst Du mich aber bald haben, so mach mich fertig, und laß die lieben Engel mich zu Dir holen!" Am 10. Januar ward sie begraben. Von heftigem Regenguß bei diesem Begräbniß durchnäßt, bekam Meißner einen neuen Fieberanfall, seine Frau aber erkrankte so schwer, daß sie nach der Stadt geschafft werden mußte. Es war eine Leberentzündung, doch gab der Arzt tröstliche Hoffnung, mit welcher Hiob nach acht Tagen zu dem einsamen Bruder zurückeilte. Er kam zu einem Begräbniß. Simon, ein stiller, arbeitsamer, für Weib und Kind treu besorgter Neger, war im Glauben an seinen Erlöser nach plötzlicher kurzer Krankheit sanft und selig entschlafen. Anfangs Februar machte Bruder Meißner mit dem Negerbruder Franz eine Missionstour in der Sarakreek, wo er zwei erwachsene Neger, Daniel und Wilhelm, taufen konnte. Gleich nach der Rückkehr bekam er einen gelinden Fieberanfall, geleitete aber bald darauf zwei Brüder, die in der Stadt Erkundigung über seine kranke Frau einziehen sollten, wieder bis zur Sarakreek, wo er die Götzenpriesterin vergeblich zum Kirchenbesuch zu bewegen suchte. Nach seiner Rückkehr ward er wieder 14 Tage lang vom Fieber heimgesucht und durch die Nachricht von einem schweren Rückfall seiner Frau betrübt. Unter Hiob's Leitung bauten ihm die Neger nicht ohne Beschwerden ein neues, ordentliches Wohnhaus, das er am 15. März bezog und nunmehr, vor der Nässe und kalter Nachtluft geschützt, sich ordentlich neugestärkt fühlte. Immer dringlicher sehnte er sich nach seiner Frau, als er auf's Neue gemahnt wurde, daß er in einem Todtenlande lebe. Nathanael, der älteste der drei noch übrigen Söhne des Joh. Arabi, seit längerer Zeit noch sehr leidend, ging in Frieden heim. Am Mittwoch der Charwoche traf dagegen die frohe Kunde ein, daß es mit Meißner's Frau besser geworden, und sie mit der ersten Gelegenheit sich nach Bambey (Gansee) auf den Weg machen werde. Am Charfreitag aber traf die Gemeinde ein schwerer Verlust; Hiob, der liebe treue Hiob, nachdem er am Gründonnerstag noch das h. Abendmahl mit gefeiert, ging nach kurzem Krankenlager, 48 Jahr alt, ein zu seines Herrn Freude *). Der Heimgang dieses lieben und ausgezeichnet treuen Bruders war nach menschlichen Ansichten ein großer Verlust für die Buschnegergemeinde, für deren Wohl er mit unermüdlichem Eifer besorgt gewesen und auf die sein Wort und Wandel großen Einfluß hatte. Sein Andenken wird im Buschland unvergeßlich und im Segen bleiben.

Zur Unterstützung in seiner Schwäche holte Meißner seine treue Ge-

*) s. Missionsbl. der Brüdergem. 1849, p. 129 f.

hülfin in Berg en Dal ab. Freilich erschrak er, da er sie sah, und sie kam ihm vor, wie eine aus dem Grab Erstandene. Doch hofften sie, nun auf's Neue das Werk des Herrn zu treiben. Vergeblich; heftige Krampfleiden nöthigten jetzt ihn, in der Stadt ärztliche Hülfe zu suchen. Noch ganz schwach eilte er um Pfingsten wieder zu seiner lieben Gemeine, und feierte mit ihr ein schönes Pfingstfest. Auf's Neue strengte er noch einmal alle seine Kräfte an, hielt Schule, brachte die wöchentlichen Gesellschafts-Versammlungen wieder in Gang, sprach auch mit den Einzelnen; aber der Schlaf hörte bei ihm ganz auf, und die Schmerzen nahmen so zu, daß er zu Allem unfähig wurde. Da sah er sich denn endlich genöthigt, „sein liebes Friedensörtchen" in Gesellschaft seiner Frau am 19. Juli 1849 mit zerrissenem Herzen zu verlassen und sich nach Paramaribo zu begeben, von wo beide am 1. Oktober nach Europa absegelten, da der Arzt erklärte, nach Surinam könnten sie nicht mehr. Die Pflege des verwaisten Bambey (Gansee) ward den Geschwistern Mads Jürgen Barsoe in Charlottenburg übertragen, die bereits am 12. September daselbst anlangten und sobald sie in ihr Haus eingetreten waren, sich ihrem lieben Heiland im Gebet mit Leib und Seele zum ewigen Eigenthum ergaben. Aber schon Ende September war Barsoe so fieberkrank, daß er mit seiner gleichfalls kranken Frau sich nach Paramaribo aufmachte. Am 2. Oktober langten sie daselbst an, und am 3. Oktober früh 7 Uhr war der noch in der besten Kraft des Lebens stehende Mann eine Leiche. Zunächst blieb nun die Gemeine verwaist *). Einzelne machten die Reise nach Paramaribo, um sich dort zu stärken, die Geschwister Jansa aber machten eine Besuchsreise in's Buschland, die Gemeine aufzumuntern. Bruder Zielke, seit einiger Zeit in Berg en Dal, sollte dahin abgehen; da starb er, noch vor seinem Abgange, in Paramaribo. Der Ruf nach Bambey glich fast einer Einladung zum Tode. Die Geschwister Meißner aber standen fortwährend von Europa aus mit ihren Negern im brieflichen Verkehr.

Da schrieb denn auch einmal Johannes Arabi an sie einen köstlichen Brief, oder ließ ihn vielmehr schreiben, da er selbst des Schreibens unkundig, worin er u. A. versprach, die Versammlungen nicht ausgehen zu lassen, „damit wir nicht vom Herrn abfallen, der uns so liebt und so viel Geduld mit uns hat, und damit wir uns unter einander lieb haben, und immer fester zusammenhalten in der Einigkeit des Glaubens und in der Liebe zu unserm Heiland, auf welche wir gegründet sind. Ja, wir wollen uns fest an Sein Wort halten, welches Ihr uns gelehrt habt, wir wollen treu bleiben, wir wollen bei Ihm beharren und aushalten, aber Er muß uns Kraft und Stärke dazu geben, daß wir es können, denn wir sind gar zu schwach. Darum wollen wir alle Tage den Heiland bitten, und Ihr müßt uns bitten helfen."

Nachdem die eifrige und begabte Schwester Hartmann, die bis dahin in Berg en Dal gearbeitet, ungeschreckt von dem tödtlichen Klima, in's Buschland gegangen, um dem Gemeinlein bis zur Wiederankunft geordneter Missionskräfte nach Vermögen beizustehen, ward Bruder Sand in Paramaribo für den Dienst der freien Saramaka-Neger zu Bambey (Gansee) berufen. Nachdem er vorher eine Besuchsreise dahin gemacht, die dem an's heiße Klima Gewöhnten dennoch ein beinahe tödtliches Fieber eintrug, zog er trotzdem am 5. December 1851 mit seiner Gattin in

*) Calwer Missionsbl. 1850, p. 76.

das Todtenland und griff das Werk kräftig an. Nach zehn Tagen fröhlichen Beisammenseins ging Schwester Hartmann am 20. December nach Berg en Dal zurück. Aber schon in der Weihnachtswoche ergriff ihn das Fieber; die besorgten Neger wollten ihn nach der Stadt schaffen, er aber ließ nur Schwester Hartmann wieder rufen, um seine Frau zu unterstützen. Sie kam am Sonntag nach Weihnachten; und schon am 2. Januar 1852 kniete sie mit Sand's Frau an dessen Sterbelager. Beide Frauen mußten sich auch legen, doch der Herr half, und sie konnten abreisen. Mittlerweile hatten Geschwister Bauch (1853) den Ruf nach dem Buschlande erhalten und schon dreimal abreisen wollen, aber jedesmal bekam der Bruder Bauch einen Fieberanfall, der die Abreise verhinderte. Schwester Hartmann*), obschon bereits längere Zeit an der Elephantiasis (Lazaruskrankheit) leidend, die sie in treuer, unermüdlicher Arbeit im Dienste des Herrn sich geholt, ließ sich von Bambey nach dem Negerdörfchen Koffykamp bringen, wo sie die Geschwister Bauch abwarten und zugleich trotz ihrer Schwäche den Kindern Schule halten wollte. Da lag sie denn vier Wochen lang ohne alle Pflege und der nöthigsten Lebensmittel entbehrend in einer von zwei Seiten offenen Hütte, bis die Brüder in Paramaribo endlich Nachricht erhielten und sie alsbald in einem Boote abholen ließen. Sehr elend und schwach kam sie am 22. December 1853 in der Stadt an, und schon am 30. December Abends in der siebenten Stunde ging sie sanft und selig heim. Ihresgleichen war aber noch nicht auf dieser Mission und wird auch nicht leicht gefunden werden.

Seitdem ist noch kein Missionar wieder in's Buschland gezogen; aber der Herr hat ein Werk in diesem Todtenlande, und das kann und wird Er nimmer liegen lassen. Darum fragen wir nicht: Herr, warum thust Du das? sondern wir legen die Hand auf den Mund und beten Den an, der noch nie Etwas versehen hat in Seinem Regiment. Er wird, deß sind wir im Glauben gewiß, auch aus den theuren Samenkörnern, die Er dort gesät, zu Seiner Zeit eine Ernte im Segen hervorrufen, und des Evangeliums Posaunen haben nicht umsonst die Wüsten und Wälder Surinam's durchtönt. Ihm, unserm Herrn, sei Lob, Preis und Anbetung jetzt und in Ewigkeit! Amen.

§. 2. Die Brüdermission unter den Negersklaven in Surinam.

Uebersicht der Missionsgeschichte der evangelischen Brüderkirche I, p. 37; II, p. 87 ff.; III, p. 57 ff.
Brauer, das Missionswesen der evangel. Kirche I, p. 212 ff.

Auch die Negersklaven in Surinam seufzten, gleich ihren Brüdern in Westindien, nicht nur unter der Geißel ihrer Herren, sondern auch unter der Knechtschaft der Sünde und des Aberglaubens. Sie hatten keinen Trost, außer ihren erbärmlichen Götzen, die sie unter einem Vorhang verborgen hielten, und die oft aus den unbedeutendsten Dingen bestanden, aus einem Teller, einer Schüssel, einem Topfe, angefüllt mit allerhand Kleinigkeiten, aus Korallen, Steinen, Knochen, Schnüren, Klei-

*) Calwer Missionsblatt 1854, p. 40.

dern u. dgl. Daneben trieben sie allerlei finstere Werke durch Zauberei, und bei ihren abgöttischen Tänzen, die sie bis zur wildesten Raserei steigern, glauben sie, daß die Geister ihrer Götter auf sie herabkommen. Auch hier war es die Brüdergemeinde, die sich dieser armen, verkommenen Heiden unter großen Mühseligkeiten und Beschwerden annahm. Schon im Jahre 1738 kamen etliche Brüder nach der Hauptstadt Paramaribo*), da sie dürftig von ihrer Hände Arbeit lebten. Sie waren zugleich Agenten der Missionare unter den Indianern, doch hatte ihr erster Besuch nur geringen Erfolg. Indeß hielten sich seitdem beständig einige Brüder in Paramaribo zu dem angegebenen Zwecke auf, die auf ihrem Handwerk arbeiteten, bis sich endlich, nachdem die frühern Vorurtheile der Europäer gegen die s. g. Herrnhuter sich immer mehr verloren, und die Brüder das Vertrauen der Regierung und anderer angesehener Personen erlangt, die längstgewünschte Gelegenheit fand, unter den vielen Negern in dieser Stadt und den benachbarten Pflanzungen Segen zu stiften. Im Jahre 1767 erkauften sie zu besserem Betriebe ihrer Schneiderprofession ein eignes Haus und Grundstück, wo 10 bis 12 gemiethete Neger als Lehrlinge und Gesellen bei ihnen arbeiteten, von denen Mehrere erweckt wurden. Die Brüder fingen nun an, ihren eigenen Negern Sonntags Versammlungen zu halten, zu denen auch andere sich einfanden. Am 21. Juli 1776 empfing der Erstling von denselben, Christian Cupido, die heilige Taufe, und in eben dem Jahre wurden noch acht dieser Gnade theilhaftig. Das Unternehmen der Brüder hatte sich des Wohlgefallens etlicher angesehener Personen zu erfreuen, die sogar den Wunsch äußerten, daß alle Neger sich bekehren möchten. Ebenso dachten auch manche Herren der Neger, obgleich andere ihre Sklaven, wenn sie die Predigten der Brüder besuchten, jämmerlich mißhandelten. Dadurch ließen sich indeß die armen Schwarzen nicht abhalten, und da die Anzahl ihrer Zuhörer immer mehr wuchs, bauten die Brüder im Jahre 1778 in ihrem Garten eine Kirche, die bald vergrößert werden mußte. Der Gouverneur interessirte sich für ihre Bemühungen, besuchte selbst mit einem zahlreichen Gefolge den Gottesdienst, und bezeugte seine Zufriedenheit. Um den allzugroßen Zulauf der Weißen zu verhüten, verlegten die Brüder ihre Predigt auf eine andere Zeit; verschiedene Herren in Paramaribo aber trugen zu den Kosten einer Erweiterung der Kirche bei, in welcher sich gewöhnlich an 200 aufmerksame Zuhörer versammelten, von denen fast jeden Monat Einige getauft wurden. Im J. 1779 bekamen die Brüder von der Regierung auch Land zu einem Begräbnißplatz für die Neger angewiesen. In demselben Jahre that sich den Brüdern auch eine Thür auf, den Negern auf den Pflanzungen das Evangelium zu verkünden, indem der Besitzer der 10 Stunden von Paramaribo an der Commewyne (Commewein) gelegenen Pflanzung Fairfield sie dahin einlud, um seinen 150 Negern das Wort Gottes zu predigen. Als Bruder Kersten während der drei Ruhetage, die ihnen dazu gegeben wurden, ihnen die Liebe des Versöhners anpries, hoben diese armen Sklaven die Hände auf und dankten Gott mit lauter Stimme, daß

*) s. die Karte von Surinam im Missionsbl. der Brüdergem. 1849, Nr. 12.

Er auch sie sein süßes Wort hören lasse. Solche Besuche wurden dann auf dieser und einigen benachbarten Plantagen fortgesetzt. Zwar ließ ein Sklavenbesitzer in Paramaribo 1784 den Missionaren sagen*), sie sollten seinen Negern den Zutritt zu den Gottesdiensten verbieten, sonst werde er sie bei der Behörde verklagen; die Missionare ließen ihn aber wissen, daß sie solchem Ansinnen weder entsprechen könnten noch wollten.

Um nun der gläubig gewordenen Neger auf den Pflanzungen sich besser annehmen zu können, bedurften die Brüder in der Nähe derselben eines Missionsplatzes, und die Regierung wies ihnen dazu im Jahre 1785 ein Stück Landes an der Commewyne an, welches von einer ehemals daselbst gelegenen Festung den Namen Sommelsdyk behalten hatte. Hier wurden die nöthigen Gebäude aufgeführt, allein auf dem morastigen, dicht verwachsenen Platze fielen die beiden ersten Missionare als Opfer der ungesunden Lage. Doch schien der Ort für eine ausgebreitete Wirksamkeit geeignet. Neger von mehreren Pflanzungen fanden sich ein, und Ende 1786 zählte die Mission daselbst bereits 164 Seelen unter ihrer Pflege. Da die Neger von den Pflanzungen indeß nur zu Wasser nach Sommelsdyk kommen konnten, was nicht ohne Gefahr war, wie denn auch einmal 3 Negerinnen auf einer solchen Fahrt ertranken, so ertheilten die Herren und Verwalter nur ungern ihre Erlaubniß dazu, und die Brüder sahen sich deßhalb genöthigt, so viel als möglich selbst auf den Pflanzungen sie zu besuchen.

In der Stadt selbst fehlte es auch um diese Zeit nicht an einzelnen Herren, die den Kirchenbesuch ihrer Neger nicht gern sahen, wie denn einer im Jahre 1786 seine Sklaven deßhalb mit den Worten anfuhr: „Ihr durchtriebenen Schurken! Ihr wollt bessere Christen werden, als Eure Herren sind, ihr Teufelskinder! Ich kenne Euch besser.“ Zudem schien unter den Negern selbst der erste Eifer wieder zu erkalten, und Manche geriethen gar in sündliche Abweichungen, da der Hang zur Unkeuschheit und der Reiz starker Getränke für die Neger gar zu verführerisch ist. Doch arbeiteten die Brüder unverdrossen fort, und Bruder Liebisch aus der Unitäts-Aeltestenkonferenz, der sie im Jahre 1790 besuchte, konnte über die Lage der Mission u. A. berichten: „In der Kolonie und bei der Regierung sind die Brüder als ehrliche Leute und gute und nützliche Bürger bekannt. Niemand legt ihnen etwas in den Weg. In den Versammlungen der zahlreichen Negergemeine in Paramaribo wird man die Nähe des Heilandes inne; es herrscht darin Andacht und ehrfurchtsvolle Stille. Obschon diese aus den Sklaven gesammelte Gemeine von der ruchlosen Welt mit Verachtung angesehen wird, so wird sie doch auch von vielen Menschen sehr geschätzt.“ — Zur Erleichterung des äußeren Bestehens der Mission war in Paramaribo außer der seit 1766 bestehenden Schneiderei später auch eine Bäckerei und zuletzt noch eine Uhrmacherei, in Sommelsdyk aber gleichfalls eine Schneiderei eingerichtet. — Leider waren nicht alle Neger willig, das Evangelium anzunehmen, so daß sie sogar, wie Bruder Wied 1793 schreibt, in Paramaribo Bündnisse unter einander errichteten, bei ihrem heidnischen Wesen zu blei-

*) Wullschlägel, Lebensbilder ꝛc. III, p. 53. cf. p. 54.

ben und dasselbe noch weiter zu treiben; ja sie verabredeten sich, Schmach und Verfolgung solle den treffen, der aus der Verbindung austrete, um seine Seele zu retten. Solche Feindschaft gegen das Evangelium hat sich auch später gerade bei den Negern in Surinam noch öfter gezeigt*), doch haben sich die Brüder dadurch in ihrer Liebesarbeit nicht irre machen lassen, vielmehr mit desto größerem Eifer die armen Verblendeten dem Herrn zu gewinnen gesucht. — Vom J. 1793 an verhinderten die Kriegsunruhen mehrere Jahre hindurch die Zusendung neuer Gehülfen, sowie die gewöhnlichen Zufuhren aus Holland; doch wurde die Kolonie mit letzteren durch neutrale, besonders nordamerikanische Schiffe hinlänglich versorgt. Jahre lang konnten die Brüdermissionare nichts von Europa vernehmen oder dahin berichten. Dagegen erlebten sie in ihrer Arbeit an den Seelen der armen Schwarzen manche Freude**). — Im Jahre 1799 wurden wieder drei Ehepaare und ein lediger Bruder von Europa über Nordamerika nach Surinam gesendet, die im Jahre 1800 dort landeten. Aber nur Einer blieb am Leben. Ein verheiratheter Bruder, Ertel, war schon auf der See heimgegangen; ein zweiter, Metz, starb in den ersten Wochen nach der Ankunft, und der ledige Bruder, Georg Samuel Breutel, einige Wochen später in seinem 22. Jahre. — Die im August 1799 erfolgte Besitznahme der Kolonie Suriname durch die Engländer stellte die unmittelbare Verbindung mit Europa wieder her, und die neue Regierung sicherte der Mission ihren Schutz zu. Die Zahl der Getauften und Taufkandidaten belief sich im Jahre 1800 auf 315, und die Brüder Lawatsch, Wohn, Frommelt, Kersten, Wagner, Hans Wied führten bis dahin nach einander die Aufsicht über sämmtliche Missionsanstalten der Brüder in Surinam; auch ward zur Berathung der Mission eine Helferkonferenz für's Ganze errichtet.

Von dem Missionsposten Sommelsdyk aus wurden in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts die Besuche auf den Pflanzungen an der Commewyne und Cottika, so weit es die Umstände erlaubten, fortgesetzt, und hatten die Brüder daselbst 96 Personen in Pflege, von denen 55 zur Plantage Fairfield gehörten. Doch war der Verkehr zwischen den Missionaren und ihren Kirchkindern nicht bloß dadurch erschwert, daß sie, wie schon bemerkt, bloß zu Wasser die Pflanzungen erreichen konnten, sondern die öfters wechselnden Verwalter derselben zeigten sich auch der Arbeit der Brüder abgeneigt und suchten ihnen weitere Hindernisse in den Weg zu legen. Dennoch suchte man, da die Verkündigung des Evangeliums unter den armen, hartgedrückten Negern nicht ganz ohne Frucht blieb, diese Niederlassung aufrecht zu erhalten, bis sie endlich im Jahre 1817 durch einen Beschluß der Aeltestenkonferenz gänzlich aufgehoben wurde. Die Getauften aus Fairfield wurden alle acht Wochen von Paramaribo aus besucht und mit Wort und Sakrament bedient, indem der gutgesinnte Verwalter den Missionar auf seinem Boote abholen ließ und selbst den Versammlungen mit Andacht beiwohnte. Die wenigen Getauften von Breukelwaard, wo nicht mehr gepredigt werden durfte, hielten sich nach Fairfield. Dagegen wurde seit dem Januar 1819 auch den

*) cf. Wullschlägel, Lebensb. I, p. 46 ff.; p. 50 ff. — **) Ebendas. III, p. 139. p. 20.

Negern der Plantage Kleinhoop auf ausdrückliches Verlangen ihres Besitzers das Evangelium verkündigt.

In der Stadt Paramaribo bewies mittlerweile das Evangelium von Christo unter den zahlreichen Negern und Farbigen, sowohl Sklaven als Freien, seine Gotteskraft, und es verging kein Jahr, in welchem nicht die Negergemeinde einen ansehnlichen Zuwachs aus den Heiden erhielt. Eine der lieblichsten Früchte aber, welche das Evangelium in den Herzen der Bekehrten hervorbrachte, war die christliche Geduld, mit der sie auch Druck und Beleidigungen ertrugen *). Als im Jahre 1819 eine Blatternseuche über 2000 Personen in der Kolonie hinwegraffte, sahen die Brüder auf den Krankenlagern ihrer Neger viele erfreuliche Beispiele von der Gnade und Hirtentreue Jesu, die auch Abgewichene reuevoll Vergebung bei Ihm suchen und getrost aus der Welt scheiden ließ, und selbst von den Heiden hörte man in dieser Zeit häufig den Ausruf: „Niemand, keine Götter der Neger, Niemand kann mir helfen, als allein der wahre Gott, der mich gemacht hat!" Bei der damals nöthig werdenden Vergrößerung des Gottesackers legten die Negergeschwister eifrig mit Hand an; die Gesammtzahl der Gemeindeglieder aber bestand i. J. 1820 aus 1154 Seelen. Eine weitere schwere Heimsuchung traf die Stadt am 21. Januar 1821, wo eine furchtbare Feuersbrunst binnen 24 Stunden den schönsten Theil derselben, sammt dem Rathhause, der reformirten und der katholischen Kirche, im Ganzen 400 Baustellen in Asche legte, die Missionsgebäude der Brüder aber wie durch ein Wunder gerettet wurden. Viele Negergeschwister verloren dabei Wohnung und Habe, und wurden von Europa aus mit unterstützt; viele Heiden aber wurden dadurch aus dem Sündenschlafe geweckt und drängten sich heilsbegierig zu den Versammlungen, so daß in diesem einen Jahre 96 getauft werden konnten. Die Schulen für Negerkinder hatten guten Fortgang, und die in London 1815 gedruckte negerenglische Uebersetzung des Hauptinhaltes der Lehre Jesu that dabei gute Dienste.

Auf den Pflanzungen regte sich ebenfalls ein neues Leben, und von mehrern Besitzern ergingen freundliche Einladungen. Auf Breukelwaard wurde eine Negerkirche errichtet und im Jahre 1825 eingeweiht; Molhoop, Vlaardingen, Lustryk und andere Plantagen mehr wurden nun regelmäßig besucht.

„Da diese Besuche," bemerken die Missionare, „nur alle acht Wochen wiederholt werden können, und es auf den Plantagen an zuverlässigen Nationalgehülfen fehlt, so hält es schwer, sich der einzelnen Personen ihren Bedürfnissen gemäß anzunehmen und mit ihnen in Bekanntschaft zu kommen. Sie bleiben daher auch in Absicht auf die Erkenntniß sehr weit zurück. Ein Neger auf Molhoop sagte: „So lange der Lehrer redet, verstehen wir das Vorgetragene, und unser Herz freut sich über dem, was wir hören; aber wir sind zu dumm, etwas davon zu behalten, oder das Gehörte wieder in Worte zu fassen." Mit sichtbarer Bekümmerniß äußerte ein Anderer: „Wir haben nun wiederum, wie schon so oft, Gottes Wort gehört, und haben den festen Entschluß gefaßt, uns gründlich zu bekehren; leider wird es aber auch wohl dießmal gehen, wie gewöhnlich, wir werden das Gehörte bald wieder vergessen und in Kurzem auf unsere alten Abwege gerathen."

Demnach gehörte in der That ein wahrer Glaubensmuth dazu, die Arbeit an diesen armen Leuten unter so erschwerenden Umständen fort-

*) cf. Wullschlägel, Lebensb. I. p. 76.

zusetzen; doch war auch ein gewisser Segen nicht zu verkennen, und die Wenigen, welche der Wahrheit Gehör gäben, bewiesen den Lehrern eine wohlthuende Liebe und Anhänglichkeit.

Der 21. Juli 1826, als der Tag, an welchem vor 50 Jahren der Erstling unter den Negern in Paramaribo getauft worden, ward von der Negergemeinde daselbst, unter lebhafter Theilnahme vieler Stadtbewohner, festlich und in Segen gefeiert. Es waren bis dahin 2477 Personen von den Brüdern getauft worden, und zur Zeit des Jubelfestes befanden sich 1800 in ihrer Pflege*). Diese zahlreiche Vermehrung machte den Bau einer geräumigen Kirche nothwendig, die am 21. Juli 1828 feierlich eingeweiht wurde. In demselben Jahre bildete sich mit Genehmigung der Regierung, sowohl in der Kolonie als im Mutterlande, mit dem Hauptsitz in Haag, ein Holländisch-Surinamischer Verein zur Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Negersklaven, der fortan die Brüder kräftig unterstützte und sie dadurch ermuthigte und in den Stand setzte, sich der Neger auf den Pflanzungen noch mehr anzunehmen. Und so konnte denn Bruder Genth in Paramaribo**) im Januar 1829 schreiben:

„Auf dieser Kolonie sind nunmehr fünf verheirathete Missionare unter den Negern angestellt, und unsere ganze Missionsfamilie besteht mit Einschluß der Kinder aus 15 Seelen. Das uns anvertraute Werk nimmt von einem Jahre zum andern zu, und erfordert immer größere Thätigkeit von unserer Seite. Wir sind darum dem Herrn von Herzen dankbar für die Gesundheit, welche wir mit weniger Ausnahme genießen durften, und dieß um so mehr, da das Klima von Surinam eben nicht das gesundeste in Westindien ist. — Unsere Negerheerde bestand im Anfang d. J. aus 1633 Personen, von denen 970 Abendmahlsgenossen sind. Zu der Klasse der neuen Leute und Taufkandidaten gehören etwa 400 Neger, so daß die ganze Seelenzahl, welche in dieser Stadt und ihren Umgebungen unserer Pflege anvertraut ist, sich über 2000 beläuft. Obgleich wir große Ursache haben, dieses Wachsthums uns dankbar zu freuen, und ermunternde Beweise eines wahren Werkes des heiligen Geistes in den Herzen unserer Neger wahrnehmen dürfen, so fühlen wir uns doch gedrungen, inbrünstig zu beten, daß sie ein reicheres Maaß des göttlichen Lebens empfangen, und gestärkt werden mögen, die Früchte des Geistes, welche den Sinn und Wandel eines wahren Nachfolgers Christi beurkunden, noch reichlicher hervorzubringen. — Unsere neue Kirche ist vollendet; sie ist 95 Fuß lang, 60 breit und 22 hoch, und mit Gallerien versehen. Die Baukosten belaufen sich über 22000 holl. Fl., wovon bei 15000 Fl. von den Bewohnern dieser Kolonie beigesteuert wurden. — Unsere Tagesschule für Negerkinder geht regelmäßig und in Segen fort. Mit Vergnügen sehen wir der Ankunft der Neuen Testamente in der Creolen-Sprache entgegen, welche die britische Bibelgesellschaft für unsere Neger drucken läßt. — — Unsere Wirkungskreise auf den zahlreichen Pflanzungen um uns her breiten sich immer weiter aus. Wir besuchen gegenwärtig 16 dieser Plantagen, und haben reichliche Gelegenheit, Tausenden von Negern das Evangelium zu verkündigen. Auf diesen Missionswanderungen, welche immer jedesmal vier Wochen einnehmen, begegnen uns viele ermunternde Beweise, daß die Gnade Gottes unseres Heilandes noch immer kräftig genug ist, die Herzen auch der unwissendsten und verworfensten Sünder zu erweichen." — Nach Erwähnung des neugebildeten Holländisch-Surinamschen Vereins und seiner Absichten heißt es dann weiter: „Es läßt sich hoffen, daß durch die Errichtung von Central-Stationen, auf welchen die Missionare wohnen, und zu denen die Neger freien Zutritt haben, dieser heilsame Endzweck erreicht werden wird. Bis dieser Plan zur Ausführung gebracht werden kann, fahren wir wie bisher fort, nach unsern besten Kräften den entfernteren Pflanzungen mit dem Evangelio zu dienen." —

---

*) cf. Uebersicht der Missionsgesch. der ev. Br. K. ꝛc. III, p. 62. — **) Basler Missions-Magazin 1830, II. p. 325 ff.

Auf den vierwöchentlich besuchten Pflanzungen waren 176 Getaufte und 200 neue Leute die Frucht der Predigt vom Kreuz. In mehrern Pflanzungen an der Saramaka aber bis zu den äußersten Gränzen der Kolonie thaten sich neue Thüren auf. Um nach dem Wunsche der Regierung die Neger auf der königlichen Pflanzung Vorzorg an der Saramaka mit dem Evangelium zu bedienen, zogen die Geschwister Voigt im Jahre 1829 dahin. Die daselbst befindlichen 300 Neger hießen freie Arbeiter, da sie vor mehreren Jahren von einem Englischen Kriegsschiff an der Küste von Surinam den Sklavenhändlern abgenommen und der Holländischen Regierung übergeben worden waren. Leider zeigten sich dieselben gleichgültig gegen ihr wahres Seelenheil, und da auch der katholische Geistliche und der den Brüdern abgeneigte Verwalter sie von dem Besuch der Versammlungen abzuhalten suchten, überdieß die harte Behandlung einen Geist der Widersetzlichkeit unter ihnen erregte, ward die Pflanzung im Jahre 1831 von der Regierung aufgehoben, und der Posten mußte aufgegeben werden. Dagegen wurden, gleichfalls in Folge einer Aufforderung der Regierung, von den Brüdern regelmäßige Besuche und Predigten in dem Fort Neu-Amsterdam, wo sie zugleich die Seelsorge der Gefangenen bekamen, angefangen, wozu auch Neger der benachbarten Pflanzungen sich einfanden. Durch den obenerwähnten Verein wurden sie in den Stand gesetzt, auf ein Jahr die erforderlichen Bootsneger zu den Wasserfahrten auf die Plantagen zu miethen. Auch auf der 18 deutsche Meilen von der Stadt entfernten Holzplantage Berg en Daal an der obern Suriname zeigte sich unter den Negern ein Verlangen nach dem Evangelium, davon sie durch einen Enkelsohn des Joh. Arabi die erste Kunde bekommen. Nachdem sie durch Besuche in der Stadt Verbindungen mit den Brüdern angeknüpft, wurden diese Neger auf ihr Verlangen im November 1830 von Bruder Genth besucht, der den Erstling aus ihrer Mitte taufte. Wechselseitige Besuche unterhielten die Verbindung.

Ein sehr wichtiges Geschenk für diese Mission war die Uebersendung des durch die britische und ausländische Bibelgesellschaft in Druck gegebenen negerenglischen Neuen Testaments, dessen sich die Brüder bis dahin nur handschriftlich hatten bedienen können. Da die große Masse der Neger keine andere Sprache versteht, so wurde dadurch dem Worte Gottes der Weg in die Hütten derselben gebahnt. Die Kinder, welche in der Schule lesen lernten, waren nicht selten die Werkzeuge, wodurch ihre Eltern mit der heil. Schrift bekannt gemacht wurden. Kaum hatten sie erfahren, daß solche Bücher zu haben waren, so kamen viele Neger und kauften; nahe an 30 Stück aber wurden an solche Schulkinder vertheilt, die fertig lesen konnten. Die Schule ward von 130 Kindern besucht, mit denen von Zeit zu Zeit Prüfungen angestellt wurden; an den Sonntagsschulen nahmen auch Erwachsene Theil. Ende 1831 aber zählte die Negergemeinde zu Paramaribo 3089 Seelen; auf den Pflanzungen standen 264 Neger in der Pflege der Brüder.

Auch in den folgenden Jahren ging das Werk Gottes zu Paramaribo in Segen fort, und so mancher Neger zeichnete durch ausdauernde Beharrlichkeit im Trachten nach dem Einen, was Noth thut, sich aus.*)

*) Wullschlägel a. a. O. I, p. 64.

Am 5. März 1834 aber erlitt die Gemeine in Paramaribo einen schmerzlichen Verlust durch den Heimgang der treuen und bewährten, bereits 1802 getauften und seit 1806 angestellten Nationalgehülfin Christiana Amimba,*) einer rechten Wittwe, die ihr Vertrauen auf Gott setzte (1 Tim. 5, 5). Ihr folgte am 5. Mai desselben Jahres der verheirathete Negerbruder Elias Cadet, ebenfalls ein treuer und bewährter Nationalgehülfe, der unter seinem Geschlecht dieselben Dienste leistete, wie Chr. Amimba unter dem ihrigen, und merkwürdiger Weise mit ihr die wichtigsten Lebensmomente gemein hatte. — Am Schlusse des Jahres 1835 konnte die evangelische Brüder-Unität über diese Mission berichten:

„Durch die Unterstützung des Surinamischen Vereins zur Ausbreitung des Christenthums unter den Negern, bei dessen Mitgliedern sowohl in Holland als in Paramaribo Br. Curie (der in diesem Jahre die Surinamsche Mission visitirte) die freundschaftlichste Aufnahme fand, hat sich der Besuch unserer Brüder auf den Plantagen so sehr erweitert, daß nunmehr 46 derselben von ihnen bereist werden, da noch vor 5 Jahren nur 20 besucht werden konnten. Auch hat genannter Verein nunmehr durch Uebergabe der Gebäude auf der von ihm angekauften Plantage Charlottenburg an unsere Brüder denselben nicht nur zu einer zweiten festen Niederlassung verholfen, sondern auch schon früher durch Gewährung eines zweiten Bootes mit Rudernegern jene Besuche gar sehr erleichtert. — Bruder Curie hatte bei seinem achtwöchentlichen Aufenthalt, während dessen er auch mehrere Reisen auf die Plantagen machte, Gelegenheit, mit dem innern und äußern Zustande des dortigen Missionswerkes genau bekannt zu werden, und sich von dem großen darauf ruhenden Segen zu überzeugen. Den dabei thätigen Geschwistern gereichte sein Besuch zur großen Aufmunterung, und sie verbanden sich aufs Neue zur treuesten Wahrnehmung ihres Berufes im Geiste brüderlicher Eintracht und Liebe."

Außer dem eben erwähnten Charlottenburg an der Cottika, das am 3. März 1836 von den Brüdern bezogen wurde, und sehr bequem im Mittelpunkte der Pflanzungen dieses Gebietes liegt, daher auch die zwei von dem Missionsverein unterhaltenen Boote mit 10 Ruderern hier stationiren, ward um diese Zeit (1837) noch eine weitere Niederlassung zu Worsteling Jakob's (Kampf Jakob's) begründet, doch bereits im Jahre 1844 wieder aufgegeben, als von Charlottenburg aus schon 80 Pflanzungen besucht wurden.

In dem Landstriche Nickerie längs der Seeküste, eine Tagereise nordwärts von der Stadt, trat im Jahre 1836 ein Neger, der 7 Jahre lang die Rolle eines Stummen gespielt, plötzlich als Prophet**) auf, ließ die Neger zusammen kommen und erklärte, er habe von Gott Offenbarungen empfangen, daß er der Erlöser seines Volkes sein solle, verkündigte Zeichen und Wunder, die da kommen sollten, gab den Negern eigends zubereitete, berauschende Getränke ein, hetzte sie zu Unzucht, Aufruhr und Mord auf, wollte auch von Gott die Vollmacht empfangen haben, als sein Stellvertreter zu handeln. Er brachte dadurch eine Bewegung hervor, von der das Schlimmste zu befürchten stand; die Behörden wurden jedoch seiner und seiner Miträdelsführer noch bald genug Meister. Es ging ihnen nun aber doch auch ein Licht darüber auf, daß man die Neger nicht länger in der heidnischen Unwissenheit dahingehen lassen dürfe, daß sie eine Religion haben müßten, und der Statthalter selbst erklärte, daß

*) Wullschlägel, Lebensbilder I, p. 169 ff. — **) Basler Heidenbote 1838, p. 40.

man diesem falschen Geiste mit nichts Besserem begegnen könne, als mit dem guten Geiste eines christlichen Unterrichtes, und wünschte, daß auf diesen Vorfall hin unverzüglich dazu Anstalt gemacht werde. Den Brüder-Missionaren wurden deßhalb von seiner Seite Anträge gemacht. Um dieselbe Zeit hatten bereits die Pflanzer dieses Landstrichs, welche der Niederlassung eines katholischen Pastors daselbst entschieden widerstanden, sich erboten, wenn Brüder-Missionare sich in ihrer Gegend niederlassen und ihre Negersklaven unterrichten wollten, im Mittelpunkte des Gebietes eine geräumige Kirche nebst einer Wohnung für den Missionar zu erbauen. Der Platz wurde auf der eingegangenen Pflanzung Clyde angewiesen und nach Aufführung eines Theiles der nöthigen Gebäude am 7. Mai 1840 bezogen. Die neue Niederlassung, welcher die Neger der längs der Küste liegenden Baumwollenpflanzungen zugewiesen wurden, bekam den Namen Salem, und die Kirche daselbst ward am 4. April 1841 eingeweiht.

So dehnte die Arbeit der Brüder immer weiter sich aus und immer mehr Pflanzungen wurden ihnen eröffnet. Bruder Henn aber, der nach 21jähriger Missionsarbeit auf Labrador im Jahre 1841 nach Surinam kam, konnte unterm 16. März 1843 aus Paramaribo schreiben:

„Statt der 300 Eskimo's, die ich vormals anzureden pflegte, sehe ich jetzt öfters 3000 Neger und andere farbige Leute als Zuhörer vor mir versammelt. — Bei dem in dieser Kolonie herrschenden Mangel an Unterricht erkennen wir es als eine Gnade, zu 120 Pflanzungen freien Zutritt zu haben und, wenn auch nur einmal in 6 Wochen, denen die Liebe Jesu zu verkündigen, die sonst nie davon hören würden. — Unsere Kirche in Paramaribo hält wenigstens 3000 Personen, und ist an Sonntagen, sowie bei der Bibellektion Dienstags und Freitags, gewöhnlich ganz besetzt. An Bettagen, wenn erwachsene Heiden getauft werden, ist sie von Andächtigen aller Farben gedrängt voll."

Während so die Gemeinde zu Paramaribo in fortnehmendem Zuwachs begriffen war*), und die Brüder hoffen konnten, daß auch bald wenig große Pflanzungen mehr ihnen verschlossen bleiben würden, ward auf Ansuchen mehrerer wohlwollenden Pflanzer eine neue Station auf dem Grundstück Rusten Werk am Ausfluß der Commewyne, wo bereits im December 1842 zum erstenmal gepredigt wurde, eingerichtet und am 4. September 1844 von den Geschwistern Wünsche bezogen. Das zweistöckige Missionsgebäude daselbst, früher eine Baumwollenscheune, enthielt unten die Wohnung, oben die etwa 800 Leute fassende Kirche, welche am 13. Oktober 1844 eingeweiht wurde. Ende 1844 hatten sie mit Einschluß von 365 Personen auf 5 benachbarten Pflanzungen bereits 422 Personen in ihrer Pflege. Am 23. März 1846 starb Missionar Treu in Paramaribo, erst 43 Jahre alt, nachdem er noch das Jahr zuvor über 100 Heiden hatte taufen können; gegen Ende dieses Jahres dagegen hatte die ganze Missionsfamilie eines lange nicht mehr erlebten Wohlseins sich zu erfreuen. Die Arbeit mehrte sich beständig, und eine Thür nach der andern that sich auf. Im Monat Oktober wurden allein wieder 1500 Neger der Pflege der Brüder überwiesen; im November, als die getauften Kinder zum Konfirmationsunterricht aufgerufen wurden, „regnete es", schreibt Bruder Otto Tank,**) „Kinder

*) Basler Missions-Magazin 1845, I. p. 129. — **) Ebendas. 1847, III. p. 207.

auf uns, als wenn man im Herbst die reifen Pflaumenbäume schüttelt." Die Bekehrung einer heidnischen Priesterin in Paramaribo machte um diese Zeit viel Aufsehen und stiftete großen Segen.

Ostern 1847 taufte Bruder Tank auf der Plantage Berg en Daal (Berg und Thal) 14 Erwachsene und 17 Kinder. „Es ist eine Freude, dort zu sein", schreibt er, „aber der Widerstand erhebt sich auch mächtig." — Auch auf der entfernteren Holzplantage Andresa, wo den Negern seit einiger Zeit das Evangelium lieb geworden, wurden, wie bereits im vorigen Jahre, mehrere Neger getauft, und ein Kirchlein gebaut.*)

Weihnachten 1847 ward die neue Kirche durch Bruder Dobler eingeweiht, und am zweiten Feiertage erhielten wieder 9 Erwachsene und 3 Kinder die heilige Taufe.

Zu Paramaribo bildete sich bereits im Sommer 1847 unter Leitung des Bruder Pfenninger ein Verein von Negerschwestern zur Unterstützung Bedürftiger ihres Geschlechtes in der Gemeinde, und zählte bald 70 Mitglieder, deren jedes zu einem monatlichen Beitrag von einem halben Gulden sich verpflichtete. — Von Charlottenburg aus konnten im Februar 1848 bereits 85 Plantagen besucht werden; zu Rust en Werk konnte Bruder Wünsche Weihnachten 1847 wieder 16 Erwachsene taufen und 8 Personen in Unterricht nehmen. — Im Oktober 1848 aber schreibt Bruder Cranz aus Paramaribo: „Es sind uns in jüngster Zeit wieder von verschiedenen Seiten Anerbietungen zu Anlegungen neuer Predigtplätze auf Plantagen gemacht worden. Namentlich läßt sich nun auch die Regierung die Förderung des Missionswerkes angelegen sein. Wir sind von ihr aufgefordert, auf die Landesplantage Mynvermaak, an der Saramaka, einen Lehrer zu stationiren, der von da aus die sämmtlichen Plantagen an diesem Fluß bedienen soll, wofür sie uns eine Unterstützung zugesagt hat. — Endlich ist uns auch wieder möglich geworden, den Posten Charlottenburg vollständig zu besetzen, indem Geschwister Barsoe und Dobler seit einigen Wochen dahin abgegangen sind. Doch bleibt dieser Distrikt immer ein sehr großer, in welchem mehrere feste Posten nöthig wären, denn es ist in einigen Gegenden desselben ein großer Hunger nach dem Worte Gottes und nach Unterricht. — Sonntags den 22. hatten wir hier eine Taufhandlung an 21 Erwachsenen. Zu gleicher Zeit war auf Beekhuizen (in der Nähe von Paramaribo) die erste Taufhandlung an 2 Personen. Es hatten sich außer den dortigen Negern noch etwa 80 Neger von benachbarten Plantagen dazu eingefunden, die zum Theil des Nachmittags nochmals den Weg dahin machten, um noch einem Gottesdienst beizuwohnen." — Bei den Negern auf Rust en Werk kam der Götzendienst immer mehr in Abnahme, und im Februar 1849 zählte das Häuflein der Getauften daselbst 87 Personen, in deren Herzen die Gnade mächtig geworden. Die Versammlungen wurden wohl besucht, und an den hohen Feiertagen, wo die Neger meist überall Erlaubniß erhalten zur Kirche zu kommen, waren nicht selten 500 und mehr Zuhörer versammelt. Die Kinderschule, welche des Morgens gehalten wurde, zählte 60 bis 70 Kinder, von denen

*) Basler Missionsmagazin 1848, I, p. 141.

der größte Theil schon lesen konnte. Auch die Abendschule für die Erwachsenen war in gutem und erfreulichem Gange. Neun Negerknaben, die zu Schullehrern zugezogen werden sollten, wohnten nun schon ein Jahr lang bei den Missionsgeschwistern, und gaben fast Alle gute Hoffnung.

Am Gründonnerstag, den 5. April 1849, kamen die Brüder R. und E. Lehmann und Zielke in Paramaribo an. In ihrem Schreiben heißt es:

„Es machte einen herzbeweglichen Eindruck auf uns, als wir am folgenden Tag in der Charfreitagspredigt eine Menge von 3 bis 4000 Menschen, Neger, Mulatten und Weiße, dicht zusammengedrängt in unserer Kirche versammelt sahen, auch erstere weiß und reinlich gekleidet. Am Ostermorgen fanden sich die Neger zum Frühgottesdienst in der ersten Morgenstunde so zahlreich ein, daß schon eine Stunde vor Eröffnung desselben ein Gedränge vor den Kirchthüren war. Wir wurden bei demselben durch ein Posaunenchor, das von Negern sehr gut geblasen wurde, sehr überrascht. — Am zweiten Feiertag wurden 15 Erwachsene in Jesu Tod getauft."

Gegen Ende April dess. J. war Bruder Jürgensen auf seinem neuen Posten Mynvermaak bereits in Thätigkeit; die Neger zeigten Eifer und Lust zum Lernen, und die Kinder kamen fleißig in die Schule. — In Lilienthal, einer neu angelegten Predigtstation, war der Bau in raschem Fortgang, und das Werk wuchs dergestalt, daß Br. Stanke zu Ostern die Zahl der Zuhörer in der Kirche auf 2000 schätzte. Das Gemeinlein daselbst stieg noch in demselben Jahr auf 127 Getaufte und 11 Kommunikanten, mit den neuen Leuten 780 Personen. — Schwester Hartmann war seit einiger Zeit auf der Plantage Juliane und Margarethe, um eine Schule daselbst einzurichten, und die Neger zeigten auch dort Geneigtheit. — Bruder Jansa hatte kürzlich eine Reise in der Gegend des Charlottenburger Distriktes, Matappika genannt, gemacht, welche ein siegreicher Feldzug und Vernichtungskrieg gegen den Götzendienst unter den dortigen Heiden war. Neue Plantagen in jener Gegend wurden für die Predigt des Evangeliums zugänglich und öfter besucht. — Zu Salem an der Nickerie wurden im April an einem Sonntag 9 Erwachsene getauft.

An der untern Nickerie, nahe an der Gränze des englischen Guiana, wurde in demselben Jahr 1849 eine neue Station angelegt. Bruder Räthling, der von Salem aus dort verschiedene Male dieselbe besuchte, fand die Neger sehr willig, das Evangelium zu hören, und Herr Kirk, der Eigenthümer einer Plantage, Waterloo genannt, bot in Uebereinstimmung mit andern Pflanzern 2½ Acker Land zur Anlegung eines Missionsplatzes an. Nahe um Waterloo wohnen gegen 900 Neger, und in den Wäldern herum giebt es auch viele freie Indianer, denen von hier aus das Evangelium gebracht werden kann. — Von Charlottenburg aus wurde das Evangelium mit gesegnetem Erfolg auf 92 Plantagen verkündigt, und die Zahl der von dort aus an der Cottika und Commewyne, der bebautesten und volkreichsten Gegend der Kolonie, bedienten Seelen belief sich 1849 auf 5484, darunter 1248 Getaufte. — Die in der Hauptstadt Paramaribo aus der schwarzen und braunen Bevölkerung gesammelte Gemeine zählte 4861 Personen, darunter 1709 Kommnnikanten. Sie war im verflossenen Jahre um 300 Personen gewachsen. — Auf den von der Stadt aus besuchten Plantagen an der

Suriname, Para, Saramaka und bis zur Kopenama hin standen 3150 Neger in der Pflege der Brüder, darunter 126 im vorigen Jahre getaufte Erwachsene. — Auf der Plantage Rust en Werk belief sich das Negergemeinlein auf 326 Seelen. — Uebrigens hatten die Brüder in diesem Jahre den Schmerz, auf ihren Plantagenreisen an der Suriname und Para auf 12 Plantagen von den Verwaltern abgewiesen zu werden. Die Zahl sämmtlicher in der Kolonie von den Brüdern mit dem Worte Gottes bedienten Neger*) belief sich Ende 1849 bereits auf 17,000, von denen über 5000 zur Stadtgemeinde gehörten. — Auf den Wunsch der Brüder hatte die Regierung schon im Jahre 1846 sämmtliche zum Missionshaushalt gehörige Sklaven zur Freigebung eingeschrieben, die ihnen nach einer sogenannten Lehrlingsschaft zu Theil werden sollte. Für eine Anzahl derselben war diese Lehrlingsschaft jetzt bereits beendigt, und sie wurden nun völlig frei. Mehrere andere Umstände trugen seit einigen Jahren dazu bei, die Brüdermission in Surinam zu fördern. So die Verordnung der Regierung, daß kein Heide mehr als Staatsbürger anerkannt werden, kein Sklave die Freiheit bekommen sollte, wenn er nicht entweder Christ oder Jude würde. Außerdem wies die Regierung alle von ihr abhangenden Sklaven, sowie alle schwarzen Soldaten den Brüdermissionaren zu. Endlich wirkte auch der Umstand stark mit ein, daß die im Heidenthum Verstorbenen ohne alle Feierlichkeit begraben, dagegen die in der Pflege der Brüdermission Stehenden auf die in den Brüdergemeinden übliche Art zur Ruhe bestattet wurden. Mit diesen begünstigenden Umständen waren freilich der Natur der Sache nach auch mancherlei Nachtheile verbunden.**) Schon daß der Beitritt zur christlichen Kirche mit äußeren Vortheilen verknüpft ist, führt ihr manche Schein- und Namenchristen zu, deren Zahl ohne die Kirchenzucht noch größer sein würde. Ueberdieß fehlt es bei dem großen Zuwachs der Gemeinde an einer hinlänglichen Zahl zuverlässiger Gehülfen und damit an hinreichender Kenntniß und Anfassung der einzelnen Gemeindeglieder, deren viele, schon als Kinder getauft, da ihre Eltern bereits Christen waren, sich mit dem Christennamen begnügen, ohne den Christenwandel. Mit der Zahl der Gemeindeglieder mehrte sich daher auch, vornehmlich in der Stadt mit ihren mannigfachen bösen Beispielen und Versuchungen, die Zahl derer, die wegen unchristlichen Betragens wieder von der Gemeinde ausgeschlossen werden mußten. Dennoch bleibt unter der Menge eine schöne Anzahl solcher übrig, die in Einfalt des Herzens, wenngleich oft bei sehr beschränkter Erkenntniß, dem Evangelio durch ihren Wandel Ehre machen, und der wohlthätige Einfluß der Mission überhaupt ist auch in Suriname von der Obrigkeit stets anerkannt worden. So ging sie denn auch ferner ihren gesegneten Gang.

Zu Paramaribo wurde im August 1850 eine neue Sonntagsschule†) eingerichtet. Gegen 500 Personen fanden sich dazu ein, die, in 35 Klassen eingetheilt, den Raum der Kirche füllten. Fast sämmtliche Brüder und Schwestern halfen unterrichten. Unter ihren Schwarzen aber konnten

*) cf. Ev. luth. Missionsbl. 1850, p. 348 ff. —. **) Calwer Missionsbl. 1853, p. 10 ff. — †) Ebendas. 1850, p. 106.

sie 19 als Lehrer gebrauchen, welche dazu nicht nur befähigt waren, sondern auch mit großer Freude sich einstellten. — Den Brüdern zu Charlottenburg wurden im December 1850 wieder 3 Plantagen aufgethan, wo sie anfingen, die Neger zu unterrichten. Br. Berthold in Lilienthal eröffnete mit Br. Stanke daselbst im Januar 1851 gleichfalls eine Sonntagsschule, zu der gegen 70 Erwachsene sich einfanden, die sehr begierig waren, zu lernen, um dann selbst die heilige Schrift zu lesen. — In der so großen Stadtgemeinde zu Paramaribo wurde um dieselbe Zeit die Zahl der Nationalgehülfen von 13 auf 24 — 12 Brüder und 12 Schwestern — vermehrt, die Stadt selbst wurde in 12 Bezirke eingetheilt, und jedem Distrikt behufs specieller Seelenpflege ein Missionar, ein Helferbruder und eine Helferschwester zugewiesen*).

In Beekhuizen, nahe bei Paramaribo, wurde in diesem Jahre eine schon seit längerer Zeit beabsichtigte Gehülfenschule,**) in welcher schwarze und farbige Jünglinge zu Lehrern erzogen werden sollten, um dann später auf Plantagen, deren Eigenthümer es erlaubten, die arme verlassene Jugend zu unterrichten, nun wirklich eingerichtet, und unter der Leitung von Bruder Voß mit 6 Zöglingen, zu denen noch mehrere erwartet wurden, begonnen. — Die Zahl sämmtlicher Pflegbefohlenen der Brüder in der Kolonie belief sich Ende 1851, in welchem Jahr sie um etwa 900 zugenommen, auf 18831 Personen. Wie überall aber, wo protestantische Missionen sind, unterließen auch hier die römisch-katholischen Missionare nicht, ihnen so viel als möglich Abbruch zu thun, und benutzten dazu namentlich die gemischten Ehen. Sehr schwer hatte überdieß die Mission der Brüder in Surinam in der letzten Hälfte des genannten Jahres an dem herrschenden gelben Fieber zu leiden, woran auch 8 Missionsarbeiter — 4 Brüder und 4 Schwestern — aus der Zeit gingen. Während dieser Trübsalszeit aber durften die Brüder am 12. Oktober 33 erwachsene Neger und am Sonntag darauf 25 Kinder taufen. Leider raffte die böse Krankheit vom 31. Januar bis 24. Februar 1852 noch vier Missionsarbeiter, die Brüder Münch, Voß und Dreier, und die Schwester Hauser, Braut des Missionars Berthold, dahin. Ueber solche schmerzliche Verluste konnte nur der reiche Segen trösten, den der Herr auf die Arbeit der Brüder legte. So wurde am 13. Jan. 1853 die Kirche auf der neuen Station Annaszorg an der Warappakreek feierlich eingeweiht***).

Von Charlottenburg aus waren die Brüder bis in die Gegend der Warappakreek, zwischen der Commewyne und dem Meere, vorgedrungen, und hatten die Bevölkerung derselben ungemein empfänglich für die Predigt des Wortes Gottes gefunden. Da sie aber bei der immer wachsenden Zahl der von Charlottenburg aus besuchten Pflanzungen nicht oft dorthin zu kommen im Stande waren, so entstand der Wunsch, eine eigene Station daselbst anzulegen. Diesem standen zuerst viele Schwierigkeiten im Wege. Der Muth der Missionsgeschwister wurde indessen mächtig gestärkt, als sie sich am Schluß des Jahres 1850, nachdem sie den Plan miteinander durchgesprochen hatten, im Aufblick zum Herrn das Wort aufschlugen: „Die übrigen Heiden um euch her sollen erfahren, daß ich der Herr bin, der da bauet, was zerfallen ist,

*) cf. Calwer Missionsbl. 1851, p. 63. — **) Ebendas. 1851, p. 96; 1852, p. 76. — ***) Ebendas. 1853, II. p. 39.

und pflanzet, was verheeret war. Ich der Herr sage es und thue es auch." (Ezech. 46, 6.) Als die Brüder Wullschlägel und Jansa sich bald nachher aufmachten, um sich über die Möglichkeit der Ausführung ihres Vorhabens in nähere Kenntniß zu setzen, fanden sie, daß der Herr schon Bahn gemacht hatte. Die Pflanzer erklärten sich geneigt, ihren Sklaven einen regelmäßigen Kirchenbesuch zu gestatten, und ein Plätzchen, wo man festen Fuß fassen konnte, wurde auch ermittelt. Eine Pflanzung, Annaszorg genannt, gerade im Mittelpunkte des Distriktes der Warappa-Creek, war seit einiger Zeit verlassen worden. Hier konnte ein Stück Land mit einem freilich bereits sehr verfallenen Wohnhaus angekauft werden. Zugleich lenkte der Herr das Herz eines christlich gesinnten Pflanzers, daß er, bis Kirche und Wohnhaus erbaut sein würden, auf seiner nahen Pflanzung eine kleine Wohnung und einen leer stehenden Baumwollenspeicher als Kirchlokal anbot. Mit diesen guten Nachrichten kehrten die Brüder zu ihren hocherfreuten Mitarbeitern zurück, und im Februar 1851 begaben sich dann die Geschwister Jansa nach dem neuen Arbeitsfelde. — Groß war die Freude der Neger, als sie hörten, daß nun ein Lehrer bei ihnen wohnen werde. Von allen Seiten strömten sie herbei, Geschwister Jansa zu begrüßen und ihre Dankbarkeit in ihrer Weise auszudrücken. Am ersten Osterfeiertag fand die erste Taufhandlung statt, welche an 21 Personen vollzogen wurde. Die dazu herbeigekommene Menge war so groß, daß der Raum sie nicht fassen konnte, und ganze Schaaren vor der Thür und den Fenstern stehen mußten. Ueberall, auch auf den schon früher besuchten Pflanzungen, fand Br. Jansa noch viel Götzendienst. Er ging aber frisch an's Werk, räumte allerwärts tüchtig auf und vernichtete alle Götzen, deren er habhaft werden konnte.*) — Bis Ende 1852 war der Bau der Kirche und des Wohnhauses — nach längerer Unterbrechung — so gut wie vollendet, und die Einweihung stand bevor. Die Thätigkeit der Geschw. Jansa war fortwährend vom Segen des Herrn begleitet. Schon im ersten Jahre (1851) wurden auf dieser Station 184 getauft, und die Zahl derer, welche sich der Kirche anschlossen, belief sich auf 959. Ende des folgenden Jahres hatte bereits die Hälfte der ganzen Bevölkerung der dortigen Gegend sich der Kirche zugewandt. Endlich am 13. Januar 1853 fand die langersehnte Einweihung des neu gebauten, einfachen aber hübschen Kirchleins auf Annaszorg statt. Den Negern der 21 mit der Kirche zu verbindenden Pflanzungen war auf Bitten der Brüder ein freier Tag bewilligt worden, um der Einweihung beiwohnen zu können, und der Missionar predigte dabei vor einer zahlreichen Versammlung über den an der Vorderseite des Tisches in zierlicher Schrift zu lesenden Spruch: „Kommet her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; Ich will euch erquicken!" Schon damals aber bestand die dort gesammelte Gemeine aus mehr als 1000 Seelen.

Von den Besuchen der Pflanzungen überhaupt heißt es im Missionsblatt der Brüdergemeinde vom März 1853: „Während ein Theil unserer Brüder in Surinam, auf festen Stationen wohnhaft, seine Negergemeinden bedient, deren Mitglieder auf den umliegenden Pflanzungen leben, sind Andere beständig auf der Reise, um solche Pflanzungen, welche keine Station in der Nähe haben, auf denen aber dem Missionar der Zutritt gestattet wird, zu besuchen und den Negern christlichen Unterricht zu ertheilen."

Zur Fahrt den Fluß hinauf muß die Fluth benutzt werden, die etwa 8—10 Meilen landeinwärts in die Flüsse hineindringt; abwärts kann man, ohne zu große Anstrengung der Ruderer, nur mit der Ebbe fahren. Man ist daher oft genöthigt, einen Theil der Nacht hindurch zu reisen. Die Boote, in denen man fährt, sind gedeckt, und gewähren hinlänglichen Schutz gegen die Hitze sowohl, als gegen die Platzregen. Es giebt im Lande keine Wirthshäuser; überhaupt reist nicht leicht Jemand, der nicht auf den Pflanzungen Geschäfte hat, und auf diesen wird man von den Verwaltern sehr gastfrei aufgenommen. Um ihnen indeß nicht ohne Noth zur Last zu fallen, versehen die Missionare sich mit Lebensmitteln und einer kleinen Haushaltung, zu welcher auch Hängematten gehören, so daß es zum Nachtquartier nur einer Kammer bedarf, in der sie ausgespannt werden können. — Die Fahrt geht abwechselnd bald an dem einen, bald an dem andern Ufer dicht am Walde hin. Sie gewährt zwar, da das Land zu-

*) Basler Missions-Magazin 1853, II. p. 50.

nächst der Küste sehr flach ist, dem Auge keine Abwechselung der Landschaft; aber der Wald, der, je weiter man kommt, desto mehr noch unberührter Urwald ist, giebt einen anziehenden, von dem unsrer europäischen Wälder ganz verschiedenen Anblick, schon wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit der Bäume, besonders aber wegen der zahllosen Rankengewächse, die Alles umschlingen. Diese winden sich nach allen Seiten durch das dichte Unterholz, steigen an den hohen Bäumen hinan oder hangen als Buschtaue von ihnen hinab; bald bilden sie einzelne grüne Säulen, bald ausgedehnte Wände; oft ahmen sie auf eine täuschende Art künstliche Lauben nach. Der Wald verschmilzt dadurch gleichsam zu einer undurchdringlichen Masse; kaum sieht man irgendwo eine Oeffnung, wo ein Mensch durchkommen, oder nur einen Fleck, wo sein Fuß ruhen könnte. Wer in einen solchen Busch eindringen will, muß sich mit einem Hauer den Weg bahnen. Aus dem grünen, Alles überkleidenden Teppich schimmern prächtige Blumen von mannigfaltigen glänzenden Farben hervor. Auf den alten Baumästen nisten sich eine Menge fremdartiger Gewächse ein, daß oft derselbe Baum ganz verschiedene Blätter und Blüthen zu tragen scheint. Das Einzige, was man hier von Menschenhänden angelegt sieht, sind einige mitten im Walde liegende Kostgründe von Negern, die zu den Pflanzungen gehören.

Auf diesen Wasserstraßen mußten denn auch die Missionare fahren, und so wurden von Charlottenburg aus an der Commewyne und Cottika, und von Paramaribo aus an der Para und Suriname weit über 100 Pflanzungen, so regelmäßig, als die Eigenthümer es erlaubten, besucht, und die Anzahl der Pflegbefohlenen der Brüder belief sich daselbst Anfangs 1853 auf 9 bis 10000.

Viele Jahre lang hatte die Negerbevölkerung auf den Pflanzungen an der Para, einem Nebenfluß der Suriname, der Einladung des Evangeliums durch die Missionare den hartnäckigsten Widerstand geleistet. Es schien in der That, als ob sich Satan mit seinen höllischen Schaaren in diese finstere Gegend zurückgezogen habe, um sie, nachdem er bereits so viel Boden verloren, als seine letzte Festung im Lande auf's Aeußerste zu vertheidigen. Wo geneigte Verwalter sich fanden, welche die Brüder zuließen, da hatten die Neger verschlossene Ohren und felsenharte Herzen, und manche Thräne ist in dieser Gegend über das Widerstreben der Heiden ausgesäet worden. — Eine der wichtigsten Pflanzungen in dieser Gegend ist die Holzpflanzung Hannover. Hier hatten die Brüder nicht nur seit langer Zeit Zutritt gehabt, sondern der ihrer Mission geneigte Verwalter bemühte sich auch ihr Werk zu fördern; die Neger aber zeigten sich, mit Ausnahme einiger Weniger, fest entschlossen, bei ihrem alten Heidenthum zu verharren und „den neuen Glauben" von sich zu weisen. Als nun Bruder Menze bei einer im Jahre 1853 ausgeführten Reise in jene Gegend auch auf diese Pflanzung kam, fand er zu seiner Freude, daß der Verwalter ein eignes Haus für die Versammlungen hatte errichten lassen; es war ihm auch unterwegs hinterbracht worden, daß sich auf der Pflanzung ein sehr altes und hochberühmtes Götzenhaus befinde, dessen Vorhandensein aber von den Negern vor den Weißen sehr geheim gehalten werde. Dieser Götzentempel, hatte man ihm gesagt, stehe in solchem Ansehen, daß er sich ja hüten möchte, einen Angriff auf denselben zu machen, weil die Neger ihn auf's Aeußerste vertheidigen würden. — Als nun Bruder Menze auf der Pflanzung angekommen war, fand zuerst die feierliche Einweihung des neuen Versammlungshauses, zu welcher die Sklaven herbeibeordert wurden, statt. Bruder Menze weihete das Haus mit Gebet und sprach sich darauf sehr ernst-

lich gegen die Neger dahin aus, daß nun endlich der Teufelsdienst abgethan und der Götzentempel vernichtet werden müsse, damit Christus, der wahre und lebendige Gott den Sieg behalte, worauf er alsbald trotz des anfänglichen Widerstandes der Neger den erwähnten Tempel aufsuchte und alle darin befindlichen Götzen und Fetische zerstörte*).

Nachdem das Werk der Vernichtung der Götzen vollendet worden war, hielt Bruder Menze des Nachmittags für Alle, die kommen wollten, Versammlung, und siehe, es fanden sich Zuhörer ein, die dann auch still und ordentlich sich verhielten; es war, als ob Satans Macht und der Trotz der Heiden gebrochen wäre; Weiber, die früher wie rasend geworden waren, kamen schweigend und niedergeschlagen, aber ehrfurchtsvoll herbei; ja Einige erklärten sich reuig und baten um Verzeihung. — Aehnliches ereignete sich auf einer benachbarten Pflanzung, Prosperity, wo gleichfalls ein vielleicht über 100 Jahre altes Götzenhaus sich befand und von Bruder Menze in gleicher Weise geräumt wurde. — Die Missionsgeschwister, welche in Hannover an der Para das Evangelium verkündigten, hatten in der That keine leichte Arbeit, konnten jedoch am 16. Sept. 1855 in der Kirche 6 Personen taufen,*) worauf dann 22 Seelen sich meldeten, mit der Bitte, ihre Namen aufzuschreiben, weil sie der Gemeinde sich anschließen wollten. „Seit ungefähr 18 Jahren," bemerkten die Missionare, „haben wir im Ganzen 14 Kirchleute in der Para gehabt; nun werden an einem Tage 22 hinzugethan, und viele Andere sind nicht mehr fern vom Reiche Gottes. Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen."

In dem Jahresbericht von 1854 heißt es von der Mission in Surinam: „Es sind im verflossenen Jahre wiederum viele Heiden auf unsern Stationen und den von denselben aus bedienten Pflanzungen durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen worden, und die Gesammtzahl der in unserer Pflege stehenden Neger und Farbigen beläuft sich bereits auf mehr als 20000 Seelen."

Das Jahr 1855 zeichnete durch Errichtung von 2 neuen Stationen, Catharina Sophia und Nut en Schadelyk, sich aus. Die der Regierung gehörige große Holzplantage Andresa an der Kopenama, wo Schwester Voigt sich des Unterrichtes der Neger annahm, wurde von der Regierung vor längerer Zeit aufgeben, und sämmtliche „Negermacht" nach Catharina Sophia, einer Zuckerplantage an der Saramaka, versetzt***). Die Neger gingen ungern, und nur das Versprechen, daß Schwester Voigt bei ihnen bleiben und wo möglich auch ein Missionar bei ihnen wohnen werde, tröstete sie. Letzteres verzögerte sich indeß von Jahr zu Jahr, während Schwester Voigt schwach und krank nach Europa zurückkehrte. Endlich gab die Regierung nicht nur die Erlaubniß, sondern beschaffte auch die nöthigen Gebäude für die neue Station zu Catharina Sophia, und sagte sogar eine jährliche Unterstützung von 500 Fl. für den Unterhalt des Missionars zu. So zogen denn die bereits unlängst zu diesem Zwecke von Charlottenburg abberufenen Ge-

*) cf. Basler Missions-Magazin 1854, I. p. 57 f. — **) Ebendas. 1856, II. p. 62. ***) cf. Missionsbl. aus der Brüdergemeinde 1855, p. 197 ff.

schwister Dobler dahin, und am 22. Juli 1855 wurde die Kirche daselbst feierlich eingeweiht. „Um Catharina Sophia herum liegen 10—12 Plantagen, deren Sklaven, so viel die Herren dazu ihre Erlaubniß geben, an den regelmäßigen Gottesdiensten werden theilnehmen können; zu den weiter hinauf an demselben Fluß (der Saramaka) gelegenen Pflanzungen sollen so oft als möglich Besuchreisen unternommen werden. Von der Stadt aus kann man diese Plantage ohne Seefahrt vermittelst eines Kanals, der die Suriname mit der Vanika, einem Nebenflüßchen der Saramaka, verbindet, in zwei Tagereisen erreichen." — Eine weitere Thüre that der Herr der Brüdermission in diesem Jahre auf, indem sie noch eine neue Station auf der Pflanzung Nut en Schadelyk,*) am rechten Ufer der Commewyne, etwas weiter den Fluß hinauf, als die am linken Ufer liegende Station Lilienthal (Leliendal), anlegen konnten, wo Bruder Weyberg mit Frau und 3 Kindern am 21. November 1855 anlangte, und zunächst ein altes baufälliges Haus bezog, um den Bau der Kirche und des Wohnhauses zu leiten.

Die Neger der Umgegend hatten große Freude, nun auch eine Kirche in ihre Nähe zu bekommen, zu welcher bereits am 29. November der Grundstein gelegt werden konnte. Am 2. Dec. 1855 aber, als am 1. Advent, hielt Bruder Weyberg die erste Predigt in seinem Wohnhause, wobei sich an 200 Neger einfanden und große Aufmerksamkeit zeigten.

In demselben Jahre erlitt die Gemeinde zu Paramaribo einen schmerzlichen Verlust durch den seligen Heimgang des noch nicht dreißig Jahre alten treuen Schulgehülfen und Organisten Christian Andrian Graf,**) dem die Brüder das Zeugniß gaben, daß er ein Kind der Gnade im eigentlichen Sinne des Worts gewesen und gethan habe, was er konnte, bis er einging zu seines Herrn Freude.

Seit dem Beginn der Surinamschen Mission bis Mitte 1856 sind 310 Brüder und Schwestern dahin berufen worden, und 134 derselben in ihrem Dienste heimgegangen. Noch daselbst im Dienst standen um diese Zeit 58, von denen aber 4 im Begriff waren auszutreten, und 2 zur Erholung in's Vaterland kommen sollten. In ihrer Pflege standen Ende 1855 im Ganzen 21,345 Seelen, und zwar 2440 Kommunikanten, 5683 getaufte Erwachsene, 2986 getaufte Kinder, 10,236 noch nicht Getaufte incl. der für die Zeit ausgeschlossenen Getauften. Davon kamen auf den Distrikt:

Paramaribo mit Beeckhuizen, Station Paramaribo***)	5502,
Suriname, von der Stadt aus bedient,	3297,
Para, Plantage Hannover,	474,
Saramaka, Station Catharina Sophia,	1134,
Commewyne, Kottika, Charlottenburg, Herrendyk, Nuten Schadelyk,	5822,
Warappa-Creek, Annaszorg,	1862,
Untere Commewyne, rechtes Ufer, Nust en Werk,	813,
Untere Commewyne, linkes Ufer, Leliendal,	1406,
Coronie, Salem,	890,
(Bambey im Buschland — s. §. 1. — nach älterer Angabe	145).

*) cf. Missionsbl. aus der Brüdergemeinde, 1856, p. 92 ff. — **) Ebendas. 1855, p. 200 ff. — ***) s. den Plan derselben im Missionsbl. aus der Brüdergem. 1855, p. 111.

In dem genannten Jahre 1855 waren 711 Erwachsene und 489 Kinder in der Kolonie durch die Brüdermissionare getauft worden. Sie hatten aber Zutritt mit der Predigt des Evangeliums auf 176 (von den etwa 500 in der Kolonie befindlichen) Plantagen, während eine ziemliche Anzahl derselben ihnen noch verschlossen war.

„Wir können," so heißt es im letzten Ueberblick über das Missionswerk der Brüdergemeinde*) „zum Schluß**) die schon im Ueberblick vom Jahre 1848 gemachte Bemerkung wiederholen, daß das Missionswerk in Suriname noch einer großen Entwickelung fähig ist. Ein weites Feld liegt noch zur Bearbeitung vor uns; „des Landes ist noch sehr viel übrig einzunehmen;" das Heidenthum ist noch keineswegs verdrängt, und viele Tausende sind noch fern von dem Heil, welches in Christo Jesu ist. Die Anlegung neuer fester Posten, so weit unsere Kräfte reichen, muß fortwährend unser Augenmerk sein. Zur Bestreitung der Kosten dieses Werkes ist das Fortbestehen der dortigen Gewerbe durchaus nothwendig, und wir müssen es dem Heiland danken, daß Er unsern Geschwistern den Sinn erhält, sich um Seinetwillen auch in äußern Geschäften gern zu mühen, und was sie thun, Alles zu Gottes Ehre zu thun. Er erfülle auch in diesem Werke seine Verheißung: Dein Volk sollen eitel Gerechte sein, und werden das Erdreich ewiglich besitzen; als die der Zweig meiner Pflanzung und ein Werk meiner Hände sind, zum Preise."

§. 3. Die Mission unter den Negern in Britisch-Guiana.

Calwer Handbüchlein ꝛc. p. 546 ff.
Wiggers, Geschichte der evangelischen Mission II, 2, p. 444 f.

Das Britische Gebiet von Guiana, erst seit 1796 und 1803 den Holländern entrissen, reicht vom Flusse Korentyn bis zur Mündung des Moroco, etwa 90 Stunden lang. Außer den Gränzflüssen sind noch Hauptflüsse: der Berbice, der Demerary, der Essequibo, der größte von allen, dessen breite Mündung durch drei Inseln in vier Einfahrten getheilt wird, und der Pomeroon. Unter den etwa 100,000 Einwohnern sind 7000 Weiße, die übrigen meist Neger und Indianer. Der Gouverneur ist in der Provinz Demerary mit der Hauptstadt Georgetown, und die Provinz Berbice hat einen Untergouverneur. Seit das Land in den Besitz der Engländer gekommen, konnte es nicht fehlen, daß auch die Englischen Gesellschaften dieses Missionsgebiet in Angriff nahmen. Von der Mission der Kirchlichen Gesellschaft unter den Indianern daselbst haben wir bereits gehört (2. Heft, B, §. 3.). Auf die Neger in Britisch-Guiana richtete die Londoner Missionsgesellschaft ihr Augenmerk, welche bereits im Jahre 1807 den Miss. Wray dahin sandte, der auf der Plantage Le Resouvenir in **Demerary** (Demerara) unter 500 Sklaven seine Arbeit begann. Er fand so viel Begierde unter den Negern, daß schon im folgenden Jahre 24 getauft werden konnten, und die Bekanntschaft mit dem Evangelium verbreitete sich reißend schnell auch unter solchen Negern, die nie Gele-

*) Nachr. aus der Brüdergem. 1857, IX, p. 719 ff.
**) cf. Calwer Monatsbl. 1857, p. 15.

genheit hatten, es aus dem Munde des Missionars zu hören. Wray legte den Grund auch zu andern Stationen, und wurde seit 1812 auch im Distrikt Berbice nützlich. Wie überall in Westindien, so erfuhr auch er unter den Plantagenbesitzern verschiedene Stimmungen, und einmal wollte sogar die Kolonialregierung es auf gänzliche Unterdrückung der religiösen Versammlungen der Neger anlegen. Da wandte sich denn Wray an die Englische Regierung, und diese nahm sich entschieden der Mission an.

Ein Nachfolger Wray's auf Le Resouvenir war der durch sein unglückliches Ende berühmte, treffliche Miss. Smith.*)

John Smith wurde in einem Dorfe Englands den 27. Juni 1790 geboren. Sein Vater war als Soldat in Egypten gefallen; seine dürftige Mutter konnte Nichts an ihn wenden, doch lernte er in einer Sonntagsschule lesen und schreiben. Im 14. Jahre kam er zu einem Handelsmann in London in die Lehre, wo er sich durch Fleiß und gefälliges Betragen das Zutrauen und die Liebe der ganzen Familie erwarb. Die mannigfaltigen Versuchungen der Hauptstadt brachten ihn in große Gefahr, als er, im Frühling 1809 durch eine Predigt des Herrn Jones erweckt, auch andere fromme Prediger zu besuchen anfing, ohne jedoch Ruhe für seine Seele zu finden. Endlich kam er im Laufe des Jahres 1810 in die Kirche des bekannten Predigers Leifschild, „und als dieser," schreibt er selbst in seinem Tagebuch, „seinen Text aus dem Propheten Jesaias 55, 6. 7. vorlas: Suchet den Herrn, dieweil Er zu finden ist u. s. w., so war mir's, wie wenn ein Todter zum Leben aufersteht; mein Herz brannte von der Liebe Christi, ich hatte die Gewißheit der Vergebung meiner Sünden durch Sein Blut gefunden, und ich war bereit, mich Ihm ganz zum Opfer hinzugeben." Im November 1811 ward Smith als Lehrer einer Sonntagsschule angestellt, und hier erwachte das durch Lesen von Missionsschriften genährte Verlangen in seiner Seele, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. Nachdem er sein Anliegen dem Geschäftsführer der Londoner Missionsgesellschaft vorgebracht, der ihn zur ernstesten Prüfung und Ueberlegung seines Vorhabens aufforderte, vergingen noch zwei volle Jahre, ehe er als Kandidat des Missionsberufes aufgenommen und dem Prediger Sam. Newton zu weiterer Ausbildung übergeben ward.

Nachdem er sich für seinen Beruf gehörig vorbereitet, übertrug ihm die Committee den grade erledigten Posten Le Resouvenir in Demerara, wo er am 23. Februar 1817 nach einer glücklichen Seefahrt anlangte. Am Sonntag darauf kamen die Neger in sein Haus, ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und bald hatte er unter dem Segen des Herrn eine ansehnliche Negergemeinde gesammelt. Fünf- bis sechshundert derselben besuchten jeden Sonntag die Kirche mit größter Andacht, obgleich Manche derselben sich dabei blutigen Peitschenhieben ihrer Herren aussetzten.

Ein Sklave, Namens Tschingo, sang in der Versammlung vor. Sein Meister schrieb ihm täglich sein Tagewerk vor, und sagte öfters dabei: „Tschingo, bist du damit fertig, so magst du zur Kapelle laufen und beten." Einmal äußerte sich sein Herr gegen ihn: „Tschingo, ich bemerke, um eine Arbeit von euch Negern bald zu bekommen, ist's immer das Beste, wenn man euch sagt, daß ihr beten dürft, wenn ihr fertig seid. Tschingo gab ihm sehr verständig zur Antwort: „Mich froh, Massa weißt, Beten Alles thut."

Schon am Ende des ersten Jahres konnte Smith 150 Neger taufen; bald mußte auch die Kirche vergrößert werden, und die Negersklaven steuerten dazu von ihrer Armuth bei 2500 Gulden bei, wie sie denn auch ansehnliche Beiträge der Missionskasse zusandten. Im Jahre 1819 konnte er an seine Committee schreiben:

*) cf. Basler Missions-Magazin 1824, IV, p. 620 ff.

„Giebt es in dieser Welt irgend Etwas, das dem Herzen des Missionars eine Fülle von Freuden bereiten kann, so besteht dies darin, wenn er sehen darf, wie ganze Familien von Heiden das Evangelium Christi dankbar und begierig ergreifen, und zur Verherrlichung Gottes von nun an ihre Zeit zubringen. — Dies ist ein herrlicher Zins für das Kapital, das die britischen Christen auf die Negerwelt verwenden, denn es ist köstlich, auch nur Eine Seele aus dem Verderben gerettet zu haben. — Es gewährt mir ein hohes Vergnügen, Ihnen berichten zu dürfen, daß unsere bekehrten Neger sich sehr anständig betragen. In allen meinen Nachfragen nach dem Verhalten der Neger, welche die Kirche besuchen, die ich bei den Pflanzern anstellte, habe ich keinen einzigen derselben sagen hören, daß der Religionsunterricht sie verderbt habe, obschon Mehrere derselben, die dem Sklaven-Unterricht völlig abhold sind, uns versichern wollen, daß dieser Religionsunterricht sie verderben werde."

Smith's Wirkungskreis unter den Negern ward immer ausgedehnter und segensreicher. Ende 1823, in welchem Jahr er nicht weniger als 320 Neger taufte, und 61 Abendmahlsgenossen zählte, bestand die Gesammtgemeinde auf Le Resouvenir und den benachbarten Pflanzungen in nicht weniger als 2000 Seelen, die besonders durch eine christliche Sonntagsfeier sich auszeichneten, das Wort Gottes lieb hatten*) und einen christlichen Wandel führten.

Nur zu bald aber sollte der treue Knecht Gottes seiner gesegneten Wirksamkeit durch die Feinde des Evangeliums entrissen werden. Die im Jahre 1823 gefaßten Beschlüsse des Englischen Parlaments zur Verbesserung der Lage der Negersklaven waren auch nach Demerara gelangt, wurden aber den Schwarzen geheim gehalten. Ja, die armen Sklaven wurden noch härter gedrückt als zuvor. Dennoch verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der König und das Parlament hätten ihre Freilassung genehmigt, und da sie nichts Gewisses erfahren konnten, ward ihre Ungeduld und Unruhe immer größer, bis sie endlich in offnen Aufruhr ausbrach. Das gab den Feinden eine willkommene Gelegenheit, den Missionar, der vielmehr die Sklaven stets zur Ruhe und Geduld ermahnt hatte, der Theilnahme an diesem Aufstand zu beschuldigen. Er ward in's Gefängniß geschleppt und auf Grund falscher Zeugnisse von einem partheiischen Gericht zum Galgen verurtheilt. Zwar ward er von dem Könige von England begnadigt und durch die überzeugendsten Beweise seiner Unschuld vor seinen Landsleuten glänzend gerechtfertigt; aber er starb in seinem elenden Gefängnisse, ein Opfer der ihm widerfahrenen Mißhandlung, am 6. Februar 1824, von seiner trauernden Gattin und von allen Freunden der Mission schmerzlich beklagt. Noch 20 Jahre nach seinem Tode ward er von seiner Gesellschaft dadurch geehrt,**) daß die an Stelle der früheren, zu klein gewordenen, neu erbaute Kirche zu Georgetown, wo bereits seit 1809 Missionare der Londoner Gesellschaft arbeiteten, nach seinem Namen Smith-Chapel (Smithskirche) genannt wurde.

Eine andere Station dieser Gesellschaft ist Ebenezer***), auf der Westseite des Demeraraflusses, dicht am Meeresufer. Sie wurde im Jahre 1819 angelegt, in Folge der herzlichen und vereinigten Einladungen von Pflanzern und Negern, und die Arbeit des ersten Missionars,

*) cf. Missionsbl. f. K. 1849, p. 108. — **) Basler Miss. Mag. 1845, I, p. 129. ***) Calwer Missionsbl. 1850, p. 61.

Richard Elliot, war so gesegnet, daß bei seiner Rückkehr nach England im Jahre 1822 die Zahl der Personen, welche regelmäßigen Unterricht genossen, auf nicht weniger als 1000 gestiegen war, und die Zahl der eigentlichen Gemeindeglieder auf 200. Unter den beklagenswerthen Folgen des Aufstandes i. J. 1823 war auch das Aufhören dieser viel versprechenden Mission. Erst i. J. 1829 wurde sie wieder aufgenommen, und durch treue Knechte Christi für ihre Wiederbelebung Sorge getragen. Im Januar 1832 wurde die Pflege derselben von Missionar Scott übernommen, und durch Gottes Gnade ist sein Dienst am Evangelium für Viele ein Führer zum Leben geworden, so daß er selbst bei einem Jahresfest in London über die Mission in Guiana sich öffentlich aussprechen konnte:*)

„Es sind in dem Englischen Guiana 100,000 Einwohner, von welchen jetzt 50,000 christlichen Unterricht empfangen und gewöhnliche Zuhörer bei den öffentlichen Gottesdiensten sind. Etwa 18,000 stehen unter der Leitung der Londoner Agenten. Obgleich die aufgenommenen Neger nicht Alles sind, was wir wünschen können, so besitzen sie doch viele Eigenschaften, welche Christen unter besseren Umständen wohl anstehen würden. Namentlich zeigen sie einen Eifer, den Missionaren im Werke des Herrn beizustehen, der für diese in hohem Grade ermunternd ist. Es gab eine Zeit, da es den Missionaren nicht gestattet war, die Häuser der Leute zu besuchen; nun aber können sie, Gott sei Dank, in die Hütten, Gefängnisse und Wohnungen der Sterbenden gehen. Es ist dort ein junger Mann, der von Dorf zu Dorf das Wort Gottes gepredigt hat, und auf einem Landgute sind 74 Personen, deren Bekehrung großentheils den Arbeiten dieses jungen Mannes, nächst Gott, zuzuschreiben ist. Viele Erwachsene können lesen, und bemerkenswerth ist ihr Gebetseifer. Auf einer Station haben die Neger zu deren Unterhaltung in dem letzten Jahre 325 Pfund Sterling (à 12 Fl.) beigetragen, und eine andre erhält sich ganz aus eignen Mitteln; die übrigen Stationen beeifern sich des Gleichen, und meine Untergebenen unterschrieben nahe an 200 Pfund Sterling. Der friedlichste Geist besteht in der Kolonie unter Predigern und Leuten aller Gesellschaften."

So konnte Missionar Scott reden, noch ehe die Neger ihre volle Freiheit besaßen! Durch die Predigt des Wortes Gottes und den Einfluß christlichen Unterrichts waren die Leute vorbereitet, den Segen derselben zu schätzen und zu benutzen; und seitdem ihnen dies werthvolle Gut zu Theil geworden ist, haben sie an Verstandesbildung, Civilisation, Ordnung und Frömmigkeit beständig zugenommen.

Im Jahre 1841 ward auch Guiana zu einem Englischen Bisthum**) erhoben, mit den 3 Distrikten Demerara, Berbice und Essequibo. Die Regierung steuerte gleichfalls für Erweiterung und Ausbesserung von Kirchen, so wie für den Unterhalt von Geistlichen reichlich bei; die Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums aber bestimmte 500 Pfund Sterling zu einer in Demerara zu errichtenden Hochschule für die Erziehung von Jünglingen in den Lehren der Englischen Kirche. Bei alle dem setzten auch die Missionare der Londoner Gesellschaft ihre segensreiche Thätigkeit fort und freuten sich ihrer Erfolge.***) Eine neue Kapelle in Fredoom Chapel ward im Juni 1842 eröffnet; in Ebenezer eine neue Kirche gebaut und im September 1843 feierlich eingeweiht u. a. Die neue Kirche in Georgetown (1824) haben wir bereits erwähnt. Ende 1845 hatte die Londoner Gesellschaft in Deme-

*) Calwer Monatsbl. 1839, p. 173. — **) Basler Miss. Mag. 1842, IV, 193. cf. III, 168. — ***) cf. Calwer Monatsbl. 1850, p. 157.

rary 7 Stationen: Smith-Chapel in Georgetown, Ebenezer Chapel, Freedom Chapel, Canal Nr. 1, Montrose, Lusignan, Leguan-Insel; in **Berbice** aber 9, nämlich: Neu-Amsterdam, Lonsdale, Ithaca, Hannover, Rodborough, Fearm Chapel, Orange-Chapel, Brunswick Chapel, Albion Chapel.

Denn auch in **Berbice** waren die Missionare dieser Gesellschaft thätig, seit Missionar Wray 1812 diesen Distrikt betrat, und zunächst in der Hauptstadt Neu-Amsterdam unter den Negersklaven zu wirken begann. Wray war im vollen Sinne des Wortes „der rechte Mann am rechten Orte zu rechter Zeit." Kühn, vorsichtig und beharrlich überwand er jedes Hinderniß, und legte den Grund zu einer soliden und ausgedehnten Wirksamkeit.*) Im Jahre 1837 ging er nach beinahe dreißigjährigem Wirken, zu gleicher Zeit mit Missionar Howe in Hannover, zu seiner Ruhe ein, und hinterließ in der Stadt Neu-Amsterdam eine wohleingerichtete Kirche von etwa 250 Mitgliedern, und außerdem etwa ein halb Dutzend anderer Gemeinden in den Landdistrikten umher, deren Vater und Gründer er gewesen. Das schönste Zeugniß von dem Erfolge seiner Arbeit enthält der Brief**), in welchem ein bekehrter Neger, Thomas Lewis, (der später selbst als Prediger angestellt wurde, und von dem wir gern eine treffliche, von der Gattin des Missionars Howe nachgeschriebene Predigt***) über Röm. 6, 22 mittheilten, wenn der Raum es erlaubte), die Trauerbotschaft der Gesellschaft meldete und um einen ähnlichen Diener des Evangeliums bat.

Der nachfolgende Missionar Harris wurde leider schon nach wenigen Monaten ein Opfer des klimatischen Fiebers. Im Jahre 1839 aber zog Missionar Davis aus, um die Prediger- und Seelsorgerstelle in der Gemeinde zu Neu-Amsterdam zu übernehmen. Die Aufnahme, welche er dort gefunden, schildert er selbst†) in folgender Weise:

„Am Sonntag nach meiner Ankunft trat ich mein Amt in diesem Orte an; ich kann nicht genug beschreiben, wie freudig und dankbar sich die Leute zeigten, daß sie jetzt wieder einen Prediger hatten. Die Versammlung war sehr zahlreich und aufmerksam; und am Schluß des Gottesdienstes kamen fast Alle herbei und wollten ihrem neuen Massa die Hand reichen. Der größere Theil dieser Vormittagsversammlungen besteht aus Landleuten von den verschiedensten Pflanzungen umher. Da es zu weit für sie ist, um in die Stadt zum Abendgottesdienst zu kommen, halten sie selbst unter sich Versammlungen in den kleinen Kapellen, die sie auf den verschiedenen Pflanzungen erbaut haben. Diese Versammlungen werden von einer Art von Gemeinhelfern geleitet, die man Obermänner heißt. Zwei von ihnen, die sich durch Erkenntniß und Frömmigkeit auszeichnen, haben die Aufsicht über die kirchlichen Angelegenheiten auf jeder Pflanzung zu führen. In diesen kleinen Versammlungen repetirt der Obermann die Predigt, die sie am Morgen gehört haben, und „bricht sie in Stücke", wie sie es heißen; sie verstehen darunter das Verdeutlichen und Kleinmachen, das auch den Unwissendsten unter ihnen die Sache verständlich machen will. Und dies ist auch, wie man mich versichert, dem Volke allezeit viel lieber, als wenn diese Obermänner eine Ansprache hielten oder etwas von ihrem Eigenen hervorbrächten. — Vor 14 Tagen ging ich eines Abends zum ersten Mal auf eine dieser Plantagen, um den Leuten zu

*) cf. Basler Missions-Magazin 1828, II. p. 330. — **) Calwer Monatsbl. 1839, p. 173 f. — ***) Ebendas. 1849, p. 157 ff. Barmer Missionsblatt 1836, Nr. 17. — †) Calwer Missionsblatt 1842, p. 85.

predigen. Ihre kleine Kapelle, die 2 bis 300 Menschen faßt, war gedrängt voll Am Schluß der Versammlung dankten sie mir Alle laut und einstimmig, daß ich gekommen sei, und ihnen die guten Dinge gesagt habe, und fingen an, das Lied zu singen: „O das wird Freude sein ꝛc.", wie wenn sie ihrem von Liebe und Dankbarkeit überfließenden Herzen Luft machen wollten."

Ueber seine Wirksamkeit in Berbice, dessen tödtlichem Klima so mancher Missionar zum Opfer gefallen, wo auch er sammt seiner Gattin mehrmals an der Pforte des Todes stand, über die Leute, mit denen er es zu thun hatte, und über das, was das Evangelium an ihnen ausgerichtet, sprach Missionar Davis nach fünfjährigem Aufenthalte daselbst in einem Vortrag,*) den er 1845 in der Festversammlung der Londoner Missionsgesellschaft hielt, sich aus.

„Der größte Theil der Gemeinde in Neu-Amsterdam," sagt er in demselben, „besteht aus freigelassenen Negern. Diese Neger dachte ich mir als sehr häßliche, sehr schmutzige und sehr alberne Leute. Statt dessen fand ich sie, obwohl schwarz, angenehm aussehend, reinlich und verständig. Ich bin der Ansicht, daß sie sowohl dem Leibe als dem Geiste nach die Anlagen haben, das beste Volk unter der Sonne zu werden. Sie sind, um mich des schönen Ausdruckes von dem seligen Dr. Mason Good zu bedienen, „Gottes Ebenbild in Ebenholz geschnitzt." Adams Kinder sind sie freilich, das gebe ich zu, und ihre „fleischliche Gesinnung ist Feindschaft gegen Gott." Selbst bei denen, die nach unsrer Ueberzeugung durch die Gnade Gottes erneuert sind, giebt es noch viel, worüber wir zu trauern haben. Unwissenheit, Eigensinn und ein widerwärtiges Wesen finden sich oft neben den größten Vorzügen. Es kommt oft bei ihnen vor, daß die Extreme sich berühren, ihr Charakter ist voller Widersprüche. — Dagegen aber legen sie als ein christliches Volk so liebliche und auffallende Beweise von einem christlichen Charakter an den Tag, daß es wohl der Mühe werth ist, diese Züge etwas näher zu schildern, da dieselben ihre wahre Frömmigkeit ganz außer Frage stellen. — Was den christlichen Sinn meiner Gemeine im Allgemeinen betrifft, so denke ich, er steht eben so hoch, als der irgend einer Kirche, die ich jemals gesehen habe ꝛc."

In demselben Jahre 1845 wurde eine neue Kapelle**) zu Brunswick fertig. Etwa 8 Stunden von Neu-Amsterdam aufwärts am linken Ufer des Berbicefluſſes ward hier im August 1834 das erste Kirchlein errichtet. Dasselbe war aber allmälig fast ganz verfallen, und nachdem die Neger 1843 ein Wohnhaus für ihren Missionar zu Stande gebracht, machten sie sich auch an den Bau einer neuen Kirche, und als die monatlichen Unterzeichnungen und Einsammlungen immer noch nicht zu der erforderlichen großen Summe hinanreichten, da kam einer von den Leuten nach dem andern mit einem Säcklein voll Geld und sagte: „Massa, ich habe dieses Geld zusammengespart, um für mich ein neues Haus zu bauen; aber vielleicht wird das alte Haus nicht zusammenfallen, ehe die Kapelle fertig ist, da will ich es lieber zum Bau herleihen." Der Thätigste beim Bau war der Missionar selbst; aber als die Außenseite endlich fertig war, so daß man die Kapelle im Nov. 1845 einweihen zu können hoffte, da ward er, der von Kindheit an gesund gewesen, vom Fieber ergriffen, und am 1. August, dem Jahrestag der Negerbefreiung, ging er zur ewigen Ruhe ein. Am nächsten Morgen früh wurden seine sterblichen Ueberreste von Hunderten trauriger Neger in die neue Kapelle begleitet, und gerade an dem Orte beigesetzt, wo die Kanzel errichtet werden sollte, und von wo sie so sehnsüchtig gehofft hatten, ihn reden zu hören. Dieß war der erste Gottesdienst, der in dieser Kapelle gehalten wurde. Der zweite

*) Calwer Missionsbl. 1845, p. 94 ff. — **) Calwer Missionsbl. f. K. 1849, p. 2.

war die Taufe seines hinterlassenen Kindes. Kein Marmordenkmal erwähnt den Namen des seligen Alexander Mac Kellar, aber er ist tief eingegraben in die Herzen seiner Gemeinde und seiner Bekannten. — Der verwaisten Gemeinde zu Brunswick nahm der benachbarte Missionar Dalgliesch sich an, der erst wenige Jahre vorher die durch lange Verlassenheit von einem Seelsorger in Verfall gerathene Station Lonsdale unter dem Segen Gottes zu neuem Leben erweckt hatte, und ward dabei von einem Nationalgehülfen, James France,*) unterstützt, der das Kreolisch-Holländische sprach und in Brunswick wohnte.

Noch manchen erfreulichen Zug aus dem Leben der Negergemeinden in Berbice**) könnten wir mittheilen, müssen uns jedoch hier auf Eine Erzählung beschränken.

Im Jahre 1847 starb zu Neu-Amsterdam ein 60 Jahr alter Neger, Namens Sinket. Einige Jahre vorher war er lange und schwer krank gewesen, so daß man ihn seit einigen Monaten nicht mehr in der Kapelle gesehen hatte. Eines Sonntags nach der Predigt aber sah man ihn hereintreten und auf die Kanzel zukommen. Er bat den Missionar, der den Gottesdienst hielt, um die Erlaubniß, einige Worte zu seinen Brüdern und Schwestern reden zu dürfen. „Sehr gern, Sinket," erwiderte der Missionar, „rede nur! Ich bin froh, dich wieder im Hause Gottes zu sehen. Was hast du uns zu sagen?" — „Ich wünschte Gott Dank zu sagen," antwortete der Neger, „und daß alle meine Brüder und Schwestern Ihm auch mit mir Dank sagten, weil Er mir meine Gesundheit wieder geschenkt, und mir erlaubt hat, noch einmal hierher zu kommen. Und ich will mit diesem hier meinen Dank gegen Gott aussprechen." Damit zog er ein kleines, sorgfältig zusammengewickeltes Päckchen aus der Tasche, und legte es auf der Kanzeltreppe nieder. Hierauf fing er an, mit rührender Einfalt die Geschichte des kleinen Päckchens zu erzählen. Der Inhalt derselben war folgender: Als er krank wurde, hatte er den kleinen Garten, von dessen Ertrag er lebte, angesäet und bepflanzt. Weil aber die Jahreszeit sehr trocken war, und er sich während seiner langen Krankheit unmöglich mit seiner Pflanzung beschäftigen konnte, so hatte er sich gedacht, sein Garten werde nicht den geringsten Ertrag liefern. Um so mehr verwunderte er sich, als er nach seiner Wiedergenesung darnach sah, und gegen alle seine Erwartung eine sehr reichliche Erndte fand. So sah er sich auf einmal um 10 Dollars (25 Fl.) reicher, als er gerechnet hatte, und 10 Dollars sollten seinen Dank bezeichnen, indem er sie im Hause des Herrn für die Mission darbrachte.

Am 11. Mai 1854 feierte die große Londoner Missionsgesellschaft ihr sechszigstes Jahresfest in der Exeter-Halle. In dem Bericht derselben über das Jahr 1853—54 heißt es:***) „In Britisch-Guiana erhalten sich mehrere Gemeinden bereits selbst, und andere sind auf dem Wege dazu. Die Beiträge der Gemeinden in Demerara und Berbice allein betrugen im letzten Jahr 4429 Pfund. — In unsern Schulen in Berbice sind 1200 Schüler, und in denen von Demerara etwa 1400. — Ueber den trefflichen Unterricht in diesen Schulen sind unsere Brüder von der höchsten Kolonial-Behörde belobt worden."

Nicht lange, nachdem die Londoner Missionsgesellschaft ihre Thätigkeit in Britisch-Guiana begonnen, erstreckten auch die Methodisten ihre Missionsarbeiten in Westindien auf Demerara, welches zu dem St. Vincentdistrikt geschlagen wurde†). Von Georgetown dehnten sie ihre Wirksamkeit bald auf das 15 Stunden davon entfernte Mahaica und weiter auf Arabian-Coast aus, und die Negergemeinden, welche

*) Calwer Missionsbl. 1855, p. 21. — **) cf. Calwer Monatsbl. 1850, p. 153. ***) cf. Basler Missions-Magazin 1855, I., p. 130 f. — †) Ebendas. 1822, II, p. 192. 194 ff.

sie sammelten, zählten im Jahre 1822 bereits 1240 Seelen, welche die Versammlungen zahlreich und aufmerksam besuchten, und von denen die Missionare schon im Jahre 1819 schreiben konnten: „Es ist eine Wonne, diese schwarzen Sklaven so umsichtsvoll und richtig von der Schrift und den Erfahrungen ihres Herzens sprechen zu hören. Dieß muntert uns auf, in der Arbeit im Weinberg des Herrn nicht zu ermüden."

Ein Mann, der um diese Zeit in Geschäften Demerara besuchte, wohnte gelegentlich einer von etwa 50 Negern besuchten Betstunde bei. Man hatte den Negern gesagt, daß ein Oheim dieses Fremden als Missionar auf Otaheite arbeite, wo, wie sie bereits gehört, das Volk seine Götzen zerstört habe. Am Schluß der Erbauungsstunde ward einer der anwesenden Neger zum Gebet aufgefordert, und schüttete im Flusse des Gebetes sein volles Herz auch in folgender Bitte aus: „O barmherziger Gott, sei gnädig unserm Massa hier, der über die See herübergekommen ist. Wir danken Dir, daß Du ihn glücklich hergebracht hast. Er hat hier viel zu sehen, das seinem Herzen Gefahr bringen kann, aber, Du, o Herr, kannst ihn vor Allem bewahren. Behüte ihn vor Krankheit und bösen Menschen und mache ihn im Innern glücklich. Segne seinen frommen Oheim, der zu armen Leuten gesandt wurde, die einst zu einem Gott beteten, der nicht Gott ist. Hochgelobter Erlöser der Menschen! ich kann nicht eher ganz froh werden, bis Dein Heil sich über die Welt ausgebreitet hat, wie das Wasser des Meeres über den Boden." — Um dieselbe Zeit waren zwei Schiffe mit Sklaven, die in Demerara verkauft werden sollten, von der Insel Dominika gekommen. Unter den Sklaven befanden sich auch einige christliche Neger, und als eine Sklavin, die früher gleichfalls von Dominika gekommen, an Bord eines der Schiffe eilte, riefen ihre alten Bekannten ihr entgegen: „Wir hier! wir komm vom Wort Gottes! Wir hör das Wort Gottes in Dominika; aber wir nicht wiss, ob wir hier das Wort Gottes mehr hör. Ach, wir Unglückliche! Uns nicht sorg, wohin sie uns bring, wenn wir nur das Wort Gottes hör." — Als sie aber vernahmen, daß sie auch in Demerara eine Kirche und Missionare fänden, da umarmten sie sich voll Entzücken, stürzten jubelnd aufs Verdeck, und riefen, so laut sie konnten, ihren Kameraden auf dem andern Schiffe zu: „Seid gutes Muthes; auch hier ist die Kirche Gottes!"

In dem Bericht der Methodisten-Missionsgesellschaft vom Jahre 1826 heißt es u. A. über Demerara*): „Wir können von dieser Mission in Wahrheit sagen: Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. — — Unsere Versammlungen sind im verflossenen Jahre zahlreich, geordnet und aufmerksam gewesen. — Eine große Anzahl Neubekehrter, besonders junger Neger, wurde zu der Gemeinde hinzugethan; und für viele unserer alten Neger ist es hohe Wonne, sehen zu dürfen, wie ihre Kinder, für die sie so lange und inbrünstig gebetet haben, dem Herrn sich übergeben. — — Seit der letzte Negeraufruhr (1823) gestillt ist, haben unsere Versammlungen sehr zugenommen, das Verlangen nach Religionsunterricht ist ungemein groß. — Unsere Gemeinden bestehen hier in 9 Weißen, 182 freien farbigen Leuten, und 1392 Negersklaven; und unsere Schule wird von etwa 126 Schülern besucht."

Auch in den folgenden Jahren ging die Arbeit der Methodisten in Demerara, besonders zu Mahaica, wo die Gemeinde im Oktober 1827 bereits 1200 Seelen zählte, in reichem Segen fort,**) und das Evangelium brachte auch hier eine große Umwandlung in den sittlichen Zuständen der Neger hervor.

Stürme und Verfolgungen, wie sie im Anfang der dreißiger Jahre über die Westindische Mission überhaupt ergingen, blieben auch in Demerara nicht aus, wurden aber überstanden und dienten auch hier nur

*) Basler Miss. Mag. 1828, II., p. 234. — **) Ebendas. 1830, II., p. 322.

dazu, das Werk des Herrn zu befestigen und ihm später nach der erfolgten Freilassung der Neger ein desto gedeihlicheres Wachsthum zu verleihen. — Noch im Jahre 1849 taufte Missionar Bickford in Demerara auch einen der Singalesen*), die von Ceylon nach Guiana gekommen, um da ihr Brot zu verdienen. Er hatte schon in seinem Vaterlande Lesen und Schreiben in einer Missionsschule gelernt, sich aber stets eigensinnig geweigert, in der Bibel zu lesen. Der Erfolg zeigte jedoch, daß die damaligen Ermahnungen nicht vergeblich waren.

Und es ist nichts vergeblich, was wir für die armen Heiden thun, und sollten sie es uns auch erst im Himmel danken, wie jene fromme Negerin, die Missionar Scott in Demerara an ihrem Sterbebett besuchte. Er nahm Abschied von ihr, als würde er sie in dieser Welt nicht wieder sehen; aber in dem Augenblicke, wo er gehen wollte, gab sie ihm durch Zeichen zu verstehen, sie habe ihm noch etwas zu sagen. Er trat zu ihr hin, und sie fragte ihn mit sterbender Stimme: „Wen werde ich im Himmel sehen?" — „Jesum", antwortete der Missionar, „denn Er wird erscheinen auf Seinem Throne als das Lamm, das geschlachtet ist." — „Ja, ja, ganz recht; aber wen werde ich sonst noch sehen?" — „Alle Gläubigen der vergangenen Zeiten sind jetzt im Himmel; dort wirst du ihnen begegnen." — Sie war immer noch nicht zufrieden, und fragte weiter: „Werde ich auch die Mitglieder der Missionsgesellschaft sehen?" — „Verlangst du denn, sie zu sehen?" fragte Missionar Scott. — „O ja, ja, Massa, damit ich ihnen sagen kann: Dank für das Evangelium!"

*) Basler Missions-Magazin 1850, I, p. 188.

Druck von Velhagen u. Klasing in Bielefeld.

P 841

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: March 2010

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 010 742 537 8